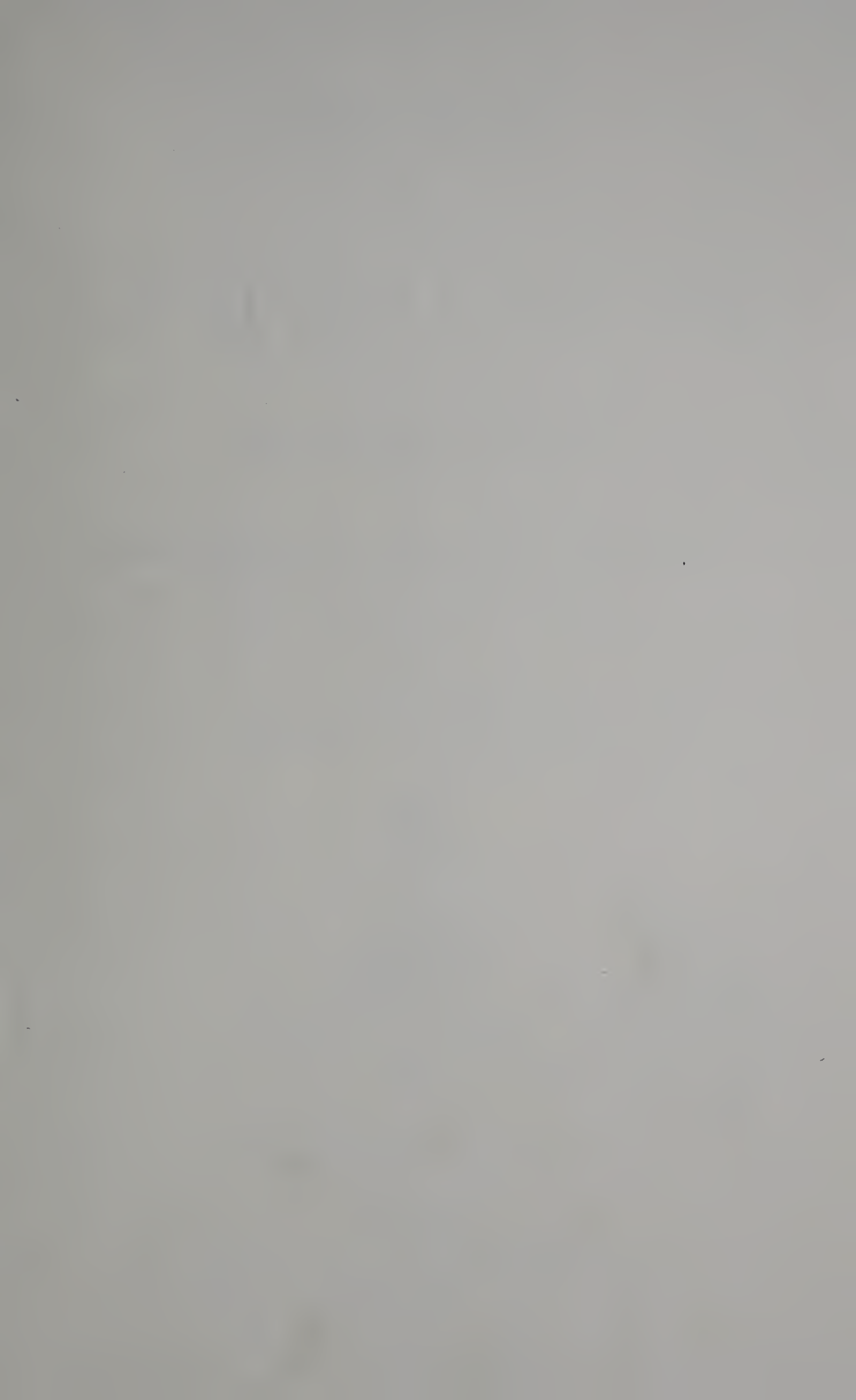








ZEITSCHRIFT

FÜR

ETHNOLOGIE.

Organ der Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Unter Mitwirkung des zeitigen Vorsitzenden derselben,

R. Virchow,

herausgegeben von

A. Bastian und **R. Hartmann.**



Zehnter Band.
1878.

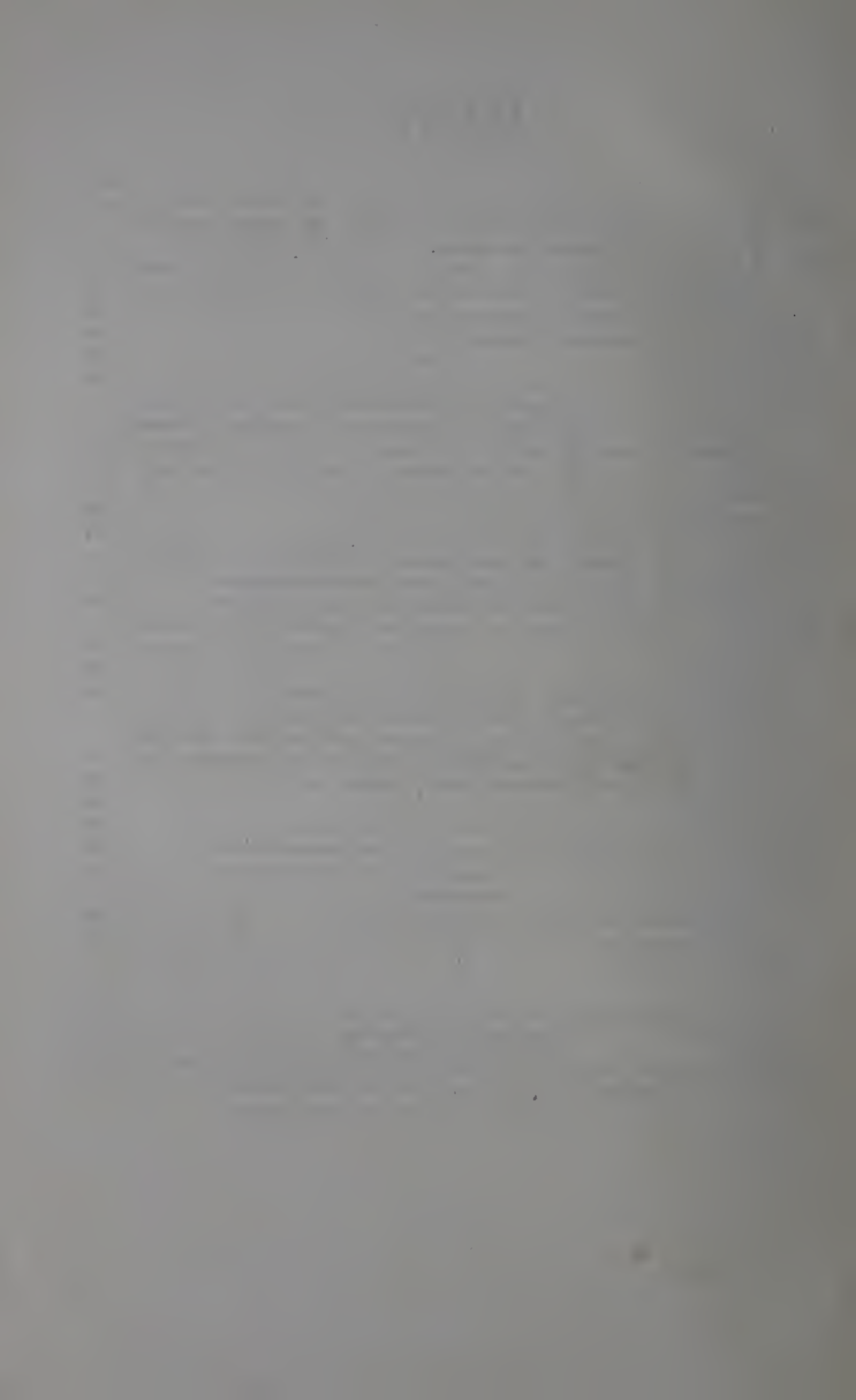
Mit 23 lithographirten Tafeln.

Berlin.
Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey.
(Paul Parey.)

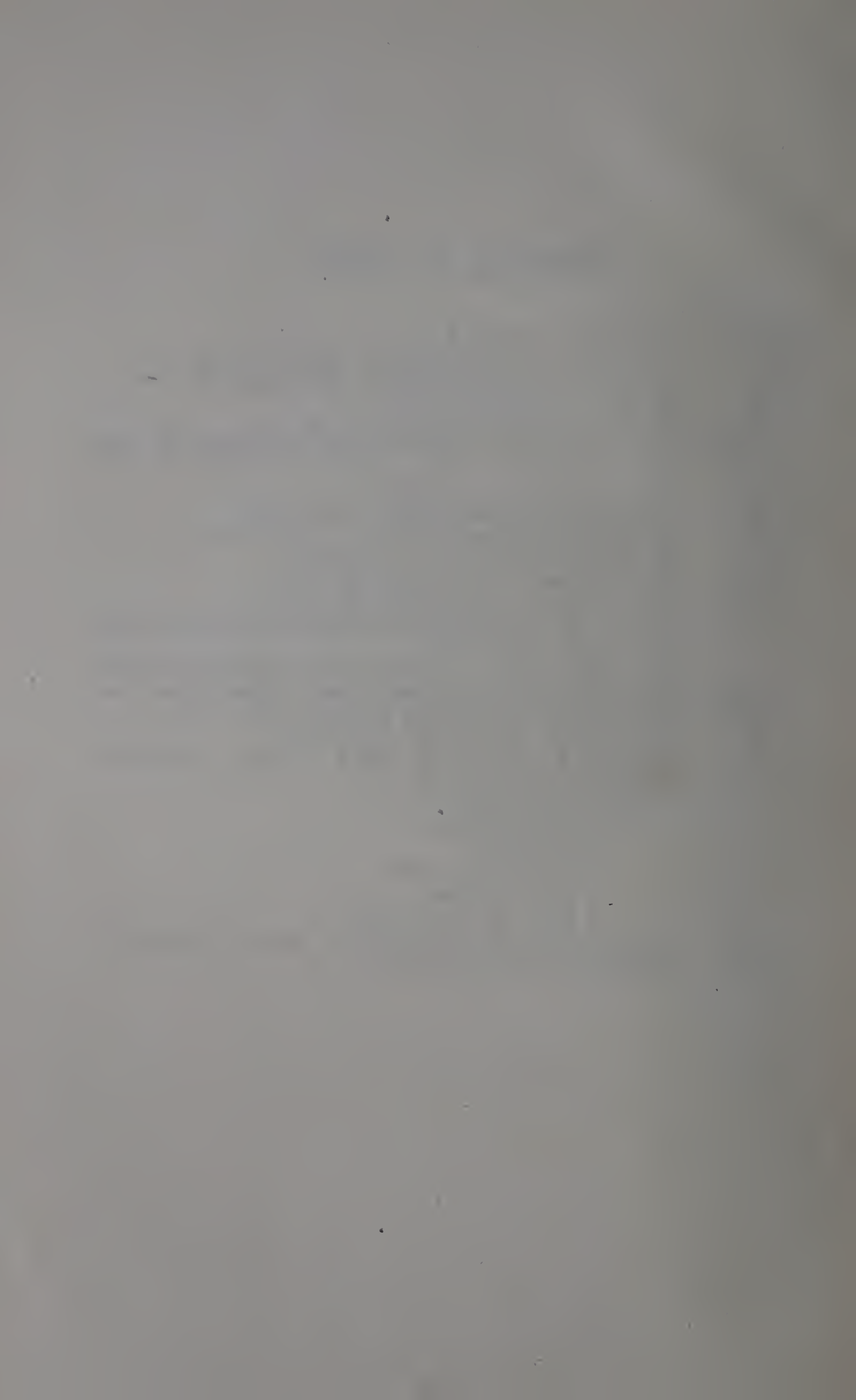
Inhalt.

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte unter besonderer Paginirung.

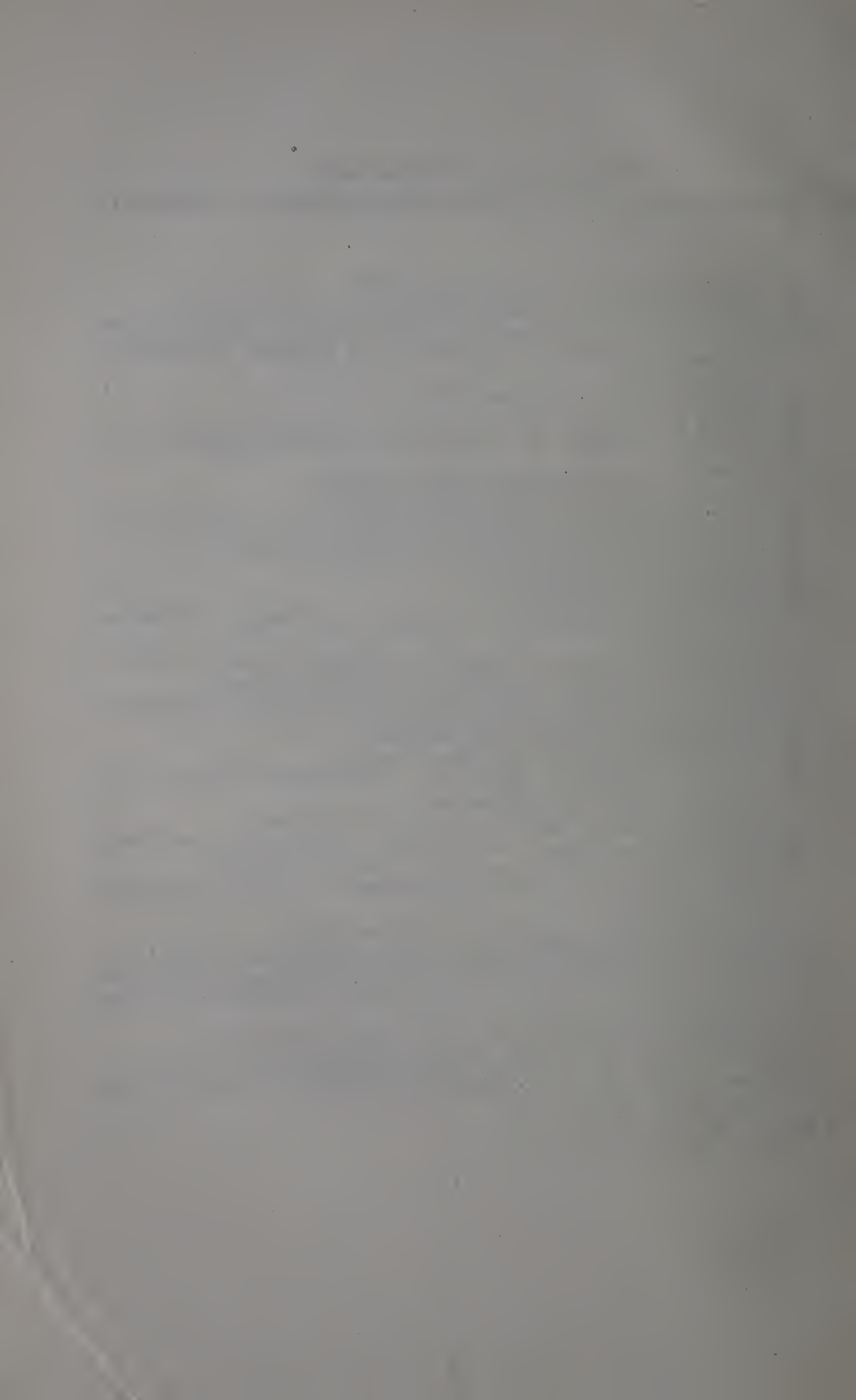
(Ein specielles Inhalts-Verzeichniss der Sitzungen, sowie ein alphabetisches Namen- und Sach-Register befinden sich am Schluss der Verhandlungen.)



Erklärung der Tafeln.



Verzeichniss der Holzschnitte in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft.



Crania Prussica.

Zweite Serie.

Ein weiterer Beitrag zur Ethnologie der preussischen Ostseeprovinzen.

Von

Dr. **Lissauer**
aus Danzig.

Mit vier Tafeln und einer Tabelle.

Einleitung.

Vor einigen Jahren [1]) hatte ich eine Reihe von prähistorischen Schädeln aus den jetzigen Provinzen Ostpreussen, Westpreussen und Pommern beschrieben, welche mich zu der bestimmten Anschauung führten, dass längs der südlichen Küste der Ostsee zuerst eine dolichocephale, höchst wahrscheinlich germanische Bevölkerung ansässig gewesen, welche sich später mit brachycephalen Einwanderern mehr oder weniger vermischt habe. Seitdem habe ich mich bemüht, mehr Schädel zu sammeln, mit möglichst genauer Signatur der Zeit, aus welcher sie stammen und des Ortes, an dem sie gefunden, und es ist mir so gelungen, besonders durch zwei grössere Funde, neue wichtige Beiträge zur Ethnologie der preussischen Ostseeprovinzen zu gewinnen, welche nicht nur für die Frage über die ursprüngliche Bevölkerung der Provinz Preussen, sondern auch für die Frage über die ethnologische Bedeutung der dolichocephalen Schädel überhaupt von hohem Interesse sein dürften.

Ich werde abermals zunächst ganz objektiv die einzelnen Schädelfunde in ihren archäologischen und anthropologischen Beziehungen beschreiben und abbilden, so dass sowohl der Archäologe als der Anatom seine eigene Diagnose machen kann und dann in einem ethnologischen Theil die Resultate ziehen, welche mir aus dem Thatbestand zu folgen scheinen. Bevor ich aber zur Sache selbst übergehe, halte ich einige Worte für erforderlich, um meine Stellung zu den neuen Reformbestrebungen in der Craniometrie zu kennzeichnen. [2])

1) Zeitschrift f. Ethnologie 1874, S. 188 u. folgd.

2) Geschrieben im August 1877.

Ich halte die von Spengel und v. Jhering angeregten Bedenken gegen die alte Göttinger Messmethode aus theoretischen Gründen für vollständig gerechtfertigt, weil man mathematisch allerdings nur so messen kann, dass man die Durchmesser parallel oder rechtwinklig zu einer bestimmten Grundlinie des Schädels projicirt. Da aber dieses Messsystem wesentlich von der Wahl der Grundlinie abhängt und gegenüber der v. Jhering'schen Horizontalebene von Schmidt doch wesentliche Vorzüge der zweiten Göttinger Ebene (oberer Rand der Ohröffnung) nachgewiesen sind, so habe ich es vorgezogen, bis eine allgemeine Vereinbarung hierüber getroffen sein wird, die von Ecker modificirten Göttinger Masse beizubehalten, um so mehr, als durch die beigegebene geometrische Zeichnung und die Beschreibung der Schädel jede erwünschte Aufklärung erhalten werden kann.

Was aber dasjenige Mass betrifft, auf welches die mathematische Messmethode vom wesentlichsten Einfluss ist, das Höhenmass, so halte ich die sogenannte aufrechte Höhe von Ecker für die allein richtige, weil sie nicht nur in den meisten Fällen den wirklichen Ausdruck der grössten Höhe giebt, sondern auch zugleich das Mass rechtwinklig zur Horizontalebene angiebt. Ich kann durchaus nicht Gildemeister[1]) beistimmen, dass der vordere Rand des foramen magnum beim Menschen ausnahmslos den am tiefsten gelegenen Punkt in der Medianlinie der Grundfläche bildet; aus den Schmidt'schen Tabellen geht schon, wie Spengel bemerkt, hervor, dass dies nicht der Fall ist und ich muss aus meinen Messungen constatiren, dass bei der Göttinger Horizontalebene der hintere Rand des foramen magnum viel häufiger tiefer liegt, als der vordere. Dasselbe giebt Hölder[2]) an. Indess habe ich eine Reihe von anderen Massen in der Tabelle hinzugefügt, um die Vergleichbarkeit der Schädel mit anderen zu ermöglichen: in dieser Rücksicht auf andere Forscher scheint mir überhaupt die Möglichkeit gegeben, zu einer allmählichen Einigung über das Messsystem in der Praxis zu kommen, weil mit der Zeit die unwesentlichen Masse von selbst eliminirt werden. Auf einen Mangel muss ich aber hinweisen, den die neuen Massschemata von Gildemeister[1]) und Spengel[3]) haben, dass sie das foramen magnum ganz ausser Acht lassen, während Hölder dasselbe in seinem letzten Schema, welches überhaupt das beste sein dürfte, wohl berücksichtigt. Die Grösse des foramen magnum ist bei verschiedenen Rassen so auffallend verschieden, dass dessen Masse bei keiner Schädelmessung fehlen dürfen und zwar nicht bloss das relative, sondern gerade die absoluten Masse.

Was aber die Prognathie betrifft, so scheint mir bis heute die nähere Beschreibung der besonderen Art viel wichtiger zu sein, als irgend eine der üblichen Zahlenangaben, bei denen ganz verschiedene Schädelformen in eine

1) Archiv f. Anthropologie X. B., S. 6 folgd.
2) Correspondenzbl. d. G. f. Anthrop. 1877. Nr. 3, 4. S. 20.
3) Zeitschrift f. Ethnologie 1877, S. 142.

und dieselbe Gruppe und umgekehrt verwandte in ganz verschiedene gebracht werden. Eine genaue Angabe über die Entwickelung und Stellung der Nase und des Kiefers ist für die Beurtheilung der Prognathie unerlässlich.[1])

I. Schädel der Pommerellen oder Kassuben.

A. Fundgeschichte und anatomischer Theil.

In dem westlichen Winkel des Carthäuser Kreises, nahe der pommerschen Grenze, liegt an den Quellen der Stolpe, welche bald nach ihrem Ursprung das westpreussische Gebiet verlässt, das Kirchdorf Sullenczyn. Entfernt von jeder grösseren Stadt und jeder Verkehrsstrasse, war das Dorf überhaupt sehr schwer zu erreichen, bis vor wenigen Jahren eine schöne Chaussée von dem Kreisdorf Carthaus aus hingeführt wurde; jedenfalls lag es soweit ab von jedem Verkehr, dass seine autochthonen Einwohner noch heute eine nur sehr primitive Cultur zeigen. Im Jahre 1875 nun musste die dortige katholische Kirche neu gebaut werden, und als man den Boden der alten abgebrannten Kirche umgrub, stiess man auf alte Gräber. Herr Kreisbaumeister Apolant, welcher den Bau leitete und meine ethnologischen Untersuchungen mit grossem Interesse unterstützte, war so freundlich, mir eine Reihe von Schädeln zu sammeln und zuzuschicken; dieselben befinden sich jetzt in der Sammlung der hiesigen naturforschenden Gesellschaft.

Ueber das Alter der Kirche selbst theilte mir Herr Apolant auf Grund der vom Herrn Pfarrer Zorawski in Sullenczyn aus dem Kirchenbuch entnommenen Notizen folgendes mit: „Die Kirche zu Sullenczyn ist ausweislich im Jahre 1617 consecrirt[2]), wird also etwa 1616—17 erbaut worden sein. Auch sagt eine ziemlich verlässliche Ueberlieferung, wo sie nicht ganz sicher ist, dass auf dem Platze, an dem die Kirche stand, früher eine Kapelle gestanden, in der von Parchau aus, der späteren Mutterkirche von Sullenczyn, Andacht abgehalten wurde und um welche herum die Todten von Sullenczyn und Umgegend beerdigt worden sind. Es lässt sich wohl mit Sicherheit behaupten, dass die erste Kapelle sehr viel kleiner war, als die später erbaute Kirche. Da nun die jetzige Kirche in ziemlich denselben Dimensionen ausgeführt ist, die die abgebrannte hatte, die übersandten Schädel aber hauptsächlich aus dem Innern der Kirche entnommen sind, so darf wohl als ganz sicher angenommen werden, dass Sie im Besitz der ältesten in Sullenczyn vorhandenen Schädel sind.“

---

1) Archiv f. Anthrop. V, S. 422.

2) Töppen sagt in seiner historisch-comparativen Geographie von Preussen, Gotha 1858, S. 304, bei der Aufzählung der pommerellischen Kirchspiele von 1642: Solecino (Sullenczyn, damals neu erbaut).

Beschreibung der Schädel.

(Hierzu Tafel I.)

Sullenczyn I.[1]) (Fig. 1) Der Schädel ist bis auf die Zähne vollständig erhalten, er ist glatt und leicht braun gefärbt, die Nähte sind noch alle vorhanden, viel verästelt, in der grossen Fontanelle sind 2 Schaltknochen. Die Muskelleisten sind stark entwickelt, die tubera frontalia und parietalia deutlich: die untersten tardivi brechen eben durch. Mann von 20—25 Jahren.

Norma verticalis. Breit eiförmig mit vorn abgebrochener Spitze; schwacher Frontalkamm.

Norma temporalis. Die Mittellinie steigt schräg zur Stirn an, verläuft dann mehr horizontal bis zum Scheitel, von wo sie in einem ununterbrochenen Bogen über das Hinterhaupt hinabsteigt. Die Schläfengegend mässig gewölbt. Das Gesicht ist orthognath und zeigt nur einen mittleren Grad von intermaxillarer Prognathie[2]) mit stark ausgebildeter fovea intermaxillaris über dem zweiten Schneidezahn.

Norma occipitalis. Fast kreisförmig.

Norma frontalis. Stirn breit und niedrig, arcus superciliares schwach entwickelt, Augenhöhlenöffnungen etwas klein, Nasenwurzel breit und flach, Nasenbein lang und breit, die fovea maxillaris sehr tief. Die Jochbeine sind auf der Gesichtsfläche nach hinten abgeschrägt, während der untere Rand nach vorn absteht; der hintere Rand des Stirnbeinfortsatzes zeigt eine starke spina malaris, die vordere Fläche des Körpers nur eine geringe tuberositas malaris[3]). Die Zähne sind gut erhalten, die Aeste des Unterkiefers fast gerade aufsteigend, das Kinn ist breit.

Norma basilaris. Das foramen magnum ist gross, fast oval; die proc. pterygoidei stehen fast gerade, der Gaumen ist lang und schmal und zeigt in der Mitte einen schwachen Längswulst. Die Schläfengruben sind tief und kurz, die arcus zygomatici gewunden, die proc. mastoidei klein.

---

1) Dies ist die Bezeichnung, welche die Schädel in der Sammlung führen.

2) Ich halte es für wichtig, die Fälle, wo nur der Theil des proc. alveolaris, welcher dem os intermaxillare entspricht, prognath ist, von jenen zu unterscheiden, wo der ganze processus alveolaris prognath erscheint; das erstere kommt oft bei sonst ganz orthognathen Menschen vor, das letztere nur bei wirklich prognathen Schädeln. S. meine Abhandlung über die Ursachen der Prognathie, Archiv f. Anthropologie V, S. 422.

3) Wir verstehen unter tuberositas malaris jene Rauhigkeit, welche auf der Gesichtsfläche des Körpers des os zygomaticum von dem Ansatz der musculi zygomatici zu sehen ist, unter spina malaris dagegen jenen Stachel, welcher am hinteren Rande des proc. frontalis ossis zygomatici von dem Ansatz der fascia temporalis zuweilen auftritt.

Masse in Millimetern:		Verhältnisszahlen:	
A = grösste Länge [1])	= 175	Längen-Breiten-Index	A : B = 82,9
B = grösste Breite	= 145	Längen-Höhen-Index	A : C = 81,1
C = aufrechte Höhe	= 142	Höhen-Breiten-Index	B : C = 97,9
D = Länge des Hinterhauptes Ecker	= 96	Grösste Länge zur Hinterhauptslänge	A : D = 54,8
HC = Horizontale Circumferenz	= 515		

Sullenczyn II. (Fig. 2) An diesem Schädel fehlt der ganze Gesichtstheil, nur das rechte os zygomaticum ist erhalten. Die Nähte sind noch alle vorhanden, die symphysis spheno-basilaris geschlossen. Die Muskelleisten sind kräftig entwickelt, die tubera front. und pariet. deutlich. Mann von 25—30 Jahren.

N. verticalis. Breit eiförmig mit vorn abgebrochener Spitze.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt mehr gerade zur Stirne auf, verläuft dann fast horizontal bis zum Scheitel, von dort bogenförmig zur Hinterhauptsschuppe hinab, welche einen deutlichen Absatz bildet. Das os zygomaticum zeigt auf der Gesichtsfläche des Körpers nur eine geringe tuberositas, ebenso der Stirnbeinfortsatz nur eine geringe spina.

N. occipitalis. Breites Fünfeck mit abgerundeten Winkeln und Seiten, nähert sich dem Kreise.

N. basilaris. Im Ganzen breit, das foramen magnum gross, die Schläfengruben sind tief und kurz, die Jochbogen gewölbt, die proc. pterygoidei gerade nach aufwärts gerichtet, die pr. mastoidei klein.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 175		A : B = 81,1
B = 142	HC = 520	A : C = 77,7
C = 136		B : C = 95,7
D = 98		A : D = 56,0

Sullenczyn III. (Fig. 3) Der Schädel ist bis auf den Unterkiefer ganz erhalten, von brauner Farbe, leicht und glatt, die Nähte sind noch offen, auch die symphysis spheno-basilaris ist noch nicht geschlossen. Die Muskelleisten sind schwach entwickelt, die tubera frontalia und parietalia deutlich. Die Zähne sind noch gar nicht abgenutzt, die tardivi noch nicht durchgebrochen. Frau von 18—20 Jahren.

N. verticalis. Breit eiförmig mit vorn abgebrochener Spitze. Die Stirnnaht ist in ihrem Verlaufe noch dentlich zu verfolgen, nur in der Mitte ist sie obliterirt.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt zuerst fast gerade aufwärts, biegt

---

1) Ich werde später nur diese Buchstaben gebrauchen und verstehe darunter immer nur die hier beigeschriebene Bedeutung.

dann winklig um und verläuft fast horizontal bis zum Scheitel, von dort schräg zur kleinen Fontanelle, wo die Hinterhauptsschuppe sich zapfenartig ansetzt. Das Gesicht orthognath.

N. occipitalis. Breites niedriges Fünfeck mit abgerundeten Winkeln und Seiten, nähert sich der Ellipse. In der Lambdanaht sind sehr viele Spaltknochen vorhanden.

N. frontalis. Das Gesicht ist niedrig und breit, Stirn mittelhoch und breit, die Nasenwurzel flach und schmal; die Nasenbeine sind klein, die fovea maxillaris ist tief. Am Körper des Jochbeines ist die tuberositas malaris und an dessen Stirnbeinfortsatz die spina malaris nur angedeutet.

N. basilaris. Das foramen magnum ist mittelgross, oval, die proc. pterygoidei stehen fast vertical, die proc. mastoidei sind klein, der Gaumen ist flach und kurz und zeigt in der Mitte einen schwachen Längswulst. Die Schläfengruben sind tief, die Jochbogen gewölbt und gewunden.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 170		A : B = 82,4
B = 140	HC = 510	A : C = 74,7
C = 127		B : C = 90,7
D = 94		A : D = 55,3

Sullenczyn IV. Der Schädel ist zwar bis auf den Unterkiefer vollständig erhalten, allein die Kranznaht ist auseinadergegangen, so dass sie weit klafft. Wenngleich die Knochen sich beim Messen zusammendrücken lassen, so wird das Längenmass A immerhin einige Millimeter zu gross ausfallen. Die übrigen Nähte sind ebenfalls noch nicht obliterirt, auch die symphysis spheno basilaris ist noch offen. Die Muskelleisten sind schwach entwickelt, die tubera front. sind kenntlich, die parietal. undeutlich. Die tardivi sind durchgebrochen. Frau von 20 Jahren.

N. verticalis. Breit eiförmig.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt fast gerade zur Stirne auf, läuft dann ziemlich horizontal zum Scheitel, von dort in ununterbrochenem Bogen um das Hinterhaupt. Das Gesicht ist orthognath.

N. occipitalis. Breites niedriges Fünfeck mit abgerundeten Seiten und Winkeln, nähert sich der Ellipse.

N. frontalis. Die Stirn ist breit und niedrig, die arcus superciliares sind gut entwickelt, die fovea maxillaris ist seicht, von dem Jochbein ist die tuberositas und die spina malaris nur angedeutet.

N. basilaris. Das foramen magnum ist gross, oval, der Gaumen gross und breit, ganz flach, die proc. pterygoidei stehen gerade aufwärts.

Masse:	Verhältnisszahlen:
A = 178? (zu gross)	A : B = 80,3
B = 143	A : C = 71,9
C = 128	B : C = 89,5

Sullenczyn V. (Fig. 4) Der Schädel ist bis auf den Unterkiefer gut erhalten. Die Muskelleisten sind kräftig entwickelt, die tubera front. und parietal. sehr deutlich. Von den Nähten sind die sagittalis, coronalis inferior, die spheno-frontalis und spheno-parietal. obliterirt, die übrigen fein verästelt. Die Zähne sind nicht abgeschliffen, die tardivi vorhanden. Kräftiger Mann von 40 — 50 Jahren.

N. verticalis. Sehr breit eiförmig mit vorn abgebrochener Spitze. Schwacher Frontalkamm.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt sanft geneigt zur hohen Stirn an, verläuft dann ziemlich horizontal zum Scheitel, von da mehr vertical zur Spitze der Hinterhauptsschuppe, welche mit kleinem Absatz und leicht gewölbt sich anschliesst. An der grossen Fontanelle ist eine kleine Vertiefung. Das Gesicht ist orthognath.

N. occipitalis. Fast kreisförmig.

N. frontalis. Die Stirn ist breit und schön gewölbt, die Oeffnungen der Augenhöhlen sind gross, die arcus superciliares kräftig, die Nasenwurzel ist schmal, die Nasenbeine sind lang und breit, ganz nach unten gerichtet; die Gesichtsfläche des Körpers des Jochbeins ist mehr nach hinten abgeschrägt, tuberositas und spina malaris sind sehr stark entwickelt, die fovea maxillaris stark vertieft.

N. basilaris. Das Foramen magnum ist breit, eiförmig, die Schläfengruben sind tief, die Jochbogen stark gebogen, die processus pterygoidei gerade aufgerichtet, die pr. mastoidei klein, die Gefässlöcher gross; der Gaumen ist breit und kurz, in der Mittellinie vertieft.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 178		A : B = 82,6
B = 147	HC = 518	A : C = 79,8
C = 142		B : C = 96,5
D = 93		A : D = 52,2

Sullenczyn VI. (Fig. 5) Es ist nur die Calvaria mit halbem Gesichtsschädel vorhanden. Die Nähte sind vielfach verästelt; die sagittalis, coronal. inferior und spheno-frontalis schon obliterirt. Die Muskelleisten sind kräftig entwickelt, die tubera frontalia und parietal. undeutlich. Mann von 30—50 Jahren.

N. verticalis. Verlängert eiförmig. Schwache Kammbildung auf dem Scheitel.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt schräg nach hinten auf bis zur

grossen Fontanelle, läuft dann mehr horizontal bis zum Scheitel, von dort schräg nach abwärts über das Hinterhaupt, welches keinen Absatz bildet. Das Gesicht ist orthognath.

N. occipitalis. Breit, nähert sich dem Kreise.

N. frontalis. Die Stirn ist niedrig und schmal; die arcus superciliares sind stark entwickelt, die Nasenwurzel ist schmal, der Körper des Jochbeines flach und gerade nach unten gerichtet, die tuberositas malaris schwach, spina malaris fehlt, die fovea maxillaris ist seicht.

N. basilaris. Defect. Die Schläfengruben sind tief, die Jochbogen lang und gebogen, die processus pterygoidei gerade nach oben gerichtet, die proc. mastoidei gross. Der Gaumen zeigt in der Mitte einen deutlichen Längswulst.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 183		A : B = 77,0
B = 141	HC = 537	A : D = 48,6
D = 89		

Sullenczyn VII. An diesem Schädel sind die Knochen der rechten Schläfengrube (ala magna und arcus zygomaticus) defect. Die Nähte sind noch klaffend, am meisten die coronalis, so dass die grösste Länge A dadurch länger erscheint, als sie ursprünglich war; die symphysis spheno-basilaris ist verknöchert, die tardivi sind durchgebrochen. Die Muskelleisten sind kräftig, die tubera frontal. und parietal. deutlich. Mann von etwa 25—30 Jahren.

N. verticalis. Eiförmig.

N. temporalis. Die Mittellinie läuft schräg zur Stirne, dann horizontal zum Scheitel, von dort bogenförmig ohne Absatz über das Hinterhaupt hiuweg. Das Gesicht ist orthognath mit geringer intermaxillarer Prognathie.

N. occipitalis. Breites Fünfeck mit scharf markirten oberen Winkeln.

N. frontalis. Die Stirn ist mittelbreit, die arcus superciliares sind kräftig und zusammenfliessend, die Nasenwurzel ist flach, spina und tuberositas malaris sind deutlich entwickelt, die fovea maxillaris ist tief.

N. basilaris. Das foramen magnum ist eiförmig und klein, die processus pterygoidei sind vertical, der Gaumen ist lang und schmal und zeigt in der Mitte links einen deutlichen Wulst, die Schläfengruben sind tief und kurz und die arcus gewölbt.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 177		A : B = 78,5
B = 139	HC = 510 (?)	A : C = 78,0
C = 140		B : C = 100,7

Sullenczyn VIII. (Fig. 6) Der Schädel ist bis auf den Unterkiefer voll-

ständig erhalten, von glatter Oberfläche. Die Nähte sind noch vorhanden, nur die coronalis inferior beginnt zu obliteriren. Die Muskelleisten sind deutlich entwickelt, die tubera frontal. und parietalia markirt. Mann von 25—30 Jahren.

N. verticalis. Breit eiförmig.

N. temporalis. Die Mittellinie läuft schräg zur Stirne, dann im flachen Bogen über Scheitel und Hinterhaupt hinweg, welches sich an der kleinen Fontanelle nur schwach absetzt. Längs der sagittalis schwache Cristabildung. Das Gesicht ist orthognath.

N. occipitalis. Breites niedriges Fünfeck mit abgerundeten oberen Seiten und Winkeln.

N. frontalis. Die Stirn ist breit und niedrig, die arcus superciliares sind nur wenig entwickelt, die Nasenwurzel schmal, die Nase ist hoch und schmal, der untere Rand des Jochbeinkörpers etwas nach aussen und hinten gerichtet, spina und tuberositas malaris fehlen; die fovea maxillaris ist seicht.

N. basilaris. Das foramen magnum ist gross, elliptisch, die processus pterygoidei sind gerade nach oben gerichtet, der Gaumen ist breit und kurz und zeigt in der Mitte einen niedrigen Längswulst und am hinteren Rande der pars horizontalis des Gaumenbeines dicht hinter dem foramen pterygo-palatinum eine deutliche crista marginalis. Die Schläfengruben sind tief und kurz, die arcus etwas gewunden.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 178		A : B = 80,3
B = 143	HC = 510	A : C = 74,2
C = 132		B : C = 92,3
D = 102		A : D = 57,3

Sullenczyn IX. Dieser Schädel ist von brauner Farbe und glatter Oberfläche und gehört offenbar einem Kinde von 10—15 Jahren an; alle Nähte klaffen so stark, dass die einzelnen Knochen bald zerfielen. Der Gesichtsschädel fehlt ganz. Die Symphysis spheno-basilaris ist offen. Die Muskelleisten sind sehr schwach, die tubera frontalia und parietalia sehr hervorragend. Mädchen von 10—15 Jahren. Der aus seinen einzelnen Stücken zusammengefügte Schädel zeigt folgende Verhältnisse:

N. verticalis. Breit eiförmig.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt fast senkrecht zur Stirn an und biegt dann winklig um. Das Hinterhaupt ist kuglig vorgewölbt.

Die Masse sind alle nur annähernd richtig:

A = 171	A : B = 81,9
B = 140	

Sullenczyn X. Eine posthum stark verbogene Calvaria, an welcher die

sagittalis und coronalis total obliterirt sind. Masse sind daran nicht zu nehmen, doch zeigt die Form starke Brachycephalie.

Sullenczyn XI. (Fig. 7) Es fehlen die Gesichtsknochen und das Keilbein. Die Muskelleisten und die tubera sind deutlich, die Nähte obliterirt bis auf einen Theil der coronalis. Auf dem Hinterkopfe lag eine seidene Schleife. Frau (?) von 50—60 Jahren.

N. verticalis. Breit eiförmig mit vorn abgebrochener Spitze.

N. temporalis. Die Mittellinie läuft schräg über die niedrige Stirn zum Scheitel und senkt sich dann steil zum Hinterhaupt, welches an der kleinen Fontanelle einen kleinen Absatz bildet.

N. occipitalis. Sehr abgerundet.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 178		A : B = 78,1
B = 139	HC = 510	A : C = 72,5
C = 129 (?)		B : C = 92,8
D = 103		A : D = 57,8

Sullenczyn XII. Auch hier fehlt der Gesichtsschädel. Die Muskelleisten sind schwach entwickelt, die tubera deutlich, die sagittalis und coronalis beginnen zu obliteriren, die anderen Nähte sind alle vorhanden. Frau von 25—30 Jahren.

N. verticalis. Verlängert eiförmig.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt schräg zur Stirn auf, biegt dann winklig um und läuft fast horizontal zum Scheitel, von dort fast gerade zur kleinen Fontanelle, wo das Hinterhaupt mit einer starken Hervorragung sich ansetzt.

N. occipitalis. Fünfeck mit abgerundeten Winkeln und fast gerade abfallenden Seiten.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 185		A : B = 74,0
B = 137	HC = 520	A : C = 71,3
C = 132 (?)		B : C = 96,3

Sullenczyn XIII. (Fig. 8) Nur eine Calvaria mit schwachen Muskelleisten und deutlichen tuber. front. und parietal. Die Nähte beginnen erst zu obliteriren. Auf der Stirn lag eine Schleife und eine Nadel. Frau von 25—30 Jahren.

N. verticalis. Sehr breit und eiförmig mit vorn abgebrochener Spitze.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt zuerst bogenförmig zur Stirn auf und verläuft dann fast horizontal zum Scheitel, um von dort wieder steil zum Hinterhaupt abzufallen.

N. occipitalis. Fast kreisförmig.

Masse:
A = 158
B = 137

Verhältnisszahl:
A : B = 86,7

Sullenczyn XIV. Ebenfalls nur die Calvaria. Die tubera sind undeutlich, die Nähte fast ganz obliterirt, nur die Frontalnaht ist ganz erhalten. Frau von 50 Jahren.

N. verticalis. Verlängert eiförmig.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt fast gerade zur Stirn auf, biegt dann winklig um, läuft dann fast horizontal zum Scheitel, von dort schräg abwärts zum Hinterhaupt, welches zapfenförmig hervorragt.

N. occipitalis. Breit und rund.

Masse:
A = 180 (?)
B = 138

Verhältnisszahl:
A : B = 76,6

B. Ethnologischer Theil.

Stellen wir jene 13 Schädel (der eine X. ist zwar sehr brachycephal, aber nicht messbar), welche sicher aus dem 17. Jahrhundert und von einer bis in die neueste Zeit vom grossen Weltverkehr abgeschlossenen Bevölkerung herstammen, übersichtlich nach ihrem Breitenindex zusammen, so erhalten wir folgende Tabelle:

Schädel	Breiten-Index	Höhen-Index	Breiten-Höhen-Index
XII	74,0	71,3	96,3
XIV	76,6	—	—
VI	77,0	—	—
XI	78,1	72,5	92,8
VII	78,5	79,1	100,7
IV	80,3	71,9	89,5
VIII	80,3	74,2	92,3
II	81,1	77,7	95,7
IX	81,9	—	—
III	82,4	74,7	90,7
V	82,6	79,8	96,5
I	82,9	81,1	97,9
XIII	86,7	—	—

Wir ersehen hieraus:

1) Dass von den 13 Kassubenschädeln 5 einen Index unter 80[1])

1) Wir folgen in dieser Eintheilung dem Vorgange Kollmann's in den Beiträgen zur Anthrop. und Urgeschichte Bayerns S. 160 u. 162.

(74,0 — 76,6 — 77,0 — 78,1 — 78,5), dagegen 8 einen solchen über 80 (2 mal 80,3 — 81,1 — 81,9 — 82,4 — 82,6 — 82,9 — 86,7) besitzen, dass also der bei Weitem grössere Theil derselben brachycephal, nur ein kleiner Theil mesocephal und kein einziger dolichocephal ist;

2) dass von denjenigen Schädeln, von welchen zugleich die Höhe gemessen werden konnte, die breitesten zugleich den höchsten Höhen-Index, die schmälsten zugleich den niedrigsten Höhen-Index haben; endlich

3) dass bei allen diesen, ausser bei einem (VII), der Breiten-Höhen-Index stets unter 100 bleibt und selbst bei diesem einen nur wenig über 100 beträgt.

Was nun die Abstammung der Bevölkerung betrifft, welcher diese Schädel angehören, so haben wir darüber ganz genaue historische Nachrichten. Nach Töppen[1]) gehörte der ganze Landstrich von der Weichsel bis zur Oder und von der Ostsee bis zur Warte und Netze ursprünglich zum Lande Pommern: erst seit 1178 tritt in dem östlichen Theile (Danzig, Schwetz, Lübschau, Belgard) mit Sambor I. ein selbstständiges Dynastengeschlecht auf. „Von Sambor's Nachfolgern theilte Mistwin I. die ererbte Herrschaft 1220 so, dass Swantopolk Danzig erhielt; er führte seit 1227, wie seine Brüder, den Titel Herzog der Pommern oder von Pommern. Zu dieser Herrschaft Danzig gehörte aber der Danziger Burgbezirk, die Gebiete von Putzig, Gorrenczyn und Chmelno, und in diesem letzteren liegt Sullenczyn oder Sulleschin. Der Name Pommerellen aber wurde erst etwa seit dem 14. Jahrhundert gewöhnlich für den Theil der Besitzungen Swantopolks, welcher später an den deutschen Orden kam.“

Es steht sonach historisch fest, dass die Bewohner von Sullenczyn ursprünglich Pommern waren.

Die Pommern aber stammen im Grossen von den slavischen Pomoranen ab, welche nach Zeuss[2]) an der Ostsee von der Oder bis zu den Aisten (bis zur Weichsel) wohnten. „Die Pommern sind durch ihre Verbindung mit den Deutschen germanisirt worden; nur in den östlichen Theilen des Landes hat sich die alte Sprache erhalten, auf der Spitze über Danzig, von woher in der Folge der Name Kassuben (Cassubitae, Cassubia in Urkunden) genannt wird, der im Lande selbst Kaszeb[3]) lautet.“ Unter dem Namen Kassuben versteht man nun geographisch die Bewohner verschiedener Gegenden in den heutigen Provinzen Pommern und Westpreussen; allein im Munde des Volkes werden die ländlichen Bewohner des ganzen nördlichen

---

1) Töppen, Historisch-comparative Geographie von Preussen. Gotha 1858, S. 43 u. 50.

2) Zeuss, Die Deutschen und d. Nachbarstämme. S. 663.

3) Nach Mrongovius (polnisch-deutsches Wörterb. Königsberg 1835) bedeutet der Name Kaszeb, Kaszuba Pelzträger (von Kozha, Kazha) im Gegensatz zu den weiter im Lande wohnenden Kabatkern oder Tuchrockträgern (von Kabat).

Pommerellens, der Kreise Berent, Carthaus und Neustadt Kassuben genannt. Offenbar bezeichnet dieser Name denjenigen Theil der alten Pomoranen, welcher nicht germanisirt worden ist, und zu diesem gehören noch heute die durch ihre Sprache und durch ihre Sitten vollständig abgeschlossenen Bewohner des Sullenczyner Kirchspiels. Die Pomoranen aber gehörten zu den Slaven: demnach haben wir in den 14 Schädeln aus Sullenczyn Repräsentanten rein slavischer und speciell pomoranischer Schädel vor uns.

Vergleichen wir nun mit den von uns gefundenen Zahlen diejenigen, welche Weisbach[1]), der doch die meisten Slavenschädel untersucht hat, angiebt, so erhalten wir folgendes Resultat: Von 40 Polenschädeln haben nur 9 einen Breitenindex von 74—79, und 31 einen solchen von 80 und darüber, keiner ist unter 74; das Mittel der 40 Schädel beträgt 82,9. Dasselbe Mittel ergiebt sich für alle 221 Slavenschädel (30 Ruthenen, 40 Polen, 20 Slovaken, 40 Czechen, 72 Kroaten, 19 Slovenen), welche den Untersuchungen Weisbach's zu Grunde liegen. Unter diesen 221 Slavenschädeln hatten nur 2 einen niedrigeren Index als 74, 51 dagegen hatten einen solchen von 74—79, und 180 einen solchen von 80 und darüber.

Ziehen wir das Mittel aus unseren 13 Kassubenschädeln, so erhalten wir nur 80,16, indess ist ein Mittel aus so kleinen Zahlen von geringem Werth. Dagegen vertheilen sich unsere Schädel auf die 3 Gruppen ganz ähnlich, wie die Polen, d. h. der weitaus grösste Theil hat einen Index von 80 und darüber, der kleinere Theil einen solchen zwischen 74 und 79, und kein Schädel einen solchen unter 74.

Auch Kopernicki[2]) giebt in seiner Arbeit über die Schädel der Hügelgräber von Pokutien den Index der heute in Galizien angesessenen Bevölkerung auf 81, Welcker[3]) den Index der Polen auf 83 an. Hiernach wären die Cassubenschädel mit einem Mittel von 80,16 die schmalsten Slavenschädel überhaupt.

Auch der Höhenindex ist bei den Kassubenschädeln niedriger als Weisbach ihn für die Slaven und die Polen insbesondere angiebt. Nimmt man nämlich die Höhe wie Weisbach, d. i. vom vorderen Rande des foramen magnum bis zum höchsten Punkte des Scheitels, so erhalten wir bei unseren 10 Kassubenschädeln[4]), an welchen dieses Mass überhaupt genommen werden konnte, einen mittleren Höhenindex von 72,8 (Minimum 68,6 — Maximum 77,4); Weisbach fand hiergegen, dass der mittlere Höhenindex der 221 Slavenschädel 77,2 (Minimum 65 — Maximum 87) und der 40 Polen allein 76,7 (Minimum 70 — Maximum 87) betrage. Demnach zeichnen sich die nördlichsten Slaven durch eine geringere Breite und Höhe des Schädels vor den südlichen Slaven aus.

1) Zeitschrift für Ethnologie 1874, S. 309 folgd.
2) Referat von Ecker im Archiv f. Anthropol. IX. Bd., S. 118 folgd.
3) Archiv für Anthropologie I., S. 139, Anmerkung.
4) Siehe die Tabelle der Masse am Schluss der ganzen Abhandlung.

Weisbach bemerkt schon l. c. S. 309, „dass die Südslaven viel mehr brachycephal sind, als die Nordslaven“, obgleich doch unter seinen 91 Südslaven jene 19 Slovenen sind, welche unter den von ihm untersuchten 221 Schädeln überhaupt den geringsten Breitenindex (81,3) haben. Durch die von uns jetzt konstatirte Thatsache gewinnt aber jene Bemerkung Weisbach's in der That eine breitere Unterlage, d. h. also von den slavischen Völkern haben die nördlichsten auch die schmälsten, die südlichsten auch die breitesten Schädel, wenngleich sie alle einen mittleren Index über 80 haben und bei allen die Breite über die Höhe überwiegt.

Trennen wir nun weiter unsere Kassubenschädel nach dem Geschlecht, soweit ich dies zu unterscheiden vermochte, so erhalten wir folgende Tabelle:

Männer:

Schädel	Breiten-Index	Höhen-Index	Capacität
VI	77,0	—	1325 C. C.
VII	78,5	79,1	—
VIII	80,3	74,2	1400 „
II	81,1	77,7	1418 „
V	82,6	79,8	1500 „
I	82,9	81,1	1515 „
Mittel	80,4	78,4	1431 C. C.

Weiber:

Schädel	Breiten-Index	Höhen-Index	Capacität
XII	74,0	71,3	—
XIV	76,6	—	—
XI	78,1	72,5	1250 C. C.
IV	80,3	71,9	—
IX	81,9	—	—
III	82,4	74,7	1405 „
XIII	86,7	—	—
Mittel	79,95	72,6	1327 C. C.

Es folgt daraus evident, dass unter unseren kassubischen Schädeln die weiblichen nicht nur schmäler, sondern auch niedriger sind und eine viel geringere Capacität haben als die männlichen, wie dies ja bei anderen Nationen auch von anderen Forschern bereits constatirt ist.

Ueber die Unterschiede beider Geschlechter in den Verhältnissen des Gesichtsschädels belehrt uns am besten die folgende Tabelle der Gesichtsmasse:

Geschlecht	Schädel	Index	Nasenlänge	Nasenbreite	Augenhöhlen-Höhe	Augenhöhlen-Breite	Oberkiefer-Länge OL	Gesichts-Breite GB	Jochbogen-Breite JB	Gesichts-Länge GL	Nasen-Index	Orbital-Index	OL : GB	GL : JB
Männer	VI	77,0	45	—	32	42	68	—	—	—	—	76,1	—	—
	VII	78,5	51	22	31	40	65	103	—	—	43,1	77,5	158	—
	VIII	80,3	54	23	32	41	70	105	130	—	42,5	78,5	150	—
	II	81,1	—	—	29	38	—	—	127?	—	—	76,3	—	—
	V	82,6	54	20	33	45	70	109	136	—	37,0	73,3	155	—
	I	82,9	49	20	33	41	68	103	125	115	40,8	80,4	151	108,7
Mittel	—	80,4	50,6	21,2	31,6	41,1	68,2	105	129	115	40,8	77,0	153	108,7
Weiber	IV	80,3	51	24	35	40	64	—	—	—	47,0	87,5	—	—
	III	82,4	44	24	31	38	52	94	117	—	54,5	81,5	180	—
Mittel	—	79,95	47,5	24	33	39	58	94	117	—	50,7	84,5	180	—

Wir ersehen daraus, dass die Nase der Weiber entschieden breiter und niedriger ist als die der Männer, denn während jene leptorhin ist, ist diese mesorhin; dasselbe gilt vom ganzen Gesicht und besonders von den Augenhöhlen, welche bei den Männern durchweg mikrosem, bei den Frauen dagegen mesosem sind. Fassen wir nun zum Schluss die vorzüglichsten Charaktere der 14 Schädel zusammen, so erhalten wir folgenden Typus für den Kassubenschädel:

Die Norma verticalis ist fast stets breit eiförmig (11 Mal), meistens mit vorn abgebrochener Spitze, so dass die kleinste Stirnbreite zwischen den schmalsten Stellen der lineae semicirculares gemessen immer noch sehr breit ist und im Mittel 54,8 pCt. der grössten Länge beträgt.

Das Gesicht ist durchweg orthognath, selten mit geringem Hervorragen des Zwischenkiefers und im Ganzen breit und niedrig. Die Stirn ist breit, die arcus superciliares treten nicht stark hervor, die Oeffnung der Augenhöhlen ist klein, der Orbitalindex beträgt im Mittel 78,8, ist also mikrosem. Die Nasenwurzel ist breit und flach, die Nase selbst lang mit breitem Rücken, der Nasenindex beträgt im Mittel 44,1, ist also leptorhin. Die

fovea maxillaris ist meist tief, die spina und tuberositas malaris am Jochbein nur schwach ausgeprägt.

Das Hinterhaupt zeigt gewöhnlich eine mehr kreisförmige Ansicht und an der kleinen Fontanelle oft einen deutlichen Absatz; seine Länge (nach Ecker) beträgt immer mehr als die Hälfte der grössten Länge, im Mittel 54,5 pCt.

Das foramen magnum ist meistens gross, die Schläfengruben sind tief und kurz, die Jochbogen gewölbt und der harte Gaumen zeigt oft längs der Mittellinie einen Wulst. Die Capacität beträgt im Mittel 1400 C. C.

(Fortsetzung folgt.)

Indiscretes aus Loango.

Von

Dr. Pechuel-Loesche.

(Mitglied der ehemaligen, vom Vorstande der deutschen Gesellschaft zur Erforschung des äquatorialen Afrika ausgesandten Güssfeldt'schen Loango-Expedition.)

Im Folgenden werden einige lose Mittheilungen zusammengestellt, welche ihrer Natur nach ungeeignet sind für eine unverhüllte Wiedergabe in dem, bei Paul Frohberg in Leipzig erscheinenden, Gesammtwerke der Loango-Expedition.

Die Stellung des Weibes bei den Bafiote (Loango-Neger) ist durchaus keine so niedere, wie man bei Naturvölkern vorauszusetzen pflegt. Obwohl das schwächere Geschlecht, mit Ausnahme der Prinzessinnen, nicht offiziellen Antheil hat an der Regelung öffentlicher Angelegenheiten, weiss es doch im Stillen auf Väter, Brüder und andere Verwandte einzuwirken und seine Ziele zu erstreben, wie bei Culturnationen.

Wo das Neffen-Erbrecht gilt, (mag man für dessen Begründung auch nur den bekannten für das Weib nicht schmeichelhaften Satz anerkennen), behält die Frau viel festere Beziehungen zu der Familie, der sie entstammt, als sie mit dem Gatten eingeht, dem sie folgt. Ihre Kinder werden nicht diesem, sondern ihrer Familie geboren; nicht der Vater, sondern die Mutter und deren Anverwandte, namentlich der Erbonkel, haben die wichtigste Verfügung über dieselben. So sind die höchsten Geiseln und Bürgen (muleka) des Negers nicht die eigenen Kinder eines Mannes, sondern die seiner Schwester. Verschiedene Clauseln des hier nicht weiter zu behandelnden Erbrechtes sind so günstig für Mutter und Sprösslinge, die ausserordentliche Liebe und Verehrung, welche letztere für ihre Erzeugerin hegen, geben dieser ein solches Gewicht in der Familie, dass naturgemäss auch ihre öffentliche Stellung dadurch wesentlich beeinflusst wird.

Wie unsere Strassenkinder, die Sprösslinge der „Wilden" im Culturstaate als Drohung gern die Worte gebrauchen: „ich sage's meiner Mutter!" so sucht auch die Jugend in Loango sich zu schrecken und Recht zu schaffen, und sicherlich nicht ohne Grund. Selbst ältere Personen rufen noch, in Erinnerung der sorgsamen Schützerin ihrer Kindheit, bei Schmerzen, Noth und

Kummer stets das Wort „Mutter“: Māma. Den Vater hört man in dieser Weise nicht erwähnen. Die Mutter titulirt auch ihre längst erwachsenen Sprösslinge stets noch Kind: muāna, und emphatisch muan'-āmi: mein Kind.

Bedeutsam ist auch der Glaube, dass die todte Mutter (Nzāmbi a-n tūmisi: Gott hat [sie] befohlen) noch über ihre Kinder wache, sie behüte, nicht nur gegen böse Menschen, sondern auch gegen Einflüsse der Geisterwelt und gegen zerstörende Naturkräfte. In der Schöpfungssage ist die dem Weibe zugetheilte Rolle sogar eine bessere, als die des Mannes. Als nämlich der Schöpfer (Nzambi) eines Tages auf der Erde weilte, um nach seinen Menschen zu sehen, und in der Nähe dieser sich beschäftigte, legte er ein Stückchen Kola-Nuss, von welchem er eben ass, bei Seite, und versäumte es beim Fortgehen wieder aufzunehmen. Der Mann hatte dies beobachtet und bemächtigte sich des verführerischen Leckerbissens. Warnend trat das Weib hinzu, ihn vom Genusse der Speise Gottes abzuhalten. Der Mann jedoch steckte dieselbe in den Mund und fand, dass sie gut schmecke. Während er noch kaute, kehrte Nzambi zurück, spähte nach der vermissten Kola-Nuss und gewahrte, wie der Mann sich bemühte, dieselbe eilig hinabzuschlucken. Schnell griff er nach dessen Kehle und zwang ihn, die Frucht wieder von sich zu geben. Seitdem sieht man am Halse der Männer den Kehlkopf, das Mal des festen Druckes der göttlichen Finger.

Hieran schliesst sich eine weitere naive Ueberlieferung. Nzambi lobte sehr die Gefährtin des Mannes, welche der Versuchung widerstanden hatte, sagte ihr, sie sei stark und das sei gut, sie sei jedoch stärker als der Mann und das sei nicht gut. Darum schnitt er ihr den Leib auf, nahm ihr Knochen, und machte sie kleiner und schwächer. Als er nun den Leib wieder zunähte, erwies sich der Faden nicht lang genug, und er musste ein Stückchen offen lassen. Diese Stelle begann das Weib zu irritiren. Der Mann, welcher helfen wollte, und sich nach etwas umsah, das geeignet sein konnte die Oeffnung zu verschliessen, bemerkte an sich einen merkwürdigen Vorgang. Durch verständnissvolle Ausnutzung dieses Umstandes wurde die natürliche Methode der Fortpflanzung erfunden.

Ein Verbot (tschina), welches dem weiblichen Geschlechte ganz allgemein gelte, ist mir nicht bekannt geworden. Excision oder Infibulation, überhaupt irgend welche Verstümmelung findet nicht statt. Die Circumcision der Knaben wird zu beliebiger Zeit vorgenommen; öffentliche Ceremonien, Zusammenschaarung, Prüfungen bei Aufnahme in den Kreis der Männer etc. sind nicht Sitte. Nach überstandener Operation, (welche mit einem Messer ausgeführt und nicht durch Anwendung des Daumennagels vervollständigt werden soll), und Heilung mag eine private Feier arrangirt werden, äusserlich gekennzeichnet durch eine totale Einreibung des Betreffenden mit Rothholz-Pulver (tūkula) des bei freudigen Ereignissen, Genesung von einer Krankheit etc. allgemein verwandten Farbestoffes. Es dürfte schwierig sein für einen Mann Gunstbeweise vom anderen Geschlechte zu erlangen, wenn bekannt

geworden ist, dass er noch nicht beschnitten. Er wird verspottet; Fremdlingen gegenüber ist man indess toleranter.

Das menstruirende [1]) Weib bleibt den Hütten fern, in welchen Männer hausen, gilt also während dieser Zeit für unrein; es ist dies eine nur durch den Gebrauch (tschifu) bedingte Reserve. Anderweitige Beschränkungen als diejenigen, welche die verschiedenartige, mit dem Individuum wechselnde tschina überhaupt auferlegt, sind nicht vorhanden. Dem Weissen gegenüber beachtet übrigens kein Mädchen, kein Weib jene Zurückhaltung, sondern betritt unbekümmert dessen Wohnung, auch wenn es zu ihm nicht in näherem Verhältniss steht.

Die Reinlichkeit, welche die Bafiote auszeichnet, wird während der Menstruation ebenfalls nicht vernachlässigt; man wäscht und badet sich ohne Rücksicht zu nehmen auf den jeweiligen Zustand, welcher überhaupt die Betreffende wenig zu alteriren scheint; es wurde nur constatirt, dass die Haut einiger Mädchen für mehrere Tage um eine Schattirung dunkelte. Beim ersten Eintreten der Menses wird jedoch die Reinigung des Körpers in anderer Weise erzielt, welche überdies auch späterhin, je nach individueller Neigung, zuweilen vorgezogen werden mag.

Die Regel tritt frühestens wohl mit zwölf, gewöhnlich erst mit dreizehn und vierzehn Jahren, wohl auch noch später ein. Von den in derlei Sachen gleich discreten wie sorglosen Wilden Sicheres erfahren zu wollen, würde sehr schwierig sein, wenn nicht eine in Loango übliche Ceremonie einen festen Anhalt gäbe und ein Irrthum bezüglich des Alters weniger zu fürchten wäre, da viele Mütter das ihrer Kinder auf dem Kerbholze markiren. Die Annahme ungewöhnlicher Frühreife des weiblichen Geschlechtes bei vielen Völkerschaften dürfte oft auf Vermuthung und Täuschung beruhen, denn die Thatsache zeitiger Eheschliessung berechtigt dazu nicht. Ist es schon nicht leicht bei Angehörigen von Cultur-Nationen über gewisse Dinge sachgemässe Aufklärung zu erlangen, so ist es kaum möglich, eine klare, direkte Antwort den Individuen der Naturvölker zu entlocken, da diese viele Begriffe gar nicht kennen, oft genug den Sinn einer ihnen in fremder Zunge vermittelten Frage nicht zu erfassen vermögen und in allzu unbekümmerter Weise ihre Auskunft formuliren. Hierzu gesellen sich noch die Uebelstände, dass stets reges Misstrauen, oder Neigung, zu wissentlich falschen Angaben verleiten. Die Qualität der Beobachtungen, die Sicherheit der Combination (Fachkenntniss und ungleich schwieriger zu erwerbende Unbefangenheit vorausgesetzt) wächst entsprechend dem längerem Aufenthalte bei einem Volke, durch Vertrautheit mit der Sprache und der ganzen Existenzweise desselben. Hierzu aber gehören Jahre. Die bei kurzer Berührung zusammengerafften Ergebnisse (die gewöhnlich, wie alles flüchtig

---

1) Kubēle ku mpīlu = kranken (mit) Blut; nur das während der Menstruation verlorene Blut wird mpilu, das der Adern hingegen mēnga genannt.

Beobachtete, um so werthvoller gehalten werden, als die Beziehungen unbekannt bleiben, die sie stützen oder erschüttern, und die um so schneller Anerkennung finden, je besser sie sich in ein schon fertiges System einfügen lassen) haben einen ähnlichen Werth für die Völkerkunde, wie für die Bestimmung der geologischen Verhältnisse eines Landes die am Wege aufgelesenen Steine.

Beim Eintreten der Menses sind jedenfalls nicht alle Mädchen äusserlich gleich weit entwickelt, und in Loango, wo die besondere Ceremonie die erste Menstruation jeder Tochter des Landes zweifellos constatirt, zeigt die Mehrzahl derselben noch die Körperformen, welche wohl am knospenden, nicht aber am mannbaren Mädchen erfreuen. Sie würden, wie bei Cultur-Nationen, besser noch längere Zeit vor geschlechtlichem Umgange bewahrt bleiben (wie es in der That in manchen Fällen angestrebt wird) bis auch äusserlich die volle Reife eingetreten ist, — denn in Wahrheit ist diese doch das Wesentliche. Unter Nichtbeachtung dieses Umstandes beginnt, wie bei allen Naturvölkern, mit der kräftigeren Entwickelung der Reize häufig zugleich auch das Welken derselben, welches in gleichem Masse die Folge der allzufrühen Hingabe, wie des Mangels an entsprechender Schonung und künstlicher Erhaltungsmittel sein mag.

Man ist in Loango keineswegs unempfänglich für stattliche und schöne Körperformen, wie dies schon die bei der Königswahl beachteten Vorschriften, sowie die Traditionen aristokratischer Familien bezüglich der von ihren Töchtern zu wählenden Gatten erkennen lassen. [1]) Man verspottet die Wadenlosigkeit und schätzt ein wohlgebildetes Bein (Wade: tschivūmu tschi kulu = Bauch des Beines), die Grübchen auf Hinteren, Händen, Kinn und Wangen etc. Für letztere hat man sogar zwei Bezeichnungen und unterscheidet sehr fein: mafidu ma munu, diejenigen, welche nur beim Lachen sichtbar werden, und: mafidu ma tama, diejenigen, welche stets auf den Wangen spielen.

Bei solchen Schönheitsbegriffen eines Volkes, welches ausserdem eine Entstellung der natürlichen Formen überhaupt nicht übt, ist nicht anzunehmen, dass es das Ideal der weiblichen Brust im Zerrbilde derselben erkennen sollte. Wenn man aus der Thatsache, dass das weibliche Geschlecht bei verschiedenen Negerstämmen vielfach eine Schnur über die Brüste befestigt trägt, auf eine der unseren entgegengesetzte Bethätigung des Schönheitssinnes, oder auf eine aus anderen Gründen erstrebte Entstellung geschlossen hat, so mag dies bezüglich jener zutreffend sein, bezüglich der Bafiote wäre es eine Unrichtigkeit. Nicht niederbinden wollen diese die Brüste, sondern die erschlafften und dem Gesetze der Schwere folgenden hochziehen. Beabsichtigten die Damen jener hässlichen Mode zu huldigen, so würden sie doch

---

1) S. die Aufsätze im „Globus“ 1877 Band XXXII p. 10, 237, 247, und in den „Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig, 1877.“

schon bei den knospenden, oder wenigstens den eben entwickelten Brüsten beginnen, und ein nach unten wirkendes Band über deren Mitte befestigen. Die Schnur wird jedoch über den oberen Rand der Basis gelegt, um durch Spannung, durch Verkürzung der Haut, die Fülle der locker gewordenen Hügel auf ihrer natürlichen und wünschenswerthen Stelle zu erhalten.

Die dralle Jugend und die wohlconservirte ältere Frau und Mutter verschmähen dieselbe, wie hoch Schwangere und Säugende sie aus wohlverstandenen Gründen nicht anwenden. An der elastischen, prallen Büste, mag die Besitzerin ledig oder gebunden sein, wird die Fessel nicht wahrgenommen, und umgekehrt erscheint sie bei Verheiratheten und Unverheiratheten, wenn deren Reize zu welken beginnen. [1]) Dieses Welken ist aber nicht abhängig vom Geschmack noch Gebrauch, sondern vom Alter, von individuellen Zuständen und sozialer Stellung (insofern diese die Leibespflege bedingt), und vor allem von der Form der Brüste, da die conischen und sehr prominirenden („Ziegenbrust") naturgemäss früher zum Hinabsinken neigen, als günstiger angesetzte und gestaltete. Die schöne oder unschöne Büste ist, wie an anderen Orten, so auch in Loango, ein persönlicher Vorzug oder Nachtheil. Findet die letztere sich schon bei jüngeren ledigen Repräsentantinnen des Geschlechtes, wie die erstere auch noch bei älteren und verehelichten, ohne dass diese versuchen sie zu verunstalten, so ist auch nicht anzunehmen, dass schlotternde Brüste ein von der Sitte vorgeschriebenes Ehrenzeichen der Gattin, der Mutter seien. Die Schnur ist, wie schon angeführt, durchaus nicht allgemein in Gebrauch, sondern herrscht vor bei den mit der Ziegenbrust Ausgestatteten; selbst bei einzelnen Individuen findet sie sich oft nur periodisch, — vielleicht nur dann, wenn dieselben bei ungewöhnlicher, heftiger Bewegung, durch seitliches Schlenkern ihrer quabbeligen Büste incommodirt werden. Man sieht diese übrigens auch ihre der Schnur entschlüpfenden Reize bald gewohnheitsmässig, bald mit einer gewissen Coketterie wieder arrangiren. Diese Fessel ist also in der That ein letzter Versuch, wenn man will, die primitivste Form des Corsets. Schlieslich bestätigen dies auch die Aussagen der Hauptpersonen.

Nicht ausgeschlossen soll sein, dass die Schnur häufig auch Zwecken diene, die in das Gebiet des Fetischismus gehören; sie liegt dann ganz lose und verdient meist nur den Namen eines Fadens. Durch die Gewohnheit vornehmer Negerinnen, das Gewand häufig nochmals über dem Busen durch Einwürgen und Unterstecken zu befestigen, [2]) mag sich bei manchen auch das Bedürfniss eingestellt haben, während der Ablegung des Oberkleides den gewohnten Druck in einfacherer Weise zu ersetzen. Dies hat jedoch nichts zu thun mit etwa von der Sitte verlangten Entstellungen, noch mit

---

1) S. Afrikanisches Album von Dr. Falkenstein, sowie Tafel XII und XIII, Heft IV dieser Zeitschrift, Jahrgang 1877.

2) Dies war schon Sitte bei der jetzt noch zeitweilig auftauchenden, schönen einheimischen Tracht, ehe England begann, Afrika zu kleiden.

der Auffassung von der Schönheit der weiblichen Brust, welche Auffassung in Loango von der unseren nicht verschieden ist. Die jungfräulichen, drallen Brüste (mabene ma ndumba) werden den schlaffen, hängenden (mabene ma buanka) jedenfalls vorgezogen. Ndumba bedeutet übrigens: Hure, und es ist wohl nicht zu gewagt, auch in jener Bezeichnung das correkte Schönheitsgefühl des Negers zu erkennen, da das traurige Gewerbe den Besitz verlockender Reize voraussetzt. Die primitiven Gebilde einheimischer Kunst stellen ebenfalls nur die schöngeformte Brust dar, es müsste denn eine Caricatur, oder naturgetreue Nachbildung von Individuen beabsichtigt worden sein. (Buanka bedeutet auch alt und hässlich.)

Da die Loango-Negerin überhaupt nicht zur Ueppigkeit neigt und unschöne Fettbildung gar nicht vorkommt, so sind auch die Brüste meist proportionirt und erscheinen bei jugendkräftigen Individuen sehr hart und derb, gewissermassen auch strotzend. Dieselben nähern sich weniger der halbkugeligen als der conischen Gestalt, haben oft eine zu kleine und zu wenig vermittelte Basis und präsentiren sich im sehr seltenen Extrem, fast zitzenähnlich und ungleich entwickelt. Brüste von solcher Form folgen natürlich um so leichter dem Gesetz der Schwere und werden bald zu den herabhängenden Beuteln, welche vorzugsweise an Afrikanerinnen getadelt werden, — obgleich sie auch bei anderen Rassen vorkommen und bei Cultur-Nationen ebenfalls nicht unbekannt sind. Die bessere Form mit breiter Basis ist naturgemäss die dauerhaftere und in manchen Fällen auch noch eine Zierde des reiferen Weibes: in der Jugend erscheint sie häufig von vollendet schöner Bildung, bis auf die selten genügend scharf und klein abgesetzte Warze.

Verglichen mit den der Erinnerung vorschwebenden Formen der Meisterwerke der Sculptur, sowie der Völker Amerikas und der Südsee, erschien mir auffallend, namentlich bei vornehmen Töchtern des Landes, eine ungewöhnlich seitliche Stellung der Brüste, welche, gehoben durch die Knappheit derselben, den Eindruck des besonders Edlen und Züchtigen hervorbrachte. Bedauerlich bleibt es, dass wir keine Gypsabgüsse angefertigt haben, obgleich es wohl unmöglich gewesen wäre, eine ganze Figur abzuformen, eine freie Negerin (denn nur diese könnte als massgebendes Modell dienen) zur Entblössung der mittleren Körperpartie zu bewegen. Das unzureichende Urtheil Einzelner, könnte dann allgemeinerer Prüfung unterzogen werden. Wir haben übrigens in Loango niemals Brüste gesehen von solcher Verlängerung, dass sie hätten dem Kinde über die Schulter gereicht werden können, ein Säugen wäre höchstens dann möglich gewesen, wenn der Kopf des Kindes unter den Arm der Mutter nach vorn gebracht worden wäre. Dies ist aber nicht Gebrauch. Ohne weiter auf die sonstigen Körperformen einzugehen, soll hier nur die Ueberzeugung ausgesprochen werden, dass ein gerechter Vergleich der Europäer mit den Bewohnern Loangos, nicht so sehr zu Ungunsten der letzteren ausfallen würde, wie man in Folge traditioneller Vorurtheile annehmen könnte. —

Sobald bei Mädchen die erste Menstruation eintritt, bringt man dieselben in eine für sie reservirte, etwas abgesondert, jedoch oft mitten im Dorfe gelegene Hütte. Von diesem Tage an, bis zur Hingabe an einen Mann, werden sie Jungfrauen: nkūmbi oder tschikūmbi genannt (nkumbi ist auch der Name des den Bafiote wohlbekannten Hymens); die Hütte heisst in Folge dessen nso tschikumbi. Nur drei Mädchen finden Raum in jeder derselben; ist eine grössere Anzahl im Dorfe gleichzeitig herangereift, so stellt man weitere Hütten auf. Wohlhabende und vornehme Eltern lieben es, ihren Töchtern eine besondere, oft sehr zierlich gearbeitete und reich geschmückte nso tschikumbi neben ihrer Wohnung zu errichten. Die für den allgemeinen Gebrauch bestimmten zeigen einfachere Ausstattung. Das Innere ist mit tukula bemalt, Matten bedecken den Fussboden und die erhöhten Lagerstellen; gewöhnlich sind auch einige vom weiblichen Geschlechte geschätzte Fetische vorhanden.

Eine beliebige Frau, eine Vertrauens-Person, wird von den Eltern gewonnen, um die Tochter zu unterrichten. Ueber die Art der Vorbereitung ist wenig zu erfahren; die Angaben der Männer sind unklar, das weibliche Geschlecht ist nicht geneigt, indiscrete Fragen zu beantworten. Die Instruction der nkumbi scheint sich auf mütterliche Aufklärungen über zukünftige Pflichten zu beschränken; nicht der geringste Grund liegt vor, irgend welche raffinirte Abrichtung, wie etwa die Digitischa der Ostküste, anzunehmen.

Begiebt sich die Lehrerin zu ihrem Schützling, und wünscht sie ungestört zu sein, so lässt sie eine in der Hütte befindliche kleine eiserne Glocke (ngunga) ertönen und schliesst die Thür; dadurch werden Unbetheiligte, namentlich männlichen Geschlechtes, vor Annäherung gewarnt. Sobald die Thür wieder offen steht, mag ein Jeder nach Belieben herbeikommen, die nkumbi unterhalten, Scherze und Neckereien treiben. Es wird auch musicirt, und zwar mit den beiden nur vom weiblichen Geschlechte benutzten primitiven Instrumenten, der ntūbu und kuīmbi, welche in keiner Jungfrauen-Hütte fehlen.

Ungewöhnliche Verhaltungsmassregeln, eine besondere Diät, scheinen der Novize während ihrer Clausur nicht vorgeschrieben zu sein. Tschina ist es jedoch für sie, mit irgend einem entblössten Theile ihres Körpers die Erde zu berühren.[1] Will sie ein Bedürfniss verrichten, so legt sie bei gutem Wetter irgend welche Fussbekleidung an und sucht, unter Obhut ihrer dueña, wie alle übrigen Dorfbewohner ein abgelegenes Plätzchen irgendwo in der freien Natur; bei schlechtem Wetter und aufgeweichtem Boden wird sie auch wohl auf dem Rücken hinausgetragen, oder bedient sich eines Geschirres in einem Anbau der Hütte. Täglich zwei Mal erfolgt die Einreibung mit tukula, neben welcher oft auch Palmöl in Anwendung kommt, um

1) Nach ihrer Entlassung hat sie dieses Verbot selbst nicht während der Menses zu beachten.

der Haut Glätte und Geschmeidigkeit zu geben. Eine neue Lage trägt man erst nach sorgfältiger Entfernung der alten auf; der krapproth leuchtende, die Haut gänzlich deckende Ueberzug wird gleichmässig über den ganzen Körper vertheilt, selbst der beim Einzug rasirte Kopf bleibt nicht verschont. Ist diese Toilette beendet, so legt die nkumbi wieder ihre Kleider an und trägt Sorge, sich bis zum Halse zu verhüllen. Die nöthige tukula wird von den Eltern entweder als fertige Farbe eingetauscht, oder von den nächstens heranreifenden Mädchen des Ortes neben der Hütte durch Reiben zweier Rothholzstücken mittelst Sand und Wasser erzeugt.

Dieser Pubertäts-Ceremonie haben sich alle Töchter des Landes zu unterwerfen, die Prinzessin sowohl, diese meist begünstigte aller Damen, wie auch das durch Ueberreichung des bindenden Elfenbeinringes (luvōse lu mpūndschi) von einem Prinzen als künftiges Weib (mkāma, mkām'fumu) erwählte Mädchen. Sclaven, je nach ihrer Art, behelfen sich in einfacherer Weise, wohl auch nur durch einen Farben-Auftrag. Die Ceremonie mag auf Wunsch eines ungeduldigen Freiers abgekürzt werden, ist aber obligatorisch für die Zeit der ersten Menstruation, und wird gewöhnlich bis nach Ablauf der zweiten ausgedehnt. Manche Eltern lassen die Novizen viele Monate in der nso tschikumbi, namentlich, wenn diese besorgten Müttern noch zu schwächlich erscheinen. Wohlhabende Leute, vornehme Familien lieben es überhaupt, ihre Töchter für lange Zeit in jener Abgeschlossenheit zu erhalten, theils, um zu imponiren, theils, weil noch kein Freier von der nkumbi acceptirt wurde und man fürchtet, diese möchte nach der Entlassung zu wilden Gebrauch von ihrer Freiheit machen. Andererseits ereignet es sich, dass eine nkumbi sich weigert die Clause zu verlassen, weil sie vielleicht einen wohl der Familie, nicht aber ihr angenehmen Bewerber los zu werden hofft, oder noch abgeneigt ist, ihre Jungfräulichkeit durch das Ungestüm der Männer gefährdet zu sehen. Eigensinnige Töchter und Trotzköpfe vermögen Familien in Loango, so gut wie anderswo, die klügsten Berechnungen zu durchkreuzen, denn das Mädchen wird nicht schlechthin an den Bestbietenden als Ehe-Sclavin gegeben, sondern hat eine gewichtige Stimme bei der Entscheidung. Von einem Verkaufe im üblichen Sinne kann gar nicht die Rede sein. Liebe, oder wenn man will, Caprice auf's Individuum, Liebesgram etc. sind wohl bekannt, wie die Künste der Werbung und Liebestränke. Mädchen und Frauen können überdies Eigenthum besitzen, unabhängig von Eltern und Ehemännern.

Ist eine nkumbi aus der Clausur entlassen, so geht sie zum Meere oder Badeplatze, um sich gründlich zu säubern, [1]) verwendet dann aber oft nochmals, als beliebtes kosmetisches Mittel, einen feineren Auftrag von tukula mit Palmöl, welcher bis auf einen leichten, der dunkelbraunen Haut nicht unvortheilhaften Schimmer wieder entfernt wird. Reich geschmückt mit vielen, um Arme

1) Seife ist im Tauschhandel sehr begehrt, auch werden Pflanzensäfte statt dieser benutzt.

und Unterschenkel gelegten dünnen Messingringen, sowie mit oft werthvollen Halsbändern von Edelcorallen, von Scheitel bis Fuss gänzlich mit Stoffen verhüllt, zum Ueberfluss noch von einem oft mit bunten Tüchern behangenen Regenschirm beschattet, wird dann die nkumbi von ihren geputzten Gespielinnen und sonstigen weiblichen Interessenten im Triumphe umhergeführt.

Ist sie beliebt und angesehen, so wird die Feierlichkeit entsprechend grösser; man benutzt die Gelegenheit sich im besten Staate zu zeigen, Jünglinge mit Trommeln begleiten den Zug, und es entrollt sich dann ein farbenreiches Bild aus dem Volksleben. Während die nkumbi in Dörfern und in Factoreien auf einem von einem Nganga erborgten Zauberkasten thront, wird ihre erlangte Mannbarkeit und Freiheit von der um sie versammelten Weiblichkeit in Gesängen und Tänzen gefeiert, von welchen letztere sich auf die über die ganze Erde bekannte unschöne Bewegung beschränken, und in der That nichts anderes, als die Verherrlichung des Coitus bedeuten. Selbst kindliche Mädchen wetteifern bei diesen Tänzen mit erfahrenern Genossinnen. Im Norden Loangos sah ich ein Mal bei solcher Gelegenheit, auf Anstiften des Verwalters einer Factorei, auf einer Matte im Hofe derselben eine nicht ungeschickte pantomimische Darstellung der Vorgänge der Brautnacht, bei welcher sich allerdings die eigentliche nkumbi nicht betheiligte, und die Schauspielerinnen sich sorgsam verhüllt hielten. Es blieb dies der einzige Fall, bei welchem ich den Eindruck tendenziöser Gemeinheit empfing.

Die Prostitution ist verächtlich; eine nkumbi jedoch, welche sich einem Manne hingiebt, verliert nicht an Ansehen, da dies gewissermassen ihr Recht ist, auch, ausser unter besonderen Verhältnissen, frühzeitiger Verlobung etc. Jungfräulichkeit der Braut bei Eheschliessung nicht erwartet wird. Die alles beherrschende Habgier der Neger, (welche nur übertroffen wird durch den Selbsterhaltungstrieb, durch ihre Feigheit), findet es angemessen, die erlangte Freiheit des Mädchens, die jedenfalls einer Erhaltung der Jungfräulichkeit nicht günstig ist, zu benutzen, um sich durch Verwerthung der letzteren zu bereichern. Die anderwärts gebräuchliche Erwerbung einer Mitgift wird nicht beabsichtigt. Für die Familie handelt es sich nur darum, die Tochter ihren Wünschen geneigt zu machen, was, wenn von dieser bereits eine andere Wahl getroffen wurde, und ausgebildeter Eigenwille vorhanden ist, nicht selten auf erhebliche Hindernisse stösst. Sorge trägt man indess, dass auch die folgsame Tochter nicht zur Hure herabsinke, sondern möglichst bald heirathe, Die soziale Stellung der Familie bedingt übrigens zahlreiche Modificationen dieser Sitte bis zur vornehmen gänzlichen Ignorirung. —

Der Freier bewirbt sich zunächst um die Neigung des Mädchens, weil ohne dessen Gunst sein Mühen ziemlich erfolglos sein würde. Die Familien-Angehörigen, namentlich den Erbonkel, sucht er durch Geschenke und Dienstleistungen zu gewinnen, etwaige Nebenbuhler durch Bestechungen oder Drohungen zu vertreiben. Ist die Familie dem Bewerber nicht geneigt, das

Mädchen ihm jedoch zugethan, und legt man Hindernisse in den Weg, indem man es in entfernte Gegenden zu Verwandten schickt etc., so geht es in verzweifelten Fällen der Familie einfach durch. Der Erkorene nimmt die Braut natürlich um so lieber auf, als ihm bei dieser Bereicherung seines Hausstandes alle kostspieligen Weitläufigkeiten erspart werden. Sie kocht für ihn in seiner Hütte und ist dann sein anerkanntes Weib. Den Eltern bleibt nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen; doch sind auch vielfach Familienfehden die Folge, sowie zahllose andere in das Capitel der Rechtsverhältnisse fallenden Verwickelungen. Bei glattem Verlaufe der Werbung folgen zunächst die Probenächte. Während der ersten zwei Besuche entfernt sich die Kleine von dem Manne, sobald der Hahn ruft. Eine Wahrung des Geheimnisses kann nicht beabsichtigt sein, da sie des Abends mit Gefolge sich zum Geliebten begiebt. Gefällt man sich, so mag die Braut in der dritten Nacht bis zum Morgen bleiben; bald darauf wird dann die Hochzeit gefeiert. Gefällt man sich nicht, so ist das Verhältniss aufgehoben, ohne dass dem Mädchen darum ein Makel anhaftete.

Der Coitus wird liegend von der Seite ausgeführt. Besondere Gründe hierfür konnten nicht in Erfahrung gebracht werden; es liesse sich vielleicht die Grösse des Penis anführen, — obgleich z. B. bei Tschuktschen und Namollos die nämliche Sitte herrscht, ohne durch entsprechende Bildung des männlichen Attributes gerechtfertigt zu werden. Eine bedeutsame tschina schränkt den geschlechtlichen Umgang ein: er darf nicht im Freien stattfinden, sondern nur in der Hütte bei verschlossener Thür, nicht auf der Erde, sondern auf erhöhtem Lager, nur des Nachts und wenn Andere nicht im gleichen Raume weilen. Da Polygamie herrscht, (obgleich der gemeine Mann selten mehr als ein Weib sein eigen nennt), ist es natürlich, dass jedes Weib für sich und ihre Kinder eine gesonderte Hütte besitzt; die Wohnungen reicher und vornehmer Neger schwellen in Folge dessen zu vollständigen Gehöften an, die überdies oft noch in verschiedenen Dörfern verstreut liegen.

Die Verführung eines unreifen Mädchens wird als ein Unglück für das Land betrachtet. Sünder und Sünderin haben zu büssen und an einer dem Erdgeiste geweihten Stätte unter Beobachtung seltsamer Ceremonien und Assistenz des mit der geweihten Glocke (tschindi) fungirenden Priesters eine Art Beichte abzulegen. Sollten verheerende Krankheiten, Regenmangel, Misswachs sich einstellen, so laufen die Betreffenden Gefahr, vom aufgeregten Volke geopfert zu werden. Das Andenken des Vergehens lastet als Schande (nsonye) auf den betroffenen Familien. Anticipation männlicher Rechte von Seiten der Knaben wird mit körperlicher Züchtigung bestraft. Als Grenze des heirathsfähigen Alters für das männliche Geschlecht wurden 40 Jahreszeiten (= 20 unserer Jahre) angegeben.

Heirathen von Onkeln und Nichten, Tanten und Neffen sind nicht erlaubt, zwischen Vettern und Basen jedoch gestattet. Liebkosungen zwischen

beiden Geschlechtern wurden niemals beobachtet, ebensowenig jedoch Misshandlung der Frauen oder Töchter.[1]) Anzeichen und Beweise der Freundschaft zwischen der Jugend gleichen Geschlechtes, fallen mehr bei Knaben auf als bei Mädchen, vielleicht jedoch nur, weil die ersteren öfter beobachtet werden können, als die letzteren, naturgemäss scheueren. Das weibliche Geschlecht bekundet indessen in seinen mancherlei Beziehungen eine gewisse taktvolle Rücksicht für einander, für welche mir vorläufig keine Erklärung richtiger zu sein scheint, als die in einer Bethätigung des Zartgefühles gefundene.

Wer sich reinlich hält, der denkt auch reinlich; rühmenswerth neben der Sauberkeit der Bafiote, ist auch ihre ausserordentliche Decenz und Schamhaftigkeit, welche recht wohl bestehen mag, trotz uns unsittlich erscheinender Vorgänge und trotz der theilweisen Nackheit, — wie denn letztere, gemildert durch die entschieden vortheilhafte dunkle Farbe der Haut, längst nicht so unzüchtig erscheint, so entsittlichend wirkt, wie das Verführerische halbverhüllter Reize. Die wohlerzogene Negerin liebt es, den Busen zu bedecken und ist empfindlich gegenüber musternden Männeraugen; begegnet sie ohne Obergewand dem Europäer, so führt sie instinctiv, wiewohl oft auch nicht ohne Coketterie, die Bewegung aus, welche an der mediceischen Venus so vielfach kritisch beleuchtet wurde. Aeltere Personen sind abgehärteter. Ein durch Krankheit entstelltes Weib wandte sich ab und suchte ihr Unglück den Blicken des Vorübergehenden zu entziehen. Den Orten, wo Mädchen und Frauen zu waschen, zu baden pflegen, gewöhnlich also den Quellen, nähern sich Knaben und Männer erst, nachdem sie durch lautes Rufen ihr Kommen angekündigt und Antwort erhalten haben, oder doch sicher sind, gehört worden zu sein. Des eiligen Laufes wegen hochgeschürzte Männer lassen ihr Gewand hinabsinken, wenn sie Dörfer passiren, oder Mädchen und Frauen begegnen, wie diesen auch die häufig nur ein Suspensorium tragenden, am Strande mit Fischfang beschäftigten Männer und nackenden Knaben ausweichen, indem sie ins Wasser eintauchen, oder in anständiger Entfernung sich abwenden. Es ist natürlich, dass man der Jugend mehr Rücksichten erweist, als dem in dieser Hinsicht weniger verletzbaren Alter; — jedenfalls ist nicht zu spassen mit der entrüsteten Weiblichkeit Loangos.

Weiber und Kinder sind die höchsten Güter des Negers, sie bilden seinen Reichthum, mehren und festigen die Familien-Beziehungen, erhöhen sein Ansehen, seinen Einfluss. Die fruchtbare Frau (mtschyento m tschibusi) wird geehrt, das sterile Weib (mtschyento m sida) missachtet. Die Fruchtbarkeit ist jedoch eine geringe, da ein Weib durchschnittlich nur zwei

---

1) Das Betragen von wirklichen Sclaven kann nicht zur allgemeinen Beurtheilung des Volkes herangezogen werden, da jene nicht im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte sind und sowohl geistig wie körperlich nicht als Repräsentanten des Stammes gelten können.

oder drei Kindern das Leben schenkt. Sollte, neben allgemeiner unsicherer Ernährung, nicht auch willkürliche Verlängerung der Periode der Lactation von Einfluss sein?[1]) Selten findet man jene Anzahl überschritten. Eine Sclavin hatte sieben Kinder, eine andere deren sogar dreizehn geboren. Die noch sehr rüstige Prinzessin Nkambisi war von sieben auffallend schönen Kindern umgeben; Prinzessin Nsassi, eine würdige alte Dame mit weissem Haare, hatte deren siebzehn lebende; Prinzessin Nsoami, ein stattliches junges Weib, war kinderlos.[2])

Mulatten werden sehr selten geboren; mir sind überhaupt nur fünf derselben, als von Loango-Müttern stammend, bekannt, obgleich in den Loangostaaten etwa sechzig Weisse leben. Ob nicht doch vielleicht die Rasse, die Individualität der Mutter bei Bildung des Kindes zuweilen so sehr überwiegt, dass eine Mischung nicht zu constatiren ist, darf immerhin als Frage aufgestellt werden. Folgender, allerdings in anderer Richtung interessanter Fall, ist wohl der Mittheilung werth. Ein Portugiese mit dunklem Teint, schwarzen Augen und Haaren besitzt von einer Mulattin zwei Kinder. Das erste, ein damals etwa vierjähriger Knabe, glich durchaus einem dunklen Mulatten, mit weichem lockigem Haar; das zweite, ein bildschönes etwa zweijähriges Mädchen war ausgezeichnet durch schneeweisse tadellose Haut, schlichtes, langes, goldblondes Haar und hellblaue Augen. Die auch bei weitgehenderer Kreuzung als sehr beständig erkannten Zeichen der Mischrasse fehlten vollständig. Der Vater konnte sich keiner blondhaarigen und blauäugigen Vorfahren entsinnen, von der Mutter war keine Aufklärung zu erhalten. Es kann hier nicht an Abweichungen gedacht werden, wie sie überhaupt innerhalb der Familien vorkommen, sondern die beiden Kinder repräsentirten in Wirklichkeit zwei verschiedene Rassentypen.

Wo Kindersegen die höchste Freude gewährt, ist Abtreibung der Leibesfrucht naturgemäss eine Seltenheit; wie weit diese als verbrecherisch aufgefasst und bestraft wird, ist mir nicht hinlänglich bekannt. Es scheint, dass nur ledige Frauenzimmer, namentlich solche, welche längere Zeit ein allzufreies Leben geführt haben und in reiferen Jahren sich vor der Entbindung fürchten, im Geheimen die Abortion zu bewirken suchen, durch Kneten und Drücken des Leibes sowohl, wie durch übermässigen Genuss von rothem Pfeffer. Zwillinge und Drillinge werden nicht umgebracht; letztere erhalten vielmehr in feierlicher Weise als Namen die officiellen Titel der ehemaligen drei Herrscher der Loangostaaten: Maluango, Makuango und Mangoyo. Missgeburten werden sofort heimlich beseitigt; Kinder mit unwesentlichen Verkümmerungen lässt man zuweilen leben, doch vermag die Mutterliebe sie nicht zu retten, wenn der Volksglaube aus irgend welchen Gründen in ihnen Unheilbringer, Träger bösen Zaubers (Ndōdschi) erkennt. Ein missbildetes,

---

1) Ploss: Das Kind in Brauch und Sitte der Völker. II p. 92.
2) Prinzessinnen haben das Recht ihre Gatten nach Belieben zu wählen und zu wechseln.

als Ndodschi verschrieenes Kind wurde von den Ngangas am Ufer des Chiloango bei Ebbe ausgesetzt, damit die rückkehrende Fluth es fortspüle und „hinführe, woher es gekommen.“ Es hängt von der Combination zufälliger Umstände ab, ob ein nicht wohlgebildetes Kind als Ndodschi, oder nur als muana mu bi (Kind schlecht, hässlich) gilt. Die Mutter trifft keine Schuld. Der Wahn mag sich sogar so weit verirren, ein noch ungeborenes Kind zu beschuldigen; man giebt dann der Mutter die bei Ordalien gebrauchte Giftrinde, im festen Glauben, dass der Ndodschi, wenn ein solcher vorhanden, durch Abortion unschädlich gemacht werde. Sollte freilich die Schwangere selbst erliegen, so ist ja damit ihre eigene Schuld erwiesen.

Der prägnanten Frau ist der Beischlaf nicht verboten. Sie vermeidet Gewänder mit rothen Farben zu tragen, und legt weisse oder blaue, oder einheimische Bastkleider an, auch trinkt sie keinen Rum mehr, weil das Kind Muttermale bekommen könnte; diesem Aberglauben wird jedoch nicht allgemein gehuldigt, da auch abweichendes Verhalten beobachtet wurde. In ihrer Hütte stellt sie den Frauen dienstbare Fetische auf und trägt am Körper andere, für ihre Hoffnungen günstig wirkende. Selbstverständlich consultirt sie Ngangas, weise Frauen und Nachbarinnen.

In der Regel ist der Akt des Gebärens kein besonders schwieriger, und die Mutter fähig, innerhalb weniger Stunden ihre gewohnten Beschäftigungen wieder aufzunehmen. Irgend welche kunstgerechte Hülfe ist unbekannt; Männer haben keinen Zutritt. Die Nachbarhütten werden bei schweren Fällen rücksichtsvoll geräumt, die Kinder aus dem Dorfe fortgeschickt, und die Assistirenden erheben ihre Stimmen, um durch allgemeinen Lärm die Klagelaute der Kreissenden zu übertäuben.

Die Geburt liebt man stehend, an eine Wand gelehnt, oder knieend und sich mit den Armen stützend abzuwarten, weil man glaubt in dieser Weise die gewünschte Kopfgeburt zu erzielen. Das Kind wird auf einem Stück Zeug, oder Matten aufgefangen, damit es die Erde nicht berühre. Bei Verzögerungen begiebt man sich auf das Lager, legt sich auf den Leib und sucht durch mechanischen Druck die Arbeit zu unterstützen. Wird auch hierdurch der Austritt nicht befördert, so nehmen die versammelten Frauen der Leidenden, namentlich der Erstgebärenden, sich an. Man hält ihr die Gliedmassen, während ein kauerndes Weib den Kopf auf die Schenkel nimmt und ein zusammengeballtes Stück Zeug fest auf Mund und Nase drückt, um Erstickungskrämpfe zu erzeugen, vermöge welcher das Kind endlich herausgewürgt wird. Dieses letzte Mittel soll äusserst selten fehlschlagen; jedenfalls weiss man keine weitere Hülfe zu bringen. Einriss des Dammes (tschintata) [1]) findet öfters statt.

---

1) Deutlicher: tschintata tschi lieso (la) li tufi. Lieso = Auge, tufi = Koth. Der Name für Nabelschnur ist: boka oder muboka muana: vielleicht ist die Placenta mit inbegriffen, möglicherweise kann für dieselbe aber auch die für die Gebärmutter erhaltene Bezeichnung: tschibutulu (kubuta = gebären) gelten.

Wird ein Weib im Freien von den Wehen überrascht, und kann es keine Hütte erreichen, so tritt es abseits, verhindert dass das Kind zur Erde falle und trägt dasselbe bedeckt nach Hause. Der Grund, warum das Neugeborene nicht die blosse Erde berühren soll, ist mir nicht bekannt; naheliegende Erklärungen anzuführen, ist wohl unnöthig.

Die Nachgeburt wird von der Mutter oder einer Angehörigen eingewickelt irgendwo vergraben; Geheimhaltung scheint nur durch das Anstandsgefühl bedingt zu werden. Die Nabelschnur wird nach doppelter Länge des ersten Daumengliedes, oder bis zum Knie abgemessen, und nicht mittelst eines Messers, sondern mit einem scharfen Splint vom Wedelschaft der Oelpalme zertrennt. Dann setzt man sich um ein in der Hütte angezündetes Feuer und lässt das Neugeborene von Schooss zu Schooss wandern, während man ununterbrochen mit den möglichst erwärmten Fingern der Hand die Nabelschnur drückt und auf diese Weise ihr Eintrocknen beschleunigt. Dieser Zweck wird innerhalb vierundzwanzig Stunden erreicht, der erstorbene Rest mit dem Daumennagel abgestossen und sofort sorgfältig in dem Feuer verbrannt, — denn wenn die Ratten ihn fressen, so wird das Kind ein ganz schlechter Mensch. Es scheint, dass auch der Aberglaube über die Glückshaube existirt, doch konnte hierüber nicht eine der Mittheilung werthe Klarheit erlangt werden. So lange der Nabelschnurrest nicht abgelöst und verbrannt ist, erhält das männliche Geschlecht, selbst der Vater, keinen Zutritt zur Hütte.

Das Kind wird während des ersten Tages nicht an die Mutterbrust gelegt; man scheint auch die Eigenschaften des Colostrum zu kennen, wenigstens wird die anfänglich fliessende Milch tschida fuenna, die spätere tschiali genannt. Um die Absonderung der Milch zu befördern, trinkt die Mutter mehrere Monate lang heisses Wasser und unterzieht sich vielen Abwaschungen mit einem Decocte von Blättern des Ricinus communis, — mit dessen Einführung also auch der bekannte Glaube überliefert wurde. Mittelst Blattbüscheln von derselben Pflanze und unter Anwendung von Wasser werden besonders die Genitalien gereinigt und gerieben, bis jede Absonderung aufhört. An einem gegen Neugierige geschützten Orte neben der Hütte nimmt die junge Mutter zahlreiche Bäder, indem sie mit dem Gesäss sich in eine entsprechende, mit Matten ausgekleidete Vertiefung in der Erde legt, und sich den Leib händeweise abwechselnd mit kaltem und heissem Wasser überschütten und drücken und kneten lässt. Das Kind wird mehrere Male des Tages, namentlich wenn Perspiration sich zeigt, in kaltem Wasser gebadet, in welches Fetische getaucht sind, — die natürlich auch anderweitige vielfache Verwendung finden.

Das Neugeborene bleibt zwei bis vier Monate streng in der Hütte verwahrt, in welcher es geboren wurde. Der Vater und andere Männer dürfen es, wie schon erwähnt, erst nach Entfernung des Nabelschnurrestes sehen, aber auch nur dann, wenn sie in der vorhergehenden Nacht den Coitus

nicht ausgeübt haben. Als Grund für diese Ausschliessung wird von den Negern selbst die List der Weiber bezeichnet, welche die Controle über die Ehemänner aufrecht erhalten wollen, damit diese nicht lüderlich werden, — denn Mütter haben sich während der Periode der Lactation des geschlechtlichen Umganges zu enthalten. Die Länge dieser Periode wird durchschnittlich auf zwölf bis vierzehn (synodische) Monate angegeben, doch ist ihre Dauer schwankend, da einige das Kind entwöhnen, wenn es die ersten Zähnchen hat, andere, wenn es sprechen lernt, manche noch länger säugen. Sollte das Kind sterben, so ist auch die Beschränkung aufgehoben. Keine Mutter in Loango vertraut ihr Kind der Sorge Anderer an.

Die Haltung beim Säugen ist die bei uns übliche, selbst die Finger der Mutter werden in der bekannten Weise verwendet; die Mutter soll aber zuweilen über den Säugling sich legen, um ihm das Trinken bequemer zu machen, thut dies wahrscheinlich aber nur des Nachts. Die Brust scheint nur zu gewissen Zeiten gereicht zu werden, Zwischen-Nahrung anderer Art wird nicht gegeben. Das Kind nimmt weniger die selten genügend abgesetzte Warze, als vielmehr auch einen Theil vom Warzenhof in den Mund, etwa wie einen „Zulp." Man könnte verleitet werden, zwischen der volleren Lippenbildung der Rasse und dieser Art des Trinkens eine Wechselbeziehung zu sehen, doch zeigt der Mund des Negerkindes nur selten schon jene Eigenthümlichkeit, ist meist sogar fein geschnitten und niedlich geformt; jedenfalls würde auch ein Kind der Weissen mit gleich geringer Anstrengung von der Negerbrust sich nähren können, wie dies in Amerika etc. genügend bewiesen ist. Die Mütter vermeiden es, vor Männeraugen, wenigstens vor denen des Weissen, ihre Kinder zu stillen; es scheint weniger die Furcht vor bösem Blick, als Schamgefühl sie abzuhalten. Dies zu beobachten, wurde mir allerdings nur zwei Mal Gelegenheit, bei Ueberraschung junger Negerinnen, welche durch freundliche Worte bewogen werden konnten, dem Fremdling einen Blick auf ihre Mutterfreuden zu gönnen, und deren Mienen kein Anzeichen von Furcht, sondern nur schämige Verlegenheit ausdrückten.

Während der Zeit, in welcher das Kind sorgfältig in der Hütte gehalten wird, darf die Mutter nach Belieben ausgehen und ihren Beschäftigungen obliegen, nicht aber die Wohnungen der Männer, auch nicht die ihres Gatten betreten, empfängt aber natürlich viele Besuche von letzterem, der nicht müde wird seinen Sprössling zu hätscheln. Später trägt die Mutter den Säugling in ein Tuch eingebunden auf dem Rücken, das erwachsenere Kind auch zeitweilig rittlings auf den Hüften, es mit einem Arme stützend. Selbst der Vater führt mit Stolz seine Nachkommen auf diese Art vor, und trägt oft schon ziemlich grosse Bengels mit Zärtlichkeit umher; auch ältere Geschwister befördern jüngere in gleicher Weise, Die eigenthümliche Wechselbeziehung der Geschlechter zwischen Eltern und Kindern fällt nicht auf; von erwachsenen Sprösslingen wendet der Vater im Allgemeinen den männlichen mehr öffentliche Liebesweise zu, — doch habe ich auch Töchter

als recht sehr verwöhnte Lieblinge von Vätern und Erbonkeln kennen lernen. Die zärtliche Sorgfalt der Mutter, wie auch ihr ferneres unermüdliches Walten für das Gedeihen des Kindes, erklärt zur Genüge die innigen Beziehungen zwischen beiden. Den sichersten Weg zum Herzen der Mütter, der Eltern, bieten auch in Loango die Kinder, — und Negerkinder sind so schmuck, so drall und niedlich, und, wenn sie erst ihre durch Popanz-Geschichten hervorgerufene Scheu vor dem weissen Manne überwunden haben, so originell zutraulich, dass man nicht gerade ein besonderer Kinderfreund zu sein braucht, um sich mit ihnen zu verstehen.

Für die sorgsam in der Hütte gehaltenen Neugeborenen hat man, wie auch hier und dort noch bei Culturnationen, zunächst nur zwei allgemeine Bezeichnungen: ein Knabe wird Nsäü (Elephant), ein Mädchen Mputa (etwa Liebling, Perlhühnchen) genannt. (Nach einer einzigen, nicht weiter bestätigten Angabe, sollen dies die Namen des ersten Menschenpaares gewesen sein.) Ihr erstes Erscheinen ausserhalb der Hütte giebt Anlass zu einem Freudentage. Die festlich gekleidete Mutter empfängt vor der Thür der Wohnung für ihr auf den Armen ruhendes Kind die geräuschvolle Anerkennung der versammelten Dorfbewohner und gewisserwissen sein Bürgerrecht, indem gleichzeitig von einem Verwandten, gewöhnlich vom Erbonkel, unter der unsrigen analogen Benutzung von Wasser, die eigentliche Taufe, die Namengebung des Kindes vollzogen wird.

Ueber Dieses und Weiteres an anderen Orten.

Die Steinfiguren in den russischen Steppen und in Galizien

genannt „Kamienne Baby," steinerne Weiber.

Von

Albin Kohn.

Hierzu Tafel V.

Seit Jahren mit dem Sammeln von Materialien für die Vorgeschichte des Osten Europas beschäftigt, war ich genöthigt mich an bekannte polnische Forscher zu wenden, welche mir bereitwilligst behülflich waren, meine Sammlung möglichst zu vergrössern und zu vervollständigen. Während meines Besuches in Krakau (im Winter vorigen Jahres) wurde meine Aufmerksamkeit auf alterthümliche Figuren aus Granit gelenkt, welche sich in Galizien in grosser Anzahl befinden und vom Landvolke „Kamienne baby" (steinerne Weiber) genannt werden. Da die mir bezeichnete an solchen „steinernen Weibern" reichste Gegend in den Karpathen liegt, musste ich im Januar und Februar darauf verzichten, diese unbekannten, einer entlegenen Periode der menschlichen Cultur angehörenden Denkmäler mit eigenen Augen, — wenigstens fürs Erste, — zu sehen, behielt jedoch den Gegenstand im Auge. Dieser Tage wandte ich mich jedoch in dieser Beziehung an einen bekannten polnischen Alterthumsforscher, Dr. Casimir Szulc, welcher so freundlich war mir aus einer von ihm für den Druck vorbereiteten Arbeit ein ihm aus Podolien zugesandtes Manuscript, dessen Verfasser ein Herr Andreas von Podbereski aus Lubomirka bei Czechryn ist, zu leihen und dessen Uebersetzung und Veröffentlichung zu gestatten.

Das mir vorliegende Manuscript bildet einen Beitrag zu den umfassenden Forschungen „O Scytyi i Scytach" (Ueber das Scythenland und die Scythen). In diesem Werke bespricht der Verfasser, gestützt auf Herodot, der in dieser Beziehung Hauptautorität ist, die Scytho-lithauischen Grabhügel, Sprache, Sitten, Ueberlieferungen und Religionsansichten, und vergleicht in dieser Beziehung die untergegangenen Scythen in den Steppen am Schwarzen Meere mit den Lithauern in den Urwäldern am Baltischen Gestade. Er gelangt durch logische Schlüsse zu der Ansicht, dass die Scy-

then, Scirren, Hirren, Heruler ein und dasselbe Volk seien, von dem die heutigen Lithauer abstammen, welche eben unter verändertem Namen sich in den Urwäldern des Baltischen Gebietes festgesetzt haben. Der Verfasser hat Jahre lang diesen Gegenstand zu seinem ausschliesslichen Studium gemacht und desshalb dürften seine Ansichten mindestens als Material bei weiteren Forschungen in dieser Richtung von hoher Wichtigkeit sein.

Ohne mich überall den Ansichten des Herrn von Podbereski anzuschliessen, gebe ich hier seinen Artikel wortgetreu wieder.

„Wenngleich wir, sagt der Verfasser, eigentlich keine klare Ursache haben die „steinernen Weiber“ der Gesammtheit der scythischen Denkmäler zuzuzählen, wollen wir doch, da sie nach den Grabhügeln (Kurgany) die einzigen und hervorragenden Denkmäler der Vergangenheit bilden, den Leser etwas eingehender mit ihnen bekannt machen.

„Die Wissenschaft kann bis jetzt nichts Bestimmtes über sie sagen, und es scheint, dass diese steinernen Weiber,“ eine der am schwierigsten zu lösenden archäologischen Fragen bleiben wird. Sind es Grabmäler? Sind es Götterbilder, denen Verehrung erwiesen worden ist? Diese Fragen drängen sich uns auf, und wir haben bis jetzt keine Antwort auf sie. Indessen erfüllen diese unbekannte Nymphen, diese Gottheiten der Völker, diese riesigen Karyatiden der Steppen, welche in einem grossartigen natürlichen Rahmen gefasst und mit einem weiten von der Wüste gebildeten Hintergrunde ausgestattet sind, den Geist des Reisenden mit ernsten Gedanken. Und jede dieser monstruösen, von gläubiger Hand errichteten Gestalten, bringt einen hundertfach tieferen Eindruck hervor, als alle Statuen der Venus, mit ihren glatten Gesichtern, welche sich schamhaft mit ihren Händchen bedecken, — leichte Gebilde einer sinnlichen Phantasie zur Zierde grünender Gärten bestimmt! Jene bewahren ein tiefes Schweigen über die Wege, auf denen sie zu uns gelangt sind. Die lange Reihe der scythischen Grabhügel, welche sich vom Dnieper bis an den Jenissey hinzieht, das stille Gebiet der grünen Steppenwüsten, war einst mit dieser Art Säulen, mit sphinxartigem Antlitze bedeckt. Vom Fusse des Altais, ja des Sajangebirges, von der Quellengegend des Jenissey und Obi ab waren die Gipfel vieler Kurgane mit solchen steinernen Figuren geschmückt. Indem sich ihre Anzahl gegen Westen immer mehr verringert, findet man sie nur selten in der Gegend der Wolga und am Caspischen Meere; dagegen erscheinen sie wiederum in grosser Anzahl in den weiten Donsteppen und in den Steppen am Asowschen Meere, namentlich im Gebiete des jetzigen Ekatherinoslawer Gouvernements, so wie in einem grossen Theile des Taurischen von Asow bis an den Dniepr. Weiterhin finden wir sie, wenn wir den Dniepr überschreiten, in den Saporoger Steppen, bis sie endlich an der Grenze des südlichen Boch ganz verschwinden. Ausserdem findet man aber auch vereinzelte Exemplare in der Gegend von Stawropol, Charkow, tiefer in der Krim, ja sogar im Norden der Kijewer Ukraina, als ob sie zufällig dahin gekommen wären.

„In dieser langen Reihe von Denkmälern bemerkt man jedoch deutlich eine Theilung, welche (vielleicht) zwei grosse Epochen eines historischen Gedankens bezeichnet. Auf den sibirischen Kurganen stehen gewöhnlich unförmliche, roh bearbeitete Figuren aus Granit, oder hartem sibirischen Sandstein, die fast immer Männer, nur selten und ausnahmsweise Frauen darstellen, während die in den Asower- und Dnieprsteppen befindlichen einen gewissen Fortschritt in der Kunst beweisen, aus weichem, weissen Kalkstein gefertigt sind, und gewöhnlich Nymphen, — „steinerne Weiber" genannt, darstellen, und männliche Figuren nur sehr selten vorkommen.

„Die Kunst und der Geist offenbarten sich hier, vielleicht in Folge des verschiedenen Materials, gleichzeitig in andern Formen, indem sie auch den Faden ihrer Abstammung abrissen, oder doch ausgezeichnet verbargen. Es scheint, dass eine sorgfältige Feststellung der Grenzen und der stufenweisen Abänderung der Form, so wie eine eingehende Vergleichung der hin und wieder in Südrussland auftretenden gröberen Formen mit den sibirischen Figuren mindestens einen Theil der Frage beleuchten könnte. Ein Exemplar aus hartem dunkelblauen Granit (Fig. 3), die aus hartem Granite gefertigte Figur in Subotowo,[1]) so wie einige roh bearbeitete Figuren im botanischen Garten in Kijew, könnten zu dieser Vergleichung dienen.

„Ohne uns jedoch bei dem jetzigen Mangel an begründeten Thatsachen auf die Genealogie der „steinernen Weiber" einzulassen, wollen wir den jetzigen Zustand dieser ehrwürdigen Besitzerinnen der südöstlichen Steppen Rutheniens betrachten.

„Ihre Form ist monstruös und colossal zugleich. Sitzend oder stehend, nackt oder bekleidet, erreichen sie gewöhnlich eine Höhe von 3, manchmal gar von 5 Ellen. Das Gesicht dieser „steinernen Weiber" ist breit, aber es ist schwer den Ausdruck der feineren Züge zu unterscheiden, da sie gewöhnlich beschädigt sind. Im Allgemeinen sind die Gesichter flach, vollbackig und haben eine kleine Nase. Auf dem Kopfe haben sie einer Art Kapuze, deren Flügel mehr oder weniger vom Kopfe abstehen, und die wie eine Kappe (Namitka) der alten ukrainer Frauen mit emporgebundenen Klappen aussieht. Die Brüste sind herunterhängend, deutlich ausgeprägt, und in beiden Händen halten sie auf dem Unterleibe einen quadratischen Gegenstand, der vielleicht ein räthselhafter Schamdeckel ist. Einige wollen in diesem Deckel eine Art Schälchen, oder ein zusammengelegtes Stück Leinwand, ein Handtuch, sehen, welches bei den Religionsübungen mancher tatarischer Stämme noch heute im Gebrauche ist, das aber mit dem Gegenstande, welchen die „steinernen Weiber" in den Händen halten, keine Aehnlichkeit hat. Vielleicht hat dieser unbekannte Gegenstand die Bedeutung des Feigenblatts.

1) Beschrieben von M. Grabowski in seinem „Ukraina dawna i terazniejsza" (die ehemalige jetzige Ukraina).

„Diese Figuren standen gewöhnlich auf dem Gipfel von Grabhügeln und, wie einige sagen, auch in der ebenen Steppe; aber der Cynismus, im Vereine mit dem von der Civilisation übertünchten Vandalismus, haben sie unbedachtsam von ihrer ehemaligen Stelle herabgezogen, und so fast ganz die Spur ihrer ehemaligen Bedeutung, des in ihnen liegenden Gedankens, verwischt. Ausserdem hat auch die leere Neugierde und Unwissenheit diese werthvollen Denkmäler der Vergangenheit zu Wegweisern herabgewürdigt, sie in den Alleen ihrer Gärten und in Höfen aufgestellt, zu Stützen von Stadtthoren und Pfosten von Pforten in den Dörfern benutzt, und sie dermassen endgültig der Missachtung und Zerstörung preisgegeben.

„Der Glauben und die Achtung des gemeinen Volkes in der Steppe haben sie geschützt; die leichtsinnige Hand eines Hüteknaben hätte sie nicht beschädigen können, und wenn sie ihrer ursprünglichen Bestimmung nicht entrissen worden wären, hätten sie endlich auf ihrem Platze den Denker erwartet, der ihnen ihr Geheimniss entrissen hätte. Jetzt findet der Reisende eine solche Figur im Gehöfte eines Privatgebäudes in Taganrog, einige andere im öffentlichen Garten in Nowo-Czerkask, wo sie vielleicht am entsprechendsten und sichersten aufgestellt sind; ausserdem stehen ihrer viele am Wege in der Gegend von Bachmut, und fast jedes Dorf in dieser Gegend besitzt einige, ja zehn und mehr Exemplare. Einige befinden sich auch in der Dnieprniederung, namentlich im Dorfe Nowa-Woroncowka, in den deutschen Colonien und im Städtchen Tiaginka. Weiter findet man eine in Cherson, mehr als zehn Stück liegen auf der Erde vor dem archäologischen Museum in Odessa,[1]) obgleich es wohl entsprechender und geziemender wäre, wenn sie auf einem geschützten Platze aufgestellt wären. Die gelehrten Archäologen und Alterthumsfreunde der Stadt scheinen hierfür kein Interesse zu haben. Die allgemeine Vernachlässigung und das absichtliche Verderben dieser Denkmäler macht einen sehr unangenehmen Eindruck. Die „steinernen Weiber“ sind fast nirgends mehr unbeschädigt erhalten; grösstentheils stehen sie verstümmelt, zerbrochen, unkenntlich gemacht in einem schmutzigen Winkel: einige ohne Köpfe, andere ohne Hände und Füsse, die ihnen abgebrochen worden sind; manchmal stehen nur die Rümpfe an den Wegen, um die Bosheit der Menschen anzuklagen, welche alles verdirbt und vernichtet, und sich nicht scheut Denkmäler des Alterthums zu verhöhnen, ohne selbst für zukünftige Denker viel Neues zu schaffen (?).

„Das Landvolk der Gegend hat diese „steinernen Weiber“ lange geachtet, ja ihnen sogar eine gewisse religiöse Verehrung erwiesen. Von den hohen Grabhügeln in Mitte der einsamen, geheimnissvollen Steppe herab, haben sie seine jugendlich frische Phantasie mächtig angeregt. Nicht fern von Nikopol in der Saporoger Steppe, in einer Besitzung des Herrn

---

1) Podbereskis Artikel ist schon vor längerer Zeit verfasst; wir wollen hoffen, dass seine Angabe bezüglich der Figuren in Odessa antiquirt sei.

Njeplujew, befindet sich ein ungeheurer Grabhügel, genannt „Towsta,“ und auf ihm stand seit Jahrhunderten eine grosse steinerne Figur. Das Volk der Umgegend hat sie lange gegen jede Beschädigung geschützt, und ihr einen gewissen Grad religiöser Verehrung erwiesen, denn es schrieb ihr einen geheimnissvollen, schützenden Einfluss auf die ganze Gegend zu, und desshalb befahl der Gutsbesitzer sie umzustürzen. Als sich aber das Volk aus Anlass einer ungewöhnlichen Dürre in den Jahren 1833 und 1834, zweier Jahre eines ungeheuren Misswachses und Hungers, haufenweise bei der liegenden Figur versammelte, und die geheimnissvolle Protectorin flehte, Regen und Fruchtbarkeit zu spenden, richtete es auch die verehrte Figur wieder auf. Hierüber war der rechtgläubige Verwalter, der die Rückkehr der heidnischen Götterverehrung fürchtete, im höchsten Grade erzürnt; er liess ihr in seiner heiligen Wuth den Kopf abschlagen, welcher bis jetzt zu den Füssen des Rumpfes auf dem Boden liegt.

„In der Dongegend hat sich folgende Legende über die „steinernen Weiber“ erhalten. „Zur Zeit der allgemeinen Finsterniss, sagt diese Legende, lebten hier die Mamaier; als aber die Sonne zu scheinen begann, spuckten sie dieselbe an, und desshalb verwandelte sie Gott in Steinfiguren.“ Der Sceptiker des XIX. Jahrhunderts fügt hinzu, „dass also wohl die Nachkommen Mamais diese Figuren aus Stein nach ihrem Ebenbilde geschaffen haben, wie man sich heute porträtiren lässt.“ Wenngleich diese Legende nicht über die Epoche des furchtbaren Heerführers Mamai hinausreicht; und desshalb in keinem Verhältnisse zu der Zeit, der sie entstammen, zu stehen scheint, führt sie doch auf den Gedanken, in diesen Figuren eine gewisse Rassenähnlichkeit mit den Mongolen zu suchen, welche einst Europa verheert haben.

„Faber, ein Mitglied des archäologischen Vereins in Odessa, sagt in einer gelehrten Abhandlung, dass man in diesen Figuren Denkmäler der religiösen Verehrung der Celten sehen müsse, in denen auch schon der griechische Glauben an die schützenden Nymphen ausgedrückt ist. Faber unterstützt seine Behauptung ziemlich schwach durch eine zweite nicht ganz erwiesene Behauptung, dass nämlich die alten Cimbro-Celten in Tauris steinerne Altäre hatten, auf denen eine ungeschickte Statue der taurischen Diana gestanden haben soll. Dass diese steinernen Figuren griechische Nymphen seien, beweist, — nach Faber, — die gewöhnlich entblösste Brust der „steinernen Weiber.“ Es ist dies gelehrt gesprochen, aber nicht bewiesen.

„Andere Beobachter halten diese Figuren für Grabdenkmäler des hunnischen Stammes der Eleten, oder auch für mongolisch-tatarische Denkmäler, denn bei den Mongolo-Tataren soll das Beerdigen der Leichen in sitzender Stellung ein Grundprinzip sein. Beide, fast aus gleicher Quelle stammende Ansichten, stehen in einem kleinen Widerspruche mit einander; namentlich ist es wohl nicht nöthig die Mongolen von den Hunnen als Rasse zu trennen,

Die Tradition des Volkes verlegt auch, wohl nicht ganz ohne Grund, die Entstehung beider Stämme in eine spätere Epoche. Es sind dies alles Annahmen der Gelehrten; wenn man jedoch den Quellen nachspüren würde, würde sich wohl der Horizont über die „steinernen Weiber" mehr aufklären und erweitern.

„Herodot ist, wenn auch ein ferner, so doch der erste Geschichtsschreiber der Steppen. Indem er sehr viele Einzelnheiten über diese anführt, schweigt er gänzlich über die steinernen Nymphen. Bei spätern alten Schriftstellern findet man ebenfalls nicht die geringste Andeutung über sie, woraus ersichtlich ist, dass dies schon nachscythische und spätere Denkmäler sind. Erst Ammianus Marcellinus, der Zeitgenosse der Hunnen, sagt, dass man in den Zügen der Steinfiguren, die sich an den Ufern des Pontus Euxinus befinden, Aehnlichkeit mit den Hunnen bemerkt ... Nach ihm schreibt, wenn auch erst sehr spät, der berühmte Reisende Rubruquius deutlich, dass bei den „Komanen oder Polowcern" die Sitte herrsche, auf den Gräbern Hügel zu errichten und steinerne Figuren, mit dem Gesichte nach Osten gewendet, aufzustellen, so wie auch, dass diese Figuren mit beiden Händen ein Gefäss in der Nabelgegend halten. Den Reichen, sagt er, errichtete man Pyramiden (Steinhaufen?) oder kleine viereckige Häuschen, in denen sich jedoch nichts befindet. Ich habe auch, sagt er ferner, einen Grabhügel gesehen, auf dessen Gipfel sie sechszehn Pferdefelle, je vier nach jeder Himmelsgegend, aufgehängt hatten, worauf sie dann Kumys und Fleisch herbeibrachten, um zu essen und zu trinken. Diese Angabe wirft zwar ein bedeutendes Licht auf die Figuren, welche „Gefässe in den Händen halten," aber dieses Zeugniss ist sehr verdächtig in Bezug auf das Errichten von Grabhügeln, von Kurganen in der gewöhnlichen Auffassung. Diejenigen nämlich, welche den Reichen „Pyramiden", oder mindestens „im Innern leere Häuschen" errichteten, vielleicht nach Art der jüdischen Karaiten, konnten wahrlich nicht zum Gedächtnisse der Armen riesige Denkmäler aus Erde aufschütten und sie mit Steinfiguren verzieren. Es scheint also, dass sowohl in Sibirien, wie in den Asowschen Steppen, die Figuren auf Kurgane[1]) gestellt wurden, und dass die Beerdigung der Todten nur ein zufälliges Benutzen der fertigen Stätte war. Man findet nämlich sehr häufig in einem Kurgane in der oberen Schichte Knochen; sie gehören vielleicht den spätern Stämmen an; die Ueberreste des Ureigenthümers befinden sich immer auf dem Boden des Kurgans, oder wohl noch tiefer in einer Catacombe, die im „gewachsenen Boden" unter dem Grabhügel ausgegraben ist. Ein Grabhügel, dem dieses Merkmal mangelt, ist kein scythischer, und da die Kurgane in den Steppen am Don und im Gouvernement Ekaterinoslaw, d. h. in den Gegenden, in welchen die Polowcer gehaust, denselben

1) Ich muss hier bemerken, dass viele polnische und russische Forscher die Kurgane einfach für Wegweiser durch die Steppe halten, da man von einem zum andern sehen kann, was indess nicht ihre ursprüngliche Bedeutung als Grabhügel ausschliesst.

Charakter haben, welchen alle scythischen Kurgane in Südruthenien an sich tragen, müssen auch die Kurgane, welche Rubruquius so sehr aufgefallen sind, in entlegenere, namentlich in die scythisch-sarmatische Periode hineinreichen. Rubruquius hat gewiss während seiner gefährlichen Gesandtschaftsreise durch die von wilden Horden bewohnte Steppe mehr gesehen als gehört, da er der Sprache der Bewohner der Gegenden unkundig war. Was jedoch seine Angabe über die Steinfiguren betrifft, so ist dies ein so klares und mit den Verhältnissen übereinstimmendes Zeugniss, dass es jeden Zweifel darüber, dass die „steinernen Weiber" religiöse Grabdenkmäler der Polowcer oder Kumanen seien, beseitigen müsste.

„Wenn wir hierbei stehen bleiben, so befinden wir uns auf dem weiten Gebiete der allgemeinen Uebereinstimmung. Die Beschreibung Ammians, die Muthmassungen der Gelehrten, sowie endlich die Ueberlieferungen des Volkes versetzen sie immer und überall in die Epoche der Hunno-Mongolen, welche durch die Polowcer, vielleicht auch durch den Namen der Eleten und die wahrscheinlich mit ihnen synonymen Petschenegen, so wie durch die von diesen abstammenden madjarischen Szekler am besten mit einander verbunden werden.[1])

„Nicht minder wichtig ist das Verhältniss der Steinfiguren zur Oertlichkeit. Die grösste Anzahl befindet sich in den waldigen und fruchtbaren Gegenden des nördlichen Doniec, namentlich im slawo-serbischen Kreise, oder in den ehemals sarmatischen Kreisen; doch sind sie auch weit in den Steppen von Ekaterinoslaw verbreitet und reichen bis an die Ufer des Dniepr, — mit einem Worte, man findet sie da, von wo zuerst die Horden der Petschenegen gekommen, wo später die Polowcer gehaust, einen Sieg erfochten haben, oder nomadisirend umhergeschweift sind, bis sie endlich in der noch gewaltigeren Woge der späteren Mongolen untergegangen sind. Die Polowcer, welche gewöhnlich als den Petschenegen gleich betrachtet werden, haben lange in den scythischen Steppen gehaust und, in Folge ihrer genealogischen Abstammung von den Hunnen, einige ihrer steinernen Figuren dem aufmerksamen Ammianus Marcellinus hinterlassen.[2])

---

1) Viele Gelehrten sind auch der Ansicht, dass der Zu- und Abfluss der grossen Hunnen-, Mongolen- und spätern Tamerlanschen Tatarenhorden einen unveränderten Charakter an sich tragen. Fügen wir diesem hinzu, dass der heutige Ungar, Madjar oder Magyar, der echte Nachkomme der Kumanen und Hunnen, sich bis heutigen Tages ohne Dolmetscher mit einem am Baikalsee nomadisirenden mongolischen Volksstamme in seiner Muttersprache unterhalten kann. Berücksichtigen wir endlich auch das, dass der grosse, ungeschickte, auf hohen Rädern ruhende, mit einem Weidenkorbe ausgestattete Wagen der Krimer und nogajer Tataren bis heutigen Tages „Madjar" heisst. Haben nun die ungarischen Madjaren davon, dass sie auf solchen mongolischen Wagen nomadisirten, oder die Wagen von dem auf ihnen umherirrenden Volksstamme ihren Namen erhalten?? Alles dieses zusammengenommen dürfte sehr für die Stammverwandtschaft der Hunno-Madjaren mit den Mongolen, oder doch für ihre in früherer Zeit stattgehabte Vereinigung unter einer Fahne, sprechen.

2) Es würde vielleicht der Mühe lohnen, die Spuren, oder mindestens die Traditionen über die „steinernen Weiber" bei den kriegerischen Szeklern zu verfolgen, welche allgemein

„Denjenigen, welche die Hypothese aufstellen, dass die „steinernen Weiber“ nichts weiter sind, als eine figürliche Darstellung des tatarischen Brauches ihre Todten in sitzender Stellung zu beerdigen, wobei sie anführen, dass man in den Figuren die verschiedenen Geschlechter und Altersstufen, „Jünglinge, Jungfrauen, Männer, Frauen, Greise und alte Weiber“ dargestellt habe, muss man entgegnen, dass diese Hypothese eine Fiction und eine weit hergeholte Einbildung sei. Die Polowcer, welche einer Abstammung mit den Mongolo-Tataren und auf demselben Wege wie diese vorgedrungen sind, mochten wohl manche Sitte mit ihnen gemein haben; aber die Figuren in den diesseitigen Steppen (in Südrussland), so weit sie immer reichen, stellen grösstentheils „steinerne Weiber“ [„Baba“ bedeutet in allen slavischen Sprachen ein „altes Weib“] vor, wenngleich unter ihnen auch, aber immer nur sehr selten, sitzende Jungfrauen zu finden sind. Eine grosse Anzahl dieser Figuren steht aufrecht da. Hieraus folgt, dass die „steinernen Weiber“ nicht der Ausdruck der Sitte, die Todten in sitzender Stellung zu beerdigen, sind. Soweit übrigens die Sitze der Tataren reichen, findet man keine „steinernen Weiber.“

Die beigefügten Zeichnungen stellen einige Steinfiguren, welche sich zwischen Nowo-Czerkask und Ekaterinoslaw befinden, dar. Unter diesen befindet sich ein sehr seltenes, ja fast das einzige bekannte Exemplar eines der Classe der Priapfiguren angehörenden Mannes (Fig. 1 a und b), welches zufällig im slawo-serbischen Kreise im Dorfe Czernuchina, 40 Werst von Bachmut an der Strasse nach Kozlowo gefunden wurde. Ein Bauer fand die Figur beim Graben in einem Kurgane in der Tiefe von zwei Ellen unter der Oberfläche. Die Figur ist ziemlich gut erhalten, besser und nach einem geschmackvolleren Model als andere Figuren dieser Art, gearbeitet. Bemerkenswerth ist, dass die Figur unter der Unterlippe den Schnautzbart hat. Fig. 2, — welche eine Höhe von $2\frac{1}{2}$ Elle hat, und Fig. 3, — mit einer Höhe von $1\frac{1}{4}$ Elle, — befinden sich in Nowo-Czerkask, Fig. 4, — mit der colossalen Höhe von $4\frac{1}{2}$ Elle, — befindet sich im Dorfe Kruschina.“

Ueber diesen Gegenstand schreibt mir der bekannte Krakauer Archäolog Adam Kirkor, mit der Erlaubniss es zu veröffentlichen, selbst bevor es noch in den Jahrbüchern der Krakauer Akademie der Wissenschaften veröffentlicht wird, Folgendes:

„Im vorigen und in diesem Jahre glückte es mir und dem Grafen Koziebrodzki einige Ueberreste „steinerner Weiber“ aufzufinden. Ich führe sie hier an, weil sie bis jetzt nirgends beschrieben sind.

1. Im Dorfe Babince (Borszczower Kreises, in Galizien) steht bis heutigen Tages auf dem „za-Baba“ (hinter dem alten Weibe) genannten Feldstücke eine steinerne Figur, vom Volke „Baba“ genannt. Die Form

---

als die letzten Sprossen der Polowcer betrachtet werden. Eine Entdeckung in dieser Richtung würde aus der Hypothese eine begründete Thatsache machen.

dieser Figur ist jedoch der thierischen Form sehr ähnlich. Der Kopf ist mit dem Rumpfe fast zur Erde gebeugt. Man sieht deutlich, dass der Bildhauer ein gebücktes, mit dem Kopfe nach vorwärts geneigtes Weib, mit einem Stocke in der Hand, bilden wollte, wie man sie (bettelnd) sehr häufig sehen kann. Man bemerkt kaum Gesichtszüge; der Künstler scheint aber etwas gedacht zu haben, denn darauf weisen die unförmlichen Vertiefungen hin, welche mit Moos bewachsen sind. Vom Kopfe ab ist die Figur gewunden gearbeitet. Die ganze Höhe der Figur beträgt 144 Centim., der Umfang unter dem Kopfe 274, der Rücken vom Scheitel ab gemessen 225 und den Umfang des Kopfes 110 Centim. Unter dem Kopfe zieht sich nach unten hin eine deutliche Vertiefung, welche augenscheinlich die Schultern andeuten soll. Es zieht sich aber an der Figur noch eine andere Vertiefung hin, welche augenscheinlich während vieler Jahrhunderte durch den Einfluss des Wassers und der Luft entstanden, vielleicht aber auch nur eine durch einen Sturz hervorgebrachte Beschädigung ist. Es lebt nämlich noch jetzt die Tradition, dass diese Figur einst auf einem hohen Postamente gestanden, aber vom Sturme umgestürzt worden ist. Die Bewohner des Dorfes haben sie wiederum aufgerichtet, jedoch nicht mehr auf das Postament gestellt.

2. In Kulakowce am Seret, nicht weit von Babiniec, befindet sich ein aufgeschütteter Hügel, den das Volk „Baba“ nennt, und auf welchem man noch bis heutigen Tages die Spuren eines Fundamentes sieht, auf dem eine Steinfigur gestanden.

3. Bei Dwinogrod am Zbrucz (in den Miodoborer Bergen) stand noch vor 30 Jahren im Thale „Babina“ eine steinerne Figur in Frauensgestalt. Der Förster dieses Reviers hat sie zertrümmert, und die Stücke zum Fundamente eines Gebäudes verwendet.

4. Nicht fern von Dzwinogrod, am Fusse der Miodoborer Berge und am Flüsschen Gnila, liegt das Dorf Rasztowce. In diesem Dorfe liegt am Wege eine Steinfigur der ganz ähnlich, welche in Babince steht. Sie hat eine Höhe von 2,20 und eine Breite von 1,60 Meter. Neben ihr liegen Steine, welche wohl einst als Fundament für dieses „steinerne Weib“ gedient haben.

5. In der Nähe von Tarnopol, und zwar im Dorfe Zaścianka an der Gniezna, befindet sich ein Plateau, welches „Babina“ genannt wird. Hier stand noch vor wenigen Jahren die Figur einer Frau, welche zertrümmert worden ist. Noch heute steht ein grosses Stück dieser Figur dort in die Erde gegraben, doch kann man an ihm keine deutlichen Züge mehr erkennen. Das Volk nennt aber auch dieses Stück Stein noch „Baba.“

6. In Bilcz am Seret, im Kreise Zaleszczyk, befindet sich ein aufgeschütteter Hügel (Mogila), dessen Durchmesser 18 Meter beträgt. Auf diesem Hügel stand die Figur eines Weibes, die zwar längst umgestürzt ist, aber noch da liegt. Die Höhe dieser Figur beträgt 2,05, die Breite 0,35 Meter. Der Kopf ist rund, die Arbeit sehr primitiv, doch kann man an der Figur

sehen, dass sich der unbekannte Bildhauer Mühe gegeben hat die Augen darzustellen. Andere Zeichen sind nicht mehr zu bemerken. Es sind noch zwei grosse Felsblöcke erhalten, welche dieser Figur als Fundament gedient haben. Ich habe diesen Hügel, vom Volke „Mogila", Grabhügel, genannt, durchstochen, aber keine Spur eines dort Begrabenen gefunden. Der Hügel wurde augenscheinlich lediglich für das „steinerne Weib" aufgeschüttet.

Bei Krakau stand einst, wie Ładnowski in seiner, im Jahre 1783 in Krakau gedruckten „Historya naturalua" (Naturgeschichte) schreibt, die Figur eines Weibes, „welche von Steinen, die wie Schafe aussehen, umgeben ist." Heute ist keine Spur dieser Figur und der sie umgebenden Steine zu bemerken.

Herr Kirkor sagt in einer früheren, im Jahre 1874 in den Jahrbüchern der Akademie der Wissenschaften in Krakau veröffentlichten Abhandlung, dass das Dorf Babice gewiss damals gegründet worden ist, als die heidnischen Slaven der Gegend, wie andere ihnen verwandte Stämme steinerne Figuren, sogenannte „Baby", errichtet haben. Es giebt überhaupt auf dem ehemals polnischen Gebiete eine sehr grosse Anzahl von Dörfern, in welchen das Wort „Baba" Grundform ist, was darauf hindeutet, dass sich in ihrer Nähe Figuren „steinerner Weiber" befunden haben. Ebenso giebt es auch einige Berge, welche „Babia gora" (alter Weiberberg) genannt werden.

Wie mir Herr Bürgermeister Ottersohn aus Wronke auf meine diesbezügliche Anfrage mittheilt, stehen auch im Dorfe Ottorowo (Distrikt Scharfenort) am Kreuzungswege nach Kruszkowice zwei steinerne Figuren. Die eine ist 3, die andere $2\frac{1}{2}$ Fuss hoch, sie haben beide eine sitzende Stellung. Personen, die sie oft gesehen, behaupten, es gehöre viel Phantasie dazu, um in diesen Steinen menschliche Aehnlichkeit zu finden. Ich habe sie vor ungefähr 40 Jahren gesehen und erinnere mich nur, dass sie mich frappirt haben und dieses war die Ursache mich nach diesen Steinen zu erkundigen, als ich den Artikel über die „steinernen Weiber" in Russland und Galizien geschrieben habe. Das Volk der Umgegend von Ottorowo nennt diese beiden Steine „steinerne Juden", und sagt, Gott habe sie in Steine verwandelt, weil sie in der Nähe einer „Boża męka" (eines Kreuzes am Wege) ihre Nothdurft verrichtet haben. Da in der Gegend von Ottorowo sich viel Gerölle befindet, ist es wohl möglich, dass auch diese Steine zu ihm gehören und ihre Gestalt nicht der Menschenhand, sondern dem Schleifen durch Gletscher und Eismassen verdanken. Ich wollte nur auf diese, durch eine Legende bekannten Steinfiguren hinweisen, um die Aufmerksamkeit auf sie hinzulenken. Vielleicht untersucht sie einer unserer Forscher genauer. Die oben angeführte Legende wurde mir schon vor jenen vierzig Jahren vom gläubigen Volke mitgetheilt und hat sich, — wie Herrn Ottersohns gef. Nachricht darthut, — bis heute unter demselben erhalten.

Abstammung und Verwandtschaft[1])

von

A. Bastian.

Nachdem die mit kühnem Muthe unternommenen Versuche, das Weltsystem durch einen dialectischen Process zn reconstituiren, fehlgeschlagen waren, und aus den naturphilosophischen Prätensionen, den Plan desselben intuitiv[2]) zu durchschauen, nur ein (den Profanen oft unter seinem lateinischen Epithet erscheinendes) Mäuslein geboren war, blieb die inductive Naturwissenschaft eine Zeitlang ihren Arbeiten ungestört überlassen, bis die Kunde eines neuen Evangeliums an ihr Ohr schlug, das mit dem dunkeln Zauberwort der Abstammung die Phantasmagorien seltsamer Thiergestalten auf diejenige Bühne heraufbeschwor, welche für sie die Welt bedeuten sollte.

Gegenüber den masslos ungestümen Theorien, die dadurch in entzündbaren Köpfen aufflammten, lag es vor Allem der Ethnologie ob, sich abwehrend zu verhalten, denn sie musste sich am Schwersten und am Directesten bedroht fühlen.

Gerade in ihren neu angesammelten Materialien schwellen überall und ringsum die Keime zu verlockenden Hypothesen, die in populärer Verflachung weiter wuchern und, wenn frühreif dem Publikum überliefert, bethörende Epidemien hervorrufen würden. Sollte sich dann auch auf ihrem Arbeitsfelde die Speculation einnisten, so wären auf lange Zeit hinaus wieder die schönen Hoffnungen geknickt, unter denen wir freudig und ahnungsvoll bisher an dem Aufbaue der Naturwissenschaften gearbeitet haben.

Unter dem Zusammenbruch aller jener Stützen, auf denen, so lange das Menschengeschlecht unter den Wandlungen der Zeiten und Völker über den Erdball dahin gegangen ist, das sehnsuchtsvoll gläubige Hoffen der Menschenbrust eine befriedigende Weltanschauung zu gründen versuchte, liegt jetzt unser letztes Heil in den Naturwissenschaften. Wenn auch sie uns nicht auf dem eingeschlagenen Wege der Induction, zur Lösung der uns umgebenden Räthsel werden zu führen vermögen, dann bliebe keine andere Aus-

sicht, denn alle übrigen Pfade sind bereits von Religion und Philosophie, bald im gemeinsamen Zusammenwirken, bald nach getrennten Richtungen hin, beharrlichst versucht, und alle schliesslich ungenügend befunden.

In diesem Bestreben, auf den von der Natur selbst gepflanzten Denkgesetzen der Harmonie, die den Kosmos durchwaltenden Gesetze zu verstehen, werden wir, statt die Natur zu interpretiren [3]), von dieser erst unsere Belehrungen entgegen zu nehmen haben, und in diesem Sinne ercheint die Naturwissenschaft als hehre und hohe Göttin, der wir uns nur mit reinen Händen zu nahen haben, mit keuschem Sinn, unter Kasteiungen und Büssungen, wenn man so sagen will, d. h. unter strenger Enthaltung [4]) von allen schwelgerischen Phantasien, die bethörend zwar und verführerisch locken, von der ehrlichen und mühsamen Arbeit [5]) des Details aber abziehen würden und ihren Fortgang stören.

Den Anforderungen der exacten Naturwissenschaft gemäss, haben wir innerhalb des deutlich umschriebenen Gesichtskreises klar erkennbarer Thatsachen zu verbleiben, im vollen Tageslicht der Mittagssonne zu arbeiten, ohne uns bereits durch den Hinblick auf die schwankenden Nebel eines frühen Morgens oder einer mystisch dankelnden Nacht die festen Umrisse der Anschauungen zu verschieben.

An sich allerdings sind den Forschungen des Menschengeistes keine Grenzen gesteckt, da in ihm bereits die Gedanken des Ewigen und Unendlichen zu keimen vermögen, aber solche Grenzen uns selbst zu ziehen, und sie, wenn als nothwendig erkannt, unverbrüchlich festzuhalten, das liegt als Pflicht dem Naturforscher ob, und sie treu zu erfüllen, dafür muss er, wenn er seiner Verbindlichkeit gerecht werden will, die erforderliche Entsagungskraft besitzen oder solche zu erringen suchen. Die Grenzlinie zwischen Wissen und Nichtwissen muss stets mit voller Schärfe festgehalten werden, zwar als eine verschiebbare, als vielleicht unendlicher Ausdehnung fähige, aber doch als eine provisorisch für den jedesmaligen Status quo unverbrüchlich geltende. So datirt der Fortschritt der Kartographie, besonders seitdem man sich entschloss, das Unbekannte auch völlig unbezeichnet zu lassen, während man früher durch das Ueberzeichnen der Landkarten nach unsichern Vermuthungen den Schein der Vollständigkeit simulirte, und so indem man Halbgewusstes oder Nichtgewusstes dem bereits Gewussten zwischenwirrte, auch der Zuverlässigkeit dieses verlustig ging, in der Selbsttäuschung des undeutlichen Horizontes.

Haben wir im hellen Tageslicht die Gesetze in ihrem genetischen Entwicklungsgange sowohl, wie im Gleichgewicht des Zusammenhanges durchschaut und erkannt, dann wird der hier angeknüpfte Faden als leitender dienen können, um auch das labyrinthisch-gespenstische Halbdunkel der Morgen- und Abenddämmerung zu durchwandern, doch bis dahin ist der Weg noch weit-, weit, vor Allem für den erst kürzlich in dem Zwillingspaar der Anthropologie und Ethnologie aufgegangenen Doppelstern der Dioscuren, für die letzte

und jüngste der Wissenschaften, die kaum so viele Decennien zählt, als ihre Schwestern Jahrhunderte und Jahrtausende.

Die Ethnologie ist hervorgetreten als das hoffnungsvolle Kind der Zeit, gleichsam als ein lang verkündeter Messias, der eine neue und unerwartet grossartig fruchtbare Botschaft gebracht hat.

Schon vor Jahren sprach ein auch in der Anthropologie als hochverehrter Meister [6]) anerkannter Reformator der Naturwissenschaft das prophetische Wort: „Wenn die Philosophie eine Wissenschaft des Wirklichen sein will, so wird sie den Weg der Naturwissenschaften zu gehen haben", und so ist es geschehen. In ununterbrochenem Siegeslauf hat die Induction eine der Naturwissenschaften nach der andern erobert, sie ist vorgedrungen bis an die letzte Grenze der Physiologie, und dort, an der Markscheide der Psychologie, wird jetzt ein, bis soweit nicht allzu glücklicher, Entscheidungskampf mit der ihre alten Rechte vertheidigenden, und durch lange Erfahrung in der Taktik wohlgeschulten, Philosophie geführt.

Sollte es indess der Ethnologie gelingen, mit dem bereits beschafften und täglich wachsenden Material der primitiven Völkergedanken, auch für das Studium der socialen Seite des *ζωον πολιτικον,* und zunächst ihrer einfachen Elemente, die Induction zur Geltung zu bringen, dann wäre für sie ein erster Fusstritt in der Metaphysik gewonnen, und dann allerdings würde eine Gesammtreform unserer Weltanschauung nicht ausbleiben können. Gegenwärtig freilich stehen wir erst an der Schwelle, mit einem noch unübersehbaren Arbeitsfelde vor uns, wir erblicken erst aus weiter Ferne das gelobte Land der Verheissung, das in der gegenwärtigen Zeitepoche noch nicht betreten werden wird.

Von einer Wissenschaft, die in unsern Tagen erst geboren ist, die vor unsern Augen aufgewachsen, fordern zu wollen, dass sie uns jetzt in derselben Generation, die sie entstehen sah, auch bereits den Abschluss gewähren sollte, würde ebenso thöricht sein, als von einem gestern gepflanzten Baume heute schon Früchte zu erwarten. Wer es liebt, in der Zwischenzeit zur Selbsttäuschung gemalte Früchte hineinzuhängen, mag mit dieser Spielerei, wenn sein Naturell dahin neigt, die Zeit vergeuden, Erquickung werden sie ihm keine gewähren. Den Ungeduldigen treibt es, sich aus leichtem Fachwerk seine Weltanschauung fertig zu stellen, um darin eine ephemere Behausung zu gewinnen, wer sich jedoch als Mitarbeiter an dem Tempel des Kosmos fühlt, wird das Mass seiner Kräfte nicht überschätzen, und seine Befriedigung aus dem Bewusstsein schöpfen, als Theil, wenn auch ein kleiner und schwacher, mitgewirkt zu haben an dem Geschichtswerk der Menschheit

Statt diese Fragen nach dem ersten Anfang und dem letzten Ende, Fragen, die durch Einführung incommensurabler Grössen in unsere relativen Rechnungen diese beständig annulliren müssen, statt sie, wie bisher, in den

Vordergrund zu schieben, sind sie vorläufig vielmehr fern zu halten, vorläufig eben, um sie später desto sicherer zu lösen.

Sie bilden ja gerade jene unbekannten Grössen, die bekannt gemacht werden sollen, jene unseren Arbeiten zur Lösung aufgegebenen Probleme, deren Werth aus den Rechnungen erst zu suchen ist. Wenn wir also, wie es beständig in den neuen Schöpfungsbüchern geschieht, von Vorneherein einen subjektiven Werth unterschieben, wenn dem Unbekannten ein beliebig gewählter Ausdruck substituirt wird, so verdecken und verwirren wir uns unverständiger Weise den Hinblick auf das anzustrebende Ziel. Wir erhalten dann allerdings Ziffer-Combinationen aber nur die einer kabbalistischen Zahlensymbolik, nicht die durch ein allmählig fortschreitendes Eliminiren oder Bestimmen der unbekannten Factoren gewonnenen Resultate von Rechnungen, in welchen uns die Natur selbst die Werthgrösse lehrt.

Nicht am Anfang daher, etwa gar in einer treffend genug, als nebularen bezeichneten Kosmogonie,[7]) darf deshalb der Ansatz der Forschungen genommen werden, sondern ein solcher lässt sich nur suchen in den kreuzenden Durchschnittspuncten der Mitte, wenn sie auch, seit der heliocentrischen Reform, für das Terrestrische den früher die Deductionen scheinbar erleichternden Character des Centralen (ἐν τοῦ ἡλίου περιφορά) verloren hat. Innerhalb des aus Objectiven und Subjectiven im menschlichen Verständniss von der Natur geschlungenen Knoten haben wir medias in res einzutreten, um aus den Gleichungen in causaler Wechselwirkung definirbarer Reihen, zuerst unter den einfachen Vorstadien, den Schlüssel des Gesetzes zu erlangen, der uns dann auch die höher vollendeten Complicationen eröffnen wird.

Die feineren und kleineren Variationen in den Differenzirungen des unendlich Kleinen werden hier wahrscheinlich die zuverlässigsten Hülfsmittel abgeben, nachdem eine psychologische Differential- und Integralrechnung ihre Ausbildung erlangt haben wird, während wir jetzt, wo uns für diese Beobachtungen kaum die vier Species geläufig geworden sind, von Vorneherein werden darauf verzichten müssen, die in der anzustrebenden Gedankenstatistik sich vor uns aufthürmenden Zahlenmassen gegenwärtig schon genügend bewältigen zu köenen.

Zunächst wird nichts anders geschehen können, als dem Beispiel der Chemie zu folgen und inmitten der Fülle der Thatsachen hineinzutreten, um das darin bereits durch gegenseitige Relationen fest Definirbare als Halt zu ergreifea, und wie die Chemie trotz des Wechsels der in ihr auftauchenden Hypothesen fest und sicher mit den Elementen operirt, ohne die Ergebnisse der analytisch und synthetisch festgestellten Formeln von den Schicksalen geologischer oder kosmogonischer Hypothesen abhängig zu machen, so wird auch die Ethnologie zunächst auf cursorisches Räsonnement zu verzichten haben, sondern den Blick festgeheftet halten müssen, auf das Nächste und das Erkennbare.

Ob und wann sich in der Chemie für ihre in scheinbarer Willkühr

zusammengestoppelten Grundstoffe das tertium comparationis einer einigender Gemeinsamkeit der Vereinfachung ergeben wird, bleibt von dieser Wissenschaft und dem Fortgang ihrer Geschichte abhängig. Aus den Erfahrungen derselben ist indess der Chemiker genugsam überzeugt, dass ein vorzeitiges Simuliren solcher Vereinfachung ihn in die alchymistische Träumerei von Metall-Umwandlungen zurückstürzen müsste, und ebenso fällt der Ethnologe wieder dem für überwunden geltenden Standpunkt generalistischer Deduction anheim, wenn er bereits allgemeine Folgerungen ziehen wollte, ehe er noch mit exacter Untersuchung der Einzelnheiten begonnen hat.

Die Bedeutung der gegenwärtigen Naturwissenschaft liegt vor Allem darin, dass sie unter eingehender Beschäftigung mit deutlich vor den Augen liegenden Details die Rechenmethoden des Denkens verbessert hat. Während früher in Unbestimmtheit schwankende Verallgemeinerung das Widersprechendste durcheinander warf, weil unter oberflächlicher Aehnlichkeit analog erscheinend, und so philosophische (auch naturphilosophische) Systeme aufbaute, ist jetzt der exacte Forscher zu der Ueberzeugung gekommen, dass nur congruente Grössen in Gleichung gestellt werden können, und die Richtigkeit der Proportionsverhältnisse die conditio sine qua non für die Richtigkeit der Resultate bleibt.

Unter diesen Betrachtungen kann der Ethnologie kein anderer Ausgangspunkt für ihre Forschungen gegeben sein, als der bereits von der Natur in die geographischen Provinzen gelegte, die sich für die Culturvölker verschiedentlich nach ihren historischen Horizonten erweitern. In den geographischen Provinzen haben wir die deutlich erfassbare und weiter zu ergründeude Wechselwirkung des Makrokosmus [8]) und Mikrokosmus, in den botanischen mit der Pflanze, in den zoologischen mit dem Thier, in den anthropologischen und ethnologischen mit dem Menschen, seiner physischen und psychischen Seite nach.

Abstammungshypothesen können dabei nicht zur Erörterung kommen, weder die monogenetische, noch die polygenetische. Im Streit zwischen beiden, hat man der letzteren vorgeworfen, dass sie die Schwierigkeiten vermehre, durch Vervielfachung der Ursprünge, aber der eine Ursprung ist für all' solche Schwierigkeiten schon über genug, denn es macht keinen Unterschied, ob man das Uuendlichkeitszeichen einmal oder hundertmal setzt. Sobald Ein Wunder den Gesetzesgang durchbrochen hat, ist der Schaden da, und ob dann noch ein paar Dutzend mehr folgen oder nicht, bleibt dabei gleichgültig.

Die monogenetische Hypothese, ein Ueberbleibsel früherer Religionssysteme, ist fast überall bei den Naturvölkern anzutreffen, indem jeder Stamm sich als den der „ächten“ Menschen zu halten (und zu heissen) pflegt, sich also nur um die eigne Entstehung kümmert, nicht um die der übrigen Welt. Nachdem nun auch diese bei unserer kosmopolitischen Umschau Berücksichtigung erfordert, kommen zum Schaden der exacten Forschung, ima-

ginäre Wanderungstheorien hinzu, indem man auf den in Asien und Afrika oder gar in untergegangenen Continenten hypothesirten Schöpfungsmittelpunkten die Völker beim Schopf ergriff, und an ihre respective Heimathorte vertheilte auf Luftwegen wahrscheinlich, denn die vorgeschriebenen Wanderstrassen [9]) lassen sich zwar bequem den Landkarten einzeichnen, sind jedoch bei Detailbetrachtung keines Wortes der Widerlegung werth. Gegentheils ist es auch hier der Ethnologie als Aufgabe gestellt, mit dem jetzt mehr und mehr eröffneten Einblick in das geographische Gezimmer des Globus, die Wanderungswege der Völker innerhalb ihrer verschiedenen Peripherien nachzuweisen und zu construiren; und unter genauer Kenntniss der Vorbedingungen der Civilisation und der Lokalitäten, die zum Gedeihen derselben geeignet sind, wird es sich ergeben, wie bereits in der geographischen Anlage der Continente die Geschichtsstrassen, und somit der historische Gang der Menschheitsentwicklung, von der Natur dem Globus eingegraben ist.

Bei den geographischen Provinzen handelt es weder um diese monogenetische Abstammungshypothese, noch um die polygenetische, die man zuweilen mit ihnen verbunden gesetzt hat, sondern zunächst nur um die Wechselwirkung des Innen und Aussen, um Reiz und Gegenreiz, um die gesetzliche Schöpfung der Reflexe.

Insofern muss die oftmals gehörte Fragestellung, ob etwa der Neger zum Kaukasier oder umgekehrt (und sonst), werden könne, als eine völlig unzulässige bezeichnet werden, sie ist für den Ethnologen ein Unding, worauf es ebenso wenig eine Antwort giebt, als wenn in der Chemie [10]) nach der möglichen Umwandlung von Pottasche in Soda oder umgekehrt gefragt würde. Beides sind kohlensaure Alkali-Verbindungen, so lange aber Kalium und Natrium in der Chemie als Elemente zu gelten haben, ist eine derartige Frage im Sinne der chemischen Wissenschaft ausgeschlossen, und ebenso die obige im Sinne der ethnologischen.

Der Neger in seinem charakteristischen Typus ist das nothwendige Produkt seiner Umgebung, ebenso der Papua, der Mongole u. s. w., und zu meinen, dass der Eine in den Anderen umschlagen könne, ist ein zu offenbarer Widersinn in ethnologischer Auffassungsweise, als dass ein weiteres Eingehen darauf nöthig wäre. Tritt der Fall ein, dass das gegenseitig bedingte Produkt einer geographischen Lokalumgebung auf ein anderes Areal, also etwa ein Kaukasier nach Afrika verpflanzt wird, so hat er, da ihm die active Functionsthätigkeit der afrikanischen Leber, die Pigmentirung u. s. w. fehlt, eine Acclimatisationskrankheit durchzumachen, die in dem erwähnten Falle besonders die Leber in Mitleidenschaft zieht, und in der dadurch herbeigeführten Krisis geht er entweder im Kampfe mit den Agentien einer feindlichen Natur zu Grunde oder er findet einen Modus vivendi mit seiner Umgebung, als dadurch Acclimatisirter, und das Aehnliche passirt dem nach Norden versetzten Neger, der dort bei seiner verhältnissmässig beschränkten

Lunge durch Erkrankungen derselben bedroht ist, ähnliches dem Serranos in den Tief-, dem Yunga in den Hochländern u. s. w.

In der Mehrzahl der Fälle ist der Ausgang ein lethaler, neigt die Krisis dagegen zu dem günstigen Resultat der Acclimatisation, so geht doch immer aus ihr das Individuum als ein geschwächtes hervor, die Umwandlung hat es nicht auf eine höhere Stufe der Entwicklung gehoben, sondern im Gegentheil zu einer niederen hinabgedrückt. Im Laufe der Generationen mag dann die Adaption an die Umgebung eine so vollkommene werden, dass die Nachkommen vollständig lebensfähig unter ihr existiren und auch wieder den Weg fortschreitender Vervollkommnung betreten mögen, immer aber handelt es sich um ein drittes Produkt, nicht Kaukasier oder Neger, sondern sei es der dem Negerlande acclimatisirte Kaukasier (oder dem Indianerlande als Creole), sei es der dem Kaukasierlande acclimatisirte Neger, nicht also um den ursprünglichen Typus der geographischen Provinz, sondern um den hier neugebildeten, unter Mitwirkung der bereits aus der früheren Rassenqualität mitgebrachten Affinitäten.

Die Rassenqualität selbst darf jedoch nicht, wie so gewöhnlich, im Voraus definirt werden, da wir sie uns im Gegentheil beständig vor Augen halten müssen, als das x der Gleichung, weil unter den unbekannten Grössen einbegriffen, deren Werthbestimmung wir erst suchen. Inwieweit wir, um in den Nisus formativus selbst einzudringen, mit der Zeit aus dem Ergebnisse der Wechselwirkung zwischen der Monde ambiante oder dem Milieu und ihrem Organismus Anhaltspunkte erlangen werden, bleibt erst nach der Feststellung solcher Vorbedingungen in Betracht zu ziehen.

Indem gleichzeitig mit dem Acclimatisationsprozess einer eingewanderten Rasse Kreuzungen mit der eingebornen stattfinden, so hängt der Charakter des resultirenden Produktes von der wahlverwandtschaftlichen Spannung der ins Spiel tretenden Affinitäten ab. Unter Umständen mögen grosse Massen der Zuwanderer unter dem autochthonen Typus verschwinden, während bei anderen Gelegenheiten wieder schon eine numerisch scheinbar verschwindende Einmischung weitgreifende Umwandlungen hervorrufen könnte. Alles das wird sich erst klarlegen lassen, wenn die Anthropologie aus einer genügenden Zahl von Beobachtungen eine Spannungsreihe der Elementarstoffe nach der Verwandtschaftsstärke ihrer Affinitäten wird aufgestellt haben können, und die der als gleichwerthig ersetzbaren Aequivalente.

Bei solcher Auffassung würde es eine contradictio in adjecto sein, bei der Rasse von Abstammung zu reden, und während man in Rubriken, die nur einen logischen Werth haben, keine Schwierigkeiten gefunden hat (zuemal bei ideosynkrasischer Blindheit für die physiologischen), die Abstammungsreihe vom Wurm, und früher, bis zum Menschen zu führen, zeigt sich diese magische Abstammung, wenn man ihr näher zu Leibe geht, sogar unfähig Variationen von Species oder doch Species eines Genus in einander überzuführen, und aus einer Menschenrasse eine andere zu machen [11]).

Im Kosmos haben wir ein in unendlicher Breite erstrecktes Netz der Wechselwirkungen vor uns, wobei es noch viele Arbeit giebt, jede der Maschen zu untersuchen und in ihrer Verknüpfung zu studiren. Viel bequemer schien es daher sich den dünnen Gedankenfaden einer Descendenzreihe zu drehen, und nun die hergestellte Linie mit zunehmender Geschwindigkeit hin und her zu durchlaufen. Von Aenderung systematischer Definitionen abgesehen, wurde den Daten der vergleichenden Anatomie wenig Neues zugefügt, denn der sensationell hervorgehobene Anschluss des Menschen an das Thierreich, und enger an die Quadrumanen, war seit Linné's Zeit, trotz Klein's und Büffon's Widerspruch, bereits festgehalten, und die in grosser Fülle scharfsinnigen Beobachtungen, mit welchen der durch die geographischen Anschauungen seiner Weltreise genährte Naturforscher Englands die wissenschaftliche Welt überraschte, haben durch ihre Ableitung und Verengung[12]) zur Descendenztheorie nur verloren, da sie auf dem Felde der geographischen Provinzen eine weit allseitigere Verwerthung erhalten haben würden.

Dass die den Bildern derselben und einer Ueberschau der Völkergeschichte auf der Fläche des Erdballs zu entnehmende Beispiele das aus dem eigenen Stadium einer aufblühenden (und momentan grade im vollsten Wachsthumschuss befindlichen) Gegenwart abgeleitete Dictat einer allgemein fortschreitenden Entwicklung durchweg widerlegen, ist jedem einigermassen mit der Culturgeschichte Vertrauten allzu evident, als dass es fernerer Ausführung bedürfte.

Wie anders muss der Wanderer über die Trümmerfelder Mesopotamiens, an den ägyptischen Pyramiden, neben den Monumenten des alten Amerika's darüber denken, oder auch der im heutigen China die Bücher des Confucius aufschlagende Student. Und auch bei uns, wenn man die religiösen Kindereien von Lourds bis Marpingen vor sich sieht, die Hexenausspürungen, die den Neid afrikanischer Fetizeroos' erregen würden, noch in diesem Jahre des Heils 1877, mit dämonischen Austreibungen in optima forma, in Blättern der Hauptstadt, erkennt sich der Fortschritt kaum in den „Upper Ten - Thousand". Die Ethnologie hat uns eben von den subjectiven Beschränkungen einer bisher sog. Weltgeschichte zu befreien, die zwar die höchsten Culturvölker zum Gegenstande ihrer Betrachtung machte, aber ein räumlich nur beschränktes Areal, und grade die ihrer Einfachheit wegen für die Induction geeignetsten Beobachtungsobjecte ausserhalb ihres Gesichtskreises lassen musste, so lange die geographischen Entdeckungen noch kein Material herbeigeführt hatten. Wir kennen weder das Woher? noch das Wohin? aber wir wirken mit, in jedem Momente des Daseins, an der Harmonie des Kosmos, in deren Ewigkeit und Unendlichkeit Raum und Zeit verschwindet, also auch jener Anfang und jenes Ende, innerhalb welcher Grenzpunkte von Entwicklung in dem bisherigen Sinne überhaupt erst gesprochen werden könnte.

Von Abstammung, mit deren Zauberwort man die ganze Reihe der organischen Wesen hat ins Leben rufen wollen, ist, wie gesagt, nirgends die Rede, und sie verblasst überall, wo man genauer darauf hinblickt. Kaum kann sie in der direkten parentela festgehalten werden, darüber hinaus, bei der Gens oder dem Stamm, treten bereits seitliche Interessen (wie in der Phratria) hinzu, und bald genug völlig fremde, die im Clan nur durch Fiction mit dem Eponym in simulirter Abstammung zusammengehalten werden.

Dass bei der Abstammung von einem Paar das Menschengeschlecht durch Inzucht hätte zu Grunde gehen müssen, noch ehe es eigentlich entstanden gewesen, ist bereits verschiedentlich hervorgehoben, und obwohl der medizinische Streit über die Ehen in engeren Verwandtschaftsgraden noch nicht geschlichtet ist, kann doch über die schliesslichen Folgen einer streng beschränkten Inzucht nach den Erfahrungen der in Bakewell und seiner Nachfolger Schule erzogenen Thierzüchter kein weiterer Zweifel obwalten. Bei rechtzeitig getroffener Auswahl wirkt die Inzucht bis zu einem gewissen Grade verbessernd und veredelnd, schliesslich aber wird immer das Einträufeln fremden Blutes benöthigt, und um so mehr im Völkerleben, wo natürliche Zuchtwahl waltet, ohne die künstlichen Cautelen der Thierzüchtung. Bei diesen dürfen ohnedem die reinen Rassen am wenigsten als Repräsentanten einfacher Abstammung gelten, da grade sie sorgsam aus adäquaten Affinitäten gemischt zu sein pflegen, und es sich weitmehr darum handelt, das hergestellte Gleichgewicht (in den Vollblutrassen), durch entsprechendes Liefern der erforderlichen Zuthaten ferner zu erhalten.

Das beherrschende Element der Völkergeschichte liegt eben in der geeigneten Völkermischung und den daraus hervorgehenden Resultaten, da der mit der Umgebung seines Milieu ins Gleichgewicht gelangte Stamm dort stabil verharren wird, wenn er nicht der geographischen Configuration seiner Heimath gemäss, in neue Berührung mit fremden Reizen gelangt, wodurch die Spirale für geschichtliche Entwicklung höher empor getrieben wird, und meist in der vorhandenen Rasse neue Elemente absorbirt werden. Die Culturvölker sind überall aus einer Menge verschiedener Wurzeln emporgewachsen, die sich verwandtschaftlich zu einem einheitlichen Stamm zusammengefügt haben, aber die Abstammung ist der Gegensatz der einheitlichen, eben eine vielheitliche und in der theoretischen Reihe überhaupt nicht vorhanden.

Die Natur selbst hat den Naturvölkern instinctiv gelehrt, durch den weit verbreiteten Brauch der exogenen Ehen den nachtheiligen Folgen der Inzucht vorzubeugen. Die endogenen Ehen besitzen einen weit engeren Kreis, und finden sich meist beschränkt auf Eroberungsvölker, die eine Zeitlang eine aristokratische Abscheidung von den Unterworfenen aufrecht zu erhalten streben, und die auch, wenn die Rasse dieser eine niedrigere war, ihre eigene durch solche Vorsichtsmassregeln eine Zeitlang unverfälschter und edler halten mögen.

Im Uebrigen aber sehen wir überall die Völker der Inzucht (besonders in abgelegenen Lokalitäten zusammengeschlossene Stämme) durch sich selbst in Degeneration zu Grunde gehen, physisch sowohl wie psychisch, indem sie schon in Folge der (durch die exogene Ehe eben gemilderten) Gebote der Blutrache sich gegenseitig vernichten, sich todtschlagen und meist auch fressen, nicht nur im Leben, sondern auch bei den Todtengebräuchen, sich selbst gewissermassen verschlingen.

An sich würde ein Menschenpaar für die Bevölkerung der Erde genügen, da sich diese, wie man berechnet hat, bereits in der 34. Generation ergeben würde, wie sehr indess die Wirklichkeit theoretische Weiterfolgerungen verbietet, zeigt die Zählung in der Familie des Confucius im XVIII. Jahrhundert, die damals nach mehr als 2000jährigem Bestehen kaum 10,000 Mitglieder[13]) ergab, obwohl sich bei den ihr zugetheilten Privilegien und Vorrechten hier ein engereres Zusammenhalten, als anderswo, hätte erwarten lassen können. Interessante Aufschlüsse hierfür würde die Pitcairn-Insel haben geben können, wenn der Beobachtungskreis nicht in der Zeitdauer zu beschränkt gewesen.

Unter Beseitigung dieses aus Luft gebildeten Phantoms der Abstammung finden wir, dass die Einheit der menschlichen Gesellschaft überall in der Verwandtschaft gegeben ist, in der Einigung gleichartiger Interessen (wie die an sich selbstständigen Zellterritorien[14]) des Organismus durch das darüber schwebende Gesetz wesentlich als Republik zusammengehalten sind).

Die Natur wirkt hier fort, unter denselben gesetzlichen Schöpfungen, mit denen sie die physischen Existenzen hervorgerufen hat, so noch jetzt aktiv auf dem socialen Gebiete. Der sociale Verband[15]) steigt auf aus seiner einfachsten Form in der Familie durch Stamm und Volk in verschiedenen Stufengraden, bis zur nationalen Einigung im gemeinsamen Sprachband, und dann für die Jetztzeit in der Einheit der internationalen Cultur-Interessen.

Wie im Organismus die Zellen ihr selbstständiges Leben bewahren, diese Zellengruppen zur Republik zusammentreten, und wie sich erst in der gegenseitigen Einigung aus ihrem Zusammenwirken die Einheit des Organismus selbst herstellt, sein gesetzlicher Typus, so in der Einigung der an sich sämmtlich gleichberechtigten Particular-Interessen, in gegenseitiger Abgleichung, das Leben des Staatsganzen, und wie dieses bei übermässigem Ueberwiegen einzelner solcher Particular-Interessen in revolutionärer[16]) Umwälzung zu Grunde gehen würde, so der animalische Organismus, wenn die durch das pathologische Wuchern in einem der Zellterritorien erzeugte Krankheit über die Controlle des einheitlichen Gesetzes hinauswachsend, das Gleichgewicht bis zur Unmöglickeit der Wiederherstellung stört und in Unordnung bringt.

Dass man in der Descendenztheorie die physiologischen Bedenken, die ihren Sätzen aus diesen auf der Hand liegenden Verhältnissen entgegen stehen,

völlig unbeachtet liess, gehört zu den unbegreiflichsten der unbegreiflichen Denkfehler, mit denen sie wimmelt.

Eine Entschuldigung, oder wenigstens Erklärung, kann nur insofern zugelassen werden, als die Untersuchungen anfänglich vorwiegend auf die niederen Thiere und die Betrachtung ihres einfach gleichartigen Gewebes beschränkt waren, und dann allzu rasch Analogien in den höher complizirten Organismen gesucht wurden.

Wenn bei diesen in einem Theile der Peripherie, — durch Angewöhnung, fortdauernd gleichartige Einwirkungen oder aus anderen Ursachen hervorgerufen, — eine modificirende Umänderung Platz greift, so wird dieselbe nur dann für erbliche Fortpflanzung einwurzeln können, wenn sie während der Spanne individueller Existenz, innerhalb welcher sie entstand, auch gleich genügende Zeit gehabt hat, die gesammten Correlationen [17]) im Körper, in Gemässheit [18]) mit der neu eingeleiteten Tendenz, harmonisch umzustimmen.

Gelingt dieses nicht, bleibt die Umstimmung auf halbem Wege stehen, so geht der Organismus durch Krankheit zu Grunde, da der einheitlich beherrschende Zusammenhang des Gesetzes verloren gegangen ist und also in ihm ein Krieg Aller gegen Alle ausbrechen wird.

In der weit überwiegenden Mehrzahl der Fälle dagegen wird die von der Peripherie angeregte Umwandlung viel zu schwach sein, um irgend welche Fernerwirkung auf den Gesammtorganismus auszuüben, und sie muss also dann wirkungslos wieder verklingen, ohne dass eine Fixirung in der Erblichkeit denkbar wäre. Hierzu bedarf es stets erst gesetzlich fortschreitender Accumulationen, wozu in der kurzen Spanne individueller Existenz selten oder nie Zeit gegeben sein kann, denn genügte schon die peripherisch beginnende Aenderung dazu, den Gesammt-Organismus in Mitleidenschaft zu ziehen, so liesse es sich auch denken, dass die Schritte im Schreibzimmer durch Fortpflanzung über die Erdoberfläche, die Peterskirche in Rom zu Falle brächten und den Vatican mit Allem, was darinnen ist.

Nur wenn die (in jedem einheitlichen Organismus selbstverständlich als nothwendig vorauszusetzenden) Correlationen des Wachsthums während des Lebens bereits angeregt sind, oder doch (um liberaler zu sein, als vielleicht nach realistischem Urtheil gestattet ist) wenigstens die Tendenzen zu den benöthigten Correlationen, dürfte sich überhaupt erst ein vorläufiger Gedanke über die Möglichkeit einer Fortpflanzung bilden lassen [19]).

Dass für solch eingreifende Umgestaltungen, so oft es sich um einen höhern Organismus handelt, die Zeitspanne der Lebensdauer (abgesehen von den in der Sphäre bestimmter Formen typischen Geschlechtserblichkeiten) eigentlich immer viel zu kurz sein muss, wird zugegeben, aber dafür sucht man durch Verlängerung der individuellen Existenz über Generationen über Jahrhunderte, über geologische Epochen hinweg Abhülfe zu verschaffen.

Dieser Trugschluss ist der wunderbarste [20]) von Allen, besonders bei

einer Schule, welche die Bekämpfung der Teleologie zu ihren Verdiensten rechnet.

Wenn man annehmen will, dass die in einem höhern Organismus künstlich complizirt gruppirten Correlationen, alle nichtsdestoweniger ihre entsprechende Anregung durch eine der „incipient changes“ [21]) erhalten hätten, dass sie sich also alle in der That im lebendigen Schwingungszustande (um so zu sagen) fänden und in ihm bei der Fortpflanzung eine Weiterwirkung, zur Imprägnirung des Gezeugten, äussern könnten, so wäre es doch wahrlich auch dem krassesten Köhlerglauben eines Teleologen etwas zuviel zugemuthet, anzunehmen, dass diese an sich schon complizirten Tendenzen, in jeder folgenden Generation immer genauer wieder dieselbe Ablenkung in gleicher Richtung, ja sogar in regelmässig graduirter, treffen würden, und dass diese prästabilirte Harmonie für Jahrhunderte und Jahrtausende, oder, wie in einigen Fällen noch angenommen wird, Jahrhunderttausende als gleichartig fortwirkend anzunehmen wäre, während doch die kürzeste Probe einer Wahrscheinlichkeitsrechnung zeigen würde, dass bereits in der ersten Generation die Masse der Unwahrscheinlichkeiten so unzählbar überwiegt, dass wer hier nicht mit dem Kopf durch die Wand rennen will, wahrlich davor stehen bleiben sollte. Aber dennoch galt die Teleologie für beseitigt, und dieses Kunststück ist nicht das einzige in einer Theorie, deren psychische Epidemie unter ihres Gleichen ebenso sinnbethörend [22]) grassirt, wie die Marpingen's und Dietrichswalde's unter den Zugehörigen. Diese teleologische Klippe könnte nur vermieden werden durch Einführung eines „innern Entwicklungstriebes“, der auch in der That bereits auf das Tapet gebracht ist. Damit aber freilich würden wir, mit einer neuen qualitas occulta zu Gute, wieder mitten in dem alten Sumpf sitzen, aus dem sich herauszuziehen die Naturwissenschaften in unserer Jugendzeit so tapfer zu arbeiten hatten.

Kindlich naiv bleibt dabei das unbefangene Einschmuggeln [23]) von Mittelgliedern aus den Liebhabereien und den Unvollkommenheiten des Systems in das wirkliche Leben, als ob die Natur sich ebenfalls mit Mittelgliedern [24]) befasst hätte, und nicht vielmehr diese, wenn bei Entwurf des Systems bereits bekannt, einfach darin eingetreten sein würden. Wieviel solcher Mittelglieder es schliesslich bedürfen würde, wenn die Tendenzen in den Correlationen des Wachsthums bei jeder Generation bis zur Möglichkeit der Vererbung fixirt sein sollten, ist schwer abzusehen, und noch schwieriger, wie solche Mittelglieder, halb Fisch, halb Fleisch, wenn sie an die kritische Scheide kommen, lebendig hinübergelangen. Wie man sich auch den Uebergang vom Kiemenathmen zum Lungenathmen zurecht legen mag, und wie liberal immer man die erforderlichen Correlationen des Wachsthums mit teleologischen Begünstigungen ausstatten mag, immer müsste man irgendwo an die Linie des Salto mortale gelangen, wo die beiden Interessen sich gegenseitig die Wage halten, die Existenz also zwischen beiden in der Luft schwebt und in sich zerfallen muss. Die Komik der im Detail beschriebenen Umwand-

lung eines Special-Affen in seinen menschlichen Bruder liest sich zu hübsch in der gelieferten Beschreibung, als dass sie durch Wiedergabe geschwächt werden dürfte.

Jeder organische Typus oscillirt innerhalb der Weite seiner Variabilität in einer Mannigfaltigkeit der Formen, und für ihr Verständniss hat Darwin unschätzbares Material geliefert, unter Zertrümmerung des starren Species-Begriffes. Immer aber bleibt die Grenze der Lebensfähigkeit, und ihr Durchbruch zahlt sich mit Selbstvernichtung.

Da die ursächlichen Anregungen bis soweit jenseits des Horizontes unserer Sehweite[1]) liegen, können wir nicht erwarten, innerhalb dieses den einheitlichen Ursprung des organischen Lebens zu erfassen. Das Studium hat deshalb zunächst ein vergleichendes zu bleiben, unter systematischer Anordnung der Typen neben einander zu gegenseitiger Aufklärung der componirenden Theile und ohne in Wortschöpfungen von Abstammung zu reden, wo an eine solche, selbst wenn im weitesten Sinne zugelassen, schon längst nicht mehr zu denken sein würde.

Wenn wir der Abstammung auf den, menschlichem Forschen zugänglichen, Wegen nachgehen, so finden wir ihre Wirksamkeit in den Fällen, wo sich im exacten Sinne von ihr reden liesse, auf ein höchst bescheidenes Mass beschränkt, da sie uns selbst in der nächsten Umgebung, beim genauen Zusehen, fast beständig aus den Händen entschwindet. In den engeren Geschlechts- und Stammesverbindungen überwiegen noch die particulären Interessen eigentlicher Blutsverwandtschaft, die später vor den durch ein Staatsganzes gestellten Ansprüchen zurücktreten, aber wirkliche Abstammung ist selbst hier kaum zu finden. Fest nachweisbar bliebe die Abstammung nur in der Parentela selbst, in der direkten Linie vom Ahn zum Enkelkind, da in den best geführten Genealogien-Registern stets eine Zahl von fremden Einflüssen eintreten, bei deren Weitverfolgung man auf allerlei weit abführende Wurzeln kommen würde.

Während indess in der Parentela die Abstammung in der Blutsverwandtschaft als eine reale gelten kann, erscheint sie schon in deren nächst höherem Ganzen, in der Gens, als eine mehr oder weniger fictitive, als eine für die Mehrzahl der Mitglieder nur durch Fiction hergestellte.

Die Familie bildet den engsten Rahmen der Gesellschaftsverhältnisse und in direkter Linie erscheint sie als parentela (in der cognatio naturalis, nicht nur a patre in den Agnaten[25]), sondern auch a matre in den Cognaten), bald aber verzweigt sie sich seitlich, in der (griechischen) Phratria, deren Name schon etymologisch aus der mit frater gemeinsamen Wurzel erklärt wird.

Im Sacralcult sollte die Abgeschlossenheit der Gens für die Patrizier bewahrt werden, doch zeigt sich (bei der frühen Zulassung der Adoption) schon bei Cicero die Schwierigkeit der Erklärung, obwohl gentiles für Patricii mit den Eupatridae gleichbedeutend bleiben konnte (als Boni homines, wie Gute Joloffen). Die Gens bildet die erweiterte familia[26]) unter dem pater familias

mit der communio hereditatis und seit dem Vorwiegen des Mannesstamms unter den Ansprüchen der politischen Verhältnisse, erscheinen die Gentes als Agnationes (obwohl ursprünglicher in den, später nebensächlichen, Cognationes). Anfangs bildeten etwa die Cognaten[27]) die Familie, während mit Begünstigung der Unterschiede durch solch politische Verhältnisse, später dann die Blutsverwandtschaft in den Agnaten lag (obwohl im Namen ferner). Die Servi gehen als Servi gentilicii in die Clienten über (und auch Peregrini), und die Familie wurde durch Adoption[28]) (oder früher ausserdem, durch Freilassung[29]) erweitert.

Anfangs bedarf es zur Abzweigung der Stirpes noch eines Gentilbeschlusses, aber später tritt die in der Gens gebotene Einheit vor der politischen zurück, in den Tribus, Curien (Curiae veteres) und Centurien (comitia centuriata), und mit Wegräumung der Ehehindernisse reisst unter allseitigen Heirathen jeder Faden der Abstammung ab. Der Lar familiaris wird vielleicht bewahrt, doch die sacra privata (und gentilicia) sind durch die sacra publica verdrängt.

Aehnlich bei Griechen, wo der engste Kreis der Amphidromia (in den *πατριαι*) durch die *ανδρες* gebildet wurde, darauf der der *οικοι* und *γενη* (unter *Ομογαλακτες*), bis dann die bereits die Seitenverwandtschaft (im Fest der Apaturien oder Omopatoria) herbeiziehenden *φρατριαι* aus den kastenartigen Phylen (nach Bioi[30]) im alten Attika (wie bei Osagen[31]), Joloff[32]), Bambara)[33]) in die rein politische der Demos (bei Kleisthenes' Reform) übergingen, (unter völliger Aufhebung der Familienrechte durch die staatlichen in Sparta), bis im nationalen Leben der Amphictyonenbund hervorgerufen wurde (wie in analoger Bildung bei Irokesen[34]).

Das einigende Band liegt nicht in Blutsverwandtschaft (die im weitern Umkreis rein illusorisch sein würde), sondern, wie gesagt, in der Gleichartigkeit der Interessen bis zum nationalen Bande der Sprache (und im weitesten Sinne bis zum internationalen in der Consolidarität der Cultur-Interessen). Die Abstammung, als solche, kann nur für das geschlechtliche Individuum gelten, und im höchsten Fall bis zur Art (oder dem Geschlecht, als Gattung). Weiterhin tritt bereits die Verwandtschaft an die Stelle (oder das einigende Gesetz).

Die einfachste Form der Gleichartigkeit der Interessen (schon in der Theilung der Arbeit zwischen Mann und Frau[35]) hervortretend) zeigt sich in den Kasten nach Altersverhältnissen, wie bei den Kru (Gnekbade, Kedibo, Sedibo) und ähnlich in den Bandeneinrichtungen der Mönnitarris Arrikares u. s. w., sowie in den niedersteigenden (aufrückende Nachfolgen in Mikronesien und Guatemala ergänzenden) Klassenbildungen von Egi (Verwandte des Tuitonga) durch Matabulen (als jüngere Söhne) und Tua bis Mua oder Gemeine (in Tonga).

Am weitgreifendsten tritt dann in der gleichartigen Beschäftigung (und Gleichartigkeit auch im Physischen feststellend[36])) Kastenbildung auf, die sich

in der Form der Gilden und Aehnlichem manchmal bis in weit entwickelte Staatsverhältnisse zu erhalten vermag.

In zunehmenden Mischungen mit Absorbirung der fremden Elemente bilden sich die höherwerthigen Organismen der Culturvölker hervor, unter Einigung durch nationale Interessen.

Inwiefern sich hier im Fortschritt feste Verbindungen ergeben, hängt von der richtig polaren Spannung der Affinitäten ab. Bei entsprechender Wahlverwandtschaft zeigt uns die Geschichte in alter und neuer Zeit einen Process der Veredlung, wogegen unrichtig gewählte Elemente, ebenso wie in der Chemie, nur schwache und von Zerfall bedrohte Verbindungen zu liefern vermögen (wie aus kaukasischen und negritischen Dissonanzen von Malatten).

So jene, künstlich durch menschliche Institutionen, der geographischen Absicht entgegen, producirte Mischlingsrasse, die gewöhnlich (obwohl dazu am ungeeignetsten) als Beispiel ausgeführt wird, die der Mulatten, in welcher die auf der höchsten Sprosse der Stufenleiter stehenden Anglosachsen, blonder Germanen-Abstammung, und dunkelschwarze Negern der tiefsten Ordnung zusammengebracht wurden. Und auch hier bestätigen Ausnahmen die Regel, indem sich in den mit romanischer Rasse (als durch den Einschluss arabisch-afrikanischer Zuthaten bereits congruenter umgestimmt) Gezeugten bessere Lebensfähigkeit zeigt, wie sich ein ähnlicher Unterschied in Indien zwischen den eurasischen (oder dysrasischen) Nachkommen der Engländer und der Portugiesen beobachten lässt (neben andern Producten kaukasischer, mongolischer, negritischer u. a. Dissonanzen). Für alle diese Verhältnisse wird es noch einer grossen Zahl neuer Thatsachen, angestrengter Studien und unablässiger Forschungen bedürfen, ehe man sich berechtigt fühlen kann, die ersten Grundlinien eines anordnenden Systems zu ziehen, und je öfter dies hervorgehoben wird, desto besser ist es, da jede der exacten Wissenschaften nur dadurch gewinnen muss, wenn ihre Schwächen möglichst blosgestellt werden, damit sich Helfer finden, zur Besserung derselben Hand anzulegen. Ephemere Tagesproduktionen mögen sich einen vorübergehenden Triumph gönnen, indem sie unter Vertuschen innerer Schäden ihren Geisteskindern das Bild der Gesundheit auftünchen. Für die Naturwissenschaft sind solche Künste um so unwürdiger, weil sie für ihr auf Jahrhunderte berechnetes Werk krafttüchtiger Arbeiter bedürfen wird, und solche nicht durch Verheimlichung der (dann in der Tiefe weiter fressenden) Fehler erzogen werden können, sondern nur durch baldige und gründliche Ausheilung derselben.

Indem die Ethnologie dem Character ihrer Neuheit und Jugend gemäss noch der festen Präcision entbehren muss, die wir von der Wissenschaft zu fordern gewohnt sind, ist sie zunächst nicht als schon constituirte Wissensdisciplin zu betrachten, sondern mehr als ein Studium, um die Formen und Grundsätze zu suchen, unter denen es möglich sein wird hier eine abgeschlossene Wissenschaft hervorzubilden.

Ein Vorwurf kann in diesem der Ethnologie soweit anhaftendem Mangel nicht gesucht werden. Wenn es Jahrtausende bedurfte, um die classischen Wissenschaften zu derjenigen Vollkommenheit zu führen, in welcher wir sie jetzt bewundern und mit Stolz unser eigen nennen, wenn jeder einzelne Zweig der Naturwissenschaft zuf Jahrhunderte von Vorstufen zurückweisen könnte, ehe die gegenwärtig die Naturwissenschaften auszeichnende Sicherheit und Zuverlässigkeit ihrer Aussprüche in knappester Form erlangt werden konnte, so darf es nicht Wunder nehmen, dass ein Studium, das ein unermesslich weitestes Gebiet, ein bis dahin für die letzten Grenzen noch geradezu unübersehbares Gebiet zu durchmessen hat, und ein Studium, das für Erledigung der in den verschiedensten Richtungen gestellten Aufnahmen erst innerhalb der letzten Zeit geboren, sein Alter also nicht nach Jahrtausenden, oder Jahrhunderten, sondern kaum nach Decennien rechnet, so kann es eben nicht Wunder nehmen, wenn dieses Studium nicht mit einem Schlage die fertig abgeschlossene Vollendung eines wissenschaftlichen System zu zeigen vermag.

In manchen Augen allerdings besitzt die Ethnologie bereits die Geltung einer Wissenschaft, man hat Lehrbücher derselben geschrieben, man hat sie systematisch verarbeitet, katechetisch vorgetragen, und in ein systematisches Gewand zu kleiden versucht.

Dagegen ist auch im Grunde um so weniger einzuwenden, weil sich ohne solche provisorische Nothbehelfe überhaupt bei der augenblicklichen Sachlage nichts machen lassen würde, man muss sich jedoch stets bewusst bleiben, dass es sich hier nicht um den lebendigen Organismus der Ethnologie handelt, sondern um einen mehr oder weniger roh zerstückelten Torso. Diesen Organismus der Ethnologie mit seiner Anatomie, Physiologie und Psychologie, in seinen socialen, politischen und religiösen Verhältnissen der ganzen Bedeutung seiner Tragweite noch auseinander zu legen, das wird erst als höchste Errungenschaft in künftigen Generationen gefeiert werden, innerhalb der unsrigen bleibt es ein Ding der Unmöglichkeit, nicht nur weil überhaupt innerhalb solch kurzer Zeitspanne eine derartige Riesenaufgabe in der Beschränktheit des menschlichen Geistes nicht bewältigt zu werden vermag, sondern schon wegen des noch allzu ungenügend angesammelten Materials, während seine Vervollständigung erst als unumgänglichste Vorbedingung für eine gesicherte Grundlage gefordert werden müsste.

In der Zwischenzeit kann es sich nicht um ein Lehren handeln, sondern nur dahin gestrebt werden, Mitarbeiter herbei zu ziehen, zu helfen am Aufbau einer Wissenschaft, die dazu bestimmt scheint, in kommenden Tagen dem Menschen, nach seiner Stellung im und zum Weltall, das Räthsel seiner Existenz zu enthüllen, ein Räthsel, das so lange die Erde besteht, unter allen Zeiten und Völkern, durch Deductionen zu lösen gesucht wird, das aber, wie bereits bemerkt, voraussichtlich ein verschlossenes bleiben muss, bis es der Induction gelingt, in dasselbe einzudringen, und hierzu eben, um

dieses zu erreichen, bedarf es in der Reihe der Inductions-Wissenschaften des Hinzutrittes der Ethnologie, indem durch sie die auf den übrigen Feldern der Natur bereits anerkannte Induction auch auf dem historischen und religiösen Gebiete zur Geltung zu bringen, und so die Wissenschaft vom Menschen zu begründen sein wird.

Bei der bedeutungsvollen Aufgabe, die der Ethnologie im Kreise der übrigen Wissenschaften gestellt ist, bei der Heiligkeit des, in dieser Lehre vom Menschen, ihr anvertrauten Palladium's, wird sie es als besondere Pflicht fühlen müssen, sich von jeder Uebereilung freizuhalten und Theorien oder Hypothesen jeder Art nur sparsam zuzulassen.

Innerhalb der Fachkreise können Hypothesen nicht viel Schaden thun, und auch die Erörterung der gewagtesten mag zulässig sein, da ungehörige Ausschweifungen sich dann um so rascher rectificiren. Auch ist das vermuthungsweise Aufstellen von Hypothesen[37]), so lange man sich ihres Charakters als solcher, klar bewusst bleibt, unter Umständen selbst förderlich, weil einen Versuch bietend, vorläufige Striche zur Anordnung in einem chaotisch angesammelten Material zu ziehen, und eher, wie gesagt ist, ergiebt sich die Wahrheit ex errore, quam ex confusione.

Hier muss dann aber die Grenzlinie gegen das Popularisiren streng abgesteckt erhalten werden, denn obwohl es die Aufgabe der Wissenschaft ist, Gemeingut des Volkes zu werden, für welches sie im Grunde zu arbeiten hat, darf man diesem doch nur vollgültige Münzen überliefern, nicht solche, bei denen es in der Werkstatt selbst noch zweifelhaft bleibt, ob sie nicht Fälschungen, sei es unverschuldete oder absichtliche, sein möchten.

Dadurch wird nicht die Freiheit beschränkt, sondern vielmehr das willkührlich unbedachte Spielen mit dem Credit der Wissenschaft und mit der Wohlfahrt des Gemeinganzen, dem man, durch die Ueberlieferung noch nicht gereifter Früchte, nicht Wohlthaten, sondern Verderben bringen würde.

Der Vorschlag, die Descendenztheorie zum Lehrgegenstand in den Schulen zu machen, zeigt, wie weit die Verwirrung in erhitzten Brause-Köpfen bereits gediehen ist, und ebenso unzulässig dürfte es sein, wie verschiedentlich geschehen, die noch vielfacher Erörterung unterliegenden Resultate assyrisch-babylonischer Entzifferungen, des moabitischen Alterthums u. dgl. m. den Schulkindern vorzutragen. Es bleibt Wichtiges und sicher Begründetes genug zu lernen, so dass es mit diesen Dingen bis zum Aufwachsen Zeit hat, zumal sie in den Zwischenjahren auch bereits eine geklärtere Form angenommen und bis dahin grössere Zuverlässigkeit gewonnen haben mögen.

Ebenso ist auf dem Gebiete der anthropologisch-ethnologischen Studien zunächst noch eine vorsichtige Zurückhaltung rathsam, damit erst innerhalb der Fachkreise eine Einigung über die orientirenden Landmarken hergestellt werde, und die neue Wissenschaft in den Stand gesetzt sei, mit deutlicherem Hinweis auf den leitenden Zielpunkt hervorzutreten.

Die eiserne Nothwendigkeit, unter welcher wir überall in identischer,

nur nach den Färbungen der Localverhältnisse verschieden schattirter (und in diesen Variationen dann eben die wichtigsten Angriffspunkte für Differentialbetrachtungen gewährender) Uebereinstimmung gleiche Grundideen zu Tage treten sehen, deutet darauf hin, dass in den geistigen Schöpfungen feste Gesetze walten, wie in allen übrigen Natur-Productionen, dass der Mensch denkt, wie die Pflanze wächst, gleicher Gesetzlichkeit unterworfen, gleich exacter Forschung also zugänglich — und aus dem harmonischen Einklang, der das Gesetzeswalten im Kosmos durchtönt, erblüht die Hoffnung, in gegenseitig controllirenden Bestätigungen, nachdem die Forschungen zur Reife gezeitigt sind, aus den im Objectiven verlaufenden Processen die im Subjectiven keimenden zu verstehen, und mit dem in den letzteren wirkenden Primus motor auch wieder die ersteren aufzuhellen.

Indem nun für den Beginn der Forschungen die Frage des που στω in Ueberlegung kommt, so wird dieselbe, seitdem das Weltall ein unendliches geworden, nicht mehr ausserhalb desselben (wie zu Archimedes Zeit) gesucht werden können, sondern nur in dem kreuzenden Knotenpunkte der Mitte, in dem vom eigenen Auge getragenen Centrum des Gesichtskreises. So hat die Ethnologie innerhalb der geographischen Provinzen (unter dem Einfallswinkel der solarischen Einflüsse in die tellurischen) die ethno-anthropologischen in dem Resultate ihrer Wechselwirkungen zu erfassen, der Wechselwirkungen zwischen den wandelnden Umgebungsverhältnissen und der organischen Schöpfung, die unter ihren Agentien emporwächst. Der autochthone Stamm darf nicht seiner Physiognomie nach a priori construirt, sondern muss zunächst so genommen werden, wie er sich aus den thatsächlich vorliegenden Verhältnissen, und für die practischen Bedürfnisse als der letzte, ergiebt.

Ob das Volk der Eingeborenen in seinen Muttersitzen als der ursprüngliche Spross des Bodens oder als der gesunkene Stumpf niedergeworfener Wipfel, die einstens ihr Haupt stolzer emporhoben, zu betrachten sein mag, immer wird es, seinen physischen, sowohl wie psychologischen Eigenthümlichkeiten nach, eine stereotype Gleichartigkeit des Beharrens zeigen, nachdem der Wachsthumsprocess sich im Cyklus seiner Kreislinie abgeschlossen hat. Die Gleichartigkeit des äusseren Habitus, der Schädelform sowohl, wie der ganzen Skelettbildung, darf bei den Naturvölkern nicht überraschen, denn sie ist im Gegentheil eine zwingende Nothwendigkeit, da aus gleichen Ursachen gleiche Wirkungen hervorgehen, also dieselben klimatisch-geologischen Verhältnisse der Umgebung auch denselben Effect auf das ethnologische Centrum, wohin sie einwirken, ausüben müssen. Eben solche Gleichartigkeit findet sich auf der psychischen Seite. Jeder Einzelne macht dieselbe Geistesarbeit durch, wie sein Nebenmann, jeder Einzelne hat die ganze Reihe von Erfahrungen zu durchleben und in ihrer schweren Schule zu lernen, da noch kein Wissenscapital in Systemen aufgespeichert liegt, um durch Mittheilung der von Andern gemachten Erfahrungen den persönlichen Versuchen die Gefahr des Misslingens zu ersparen. Jeder denkt also, wie der An-

dere, aber nicht, weil der Einzelne von dem Andern gelernt, sondern weil die Natur Jeden in gleicher Weise belehrte (freilich auch mit gleicher Färbung unter einer Art endemischer Influenz). Sobald irgend welche Factoren in den Umgebungsverhältnissen sich änderten, so würde damit auch ein verändertes Produkt aus der Geistesthätigkeit des Wilden resultiren, während ein Schriftvolk seine Weltanschauung vom Pol bis zum Aequator mit sich tragen und unter geringen Modificationen als eine und dieselbe bewahren mag. Obwohl also das Naturvolk den Ausdruck monotoner Gleichförmigkeit trägt, so ist diese doch nur soweit vorhanden, als sie die Gleichförmigkeit der makrokosmischen Umgebung reflectirt. So bald Aenderungen in derselben eintreten, oder irgendwie die eigne Selbstbestimmung in Frage kommen sollte, so würde sogleich das Naturvolk in ebenso viel getrennte Stämme zersplittern, wie es Besonderheiten zu reflectiren haben würde (vergleichbar den wilden Rindern des Parks und Localschlägen in gleicher Provinz). Beim Culturvolk dagegen herrscht der grösste Reichthum individueller Entfaltungen, aber dennoch ist die ganze Weite des Horizonts mit einer in den Hauptpunkten gleichartigen Weltanschauung umzogen, und diese haftet nur nebensächlich an dem jedesmaligen Wohnsitz, da sie nicht die Reflexion des Makrokosmos im Mikrokosmos, sondern die aus dem Mikrokosmos selbsthätig in den Makrokosmos projicirten Gedankenschöpfungen darstellt, und sich dann in dem bildenden Einfluss der Erziehung (ähnlich der Wirkung künstlicher Züchtung in den Rassen) weiter modificiren lässt. Ob nun zur eigenen Literaturherrschaft fortgeschritten, ob noch unter dem Banne des Makrokosmos niedergedrückt, immer wird ein am bestimmten Wohnsitze ansässiges Volk, dort seiner vollen Eigenthümlichkeit nach, soweit die Umstände es erlauben, zur Entwicklung kommen, und in seinem physischen sowohl, wie psychischen Habitus, gleich jedem organischen Naturproduct, alle diejenigen Kräfte aus sich entfalten, die durch die Reizwirkungen der Umgebung wach gerufen werden. Der Körper wird in seiner Erscheinungsform den Ausdruck der hohen oder niedern Elevation, der kälteren und wärmeren Zone zeigen, in der er zur Welt gekommen und wird den habituell gewordenen Typus in der Fortpflanzung vererben. Ebenso wird der Geist im Denken zu keimen beginnen, seine Sprossen hervortreiben, Knospen ansetzen, Blüthen öffnen, Früchte tragen. Die Gedankenschöpfung wird thätig sein, so lange es noch einwohnende Kräfte zu entfalten giebt, oder vielmehr dieselben durch die Affinitäten der umgebenden Reize hervorgelockt werden können, und nachdem das Gleichgewicht eines organischen Ganzen hergestellt ist, wird dieses darin verharren. Es tritt dann ein Stillstand ein, eine geistige Stagnation. Die Weltanschauung, an deren Construction Jahrhunderte lang gebaut sein mag, wird jetzt stabil und erbt sich als solche fort, bis durch die geschichtlich eingeleiteten Beziehungen ein neuer Reiz einfällt, und so die Spirale zu höheren Windungen emportreibt.

Die durch geistige Schöpfungen hervorgerufenen Erzeugnisse der Cul-

tur (oder verhältnissmässigen Uncultur) bilden die Schutzwehr, die der Mensch um sich aufwirft, um sich zunächst gegen die Angriffe des Makrokosmos zu vertheidigen, um später, wenn er hinlänglich erstarkt ist, aus seinem Bollwerk heraus, selbst zur Offensive fortzuschreiten, und eine Provinz der Umgebung nach der andern für sich zu erobern. Der Mensch ist an sich unter weit ungünstigern Verhältnissen in die Natur gesetzt, als Pflanzen oder Thiere, er wurzelt nicht wie jene an einem Boden, aus dem die benöthigte Nahrung durch direkte Absorption aufgenommen werden kann, er ist auch nicht mit den natürlichen Waffen der Thiere versehen, um sich seinen Unterhalt durch Raub zu erwerben, er entbehrt des mit der Geburt dem Thiere gebotenen Kleides, das nach den Jahreszeiten wechselt, um im Winter warm, im Sommer kühl zu halten. Er steht nackt und blos in der Welt, und seine einzige Waffe ist die des Geistes. Aber freilich die mächtigste von Allen, sobald er sie anzuwenden verstand. Zunächst wird dieselbe durch die Noth, durch die steigenden Bedürfnisse des Lebens zur Ausübung gerufen. In den fruchtbaren Ländern des Südens, wo die belebende Sonne auf jedem durch Wasser berieseltem Gefilde dem Menschen den Tisch gedeckt hat, wo die mittlere Temperatur des Klimas ungefähr die der Blutwärme entpricht, sind der Anregungen zur Thätigkeit und zur Arbeit nur wenige, und der Geist sinkt leicht zur schlaffen Unthätigkeit hinab, in welcher er ein vegetatives Dasein verträumt. Ist er dagegen schon in weniger begünstigten Gegenden zur Thätigkeit erweckt gewesen, und betritt er mit dieser Angewohnheit das Areal der Tropenländer, dann beginnen auch seine Produktionen gewöhnlich in derselben Unregelmässigkeit und Ueberfülle zu wuchern, wie die des dortigen Pflanzenwuchses, und es erzeugen sich jene oft grossartigen, oft monströsen Gedankenschöpfungen, wie sie aus der Mythologie Indiens, des Archipelagus', des innern Afrikas u. s. w. der Betrachtung sich ergeben. Den Gegensatz zum tropischen Klima bildet das polare, in welchem die Feindlichkeit der Natur in vollster Gewalt auftritt, und durch ihre Uebermacht dem Menchen nur selten erlaubt, aus einer rein defensiven Stellung für seine Culturgestaltung hinauszugehen. Wir finden bei den Polarländern eine Menge kleiner Geschicklichkeiten entwickelt, Fertigkeiten verschiedener und mannigfaltiger Art, aber alle zunächst nur darauf berechnet, der äussersten Noth zu genügen und die empfindlichsten Schläge des gewaltigen Feindes abzuwehren. Die polare Natur ist zu allmächtig, zu erdrückend, als dass der Polarländer, über diesen erzwungenen Vertheidigungszustand heraus, zum selbstthätig freien Kunstschaffen sich erheben könnte. Dieser Fortschritt findet sich nur in den gemässigten Zonen, wo die Natur zwar zur Arbeit und Thätigkeit zwingt, aber sich bis zu einem gewissen Grade überwinden lässt und dann den Sieger mit dem verdienten Lorbeerkranze lohnt. In den gemässigten Ländern ist es deshalb auch, wo wir vor Allen die Sitze alter Culturen antreffen, und wo uns jene glanzvollen Civilisationen entgegenstrahlen, in

denen sich aus Kunst und Wissenschaft ein vollendetes Idealbild geschaffen hat.

Als der bedeutendste der in dieser Entwicklung treibenden Momente ist das Wasser anzusehen, in seinen Ausdehnungen auf der Erde, als Meeresbecken sowohl, wie als das Flussgeader der Ströme. Die Bedeutung des Wassers liegt in den leichten Communikationen, die dasselbe gewährt, weshalb die Wasserwege auf Erden von jeher die alten Handelsstrassen angedeutet haben. Allerdings muss der Mensch schon zu einer gewissen Thatkraft erstarkt sein, ehe er sich entschliesst, dieses gefährliche Element zu befahren, dass ihm zunächst nur unter dem Symbol eines trügerisch-feindlichen, dann durch Verehrung geheiligten und deshalb unverletzlichen, erscheint, wie es bei der Betrachtung der mythologischen Grundideen überall unter verschiedenen Formen hervortritt. Ist aber (wie auf polynesischen Korallengruppen) das (dem australischen Festlande als seetüchtig fast noch unbekannte) Canoe gebaut, hat sich der Mensch auf demselben den Wellen anvertraut (zunächst vielleicht nur, um im Fischfang die Bedürfnisse des Hungers zu stillen), dann wird er auch bald in demselben zu fernen und fremdartigen Gestaden getragen werden, da sich der Verlockungen und Annehmlichkeiten, der Ergänzungen in der Heimath mangelnder Naturerzeugnisse so manche bieten, um bald zur Einleitung eines regelmässigen Verkehrs Gelegenheit zu geben. Das Meer bleibt immerhin noch lange ein furchtbarer Gegner, zu dessen Bekämpfung sich der Mensch nur unter Furcht und Zagen entschliesst. Ist indess dieser erste Schritt gethan, überbrückt die Schifffahrt die Wogen, dann sind damit die entferntesten Küsten zusammengerückt (wie in den auf dem Schiff der Wüste gekreuzten Sandöden), dann bilden Uferländer die nächsten Nachbarn, und dann ist das Meer die Völker einigend, wogegen in den Bergen die räumlich nächsten Thäler durch unzugängliche Pässe scharf von einander geschieden sein mögen. Dagegen tritt auch der Gebirgscharakter für die Geschichte bedeutungsvoll ein, wo sich in equatorialen Regionen Schneegebirge erheben, und so die Reihenfolge der Zonen, beim Aufsteigen im Luftmeer sich eng zusammengerückt finden, zwischen den Terrassen derselben also eine solche Wechselwirkung eingeleitet werden kann, wie sie in Amerika zu geschichtlichen Ergebnissen geführt hat.

Bei den Naturvölkern, die, ihren Namen gemäss, in directer Abhängigkeit von den Naturverhältnissen stehen und sie in ihrem mikroskomischen Reflexe spiegeln, herrscht, dem Gravitationsgesetz gemäss das Recht des Stärkeren in seiner vollen Brutalität, und es ist eben die Aufgabe der geschichtlichen Entwicklung, den Bann der Natur zu durchbrechen und durch die aufstrebende Selbstständigkeit des Menschengeistes die rohen Institutionen zu veredeln. Der niedere Ursprung unserer civilisatorischen Errungenschaften ist insofern ebenso ehrenvoll, als es theoretisch die Affenab-

stammung des Menschen sein würde, wenn ihrer Deduction nicht ein physiologisches Veto entgegenstünde.

Das Recht des Stärkeren macht sich in der Ethnologie zunächst in der Unterdrückung des schwächeren Geschlechts bemerkbar, und bei den brasilischen Indianern hält der Vater, das Haupt der Familie, die Mitglieder derselben in Unterwürfigkeit, auch den Sohn als Knaben knechtend, bis dieser vom Jüngling zum Manne herangewachsen, seine Kräfte erstarken fühlt, unter gleichzeitiger Abnahme der des alternden Vaters, und nun, wenn der Moment gekommen ist, jenen bei Seite schiebt, um selbst die Führung der Horde zu übernehmen.

Eine Milderung dieses jus a fortiori unter den Geschlechtsverhältnissen tritt zunächst mit der exogenen Ehe ein, indem dann die Frau in dem eigenen, dem des Mannes fremden, Stamme, dem sie angehörte, einen Rückhalt findet und natürliche Beschützer, wenn das ihr angethane Unrecht ein allzu schreiendes wird und Ausgleich verlangt.

Die complicirten Vorschriften für die Kreuzheirathen, eine auswärtige Eheschliessung aufrecht zu halten, zeigen sich in der Achttheilung bei einigen Stämmen Australien's[38]), wie ähnlich unter den Indianern, (Irokesen u. s. w.).

Die exogenen Ehen begünstigen dann vor Allem das Durchbrechen der Stammessonderheiten, indem sie durch Verwandtschaft verschiedene Geschlechter einigen, und dadurch zunächst den verderblichen Folgen der Blutrache vorbeugen, indem jetzt Vater und Sohn, und überhaupt die engsten Verwandten, in feindliche Glieder einander gegenübergestellt sein würden.

Während so die Verwandtschaft begünstigend, und humanitären Interessen dienend, wird dagegen durch solche Ehevorschriften die Abstammung[39]) selbst geschwächt und mehr und mehr bedeutungslos.

Während sich die Polyandrie auf einzelne, in ihren ursächlichen Grundlagen verfolgbare, Sonderverhältnisse beschränkt hält, (in Tibet, bei Nair u. s. w.), zeigt sich die Polygamie, zu welcher die, nur den Häuptlingen unter den Andesstämmen gestattete, Bigamie einen Uebergang aus der Monogamie bildet, weit verbreitet, nicht in der orientalischen Luxusform, sondern in derjenigen, wo die zugleich als Sklavin betrachtete Frau beim Kaufe zweierlei Zwecken dient (wegen der vorgeschriebenen Enthaltung in der Säugezeit, Schwangerschaft, Kriegsperiode u. s. w. auch in Mehrheit vorhanden sein muss), und so nicht Reichthum verlangt, sondern Reichthum schafft.

Unter den verschiedenen Formen der Eheschliessung, die in Rom und auf Sumatra manche Analogien zeigen, tritt als roheste Form die durch Raptus hervor, dadurch begünstigt, dass nach dem Recht des Stärkeren die Alten im Stamme Ansprüche (wie in Australien[40]) auf die Mädchen desselben bewahren, so dass den Jünglingen (denen auch unter Kriegsgefangenen nur die abgelebten Frauen überlassen bleiben würden) keine andere Wahl bleibt, als sich durch selbstständige Waffenthat eine Genossin zu ver-

schaffen, und der so benöthigte Uebergang von den feindlichen Beziehungen der Stämme zur verwandtschaftlichen wird unter denjenigen Gebräuchen überbrückt, die bei den Kaffern als Uhlonipa, bei den Knistinaux als Manatji-mew, und auch sonst vielfach, bekannt sind.

Während sich von künstlichen Bestimmungen aristokratischer Eroberungsvölker (in adligen Häusern) abgesehen, die endogene Inzucht unter den Naturvölkern nur unter vereinzelten Isolirungen antreffen lässt, wie bei den an der Scholle klebenden (ihren Mutterboden der Geburt auch zum Sterben aufsuchenden) Moxos und Chiquitos in den abgeschlossenen und schwerzugänglichen Wäldern der Andes, oder bei den Karen in den ihrigen, sowie an mehreren jener halbwegs zwischen Mikronesien und Polynesien gelegenn Inselgruppen, wo die in der Vorzeit von Kingsmill oder Tonga angelangten Canoes seit der Ansiedlung sich im darangeknüpften Stammbaum ungemischt erhielten, tritt sonst die bei den Culturvölkern zum vollen Durchbruch gekommene Aufnahme und Absorbirung fremder Elemente früh auch schon (so in Australien unter den Narrinyeri und sonst) bei Naturstämmen hervor, und zwar stets bei solchen, die sich dann ihren Nachbarn überlegen beweisen, wie es die aus der Einigung verschiedener Stammes-Interessen[41]) mit Abgleichung der Dialecte hervorgewachsenen Blackfeet, im weiteren Maassstabe dann die Irokesen u. A. m. darlegen.

Früher mit den, gleichartigen Dialect redenden Sauteux oder Maskegon (am Red-River) zusammenlebend, trennten sich die (später mit fremdsprachigen Assiniboin durch Heirathen verschwägerten) Knistinaux oder Cris in Verfolgung der sich zerstreuenden Büffelheerden und drängten im Norden des Saskatchiwan (Kisiskatchiwan) die (bis dahin dominirenden) Schwarzfüsse zurück.

In Morgan's umfassender Bearbeitung der Verwandtschaftsverhältnisse zeigt, bei seiner Eintheilung als descriptive und classificatorische, die letztere das Bestreben, die Stammesverhältnisse selbst zur staatlichen zu erweitern, während, bei voller Ausbildung dieser, solche Versuche aufgegeben werden müssen, und dann nur das erste Prinzip übrig bleibt, um fernerhin allein zu gelten.

In den Folgen der exogenen Ehe treten diejenigen Formen hervor, aus deren schwachen Ueberbleibsel bei den Culturvölkern Bachofer sein Werk über das Mutterrecht[42]) verfasste, das sich indess, bei dem Mangel des damals noch nicht zu Gebote stehenden Materials, in mehr oder weniger mystische Deutungen verliert, während beim ethnologischen Ueberblick die Stadien deutlich getrennt in gradueller Entwicklung vorliegen.

Bei den Caraiben, einem erobernd umherschweifenden Stamme, war die schon durch die Sprache geschiedene Frau, als einem unterworfenen Stamme angehörig, verachtet, und auch bei den Indianern durch harte Arbeit gedrückt. Dennoch gewann sie hier, wo die Kinder in ihrem Stamme folgten, und während der Abwesenheit des Vaters bei seinen Jagdzügen, auf sie (und

Unterstützung ihres Ackerbaus) hingewiesen waren, bald ein gewisses Ansehen, so dass selbst im Kriegsrath die Erfahrung der alten Frauen Beachtung finden konnte.

Auch unter den Suku Menangkabo's eint in den Kota's oder Dörfern (unter den Panghulus) das Band der Mutter, indem das Kind von der Mutter erbt. Die durch den Adat der Malayen der Frau gewährten Vorrechte, ergeben sich aus verschiedenen Zügen ihre Geschichte, indem hier ebenfalls umhertreibende Seefahrer an fremden Gestaden landeten, und zwar, als aus der Heimath Geflüchtete, also ohne die Macht, die erobernde Rolle der Caraiben zu spielen. Da es sich indess um fürstliche Verbannte, die Nachkommen des mythischen Iskander handelte, rechneten es sich die einheimischen Fürsten zur Ehre, Gattinnen anzubieten, freilich unter Stipulirung von Privilegien für ihre Töchter, wie es solche zu fordern in ihrer Hand stand.

In natürlicher Folge bildet sich bei dem Vorherrschen der weiblichen Linie, (und also aus dem Mutterrecht) ein Neffenrecht hervor, indem zum männlichen Beschützer der in den Stamm der Mutter aufgenommenen Kinder zunächst der Bruder jener, der mütterliche Oheim berufen ist, der als Vater (oder Grossvater von avus) anerkannte Avunculus, dem auch bei den Germanen (nach Tacitus) etwas Heiliges beiwohnte. In China dagegen sowie sonst, wenn die Stammesrechte vor dem Besten des Staatsganzen zurücktreten müssen, wird der Tsu-fu (der avus paternus) als Gründer der Familie betrachtet, während der mütterliche Grossvater nur als Wae-kung (Neben-Grossvater) gilt.

Unter polygamischen Verhältnissen erhält die Stellung des Neffen fernere Prärogative, indem königliches Blut in der Nachkommenschaft der Schwester gesicherter schien, als in den Kindern der schwer zu hütenden Frauen, bei denen über die Vaterschaft Zweifel vorliegen mochten, und es findet sich an den verschiedensten Punkten Afrikas, Amerikas und Australiens die Thronfolge durch den Neffen[43]) (mitunter auch den Bruder) fortgeführt.

(Fortsetzung folgt.)

---

1) Das Thema dieses Artikels ist der Hauptsache nach in einem Vortrage behandelt worden, der bereits für die im Sommer abgehaltenen Sitzungen der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Berlin angezeigt, aber bis auf den Wiederbeginn derselben nach den Ferien, (bis zum November), verschoben blieb. In der Zwischenzeit hatte der Vorsitzende jener Gesellschaft durch ein paar seiner gewichtigen Worte die unter dem Druck einer gespenstischen Descendenz gar schwüle und schwere Atmosphäre wieder geklärt und die Naturwissenschaft von diesem Alp, durch den sie sich lange, mancher Ansicht nach, allzu lange hatte belasten lassen, nochmals befreit, diesmal hoffentlich für immer. Das Heranziehen dieses Gewitters war bereits seit Jahren zu erkennen, und der ganze Verlauf zeigt sich als ein durchaus normaler. Als die von Darwin so vielversprechend angepflanzten Keime durch fieberisch übertriebene Treibhaushitze zu taubem Unkraut auszuwuchern begonnen, lag die kurze Lebensfähigkeit desselben vor Augen. So lange unter der Pression psychischer Epidemien die Wogen allzu hoch gehen, ist es ziemlich nutzlos dagegen zu protestiren, da jedes Ohr durch den Lärm umher allzu betäubt ist, um auf die Stimmen Einzelner zu hören. Am besten gehen dann die Dinge ihren eigenen Gang, immer tiefer in den Sumpf herein, bis sie dort von selbst stecken bleiben,

denn quos deus perdere vult dementat prius. So auch in diesem Falle. Als die in gegenseitigen Ermunterungen gesteigerten Ausschweifungen der Descendenz in den in München geredeten Deliramenta (oder Abelterias, wie man nun sagen will) gipfelten, brach in dem Uebermass der Absurditäten die allzu zugespitzte Spitze fast schon durch eigne Spitzigkeit, und so sind wir sie gleich mit einem Schlage los geworden. Jetzt ist es glücklich vorbei mit der Descendenz oder Ascendenz, doch wird die Naturwissenschaft deshalb nicht um so schlechter fahren, da manche Anhänger derselben zu ihren tüchtigsten Jüngern gehören, und indem sie jetzt nicht mehr die beste Zeit mit Roman-Entwürfen zu vergeuden brauchen, bleibt ihnen solche für Förderung der Wissenschaft zu Gebote stehen, um ihr durch reelle Beiträge Bereicherung zu gewähren.

2) Die allgemeinen Sätze, welche als Erklärungsgründe aufgestellt werden, sind (wenn nicht aus Thatsachen abgeleitet) inspiratorisch gefunden (nach Etienne Geoffroy-Saint-Hilaire). Die naturphilosophische Methode (als intuitiv) ist (nicht ableitbar, sondern) gewissermassen dictatorisch (nach Oken's Ausdruck).

3) Interpretationen, die sich schliesslich sogar zu der Lehre von den „Fälschungen der Natur“ verirrt haben. Giebt es für den Naturforscher eine schroffere Blasphemie? Statt die Natur als Lehrerin zu verehren, sind die Vernunftgötter eingesetzt, und diesen haben leider manchmal (auf dem Wege von Stettin nach München) Fälschungen nachgewiesen werden müssen, in Abbildungen aus der thierischen Entwicklungsgeschichte sowohl, wie in der Scala der Menschenrassen. Das braucht sie freilich wenig zu kümmern, da sie aus ihrer Apotheose mit souveräner Verachtung auf die Gradationen des Menschengeschlechts hinabblicken, bis in die untersten Schichten, in nächster Nachbarschaft zum haarigen Waldmenschen, wohin diejenigen ihrer gelehrten, oder ungelehrten Collegen verbannt sind, die eine Blutsverwandtschaft zu bezweifeln gewagt haben. „Die Empfänglichkeit für die Entwicklungstheorie und für die darauf begründete monistische Philosophie bildet den besten Massstab für den Entwicklungsgrad des Menschen“! Dieses stolze Wort wird, durch den Druck fixirt, als Vermächtniss unserer Zeit dem Staunen der Nachwelt hinterlassen bleiben. Je enger sich der Culturzustand einschränkt, desto dictatorischer sehen wir der Natur objective Gesetze vorgeschrieben, und leider hat sich dieses Schauspiel bei uns gerade dann wiederholt, als die Philosophie zu der schwindelndsten Höhe emporgestiegen war. Wie Hegel die Siebenzahl der Planeten als vernunftgemäss nothwendig proclamirte, in demselben Jahr, wo die Asteroiden entdeckt werden sollten, so erklärte Oken, als Pander's Arbeiten, die Vorläufer der von Baer zu dankenden Reform, veröffentlicht wurden, mit positiver Bestimmtheit: „So können die Sachen alle nicht sein“ (weil sie alle nicht in sein naturphilosophisches System passten). Auch neuerdings kommt Vieles wieder auf Leibnitz' Monadentheorie zurück, die schon Bory de St. Vincent für pflanzliche und thierische Bildungen zu verwerthen suchte, wie auf ähnlichen Parallelisirungen Turpin's System gebaut war. Die heutige Descendenztheorie ist eine, nicht gerade verbesserte, Wiederauflage der Naturphilosophie, und über diese hat doch das Gerichtstribunal der Geschichte längst seinen Stab gebrochen. Zur Zeit der Naturphilosophie „verlor sich die geistige Beschäftigung in jene geistreich klingende, aber im Ganzen unverständliche und trotz ihres scheinbaren Tiefsinnes Nichts, oder wenigstens nichts Neues und Förderndes, enthaltende Redeweise, wie sie eine bedeutende Anzahl naturgeschichtlicher und medicinischer Werke der ersten vier Jahrzehnte dieses Jahrhunderts auszeichnet“ (s. Victor Carus). Ce sont là de pures hypothèses, dans lesquelles peuvent se complaire des philosophes speculatifs, mais qui repugnent au véritable esprit d'observation, bemerkt Höfer über die naturwissenschaftlichen Ausschweifungen „de la philosophie de la nature, qui a fait beaucoup de bruit, surtout en Allemagne, au commencement de notre siècle“. Auch diesmal haben wir wieder die Ehre, dass im Lande der Denker am Meisten gelärmt ist. Wenn man jetzt die theoretischen Systeme Nees von Esenbeck's, Kieser's, Endlicher's u. s. w. citirt, so geschieht es nur als Curiosum, um ein abschreckendes Beispiel aufzustellen, wie weit die Verirrungen begabter Köpfe, wenn durch Praedilectionen eingenommen, vom richtigen Wege abweichen können, und dann (nachdem der Banquerott erklärt ist) für den Spott nicht zu sorgen brauchen. Was dagegen die obigen Forscher und andere aus der Zeit der Naturphilosophie an gründlichen Monographien der Naturwissenschaft geleistet haben, wird als dauernde Bereicherungen derselben verzeichnet bleiben, und ebenso bleibt den Führern in dieser jüngsten Phase der Naturerklärung ein ehrenvoller Name gesichert,

soweit es sich um ihre bewährt gefundenen Specialarbeiten handelt. Bei dem von Linné (in Uebereinstimmung mit Allen, „die es ehrlich meinen mit der Wissenschaft") eingestandenen Mangel einer natürlichen Methode (die „vom Allgemeinen auf das Einzelne eingehen könnte") „müssen wir von dem Einzelnen zum Allgemeinen uns hinarbeiten", („da wir alle Schüler sind", noch nicht Lehrer). Hieran mag bei der heute 100jährigen Feier erinnert werden.

4) In unserer Zeit der Eisenbahnen, der Telegraphen und jetzt der Telephone, in einer Zeit, wo längst vergangene Völker aus ihren Gräbern steigen, um die Vorgeschichte zu reformiren, und wo neue Völker tagtäglich neu in den Sehkreis eintreten, in einer Zeit, wo sich die Welt zeitlich und räumlich nicht nur, sondern auch dynamisch vor unsern Augen umzugestalten beginnt, wird vor Allem, um in dem zur Klärung drängenden Wirrwar einen kühlen und klaren Kopf zu wahren, ein objectiv ruhig zuwartendes Verhalten das erste Erforderniss für den mitarbeitenden Gelehrten. Um eine unbeeinflusste Selbstständigkeit der Forschung zu sichern, bedarf es bei der gegenwärtigen Vielseitigkeit der Anforderungen, der Bemeisterung, einer grösseren, als je angehäuften Masse von Details, deren Aneignen schon von früh eine dauernde und unausgesetzte Arbeit benöthigen muss.

Statt hierfür nun den aufwachsenden Jünger in strenger Zucht zu stählen, will man ihm bereits in den untern Klasse der Erziehung den Magen mit dem Zuckerbrod der Hypothese verderben, und so durch Vorwegnahme sensationell spannenderResultate, den an sich bereits einem Selbstdenkern abgeneigten Hang zur Bequemlichkeit begünstigen und vermehren. Auch unter den Lehrern würden dann in unserer allweisen Gegenwart zu Viele nur dem natürlichen Trägheitsgesetz nachgeben, und vorziehen, die kurzen Phrasen einer unterhaltenden Hypothese vorzutragen, statt die trockene Ansammlung des ungefügigen Materiales in allen seinen Detailkenntnissen zu lehren. Damit dürfte nun freilich der Wissenschaft ein schlechter Dienst geleistet sein, wenn die angehenden Gelehrten, die den geistigen Nahrungsstoff der kommenden Generation vorbereiten sollen, statt zur Herstellung normaler Lebensbedürfnisse erzogen zu werden, nur in Aufmischung gekünstelter Ragouts unterrichtet würden, im Ausprobiren piquanter Saucen, die hier und da zur Abwechslung dem einfachen Gerichte beigeträufelt werden können, die aber, wenn bereits dem Kinde zur Gewohnheit, ihm den Geschmack für gesunde Hausmannskost gerade in dem Alter, wo es dessen zur Stählung der Constitution bedarf, bereits gründlich verderben.

Eine Hypothese, als solche, darf, so lange die inductive Methode gelten soll, überhaupt nicht gelehrt werden, da sie sich vielmehr als die natürliche Consequenz der Thatsachen, soweit dieselben bis dahin vorliegen, von selbst ergeben muss, und nur so lange dieses eintritt, ihre Berechtigung besitzt. So hat gerade der Lehrgang sich auf diese Thatsachen allein zu beschränken, und erst wenn sie dann immer wieder zu der gleichen Hypothese führen sollten, würde sich eine gewisse Berechtigung für dieselbe zeitweis, und in gegenseitiger Controlle, ergeben.

Solche Rücksicht wird sich dem vorurtheilsfreien Beobachter als eine durch Gesundheitsvorschriften erforderliche Beschränkung begeben, und nur derjenige ist der vollen Freiheit, die ungezügelt überall zur wildesten Anarchie führen würde, würdig zu nennen, der sich selbst gesetzliche Fesseln anzulegen versteht Das gilt in geistiger Hinsicht ebenso, wie in körperlicher, wo ebenfalls derjenige, der gegen die eigene Naturgesundheit wüthet, sich die unbedingte Freiheit dafür vindiciren mag, aber dadurch weder sich, noch seinen Nebenmenschen Nutzen bringe. Im Gegensatz zu einer fremden Tyrannei und ihren Ketten, liegt die Freiheit darin begründet, sich aus eigener Bestimmung zügelnde Gesetze zu stecken, und wer dieses nicht in Selbstentsagung vermag, der ist des Genusses der Freiheit nicht werth. Für ihn bedarf es der warnenden Stimme, ebenso wie für den durch Ausschweifungen seinen Körper zu Grunde Richtenden des Rathes verständiger Aerzte. Dagegen sich auflehnen zu wollen, wäre ebenso unbedacht, als darüber zu schreien, wenn dem Staat in Ausnahmsfällen Ausnahmsmassregeln (wie beim Kriegszustand) als benöthigt zugestanden werden. Wenn gefährliche Epidemien drohen, wie neuerdings in Marpingen und Dietrichswalde, so wird der Vernünftige alle polizeilich dagegen angeordnete Maassregeln billigen und sie nur noch verschärft wünschen. Bei dem gegenwärtigen Spiritistenunfug bemerkten die liberalen Blätter Berlin's, dass man in solchen Fällen fast die gute alte Zeit bedauerte, wo Friedrich II. den Magier Philadelphia ohne Weiteres durch Schub entfernte, und damit der Sache gleich ein Ende

machte. Das Bedrohliche psychischer Epidemien ist historisch bekannt genug, um unter Umständen scharfes Eingreifen zu rechtfertigen und die wahre Freiheit ist nicht in Extremen zu suchen, sondern in der goldenen Strasse der Mitte.

5) Les généralisations séduisent, elles offrent en peu de mots toute une série d'idées, elles dispensent le lecteur qui se les approprie, de beaucoup d'études, dont elles marquent l'insuffisance, en sorte que tout auteur ayant l'esprit synthétique trouve dans sa formule même, une première garantie de succès. Cette tendance, poussée trop loin, nuit à la production de travaux sérieux (Carlier). Rien n'est si aisé, d'arranger un systéme, en supprimant ou altérant les faits qui embarrassent. Mais l'objet de la philosophie, est -il donc de produire à tout prix un systéme, au lieu de chercher à connaîtré la verité? (Cousin).

6) Wenn die Philosophie die Wissenschaft des Wirklichen sein will, so kann sie nur den Weg der Naturwissensehaft gehen und in der Erfahrung den Gegenstand ihrer Forschung und Erkenntniss suchen. Sie wird dann nicht nur dem Inhalt, sondern auch der Methode nach Naturwissenschaft (Virchow).

7) Vor Allem ist eine Uebertragung der Hypothesen zu vermeiden, denn so zulässig eine Hypothese innerhalb ihrer eignen Wissensdisciplin sein mag (wie die Theorie La Place's in der Astronomie), da sie dort durch die Thatsachen selbst controllirt wird, und mit ihren Modificationen sich organisch dementsprechend zu ändern vermag, so bedenklich wirkt sie, wenn von ihrem natürlichen Boden losgelöst, in einer fremden Disciplin verwandt. Eine Hypothese, um ihre Probe zu bestehen, muss bis zu ihren letzten Consequenzen ausgedacht werden können. Vermag sie das, ohne sich an den thatsächlich festgestellten Ergebnissen zu stossen, so besitzt sie volles Anrecht, eine provisorische Berücksichtigung zu fordern. Sobald jedoch eiu Widerspruch eintritt, bedarf es neuer Erwägung, und der Onus dieser liegt ganz auf Seiten der Hypothese, da die Thatsachen selbst ihre unveränderte Sprache reden und jedes Compromiss von sich zurückweisen. Per inductionem et experimentum omnia, wie schon Jung aussprach.

8) Sobald wir aus den relativen Verhältnissen hinaustreten, ist es um das begriffliche Denken geschehen, und nur wenn sich aus jenen eine Brücke schlagen lässt, wird die Annäherung thunlich bleiben. Diese in den Naturwissenschaften jetzt wieder zur Geltung gelangenden Grundbegriffe des Verständnisses waren in der Indischen Philosophie sowohl, wie in der griechischen anerkannt, und Aristoteles erlaubte kein Entstehen aus dem absoluten Nichts (το μὴ ὂν ἁπλῶς), sondern nur des relativen Nichts (τό μὴ ὂν κατὰ συμβεβηκός). Das Werden aus dem Nichts, und deshalb auch aus einem einzigen Gruudstoff (der ionischen Philosophen) verwerfend (wie Parmenides), begann Empedokles (für die Mischung) mit den Elementen, als Wurzeln des Alles (mit Freundschaft und Hass).

9) Kant zweifelt, dass die systematische Zergliederungskunst in der Psychologie sich je der in der Chemie werde an die Seite stellen lassen, weil nur die Gedankentheilung verfolgend, ohne dass das Getrennte abgesondert zu halten wäre und wieder zu verknüpfen. Es bietet sich indess eine Aussicht, wenn man den Gedanken des Einzelnen nur als intregrirenden Theil der Völkergedanken betrachtet und von dieseu als Erstes ausgeht. Schon Plato spricht die Ahnung aus, dass im Hinblick auf Staat und Gesellschaft sich in grossen Zügen das erkennen lasse, was die Seele des Einzelnen in kleiner Schrift enthalte, und dies erfüllt sich jetzt in dem ethnographischen Studium der Gesellschaftskreise, wozu es erst neuerdings durch den Fortgang der geographischen Entdeckungen möglich war, das nöthige Material zu gewinnen. Ohne diese Hülfe wäre eine induktive Behandlung der Psychologie unmöglich geblieben und auch Comte bezeichnete die Psychologie, die den Anspruch erhebe, die Grundgesetze des menschlichen Geistes, indem sie ihn in sich selbst betrachte, zu entdecken, als illusorisch. Die Selbstbetrachtung, die ohnedem die Seele nur in geringen Abweichungen zeigen konnte, war in einen rückläufigen Kreisweg eingeschlossen, jetzt dagegen überschauen wir die Menschheit in allen Variationen terrestrischer Existenz uud so, wie Waitz sagt, kann sich „das Ganze der Philosophie nur auf Psychologie stützen". Das statistische Bedürfniss wurde von Buckle gefühlt, der der Philosophie der Geschichte durch die Statistik eine exakte Grundlage zu geben suchte, ohne indess, da er gleich mit der complizirten Aufgabe der Culturvölker zu beginnen dachte, sichere Daten zu gewinnen, welche sich erst aus dem Ueberblick der genetischen Entwicklung vom Einfachen zum Zusammengesetzten ergeben werden unter allseitiger Vergleichung. Nach Vitaliano Donati sind die Spuren der Natur netzartig zu verfolgen. Für Behandlung der Psy-

chologie als Naturwissenschaft verlangt Beneke „Anschluss an die Wirklichkeit, dass man mit Beseitigung der Spekulation, welche nur phantastisch in die Luft baut, auch wenn sie mit Begriffen baut, die geistige, ebenso wie die materielle Natur, nach der allgemeinen naturwissenschaftlichen Methode auffasse und bearbeite" (1845). Die primitiven Völkergedanken in der eisernen Nothwendigkeit ihrer gesetzlichen Entstehung liefern die Bausteine für die Fundamentallegung der Ethnologie.

10) Solche Theorien werden beim Anschluss an biblische Ueberlieferungen noch gekünstelter, und so zeigt Richthofen, dass Legge sich gezwungen sieht, die Einwanderung Yau's auf unmöglichen Wegen am Ostufer des Gelben Flusses nach dem südlichen Shansi zu führen, während der Ausgangspunkt der chinesischen Cultur in Shensi, im Thal des Weiflusses, liegt.

11) Als solch „magische Kraft" des Geistes fasst Baader den Begriff der Imagination (oder der Phantasie), und da die Philosophie für solche schöpfungskräftige Genie's nachsichtiger zu sein pflegt, als die Naturwissenschaft, wäre seinem Geistesverwandten vielleicht eine Luftveränderung anzurathen. Nach der Theorie der Emanation geht die Welt aus Gott durch einen natürlich logischen Prozess hervor, und das ist bis in die neueste Zeit probirt.

12) Es gehört zu den Wunderlichkeiten, auf welche selbst sonst ganz verständige Köpfe in Folge der durch theoretische Beeinflussung bedingten Vorurtheile geführt sind, dass man in dieser Abstammungshypothese eine geistige That von beachtungswerther Bedeutung hat sehen wollen, während sie einfach die Folge geistiger Trägheit ist, welche gegen die ungeheure Masse der zur Lösung vorliegenden Probleme eigenwillig die Augen verschliesst, und sich in einer einzelnen Reihe eine imaginäre Brücke baut, die sich leicht genug in Gedanken zusammenspinnt, wenn man denselben freien Lauf lässt, um eine beliebig aus der ganzen Menge herausgerissene Zahl von Thatsachen, in ungefährer Uebereinstimmung mit temporär geltenden Ansichten, in der den Wünschen entsprechenden Richtung zusammenzuschieben. Gegen solche Versuche, die im Einzelnen aufklärend sein mögen, ist an und für sich nichts zu sagen, wohl aber sobald sie mit den Prätensionen auftreten, in solcher subjectiven Schöpfung den objectiven Bestand zu spiegeln.

13) Un mathematicien pourrait calculer comment la réduction des noms ou titres aurait lieu, d'après la probabilité des naissances toutes feminines on toutes masculines ou melangées et la probabilité d'absence de naissances dans un couple quelconque (Alphonse de Candolle).

14) Das Leben ist die Thätigkeit der Zelle, seine Besonderheit ist die Besondertheit der Zelle (Virchow). „Der Gedanke von der Einheit des Lebens in allem Lebendigen findet in der Zelle seine leibliche Darstellung."

15) Auch hier verbietet es der naturwissenschaftliche Weg auf hypothetische Quellen zurückzugehen, so lange noch jeder Anhalt fehlt, wohin der Ursprung zu verlegen. Wenn immer der Mensch in die Betrachtung tritt, steht er bereits innerhalb des socialen Kreises, denn ausserhalb desselben, als Einzel-Individuum, würde er grade desjenigen Merkmals entbehren, das ihn als Gesellschaftswesen kennzeichnet. So bildet die Gesellschaft, der das Individuum als integrirender Theil angehört, das Primäre, und hat die vergleichende Psychologie in der Ethnologie mit den Völkergedanken zu beginnen, um daraus erst den Gedanken des Einzelnen zu verstehen. Insofern verlaufen auch die Fragen nach Erfindung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse so häufig in müssige Lucubrationen, da ein gewisser Bestand derselben, wenn auch aprioristische Voraussetzungen abzuweisen sind, doch auf dem relativen Forschungsgang als soweit nicht annäherbar, intact gehalten werden müsste. Wenn Blumenbach den Menschen als Inermis (Waffenloser) an die Spitze der Säugethiere stellt, vom zoologischen Gesichtspunkt aus, so ist er dagegen der Ethnologie ohne Waffen der einen oder andern Art undenkbar, weil dann sogleich den Feindlichkeiten der Natur, noch vor seiner Entstehung so zu sagen, schon erliegend, und also als nicht vorhanden.

16) Der sociale Organismus baut sich gleichfalls aus selbstständigen Zellterritorien lokaler Sonder-Interessen auf, muss indess in der hergestellten Republik das einheitliche Gesetz bewahren, da das Ueberwuchern von Particular-Interessen auf dem einen oder andern Areal das Gleichgewicht des Zusammenhangs pathologisch zerstören würde. Die Mauserung geschieht durch Substitution und Aufnahme neuer Elemente (wie in der topographischen Umgebung des Einzel-Organismus durch Ernährung), und so bleibt nicht ausgeschlossen, dass nicht viel-

leicht der Fortgang der Untersuchung schliesslich bis in den status nascens des Nisus formativus selbst einzudringen sich fähig zeigen dürfte.

17) Jeder Organismus bildet ein einiges und geschlossenes Ganze, in welchem einzelne Theile nicht abändern können, ohne an allen übrigen Theilen Aenderungen erscheinen zu lassen (s. Cuvier) und das Gesetz von der Correlation der Theile ermöglichte die Reconstructionen. Nach dem Gesetz von dem Gleichgewicht der Organe bleibt sich die Masse des Thierkörpers gewissermassen gleich, so dass ein Organ sich nur vergrössern oder verkleinern kann, wenn ein anderes sich verkleinert oder vergrössert (bei St. Hilaire). Der Plan der Organisation ist innerhalb der Species unveränderlich, Art lässt nicht von Art (Virchow).

18) Darwin's Lehrsatz, dass die der Umgebung Angemessensten überleben (und als solche überhaupt nur eine dauernde Existenz zu sichern und bewahren vermögen) bestätigt sich durchweg, schon in der Herkunft, kann aber um so weniger für die Abstammung der Descendenz verwerthet werden, weil er sich eben an die wandelnden Umgebungsverhältnissen der] geographischen Provinzen anschliesst.

19) Eine auf Grundlage desjenigen, was man bereits früher vergleichende Anatomie genannt hatte, entworfene Stufenleiter der Wesen, ein Fortschritt von den einfacheren zu vollendeteren Formen, würde eine theoretisch unter Umständen ganz zulässige Auffassung des Systems (wie schon in der Naturphilosophie) gewähren können, müsste aber, wenn ihr die Bedeutung einer Abstammung im physischen Sinne beigelegt werden sollte, zu allen jenen Absurditäten führen, die sich am frappantesten in der (deshalb auch von den Anhängern mit zunehmendem Misstrauen angesehenen) Physiologie bemerkbar machen. Es liess sich sogar das Bestreben durchblicken, die Physiologie durch die Morphologie bei Seite zu schieben, während es sich doch bei diesen im statu nascendi zu betrachtenden Prozessen nur um jene handeln konnte, während sich die Rolle der Morphologie auf ergänzende Betrachtung beschränkt, gleich der der Kristallographie im Verhältniss zur Chemie, so dass von einer Stellvertretung (wie es an sich klar genug sein sollte) doch weder in dem einen noch in dem andern Falle gesprochen werden kann.

20) Man will der Descendenz einen Wunderglauben entgegenstellen, während grade bei jener das Wunder eine grössere Rolle spielt, als irgendwo sonst. Wenn man mit der bekämpften Schöpfung, die mythologischen, deistischen und sonst theologischen oder teleologischen Weltanschauungen meinte, so wäre das ein nutzloses Luftgefecht im Kreise der Naturforscher, denn dass für diese seit der heliocentrischen Reform der alte Himmel und Erde versunken sind, bedarf doch wahrlich keines weiteren Wortes.

Eine allmähliche Entstehung der Wesen auseinander widerspricht dagegen den physiologischen Lehren der Natur, und würde also ein beständiges Eingreifen des Wunders voraussetzen, denn dieses wird bereits kanonisch erklärt, als praeter naturam, supra naturam oder extra naturam. Die thierischen Geschöpfe sind wie alle Gegenstände der Beobachtungen nach ihrer Verwandtschaft anzuordnen, wie es bereits unter netzartiger Verknüpfung in der vergleichenden Anatomie geschehen, und dass der Mensch dem Affen am nächsten stünde, war schon seit Linné ausgesprochen. Die Descendenz will nun diese Ausdehnung in der Breite auf eine einzelne Linie reduciren, und hat dafür an den Ursprung anzuknüpfen, also an einen ersten Anfang, der durch Einführung des Unendlichkeitszeichen alle relativen Rechnungen annulliren würde. Dieser dadurch im inductiven Sinne von selbst haltlosen Hypothese, ist nicht eine andere entgegen zu setzen, sondern die Forderung der exacten Naturwissenschaft, die soweit gezogene Grenze zwischen Bekannten und Unbekannten nicht eher zu überschreiten, als bis auf jenseitigem Terrain fester Boden vorbereitet ist, die Grenze selbst sich also bereits im Gange der Forschungen, und durch dieselbe, weiter hinausgerückt hat. So weit wir die in eine neblig umhüllte Vorzeit verlaufenden Fäden des Ursprungs mit den Augen deutlich verfolgen können, so weit haben wir sie zu constatiren, und mit zunehmender Verbesserung der Beobachtungsmethoden werden wir dann im Laufe der Zeit eine immer längere Sehlinie gewinnen. Ueber das darüber hinausliegende zu phantasieren, ist um so müssiger, weil wir auch nicht den mindesten Anhalt haben, wann und wo etwa die zuletzt erkannten Kräfte wieder in andere umsetzen könnten, (wie der Schwerkraft folgende Bewegung in aufstrebender Wärme u. s. w.) oder welche complicirte Vorrichtungen (wie im Uebergang chemischer Mischungen zu elektrischen Drathleitungen und Wortbildung in der Paukenhöhle unter Einwirkung auf Muskel-

arbeit u. s. w.) zu durchlaufen wären, ehe die vor uns stehende Wirkung in Existenz tritt. Indem wir also zunächst diese Ursprungsfäden in netzartiger Durchkreuzung oder neben einander verlaufen sehen, ist es reiner Zeitverlust, ihre Vereinigung in einer Ursprungsspitze präsumiren zu wollen, und um so unberechtigter, weil den gesetzlich geregelten Fortgang der Studien nach Muthmassungen ablenkend, die selbst wenn unschädlich, jedenfalls gleichgültig sind und den Gang der Forschung auf nutzlosen Umwegen erschweren.

21) These complex and simultaneous coordinations (in the eye and ear of man) could not have been produced by small beginnings, since they are useless until the requisite junctions are effected. In this case, without definite purpose it is hard to believe, how the simultane ous changes in one direction should be effected, and it is incredible, that they should have been brought about by a combination of chances. Und so in jedem Organismus oder jedem seiner Organe.

22) In einer Zeit, gleich der unsrigen, in der man unter Verlust der alten Glaubensstützen nach einem neuen einigenden Schlagwort sucht, musste es natürlich elektrisch zünden, wenn seitens naturwissenschaftlicher Autoritäten den Laien verkündet ward, dass wir in der Descendenztheorie in der That jetzt die neue Offenbarung besässen, und wenn auch die epidemische Ansteckung der Berauschung hier immerhin etwas erklärlicher oder doch entschuldbarer, als bei psychischen Epidemien gefährlicher Fanatiker sein möchte, blieb es doch jedenfalls eine Krankheit, die bei grösserer Gewissenhaftigkeit hätte vermieden werden können und vermieden werden müssen, um den guten Credit der Naturwissenschaft nicht, wie es geschehen, zu erschüttern.

23) Schon seit lange liegt in der Naturwissenschaft das berechtigte Streben nach einem natürlichen System, das Linné in bewusster Absicht, provisorisch nur, durch ein künstliches ersetzte, und das Adanson in der Botanik einzuführen suchte, nach Buffons Vorgang in der Zoologie, wo es seit der Vermehrung der Kenntnisse in vollkommenerer Weise jetzt hergestellt werden könnte. „Die natürliche Methode ist diejenige, welche in beständiger Beobachtung der Verwandtschaftsgesetze alle Pflanzen mit einem ununterbrochenen Bande vereinigt. Schritt für Schritt fortschreitend von dem Einfachen zum Zusammengesetzten, von der kleinsten zur grössten Pflanze, ähnlich einer gleichförmigen Kette, deren Glieder die einzelnen Pflanzenarten oder auch Gruppen von Arten darstellen“, das sind die Worte Jussieu's (s. Jessen), und soweit die Descendenztheorie nach solcher Anordnung in der Thierkunde sucht, ist ihr Bestreben ein voll berechtigtes, wogegen die Einführung des in dem ihm gegebenen Zusammenhange durchaus sinnlosen Begriffs der Abstammung den Boden der Thatsachen nicht nur verlässt, sondern den Aussagen dieser geradezu in's Gesicht schlägt. Der neugebackene Name der Descendenz (oder Ascendenz) ist deshalb auch ein gänzlich ungeeigneter.

In der Naturphilosophie bildete ein beliebtes Schlagwort die Polarität, und wie damals polare Spannungen im Pflanzenwachsthum gefunden, im Thierischen und überall, so trieb man vor nicht langer Zeit ähnlichen Unfug mit einer im Köhlerglauben spukenden Seele, und der neuerdings zu jenem Wiedererweckte fühlte selbst den Muth, auf Plastidulen zu schwören. Das Polare hat seine Bedeutung nur in Bezug auf die physikalischen Verhältnisse, welche die Schaffung dieses Ausdrucks in jener technischen Bedeutung bedingten, in sonstiger Hinsicht entbehrt es nicht nur jeden Sinnes (wenn anders, als bildlich verwandt), sondern richtet arge Verwirrung an, und das gleiche gilt für die Seele, die nur für ihre specifische Gültigkeit (in gegenwärtiger Terminologie) und innerhalb des Menschlichen zulässig bleibt, soweit der von Aristoteles auch über das Vegetative erweiterte Begriff seine spätere Beschränkung erhalten hat, und in der Psychologie weiter zu präcisiren ist.

24) In der „Gradation naturelle des formes de l'Etre“ schiebt Robinet nach dem Lamantin die Seemänner und Seeweiber ein, um dann durch den Orang-Utang zum Menschen aufzusteigen.

25) In der spätern römischen Zeit bilden die Agnaten die nähern Verwandten, während es bereits im Namen der Cognaten ausgedrückt liegt, dass ursprünglich sie als solche betrachtet wurden, damals nämlich als auch hier noch diejenigen Vorstadien gelten, die wir bei Naturstämmmen so vielfach zum Mutterrechte führen sehen.

26) Die Kinder bildeten einen Theil der römischen Familie, soweit sie Sklaven waren. Die cognati (quasi una communiter nati) hatten an sich noch keine Familienrechte, die der Emanzipirte auch verlor.

27) In der Sippschaft wird mit Busen die Abkommenschaft des Verstorbenen bezeichnet, mit Magschaft die entfernten Verwandten. Nach dem Sachsenspiegel beginnt die Verwandtschaft mit der Vetterschaft.

28) Der Adoptirte wurde (in Rom) an Kindesstatt angenommen, der Kindesrechte theilhaft, besonders als erbberechtigt (s. Valerius Maximus). Bei der Arrogatio wurde ein homo sui juris an Kindesstatt angenommen, und die Adoptio wird durch Mancipatio gelöst, wobei der Adoptiv-Vater dann den Sohn durch drei Geldstücke erwarb (per aes et libram). In Rom wurde die Adoption durch Nachahmung des Geburtsactes geschlossen (bis auf Trajan und Nerva), und so bei Adoption des Herakles durch Here (s. Diodor). Bei den Cirkassiern wurde durch Säugen adoptirt, seitens der künftigen Mutter, wogegen in Abyssinien (nach Parkyns) das zu adoptirende Kind an dem Finger des Vaters zu saugen hat. Bei den Eskimo gewährt die Adoption die Rechte der Blutsverwandtschaft, und der Pflegesohn, wenn der ältere, erbt vor den wirklichen Kindern (s. Lyon). Auf den Tonga-Inseln adoptiren die Mütter heranwachsende Kinder, obwohl die eigene Mutter noch leben mag, als zweite, die indess im Rechte der ersten gleich stehen. In Madagascar geben die eignen Eltern ihre Rechte auf, wenn die Kinder in fremden Familien adoptirt sind (s. Sibree). Bei den Felatahs tritt bei der häufigen Adoption das Erbrecht zu Gunsten der fremden (statt der eignen) Kinder ein (s. Denham). In Nukahiva kommt es vielfach vor, dass Kinder von Höherstehenden adoptirt werden und ebenso spricht Wilson auf Tahiti von häufigen Adoptirungen.

29) Libertinos vero ab ingeniis adoptari quidem jure posse, M. Sabinus scripsit (bei Gellius). In Rom wurde der Freigelassene, wenn von dem Herren im vollen Eigenthum besessen (früher als Client) römischer Bürger (seit Servius), und erhielt den Gentil-Namen (mit Zufügung seines Cognomen). Der in Athen Freigelassene hatte seinen früheren Herrn noch als Patron (προστάτης) zu betrachten. Den vollberechtigten Gentilen gegenüber waren die Freigelassenen und Clienten nur Halbberechtigte, und obwohl beim Tode des früheren Herrn das Patronat überging, gelten seine Kinder nie als ingenui. Die ursprünglich als Halbunterworfene den Penesiern (griechisch) oder den (germanischen) Aldiones (Lidi) vergleichbaren Clienten in Rom traten zu dem Patron in ein geheiligtes Verhältniss, dessen Verletzung religiös gestraft wurde (als sacer).

30) Geleonten, Hopliten, Ergadeis und Aigikoreis.

31) Krieger, Jäger, Köche, Aerzte (wie Herolde, Flötenspieler, Köche in Sparta).

32) Schmiede, Gerber, Fischer, Lederarbeiter.

33) Schmiede, Lederarbeiter, Griot, mit Webern und Handwerkern.

34) Die acht Wappenklassen der Irokesen erstreckten sich durch die fünf Stämme, in deren jedem sich jede wiederholt. Die Würde der 50 Sachem oder Ho-gar-na-go-war (9 der Mohawk. 9 der Oneida, 14 der Onondaga, 10 der Cayuga, 8 der Senecas) war erblich in dem von Dagänowedä gestifteten Bund des langen Hauses (Hodenosaunih) mit den Onondoga, als Hütern des centralen Rathsfeuers, bei dem sich zur Ordnung der nationalan Feste die Honundehunt versammelten. Durch spätere Aufnahme der Tuscaroras wurde die Zahl der vereinigten Stämme auf 6 vermehrt.

35) Auch hier schon werden die Rechte eifersüchtig gewahrt, selbst wenn es sich um Dienste handelt, wie es von den Frauen der Chippeway erzählt wird, dass sie Durchreisenden nicht erlauben wollten, Brennholz zu sammeln, indem dies ihr Geschäft sei, das sie dann durch pünktliche Lieferung ausführten.

36) Un pâtre, un laboureur different d'un matelot ou d'un ouvrier de fabrique par des caractéres bien plus sensibles que les caractéres de race, du moins lorsqu'on arrive à des nuances comme celles que différenciaient les divers rameaux des races européennes (Cournot).

37) Innerhalb solch engerer Kreise mag auch der Naturforscher sein Glaubensbekenntniss ablegen, das indess immer nur Privatangelegenheit bleibt, denn dem Gange der inductiven Wissenschaften gemäss, handelt es sich nicht um Glauben, sondern um Wissen und Nichtwissen, oder um die fortgehende Verdeutlichung des Glaubensgebiets durch das Wissen. Wer die Grenze nach den Glaubensregionen überschreitet, „befindet sich ausserhalb des Gebiets wissenschaftlichen Streits“ (s. Virchow).

38) Unter den Pihsing (100 Familien) der Chinesen heirathen die Dörfer gleichen Namens nach auswärts (die Abstammung wird vom väterlichen Grossvater, Tsu-fu, an gerechnet). In

Yucatan verboten gleiche Namen die Ehe. Any relationship, which may be traced to whatever distance, is considered, as coming within the bounds of consanguinity (Brownlee) bei den Kaffern.

39) Durch die von der Mutter erhaltene Kaste stirbt diese in dem Vater stets aus, unter Wechsel (bei den Kutchin) und in einem Kriege würden der Vater und Sohn gegen einander stehen. Aehnlich überall im Wirkungskreis der exogenen Ehe.

40) In solchen Verhältnissen leitet sich der Uebergang aus der endogenen Ehe, worin ein Theil des Stammes verharrt, zur exogenen ein, indem die jüngere Generation (wie bei Masai) auf Herbeischaffung fremder Frauen angewiesen, dadurch neue Elemente einführt, und bei fortgeschrittener Organisation regulirt sich dies dann unter festere Brauchbestimmungen, wie bei dem Totem der Indianer, wärend die künstlichen Scheidungen Australiens gewissermaassen mehr innerhalb der Ueberbleibsel endogener Stammes-Ehe selbst Statt haben.

41) In einzelnen Geschlechtern bewahrt sich dann traditionell monogenische Abstammung, die zwar nicht bis zu Monaden zurückgeht, aber doch auf unvollkommene Ausbildung des Menschen am thierischen Stammvater, der Schnecke, dem Hund, dem Cogote u. s. w.

42) Noch etymologisch in der familia im Hinblick auf femina, (und in dem Verhältniss von famulus u. s. w.)

43) Neef (Neffe) im Holländischen bezeichnet neben dem Enkel und dem Vetter auch den Neffen. Octavian heisst (bei Eutropius) Caesaris nepos. Im Belgischen bezieht sich die Nichte auch auf die Base und so meint im westphälischen Platt die Nichte ebenfalls die Base. In Englisch nephew was applied to grandson as well as nephew, as late as 1611 (s. Morgan). Als Gevatter kann auch ein völlig Fremder in die Vetterschaft eintreten, als kleinen Vater oder Pate. Für sympathetische Zauberkuren werden im deutschen Volksglauben oft Personen gleichen Taufnamens verlangt, weil mit dem Betheiligten in gewisser Verwandtschaft stehend.

Miscellen und Bücherschau.

Anthropologische Bemerkungen aus Amerika.

Am 7. September 1876, bei Gelegenheit der Ausstellung in Philadelphia, wurde eine Zusammenkunft der Anthropologen der Vereinigten Staaten abgehalten, welche zur Organisation einer Gesellschaft führte, welche den Titel „American Anthropological Association" führen soll. Infolge dieses wichtigen Schrittes bildete sich ein archäologischer Tauschclub, eine besondere Vereinigung der sich mit Specialstudien über Archäologie und Ethnologie beschäftigenden Herren. Hauptaufgabe dieses Clubs ist die Vermittlung des gegenseitigen Austausches von publicirten Schriften sowie der Correspondenz zwischen den Archäologen in Amerika und Europa.

Einem seit langer Zeit in den Vereinigten Staaten gefühlten Bedürfnisse soll demnächst durch Gründung einer (vierteljährlichen) anthropologischen Zeitschrift eines „American Antiquarian", abgeholfen werden. Das Blatt soll ein Verkehrsmittel zwischen den Archäologen, Ethnologen und allen Gelehrten bilden. Es wird die Erörterung der Anthropologie im weitesten Sinne umfassen, jedoch hauptsächlich dem Studium der historischen und prähistorischen Alterthümer von Nord- und Südamerika sich widmen. Man wird sich auch mit Gelehrten in andern Ländern in Correspondenz zu setzen suchen, soweit dies zur Erreichung des oben genannten Zweckes förderlich erscheint, und die prähistorischen Alterthümer aller Länder mit Vorliebe behandelte. Das Blatt wird von dem archäologischen Tauschclub durch dessen Secretair, den Reverend Steppen D. Peet in Chicago, Illinois, herausgegeben werden.

Dr. H. C. Yarrow aus Washington ein ehemaliges Mitglied von Lieutenannt Wheelers Expedition zur Landesuntersuchung der Vereinigten Staaten, bereitet eine Abhandlung über die „Begräbnissgebräuche der alten und jetzigen nordamerikanischen Indianer und die Behandlung ihrer Todten" vor. Dies Werk verspricht ein werthvoller Beitrag zu unserer ethnologischen Literatur zu werden. Das Material wird unter den Auspicien von Prof. J. W. Powell im Auftrage der „United States Geographical and Geological Survey of the Rocky Mountain Region" veröffentlicht werden.

Der letztgenannte ausgezeichnete Forscher hat soeben eine „Einleitung in das Studium der Indianersprachen" herausgegeben, einen Quartband von über 100 Seiten. Derselbe enthält viele neue und zweckmässige Winke für die Sammler indianischer Wörter und ist bei Weitem der vollständigste Wegweiser, der bis jetzt erschienen ist.

W. H. Jackson von Prof. F. V. Haydens Geologischer Landesuntersuchung, hat im Laufe des vergangenen Sommers einige der wichtigsten von den neuerdings in der grossen amerikanischen Wüste, in Utah und Oregon, entdeckten Ruinen photographirt. Sein Weg ging südlich und westlich von den sieben Städten des Moqui-Stammes, deren Steinhäuser noch in demselben Zustande dastehen, wie sie von den alten spanischen Expeditionen in den Jahren 1539—41 entdeckt wurden Von dort rückte er auf unerforschten Pfaden nordwärts vor, wo man reiche Ueberreste von alten Bauwerken einiger der präcolumbischen Stämme erwartet.

Prof. Stephen Bowers hat eine Untersuchung der Muschelhaufen und Gräber von Westcalifornien geleitet. Dies ist auf Wunsch von Prof. J. W. Powell geschehen, und bis jetzt haben die Ausgrabungen sechs Tons Steingeräthe etc., darunter viele Unica, geliefert.

Dr. C. C. Abbott aus New Jersey versichert, in den glacialen Geröllen des Delawarethales einige paläolithische Steingeräthe gefunden zu haben. Die von ihm gefundenen Gegenstände sind sehr roh behauene Stücke, und wenn es sich wirklich wird nachweisen lassen, dass sie das sind, wofür sie gehalten werden, so wird Dr. Abbott die Ehre haben der Erste zu sein, welcher eine Spur vom paläolithischen Menschen in Amerika entdeckt hat. Die Anthropologen sind jedoch allgemein nicht geneigt ohne weitere Beweise Dr. Abbots Schlüsse für feststehende Thatsachen zu nehmen. L. Barber.

„Ueber die Hügelgräber des fernen Osteuropas haben wir leider bis jetzt fast nur sehr lückenhafte, flüchtige Beschreibungen, welche eben hinreichen, uns den Mangel tieferer Durchforschung recht kräftig zum Bewusstsein zu bringen.“

„Nur durch eine kurze zufällige Notiz wissen wir, dass vor Jahren bei Miekowice in Galizien eine Grabstätte aufgedeckt ward, in welcher fünfzehn Skelette sitzend, jedes mit einem Steinbeil in der linken Hand, beigesetzt waren; nur ein Steinbeil fand sich bei späterer Nachforschung noch vor und dieses war ein ungeschliffenes, so dass es leider scheint, als ob hier ein sehr alter, sehr seltener Fund nutzlos zerstreut worden sei. Auch Hügelgräber und geschliffene Steinwaffen kommen in Podolien vor, wie wir dies aus kurzen Notizen erfahren.“

So schrieb Dr. Friedrich Ratzel in seinem Werkchen „Vorgeschichte des europäischen Menschen“ (München bei R. Oldenbourg) im Jahre 1874, d. h. zu einer Zeit, als die polnische und russische archäologische Literatur schon so reich gewesen ist, dass es kaum in den Kräften des Einzelnen stehen dürfte dieses Material zu bewältigen, oder, was diesem gleich ist, es durch Uebersetzungen dem deutschen Publikum zugänglich zu machen.

Es ist mir unmöglich hier alle die Werke aufzuzählen, welche in russischer und polnischer Sprache vor 1874, ja vor 1870 über archäologische Forschungen veröffentlicht worden sind, und welche darthun, dass man weder in Russland, noch auch in Polen die Zeit verschlafen habe. Schon das Ansammeln der einschläglichen Werke würde bei Weitem die Mittel eines Privatmannes überschreiten. Noch lange bevor Dr. Ratzel obige Klagen veröffentlicht hat, die übrigens weder in seinem Werkchen, noch auch in anderen Schriften vereinzelt dastehen, machte ich mich an das Sammeln polnischer und russischer archäologischer Publikationen. Beim Sammeln russischer war mir namentlich Prof. Dr. Schwartz, Direktor des Friedrich Wilhelms-Gymnasiums zu Posen behülflich, wofür ich ihm hiermit öffentlich meinen Dank ausspreche. Durch fortgesetzte Aufmerksamkeit, die ich diesem Gegenstande gewidmet habe, gelang es mir ein Material zu beschaffen, das in Auszügen schon einen ganz stattlichen Band geben dürfte. Es befinden sich nämlich in diesem Augenblicke zu meiner Verfügung.

a) an polnischem Materiale:

3 Bände der „Wiadomosci archeologiczue“ (Archäologische Mittheilungen von 1873 1874 und 1876.

„Materyały antropologiczno-archeologiczue“ (Anthropologisch-archäologische Materialien) 1877 von der archäologischen Kommission der Akademie der Wissenschaften in Krakau herausgegeben.

„Pokucie pod wzqledem archeologicznym“ (Pokucie in archäologischer Hinsicht) A. Kirkors, Krakau 1876.

„Badania archeologiczue“ (Archäologische Forschungen) A. Kirkors, Krakau 1877

„Nowy przyczynek do antropologii przedhistoryczuej ziem polskich“. (Neuer Beitrag zur vorhistorischen Anthropologie der polnischen Gegenden) von Dr. Kopernicki, Krakau 1877.

Zwei Artikel A. Kirkors in der Sammlung der Academie der Wissenschaften in Krakau „Rozprawy i sprawozdania“ (Abhandlungen und Berichte) 1874.

„Okurhauach na Litwie i Rusi zachoduiej“. (Ueber die Kurgane in Lithauen und dem westlichen Ruthenien) Constantin Tyskiewicz's. Berlin 1868.

„Athenaeum, nowy szercg“. (Athenaeum, neue Folge) 1848, Wilno,

und ausserdem noch eine Menge Berichte, welche in polnischen illustrirten und nichtillustrirten Zeitschriften veröffentlicht worden sind, und sich in den angeführten Werken grösseren oder geringeren Umfanges nicht befinden.

b) an russischem Materiale:

„Древности изданныя временкой Коммиссiею для раздора древнихъ актовъ“ (Alterthümer herausgegeben von der provisorischen Kommission zur Erforschung der archäologischen Thatsachen). Kijew 1846.

„Древности, труды тосковскаго археологическаго обнчества“ (Alterthümer; Arbeiten der Moskauer archäologischen Gesellschaft. Moskau 1875 und 1876.

Ausserdem besitze eine bedeutende Anzahl von Illustrationen und kurzen schriftlichen Notizen, welche mir Herr Prof. Dr. Lepkowski, Conservator der galizischen Alterthümer in Krakau gütigst hat anfertigen lassen, wofür ich ihm hiermit öffentlich meinen Dank sage.

Das russische Material steht sichtlich in keinem rechten Verhältnisse zum polnischen. Wenn man jedoch bedenkt, dass die polnischen Forscher häufig weit über das ehemalige polnische Gebiet hinausgreifen, — wie dies ja mein Artikel über die „steinernen Weiber“ beweist, so dürfte das eigentlich russische Gebiet in meiner Arbeit nicht zu sehr verkürzt werden, zumal es über Forschungen bis nach Kertsch hin fast ununterbrochen berichtet.

Aus dem oben aufgezählten Materiale will ich die „Materialien zur Vorgeschichte des östlichen Europas“ schaffen, in welches Werk nur solche Illustrationen aufgenommen werden sollen, welche dem westeuropäischen Forschern weniger bekannte Gegenstände darstellen, so dass also gewöhnliche Keilspitzen und Messer, Sägen und Schaber u. s. w. aus Feuerstein ausgeschlossen bleiben.

Um dieses Material einigermassen gesichtet und geordnet dem deutschen Publikum zu bieten, habe ich es folgendermassen zusammengestellt:

1. Höhlenfunde,
2. Pfahlbautenfunde,
3. Megalithgräberfunde,
4. Gewöhnliche Gräberfunde,
5. Funde in Kurganen (Grabhügeln) und
6. Burgwall- oder Ringwallfunde, welche im Osten Europas in die geschichtliche Periode hineinzuleiten scheinen.

Nach Beendigung dieses Werkes — wenn ich für es einen Verleger finde — will ich ans neue Sammeln gehen und hierbei hauptsächlich Quellen herbeizuschaffen suchen, woran auch für jetzt, theilweise wenigstens, der Krieg verhindert hat, der es mir nicht räthlich machte, eine Reise nach Warschau, Wilna, Petersburg und Moskau zu unternehmen. Jedenfalls hoffe ich, dass aufgeschoben nicht aufgehoben sein wird.

Aus Obigem ist übrigens zu ersehen, dass der Osten Europas dem archäologischen Forscher, namentlich aber dem archäologischen Geschichtsschreiber, eine ungeahnte Menge von Thatsachen bietet. Es ist lediglich der — freilich leicht zu entschuldigenden — Unkenntniss der beiden osteuropäischen Hauptsprachen, namentlich der polnischen und russischen zuzuschreiben, dass bis jetzt so sehr wenig von den auf polnischem und russischem Gebiete gemachten Entdeckungen in Mittel- und Westeuropa bekannt sind. Thatsächlich ist uns die Archäologie Perus und Mexikos bekannter, als die eines grossen Theiles unserers Erdtheils, die uns — meiner Ansicht nach — mehr interessiren müsste als jene, weil sie Licht über die Herkunft und Abstammung der jetzigen Bewohner Europas, also unserer unmittelbaren Vorfahren, verbreiten kann.

Hier muss ich noch bemerken, dass ich in meiner Arbeit Angaben von archäologischen Dilettanten nur insofern berücksichtige, als sie von Forschern vom Fach unterstützt werden, da ich sonst das mir vorliegende Material leicht um das Doppelte vermehren könnte, dabei aber kaum dem deutschen Forscher und der Wissenschaft dienen würde. Ebenso habe ich alles das ausgeschlossen, was über Funde in Russland und im Osten Preussens bereits in deutscher Sprache veröffentlicht worden ist. Albin Kohn.

Richthofen, Freiherr von: China, Ergebnisse einiger Reisen und darauf gegründete Studien, I. Bd., einleitender Theil mit XXIX Holzschnitten und XI Karten, Berlin 1877.

Unter der stetigen Fluth der Reisenden, die in ihrem Kommen und Gehen uns werth-

volle Beobachtungen und neues Material zur Einfügung in die Verarbeitungen zurückbringen, ragen vereinzelt die Gestalten geographischer Reformatoren hervor, die nach ungestört längerer Meditation und unter der Verfügung über massgebende Fachkenntnisse, eine selbstständig abgerundete Anschauung proclamiren, die freudig als neue Botschaft empfangen, für die nächste Zeit hinaus als solche gelten wird.

Je seltener solche Leitsterne am Horizonte der Geographie emporsteigen, desto glänzender schreibt sich ihr Name ins Geschichtsbuch derselben, desto aufrichtiger und unverholener ist die Huldigung, die ihnen von allen Seiten dargebracht wird.

So handelt es sich bei der Anzeige des obigen Buchs, nicht um eine Empfehlung oder ein Lob, auch nicht zunächst um eine Besprechung von Einzelnheiten, wo andere Ansichten geltend gemacht werden könnten, es kann für's Erste einzig und allein einen in Verehrung und Bewunderung dargebrachten Dank gelten für eine grosse und mächtige That zum Besten der gemeinsam gepflegten Wissenschaft.

Eines solchen Werkes sind nur hochbegabte Kräfte fähig und nicht ohne Mühen und Beschwerden kann es durchgeführt werden. Langen Jahren der Reisen und Wanderungen sind andere des ernsten und angestrengtesten Studiums gefolgt, und noch jetzt ist der Verfasser unausgesetzt thätig, seine umfassend angelegte Aufgabe zum Abschluss zu führen.

Als Herr von Richthofen noch im fernen Osten weilte, wurden in der Heimath oftmals Klagen laut, über die Kärglichkeit seiner Nachrichten, über die im Gegensatz zu der sonst gewöhnlichen Mittheilungsgefälligkeit um so schroffer hervortretenden Abgeschlossenheit, aber unberührt davon, blieb er sich seines Berufs bewusst, und mit verständiger Zurückhaltung das gesetzliche Reifen der aufgenommenen Eindrücke abwartend, hat uns jetzt dieser durch äussere Umstände sowohl, wie innere Anlagen begünstigter Forscher ein vollendetes Bild Central-Asiens zurückgebracht, wie es in seinem Geiste, unter Abhaltung beeinträchtigender Störungen, allmählich zusammenkrystallisirt ist.

Die Bedeutung desselben für unsere Kenntniss des Continentes ist in den geographischen Fachjournalen besprochen, und ermöglicht wurde es vor Allem durch seinen nach geologischen Gesichtspunkten, für das Studium der Geographie verfolgten Weg.

Während Reisen im westlichen Asien, die sich auf den peripherisch abgezweigten Gliederungen bewegen, so schätzbare Kenntnisse sie hiefür auch gewähren mögen, doch über die Verkettung des centralen Zusammenhangs nur Muthmassungen zu äussern vermögen, und während der in das Labyrinth der Knoten selbst eingedrungene Reisende dort leicht in der beengten Umgebung den orientirenden Ueberblick verlieren muss, hat die hier vorliegende Route die Gebirgsketten gerade in denjenigen Punkten gekreuzt und geschnitten, auf denen sich in grossen Zügen das Bild des Continentes einem dafür geschärften Auge enthüllen musste.

Als Richthofen nach Deutschland zurückgekehrt war, fühlte es sich sehr bald heraus, wie viel unerwartet Neues und Epochemachendes er der Geographie zu enthüllen haben würde, und als in der Januarsitzung dieses Jahres bei der Gesellschaft für Erdkunde, die durch seine ersten Mittheilungen bevorzugt worden war, der jetzt ausgegebenen Band vorgelegt wurde, da fanden sich die durch das Vorangegangene gespannten Erwartungen nicht nur erfüllt, sondern übertroffen.

Es kann, wie gesagt, nicht Aufgabe dieser Zeitschrift sein, ein solches geographisches Fundamentalwerk im Einzelnen zu würdigen, doch wird sich noch vielfache Gelegenheit bieten, auf die auch der Ethnologie dadurch gebotene Anregungen wiederholt zurückzukommen.

Der vorliegende Band giebt, nach dem Vorwort, den Ersten Abschnitt (China und Centralasien), und entwickelt im Ersten Capitel desselben das Bild Central-Asien's, als das Gebiet der alten Wasserbecken, um welches sich die peripherischen Theile gliedern, wobei S. 43 u. flg. „die Völkerströmungen Central-Asien's in ihren Beziehungen zur Bodengestaltung“ dargelegt werden. Vom Zweiten bis Fünften Capitel eröffnen neue Ansichten über den Löss unerwartete Einblicke in eine noch dunkle Vorzeit, in der sie sich für Geographie und Ethnologie ebenso fruchtbringend erweisen werden, wie diese Bodenart in dem Lande, wo sich davon findet; und vom Sechsten bis Siebenten Capitel entfaltet sich aus den graphisch geordneten Bergketten der innere Organismus des gewaltigen Continentes. Der Zweite Abschnitt (Entwicklung der Kenntnisse von China) verwandelt im Achten Capitel (das Buch Yüking, die älteste Reichsgeographie China's) durch eine scharfsinnige und durch ihre natürliche Einfachheit um so überraschendere Inter-

pretationsmethode eine bis dahin dem Spiel willkührlicher Auslegungen überlassenen Urkunde in ein geographisch hochwichtiges Document, das wenn es auch noch mancherlei Mythisches, wie in der bei den Mongolen gleichfalls heiligen Neunzahl einschliessen mag, doch jedenfalls Gelegenheit zu einer kritischen Ueberschau der alten Geographie China's gegeben hat. Das Neunte Capitel (fernere Entwicklung der Kenntniss des eigenen Landes bei den Chinesen) berührt zugleich die wunderbare Bronze-Industrie des chinesischen Alterthums und im Zehnten Capitel (Entwicklung des Verkehrs zwischen China und den Völkern im Süden und Westen von Central-Asien), folgt dann (in sieben Unterabtheilungen) der geschichtliche Verlauf (besonders in den Beziehungen mit dem Westen) bis zur Neuzeit. Den Schluss bildet ein Rückblick (die heutigen Aufgaben der wissenschaftlichen Geographie), der wörtlichen Abdruck verdiente, wenn nicht ein Werk dieser Art in der Hand jedes Forschers, der es mit seinen geographischen oder ethnologischen Studien ernst meint, als unumgänglich vorauszusetzen wäre.

Hahn: Ueber die Beziehungen der Sonnenfleckperioden zu meteorologischen Erscheinungen. Leipzig 1877.

Die Uebereinstimmung der Fleckencurve mit der Temperaturcurve (immer natürlich mit Berücksichtigung der Verspätungen), wie sie sich aus den Resultaten Köppen's und auch aus sonstigen Betrachtungen ergiebt, ist so überzeugend, dass wenigstens die Thatsache eines (directen oder indirecten) Zusammenhanges der beiden Erscheinungen damit ausser Zweifel gestellt ist (S. 33), und so wird im II. Abschnitt „Sonnenflecken und Luftstörungen", im III. Abschnitt „die Hydrometeore und einige von ihnen abhängige Erscheinungen im Pflanzen- und Thierreich in ihren Beziehungen zur Fleckenperiode, behandelt. Natürlich wird sich aus Perioden jeder Art ein Zusammenhang herausrechnen lassen, besonders wenn die Fehlererklärung durch so ungeheure Abstände, wie sie zwischen Sonnenoberfläche und terrestrischem Luftmeer gegeben sind, erleichtert wird; aber damit ist die Causalität noch nicht berührt.

Dohrn: Ueber den Ursprung der Wirbelthiere und das Princip der Functionswechsel, Leipzig 1875.

Im Anschluss an von Baer's Bemerkung, dass die Ascidien von den Wirbelthieren abstammen müssten und nicht umgekehrt (denn „nach dem gewöhnlichen Räsonnement ist das, was sich sehr früh in der Entwicklung zeigt, das Erbtheil von den frühesten Ahnen"), sucht die Schrift den Beweis zu führen, dass durch Umwandlung aus dem Typus der Gliederwürmer die Wirbelthiere entstanden sind, und dass die bisher zu den Mollusken gerechneten Tunicaten durch Degeneration aus den Wirbelthieren entstanden sind. So gewinnt sich (im Thierreich), „das Bild eines einzelnen Stammes, der in sich den Keime aller übrigen, hohen, höchsten, oder auch niedrigsten Ausgestaltung barg" (S. 74). In solcher Verwendung des Functionswechsels (statt des Entwicklungsgesetzes) liegen allerdings fruchtbare Keime für fernere Betrachtung, doch werden alle diese Theorien, in so vielfache Gewänder sie sich bei der Biegsamkeit der Hypothese (auf die Baer anspielt) auch kleiden mögen, doch stets an dem Kernfehler physiologischer Unmöglichkeit leiden, so lange sie den an diesem Zusammenhang unbegrifflichen (oder unbegreiflichen) Begriff der Abstammung festzuhalten suchen.

The Journal of the Anthropological Institute of Great Britain and Ireland, October 1876, London;

enthält: Cameron, On the Anthropology of Africa, die auf seiner Reise berührten Stämme betreffend.

Jackson: Descriptive Catalogue of the Photographs of the United States Geological Survey of the Territories for the years 1869—1875 inclusive. Washington 1875.

The Indian catalogue includes a list of over one thousand subjects and sixty-six tribes, neben Landschaften, Alterthümern und andern Aufnahmen während Dr. Hayden's Expeditionen.

Young: Nyassa. London 1877.

Die Befahrung der See durah den Dampfer flala brachte in mehrfache Berührung mit den die Ufer bewohnenden Stämme.

Cesnola: Cyprus its ancient cities, tombs and temples. London 1877.

Eine längst benöthigte Erörterung dieser gleichsam eine neue Welt zu Tage fördernden Ausgrabungen. Eine Reihe der Urnen-Typen findet sich im Anhang.

Bulletin of the American Geographical Society New-York 1877.

Die Ansprache des Präsidenten Daly (16. Januar 1877), giebt einen Ueberblick über das Jahreswerk der unter Leitung Lieutn. Wheeler, Dr. Hayden und Major Powell's stehenden Expeditionen.

Bulletin of the United States Geological and Geographical Survey of the Territories (F. V. Hayden, U. S. Geologist in charge), Vol. III, Number I; enthält (unter den ethnologischen Artikeln): Mallery: A Calender of the Dakota Nation; Schumacher: Researches in the kjökken möddings and graves of a former population of the Coast of Oregon (the Santa Barbara- islands and adjacent mainland), Eells: The Twana Indians of the Skokomish Reservation.

Number 3: enthält (ethnologischen Inhalts):

Barber: Comparative Vocabulary of Utah-dialects. Schumacher: Methods of making Stone Weapons.

Matthews: Ethnography and Philology of the Hidatsa tribe. Washington 1877.

Durch die hierin gewährte Belehrung über die als Minnetaree oder Grosventre bekannten Hidatsa den werthvollen Resultaten aus Dr. Hayden's Expeditionen (United States Geological and Geographical Survey) eine schätzbare Vermehrung zufügend.

Beyard ad Lodowick: Journal of the late actions of the French in Canada (London 1693). New-York 1868.

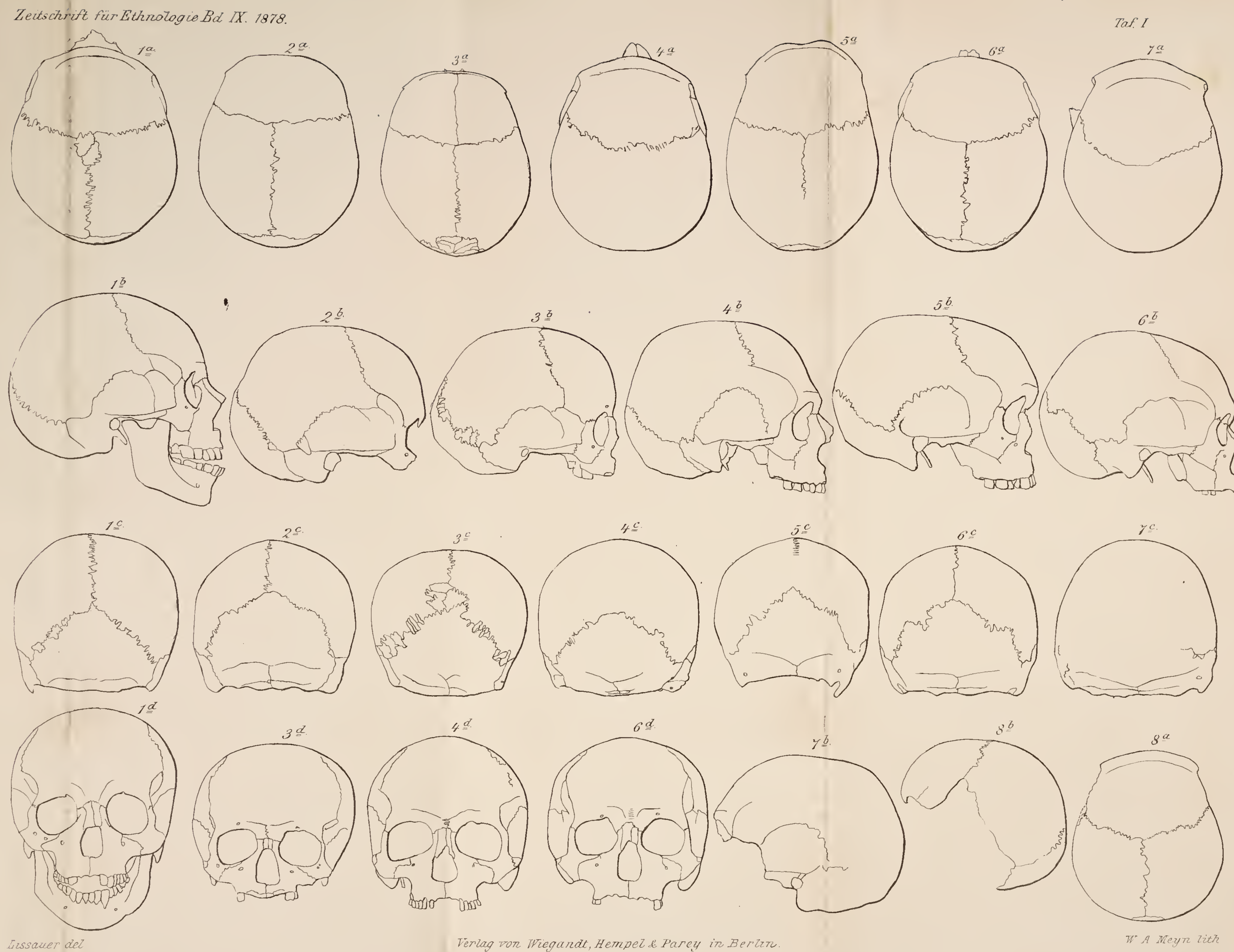
Neuer Abdruck einer im Besitz John Coster Brown's in Providence befindlichen Copie.

Cara, Gaetano: Ilustrazione di un nuovo idolo, scoperto in Sardegna, nel 1873.

(La imitacione di un insetto dell' ordine degli Ortotteri e precisamente di una Mantide).

Meyer, Lothar: Die modernen Theorien der Chemie. Breslau 1878.

Im Schlusswort wird auf die Gefahr aufmerksam gemacht, der „in manchen neuen Lehrbüchern hervortretenden Neigung zu einer deductiven Behandlung der Chemie“ (indem die „jüngere Generation“, der die Erfahrung des früheren Kampfes abgeht, „weit mehr, als die ältere, zu einer dogmatischen Behandlung der Chemie“ hinneigt) und um gewaltsame Revolutionen fernerhin zu vermeiden, „müssen wir, durch die Erfahrung belehrt, von vorneherein darauf bedacht sein, in unserer jetzigen Theorie Alles, was ein unmittelbarer Ausdruck der Beobachtung ist, streng gesondert zu erhalten von dem, was Hypothese und Theorie den beobachteten Thatsachen hinzugefügt haben, und damit uns stets bewusst bleiben, was von unsern Lehren empirisch und was nur hypothetisch ist, denn nicht die Aufstellung und Vertheidigung der Hypothesen und Theorien an und für sich, erzeugt den heftigen und erbitterten Streit, sondern nur ihre Verwechselung mit unumstösslicher Wahrheit.“ Darin wird den descendirenden Biologen ein warnender Spiegel vorgehalten. B



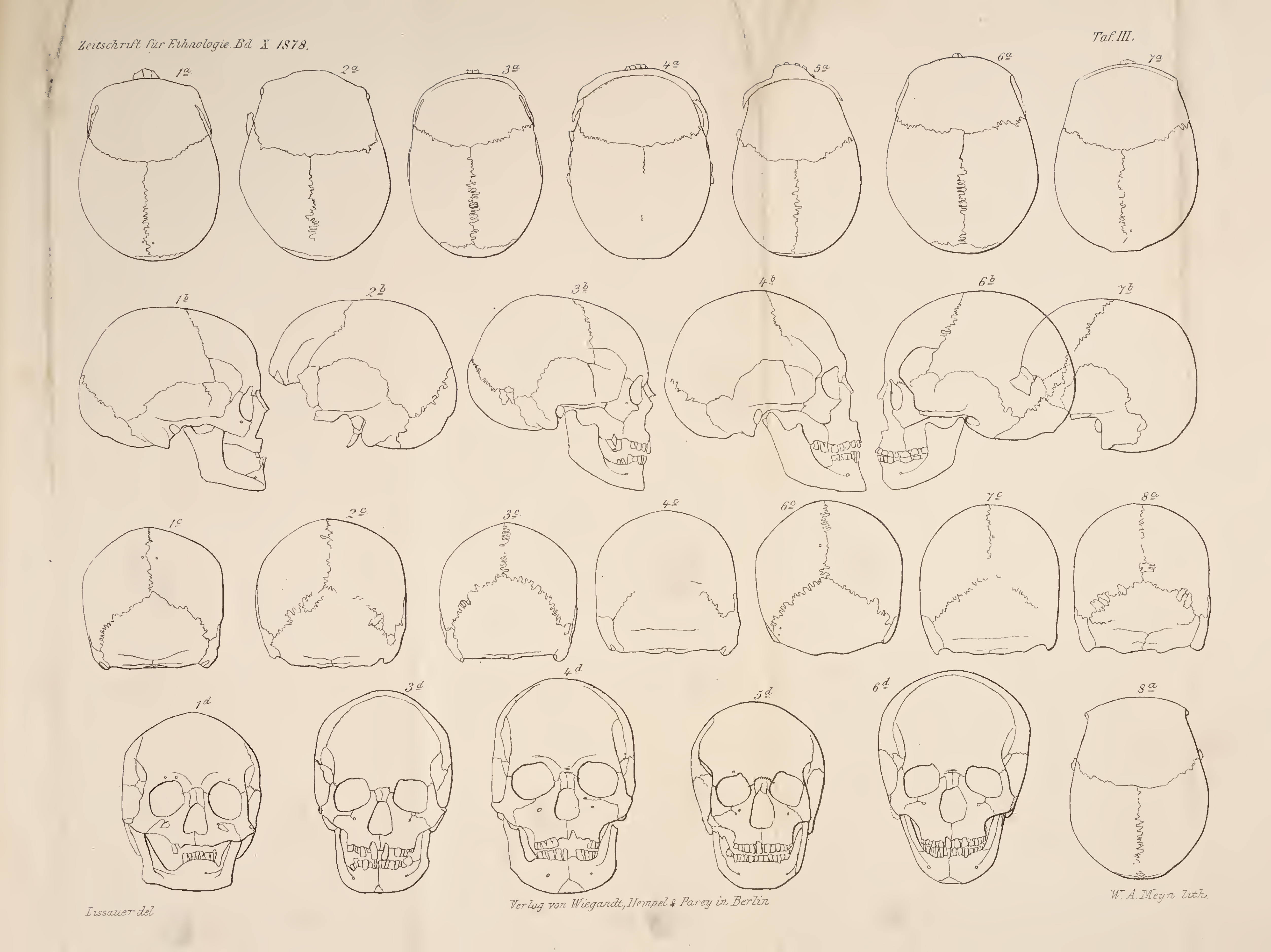
Lissauer del

Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin.

W A Meyn lith





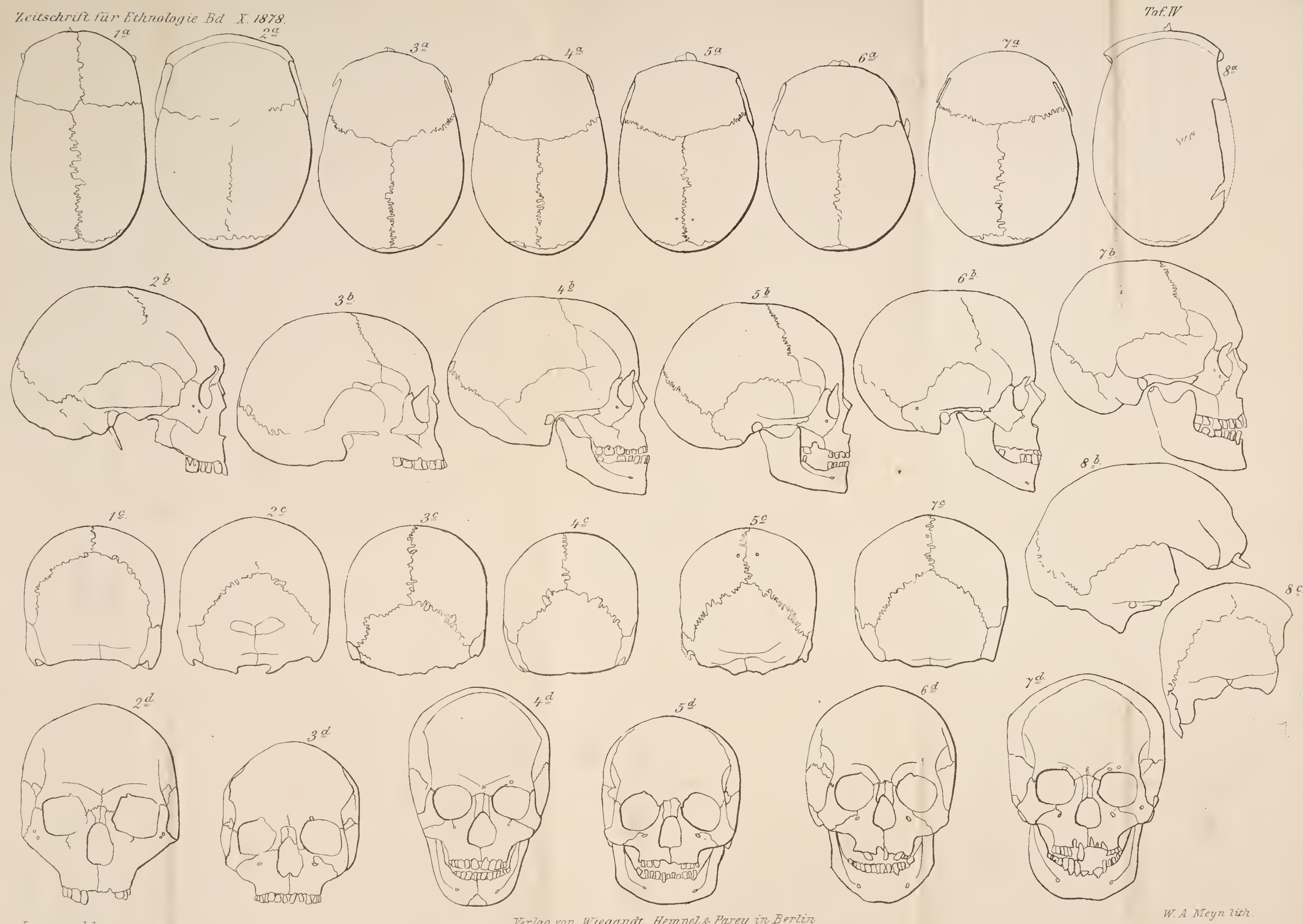


Lissauer del.

Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin

W. A. Meyn lith.



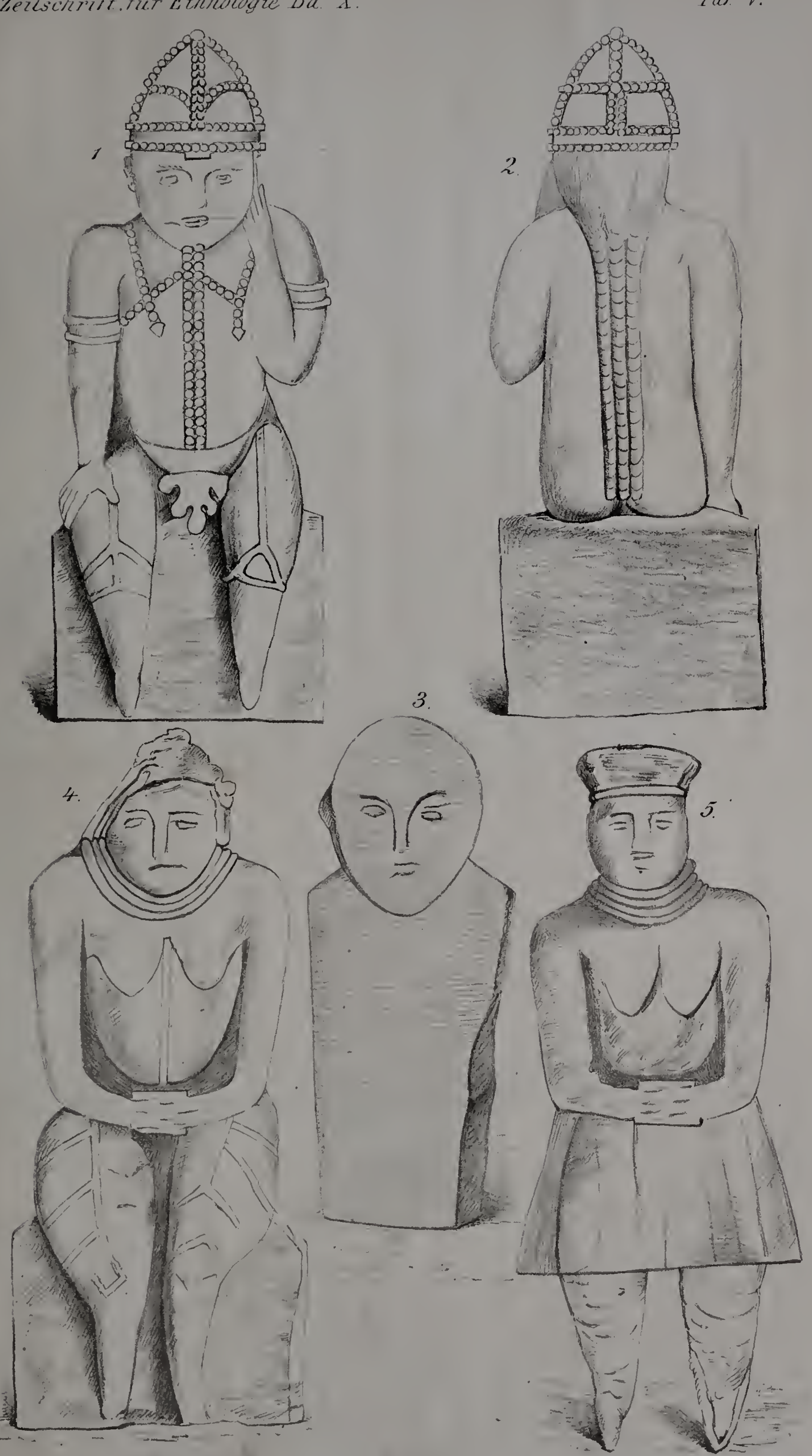


Lissauer del.

Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin

W. A. Meyn lith.





W A Meyn lith
Verlag v Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin



Crania Prussica.

Zweite Serie.

Ein weiterer Beitrag zur Ethnologie der preussischen Ostseeprovinzen.

Von

Dr. **Lissauer**

aus Danzig.

(Fortsetzung und Schluss aus Heft I.)

II. Das Gräberfeld am Lorenzberg bei Kaldus im Culmer Land.

A. Fundgeschichte und anatomischer Theil.

Auf dem rechten Ufer der Weichsel liegt nahe der Stadt Culm das Dorf Kaldus. Der Strom wird hier von einem ununterbrochenen Höhenzuge begleitet, welcher oft hügelförmig, oft plattformartig gegen das alte Flussbett vorspringt, immer aber steil zu demselben abfällt; auf solchen Erhebungen liegt die Stadt Culm, und etwa $\frac{3}{4}$ Meilen aufwärts das Dorf Althausen, die erste Gründung des deutschen Ordens in dieser Gegend, zwischen beiden der Lorenzberg. Dieser letztere besteht aus einer natürlichen Plattform, welche weit gegen die Weichsel hin vorspringt [1]) und einem dieselbe deckenden Hügel, welcher durch einen künstlich aufgeschütteten steilen Wall gegen das Hinterland bedeutend erhöht ist und dadurch zu einer mächtigen Schutzwehr für die Plattform wird. Nachgrabungen in dem Wall und auf dem natürlichen Boden des ganzen Lorenzberges ergaben nur wenige Scherben vom Burgwalltypus.

Neben diesem alten Burgberg nun — denn einen solchen aus der heidnischen Zeit haben wir offenbar vor uns — liegt durch eine kleine Schlucht getrennt stromaufwärts ein kleinerer Hügel, welcher für uns von grossem Interesse geworden ist. Schon früher hatte der Besitzer dieses Terrains, Herr Kirchner aus Kaldus, auf demselben einzelne Bronzeringe und werthvolle Perlen aus Achat, Flussspat und Diorit, später auch einzelne Menschenknochen gefunden, Funde, von denen die Ringe nach

1) Auf diesem Vorsprung soll in noch späterer Zeit eine Kapelle gestanden haben, deren Substruktionen im Boden sich in dem Getreidefeld sehr schön abzeichneten. Leider konnten bei meiner Anwesenheit an diesen Punkten wegen des stehenden Getreides keine Nachgrabungen veranstaltet werden.

Schwerin in den Besitz des dortigen Museums gekommen und von Herrn Lisch schon in den Mecklenburgischen Jahrbüchern [2]) beschrieben sind, während die schönen rothen, grünen und blauen Perlen von Herrn Kirchner gütigst mir für die Danziger Sammlung übergeben wurden. Als ich nämlich mit Herrn Stadtrath Helm von hier, einer Einladung des Herrn Landrath von Stumpfeld aus Culm, welcher sich lebhaft für archäologische Untersuchungen interessirt und unserer Sammlung schon wiederholt grössere, werthvolle Geschenke gemacht hat, folgend, auch den Lorenzberg besichtigte, erzählte Herr Kirchner ganz gelegentlich von jenen Funden auf dem benachbarten Hügel, und als wir hier gemeinsam zu graben begannen, stellte sich heraus, dass dieser Hügel ein grossesheidnisches Reihengräberfeld barg.

Allgemeine Beschreibung der Gräber.

Wo der lose Sand, welcher die Oberfläche des Hügels bedeckte, vom Winde abgeweht war, gelangte der Spaten schon in einer Tiefe von einem halben bis einem ganzen Fuss, an anderen Stellen aber, wo dies nicht der Fall war, erst in einer Tiefe von 3 Fuss auf menschliche Skelette. Der ganze Boden, sowohl an der Oberfläche, als auch in den tieferen Schichten, enthielt sehr viele Scherben von ausgeprägtem Burgwalltypus, sowohl was die Masse selbst, als auch was das Ornament betrifft. Kohlenstücke wurden selten gefunden. Die Skelette selbst waren ohne Ausnahme horizontal, den Kopf nach Westen, also gegen den Fluss, die Füsse nach Osten gelagert; meistens sah der Schädel nach Süden, so dass bei der Beerdigung offenbar der Kopf auf die Seite, der Rumpf aber auf den Rücken gelegt sein musste. Die Füsse und Arme waren ausgestreckt, die Hände stets dicht am Becken. So lagen die Skelette in der blossen Erde (nur einmal trennte ein eichenes Brett zwei Gräber) dicht nebeneinander reihenweise geordnet, der Art, dass der ganze Friedhof eine fast runde Fläche von etwa 80 Fuss im Durchmesser einnahm. In einem Grabe lagen zwei Skelette zusammen, von denen das eine einem Manne, das andere einem Weibe angehörte; in einem anderen Grabe lagen die Knochen eines neugeborenen Kindes neben einem weiblichen Skelett.

Im Ganzen konnte ich nach den Einzeichnungen auf meinem Situationsplan von Westen nach Osten 19 Reihen, von Norden nach Süden nur 15 Reihen unterscheiden, indess waren die westlichen und mittleren Reihen dichter belegt als die östlichen, als ob die Belegung des Friedhofes von Westen nach Osten vorgeschritten wäre. Ich selbst habe nur 70 noch un-

---

2) Mecklenb. Jahrbücher 36. Bd., S. 144. Nach Lisch sind folgende Objekte aus Kaldus nach Schwerin gekommen: 1) ein offener Armring aus Bronzedraht, an einem Ende stumpf abgeschnitten, am andern Ende zu einem Haken auf die Aussenfläche umgebogen; 2) ein Fingerring; 3) ein kleiner offener Ring aus Bronzeblech; 4) ein kleines eisernes Messer; 5) eine Menge kleiner farbiger Glasperlen; 6) einige grössere farbige Glasperlen; 7) einige grössere Mosaik-Glasperlen; 8) einige Stangenperlen von Glas; 9) ein wohlerhaltener Fingerring von hellgrünem Glas.

versehrte Gräber aufgedeckt und ausgehoben: nach der Ausdehnung der Fläche aber, welche die bereits zerstörten Gräber, besonders an der Schlucht nach dem Lorenzberg zu einnehmen, schätze ich die Zahl der ursprünglich dort vorhandenen Gräber auf nahe an 100. Aus jenen 70 Gräbern habe ich 30 mehr oder weniger gut erhaltene Schädel, viele Extremitäten und Beckenknochen und eine grosse Menge von interessanten Beigaben gehoben, welche alle durch die Güte des Herrn Landrath von Stumpfeld und des Herrn Kirchner in Kaldus der anthropologischen Sammlung der Danziger nafurforschenden Gesellschaft einverleibt worden sind.

Die Beigaben. (Hierzu Tafel II.)

Was nun die Beigaben betrifft, so sind dieselben hauptsächlich aus Silber, Bronze, Eisen oder Thon gefertigt.

1) Am auffallendsten waren offene, hakenförmige Ringe, welche aus einem verschieden dicken Bronzedraht zusammengebogen, an einem Ende stumpf oder etwas zugespitzt (Grab 49), an dem andern hakenförmig gewunden sind (Fig. 1 und 2). Diese Ringe sind von verschiedener Grösse, niemals ganz rund und geschlossen, sondern stets etwas elliptisch verzogen und offen. Die Grösse der Oeffnung beträgt zwischen 15 und 55 Millim. Die kleinsten haben einen grössten Durchmesser von 28, die grössten von 80 Millim.; je grösser der Durchmesser, desto dünner ist der Draht, so dass die Dicke desselben zwischen 3 und 6 Millim. schwankt. Der Draht ist stets aus Bronze, nur zuweilen mit einer dünnen Versilberung versehen; ein Ring scheint nach dem schönen Klange ganz aus Silber zu bestehen. Unter den 33 Ringen, welche ich aus den Gräbern gehoben habe, befinden sich nur 7 versilberte.

Die Ringe lagen stets in der Gegend des äusseren Ohres, oft auf dem processus mastoideus und an dem aufsteigenden Ast des Unterkiefers, so dass diese beiden Knochen dann von Bronze grün gefärbt waren und zwar so, dass das hakenförmig gewundene Ende nach oben, das stumpfe Ende nach unten gekehrt war, entweder zu einem oder zu zweien oder zu vieren, entweder nur auf einer Seite oder auf beiden Seiten. In den 70 von mir untersuchten Gräbern hatten nur 12 Skelette solche hakenförmigen Ringe, im Ganzen 33, und zwar lagen

1 mal	1 Ring rechts	1
1 mal	2 Ringe links	2
7 mal	1 Ring auf jeder Seite . .	14
2 mal	2 Ringe auf jeder Seite .	8
1 mal	4 Ringe auf jeder Seite .	8
12 mal	und	33 Ringe.

Die Fig. 1*a* giebt genau die ursprüngliche Lage an, in welcher die Ringe am Schädel gefunden wurden nach einer Zeichnung, welche Herr Dr. Kiesewalter aus Culm an Ort und Stelle angefertigt hat. In dem hakenförmig gewundenen Ende gelang es mir, an mehreren Ringen eine

thierische Substanz zu entdecken, welche zwar nicht mehr genau bestimmt werden konnte, indess beim Verbrennen sich deutlich als Hornstoff charakterisirte, also entweder aus Haaren oder aus Leder bestand.

Soweit ich das Geschlecht nach den anatomischen Charakteren des Skeletts und nach den Beigaben (Messer) bestimmen konnte, hatten 9 Männer und 3 Frauen solche Ringe, so dass jedenfalls diese Sitte bei beiden Geschlechtern im Gebrauche war.

2) Ausser diesen hakenförmigen Ringen hatten 5 Skelette noch Fingerringe und zwar 4 mal je einen an dem rechten Ringfinger und einmal 2 an zwei Fingern derselben Hand. Die Skelette gehörten ausschliesslich Männern an. Die Ringe sind aus Bronze und zum Theil einfach aus Draht (Fig. 3), in $1\frac{1}{2}$ spiralförmigen Windungen ohne Schluss zusammengebogen, zum Theil aber, wie ein Siegelring, mit einer Platte versehen, auf welcher eigenthümliche Ornamente eingeritzt sind (Fig. 4*a* und *b*).

3) Vier Skelette hatten an der linken Beckenseite verzierte Scheidenbeschläge (Fig. 5 und Fig. 6*a* und *b*), in welchen noch Theile der ledernen Scheide stecken, und eins derselben hatte um das Becken herum zugleich einen schön verzierten Gürtelbeschlag aus Bronze (Fig. 7*a*, *b* und *c*). Die Verzierungen sind zum Theil mit einem spitzen Instrument von innen aus punktförmig eingeschlagen, ihre Form ersieht man am besten aus den Abbildungen.

4) Bei 15 Skeletten fanden sich eiserne Messer, je eins an der linken Seite des Beckens. Die Messer haben alle ein Heft, dessen einstige Fassung aus einem durch Verwesung zerstörbaren Stoff bestanden haben muss, da dieselbe in keinem Falle erhalten ist; alle haben ferner einen deutlichen Rücken, eine deutliche Schneide und Spitze. Sie sind von verschiedener Grösse. Das kleinste (Fig. 8) ist 79 Millim. lang und 14 Millim. breit, das grösste (Fig. 9) ist 160 Millim. lang und 17 Millim. breit; zuweilen (4 mal) stecken noch Theile derselben in den Broncebeschlägen der zerstörten Scheide.

5) Ein Skelett hatte in der Gegend des Kreuzbeines eine eiserne Klammer (Fig. 10), wie von einem Gürtelgehenk, und eines eine Trense (Fig. 11) aus Eisen an dem Becken liegen.

6) Bei 6 Skeletten lagen genau in der Gegend des Halses Perlen in einer Reihe neben einander, und zwar bei einem 4, bei einem zweiten 5, bei zweien 3, bei einem 12 und bei einem sechsten 5. Von diesen 6 Skeletten gehörten 3 entschieden Männern an. Die Perlen sind aus Achat, aus Flussspat, aus Bernstein, aus bunten Glassflüssen, aus Thon oder aus Bronze gemacht und von länglicher oder mehr rundlicher Form. (Fig. 12)

7) Bei einem Skelett fand sich noch ein kleiner Schleifstein, welcher durchbohrt ist und eine deutlich abgeschliffene Fläche zeigt (Fig. 13); ein anderes hatte einen Nagel und eine Art Zwinge aus Bronce (Theile des Gürtelgehenks), und ein drittes mehrere kleine dünne Silberplättchen als Beigaben.

8) Endlich lag bei jedem Skelett unter dem ersten Halswirbel und in jeder Hand je ein kleiner Scherben von einem zerbrochenen Gefäss, ein Befund, welcher nicht zufällig sein konnte, da er sich in jedem Grabe wiederholte. Die Scherben selbst hatten wie diejenigen, welche sich in dem Erdreich des Grabes befanden, sowohl in der Mischung des Thones als auch in der Ornamentik den Charakter der Burgwalltöpferei. (Fig. 14, 15 und 16.)

Die Skelette im Allgemeinen.

Was nun die Grösse der hier beerdigten Personen betrifft, so habe ich dieselbe bei 20 Skeletten noch in situ genau messen können. Die 8, welche ich als Männer genau bestimmen konnte, massen zwischen 150 und 193 Centimeter und wenn wir diejenigen ausscheiden, welche noch unter 25 Jahren alt waren, soweit sich dies aus der anatomischen Betrachtung des Schädels ergiebt, so bleiben 4 männliche Individuen übrig, welche zwischen 162 und 193 Centimeter, oder im Mittel 176,25 Centimeter massen. Die 5 Skelette, welche ich sicher als weibliche ermittelte, gehörten sämmtlich Frauen an, die das 25ste Jahr bereits erreicht hatten; sie massen im Mittel 169 Centimeter, im Minimum 165, im Maximum 173 Centimeter; von den übrigen, ihrem Lebensalter nach nicht bestimmten 7 Individuen mass das Skelett des kleinsten 156, das des grössten 178 Centimeter.

Von 38 Skeletten, von welchen aus den Beigaben oder aus anatomischen Merkmalen das Geschlecht bestimmt werden konnte, gehörten 26 Männern und 12 Frauen an, und von den 30 erhaltenen Schädeln 18 Männern und 12 Frauen. Die letzteren zerfallen dem Alter nach in folgende Klassen:

Alter	Männer	Weiber
Bis 25 Jahre	7	7
26—50 Jahre	9	4
Ueber 50 Jahre	2	1
	18	12

Ein dem Geschlechte nach unbestimmbares Schädelstück gehörte einem Kinde von 7 Jahren an; ausser diesem wurde einmal ein noch jüngeres Kind aus dem ersten Lebensmonat (wahrscheinlich ein neugeborenes) mit einem weiblichen Skelett in einem Grabe zusammen gefunden.

Es folgt aus dieser Darstellung, dass auf dem Friedhofe am Lorenzberg alle Altersklassen und beide Geschlechter vertreten waren, dass die dort begrabenen Menschen daher wahrscheinlich einer dort angesessenen Bevölkerung angehört haben.

Bevor wir nun die 30 erhaltenen Schädel genauer beschreiben, wollen wir übersichtlich in einer Tabelle die in jedem einzelnen Grabe gefundenen Objecte und Verhältnisse zusammenstellen:

Nummer des Grabes	Des Skelettes			Nummer des Schädels in der Sammlung	Beigaben
	Grössen-Mass Centimeter	Geschlecht	Alter Jahre		
1	—	m	40—50	12	
2	—	m	—	—	2 hakenförmige Ringe (1 rechts, 1 links) 1 Schleifstein, 1 eisernes Messer.
3	—	—	—	—	
4	173	w	30	24	
5	—	m	30	5	
6	165	m	20	3	1 eisernes Messer.
7	—	m	25	7	
8	—	—	—	—	
9	173	w	30—50	1	
10	—	m	—	—	1 eisernes Messer und eine eiserne Klammer am Kreuzbein.
11	—	m	25	9	4 hakenförmige Ringe (2 rechts, 2 links).
12	—	m	—	—	1 Fingerring, 1 eisernes Messer u. 4 Perlen.
13	—	m	—	—	1 Messer u. Scheidenbeschlag aus Bronze.
14	—	?	7	—	
15	—	m	30—40	4	
16	176	—	—	—	
17	—	m	15—20	6	Zahn von einem Widder.
18	193	m	50—60	4	1 eisernes Messer.
19	—	—	—	—	
20	—	—	—	—	
21	—	—	—	—	
22	—	w ?	—	—	1 hakenförmiger Ring aus Bronze.
23	—	m	—	—	1 eisernes Messer.
24	—	w	55—60	8	8 hakenförmige Ringe (4 rechts, 4 links).
25	—	m	—	—	1 eisernes Messer.
26	—	w	40—50	10	
27	—	m	—	—	2 hakenförmige Ringe (1 rechts, 1 links), 1 eisern. Messer u. 1 Scheidenbeschlag aus Bronze.
28	—	m	—	—	1 Fingerring, 5 Perlen, 1 Gürtelbeschlag aus Bronze mit Nagel und Zwinge, 1 eisernes Messer und 1 Scheidenbeschlag aus Bronze.
29	—	—	—	—	
30	—	w	25	2	5 Perlen.
31	—	—	—	—	
32	—	—	—	—	
33	—	—	—	—	
34	173	—	—	—	
35	—	w	20	16	
36	161	—	—	—	

Nummer des Grabes	Des Skelettes			Nummer des Schädels in der Sammlung	Beigaben
	Grössen-Mass Centimeter	Geschlecht	Alter Jahre		
37	—	—	—	—	
38	178	m	—	—	2 hakenförmige Ringe (1 rechts, 1 links), 1 Fingerring und 1 eisernes Messer.
39	—	—	—	—	
40	160	m	20	26	2 hakenförmige Ringe links.
41	—	m	—	—	2 hakenförmige Ringe (1 rechts, 1 links), 1 Fingerring, 1 Messerscheidenbeschlag.
42	—	—	—	—	
43	168	w	25	19	Silberplättchen.
44	—	—	—	—	
45	—	—	—	—	
46	167	—	—	—	
47	—	—	—	—	
48	162	m	30	29	
49	156	m	—	—	2 hakenförmige Ringe (1 rechts, 1 links) der eine silberne hat ein zugespitztes Ende; 2 Fingerringe, 3 Perlen und 1 eisernes Messer.
50	171	—	—	—	
51	166	w	30	25	3 Perlen.
52	—	—	—	—	
53	—	m	50	14	
54	—	—	—	—	
55	165	w	25	21	
56a	—	m	—	—	1 eisernes Messer, 1 eiserne Klammer und 1 eiserne Trense.
56b	—	w	20—25	20	2 hakenförmige Ringe (1 rechts, 1 links), und 12 Perlen.
57	—	—	—	—	
58	—	—	—	—	
59	—	m	30—40	13	4 hakenförmige Ringe (2 rechts, 2 links), und 1 eisernes Messer.
60	—	m	—	—	2 hakenförmige Ringe (1 rechts, 1 links), 1 eisernes Messer u. 1 Scheidenbeschlag.
61	179	m	25—30	18	
62	171	m	30	17	
63	—	w	18	28	
64	—	—	—	—	
65	150	m	18—20	23	
66	—	—	—	—	
67	165	m	20—25	27	
68	—	w	20	22	
69	—	m	30—40	30	
70	—	m	50—60	15	

Beschreibung der Schädel.

Lorenzberg 1.[1]) (Grab 9) Tafel III, Fig. 7. Der Schädel besteht nur aus der Hirnkapsel (Calvarium) und den davon ganz getrennten Kieferknochen. Die tubera frontal. und parietal. sind kenntlich, die Muskelleisten und arcus superciliares nur schwach entwickelt. Die Nähte beginnen zu obliteriren, besonders die coronalis inferior und die spheno parietalis. Die Zähne sind stark abgeschliffen, der Alveolarrand zum Theil resorbirt. Frau (?) von 30—50 Jahren.

Norma verticalis. Einfach eiförmig.

N. temporalis. Die Mittellinie verläuft zuerst in sanftem Bogen bis zur grossen Fontanelle, dann mehr horizontal zum Scheitel und senkt sich von dort fast gerade zum Hinterhaupt hinab, welches an der kleinen Fontanelle eine ganz seichte Facette bildet.

N. occipitalis. Hohes Fünfeck mit oben abgerundeten Winkeln und fast gerade abfallenden Seiten.

N. frontalis. Die Stirn ist niedrig und breit, das Kinn breit und hoch, die fovea maxillaris seicht, spina und tuberositas malaris[2]) fehlen.

N. basilaris. Das foramen magnum ist gross. Am hinteren Theil des Gaumens ist ein flacher Wulst vorhanden.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 177		A : B = 78,5
B = 139	HC = 518	A : C = 81,3
C = 144 (?)		B : C = 103,6
D = 100		A : D = 56,5

Lorenzberg 2. (Grab 30) Tafel IV, Fig. 5. Der Schädel ist vollständig erhalten, die tubera front. und parietalia sind kenntlich, die Muskelleisten schwach entwickelt, die Nähte noch offen, die Zähne theils stockig, theils stark abgenutzt, die tardivi durchgebrochen. Frau von 20—25 Jahren.

N. verticalis. Einfach eiförmig mit vorn abgebrochener Spitze.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt erst gerade zur Stirne auf, läuft dann in flachem Bogen zum Scheitel, um von dort ohne Absatz langgestreckt sich zum Hinterhaupt zu senken, welches pyramidenförmig hervorragt. Das Gesicht ist orthognath.

N. occipitalis. Hohes Fünfeck mit gerade abfallenden Seiten und wenig abgerundeten oberen Winkeln, fast dachförmig.

N. frontalis. Die Stirn ist niedrig und breit, die arcus supercil. sind

---

1) Diese Bezeichnung tragen die Schädel in der Sammlung nach der Reihenfolge, wie sie untersucht wurden.

2) Siehe Anmerkung 3 zu Seite 4.

schwach entwickelt, die Nasenwurzel ist tief und mässig breit, die fovea maxill. ist vertieft, spina und tuberos. malaris fehlen.

N. basilaris. Das foramen magnum ist mittelgross, die processus pterygoidei stehen gerade, die Schläfengruben sind mässig tief, der Gaumen zeigt hinten einen deutlichen Wulst in der Mitte.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 176		A : B = 73,9
B = 130	HC = 496	A : C = 74,4
C = 131		B : C = 100,7
D = 98		A : D = 55,6

Lorenzberg 3. (Grab 6) Tafel IV, Fig. 3. Der Schädel ist vollständig erhalten, nur die Hinterhauptsschuppe und der Unterkiefer sind zerbrochen. Die tubera front. und pariet, sind kenntlich, die Muskelleisten deutlich entwickelt. Die Nähte sind noch erhalten, etwas klaffend, die tardivi durchgebrochen.[1]) Mann von 20—25 Jahren.

N. verticalis. Schmal eiförmig.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt fast gerade nach oben, erhebt sich dann bogenförmig zum Scheitel und fällt von dort schräg ohne Absatz zum Hinterhaupt ab, welches zapfenähnlich hervorragt. Das Gesicht ist orthognath.

N. occipitalis. Hohes Fünfeck mit abgerundeten Winkeln und gerade abfallenden Seiten.

N. frontalis. Die Stirn ist niedrig und gut gewölbt, die Augenbrauenbogen sind schwach, die Nasenwurzel schmal und flach, die Nasenöffnung hoch und schmal, die fovea maxillaris seicht, spina und tuberosit. malaris fehlen.

N. basilaris. Es fehlen die proc. mastoidei und ein Theil des os occipitis. Der Gaumen ist lang und tief und hat an der Kreuzungsstelle der Nähte einen deutlichen Wulst.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 185		A : B = 70,8
B = 131	HC = 520	A : C = 75,0
C = 138 (?)		B : C = 105,3
D = 103		A : D = 55,6

Lorenzberg 4. (Grab 18) Tafel IV, Fig. 2. Der Schädel ist ganz erhalten. Die tubera frontalia und parietalia sind undeutlich, die Muskelleisten sehr kräftig entwickelt. Die Nähte sind feinrandig, die sagittalis, die coronalis infer. und superior und die lambdoidea superior beginnen

---

1) Wo die anatomische Diagnose des Geschlechts mit den Beigaben (Messer etc.) nicht zusammen stimmte, liess ich stets die letzteren entscheiden.

schon zu obliteriren, der proc. alveolaris des Unterkiefers schon theilweise resorbirt. Mann von 50—60 Jahren.

N. verticalis. Schmal eiförmig mit vorn abgebrochener Spitze.

N. temporalis. Die Mittellinie verläuft gleich schräg nach hinten und oben zum Scheitel, dann in langgestrecktem Bogen zum Hinterhaupt, ohne einen Absatz zu bilden. Das Gesicht ist orthognath mit intermaxillarer Prognathie und tiefer fovea intermaxillaris über dem zweiten Schneidezahn.

N. occipitalis. Hohes Fünfeck mit abgerundeten Winkeln und fast gerade abfallenden Seiten.

N. frontalis. Die Stirn ist niedrig und schmal, die arcus superciliares sind kräftig, die Nasenwurzel ist schmal, das Nasendach steil, die Nasenöffnung schmal und hoch, die fovea maxillaris ist seicht, das Jochbein steht stark vor und hat keine deutliche spina und tuberositas malaris.

N. basilaris. Das foramen magnum ist gross und oval, die proc. pterygoidei stehen gerade aufrecht, die proc. mastoidei sind klein, der Gaumen ist lang und schmal und hat in der Mitte einen schwachen Wulst.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 192		A : B = 70,3
B = 135	HC = 525	A : C = 72,9
C = 140		B : C = 103,7
D = 97		A : D = 50,5

Lorenzberg 5. (Grab 15) An diesem Schädel fehlt das ganze Keilbein und der Gesichtsschädel, nur die Kiefer und das linke os zygomaticum sind erhalten. Von den Nähten ist nur die sagittalis poster. obliterirt. Die Muskelleisten sind sehr kräftig entwickelt, die tubera frontalia und parietalia kenntlich. Die Zähne sind stark abgenutzt, die tardivi vorhanden. Mann von 30—40 Jahren.

N. verticalis. Eiförmig mit vorn abgebrochener Spitze.

N. temporalis. Die Mittellinie verläuft erst ziemlich gerade nach oben, dann schräg zum Scheitel, zuletzt bogenförmig zum Hinterhaupt, welches zapfenartig hervorragt.

N. occipitalis. Hohes Fünfeck mit abgerundeten Winkeln und gerade abfallenden Seiten.

N. basilaris. Das foramen magnum ist fast kreisförmig und klein, der Gaumen hat hinten einen sehr ausgeprägten flachen Wulst.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 185		A : B = 73,0
B = 135 (?)	HC = 525	A : C = 75,1
C = 139 (?)		B : C = 102,9

Lorenzberg 6. (Grab 17) Von diesem Schädel ist nur die Calvaria erhalten, und auch diese musste aus vielen Fragmenten zusammengekittet werden. Vom Gesichtsschädel sind nur einzelne Knochen vorhanden. Die Nähte klaffen, die tardivi sind noch nicht durchgebrochen, die Muskelleisten aber stark entwickelt und die tubera frontal. und parietalia deutlich. Mann von 15—20 Jahren.

N. verticalis. Eiförmig.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt erst gerade nach oben, dann schräg nach hinten zum Scheitel und zuletzt bogenförmig, ohne Absatz zum Hinterhaupt.

N. occipitalis. Hohes schmales Fünfeck mit abgerundeten Winkeln und gerade abfallenden Seiten.

Am Gaumen ist in der Mittellinie ein starker Längswulst vorhanden; am os zygomaticum sind spina und tuberos. malaris kaum angedeutet.

Masse:	Verhältnisszahl:
A = 179	A : B = 72,6
B = 130 (?)	

Lorenzberg 7. (Grab 7) Nur die Calvaria und einzelne Gesichtsknochen sind erhalten, die Nähte klaffend, die tardivi durchgebrochen, die Muskelleisten stark ausgebildet und die tubera frontalia und parietalia deutlich. Mann von 20—25 Jahren.

N. verticalis. Eiförmig mit vorn abgebrochener Spitze.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt zuerst fast gerade nach oben, biegt dann ziemlich horizontal zum Scheitel um und senkt sich von dort bogenförmig ohne Absatz zum Hinterhaupt hinab.

N. occipitalis. Breites Fünfeck mit abgerundeten Winkeln und gerade abfallenden Seiten.

N. frontalis. Die Stirn ist breit, die spina und tuberositas malaris sind stark ausgeprägt.

Der Gaumen ist ganz eben.

Masse:		Verhältnisszahl:
A = 182	HC = 530	A : B = 77,5
B = 141		

Lorenzberg 8. (Grab 24) Tafel IV, Fig. 6. Der Schädel ist gut erhalten, es fehlt nur ein Theil der Basis. Die Form ist im Ganzen asymmetrisch. Der linke proc. mastoideus und proc. condyloideus des Unterkiefers sind stark mit Kupfersalzen imprägnirt und grün gefärbt. Die tubera frontalia sind deutlich, die parietalia nur kenntlich, die Muskelleisten schwach entwickelt. Die sagittalis posterior und lambdoidea superior sind schon fast ganz obliterirt, die Zähne sind tief usurirt, vom Unter-

kiefer sind Stücke des Alveolarrandes resorbirt. Frau von 50 bis 60 Jahren.

N. verticalis. Breit eiförmig mit vorn abgebrochener Spitze.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt fast gerade nach oben, biegt dann fast horizontal um zum Scheitel und verläuft dann bogenförmig ohne Absatz zum Hinterhaupt. Das Gesicht ist orthognath.

N. occipitalis. Niedriges unsymmetrisches Fünfeck mit abgerundeten Winkeln.

N. frontalis. Die Stirn ist breit und ziemlich hoch, auf dem Stirnbein befindet sich eine Andeutung einer crista frontalis. Die arcus superciliares sind schwach entwickelt. Die Nasenwurzel ist schmal, die Nasenöffnung schmal und niedrig. Der untere Rand des Jochbeins steht seitlich ab, eine tuberosit. malaris fehlt ganz, die spina malar. ist nur angedeutet. Das Kinn ist schmal, der Gaumen kurz und schmal und zeigt einen kleinen, aber deutlichen Wulst in der Mitte.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 170		A : B = 80,6
B = 137	CH = 500	A : C = 74,1
C = 126 ?		B : C = 95,0
D = 96		A : D = 56,4

Lorenzberg 9. (Grab 11) Tafel IV, Fig. 7. Der Schädel ist ganz erhalten. Beide processus mastoidei und der rechte proc. condyloid. des Unterkiefers sind von Bronze grün gefärbt. Die Muskelleisten sind kräftig entwickelt, die tubera frontalia und parietalia deutlich. Die Nähte sind noch ganz erhalten, die Zähne alle gut, noch wenig abgenutzt. Die grösste Breite liegt dicht unter dem tuber. parietal. Mann von 25 Jahren.

N. verticalis. Breit eiförmig.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt schräg nach oben und hinten zum Scheitel, dann in einem sanften Bogen ohne Absatz zum Hinterhaupt. Das Gesicht ist orthognath.

N. occipitalis. Breites Fünfeck mit gerade abfallenden Seiten und scharfen Winkeln, oben dachförmig.

N. frontalis. Die Stirn ist breit und niedrig, die arcus supercil. deutlich. Die Nasenwurzel ist schmal, das Nasendach steil und schmal, die Nasenöffnung breit, die fovea maxillaris seicht. Der untere Rand des Jochbeines steht seitlich ab, spina und tuberosit. malaris sind deutlich, das Kinn ist breit.

N. basilaris. Das foramen magnum ist klein, oval, die Schläfengruben sind lang und tief, die Jochbogen gewunden, der Gaumen ist klein und schmal und hat einen deutlichen Wulst an der Kreuzungsstelle der Nähte.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 175		A : B = 81,1
B = 142	HC = 508	A : C = 81,1
C = 142		B : C = 100,0
D = 87		A : D = 49,7

Lorenzberg 10. (Grab 26) Tafel III, Fig. 1. Der Schädel ist gut erhalten. Die Muskelleisten und die tubera frontal. und parietal. sind deutlich entwickelt. Die Nähte sind noch fast alle vorhanden, nur die sagittal. media beginnt zu obliteriren. Die Zähne sind, soweit sie erhalten, stark abgenutzt und der Zahnfortsatz des Unterkiefers vielfach resorbirt. Frau (?) von 40—50 Jahren.

N. verticalis. Eiförmig mit vorn breit abgebrochener Spitze.

N. temporalis Die Mittellinie steigt ziemlich gerade nach oben, biegt dann schräg zum Scheitel um und läuft dann langgestreckt zum Hinterhaupt, welches zapfenartig hervorragt. Das Gesicht ist orthognath.

N. occipitalis. Hohes Fünfeck mit deutlichen Ecken und ziemlich gerade abfallenden Seiten, annähernd dachförmig.

N. frontalis. Die Stirn ist breit und niedrig, die arcus sind schwach entwickelt, die Nasenwurzel ist schmal, das Nasendach flach, die Nasenöffnung ist breit, die fovea maxillaris seicht. Der untere Rand des os zygomaticum ist gerade nach unten gerichtet, die spina und tuberosit. malaris sind nur angedeutet. Das Kinn ist schmal.

N. basilaris. Das foramen magnum ist gross und fast rund, die Schläfengruben sind tief und kurz, die Jochbogen wenig gewunden, der Gaumen ist klein und schmal und hat einen schönen, platten Wulst an der Kreuzungsstelle der Nähte, welcher typisch ist.[1])

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 177		A : B = 74,6
B = 132	HC = 510	A : C = 76,8
C = 136		B : C = 103,0
D = 96		A : D = 54,2

Lorenzberg 11. (Grab 5) Der Schädel ist aus vielen Stücken zusammengesetzt, die Basis fehlt fast ganz, doch ist das foramen magnum erhalten, von dem Unterkiefer fehlen die Aeste. Auf der grossen Fontanelle ist eine starke Erhöhung. Von den Nähten ist nur die sagittalis media obliterirt, die Zähne sind tief abgeschliffen, die tardivi durchgebrochen. Die Muskelleisten sind sehr kräftig. Mann von 30 Jahren.

N. verticalis. Eiförmig mit vorn abgebrochener Spitze.

---

1) Siehe weiter unten.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt zuerst ziemlich gerade an, läuft dann schräg zum Scheitel, um sich von dort in langgestrecktem Bogen zum Hinterhaupt zu senken, welches sich an der kleinen Fontanelle deutlich absetzt und pyramidenförmig hervorragt. Das Gesicht zeigt einen geringen Grad von intermaxillarer Prognathie.

N. occipitalis. Breites, hohes Fünfeck mit deutlichen Ecken und steil abfallenden Seiten, oben dachförmig.

N. frontalis. Das Gesicht ist lang und schmal, die Stirne niedrig und breit, die arcus superciliares sind deutlich ausgebildet. Die fovea maxillaris ist tief, der untere Rand des os zygomaticum ist nach unten gerichtet, die spina malaris fehlt, dagegen ist die tuberositas malaris stark ausgebildet.

N. basilaris. Das foramen magnum ist klein, der Gaumen lang und schmal und hat in der Mittellinie einen deutlichen Längswulst.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 192		A : B = 74,5
B = 142	HC = 535	A : C = 76,6
C = 147		B : C = 103.5

Lorenzberg 12. (Grab 1) Tafel III, Fig. 2. Es fehlt der grösste Theil des Keilbeins und der Gesichtsschädel, nur der Unterkiefer und Theile des Oberkiefers sind erhalten. Die tubera frontal. und parietal. sind kenntlich, die Muskelleisten sehr stark ausgebildet. Die sagittal. posterior, lambdoid. superior und coronal. inferior sind fast obliterirt, in der Lambdoidea sind viele grosse Schaltknochen vorhanden. Die Zähne sind tief abgenutzt. Mann von 40—50 Jahren.

N. verticalis. Eiförmig mit vorn abgebrochener Spitze.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt zuerst schräg aufwärts, läuft dann mehr horizontal zum Scheitel und senkt sich zuletzt ziemlich steil zum Hinterhaupt, welches zapfenartig hervorragt. Die linea semicircularis geht links bis 8 Millimeter über das tuber. parietale hinaus, rechts bis an das tuber.

N. occipitalis. Im ganzen abgerundet, nähert sich dem Kreise.

N. basilaris. Das foramen magnum ist gross und oval, der Gaumen ganz flach.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 186		A : B = 75,3
B = 140		A : C = 76,9
C = 143	HC = 532	B : C = 102,1
D = 103		A : D = 55,3

Lorenzberg 13. (Grab 59) Tafel III, Fig. 3. Der Schädel ist ganz erhalten. Rechts ist der ganze proc. mastoideus und der ganze auf-

steigende Ast des Unterkiefers bis zum Winkel, links nur der proc. mastoideus und das oberste Stück des proc. condyloid. des Unterkiefers von Bronze grün gefärbt, sonst ist nirgends eine Spur dieser Kupferimprägnirung zu finden, besonders nicht in der Gegend der Schläfe. Die Muskelleisten sind deutlich entwickelt. Die sutura spheno-frontalis, die coronalis inferior und superior beginnen zu obliteriren, die tardivi sind durchgebrochen, die Zähne überhaupt stark abgeschliffen. Mann von 30—40 Jahren.

N. verticalis. Fast ganz elliptisch.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt zuerst in sanftem Bogen zur Stirn, dann schräg zum Scheitel auf und senkt sich von dort langgestreckt zum Hinterhaupt, welches sich an der kleinen Fontanelle deutlich absetzt und zapfenfärmig hervorragt. Die lineae semicirculares erreichen die tubera parietalia. Das Gesicht ist orthognath.

N. occipitalis. Breites, hohes Fünfeck mit deutlichen Winkeln und geraden Seiten, annähernd dachförmig.

N. frontalis. Das Gesicht ist lang und schmal, die Stirn niedrig und breit, die arcus superciliares schwach, die fovea maxillaris tief, der untere Rand des os zygomaticum ist gerade nach unten gerichtet, spina und tuberositas malaris fehlen. Das Kinn ist breit.

N. basilaris. Das foramen magnum ist elliptisch, die processus mastoidei sind klein, die Schläfengruben tief und kurz, die Jochbogen gewunden. Der Gaumen ist lang und schmal und hat einen kleinen Wulst an der Kreuzungsstelle der Nähte.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 177		A : B = 75,1
B = 133	HC = 502	A : C = 76,8
C = 136		B : C = 102,2
D = 97		A : D = 54,8

Lorenzberg 14. (Grab 53) Tafel III, Fig. 4. Der Schädel ist ganz erhalten. Die Muskelleisten und die arcus supercil. sind stark entwickelt, die tubera frontal. und parietal. deutlich. Die coronalis inferior, die lambdoidea superior und der grösste Theil der sagittalis sind obliterirt, die Zähne tief abgeschliffen. Mann von 50 Jahren.

N. verticalis. Fast elliptisch.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt schräg zur Stirne an, dann bogenförmig bis zum Scheitel, und senkt sich von dort ziemlich gerade zum Hinterhaupt, welches nur wenig hervorragt. Die lineae semicirculares greifen beiderseits über die tubera parietalia hinaus. Das Gesicht ist schwach prognath und zeigt zugleich einen geringen Grad von intermaxillarer Prognathie.

N. occipitalis. Breites, hohes Fünfeck, mit abgerundeten Winkeln und gerade abfallenden Seiten.

N. frontalis. Das Gesicht ist lang und breit, die Stirn ist niedrig und breit, die fovea maxillaris deutlich, der untere Rand des os zygomaticum steht seitlich und nach hinten ab, die spina malaris ist deutlich, die tuberositas malaris stark entwickelt. Das Kinn ist breit.

N. basilaris. Das foramen magnum ist klein, fast kreisförmig, die Schläfengruben sind tief und kurz, der Gaumen ist lang und breit und hat einen schwachen, aber deutlichen Wulst an seinem hinteren Theile.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 181		A : B = 75,1
B = 136	HC = 514	A : C = 77,3
C = 140		B : C = 102,9
D = 97		A : D = 53,5

Lorenzberg 15. (Grab 70) An diesem Schädel fehlt die ganze Basis und der Gesichtstheil, nur der Unterkiefer ist grösstentheils erhalten. Die tubera frontal. und parietalia sind sehr schwach, die Muskelleisten dagegen kräftig und die arcus superciliares deutlich. Die coronalis ist grösstentheils, die lambdoidea superior und die sagittalis sind ganz obliterirt. Die Zähne sind stark abgenutzt. Mann (?) von 50 bis 60 Jahren.

N. verticalis. Eiförmig mit vorn abgebrochener Spitze.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt bogenförmig zum Scheitel auf und senkt sich von dort fast gerade zum Hinterhaupt herab, welches zapfenartig hervorragt.

N. occipitalis. Breites Fünfeck mit abgerundeten Winkeln.

Masse:		Verhältnisszahl:
A = 182	HC = 530	A : B = 75,3
B = 137		

Lorenzberg 16. (Grab 35) An diesem Schädel fehlt fast die ganze Basis, ein Theil des rechten Scheitelbeins und der Unterkiefer. Die Nähte sind zum Theil klaffend, die tardivi durchgebrochen, die Zähne überhaupt abgeschliffen. Die Muskelleisten sind schwach entwickelt. Frau (?) von 20 Jahren.

N. verticalis. Elliptisch.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt sanft geneigt nach hinten zum Scheitel an, fällt dann bogenförmig zum Hinterhaupt ab, welches nur schwach hervorragt.

N. occipitalis. Schmales hohes Fünfeck mit abgerundeten Winkeln und steil abfallenden Seiten.

N. frontalis. Das Gesicht ist lang, die Stirn schmal und niedrig, die

Nase schmal und hoch, die fovea maxillaris seicht, der untere Rand des os zygomaticum ist gerade nach unten gerichtet, die spina und tuberositas malaris sind vorhanden.

Der Gaumen ist ganz flach.

Masse:	Verhältnisszahlen:
A = 187	A : B = 66,8
B = 125?	A : C = 77,1
C = 134	B : C = 108,8

Lorenzberg 17. (Grab 62) Es fehlt die ganze Basis und der Gesichtsschädel. Die squama occipitis und die Schläfenbeine sind posthum verbogen, daher sind nur wenige Masse möglich. Die Nähte beginnen zu obliteriren, die Muskelleisten sind kräftig entwickelt. Mann von 30 Jahren.

N. verticalis. Eiförmig.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt in sanftem Bogen zum Scheitel auf.

Masse:	Verhältnisszahl:
A = 186	A : B = 76,9
B = 143	

Lorenzberg 18. (Grab 61) Der Schädel ist gut erhalten. Die Muskelleisten sind stark entwickelt, die tubera deutlich. Die sagittalis media ist obliterirt, ebenso beginnt die coronalis superior und die lambdoidea superior zu obliteriren. In der Lambdanaht sind viele Schaltknochen. Die Zähne sind noch wenig abgenutzt, die tardivi durchgebrochen. Mann von 30 Jahren.

N. verticalis. Eiförmig.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt schräg zur Stirn an, verläuft dann fast horizontal zum Scheitel, von dort bogenförmig zum Hinterhaupt, welches sich an der kleinen Fontanelle deutlich absetzt. Von der Protuberant. occipital. externa an ist die squama occipitalis fast horizontal. Das Gesicht ist orthognath mit geringer intermaxillarer Prognathie und deutlicher fovea intermaxillaris.

N. occipitalis. Hohes Fünfeck mit oben abgerundeten Winkeln und schwach konvergirenden Seiten.

N. frontalis. Das Gesicht ist lang und breit, die Stirn ist niedrig und gut gewölbt, eine crista frontalis ist angedeutet, von der sutura frontalis ist ein Rest erhalten. Die arcus superciliares springen stark vor und fliessen zusammen. Die Oeffnung der Augenhöhlen ist fast viereckig. Die Nase ist schmal, mit hohem Rücken, die fovea maxillaris tief, die Jochbeine springen mit ihrem unteren Rande nach vorn vor, spina und tuberositas malaris sind stark ausgebildet.

N. basilaris. Das foramen magnum ist gross, oval, die Schläfengruben

sind tief, der Gaumen ist breit und lang und zeigt an der Kreuzungsstelle der Nähte einen deutlichen Wulst.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 193		A : B = 73,6
B = 142	HC = 540	A : C = 75,1
C = 145		B : C = 102,1
D = 107		A : D = 55,4

Lorenzberg 19. (Grab 43) Tafel IV, Fig. 1. Von diesem Schädel ist nur die Calvaria mit dem hinteren Rande des foramen magnum und einzelnen Gesichtsknochen erhalten, jene ist aus vielen Fragmenten zusammengekittet worden. Die Muskelleisten sind schwach, die tubera frontalia deutlich, die parietalia verwischt. Die Stirnnaht ist ganz erhalten, von den übrigen beginnt die sagittalis posterior zu obliteriren. Die Zähne sind tief abgenutzt, die tardivi durchgebrochen. Frau von 25—30 Jahren.

N. verticalis. Ganz schmal und elliptisch.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt fast gerade zur Stirn auf, biegt dann winklig um und steigt weiter sanft bis zum Scheitel an, um von dort in sehr gestrecktem Bogen sich zum Hinterhaupt hinabzusenken. An dem Jochbein ist die tuberositas malaris deutlich.

N. occipitalis. Schmales Fünfeck mit abgerundeten Winkeln und steil abfallenden Seiten. Der Gaumen ist ganz flach, der Unterkiefer sehr hoch und stark.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 195		A : B = 63,1
B = 123 (?)	HC = 534	A : C = 74,9
C = 146 (?)		B : C = 118,6

Lorenzberg 20. (Grab 56) An diesem Schädel fehlt ein Theil des Keilbeins und der Gesichtsschädel, nur der Unterkiefer und der untere Theil des Oberkiefers sind erhalten. Die beiden processus mastoidei und der hintere Rand des linken Unterkieferastes sind von Bronze grün gefärbt. Die sutura sagittalis und die coronal. infer. beginnen zu obliteriren, von der Stirnnaht ist noch über der Nasenwurzel ein Rest erhalten. Die Zähne sind noch wenig abgenutzt, die tardivi noch nicht durchgebrochen. Die Muskelleisten sind sehr schwach, die tubera frontalia deutlich, die parietalia schwach ausgebildet. Frau von etwa 20 Jahren.

N. verticalis. Breit eiförmig, mit vorn abgebrochener Spitze.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt zuerst gerade aufwärts, biegt dann winklig um und verläuft fast horizontal zum Scheitel, um sich dann fast steil zum Hinterhaupt hinabzusenken.

N. occipitalis. Niedriges Fünfeck mit abgerundeten Winkeln und fast geraden Seiten.

N. frontalis. Die Stirn ist niedrig.

N. basilaris. Das foramen magnum ist oval, der Gaumen zeigt einen deutlichen Wulst in der Mitte und eine ganz abschüssige Fläche.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 165		A : B = 80,0
B = 132	HC = 480	A : C = 77,0
C = 127		B : C = 96,2

Lorenzberg 21. (Grab 55) Tafel IV, Fig. 4. Der Schädel ist vollständig erhalten. Die tubera frontalia und parietalia sind undeutlich, die Muskelleisten und arcus superciliares sind schwach entwickelt. Die coronalis infer. und die spheno-temporalis sind obliterirt, die anderen Nähte erhalten und zum Theil klaffend. Von der sutura frontal. ist ein kleiner Rest über der Nasenwurzel übrig. Die Zähne sind stark abgeschliffen, die tardivi durchgebrochen. Frau von 25—30 Jahren.

N. verticalis. Schmal eiförmig, nähert sich der Ellipse.

N. temporalis. Die Mittellinie strebt zuerst fast gerade aufwärts, geht dann in sanftem Bogen zur grossen Fontanelle, von dort fast horizontal zum Scheitel und zuletzt langgestreckt zum Hinterhaupt, welches an der kleinen Fontanelle einen schwachen Absatz bildet. Das Gesicht zeigt eine geringe intermaxillare Prognathie mit deutlicher fovea intermaxillaris.

N. occipitalis. Fünfeck mit abgerundeten Winkeln und schwach konvergirenden Seiten.

N. frontalis. Die Stirn ist schmal und niedrig, die Nasenwurzel flach, die Nase niedrig, das Kinn eckig und vorspringend.

N. basilaris. Das foramen magnum ist klein, oval, die Schläfengruben sind flach, die Jochbogen gestreckt, der Gaumen ist breit und kurz und hat einen deutlichen Wulst in der Mitte; die sutura intermaxillaris ist erhalten.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 180		A : B = 70,5
B = 127	HC = 510	A : C = 73,3
C = 132		B : C = 103,9
D = 97		A : D = 51,6

Lorenzberg 22. (Grab 68) Es fehlen an diesem Schädel Theile des Keilbeins, der Hinterhauptsschuppe, des linken os zygomaticum und der Unterkiefer. Die Muskelleisten sind schwach, die tubera frontalia und parietalia stark ausgebildet. Die Nähte sind noch alle vorhanden, zum Theil klaffend. Die Stirnnaht ist ganz erhalten. Die Zähne sind

noch wenig abgenutzt, die tardivi durchgebrochen. — Frau von etwa 20 Jahren.

N. verticalis. Breit eiförmig, mit hinten abgebrochener Spitze.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt in sanftem Bogen zur Stirn, verläuft dann horizontal zum Scheitel, um ganz steil zum Hinterhaupt abzufallen, welches sich an der kleinen Fontanelle schwach absetzt. Das Gesicht zeigt eine geringe intermaxillare Prognathie mit einer fovea intermaxillaris.

N. occipitalis. Breites Fünfeck mit scharf vorspringenden Ecken und fast gerade abfallenden Seiten, dachförmig. Am Ende der sagittalis ist ein richtiges kleines os interparietale oder sagittale Virchow vorhanden, es misst 17 mm in der sagittalen Länge, 16 mm in der grössten Breite; die Pfeilnaht misst 111 mm, die Spitze der Hinterhauptsschuppe ist um ein Geringes abgestumpft.

N. frontalis. Die Stirn ist breit und niedrig, die Nasenwurzel schmal, die Nase niedrig, die fovea maxillaris vertieft, der untere Rand des os zygomatic. ist fast gerade nach unten gerichtet, die spina malaris stark entwickelt.

N. basilaris. Die Schläfengruben sind tief, der Gaumen ist breit und hat einen deutlichen Wulst.

Masse:		Verhältnisszahl:
A = 167	HC = 490	A : B = 79,0
B = 132		

Lorenzberg 23 (Grab 65) Tafel III, Fig. 5. Der Schädel ist vollständig erhalten. Die Muskelleisten sind kräftig entwickelt, die tubera frontal. und parietal. springen vor. Die Nähte klaffen, die Zähne sind noch gar nicht abgenutzt, die tardivi brechen eben durch. Mann (?) von 18—20 Jahren.

N. verticalis. Eiförmig. Der untere Orbitalrand ragt vor dem oberen um 5 mm hervor.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt in sanftem Bogen znm Scheitel auf und verläuft dann gestreckt zum Hinterhaupt. Das Gesicht zeigt mässige ethmoidale und schwache intermaxillare Prognathie mit einer fovea intermaxillaris.

N. occipitalis. Oben abgerundet.

N. frontalis. Die Stirn ist schmal und zeigt eine deutliche crista, die Nasenwurzel ist schmal, die Nasenbeine sind nach oben gerichtet, die fovea maxillaris ist seicht, der untere Rand des Jochbeins ist gerade nach unten gerichtet, die spina und tuberositas malaris schwach entwickelt.

N. basilaris. Der Gaumen ist breit und kurz und zeigt in seinem vorderen Theil in der Mittellinie einen Wulst.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 173		A : B = 75,1
B = 130	HC = 490 (?)	A : C = 78,6
C = 136		B : C =104,6

Lorenzberg 24. (Grab 41) Von diesem Schädel konnte nur die Calvaria aus 30 Fragmenten zusammengesetzt werden, daher sind die Masse ungenau, nur die Länge und Breite sind zuverlässig. Die ganze Lambdanaht ist voll von grossen Schaltknochen, auch ein grosses os sagittale Virchow ist vorhanden, daher die Sagittalnaht sehr verkürzt ist (nur 97 mm lang). Das os sagittale selbst ist 18 mm lang und 17 mm breit. Das os occipitis ragt sehr weit nach hinten hervor, obwohl der Schädel, von vorne gesehen, den Eindruck der Brachycephalie macht. Die tubera frontalia und parietalia sind scharf markirt, die Muskelleisten nur schwach. Die Nähte sind noch vorhanden, nur die coronalis inferior beginnt zu obliteriren. Die Zähne sind stark abgenutzt. Frau von 25—30 Jahren.

N. verticalis. Breit eiförmig.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt zuerst gerade aufwärts, dann in sanftem Bogen zur grossen Fontanelle, geht von dort fast horizontal zum Scheitel, fällt dann steil ab zur kleinen Fontanelle und ladet dort noch sehr stark aus, so dass das Hinterhaupt zapfenartig hervorragt. Das Gesicht ist orthognath.

N. occipitalis. Oben breit und flach.

N. frontalis. Das Gesicht ist niedrig und breit, die Stirn hoch und breit, die Nase schmal, die fovea maxillaris seicht. Der Gaumen hat in der Mitte einen schönen Wulst.

Masse:		Verhältnisszahl:
A = 175	HC = 510	A : B = 78,9
B = 138		

Lorenzberg 25. (Grab 51) Es fehlt die Basis und der Gesichtsschädel. Der linke processus mastoideus ist von Bronze grün gefärbt. Die tubera und die Muskelleisten sind gut ausgebildet. Die Stirnnaht ist ganz erhalten. Die coron. infer., lambdoidea superior und sagittal. poster. beginnen zu obliteriren. Die Zähne sind stark abgenutzt. Frau (?) von etwa 30 Jahren.

N. verticalis. Eiförmig.

N. temporalis. Die Mittellinie verläuft in sanftem Bogen über die Stirn zur grossen Fontanelle, dann horizontal zum Scheitel und von dort schräg zum Hinterhaupt, welches, ohne Absatz zu bilden, schwach hervorragt.

N. occipitalis. Die Winkel sind abgerundet, die Seiten schwach konvergirend.

N. frontalis. Die Stirn ist niedrig und breit. Am Gaumen ist ein schöner, flacher Wulst vorhanden.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 194		A : B = 70,6
B = 137	HC = 540	A : C = 67,0
C = 130 (?)		B : C = 94,8

Lorenzberg 26. (Grab 40) Tafel III, Fig. 6. Der Schädel ist vollständig erhalten. Der linke proc. mastoideus und der Rand des linken Unterkieferastes sind von Bronze grün gefärbt. Die Muskelleisten, Augenbrauenbogen, tubera frontalia und parietalia sind kräftig entwickelt, die Nähte feinrandig, aber noch überall zu erkennen, auch von der Frontalnaht ist ein geringer Rest vorhanden. Die Zähne sind wenig abgenutzt, die tardivi sind oben durchgebrochen, unten noch nicht. Mann von 20—25 Jahren.

N. verticalis. Breit eiförmig.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt sanft bogenförmig über die Stirn zum Scheitel an, läuft dann gestreckt zum Hinterhaupt, welches kuglig hervorragt und einen schwachen Absatz bildet. Das Gesicht ist orthognath mit geringer intermaxill. Prognathie und fovea intermaxillaris.

N. occipitalis. Breites, hohes Fünfeck, oben sanft abgerundet, die Seiten etwas konvergirend.

N. frontalis. Die Stirn ist hoch und breit und schön gewölbt, die Nasenwurzel schmal, der Nasenrücken hoch und schmal, der untere Rand des Jochbeines gerade nach unten gerichtet, die spina malaris stark, die tuberosit. malaris schwach entwickelt.

N. basilaris. Das foramen magnum ist gross, oval, die Schläfengruben sind tief, die Jochbogen gestreckt, der Gaumen ist breit und lang und hat einen schönen, flachen Wulst in seinem hinteren Theil.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 189		A : B = 78,8
B = 149	HC = 540	A : C = 75,1
C = 142		B : C = 95,3
D = 106		A : D = 56,0

Lorenzberg 27. (Grab 67) Der Schädel ist sehr defect. Die Muskelleisten sind kräftig, die tubera verwischt, die Nähte vorhanden, klaffend, die Zähne noch wenig abgeschliffen, die tardivi durchgebrochen. Mann von 20—25 Jahren.

N. verticalis. Schmal eiförmig.

N. temporalis. Die Mittellinie verläuft schräg nach hinten zur kleinen

Fontanelle, dann fast horizontal zum Scheitel, von dort im Bogen zum Hinterhaupt, welches sich deutlich absetzt. Das Gesicht zeigt intermaxillare Prognathie mit deutlicher fovea intermaxill.

N. occipitalis. Schmales Fünfeck, oben flach.

N. frontalis. Die Nasenwurzel ist schmal, der Nasenrücken scharf, die fovea maxill. ist tief, tuberositas malaris vorhanden. Der Unterkiefer ist kräftig, das Kinn breit.

N. basilaris. Das foramen magnum ist sehr gross, die Schläfengruben sind tief, die Jochbogen gestreckt. — Am Gaumen ist hinten ein schwacher Wulst.

Masse:	Verhältnisszahlen:
A = 182	A : B = 68,7
B = 125 (?)	A : C = 72,5
C = 132	B : C = 105,6

Lorenzberg 28. (Grab 63) Der Schädel ist stark asymmetrisch, das linke Stirn- und Schläfenbein ist auffallend abgeplattet, nicht posthum verdrückt. Es fehlt ein Theil des rechten Oberkiefers und der Unterkiefer. Die Muskelleisten sind schwach entwickelt, die tubera frontalia und parietalia verwischt. Die Symphysis spheno-basilaris ist noch offen, die sagittalis posterior beginnt aber schon zu obliteriren. Der 2te Molaris ist da, die tardivi sind noch nicht durchgebrochen. Frau von 18 Jahren.

N. verticalis. Breit eiförmig.

N. temporalis. Die Mittellinie verläuft zuerst gerade, biegt dann winklig um und steigt zur kleinen Fontanelle an, von da geht sie fast horizontal zum Scheitel, um dann fast gerade zum Hinterhaupt abzufallen. Das Gesicht ist orthognath.

N. occipitalis. Breites Fünfeck mit abgerundeten Seitenflächen.

N. frontalis. Die Stirn ist breit und niedrig, die Nasenwurzel schmal, die Nase niedrig und schmal, die Oeffnungen der Augenhöhlen sind klein, der untere Rand des os zygomaticum ist gerade nach unten gerichtet.

N. basilaris. Das foramen magnum ist gross, der Gaumen ist kurz und schmal und hat an der Kreuzungsstelle der Nähte eine Andeutung des Wulstes.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 167		A : B = 81,4
B = 136	HC = 495	A : C = 79,6
C = 133		B : C = 97,7

Lorenzberg 29. (Grab 48) Der Schädel ist ganz erhalten, die Muskelleisten und die arcus supercil. sind kräftig, die tubera frontal. und parietal. deutlich ausgebildet. Die coronalis inferior und media und die

sagittalis posterior beginnen zu obliteriren, in der lambdoidea sind viele Schaltknochen, auch ein hinterer Fontanellknochen, ein os quadratum nach Virchow vorhanden, welches aber unten nur wenig von der Horizontalen abweicht, also schwer vom os triquetrum zu unterscheiden ist. Die Zähne sind stark abgeschliffen. Mann von 30 Jahren.

N. verticalis. Einfach eiförmig.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt schräg zur grossen Fontanelle, verläuft dann fast horizontal zum Scheitel und von dort in ununterbrochenem Bogen zum Hinterhaupt. Das Gesicht ist orthognath mit schaufelförmiger intermaxillarer Prognathie und tiefer fovea intermaxillaris.

N. occipitalis. Breites Fünfeck mit abgerundeten Winkeln und steil abfallenden Seiten.

N. frontalis. Das Gesicht ist breit, die Stirn ist niedrig und breit und zeigt eine crista frontalis. Die Nasenwurzel ist tief und schmal, sattelförmig, die Nase niedrig, die fovea maxillaris tief. Die tuberosit. malaris ist deutlich, die spina malaris fehlt. Der Unterkiefer ist kräftig, das Kinn schmal.

N. basilaris. Das foramen magnum ist sehr gross und rund, der Gaumen lang, schmal und ganz flach.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 178		A : B = 76,4
B = 136	HC = 508	A : C = 75,8
C = 135 (?)		B : C = 99,2

Lorenzberg 30. (Grab 69) Tafel III, Fig. 8. Der Schädel ist etwas asymmetrisch, von den Gesichtsknochen ist nur ein Theil des Oberkiefers und der Unterkiefer vorhanden. Die Muskelleisten und die arcus superciliar. sind sehr stark entwickelt, die tubera frontalia sind kenntlich, die parietal. verwischt. Die sagittal. poster. und lambdoidea super. beginnen zu obliteriren, in der Lambdanaht sind viele Schaltknochen vorhanden. Die Zähne sind noch wenig abgenutzt, aber alle durchgebrochen. Mann von 30—40 Jahren.

N. verticalis. Eiförmig.

N. temporalis. Die Mittellinie steigt in sanftem Bogen zur kleinen Fontanelle an, geht dann fast horizontal zum Scheitel und senkt sich von dort fast gerade zum Hinterhaupt hinab.

N. occipitalis. Hohes Fünfeck mit abgerundeten Winkeln und ganz geraden Seitenflächen.

N. frontalis. Die Stirn ist niedrig und breit, das Kinn breit.

N. basilaris. Das foramen magnum ist gross, der Gaumen ist breit und kurz und hat einen kleinen deutlichen Wulst über der Kreuzungsstelle der Nähte.

Masse:		Verhältnisszahlen:
A = 178		A : B = 75,8
B = 135	HC = 515	A : C = 79,8
C = 142		B : C = 105,1

B. Ethnologischer Theil.

I) Archäologischer Abschnitt.

Wie wir aus der Fundgeschichte ersehen, sind Münzen, welche zu einer unmittelbaren Zeitbestimmung dienen könnten, nicht in den Reihengräbern am Lorenzberg gefunden worden Indessen verdient es wohl erwähnt zu werden, dass ganz nahe dabei auf der zum Dorfe Uszcz gehörigen Feldmark vor wenigen Jahren eine grössere Menge kufischer Münzen, welche zum Theil sich in der hiesigen anthropologischen Sammlung befinden, ausgegraben worden sind. Dagegen entnehmen wir dem Fundbericht eine Reihe anderer Thatsachen, welche über das Volk und die Zeit, denen jene Gräber entstammen, über die Sitten, welche dort geherrscht haben, Aufschluss zu geben wohl geeignet sind.

Der Lorenzberg selbst gehört zunächst zu den sogenannten Burgbergen[1]), welche sich von den wendischen Burgwällen bekanntlich dadurch unterscheiden, dass sie stets ein kleines, geebnetes Plateau bilden, welches nach der schwächsten Seite hin durch Graben und Vorwall geschützt ist und dass man darin höchstens einige Scherben findet. Diese Burgberge kommen nach der eingehenden Untersuchung Bielensteins sehr häufig im Gebiete der alten Semgallen vor, ich selbst habe sie im alten Pomesanien nachgewiesen und über ihre Benutzung giebt uns die fälschlich so genannte Reimchronik des Dietrich von Alnpeke authentischen Aufschluss. In Friedenszeiten wohnten die Einwohner der Gegend im sogenannten Hakelwerk in der Umgebung des Berges, während der Häuptling in einer hölzernen Burg auf dem Plateau lebte; sobald aber der Feind anrückte, zogen die Bewohner des Hakelwerks sämmtlich auf den Burgberg und vertheidigten sich darin. Jedenfalls ist der Lorenzberg kein sogenannter wendischer Burgwall mit kesselartiger Vertiefung in der Mitte, einem ganz geschlossenen Wall und einer solchen Menge von Kohlen, Thierknochen und Scherben, dass man an nichts anderes, als an einen Haufen von Küchenabfällen denken kann.

---

1) cfr. „Drei Burgwälle bei Deutsch-Eylau" vom Verfasser S. 5 in den Schriften der naturforschenden Gesellschaft in Danzig, IV. Band, 1. Heft.

Gehen wir nun auf den Friedhof selbst über, so finden wir in dem Fundbericht eine Menge Scherbeu von Thongefässen erwähnt, welche entschieden den Burgwalltypus zeigen, nicht nur nach dem Ornament, sondern auch nach der ganzen Mischung der Thonmasse, wenngleich auch Stücke von feinerem Thon vorkommen, neben solchen, in denen der Thon mit grobem Grus vermischt ist. Diese Gefässscherben waren nicht nur reichlich der Erde, welche die Leiche deckte, beigemischt, sondern lagen auch, worauf wir noch weiter unten zurückkommen, in den Händen und unter dem ersten Halswirbel der Skelette selbst. (S. Tafel II, Fig. 14—16.) Es kann also nicht bezweifelt werden, dass jene Scherben mit den Leichen gleichzeitig in die Gräber gelangten. Bekanntlich ist aber aus Münzfunden festgestellt, dass die Burgwalltöpferei sich vom 8. bis zum 13. Jahrhundert p. Chr. hin erstreckt und es müssen daher unsere Gräber ebenfalls in diese Zeit versetzt werden.

Von den verschiedenen Beigaben, welche der Fund aufgedeckt, den Messern, den Scheiden- und Gürtelbeschlägen, den Ringen und Perlen nehmen vorherrschend jene bronzenen, oft versilberten hakenförmigen Ringe, welche wir in der Ohrgegend zu beiden Seiten der Schädel gefunden haben, unser Interesse in Anspruch, weil sie für die Bestimmung der Nationalität und der Zeit der Gräber geradezu entscheidend sind.

Diese Ringe hatten wegen ihrer ganz ungewöhnlichen Form meine Aufmerksamkeit von Anfang an gefesselt. Da ich über ihre Bestimmung und Bedeutung selbst nichts Sicheres ermitteln konnte und aus der Literatur nur ersah, dass sie nicht mit Unrecht den Slaven zugeschrieben werden, so setzte ich mich alsbald mit den Herren Professor Mierzynski in Warschau, Graf Ouvaroff in Moskau, H. Feldmanowski in Posen, Professor Lepkowski und von Sadowski in Krakau einerseits, andererseits mit dem Herrn Professor Lindenschmit in Mainz und dem Fräulein Julie Mestorf in Kiel brieflich in Verbindung[1]), um auf diese Weise festzustellen, was die Literatur bisher nicht lehrte.

Mittlerweile erschien aber über dieselbe Frage von Sophus Müller[2]) eine recht gründliche Abhandlung, in welcher alles bisher darüber Bekannte in kritischer Weise zusammengefasst wurde. Da indess die oben genannten Archäologen, an welche ich mich brieflich gewandt hatte, meine Studien in der liebenswürdigsten Weise unterstützten und mir mittheilten, was sie nur irgend an Ort und Stelle selbst feststellen konnten, zum Theil in schätzenswerthen Abhandlungen ihre eigenen Ansichten ausführlich entwickelten, andererseits meine eigenen Ausgrabungen bei Kaldus und bei Oliva neue, wesentliche Gesichtspunkte ergaben, so bin ich in den Stand gesetzt, in

1) Ich benutze gerne diese Gelegenheit, allen genannten Forschern für ihre so lehrreichen Mittheilungen hiermit öffentlich meinen Dank zn sagen.

2) Ueber slavische Schläfenringe in Schlesien's Vorzeit in Bild und Schrift. 35. Bericht S. 189. Breslau, Mai 1877.

Folgendem einige Thatsachen in dieser Frage beizubringen, welche Herrn Müller noch nicht bekannt waren und die Resultate seiner Untersuchungen in einigen Punkten zu ergänzen, in anderen zu berichtigen.

Ueber die hakenförmigen Ringe oder Hakenringe der Slaven. (Slavische Schläfenringe, Haarringe, Schleifenringe.)

a) Fundgebiet.[1])

Beginnen wir mit Deutschland, so sind diese Ringe bisher gefunden worden:

In der Provinz Preussen:

1) Auf dem Urnenfriedhofe bei Oliva[2]), Kreis Danzig. Ich selbst habe im Jahre 1874 einen grösseren heidnischen Begräbnissplatz auf dem Zywietz'schen Acker bei Oliva untersucht und beschrieben, auf welchem eine Reihe von Urnengräbern und Brandgruben mit vielen Beigaben aus dem älteren Eisenalter (zusammengebogene Schwerter und Speerspitzen aus Eisen, charakteristische Fibeln aus Eisen und Bronze, unter denen besonders die Bornholmer und die sogenannte Wendenfibel vertreten sind) sich befanden. Alle diese Beigaben sind in der oben citirten Abhandlung treu abgebildet. In einer dieser Urnen lag nun, wie ich aus dem damals aufgesetzten Fundprotokoll ersehe, oben auf ein offener Ring (l. c. Tafel IV, Fig. 12), dessen Bedeutung ich nicht erkannte. Da jene Abhandlung nicht allen Lesern zur Hand sein dürfte, so habe ich den Ring hier nochmals abbilden lassen (Tafel II, Fig. 17.). Er ist aus Bronzedraht gebogen, 4 mm dick, an dem einen Ende stumpf, an dem anderen hakenförmig umgebogen, sein grösster Durchmesser beträgt 6 cm, die Oeffnung 4 cm. Der Ring befindet sich in der hiesigen Sammlung mit den anderen Objekten derselben Fundstätte zusammen und gehört unzweifelhaft zu den hier besprochenen Hakenringen. Er wird für die Zeitbestimmung von grosser Bedeutung sein.

2) In den Reihengräbern am Lorenzberg bei Caldus, Kreis Culm, auf dem rechten Weichselufer. Zu den 33 von mir gefundenen und in der hiesigen Sammlung aufbewahrten ist noch der eine in Schwerin vorhandene zu zählen.

In den reichen Sammlungen der Prussia und der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg i. Pr., welche seit lange die Funde aus der ganzen Provinz, besonders aber aus dem östlich der Weichsel gelegenen Theil derselben sammeln, ferner in den Sammlungen Elbings, ist kein einziger solcher Hakenring vorhanden, auch keinem der Herren Archäologen bekannt; ja obschon das Culmer Gebiet an das alte Pomesanien grenzte

---

1) Wir werden nur dort die Quellen angeben, wo wir neue Fundorte anführen oder von Müller's Angaben abweichen.

2) Beiträge zur westpreussischen Urgeschichte S. 8 ff. in den Schriften der naturforsch. Gesellsch. in Danzig, III. Band, 3. Heft.

und in diesem Gau nachweislich an der Nogat ein grosses Emporium in Alyem in der Nähe des jetzigen Marienburg im vorigen Jahrtausend existirte, so besitzt Herr Marschall in Marienburg, welcher diesen Gau und besonders die Stätte des alten Alyem sehr genau untersucht hat, in seiner reichen Sammlung dennoch keinen einzigen solchen Hakenring, hat auch niemals einen solchen zu Gesicht bekommen. Ich betone dieses absolute Fehlen solcher Ringe auf dem Gebiete der alten Pruzzen, besonders der Pomesanier, weil daraus hervorgeht, dass die Bewohner des Culmer Gebiets zur Zeit der Reihengräber am Lorenzberg bei Kaldus andere Sitten hatten, als jene ihre Nachbarn und dass sie wahrscheinlich in keinem Handelsverkehr mit ihnen standen.

In der Provinz Pommern: 1) in Anclam; 2) in Cörlin.

In der Provinz Posen. Herr Feldmanowski theilte mir auf meine Anfrage mit, dass das Museum in Posen mehrere hierhergehörige hakenförmige Ringe besitze und schickte mir zugleich mit den Fundberichten die Abbildungen derselben. Nach diesem Bericht sind solche Hakenringe gefunden: 1) auf dem grossen Gräberfeld von Nadziejewo bei Schroda angeblich 5 an Zahl, nach der Zeichnung gehört indess nur ein einziger aus Bronze entschieden hierher. 2) in einem Grabe in Biale Piątkowo bei Miloslaw, Kreis Schroda 3 kleine silberne, deren eines Ende ganz scharf zugespitzt ist, während das andere genau, wie bei unsern grossen, hakenförmig umgebogen ist. Dieselben sind auf unserer Tafel II, Fig. 25 *a* und *b* nach der Zeichnung des Herrn Feldmanowski in natürlicher Grösse und Stärke genau abgebildet.

In der Provinz Schlesien: 1) in Schwannowitz bei Brieg, 2) in Gr. Rackwitz bei Löwenberg und 3) in Kl. Tinz bei Breslau.

In der Provinz Brandenburg: in Platico bei Lebus.

In den nordwestlichen Ländern: 1) in Bartelsdorf bei Rostock; 2) in Gnoien ebenfalls in Mecklenburg; 3) in Alt-Lübeck; 4) in Uelzen in der Lüneburger Haide.

In den sächsisch-thüringischen Landen: 1) in Keuschberg bei Lützen, Reg.-B. Merseburg; 2) in Bischleben in Sachsen-Gotha; 3) in Molschleben bei Gotha; 4) in Umpferstädt bei Weimar; 5) bei Ketten in Sachsen-Weimar; 6) in Röbschütz bei Altenburg; 7) in Schlöpz, Dobra Schütz in Sachsen-Altenburg; 8) bei Camburg a. d. S. in Sachsen-Meiningen; 9) bei Plauen im Voigtlande.

Es bilden hiernach die Weser und ihr Quellfluss die Werra die westliche, die untere Weichsel bis zur Mündung der Ossa die östliche Grenze des in Deutschland liegenden Fundgebietes jener Hakenringe und dieses Fundgebiet scheint westlich ebenso scharf abzuschneiden, wie wir es östlich gesehen haben. Denn Lindenschmit theilte mir mit, „dass ihm Ringe von der Form meiner übersandten Zeichnung mit einem stumpfen und einem

hakenförmig gebogenen Ende aus Gräberfunden des Westens und Südens unseres Landes unbekannt sind."

Was Oesterreich-Ungarn betrifft, so sind in Böhmen, welches sich nun südlich an das Fundgebiet der sächsisch-thüringischen Lande unmittelbar anschliesst, durch Wočel 11 Fundstellen für diese Hakenringe (Skalsko, Litten, Chotowiny, Lewy, Hradec, Otowojic, Keporyic, Kopidlno, Ječowitz, Panenská und bei Königsgrätz), in Mähren 2 (Rybesowice und Selowitz), in Nieder-Oesterreich eine (bei Kettlach) und in Ungarn 5 (im Comitate Borsod, Nógrád, Csongrád, Thurocz, Oedenburg und bei St. Márton) bekannt geworden.

In Russland sind unsere Hakenringe bei Obuhowo und Polaschkino im Gouvernement Moskau und bei Juchnowsk im Gouvernement Smolensk gefunden worden, im alten Polen endlich 1) bei Ruszcza[1]) am linken Weichselufer in der Nähe von Polanice zwischen Sandomir und Krakau, 2) bei Plonsk an der Weichsel, 3) bei Bielsk an den Narewquellen zwischen Brześć und Bialystock, endlich 4) in der Nähe von Warschau.

Ueber diese letzteren Funde bei Warschau sind die Angaben von Sophus Müller, welcher dieselben Herrn Dr. Aspelin verdankt, nicht ganz korrekt. Da dieselben aber für die ganze Frage von Wichtigkeit sind, so werde ich die mir von Herrn Professor Mierzynski gemachten Mittheilungen hier ausführlich folgen lassen.

In der Sammlung des jetzt verstorbenen Herrn Podczaczinski befinden sich im Ganzen 24 solcher Hakenringe aus 2 verschiedenen Fundstätten.

1) Aus Xiążenice stammen im Ganzen 19 Stück, auf 17 von diesen bezieht sich folgende Bemerkung, welche in deutscher Uebersetzung also lautet: „Spangen (Ringe) von Bronze, 17 Stück, sowohl ganze, als auch zerbrochene, unter diesen 4 von gestreckter Arbeit, zierlich ausgeprägt. Gefunden den 15. October 1856 im Dorfe Xiążenice (Warschau-Wiener Eisenbahnstation) beim Graben einer Grube im Garten zum Aufbewahren von Gemüse. Der interessanteste, am Leder befestigte Theil ist wohl erhalten. Die Bestimmung: beim Putz die Kleider aufzugürten. Die Gestalt der Spangen ist gewöhnlich und die Grösse verschieden. Die einen im Durchmesser 0,045 m und 0,038 m, die anderen 0,030 m und 0,025 m. Endlich 4 grosse aus Kupferblech ausgeprägte mit zierlichem Muster haben im Durchmesser 0,084 m und 0,070 m, an Dicke 0,008 m, während der zu den anderen gebrauchte Draht von 0,0025 bis 0,0035 variirt. Diese Schmucksachen befanden sich in der Tiefe von über 2 Ellen; abgesondert neben ihnen, aber in bedeutender Zahl, lagen Menschenknochen, Ueberbleibsel von Pflanzen, sogar Haare von Schädeln, endlich ein Paar Glaskorallen."

„Das Leder, durch welches 6 Stück durchgezogen, ist verkrempelt:

---

1) Sophus Müller setzt irrthümlich Ruszcza in die preussische Provinz Posen.

feucht aus der Erde gezogen, trocknete und schrumpfte es in Windungen zusammen; würde man es flach ziehen, so hätte es die Form von Fig. 21, Tafel II. Diese 6 Stück haben verschiedene Grösse und hängen im Leder unsymmetrisch, aber weder im Haken noch am anderen Ende. Dies ist aber meiner Ansicht nach zufällig, da dieselben ganz gut im Haken gehangen haben konnten — und wozu wäre hier auch der Haken? — Weder die Zahl, noch die Lage, in der dieselben gefunden worden, berechtigen hier zu dem Schlusse, dass es Ohrringe seien, aber auch nicht Haken zum Zusammenknöpfen des Rockes und dergleichen, dagegen spricht die Form, welche zum festen Zusammenknöpfen gar nicht passt. Höchstens könnte man annehmen, es sei eine Art von Halsschmuck, wofür das Leder spricht."

Wir haben absichtlich die eigenen Worte des Herrn Professor Mierzynski wiedergegeben, um den unmittelbaren Eindruck, welchen er von diesem viel besprochenen Funde erhalten, dem Leser zu übermitteln. Die Zeichnungen, welche er an Ort und Stelle von einigen dieser 17 Ringe gemacht, geben wir in Fig. 18—20 unserer Tafel II. wieder.

Auf 2 andere Hakenringe desselben Fundortes bezieht sich folgende Notiz:

„Zwei Öhrringe, einer ganz, der andere angebrochen, von reinem Kupfer mit Silber überzogen. Gefunden im November 1855 beim Graben einer Grube für Gemüse in einem Garten des Dorfes Xiążenice. Sie lagen an beiden Seiten des Schädels, neben diesem ein Paar Knochen vom Fusse Alles in einer Tiefe von ungefähr 3 Ellen, in einem sandigen Boden, wo noch im Jahre 1785 grosse Wälder standen. Die Spangen sind von rundem Draht mit plattgedrücktem Ende, gebogen in Gestalt einer Acht. Der Durchmesser 0,040 m, der Durchmesser des Drahtes 0,004 m."

„Da diese Ohrringe, obgleich 1 Jahr früher gefunden, doch aus derselben Ortschaft, ja wie es scheint, aus demselben Garten stammen, so folgt, dass dieselben dem ersten Funde angehören."

2) Aus Horodyszcze in Wolhynien stammen 5 Hakenringe von der Form, wie Fig. 22, Tafel II, sie wiedergiebt; gefunden im Jahre 1873.

Ferner befinden sich in der Sammlung des Herrn Szaniawski in Warschau mehrere solcher Hakenringe aus Silber, welche von einem Funde in Urbanice bei Wielun im Gubernium Kielce herstammen. Dort wurden nach Mittheilung des Herrn Bajer in Warschau 8 silberne Ringe gefunden, von derselben Form, wie unsere Hakenringe, zugleich mit 3000 Stück polnischen Münzen aus den Zeiten Wladyslaws II. und Boleslaws IV. (1139 bis 1173).

Endlich soll auch Herr Professor Samokwasow einige solcher Ringe in seiner Sammlung besitzen.

In allen anderen Ländern Europa's sind diese Ringe unbekannt.

b) Nationalität.

Wenn wir nun auf der Karte uns die Grenzen vergegenwärtigen, innerhalb deren diese hakenförmigen Ringe ausschliesslich vorkommen, so drängt sich uns unabweislich der Schluss auf, dass dieses Gebiet genau mit demjenigen zusammenfalle, welches einst von den vordringenden Slaven besetzt worden war; wo nicht einst Slaven sich angesiedelt haben, dort finden sich auch diese Ringe nicht. Und dieser erste Eindruck wird bestärkt durch jede weitere Erwägung.

Nicht nur bei Urbanice, sondern auch bei Plonsk sind diese Ringe mit Münzen zusammen gefunden worden (bei Plonsk ist das jüngste Stück von 1050), welche unwiderleglich beweisen, dass diese höchst merkwürdige Sitte, solche Hakenringe zu tragen, in Polen bis in dieses Jahrtausend hinein geherrscht hat.

Andererseits sind diese Ringe oft genug mit solchen Beigaben zugleich (z. B. mit Gefässen vom Burgwalltypus) gefunden worden, aus denen man auch ohne Münzen schliessen kann, aus welcher Zeit diese Gräber stammen. Von dieser Zeit weiss man aber bestimmt, dass bereits Slaven sich in der Gegend festgesetzt hatten.

Auch darin stimmen wir mit Sophus Müller überein, dass diese Ringe auch von Slaven selbst verfertigt seien. Denn wären sie, sagt er mit Recht, mit den Silberschmucksachen aus dem Orient eingeführt worden, so müsste man sie auch auf nichtslavischem Gebiet finden, wohin ja jene Silberschmucksachen ihren Weg fanden. Jedenfalls gehört keine grosse Technik dazu, aus dem fertigen Draht solche Ringe zu biegen.

c) Bestimmung.

Anders steht es aber mit der Art ihrer Verwendung. Sophus Müller hält diese Ringe für Schläfenringe und stützt sich dabei auf mehrere Fundberichte, nach welchen dieselben zu beiden Seiten des Schädels gelegen haben, und auf Ouvaroff. Der letztere erzählt nämlich in seinem Werke Les Mériens [1]), dass dieses Volk in der Gegend von Moskau um den Kopf ein Lederband (zum Zurückhalten ihrer langen Haare bei der Arbeit) trug, welches mit Ringen aus Kupfer und Silber, von einem bis zu acht und mehr an der Zahl an jeder Schläfe geschmückt war.

Wir können indessen die Auffassung Müller's nicht theilen. Denn wenn auch die Ringe in der That an den Seiten des Schädels gelegen haben, so entsprach diese Stelle doch stets, wo sie genau konstatirt werden konnte, der Gegend der Ohrmuschel, niemals der Gegend der Schläfe. Schon Virchow [2]) sagte bei Gelegenheit des Ringes von Platico „dass

1) Étude sur les peuples primitifs de la Russie. Les Mériens par le comte A. Ouvaroff. St. Petersbourg 1875. S. 5 und S. 139.

2) Zeitschr. f. Ethnologie 1873, S. 159 der Verhandl. der Berl. Gesellschaft f. Anthrop., Ethnol. und Urgeschichte.

derselbe genau an der Stelle gelegen hat, wo das Ohrläppchen zu suchen wäre. Man sieht noch jetzt eine ausgedehnte grüne Färbung der Ohrgegend rechterseits, namentlich des Jochfortsatzes und des aufsteigenden Kieferastes bis zum Winkel. Wäre diese bestimmte Lage nicht gegeben, so würde schwerlich Jemand bei der Grösse dieses Ringes auf den Gedanken gekommen sein, dass es ein Ohrring sei. Auch seine Form ist keineswegs der Art, um auf eine solche Vermuthung zu führen. Nachdem es aber feststeht, dass es ein Ohrring war, so muss man sich wohl vorstellen, dass er mit dem zugespitzten Ende durch das Loch im Ohrläppchen gestossen und dann durchgezogen wurde, so dass die Schleife am anderen Ende ihn festhielt."

Auch Biefel und Luchs[1]) heben wiederholt hervor, „dass die Ringe in Schlesien stets genau hinter der Oeffnung des äusseren Gehörganges am Zitzenfortsatz des Schläfenbeins gefunden worden, wie dies noch heute an der durch die Bronzepatina hervorgerufenen grünen Färbung jener Stellen an den im schlesischen Museum befindlichen Schädeln zu sehen ist. Die Ringe lagen mehrfach zu Haufen, nur wenig verschoben, so dass sie an Haarringe dachten." „Einige Ringe (bei Schwannowitz) enthielten deutlich konservirte Hauptbaare, so dass die Bestimmung dieser Ringe überhaupt als Haarringe und nicht als Ohrringe gedeutet werden muss." [2])

Wir selbst haben oben bei der Beschreibung der Schädel und des ganzen Fundes gesehen, dass die Ringe niemals in der Schläfengegend, sondern stets in der Gegend des äusseren Ohres gelegen haben; noch deutlicher aber geht dies aus der Zeichnung hervor Tafel II, Fig. 1*a*, welche die Lage der vier Ringe in situ getreu wiedergiebt: es ist genau die Stelle, wo die Ohrmuschel sitzt. Der Name Schläfenringe ist daher jedenfalls nicht glücklich, weil er eine ganz falsche Vorstellung von der Lage der Ringe am Kopfe erregt.

Aber auch die Berufung auf Ouvaroff wird hinfällig durch die Mittheilung, welche dieser selbst mir machte. Er schreibt mir nämlich wörtlich: „Les anneaux de tempes des tombeaux Mériens sont completement ronds et fermés. Tous à peu près sont de la même grandeur et de la même fabrique. Un fil de bronze, bien rarement d'argent est roulé en anneau fermé, mais les bouts ne sont jamais soudés. Je vous envoie, ci-joint, un anneau de tempes, c'est le type et la grandeur de tous les autres. (Diesen Ring habe ich in natürlicher Grösse und Gestalt Tafel II, Fig. 23 abbilden lassen.) Très souvent je les ai trouvés percés dans une bande de cuire. Alors les anneaux sont rangés regulièrement les uns auprès des autres. Sic: (die hier folgende Zeichnung ist Tafel II, Fig. 24 wiedergegeben). La forme des anneaux, dont vous m'envoyez le dessin, ne s'est rencontré nulle part. Surtout jamais je n'ai vu des anneaux de cette forme en aussi grande quantité, que dans les tombeaux dont vous parlez."

1) Schlesien's Vorzeit in Bild und Schrift l. c. S. 193.

2) eodem 22. Bericht 1874, S. 202.

Wenn wir daher die Bezeichnung dieser Ringe als Schläfenringe absolut verwerfen müssen, so können wir dennoch nicht die Bezeichnung Ohrringe für dieselben empfehlen, obwohl dieselbe aus folgenden Gründen viel berechtigter ist. Erstlich ist bei einigen Ringen von derselben charakteristischen Form mit einem hakenförmig umgebogenen Ende das andere Ende entschieden zugespitzt, so dass bei ihrer Kleinheit ihre Bestimmung, durch das Ohrläppchen gezogen und als wirkliche Ohrringe getragen zu werden, ganz unzweifelhaft erscheint, wie die in Posen befindlichen silbernen Exemplare lehren, welche aus dem Grabe in Biale Piątkowo bei Miloslaw, Kreis Schroda, herstammen und von uns Tafel II, Fig. 25 *a*, *b* in natürlicher Grösse und Stärke wiedergegeben sind. Herr Feldmanowski sagt ausdrücklich, „dass sie ganz scharfe Spitzen haben". Aber auch einer der von uns bei Kaldus gefundenen grösseren Hakenringe (aus Grab 49) hat, wie schon oben erzählt worden, ein entschieden zugespitztes Ende, so dass seine Verwendung als Ohrring nicht unwahrscheinlich erscheint.

Dann aber sind alle diese Ringe in der Gegend des äusseren Ohres getragen worden, wie alle guten Fundberichte konstatirt haben, und es wäre daher entschieden diese Bezeichnung die richtigste, wenn sie nicht zu der irrthümlichen Vorstellung Veranlassung gäbe, dass sie alle wie gewöhnliche Ohrringe getragen worden sind.

Dass dieses aber nicht der Fall war, beweist die Lage der Ringe, wie wir sie in Kaldus gefunden und in situ Tafel II, Fig. 1 *a* genau abgebildet haben. Man sieht dort, wie die Ringe nicht nur die ganze Höhe der Ohrmuschel einnahmen, sondern noch darüber hinaus über die sutura squamosa bis an das Scheitelbein reichten, so dass sie also nicht nur nicht im Ohrläppchen, sondern unmöglich in der Ohrmuschel überhaupt getragen sein konnten, abgesehen davon, dass sie durch ihre Grösse, Dicke und Anzahl entschieden dafür zu schwer erscheinen und einen zu groben Insult voraussetzen. Andererseits weist der Befund des Lederbandes mit den 6 Ringen aus Xiązenice bei Warschau, Tafel II, Fig. 21, darauf hin, dass diese Ringe thatsächlich auch an einem Lederband aufgereiht wurden. Bringt man aber diese beiden Thatsachen aus Kaldus und Xiązenice mit einander in Verbindung, so ergiebt sich mit einer sehr grossen Wahrscheinlichkeit, dass die Hakenringe auch als eine besondere Art des Kopfpntzes getragen wurden. Man muss sich dann um Stirn und Hinterhaupt ein Band oder einen sonstigen Kopfputz denken, von welchem zu beiden Seiten die Ringe, auf Leder gezogen, über die Ohrmuschel herabhingen.

Aus dieser Erwägung und dem Anblick unserer Zeichnung folgt weiterhin, dass diese Ringe bei stärkeren Kopfbewegungen auch an einande klingen mussten und so zugleich eine Art Klapperzierrath darstellten, welche vielleicht schon deshalb möglichst nahe am Ohr getragen wurde.

Die Möglichkeit, dass die Ringe auch zuweilen als Haarringe in das Haar eingeflochten wurden, wie Luchs und Biefel in Breslau meinen,

lässt sich nicht bestreiten, obwohl der blosse Befund von Haaren in denselben dies nicht unbedingt beweist. Jene Ansicht aber, dass diese Ringe auch als Fibeln zur Befestigung der Kleidungsstücke verwandt wurden, scheint mir nur auf mangelhafter Kenntniss genauer Fundberichte zu beruhen.

Wir glauben hiernach die Bezeichnung dieser Ringe von der so charakteristischen konstanten Form und nicht von der wechselnden Bestimmung derselben entnehmen zu müssen und nennen sie lieber hakenförmige Ringe oder kurz Hakenringe; die von anderen gebrauchte Bezeichnung Schleifenringe entspricht nicht der wirklichen Form.

d) Zeit.

Was nun die Zeit betrifft, für welche die Hakenringe charakteristisch sind, so stimmen wir vollständig mit Sophus Müller überein, dass die Gräber, in denen dieselben gefunden worden, einerseits in die Anfänge der christlichen Zeit hinein, andererseits aber auch bis auf die Zeiten der Völkerwanderung zurückreichen. Das erstere ist durch Münzfunde und durch eigenthümliche Beigaben erwiesen, welche auf christliche Gebräuche hindeuten, das letztere durch gleichzeitige Beigaben klassischen Stils (wie in Kettlach) oder aus der älteren Eisenzeit (wie Bartelsdorf bei Rostock). Es wird daher jedes Gräberfeld, in dem diese Ringe gefunden werden, wohl für ein slavisches erklärt, indessen die Zeit seiner Entstehung jedesmal aus den begleitenden Umständen erst erschlossen werden müssen.

So sehen wir in Oliva die Cultur der älteren Eisenzeit vollkommen entwickelt, der dort gefundene Hakenring zwingt uns daher zu der Annahme, dass die Slaven bereits dorthin vorgedrungen waren zur Zeit, als dieses Urnenfeld benutzt wurde; dagegen weisen die Scherben vom Burgwalltypus, welche wir mit den Hakenringen bei Kaldus zusammenfanden, darauf hin, dass die dortigen Reihengräber aus dem Ende des vorigen Jahrtausends herstammen.

Als Gesammtresultat unserer archäologischen Untersuchung über die Hakenringe ergiebt sich also: 1) dass sie in der That eine spezifisch slavische Sitte bezeichnen; 2) dass sie theils als wirkliche Ohrringe, theils als besonderer Zierrath auf Leder gezogen über beide Ohrmuscheln herabhängend getragen wurden und 3) dass sie von dem älteren Eisenalter an bis in die Zeit des Christenthums hineinreichen.

Die übrige Charakterisirung der slavischen Reihengräber, in denen die Hakenringe gefunden worden, die anderen gleichzeitigen Beigaben in denselben schildert Müller so übereinstimmend mit dem Fundbericht von Kaldus, das wir diesen geradezu als typisch betrachten können.

Drei Punkte müssen wir noch besonders hervorheben. In einigen slavischen Reihengräbern hat man um die Stirn der Schädel einen eisernen

Reif und darin Holzfragmente befestigt gefunden: Biefel und Luchs[1]) erklären diese Theile für eine mit einem Eisenreif versehene Kopfbedeckung aus Holz, während v. Sadowski (nach einer schriftlichen Mittheilung) nach Wocel's Vorgang darin Reste eines Eimers sieht, welcher mit Weihwasser gefüllt nebst einem crux absolutionis aus Blei oder Silber dem Verstorbenen mitgegeben wurde ob id, quod diabolus eum locum horreat accedere, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse eines Schriftstellers[2]) aus dem 13. Jahrhundert. — Bei Kaldus ist nichts Aehnliches gefunden worden.

Andererseits giebt Biefel[3]) an, dass die Haarringe nur den Weibern mit in's Grab gegeben wurden. Diese Ansicht ist entschieden nicht richtig. Wir haben bei Kaldus die Hakenringe nicht nur zugleich mit einem Gürtelmesser bei einem und demselben Skelett gefunden, sondern konnten an den Schädeln mit solchen Ringen die anatomischen Charaktere des männlichen Geschlechts wiederholt nachweisen. Es geht daher aus unserem Fundbericht unzweifelhaft hervor, dass beide Geschlechter die Hakenringe trugen.

Endlich müssen wir jener merkwürdigen Sitte gedenken, welche wir in den Gräbern bei Kaldus konstatirten, dass jeder Leiche bei der Beerdigung Scherben unter den ersten Wirbel und in jede Hand gelegt wurden. In anderen slavischen Reihengräbern ist nur Aehnliches, aber nicht Gleiches beobachtet worden. So lag in Ruszcza[4]) eine grosse Anzahl Scherben an jedem Skelett, so befanden sich in Gross-Rackwitz[5]) neben jedem Skelett auf beiden Seiten, vom Becken bis zur Schulterhöhe Urnenscherben von verschiedenem Material. Auch in Stangenwalde bei Rossitten auf der kurischen Nehrung scheint eine ähnliche Sitte geherrscht zu haben. Dort fand Schiefferdecker[6]) wenigstens bei zwei Skeletten: „neben dem Kopf auf der rechten Seite einen Scherben einer kleinen Urne“ und „einige kleine Thonscherben dicht am Kopfe.“ v. Sadowski meint, „es seien dies in den Zeiten zwangsweiser Einführung des Christenthums öfters vorkommende Zeichen eines geheimen Festhaltens am Heidenthum.“ (Briefliche Mittheilung.) Wenn man alle slavischen Reihengräber für christliche hält, so ist diese Auffassung eine berechtigte. Da wir aber nachgewiesen haben, dass jene Ansicht den wirklichen Thatsachen nicht entspricht, dass vielmehr der christliche Charakter des Friedhofs erst aus den besonderen Verhältnissen jedesmal erwiesen werden muss, da wir ferner bei Kaldus nichts gefunden haben, was das Christenthum der dort Beerdigten auch nur andeuten könnte, so halten wir jene Sitte für eine rein heidnische, welche bis-

---

1) l. c. S. 184.
2) Durand im Rationale divinorum officiorum.
3) l. c. S. 184.
4) Zeitschr. für Ethnologie 1875, S. 258 der Verhandlungen der Berliner Gesellsch. f. Anthrop., Ethnol. und Urgeschichte.
5) Schlesien's Vorzeit, 22. Bericht, 1874, S. 204.
6) Schriften der physik. ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg, XII, S. 44 u. 47.

her nur nicht öfter festgestellt wurde, weil man auf diesen Punkt zu wenig achtete, kurz für den letzten Rest jenes alten weit verbreiteten Gebrauchs, ganze Gefässe der Leiche mit in's Grab zu geben.

2) Anthropologischer Abschnitt.

Wenn wir die 30 Schädel aus den Reihengräbern am Lorenzberge bei Kaldus zunächst nach ihrem Breiten-Index ordnen, so erhalten wir folgende Reihe:

Bezeichnung des Schädels	Breiten-Index	Höhen-Index	Breiten-Höhen-Index
19	63,1	74,9	118,6
16	66,8	77,1	108,8
27	68,7	75,1	105,6
4	70,3	72,9	103,7
21	70,5	73,3	103,9
25	70,6	67,0	94,8
3	70,8	75,0	105,3
6	72,6	—	—
5	73,0	75,1	102,9
18	73,6	75,1	102,1
2	73,9	74,4	100,7
11	74,5	76,6	103,5
10	74,6	76,8	103,0
13	75,1	76,8	102,2
14	75,1	77,3	102,9
23	75,1	78,6	104,6
15	75,3	—	—
12	75,3	76,9	102,1
30	75,8	79,8	105,1
29	76,4	75,8	99,2
17	76,9	—	—
7	77,5	—	—
1	78,5	81,3	103,6
26	78,8	75,1	95,3
24	78,9	—	—
22	79,0	—	—
20	80,0	77,0	96,2
8	80,6	74,1	95,0
9	81,1	81,1	100,0
18	81,4	75,1	102,1
Gesammtmittel . .	74,79	76,2	102,0

Diese Tabelle lehrt uns: 1) dass von den Schädeln aus den Reihengräbern am Lorenzberg $^{13}/_{15}$ einen Index unter 80 und nur $^{2}/_{15}$ einen solchen über 80 besitzen, und zwar 11 einen solchen von 63—73, 15 einen solchen von 74—79 und 4 einen solchen von 80—81,4, dass dem entsprechend das Gesammtmittel von 74,79 dieselben in die Gruppe der Mesocephalen verweist; 2) dass der Höhendurchmesser viel weniger schwankt, als der Breitendurchmesser, die Schwankungen beider Reihen indessen nicht immer in gleicher Richtung stattfinden; 3) dass von den 24 Schädeln, bei welchen der Höhendurchmesser gemessen werden konnte, 18 höher als breit sind, bei einem die Höhe der Breite ganz gleich und bei einem fast gleich ist, während nur bei vieren die Höhe von der Breite übertroffen wird, dass dem entsprechend das Gesammtmittel des Breiten-Höhen-Index aller Schädel 102,0 beträgt.

Vergleicht man diese Verhältnisse mit denen, welche Weisbach an 221 Slavenschädeln überhaupt, Kopernicki an den Ruthenen, wir an den Kassuben ermittelt haben, so muss man es ganz entschieden aussprechen, dass die in den Reihengräbern am Lorenzberg bei Kaldus bestatteten Menschen ihrer Schädelbeschaffenheit nach von den heutigen Slaven wesentlich verschieden sind. Während die Schädel der Slaven nach allen diesen Untersuchungen breiter sind, als hoch, sind die Schädel von Kaldus höher als breit, und während jene zum allergrössten Theile einen Index über 80 haben, zeigen diese umgekehrt zum allergrössten Theil einen solchen unter 80. Dieses Verhältniss wird am besten durch folgende Tabelle illustrirt:

Index	Kaldus	Cassuben	*) Ruthenen	*) Polen	*) Slowaken	*) Czechen	*) Kroaten	*) Slovenen
63	1	—	—	—	—	—	—	—
66	1	—	—	—	—	—	—	—
68	1	—	—	—	—	—	—	—
70	4	—	—	—	—	—	—	—
72	1	—	—	—	—	—	—	2
73	3	—	—	—	—	—	—	—
74	2	1	—	2	—	—	1	1
75	6	—	1	1	—	—	1	1
76	2	1	—	1	—	1	1	—
77	1	1	1	1	—	—	—	1
78	3	2	3	2	1	2	4	—
79	1	—	1	2	—	4	1	—
80	2	2	4	2	2	1	6	2
81	2	2	4	4	3	2	5	2
82	—	3	5	5	1	3	7	1
83	—	—	1	5	3	7	5	2
84	—	—	2	4	3	10	9	2
85	—	—	3	2	4	4	7	2
86	—	1	1	3	2	3	4	1
87	—	—	1	3	1	1	5	—
88	—	—	2	1	—	—	8	1
89	—	—	1	—	—	2	4	—
90	—	—	—	1	—	—	—	1
91	—	—	—	—	—	—	1	—
92	—	—	—	1	—	—	1	—
93	—	—	—	—	—	—	2	—
Zahl der Schädel	30	13	30	40	20	40	72	19
Mittel. . . .	74,79	80,16	82,3	82,9	83,5	83,1	84,4	81,3

*) Weisbach, Zeitschr. f. Ethnologie 1874, S. 309. — Die 5 Schädel, welche Ouvaroff aus den Gräbern der Merier gewonnen hat, sind von Landzert nach dem ersten Welker'schen Schema, nicht nach der grössten Breite gemessen, daher für eine Vergleichung gar

So bestimmt wir daher im vorigen Abschnitt auch sagen konnten, dass die Reihengräber bei Kaldus ihrem archäologischen Charakter nach von einer slavischen (wahrscheinlich polnischen) Bevölkerung herstammen, ebenso bestimmt müssen wir es jetzt aussprechen, dass diese Bevölkerung in ihrem Schädelbau von den Slaven wesentlich verschieden war. — Bevor wir indess

Schädel	Alter circa	Grösste Länge A	Grösste Breite B	Aufrechte Höhe C	Grösste Stirnbreite	Kleinste Stirnbreite B_2	Hinterhauptsbreite nach Weisbach B_3	Hinterhauptslänge Ecker D	Horizontalumfang
									Män
3	20—25	185	131 VII	138 ?	113	95	100 ?	103	520
4	50—60	192	135 VI	140	112	101	107	97	525
5	30—40	185	135 ?	139 ?	120	93 ?	112	—	525 ?
6	15—20	179	130 ?	—	112 ?	94	104 ?	—	—
7	20—25	182	141	—	119	98	111	—	530
9	25	175	142 VI	142	119	93	110	87	508
11	30	192	142	147	118	97	118	—	535
12	40—50	186	140 VI u. VII	143 ?	113	96	112	103	532
13	30—40	177	133 VI	136	116	93	104	97	502
14	50	181	136 VI u. VII	140	113	100	104	97	514
15	50—60	182	137	—	120	100	113	—	530
17	30	186	143	—	—	100	116	—	—
18	30	193	142 VI u. VII	145	117	99	117	107	540
23	15—20	173	130 VI	136	112	93	—	—	490 ?
26	20—25	189	149 VII	142	121	94	118	100	540
27	20—25	182	125 ?	132	106 ?	90	98	109	—
29	30	178	136	135 ?	109	95	116	103	508
30	30—40	178	135 VII	142	113	93	113	106	515
Mittel:		183,0	135,1	139,0	114,9	95,8	110,1	100,8	520,9
									Wei
1	30—50	177	139 VII	144 ?	117	97	112	100	518
2	20—25	176	130 VI	131	110	92	102	98	496
8	55—70	170	137 VI	126 ?	117	92	109 ?	96	500
10	40—50	177	132 VI	136	112	92	102	96	510
16	20	187	125 ?	134	114	100	96	—	—
19	30	195	123 VII	146 ?	112	95	101	—	534
20	20	165	132 VII	127	122	93	104	—	480
21	30	180	127 VI u. VII	132	105	91	98	97	510
22	20	167	132 VI	—	114	93	106	—	490
24	25—30	175	138	—	121	93	99 ?	—	510 ?
25	30	194	137	130 ?	122	103	110	—	540
28	18—20	167	136	133	116	92	108	85	495
Mittel:		177,5	132,5	133,9	115,1	94,4	103,9	95,4	507,5
Gesammtmittel:		180,8	134,06	136,9	115,0	95,2	107,6	98,8	515,2

nicht zu verwerthen. Dabei fällt der Index immer etwa 2—3 pCt. des Längsdurchmessers zu klein aus (nach Welker). Erwägt man diese Correctur, so fallen die Indices der 5 Merierschädel genau innerhalb der Grenzen unserer Cassubenschädel. S. Les Mériens par le comte A. Ouvaroff S. 176 ff.

die Stammesverwandten derselben aufsuchen, wollen wir zuerst die übrigen anthropologischen Charaktere dieser Schädel feststellen, um sie desto besser mit anderen Gruppen vergleichen zu können.

Zunächst die Unterschiede des Geschlechts.

Capacität	Stirnbogen	Scheitelbogen	Hinterhauptsbogen	Gesammtbogen	A : B	A : C	B : C	A : D	A : B_2	A : B_3
n e r.										
1230	130	130	115 ?	375	70,8	75,0	105,3	55,6	51,3	54,5
1330	135	120	115	370	70,3	72,9	103,7	50,5	52,6	55,7
—	138	122	118	378	73,0	75,1	102,9	—	50,2 ?	60,5
—	125 ?	135 ?	115	375 ?	72,6	—	—	—	52,5	58,1
—	135	127	116	378	77,5	—	—	—	53,8	60,9
1365	120	125	115	360	81,1	81,1	100,0	49,7	53,1	62,9
—	130	140	130	400	74,5	76.6	103,5	—	50,5	61,5
1415	130	130	120	380	75,3	76,9	102,1	55,3	51,6	60,2
1280	128	117	115	360	75,1	76,8	102,2	54,8	52,5	58,7
1470	125	145	105	375	75,1	77,3	102,9	53,5	55,2	57,4
—	135	125	—	—	75,3	—	—	—	54,9	62,1
—	127	123	130	380	76,9	—	—	—	53,7	62,4
1460	130	130	130	390	73,6	75,1	102,1	55,4	51,3	60,6
—	125	125	115	—	75,1	78,6	104,6	—	53,1	—
1475	134	131	132	397	78,8	75,1	95,3	56,0	48,6	62,4
—	125 ?	121	104	350	68,7	75,1	105,6	—	49,4	53,8
—	120	115	120	355	76,4	75,8	99,2	—	53,3	65,2
1350	127	133	107	367	75,8	79.8	105,1	—	52,2	63,5
1375	128,8	127,4	117,7	374,5	74,77	76,6	102,3	53,86	52,2	60,0
b e r.										
1460	130	132	120	382	78,5	81,3	103,6	56,5	54,7	63,3
1245	120	120	115	355	73,9	74,4	100,7	55,6	52,2	57,9
—	130	115	115	360	80,6	74,1	95,0	56,4	54,1	64,1
1275	122	128	120	370	74,6	76,8	103,0	54,2	51,9	57,0
—	130	130	112	372	66,8	77,1	108,8	—	53,4	51,3
—	120	150	120	390	63,1	74,9 ?	118,6	—	48.7	51,8
1110	118	112	108	338	80,0	77,0	96,2	—	56,4	64,2
1150	125	125	115	365	70,5	73,3	103,9	53,8	50,5	54,4
—	110	120	—	—	79,0	—	—	—	55,6	63,4
—	130	—	—	—	78,9	—	—	—	53,1	56,5
—	120	135	125	380	70,6	67,0	94,8	—	53,1	56,7
—	122	123	107	352	81,4	79,6	97,7	50,9	55,1	64,7
1248	123,1	126,3	115,7	366,4	74,82	75,5	101,5	54,56	53,2	58,6
1329	126,5	127,0	117,0	371,4	74,79	76,2	102,0	54,21	52,6	59,4

Der Hirnschädel der Männer ist hiernach länger, breiter und höher, auch nach dem Horizontalumfang, dem Gesammtbogen und der Capacität grösser als der Schädel der Weiber, trotzdem ist der Weiberschädel im Verhältniss zur Länge ein wenig breiter (74,82) als der Männerschädel (74,77). Dagegen differiren die Längen-Höhen-Indices beider Geschlechter mehr (Männer 76,6, Weiber 75,5) und dem entsprechend auch die Breiten-Höhen-Indices (Männer 102,3, Weiber 101,5). Das Hinterhaupt ist zwar bei den Männern absolut viel länger (100,8) als bei den Weibern (95,4), indessen nicht im Verhältniss zur grössten Länge, nach welchem der Index für die ersteren 53,86, für die letzteren 54,56 beträgt. Während ferner die

Schädel	Alter circa	Breiten-Index	Oberkiefer-Länge OL	Gesichtsbreite GB	Gesichtslänge GL	Jochbogenbreite JB	Nasen-	
							Länge	Breite
							Män	
3	20—25	70,8	64	95	107	—	50	23
4	50—60	70,3	81	114	136	140	56	24
5	30—40	73,0	—	—	—	—	—	—
6	15—20	72,6	—	—	—	—	—	—
7	20—25	77,5	67	115	—	—	52 ?	—
9	25	81,1	70	108	117	128	44	25
11	30	74,5	67	103	109	—	50	—
12	40—50	75,3	—	—	—	—	—	—
13	30—40	75,1	66	100	119	120	50	25
14	50	75,1	68	113	121	130	48	26
15	50—60	75,3	—	—	—	—	—	—
17	30	76,9	—	—	—	—	—	—
18	30	73,6	69	117	123	136	55	27
23 ?	15—20	75,1	65	95	108	—	49	22
26	20—25	78,8	69	110	112	125	48	27
27	20—25	68,7	68	102 ?	116	—	51	26
29	30	76,4	67	114 ?	113	—	47 ?	—
30	30—40	75,8	—	—	—	—	—	—
Mittel:		74,77	68,4	107,1	116,4	129,8	50,0	25,0
							Wei	
1	30—50	78,5	—	—	—	—	—	21
2	20—25	73,9	63	100	100	123	46	21
8	55—70	80,6	66	100	111	126	47	22
10	40—50	74,6	59	100	98	120	44	25
16	20	66,8	79	110	—	—	55	25
19	30	63,1	70 ?	94 ?	125 ?	—	50 ?	—
20	20	80,0	—	—	—	—	—	—
21	30	70,5	64	100	105	111 ?	50	26
22	20	79,0	63	—	—	—	44	24
24	25—30	78,9	59	101	—	—	46	24
25	30	70,6	—	—	—	—	—	—
28	18—20	81,4	57	90	—	—	46	23
Mittel:		74,82	64,4	99,3	107,8	120,0	48,6	23,4
Gesammtmittel:		74,79	66,7	104,0	113,7	125,9	49,4	24,2

Weiber in der grössten Stirnbreite die Männer um ein Geringes übertreffen (115,1 : 114,9) überragen die Männer die Weiber in der kleinsten Stirnbreite bedeutend (95,8 : 94,4) aber nur absolut, nicht im Verhältniss zur grössten Länge (52,2 : 53,2); dagegen ist die absolute und relative Hinterhauptsbreite bei den Männern bedeutend grösser als bei den Frauen.

Es ist hiernach der Hirnschädel der Weiber im Ganzen zwar kleiner, der Index für die grösste Breite, die kleinste Stirnbreite und die Hinterhauptslänge, ist aber etwas grösser als der der Männer.

Ueber den Gesichtsschädel belehrt uns am besten folgende Tabelle:

Augen-		Unterkiefer-						
Höhe	Breite	Kinnbreite	Distanz der Winkel	Mediane Höhe	Nasenindex	Orbitalindex	OL : GB	GL : JB
n e r.								
37 ?	44 ?	—	—	26	46	84	148,4	—
37	45	49	91	33	42,8	82,2	140,7	102,9
—	—	46	100	27	—	—	—	—
—	35 ?	47	84	30	—	—	—	—
—	36	47	104	30	—	—	—	—
32	39	49	97	27	56,3	82,0	154,2	109,4
33	38	40	92 ?	30	—	86,8	153,7	—
—	—	47	104	31	—	—	—	—
32	39	47	86	28	50,0	82,0	151,5	100,8
33	44	47	99	36	54,1	75,0 ?	166,1	107,4
—	—	44	108	27 ?	—	—	—	—
—	—	—	—	—	—	—	—	—
32	42	50	98	34	49,0	76,1	169,5	110,5
32	41	44	81	28	44,8	78,0	146,1	—
32	41	45	87	30	56,2	78,0	159,4	111,6
—	—	49	101	30	50,9	—	150,0	—
29	40	43	110	32	—	72,5	170,1 ?	—
—	—	46	105 ?	30	—	—	—	—
32,9	40,3	46,3	96,6	29,4	50,0	79,6	155,4	107,1
b e r.								
—	—	44	91 ?	31	—	—	—	—
35	36	43	87	25	45,6	97,2	158,7	123,0
32	39	43	93	29	46,8	82,0	151,5	113,0
35	39	44	86	28	56,3	89,7	167,7	122,0
33	34	—	—	—	45,4	75,0	139,2	—
34	42	48	101	43	—	80,9	134,2	—
—	—	46	100	27	—	—	—	—
31	38	36	73	30	52,0	81,5	156,2	105,7
35	42	—	—	—	54,5	83,3	—	—
32	42	—	—	—	52,1	76,1	171,1	—
—	—	—	—	—	53,9	—	—	—
34	38	—	—	—	50,0	89,4	157,8	—
33,4	38,8	43,4	90,1	30,4	50,7	83,9	154,5	115,9
33,2	39,7	45,3	94,7	30,0	50,37	81,6	155,0	110,6

Die Länge des Oberkiefers und die Gesichtsbreite (zwischen den hervorragendsten Punkten der Jochbeine) ist bei den Männern grösser, als bei den Frauen, sowohl absolut als relativ, dagegen die Länge des Gesichts und die Jochbogenbreite nur nach den absoluten Zahlen. Die Nase ist kleiner bei der Frau, die Augenhöhlenöffnung etwas höher und schmäler als bei den Männern: beide sind leptorhin, dagegen sind die Männer im Ganzen mikrosem, die Frauen meso- und megasem.

Das Kinn ist bei den Männern entschieden breiter und die Distanz der Unterkieferwinkel grösser als bei den Frauen, dagegen ist die mediane Höhe des Unterkiefers bei den letzteren um ein Geringes grösser, als bei den ersteren.

Fassen wir hiernach die Haupteigenschaften der Schädel von Kaldus zusammen, um uns das ihnen Gemeinsame zu vergegenwärtigen, so erhalten wir folgendes Bild:

Der Schädel ist im Ganzen von mehr eckigen Formen, mesocephal und hoch. Die Norma verticalis ist einfach eiförmig, oft mit vorn abgebrochener Spitze, selten breit und eiförmig und noch seltener elliptisch: die kleinste Stirnbreite misst im Mittel nur 52,6 pCt. der grössten Schädellänge.

Das Gesicht ist orthognath, zuweilen mit geringer intermaxillarer Prognathie, die Profillinie auf dem Scheitel verläuft öfter horizontal, als bogenförmig (bei beiden Geschlechtern), das Hinterhaupt ragt meist zapfenförmig hervor und bildet nur selten in der kleinen Fontanelle einen Absatz: seine Länge beträgt im Mittel 54,2 pCt. der grössten Schädellänge.

Die Norma occipitalis bildet fast immer ein hohes Fünfeck mit abgerundeten Winkeln und gerade abfallenden Seiten.

Das Gesicht ist lang und breit, die Stirn niedrig und breit, die Nasenwurzel ist seicht und schmal, die Nase ist lang und schmal, der Nasenrücken hoch und schmal, die fossa maxillaris oft vertieft und die Jochbeine mit ihrem unteren Rande meist nach unten gerichtet, die tuberositas malaris ist oft, die spina malaris selten stark ausgeprägt.

Das foramen magnum ist meistens gross, die Schläfengruben tief und die Jochbogen häufig gewunden. Der Gaumen ist häufiger lang und schmal und zeigt in den meisten Fällen folgende Eigenthümlichkeit.

Ueber den Gaumenwulst der Schädel von Kaldus.

Wenn man die beiden Nähte, welche die beiden proc. palatini der Oberkiefer mit den beiden proc. horizontales der Gaumenbeine am harten Gaumen bilden, als sutura cruciata bezeichnet, so liegt der Kreuzungspunkt derselben im hinteren Drittel des Gaumens. Bei den Schädeln von Kaldus erhebt sich nun an dieser Stelle der Gaumen oft zu einem dicken, breiten Wulst, welcher sich nach allen Seiten hin gleichmässig verbreitert, vorn oft bis über die Mitte des Gaumens hinausgeht, hinten aber nie die spina nasalis

posterior erreicht, während er zu beiden Seiten von der Basis des eigentlichen proc. alveolaris durch eine Vertiefung getrennt bleibt. Oft bildet dieser Wulst gleichsam ein breites, kleines Plateau an der Kreuzungsstelle, welches schnebbenartig nach vorn und hinten ausläuft; zuweilen ist nur sein hinterer Theil ausgebildet, zuweilen ist er überhaupt nur angedeutet, wenn man indess erst die typischen Exemplare gesehen hat, so erkennt man leicht auch die minder ausgeprägten Formen wieder.

Dieser Gaumenwulst ist nun an den 27 Schädeln von Kaldus, welche Oberkiefer haben, 5 mal in typischer Weise vorhanden, 13 mal deutlich, nur weniger ausgebildet, 3 mal verläuft ein Wulst längs der Längsnaht und nur 6 mal ist der Gaumen ganz flach und eben.

Ausserdem verläuft die Fläche des harten Gaumens zuweilen so abschüssig von vorn nach hinten, dass ein eigentlicher processus alveolaris, von unten gesehen, in der Gegend des Zwischenkiefers gar nicht zu existiren scheint, sondern sich erst von den Eckzähnen an von der Grundfläche getrennt erhebt.

Diese beiden Eigenthümlichkeiten habe ich an den Pruzzenschädeln der Königsberger und den Polenschädeln der Weisbach'schen Sammlung in Wien ebenfalls in sehr schöner Weise ausgeprägt gefunden, wogegen Herr Professor Kupfer mir mittheilte, dass er dieselben in seiner vieljährigen Thätigkeit in Dorpat und Kiel nie zu Gesicht bekommen.

Vergleichen wir nun diese Schädel mit denjenigen, welche unter gleichen archäologischen Verhältnissen gefunden wurden, so kommen zuerst in Betracht die Schädel von Platico, welche Virchow[1]) und von Tinz und Schwannowitz, welche Biefel[2]) beschrieben hat. Beide Fundorte sind, wie wir oben gesehen, durch jene Hakenringe charakterisirt, welche wir als slavische ermittelt haben.

Die 4 Schädel von Platico[1]) „sind relativ niedrige Dolichocephalen und haben im Mittel einen Breiten-Index von 72,3, einen Höhen-Index von 72,2 und einen Breiten-Höhen-Index von 98,8; im Ganzen ergiebt sich eine Gestalt, wie wir sie von den Germanenschädeln des Westens seit längerer Zeit kennen und man wird kaum fehlgehen, wenn man dieses Gräberfeld einem älteren deutschen Stamme zuschreibt."

Von den bei Tinz und Schwannowitz gefundenen Schädeln ist nur einer soweit erhalten, dass die Indices ermittelt werden konnten; diese sind für

Tinz I.[2]) Breiten-Index 71,6, Höhen-Index 75,8, Breiten-Höhen-Index 104,3, es ist also auch dieses ein Dolichocephale; auch die 2 Schädelfragmente

1) Zeitschr. f. Ethnologie, V. Jahrg., S. 159 der Verhandlungen der Berliner Gesellsch. f. Anthrop., Ethnologie und Urgeschichte.

2) Schlesien's Vorzeit in Bild und Schrift, II., Heft 10, S. 204.

von Tinz II. und von Schwannowitz zeigen in den wenigen ermittelten Massen und in der Abbildung, dass sie dolichocephal gewesen. Biefel ist ebenfalls geneigt, diese Schädel für germanische zu halten.

Auch hier sehen wir also, wie die Resultate der kraniologischen Forschung denen der archäologischen gerade gegenüber stehen; wir finden auch in den slavischen Gräbern von Platico und von Tinz Menschen beerdigt, welche in ihrem Schädelbau von den heutigen Slaven ganz verschieden sind und wie Virchow (wenigstens 1873) sagte, den Germanen der westdeutschen Reihengräber ähnlich sind.

Wenngleich nun diese geringe Zahl von Schädeln kein sicheres Urtheil gestattet über den Schädelbau der ganzen Bevölkerung, aus der jene herstammen, so lehren sie uns doch auf's Bestimmteste, dass zur Zeit, da die Slaven nach Westen vordrangen und ihre nationale Sitte schon die Herrschaft erlangt hatte, in der Bevölkerung von Platico und von Tinz noch entschieden dolichocephale Elemente vorhanden waren, welche in ihrer physischen Natur den Charakter der germanischen Abstammung behaupteten, obschon sie in ihren Sitten vollständig slavisirt waren.

Und so ist es auch bei Kaldus. Die Schädel von Platico und Tinz finden ihres Gleichen genug unter den Schädeln von Kaldus, aber unter den letzteren existiren auch viele Mesocephale und sogar einige Brachycephale. So sicher es hiernach auch ist, dass die Bevölkerung von Kaldus zur Zeit, als slavische Sitte dort herrschte, noch viele dolichocephale Elemente enthielt, so folgt andererseits daraus nicht auch, dass die übrigen Elemente der Bevölkerung, wie sie in den Reihengräbern von Kaldus vertreten sind, auch in Platico und Tinz vorhanden waren, d. h. dass eine gleich zusammengesetzte Bevölkerung im ganzen Gebiet der slavischen Reihengräber gelebt habe. Das Gebiet der Hakenringe fällt eben nicht zusammen mit einer bestimmten Schädelform.

Im Gegentheil zeigen die Schädel von Kaldus mit den Schädeln, welche in heidnischen Gräbern auf unzweifelhaft pruzzischem Gebiet gefunden worden, eine viel grössere Uebereinstimmung, als mit den der reinen Slaven.

Die alten Pruzzen, d. s. die einstigen Bewohner der Provinz Preussen östlich von der Weichsel, werden von den Sprachforschern der lettischen Völkerfamilie zugewiesen und da deren Sprache der slavischen näher steht, als der germanischen, so wird gewöhnlich angenommen, dass die Pruzzen auch physisch den Slaven nahe standen, ja zuweilen werden sie mit den Slaven vollständig identificirt. Das ist aber ein grober Irrthum und beruht nur auf vollständiger Unkenntniss der Thatsachen. Ebenso wie die alte Cultur der Pruzzen durchaus verschieden ist von derjenigen der Völker auf dem westlichen Weichselufer und der Polen, so sind auch ihre Schädel von ganz anderer Beschaffenheit, als die der Slaven.

Ein einziger Besuch der Sammlungen der Prussia und der physikalisch-

ökonomischen Gesellschaft in Königsberg lehrt das erstere schon deutlich. Herr Professor Kupfer hat jetzt auch die Schädel der Anatomie und der archäologischen Sammlungen für den Katalog der deutschen anthropolog. Gesellschaft bearbeitet; auf diese Weise wird es auch weiteren Kreisen möglich werden, sich von der Wahrheit des zweiten Satzes zu überzeugen. Die alten Pruzzenschädel sind nämlich zum grössern Theil mesocephal, ein kleiner Theil ist dolichocephal und ein noch kleinerer Theil ist brachycephal; ja diese Thatsache macht sich noch heute so geltend, dass die jetzt lebende Bevölkerung der ganzen Provinz Preussen trotz der vielen brachycephalen, slavischen Bezirke im Mittel immer noch mesocephal ist.

Ich habe schon früher[1]) nachgewiesen, dass auffallend viele dolichocephale und mesocephale Gräberschädel im Gebiet der alten Pruzzen vorkommen und wenn auch damals mir nur die Messungen des Herrn v. Wittich zu Gebote standen, welcher den Index nur nach der Parietalbreite berechnete und die grösste Breite garnicht berücksichtigte, so haben mir einerseits die Abbildungen der Schädel und die eigene Anschauung, andererseits auch die neuen Messungen, welche Herr Professor Kupfer nach dem Messschema der deutschen anthropologischen Gesellschaft veranstaltet hat, jenen Satz vollständig bestätigt.

Die folgende Tabelle, in welcher C stets die Höhe bezeichnet[2]), welche vom vorderen Rande des foramen magnum zur Pfeilnaht vertikal zur v. Jhering'schen Horizontalen gezogen wird, lehrt am besten das bestehende Verhältniss.

Mittel aus	A	B	C	Capacität	A : B	A : C
282 Schädeln der heutigen Bevölkerung der gesammten Prov. Ost- u. Westpreussen (mit vielen slavischen Bezirken)	181,3	143	128,2	1385	79,15	70,9
50 reinen Lettenschädeln . .	179,6	140,1	130,9	1365,7	78,05	72,9
15 reinen Litthauerschädeln .	179,3	140,6	133,4	1327,3	78,45	74,45
den 30 Schädeln von Kaldus	180,8	134,06	133,4	1329	74,79	74,2

Die Schädel von Kaldus sind hiernach zwar etwas schmäler, wie die der Litthauer, aber immerhin, wie jene, mesocephal, während die Höhe und die Capacität fast genau übereinstimmt.

Erwägen wir nun, dass die Bewohner des Culmer Landes nur von Pruzzen und Slaven umgeben waren, dass ferner die Schädel von Kaldus

1) Zeitschrift für Ethnologie 1874 S. 218 ff.

2) Ich benutze diese Gelegenheit, Herrn Professor Kupfer und Herrn Studiosus Hagen für die Unterstützung, welche sie mir bei meinen Studien in Königsberg angedeihen liessen, öffentlich meinen Dank zu sagen.

von den Schädeln der Slaven wesentlich verschieden, dagegen den Schädeln der Pruzzen sehr ähnlich sind, so ergiebt sich als das Resultat unserer archäologischen und anthropologischen Untersuchung von selbst folgender Satz:

Die Reihengräber am Lorenzberg bei Kaldus stammen ungefähr aus dem Ende des vorigen Jahrtausends her, jedenfalls aus einer Zeit, in welcher das Culmer Gebiet schon polnisch war; die dort begrabene Bevölkerung aber war nach ihrem Schädelbau nicht slavisch, sondern den Pruzzen nahe verwandt[1]).

III. Das Gräberfeld von Gross Morin bei Inowraclaw in Cujawien.

A. Fundgeschichte und anatomischer Theil.

Zwischen Thorn und Inowraclaw, etwa 1 Meile vom Bahnhof Gniewkowo liegt die Domaine Gross Morin auf einer flachen Erhebung mitten in der fruchtbaren Cujawischen Ebene. Nicht weit vom Gutshause führte ein Feldweg über einen niedrigen Berg, der für hochbeladene Wagen unbequem war und deshalb von dieser Stelle abgetragen werden sollte, so dass der Weg in denselben gleichsam eingeschnitten wurde. Bei dieser Arbeit stiess man nun in einer Tiefe von 2 bis 3 Fuss auf schwarze Stellen, welche sich von dem lehmigen Boden deutlich unterschieden und in denselben auf 4 menschliche Skelette. Das erste derselben hatte neben sich ein schön polirtes Hammerbeil aus Diorit, Tafel II Fig. 27, und eine grosse Bernsteinperle Fig. 28, das zweite einen stark abgenutzten Doppelhammer aus Diorit Fig. 26, die übrigen waren ohne Beigaben. Die Knochen wurden alle zusammen in eine Grube geworfen, bis auf eine Schädelhaube, welche mit den erwähnten Beigaben in die Hände des Herrn Domainenraths Mellien gelangten. Als dieser mir von dem Funde Mittheilung machte, und die in seinem Besitz befindlichen Objekte zur wissenschaftlichen Verwerthung freundlichst überliess, besuchte ich die Gräberstätte persönlich und fand an den Seitenwänden des Hohlwegs noch deutlich abgezeichnet die schwarzen Stellen im Boden und in diesen weiterhin eine Menge Thonscherben, 2 schön gearbeitete Pfriemen aus Knochen, sehr viele Thierknochen, meistens vom Pferd und Rind, und darunter auffallend viele spitze und scharfrandige Stücke, endlich in der oben erwähnten Grube die von den Arbeitern vergrabenen Menschenknochen. Leider sah ich, dass wie gewöhnlich, so auch hier der schöne Fund von den Arbeitern arg behandelt worden war; es gelang mir zwar Knochen von 4 Skeletten zu sammeln,

---

1) Dieses Ergebniss unserer Analyse dürfte für die älteste Geschichte des Culmer Gebiets von besonderem Interesse sein, da die Frage von der nationalen Zugehörigkeit seiner Einwohner in der letzten Zeit von den Historikern lebhaft erörtert worden ist.

allein nur die Fragmente von 2 Schädelhauben liessen sich bei aller Mühe noch zusammensetzen. Im Ganzen wurde von Menschenknochen für eine wissenschaftliche Betrachtung gerettet:

1) eine grösstentheils erhaltene Schädelhaube mit dem linken Schläfenbein, an der nur ein Stück des rechten Scheitelbeins und die untere Hälfte der Hinterhauptsschuppe fehlen. Tafel IV. Fig. 8, Der Knochen ist ungemein schwer, dickwandig, die arcus superciliares sind sehr dick und fliessen zusammen, die linea semicircularis, die Jochleisten und die linea arcuata des Hinterhaupts mit der protuberantia auffallend stark entwickelt, die Nasenbeine ragen in fast horizontaler Richtung hervor, die Nähte sind fast ganz obliterirt, nur die Lambdanaht ist noch deutlich zu verfolgen. Mann von 30—50 Jahren von besonders starkem Knochen- und Muskelbau.

Die Norma verticalis ist nach der Zeichnung Fig. 8a elliptisch.

Die N. temporalis zeigt, wie die Mittellinie über die Wülste der Augenbrauenbogen hinweg sich lang nach hinten erstreckt; sie steigt zuerst flach zur Stirn und zum Scheitel an, um dann ebenso gestreckt sich bis zum Ende der Pfeilnaht herüber zu senken, wo die Hinterhauptsschuppe sich mit einem schwachen aber deutlichen Absatz anfügt.

Die N. occipitalis zeigt ziemlich steil abfallende Seitenwände mit einem sanften Rundbogen.

Die Maasse sind, soweit sich dieselben nehmen liessen, folgende:

Grösste Länge A = 200

Grösste Breite B auf der geometrischen (ergänzten) Zeichnung = 133 VI.

Länge des Hauthaupts D = 104

		Verhältnisszahlen:
Stirnbogen	= 130	
Sehne dazu	= 111	A : B = 66,5
Scheitelbogen	= 137	A : D = 52,0
Sehne dazu	= 126	

Es geht daraus zunächst hervor, dass dieser Mann zu den äussersten Dolichocephalen gehört hat.

2) Ein zweites Schädelfragment besteht nur aus einem Stück des Stirnbeins, 2 Stücken der Parietalbeine mit der ganzen Pfeilnaht und der Spitze der squama occipitis. Der Knochen ist ebenso dick und schwer, wie der erste, die Nähte noch alle deutlich, die coronalis schon feinrandig. Gemessen konnte nur der Scheitelbogen werden, welcher 140 mm und die Sehne dazu, welche 126 mm betrug; die Pfeilnaht verläuft demgemäss ebenso gestreckt wie bei dem ersten Schädel. Mann von 20—30 Jahren.

3) Die Hinterhauptsschuppe mit einem Stück Keilbein von einem sehr jugendlichen Individuum bietet nur dieselben allgemeinen Charaktere ohne jeden Anhalt zur kraniologischen Beurtheilung.

4) ein rechtes Jochbein sammt Oberkiefer mit gut erhaltenem Eckzahn und 4 Backzähnen, der Weisheitszahn ist schon durchgebrochen, alle Zähne

sind gesund, sehr kräftig und die Kauflächen zum Theil stark abgeschliffen, zum Theil noch mit vollständigem Schmelz versehen.

5) Ein fast ganz erhaltener Unterkiefer von einem etwa 9jährigen Kinde (der zweite bleibende Schneidezahn im Durchbruch) zeichnet sich aus durch besondere Stärke in der ganzen Bildung besonders der Zähne. Die Aeste steigen schräge nach hinten auf, das Kinn ist 40 mm breit. Dieser Unterkiefer dürfte wohl dem sub 3 erwähnten jugendlichen Schädel angehören.

6) Ein zweiter Unterkiefer von einem älteren Individuum, der nur zur Hälfte vorhanden ist bietet ähnliche Verhältnisse in Betreff des Astes und des Kinns, wenngleich derselbe nicht so kräftig entwickelt ist, wie der erste kindliche.

7) Dagegen ist die fast ganz erhaltene Hälfte eines dritten Unterkiefers mit den letzten 4 Zähnen von so auffallender Grösse und Stärke in der ganzen Bildung des Knochens, der Zähne und der Muskelansätze, dass wir denselben nur dem einstigen Besitzer der sub 1 und 2 erwähnten Calvaria zuschreiben können. Die Höhe des Körpers beträgt seitlich von der Medianlinie 35 mm.

B. Ethnologischer Theil.

Was zunächst den archäologischen Charakter dieser Gräber betrifft, so ist derselbe in der Fundgeschichte klar ausgesprochen. Es fehlte diesen Menschen jede Beigabe von Metall; aus Stein und Knochen bestanden ihre Waffen und Werkzeuge und dass sie mit denselben wirklich gearbeitet haben, zeigt der eine sehr stark abgenutzte Doppelhammer aus Diorit Taf. II. Fig. 26. Seine grösste Länge beträgt 140 mm die grösste Breite 55, die grösste Dicke 37 mm. Das Schaftloch ist genau in der Mitte, so dass von seinem Rande nach jedem Endpunkte des Längsdurchmessers hin genau 60 mm, nach jedem Endpunkte des grössten Breitendurchmessers 17 mm sind. Das Schaftloch ist nicht ganz rund, der Breitendurchmesser der Oeffnung beträgt 20 mm, der Längendurchmesser 21 mm, sowohl an der obern als an der untern Seite. Aus den nicht abgesprengten Stellen geht hervor, dass der Hammer, welcher nach beiden Seiten zugespitzt ist, ursprünglich glatt polirt war. Dass diese Menschen von Gross Morin einst nicht nur grobe Arbeit verrichteten, sondern auch Musse und Sinn hatten für die Verschönerung ihres Lebens, das lehrt uns die grosse Bernsteinperle und das schöne Hammerbeil aus Diorit.

Die erstere Tafel II. Fig. 28 ist glatt und ziemlich rund, sie hat elnen Durchmesser von 60 mm und ist 7 mm dick, ziemlich in der Mitte befindet sich ein kleines Loch, welches schräg von oben nach unten gebohrt ist. Die obere Fläche ist durch je 3 Reihen von Punkten, welche in der Richtung zweier Durchmesser verlaufen, verziert.

Aber viel schönere Arbeit zeigt das Hammerbeil aus Diorit Taf. II.

Fig. 27 a u. b. Es ist von so gefälliger Form und so schön verziert und polirt, dass es schon einen hohen Grad von Kunstfertigkeit verräth. Die skandinavischen Archäologen setzen diese Art von Hammerbeilen in das Ende der Steinzeit oder schon in den Anfang der Metallzeit, sie kommen bei uns jedenfalls selten vor. Seine grösste Länge beträgt 176 mm, die grösste Breite 52 mm, die grösste Höhe an der Schneide 49 mm. Vom vordern Rand des Schaftlochs bis zur Schneide sind 92 mm, von seinem hintern Rand bis zur Bahn 54 mm. In dieser Längsachse verläuft eine sehr sauber ausgearbeitete Leiste, welche nach der Bahn zu etwas breiter und niedriger ist als nach der Schneide zu. Diese Leiste setzt sich unmittelbar in die Schneide fort, welche konvex und scharf ausgearbeitet ist und nach unten zu die Fläche des eigentlichen Beiles hakenförmig überragt. In der Gegend des Schaftlochs ist der Körper bedeutend verbreitert, während er sich nach beiden Seiten hin verjüngt.

Das Schaftloch selbst ist verhältnissmässig klein, fast rund und hat einen Dnrchmesser von 18 mm; in seinen Wänden sind deutliche Einschnitte wie von einem Bohrer sichtbar.

Eine sehr schöne Politur besitzt ferner das pfriemartige Instrument Taf. II. Fig. 29, aus Knochen, welches oben 13 mm dick und unten scharf zugespitzt ist, ebenso ein kleines aus einem Thierzahn geschickt gearbeitetes ähnliches Werkzeug.

Die zahlreichen kleinen Stücke scharfrandiger und spitzer Knochen machen den Eindruck von bequemen Artefacten oder Abfällen bei der Bearbeitung der Knochen.

Auch die Gefässe dieser Menschen waren, wie die Scherben zeigen, aus fein geschlämmtem Thone verfertigt, gut gebrannt und eigenthümlich verziert wie Taf. II. Fig. 30 u. 31 zeigen: sie zeichnen sich alle durch besondere Dicke aus und unterscheiden sich in jeder Beziehung von dem Burgwalltypus.

Wenn es hiernach nicht zweifelhaft sein kann, dass diese Gräber von Gross Morin aus jener Zeit herstammen, welche man im Norden das jüngere Steinalter nennt, so ist es zugleich von grossem Interesse festzustellen, dass um diese Zeit die Dolichocephalen bereits im untern Weichselgebiet lebten. Es sind im Ganzen selten Skelettgräber aus dieser Culturepoche in unserer Gegend erhalten.

Bei Briesen[1]) in der Nähe von Culm sind 2 Skelette gefunden worden mit einem 11 cm langen und 2 cm breitem spitzen Messer, aus schwarzem Feuerstein von roher Arbeit: der eine erhaltene Schädel ist brachycephal. — Indess genügt die Beigabe eines Feuersteinmessers allein offenbar nicht, den archäologischen Charakter des Briesener Grabes zu bestimmen, da derartige Beigaben auch in späterer Zeit vorkommen.

1) Schriften der physik. ökonomischen Gesellschaft, Band XIII. S. 155.

Dagegegen sind die gut untersuchten Gräber von Wiskiauten[1]) bei Fischhausen im Samland, wohl charakterisirt. In einem Hügel fand dort Herr Heydek:

„unmittelbar unter dem Rasen eine Brandstätte mit Urnen,

59 cm tief zusammengeworfene Menschenknochen mit einem kleinen bronzenen Meissel und einer gebogenen vierseitigen bronzenen Nadel.

96 cm tief ein Skelett in hockender Stellung mit einem durchbohrten Steinbeil am rechten Schultergelenk, einem Messer von Feuerstein und einer Knochennadel, endlich

146 cm tief genau unter dem oben bezeichneten Skelett ein anderes in derselben Lage, mit einem Feuersteinsplitter zwischen den Knochen der rechten Hand und einer zweitheiligen Gurtplatte aus Knochen in der Beckengegend,“

deren Ornament demjenigen sehr ähnlich ist, welches unser Scherben von Gross Morin Fig. 31 zeigt. Ich habe diesen Scherben photographiren und Fig. 32 nochmals nach dieser Photographie zeichnen lassen, um das Ornament der Wiskiauter Knochenplatte, welches Fig. 33 ebenfalls nach einer Photographie daneben gezeichnet ist, desto besser damit vergleichen zu können: die Aehnlichkeit des Musters ist auffallend.

Die Skelette und Beigaben aus Wiskiauten sind in der Prussia aufbewahrt.

Es leuchtet von selbst ein, dass wir hier eine zu verschiedenen Zeiten benutzte Grabstätte vor uns haben, und dass die untersten Gräber, in denen nur Beigaben einer vollständig entwickelten Steinkultur vorkommen, auch die ältesten sind. Beide Skelette haben aber äusserst dolichocephale Schädel (68,8 u. 63,1), wie die von Gross Morin, es wird daher jene Beziehung, welche zwischen beiden Grabstätten schon durch die gleiche Culturstufe hergestellt ist, durch die gleiche Form der hier und dort gefundeneu Schädel noch erweitert. Das kraniologische Resultat dieses Abschnitts gipfelt hiernach in dem Satze, dass die Dolichocephalen bereits in der jüngeren Steinzeit im Samlande und im Gebiet der unteren Weichsel existirten.

Für die Zeitbestimmung der Wiskiauter Gräber ist es von Wichtigkeit, sich das durch Münzen gut bestimmte Gräberfeld von Rosenau bei Königsberg in's Gedächtniss zurückzurufen, welches Berendt in den Schriften der physikal. ökonomischen Gesellschaft 1874 beschrieben hat. Hier tritt uns schon eine so fertige, vollständig das Leben durchdringende Metallkultur entgegen, dass dieselbe mindestens ein Jahrhundert gebraucht haben muss, um sich zu dieser Höhe zu entwickeln, von dem Moment an, da sie durch den Handelsverkehr zuerst hier Wurzel geschlagen hat. Man fand dort

---

1) Bujack, Preussische Steingeräthe S. 11. Königsberg 1875.

nämlich in und neben sehr grossen, eigenthümlichen Urnen viele und schöne Fibeln aus Silber, Bronze und Eisen, Fingerrige, Doppelbleche aus Bronze, Schnallen, Schellenknöpfe und Nadeln aus Eisen, Korallen aus Glasfluss, viele Lanzen, Speerspitzen, Kelte, Messer, Sicheln aus Eisen, — kurz alles, was für das gewöhnliche Leben, den Luxus, die Landwirthschaft, die Pferdezucht und den Krieg erforderlich ist. Und zugleich mit diesen Sachen fand man in den Urnen eine Münze des Domitian (81—96 v. Chr.), eine des Trajan (98—117) und eine jüngere, am wenigsten abgenutzte aus Marcianopolis aus dem Anfang des 3. Jahrhunderts. Wenn also im 2. u. 3 Jahrhundert v. Ch. schon eine solche Cultur unter den Pruzzen herrschte, wie sie in den Rosenauer Urnenfunden auftritt, (die dabei gesammelten Natanger Schädel waren übrigens alle meso — oder schwach brachycephal), so wird man kaum fehlgehen, wenn man die obersten Gräber des Wiskiauter Hügels mit dem Bronzemeissel nach Grewingk[1]) in das 1. Jahrhundert n. Chr. setzt, — jedenfalls sind aber die tieferen Gräber desselben Hügels mit den hockenden Skeletten, den dolichocephalen Schädeln und den Beigaben einer reinen Steinkultur nicht jünger, wahrscheinlich aber älter als aus der Zeit um Christi Geburt.

Wer waren aber diese Dolichocephalen der ältesten Gräber?

Wenn man auf demselben kleinen Gebiet, wie dies im Samland der Fall ist, in den ältesten Gräbern äusserst dolichocephale, in den spätern Gräbern immer breitere, meso- und brachycephale Schädel findet, so drängt sich bei oberflächlicher Betrachtung zunächst der Schluss auf, dass die Bewohner derselben Gegend ihre Schädelform nach und nach umgewandelt haben. Allein bei näherer Erwägung erscheint diese Auffassung bald als eine falsche. Haben wir es denn in allen diesen Gräbern mit demselben Volke zu thun gehabt? Die Historiker wissen es bestimmt[2]), dass die Pruzzen nicht die ersten Bewohner der Gegend waren, sondern dass vor ihnen schon Germanen und zwar Gothen dort gewohnt haben: die Zeit und die näheren Umstände dieses Wechsels der Wohnsitze sind allerdings nicht genau bekannt, indessen ist es doch aus anderen, rein historischen Gründen höchst wahrscheinlich, dass derselbe gegen Ende des zweiten Jahrhunderts n. Chr. stattgefunden hat, d. ist also in der Zeit, in welche das Rosenauer Gräberfeld gesetzt werden muss. Stellt man sich den Wechsel der Wohnsitze zur Zeit der Völkerwanderung nicht so vor, als ob alle Menschen desselben Stammes ausgewandert seien, sondern wie R. Pallmann so, dass ein grösserer oder kleinerer Theil zurückblieb und sich mit den späteren Herrn vermischte, so gewinnt man eine natürliche Erklärung dafür, dass

1) Archiv für Anthropologie VII. S. 83. 90.

2) Siehe hierüber Preussen, Land und Volk bis zur Ankunft des deutschen Ordens von Carl Lohmeyer, Preussische Jahrbücher, Band 33, Separatabdruck S. 5.

auch in späteren Zeiten, nachdem die Wogen der Völkerwanderung sich lange beruhigt hatten, noch dolichocephale Schädel in den Gräbern auftraten, obgleich die Bevölkerung lange nicht mehr germanisch war.

Schlussresultate.

1) Die Kassuben haben eine den heutigen Slaven ähnliche Schädelform.

2) Die Hakenringe bezeichnen eine specifisch slavische Sitte und wurden theils als wirkliche Ohrringe, theils als eine besondere Art des Kopfputzes an beiden Ohren herabhängend getragen.

3) Die Gräber mit Hakenringen reichen von der älteren Eisenzeit bis in die Zeit des ersten Christenthums.

4) Die Reihengräber am Lorenzberg bei Caldus stammen aus der Zeit der polnischen Herrschaft, enthalten aber Menschen, welche physisch den Pruzzen verwandt sind.

5) Die Gräber in Wiskiauten im Samland und in Gross Morin bei Inowraclaw in Cujawien, stammen aus der jüngern Steinzeit und enthalten äusserst dolicholephale Menschen.

Erklärung der Tafeln.

a, Die Norma verticalis
b, „ „ temporalis
c, „ „ occipitalis und
d, „ „ frontalis.

Tafel I.

Fig. 1)	*abcd*	Sullenczyn	1,	beschrieben Seite	4.
Fig. 2)	*abc*	„	2,	„ „	5.
Fig. 3)	*abcd*	„	3,	„ „	5.
Fig. 4)	*abcd*	„	5,	„ „	7.
Fig. 5)	*abc*	„	6,	„ „	7.
Fig. 6)	*abcd*	„	8,	„ „	8.
Fig. 7)	*abc*	„	11,	„ „	10.
Fig. 8)	*ab*	„	13,	„ „	10.

Tafel II.

Fig. 1) Hakenringe aus Bronze aus Kaldus. (Grab 24).
a) Die Lage der Ringe an der linken Seite des Schädels, wie sie ursprünglich gefunden wurden.
b) Die Lage der Ringe an der rechten Seite des Schädels.

Fig. 2) Ein Hakenring aus Bronze aus Kaldus. (Grab 56b).
Fig. 3) Fingerring aus Bronze aus Kaldus. (Grab 49).
Fig. 4) Siegelring aus Bronze aus Kaldus. (Grab 12).
a) in Ringform.
b) gestreckt, um die Verzierungen zu zeigen.
Ftg. 5) Scheidenbeschlag aus Bronze aus Kaldus mit Leder darin (Grab 13).
Fig. 6) dto. dto. dto. (Grab 28).
a) die obere Seite, um die Verzierungen zu zeigen,
b) die untere dto. dto.
Fig. 7) Gürtelbeschläge aus Bronze aus Kaldus (Grab 28).
a, *b* u. *c* die einzelnen Theile.
Fig. 8) Gürtelmesser aus Eisen aus Kaldus (Grab 13).
Fig. 9) dto. (Grab 18).
Fig. 10) Klammer dto. (Grab 56a).
Fig. 11) Trense dto. (Grab 56a).
a, *b*, *c*, *d* Theile derselben.
Fig. 12) Perlen aus Achat, Flussspat, Diorit, Bronze und Glasfluss, farbig aus Kaldus.
Fig. 13) Schleifstein aus Kaldus. (Grab 2).
Fig. 14) Scherben, der unter dem ersten Wirbel gefunden ist, aus Kaldus (Grab 1).
Fig. 15) dto. dto. dto. (Grab 15).
Fig. 16) Scherben, der in der rechten Hand gefunden ist, aus Kaldus. (Grab 15).
Fig. 17) Hakenring aus Bronze aus den Urnenfriedhof bei Oliva.
Fig. 18) Hakenring aus Bronze aus Xiazenice bei Warschau nach der Zeichnung des Herrn Prof. Mierzynski in Warschau.
Fig. 19) Hakenring aus Bronze aus Xiazenice bei Warschau nach der Zeichnung des Herrn Prof. Mierzynski in Warschau.
Fig. 20) Hakenring aus Bronze aus Xiazenice bei Warschau nach der Zeichnung des Herrn Prof. Mierzynski in Warschau.
Fig. 21) Das Leder von den 6 aufgezogenen Hakenringen aus Xiazenice nach der Zeichnung des Herrn Prof. Mierzynski in Warschau.
Fig. 22) Hakenring aus Horodyscze ebenfalls nach der Zeichnung des Herrn Prof. Mierczynski in Warschau.
Fig. 23) Schläfenring der Merier nach einem Exemplar, welches Herr Graf Ouvaroff in Moskau mir selbst geschickt hat.
Fig. 24) Schläfenringe der Merier auf Leder gezogen, nach einer Zeichnung des Herrn Grafen Ouvaroff.
Fig. 25) Hakenringe mit einem sehr spitzen Ende aus Biale Piatkowo bei Schroda nach einer Zeichnung des Herrn Dr. Feldmanowski in Posen. *a*, *b* zwei Exemplare dieser Ringe.
Fig. 26) Doppelhammer aus Diorit aus Gross Morin.
Fig. 27) Hammerbeil dto.
a) von der Seite gesehen,
b) von oben gesehen.
Fig. 28) Bernsteinperle aus Gross Morin.
Fig. 29) Pfriemen aus Knochen aus Gross Morin.
Fig. 30) Gefässscherben aus Gross Morin.
Fig. 31) Gefässscherben aus Gross Morin nach der Natur.
Fig. 32) Derselbe Gefässscherben nach der Photographie.
Fig. 33) Gurtplatte aus Knochen aus Wiskiauten nach der Photographie, um das Ornament zu zeigen.

Tafel III.

Fig. 1) *a b c d*	Lorenzberg	10,	beschrieben	Seite	93.
Fig. 2) *a b c*	„	12,	„	„	94.
Fig. 3) *a b c d*	„	13,	„	„	94.
Fig. 4) *a b c d*	„	14,	„	„	95.
Fig. 5) *a d*	„	23,	„	„	100.
Fig. 6) *a b c d*	„	26,	„	„	102.
Fig. 7) *a b c*	„	1,	„	„	88.
Fig. 8) *a c*	„	30,	„	„	104.

Tafel IV.

Fig. 1) *a c*	Lorenzberg	19,	beschrieben	Seite	98.
Fig. 2) *a b c d*	„	4,	„	„	89.
Fig. 3) *a b c d*	„	3,	„	„	89.
Fig. 4) *a b c d*	„	21,	„	„	99.
Fig. 5) *a b c d*	„	2,	„	„	88.
Fig. 6) *a b d*	„	8,	„	„	91.
Fig. 7) *a b c d*	„	9,	„	„	92.
Fig. 8) *a b c*	Gross Morin		„	„	127.

Tabelle der Masse.

Absolute Masse in Millimetern		des Schädels: Länge								des Schädels: Höhe					des Schädels: Breite											des Gesichts														Verhältnissmasse										
Laufende Nummer	Bezeichnung des Schädels, der Seite, auf welcher er beschrieben, und der Figur, in welcher er abgebildet.	Grösste Länge A	Länge des Schädelgewölbes	Stirnbogen	Scheitelbogen	Hinterhauptsbogen	Sehne	Länge des Hinterhaupts D (Zeichnung)	Länge des Vorderhaupts Ohröffnung — sutura nasalis (Zeichnung)	Ganze Höhe	Aufrechte Höhe C	Höhe vom foramen magnum zum vertex E	Höhe vom foramen magnum zur grossen Fontanelle	Höhe vom foramen magnum zur kleinen Fontanelle	Grösste Breite B mit Angabe des Zehntels	Stirnbreite, grösste	Stirnbreite, kleinste, B2	Scheitelbreite pp	Hinterhauptsbreite nach Ecker	Hinterhauptsbreite nach Weisbach B3	Breite zwischen den proc. mastoidei	Breite zwischen der sutur. squamos. in d. Mitte	Geringste Breite in der Temporalgrube b	Horizontale Circumferenz	Capacität in C. C.	Länge des Oberkiefers OL	Breite des Gesichts GB (hervorstehendste Punkte der Jochbeine)	Länge des Gesichts GL	Jochbogenbreite JB	Breite der Nasenwurzel	Länge der Nase	Breite der Nase	Breite der Augenhöhlen	Höhe der Augenhöhlen	Breite des Kinnes	Abstand der Unterkieferwinkel	Unterer Umfang des Unterkiefers von Winkel zu Winkel	Mediane Höhe des Unterkiefers	Länge des Astes des Unterkiefers	Index der grössten Breite A : B = 100 :	Index der aufrechten Höhe A : C = 100 :	Breiten-Höhen-Index B : C = 100 :	Index der Höhe nach Weisbach A : E = 100 :	Index des Hinterhauptes A : D = 100 :	Index der kleinsten Stirnbreite A : B2 = 100 :	Index der Hinterhauptsbreite nach Weisbach A : B3 = 100 :	Index des oberen Gesichts OL : GB = 100 :	Index des ganzen Gesichts GL : JB = 100 :	Nasenindex	Orbitalindex
1	Sullenczyn 1, Seite 4, Tafel I, Fig. 1	175	360	125	125	110	96	96	93	135	142	132	129	110	145 VI u. VII	124	97	140	109	112	120	139	70	515	1515	68	103	115	125	21	49	20	41	33	50	95	170	28	56	82,9	81,1	97,9	75,4	54,8	55,4	64,0	151	121,3	40,8	80,4
2	„ 2, „ 5, „ I, „ 2	175	370	130	120	120	96	98	84	135	136	130	129	109	142 VI	121	103	130	109	110	118	140	64	520	1418	.	.	.	127 ?	25 ?	.	.	38	29	.	.	.	.	.	81,1	77,7	95,7	74,3	56,0	58,8	62,9	.	.	.	76,3
3	„ 3, „ 5, „ I, „ 3	170	350	125	125	110	85	94	87	119	127	123	122	110	140 VI	117	94	130	106	110	104	135	65	510	1405	52	94	.	117	18	44	24	38	31	.	.	.	.	.	82,4	74,7	90,7	72,4	55,3	55,3	64,7	180	.	54,5	81,5
4	„ 4, „ 6	178 ?	350 ?	120	120	110	97 ?	.	.	120.?	128 ?	125	122 ?	108	143 ?	114	100	122 ?	105	110	.	.	69	.	.	64	.	.	.	22	51	24 ?	40	35	.	.	.	.	.	80,3	71,9	89,5	70,2	.	56,1	61,8	.	.	47,0	87,5
5	„ 5, „ 7, Tafel I, Fig. 4	178	374	130	130	114	96	93	92	133	142	132	129	111	147 VI u. VII	123	96	134	118	116	124	140	73	518	1500	70	109	.	136	20	54	20	45	33	.	.	.	.	.	82,6	79,8	96,5	74,2	52,2	53,9	65,2	155	.	37,0	73,3
6	„ 6, „ 7, „ I, „ 5	183	.	130	125	.	.	89	103	.	.	.	.	.	141 VII	121	104	113 ?	106	104	107	138	.	537	1325	68 ?	.	.	.	.	45 ?	.	42 ?	32	.	.	.	.	.	77,0	.	.	.	48,6	56,8	56,8	.	.	.	76,1
7	„ 7, „ 8	177 ?	370	120	130	120	99	.	.	135	140	137	136	118	139	113 ?	92	129	106	104	119	137	69	510 ?	.	65 ?	103	.	.	18	51	22	40	31	.	.	.	.	.	78,5	79,1	100,7	77,4	.	51,9	58,7	158	.	43,1	77,5
8	„ 8, „ 8, Tafel I, Fig. 6	178	350	120	110	120	98	102	.	127	132	130 ?	126	112	143	119	99	131	120	115	122	136	70	510	1400	70	105	.	130	18	54	23	41	32	.	.	.	.	.	80,3	74,2	92,3	73,0	57,3	55,6	64,6	150	.	42,5	78,5
9	„ 9, „ 9	171 ?	377	132	133	112	.	.	.	.	.	120 ?	120	105	140 ?	110 ?	85	119 ?	103 ?	100 ?	90 ?	139 ?	.	.	.	.	.	.	.	17	.	.	.	.	.	.	.	.	.	81,9	.	.	70,2	.	49,8	58,4	.	.	.	.
10	„ 11, „ 10, Tafel I, Fig. 7	178	360	130	115	115	100	103	91	129	129 ?	129 ?	127	112	139	118	98	124	113	111	132	137	.	510	1250	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	78,1	72,5	92,8	72,5	57,8	55,0	62,4	.	.	.	.
11	„ 12, „ 10	185	370	120	135	115	99 ?	.	.	132	132 ?	127	125	115	137	112	94	128	109	112	114	133	.	520	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	74,0	71,3	96,3	68,6	.	50,8	60,5	.	.	.	.
12	„ 13, „ 10, Tafel I, Fig. 8	158	330 ?	110	115	115 ?	.	.	.	.	.	.	.	.	137	109	91	128	.	104 ?	.	132 ?	.	485 ?	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	86,7	.	.	.	.	57,6	65,8	.	.	.	.
13	„ 14, „ 11	180 ?	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	138 ?	.	.	117 ?	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	76,6	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.
14	Lorenzberg 1, Seite 88, Tafel III, Fig. 7	177	382	130	132	120	95	100	92	138	144	140	137	116	139 VII	117	97	127	104	112	110	135	68	518	1460	.	.	.	.	18	.	21	.	.	44	91 ?	150 ?	31	59	78,5	81,3	103,6	79,1	56,5	54,7	63,3	.	.	.	.
15	„ 2, „ 88, „ IV, „ 5	176	355	120	120	115	98	98	85	130	131	126	125	109	130 VI	110	92	117	105	102	105 ?	124	63	496	1245	63	100	100	123	20	46	21	36	35	43	87	160	25	52	73.9	74,4	100,7	71,6	55,6	52,2	57,9	158,7	123,0	45,6	97,2
16	„ 3, „ 89, „ IV, „ 3	185	375	130	130	115 ?	99	103	92	130 ?	138 ?	130	128	112	131 VII	111	95	123	.	100 ?	.	123	64	520	1230	64	95	107	.	19	50	23	44 ?	37 ?	.	.	.	26	.	70,8	75,0	105,3	70,3	55,6	51,3	54,5	148,4	.	46	84
17	„ 4, „ 89, „ IV, „ 2	192	370	135	120	115	111	97	104	137	140	140	137	114	135 VI	112	101	120	112	107	112	132	78	525	1330	81	114	136	140	17	56	24	45	37	49	91	165	33	66	70,3	72,9	103,7	72,9	50,5	52,6	55,7	140,7	102,9	42,8	82,2
18	„ 5, „ 90	185	378	138	122	118	104	.	.	135	139 ?	125	133	112	135 ?	120	93 ?	122 ?	109	112	106	.	.	525 ?	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	46	100 ?	180 ?	27	63 ?	73,0	75,1	102,9	67,6	.	50,2	60,5	.	.	.	.
19	„ 6, „ 91	179	375 ?	125 ?	135 ?	115 ?	.	.	.	.	.	.	.	115 ?	130 ?	112 ?	94	.	106 ?	104 ?	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	35 ?	.	47	89 ?	125 ?	30	65 ?	72,6	.	.	.	.	52,5	58,1	.	.	.	.
20	„ 7, „ 91	182	378	135	127	116	.	.	.	.	.	.	.	.	141	119	98	129	114	111	112 ?	139	.	530	.	67	.	115	.	.	52 ?	.	36	.	47	104	175	30 ?	.	77,5	.	.	.	.	53,8	60,9	.	.	.	.
21	„ 8, „ 91, Tafel IV, Fig. 6	170	360	130	115	115	.	96	93	118 ?	126 ?	122 ?	121 ?	108 ?	137 VI	117	92	118 ?	109 ?	109 ?	110 ?	129	.	500	.	66	100	111	126	18	47	22	39	32	43	93	145	29	55	80,6	74,1	95,0	71,8	56,4	54,1	64,1	151,5	113,0	46,8	82,0
22	„ 9, „ 92, „ IV, „ 7	175	360	120	125	115	93	87	93	128	142	129	125	108	142 VI	119	93	137	104	110	.	135	70	508	1365	70	108	117	128	18	44	25	39	32	49	97	170	27	69	81,1	81,1	100,0	73,7	49,7	53,1	62,9	154,2	109,4	56,3	82,0
23	„ 10, „ 93, „ III, „ 1	177	370	122	128	120	96	96	90	132	136	130	130	116	132 VI	112	92	126	106	102	95	129	63	510	1275	59	100	98	120	20	44	25	39	35	44	86	175	28	59	74,6	76,8	103,0	73,4	54,2	51,9	57,0	167,7	122,0	56,3	89,7
24	„ 11, „ 93	192	400	130	140	130	100	.	.	145	147	142	142	121	142	118	97	133	121	118	.	140	.	535	.	67	103	109	.	23	50	.	38	33	40	92 ?	170 ?	30	.	74,0	76,6	103,5	74,0	.	50,5	61,5	153,7	.	.	86,8
25	„ 12, „ 94, Tafel III, Fig. 2	186	380	130	130	120	102	103	91 ?	138	143 ?	134	134	115	140 VI u. VII	113	96	130	121	112	110 ?	139	63	532	1415 ?	.	.	.	.		.	.	.	.	47	104	185	31	70	75,3	76,9	102,1	72,0	55,3	51,6	60,2	.	.	.	.
26	„ 13, „ 94, „ III, „ 3	177	360	128	117	115	93	97	91	129	136	125	122	106	133 VI	116	93	122	104	104	98	128	70	502	1280	66	100	119	120	17	50	25	39	32	47	86	185	28	52	75,1	76,8	102,2	70,6	54,8	52,5	58,7	151,5	100,8	50,0	82,0
27	„ 14, „ 95, „ III, „ 4	181	375	125	145	105	103	97	96	140	140	140	138	112	136 VI u. VII	113	100	112	120	104	111	132	65	514	1470	68	113	121	130	23	48	26	44 ?	33	47	99	195 ?	36	67 ?	75,1	77,3	102,9	77,3	53,5	55,2	57,4	166,1	107,4	54,1	75,0
28	„ 15, „ 96	182	.	135	125	.	104 ?	.	.	.	.	122 ?	123 ?	102 ?	137	120	100	115	109	113	.	136	.	530	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	44	108	180	27 ?	.	75,3	.	.	67,0	.	54,9	62,1	.	.	.	.
29	„ 16, „ 96	187	372	130	130	112	.	.	.	.	134	.	.	.	125 ?	114	100	.	.	96	.	.	.	.	.	79	110	.	.	18	55	25	44	33	.	.	.	.	.	66,8	77,1	108,8	.	.	53,4	51,3	139,2	.	45,4	75,0
30	„ 17, „ 97	186	380	127	123	130	.	.	.	.	.	.	.	.	143	.	100	125	.	116 ?	.	140 ?	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	76,9	.	.	.	.	53,7	62,4	.	.	.	.
31	„ 18, „ 97	193	390	130	130	130	107	107	99	140	145	140	136	121	142 VI u. VII	117	99	128	127	117	115	135	68	540	1460	69	117	123	136	23	55	27	42	32	50	98 ?	200	34	68	73,6	75,1	102,1	72,5	55,4	51,3	60,6	169,5	110,5	49,0	76,1
32	„ 19, „ 98, Tafel IV, Fig. 1	195	390	120	150	120	.	.	.	.	146 ?	.	.	.	123 VII ?	112	95	103	112	101	100 ?	120	.	534	.	70	94 ?	125	.	.	50 ?	.	42	34	48	101 ?	185	43	72	63,1	74,9	118,6	.	.	48,7	51,8	134,2	.	.	80,9
33	„ 20, „ 98	165	338	118	112	108	88	.	.	123	127	125	124	109	132 VII	122	93	94	108	104	104	129	76	480	1110 ?	.	.	.	.	23 ?	.	.	.	.	46	100	170	27	62	80,0	77,0	96,2	75,8	.	56,4	64,2	.	.	.	.
34	„ 21, „ 99, Tafel IV, Fig. 4	180	365	125	125	115	97	97	90	127	132	128	128	93	127 VI u. VII	105	91	120	110	98	96 ?	122	64	510	1150	64	100	105	111 ?	17	50	26	38	31	36	73	165	30	63	70,5	73,3	103,9	71,1	51,6	50,5	54,4	156,2	105,7	52,0	81,5
35	„ 22, „ 99	167	.	110	120	.	97	.	.	.	.	125 ?	124 ?	102 ?	132 VI	114	93	127	120	106	98 ?	129	68 ?	490	.	63	.	.	.	21	44	24	42	35	.	.	.	.	.	79,0	.	.	74,8	.	55,6	63,4	.	.	54,5	83,3
36	„ 23, „ 100, Tafel III, Fig. 5	173	.	125	125	115	90	.	.	130	136	132	130	119	130 VI	112	93	121	.	.	.	120	63	490 ?	.	65	95	108	.	18	49	22	41	32	44	81 ?	140 ?	28	65	75,1	78,6	104,6	76,3	.	53,1	.	146,1	.	44,8	78,0
37	„ 24, „ 101	175	.	130	97	.	.	.	.	.	.	.	.	.	138	121	93	130	.	99 ?	.	136	65	510 ?	.	59	101	.	.	17	46	24	42	32	.	.	.	.	.	78,9	.	.	.	.	53,1	56,5	171,1	.	52,1	76,1
38	„ 25, „ 101	194	380	120	135	125	.	.	.	.	130 ?	.	.	.	137	122	103	128	114	110	102	135	71	540	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	70,6	67,0	94,8	.	.	53,1	56,7	.	.	53,9	.
39	„ 26, „ 102, Tafel III, Fig. 6	189	397	134	131	132	100	106	94	137	142	136	134	115	149 VII	121	94	142	122	118	105	133	73	540	1475	69	110	112	125	21	48	27	41	32	45	87	180	30	53	78,8	75,1	95,3	72.0	56,0	48,6	62,4	159,4	111,6	56,2	78,0
40	„ 27, „ 102	182	350	125 ?	121	104	109	.	.	130	132	130	128	109	125 ?	106 ?	90 ?	102 ?	107	98	.	.	.	.	.	68	102 ?	116	.	19	51	26	.	.	49	101 ?	190	30	63	68,7	75,1	105,6	71,4	.	49,4	53,8	150,0	.	50,9	.
41	„ 28, „ 103	167	352	122	123	107	85	.	.	124	133	122	122	102	136	116	92	122 ?	110 ?	108	.	130	63	495	.	57	90 ?	.	.	15	46	23	38	34	.	.	.	.	.	81,4	79,6	97,7	73,1	.	55,1	64,7	157,8	.	50,0	89,4
42	„ 29, „ 103	178	355	120	115	120	103	.	.	132 ?	135	132	134	115	136	109	95	122	120 ?	116	109 ?	132	.	508	.	67	114 ?	113	.	20	47 ?	.	40	29	43	110	180	32	70	76,4	75,8	99,2	74,2	.	53,3	65,2	170,1	.	.	72,5
43	„ 30, „ 104, Tafel III, Fig. 8	178	367	127	133	107	106	.	.	140	142	142	142	113	135 VII	113	93	125	115	113	108	130	69	515	1350	.	.	.	.	.	.	.	.	.	46	105 ?	188	30	66	75,8	79,8	105,1	79,8	.	52,2	63,5	.	.	.	.
44	Gross-Morin Seite 127, Tafel IV, Fig. 8	200	.	130	137	.	.	109	111	.	.	.	.	.	133 VI	.	96	123 ?	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	.	66,5	.	.	.	54,5	48,0	.	.	.	.	.



Vocabulario der Indier der Chamí.

Von

C. Greiffenstein[1]).

Wasser	Pania
Feuer	Tibuzhia
Wind	Naú
Sonne	Umata
Mond	Tedeco
Sterne	Can canea
Tag	Hiare
Nacht	Ensabude
Mann (Mensch)	Muguira
Frau	Huera
Vater	Chachai
Mutter	Tana
Bruder	Amba
Schwester	Naetau
Sohn	Guarra
Tochter	Can
Jüngling	Cuntiá
Haar	Budá
Kopf	Boró
Nase	Gú
Auge	Tan ó Tao
Augen	Tao umí
Zahn	Guidá
Zähne	Guida adibiee
Zunge	Guiraneé
Ohr	Gurú
Ohren	Guru omé
Mund	Y
Hand	Tuá
Hände	Tua omé
Arm	Tua patú
Bein	Turú patú
Fuss	Tiuí
Finger	Tua simidí
Ei	Uma
Blatt	Guírú ó Guituá
Topf	Gurú ó Curú
Hügel	Tai bó
Baum	Paeurú
Blumen	Nepono
Früchte	Tá-adivieé
Mais	Pé
Bananen	Patá
Yuca	Ycuá
Caucho	Ybudú
Jaguar (Tiger)	Ybumá — Tigre
Schlange	Gé
Frosch	Basó
Fisch	Betá
Geier	Angosó
Hahn	Eter muguira
Henne	Eterré huera
Hund	Usá
Hunde	Usá adiviee
Papagei	Mistá
Papageien	Mistá adiviee
Weg	Odé
Boot	Tampá

1) Bei meinem Aufenthalt in Marmato (1875) wurde mir freundlich versprochen, für Ausfüllung eines der in Medellin auf meine Veranlassung gedruckten Vocabularien Sorge tragen zu wollen, wie es mit der jetzigen Uebersendung geschehen ist. Dem verbindlichen Dank sei die Bitte beigefügt, in der dortig interessanten Localität die ethnologischen Interessen auch ferner im Auge zu behalten. B.

Gold	Né	Grab	Heró rorada
Silber	Plata	Aufsteig	Eeá
Seele	Tauri ó Mientarii	Absteig	Eeada
Schlaf	Tau-pué	Palme	Memé
Schatten	Taúri	gut	bipuara
Tod	Piuee	schlecht	cachiruma
Dios (Gott)	Diosa	Gutes Wasser	Panio Bipuarara
Krankheit	Achague	Schlechtes Wasser	Panio Cachiruma
Medicin	Eremedio (el remedio)	neu	chividi
Arzt	Taibana	alt	chontrá
Häuptling	Cachique	gross	chichoromá
Haus	Té	klein	chichagué

Mein Bruder ist grösser als der Deinige	Mu am ba chichoromá pichidi cachidi
Das Haus meines Vaters ist das grösste im Dorf	Mu chochai té puro chichoroma atuara
Gieb das Messer dem Knaben	Guarra ne eo Tiese
Ich komme von Haus	Tedá nese
Ich gehe nach Hause	Tedá mai
Ich kann es nicht thun	Pueboyuema
Es muss gethan werden	Baudai
Es ist sehr heiss	Chimasia atuaramá
Das Wasser ist sehr kalt	Panía chicurasa
Kann man sich hier baden?	Nama ruida poedabaca?
Dort ist ein besserer Platz!	Tamare bua Bipuarama!
Warum kamst Du?	Sangai neveca?
Weshalb?	Sangaí?
Lege das Messer auf den Stein	Neco mongará ure vuee
Lege das Messer unter den Stein	Mongará cerare vuee neco
Messer	Neco
Messer (plur.)	Neco adicé
Das Messer meines Bruders	Mu vicho neco
Findet sich Jemand hinter diesem Baum?	Paeurú ecare mu guiro buá?
Nein, aber hinter jenem!	Ecare buá!
Es findet sich Jemand vor dem Baum	Muguíra pacurú noma buá
Woher kommst Du?	Sama uche?
Wohin gehst Du?	Sama baú?
Wie heisst Du?	Pichicaibá?
Wie nennt man das Ding?	Chitru caibá?
Komm her!	Namo uehe!
Komm rasch!	Ysabea urubadé!
Wie viel Menschen sind da?	Muguíra sama saúbuá?

Viele kamen	Atuara nes
Wenige sind geblieben	Mara bús
Giebt es Wasser?	Panía edebuca?
Nichts da!	Mai ma!
Wo habe ich diese Menschen gesehen?	Ychínau muguíro mua unucamá?
Kennst Du diesen Menschen?	Pichi cuitasa nau muguíra?
Ich kenne ihn	Curtamá
Ich kenne ihn nicht!	Mua atuamá
Wer weiss?	Cai cuita?
Ich weiss nicht	Bá
Wiederhole dieses Wort	Nau beda saraee
Willst Du das Blasrohr verkaufen?	U, mento gurinaca?
Bogen	Enetruma umé
Pfeile	Enetruma umé
Gift	Niará
Aus welcher Pflanze wird das Gift dargestellt?	Cane miara bandayá?
Wo kauft man das?	Samare nentodayon?
Wer hat es gemacht?	Caiba ús?
Komme rasch zurück	Catrea nes
Lass uns rasch gehen	Catrea maí
Lass uns langsam gehen	Pica maí
Ich werde auf die Jagd gehen	Jajaudi maí
Ich bin beim Fischen	Mu beta tudi chidi
Angel	Tuá
Bleib hier!	Namábuee!
Gehe nicht weg!	Marambadé!
Lass mich diesen Topf sehen	Mu gurrú ochibistrú
Mein Sohn hat sich vermählt	Mú guarra cais
Diese Frau gebar heute	Ychinau huera tonee
Wo bist Du geboren?	Saniá tonce?
Wie viel Jahr ist dieser Knabe alt?	Tedeco samasaú nau cuntrá
In welchem Monat erntet man Mais?	Care ebari pé bullú?
Die Zeit des Regens ist schon vorüber	Gué ya atuas
Ich habe das nie gesagt	Hai puara ra mu jaraema
Das Haus eines Nachbarn fiel um	Mú paisano té tidubace
Sie sind im Begriff, das Haus wieder herzustellen	Té ochiabuca

Dach	Tè uré	Leiter	Gurúmetá
Nebel	Naríbá	Er ging fort	Huás
schwarz	nior	weiss	torroa
blau	mo popará	grün	paimá
gelb	puria		

Er schlief gut	Pia caibuascua	Wie geht's?	Sauheras
Ich esse	Mua roí	Wir esssen	Tai roí
Du isst	Pichia colluca	Ihr esset	Machí collúco
Er isst	Cobasa	Sie essen	Coibú
Ich will essen	Co gui riobumo	Ich ass gestern	Nueda cos
Ich werde morgen essen		Nu coibú	
Zünde die Kerze an		Tibufuabadé	
Lösche die Kerze aus		Tibuchia guíce	
Die Nacht ist dunkel		Ensabude chipanoa	
Es fängt an zu regnen		Gue chiurumá	
Es regnet sehr	Gue atuaramá	Regen	Gue pisio
Schon kommt die Nacht		Ensabude ya urumá	
Bald bricht der Morgen an		Catrea ebarimá	
Mein Freund starb		Mu paisano pius (paisano, Landsmann)	
Seine Frau genas von der Krankheit		Pichi guima ya piebumá	
Es ist schon spät		Guie buramá	
Ich werde mich schlafen legen		Caibuade huai	
Dem Weg nach rechts folgend, wirst Du zum Fluss kommen		O-jipa huaí tó bai baca	
Zur rechten Hand	Tuará	Zur linken Hand	Tua surena
Rechte Hand	Tuará	Linke Hand	Tua surena
Verstehst Du mich?	Pura Cuitája	Ich verstehe nicht!	Eija memá!
Verstehst Du das Spanische?		Capuru má bedea uni baca?	
Welche Sprache sprichst Du?		Cane beda jara baca?	
Der Fluss ist nahe	Tó caritabuca	Sehr weit	Caita-ema
Ich möchte Wasser trinken!		Panía to quiria bumá	
Ich bin durstig	Obiciamá	Ich bin hungrig	Tarrapabua
Diese rothe Farbe, mit der sich die Frau ihr Gesicht bemalt, von welcher Pflanze kommt sie?		Ychinau canchi pichi guima guirau tarra cane guitua chipu ria hara sama unus?	
Der Mann, den ich gestern in dem Hause sah, ist heute nicht wieder gekommen.		Nuenda mu guira pichíté uchus idi nemeca.	
Wie geht es?	Sanga maí?	Guten Tag!	Piebaricá!
Lebewohl!	Manburumá!	Danke!	Eareaba!
Nachher	Giurúmá	Hab' Acht!	Cabuadá
Das gefällt mir nicht!	Guirinnuai!	Es gefällt mir sehr!	Guirinnuma!
Wo ist der beste Platz, den Fluss zu kreuzen?		Samare tó Guiare pia mai?	
Die Mutter liebt ihre Tochter.		Namé chi barra, atuará guiri buma.	
Der Sohn wird von seiner Mutter geliebt.		Chi guarra namé chi guiri bua.	
1 = Aba	2 = Umé	3 = Umpea	4 = Guimare
5 = Guasoma	6 = Guasubari	7 = Guasubari aba uribena.	

Chunchos oder Campas[1]).

Unter diesem Namen werden eine ganze Reihe von Stämmen zusammengefasst, welche die grossen Länderstrecken längs den Ufern der Flüsse Chanchamayo, Paucartambo, Perené, Pichis, Ene, Pangoa und Unini bewohnen, sich ausdehnen am linken Ufer des Urubamba und über die grossen Grasflächen (Pajonal) zwischen dem Perené und Pachitéa.

Die Campas fahren in Canoas den Unini eine Tagereise weit aufwärts und von dort aus gelangen sie in 9 Tagen nach dem Cerro de la Sal, zu Lande den Pajanal durchkreuzend, woselbst grosse Ortschaften desselben Stammes sich finden. Die verschiedenen Stämme der Campas leben unter sich zwar meist in Feindschaft, vereinigen sich aber nicht selten in grosser Zahl zu gemeinschaftlichen Kriegen und Raubzügen. Die Anwohner des Chanchamayo und der Umgegend des Cerro de la Sal besitzen grosse Eisenwerke, woselbst sie die in der Nähe gewonnenen Erze verarbeiten. Die erste Schmelzung wird in vertikalen Oefen vorgenommen, von denen jeder mit 6 aus Kuhhäuten gefertigten Balsebälgen versehen ist. Alsdann wird das Eisen in Schmieden mit je 2 Blasebälgen weiter verarbeitet. Aus dem so gewonnenen Eisen fertigen die Indianer Aexte, Waldmesser, Angelhaken, Pfeilspitzen u. s. w. Am Perené kennt man diese Industrie nicht mehr, denn wir fanden dort nur ganz wenig eiserne Geräthe und fast alle von ausländischem Gepräge.

Die Chunchos bewiesen viel Muth und Geschick im Kampfe, aber wenig Kaltblütigkeit und Gewandtheit im Gebrauch der Waffen. Es scheint, als hatten sie die christliche Religion oder wenigstens einige Erinnerung daraus von den Zeiten des Santos Atahualpa's her bewahrt.

Die Piros und Conibos vereinigen sich manchmal, um in grosser Zahl die Campas zu überfallen und deren Kinder zu rauben, welche einen gangbaren Handelsartikel am Ucayali bilden. Man sagt, dass die Campas sich jedes Jahr zu einer bestimmten Zeit in einer der Ortschaften des Pajonals vereinigen zur Erinnerungsfeier an die glorreichen Waffenthaten Santos Atahualpa's, wobei unter grossen Ceremonien und Festlichkeiten auch der Degen des Helden in Prozession umhergetragen wurde. Ebenso erzählte

1) Informe sobre la exploracion de los Rios Perené y Tambo par A. Wertheman. Lima 1877 (mitgetheilt durch Dr. Reiss).

uns ein Campa vom Unini, dass die Geräthschaften der von den Missionaren errichteten Kirchen noch vorhanden seien, und dass sie auf das sorgfältigste von den Abkömmlingen der damaligen Sakristane aufbewahrt wurden. Alles was man von den Campas weiss, lässt glauben, dass, wenn sie auch heutigen Tages keine regelmässige Regierung mehr besitzen, dies doch zu Zeiten des erwähnten Atahualpa der Fall gewesen sein muss.

Atahualpa hatte in Spanien eine gute Erziehung unter Obhut der Patres Misioneros erhalten, welche wohl ausgezeichnete Eigenschaften in dem jungen Manne entdeckten, deren sie sich im Vereine mit seinem grossen Einflusse zur Besitzergreifung der Pajanoles bedienen wollten. Die Campas unterscheiden sich vortheilhaft von den andern Indianern durch die Reinlichkeit und Ordnung ihrer Häuser. In ihren Feldern pflanzen sie Coca, Tabak, Baumwolle, Blumen u. s. w. Sie züchten Rinder, Schafe, Hühner und Hunde. Alle führen christliche Namen und in allen Häusern finden sich Kreuze geschmückt mit Blumen.

Am Paucartambo trug sich folgender Fall zu, der alle Bewohner tief ergriff und der den Hass und die Zähigkeit zeigt, mit welcher diese Rasse dem Eindringen der Weissen widersteht.

Ein schon älterer Campa, der als Gefangener in das Lager gebracht wurde liess, als er sein Ende herannahen fühlte, alle seine Genossen um sich versammeln, um noch einige letzte Worte an sie zu richten. Der Greis stieg auf eine Erhöhung und redete mit zitternder Stimme und ausdrucksvoller Geberde seine Zuhörer an. Seine Züge drückten tiefe Trauer aus als er nach der Gegend hinwies, in welcher er so viele glückliche Jahre der Freiheit verlebt. Während seine Umgebung in verzweifeltes Weinen ausbrach, setzte sich der Sterbende und hauchte seinen letzten Seufzer aus. Wir verstanden seine Worte nicht, aber es schien als empfehle er seinen Leidensgenossen zwar Resignation und Geduld, aber auch Einigkeit um ihre Freiheit wieder zu erlangen und unangetastet zu erhalten ihre seit undenklichen Zeiten ererbte, Rechte und Besitz, Rechte, welche ihnen heilig erscheinen müssten, welche die Civilisation aber nicht denen gewähren kann, welche ausser jeder Verbindung mit den anderen Nationen leben wollen, als wenn sie nicht zu dieser Welt gehörten.

Die Sprachen im südlichen Gala-Lande.

Von

Dr. med. **G. A. Fischer.**

Im südlichen Gala-Lande werden, abgesehen von dem *Kisuaheli* der Küstenbevölkerung 5 verschiedene Sprachen gesprochen: *Kipokómo*, *Kigála*, *Kisánue*, *Kibóni* und *Kítua*. Die Volksstämme, welchen diese Sprachen angehören, werden von den *Vasuaheli* genannt: *Mpokómo* plur. *Vapokómo*; *Mgála* plur. *Vagála*, *Msánie* plur. *Vasánie*, *Mbóni* plur. *Vabóni*, *Mtua* plur. *Vátua*. Mit letzterem Volke bin ich nicht in Berührung gekommen, weshalb von diesem in der Tabelle nichts vorhanden.

Das Gebiet der *Vapokomo* ist bekannt: auf dem linken Ufer des mittleren und oberen Tana-Laufes. Die jetzigen Grenzen der *Vagala* erstrecken sich vom rechten Sabaki-Ufer bis zum Osi und Tana. Die *Vasanie* wohnen am linken Ufer des Sabaki entlang und ziehen sich von dessen Oberläufe südlich der Grenze von Ukambani nach dem Tana hin. Die Wohnsitze der *Vaboni* erstrecken sich von dem Vapokomo-Lande, in welchem selbst viele wohnen, in östlicher und südöstlicher Richtung bis 2 Tagereisen von der Küste. Das Gebiet der *Vátua* liegt nördlich vom Osi und zieht sich unweit der Küste bis zum 1° 50′ s. Br. hin. Die Sprache der *Vagala* wird von allen diesen Völkern neben ihren eigenen gesprochen und von den *Vasánie* z. B. mehr angewandt als ihre Muttersprache. Am wenigsten zahlreich sind die *Wátua*; ausser den ackerbautreibenden *Vapokomo* sind alle Jägervölker.

Mit den *Vapokomo* scheinen die ersten arabischen Ansiedler sich untermischt und von ihnen die Cultivirung des Landes kennen gelernt zu haben; ebenso dürfte die Suaheli-Sprache diesem Volke zum Theil ihren Ursprung verdanken.

	Kisuaheli.	*Kipokómo.*	*Kigala.*	*Kisanie̱.*	*Kiboni.*
wie gehts? guten Tag	*yámbo*	*vaseréni*	*negḗa*	*negḗa*	*faïyalo*
lebe wohl!	*kuahéri*	*kuahéri*		*lafišén*	
Haus	*niúmba*	*niúmba*	*mína*	*módyu*	
Mann	*múme*	*múme*	*dir̆a*		
Weib	*ḿke*	*ḿke*	*nadié̱ni*		
Kind	*kiyána*	*kiyána*	*ayóle*		
Wasser	*máyi*	*mayi*	*bisáni*		
Baum	*ńti*	*ńti*	*múka*		
Rind	*ngómbe*	*ngómbe*	*lóni* oder *lawóni*	*láuwon*	*lőïya*
Ziege	*mbúsi*	*mbúsi*	*re̱h*	*lắles*	*kurbišua*
Schaf	*kondó*	*kondó*	*hǫ́la*	*hǫ́la*	*ériya*
Elephant	*ndóvu*	*ndóvu*	*ár̆ba*	*ar̆b*	*morúriya*
Flusspferd	*kibóko*	*ngú*	*r̆ópi*		
Büffel	*niáti*	*niáti*	*gáder̆sa*	*gáder̆s*	*kísua*
Löwe	*símba*	*símba*	*né̱ka*	*ne̱ka*	*dyúha*
Leopard	*túi*	*natóve*	*kérentsa*	*kerents*	*šučla*
Hyäne	*fízi* oder *pízi*	*fizi*	*wórbesa*	*wórubes*	*vuará*
Hund	*ń bua*	*ḿbua*	*sariéni*	*sére*	*úiya*
Katze	*páka*	*niaú*	*makaláši*		
Wildkatze	*kánu*	*kánu*	*moróde*		*tšítšia*
Stachelschwein	*núñu*	*núñu*	*koráti*	*dắdo*	*dḗdua*

	Kisuaheli.	*Kipokómo.*	*Kigala.*	*Kisanię.*	*Kiboni.*
Pavian	*niani (Zanzibar)* *niondra (Lamu)*	*fuẹ́*	*géldesa*	*gáldes*	*dášera*
Meerkatze	*kíma*	*tšíma*	*kamále*	*komále*	
Schwein	*ngrúe*	*ngugúe*	*bőïye*		*búye*
Cephalophus	*pá*	*pa*	*gugufítu*		*zegárua*
Esel	*púnda*	*háre*	*háre*		*huána*
Pferd	*ferás*	*ferás*	*féṙda*	*feṙd*	*feránua*
Kamel	*ngamía*	*ngamía*	*gắla*		*gálua*
Giraffe	*tviga*	*tíva*	*satáuwe*	*sătáuo*	*kíriya*
Rhinoceros	*kifáru*	*pẹ́a*	*wérses*	*wórses*	*húla*
Aulacod. Swinder.	*ndẹ́si*	*ndẹsi*	*hamtúta*	*buidyirtu*	*bugišírtua*
Ratte	*pánia*		*dóta*	*pấnia*	*lotá*
Schlange	*nióka*	*nióka*	*bónfa*	*bof*	*mófua*
Krokodil	*uñuẹ́na*	*uñuẹ́na*	*niátša*		
Frosch	*tšúla*	*tšúla*	*ṙátša*		
Fisch	*samáki*	*nísu*	*gurtúme*	*gortómi*	*maraléya*
Vogel	*ndẹ́ge, nạ̈úni*	*sóngo*	*šimpíre*	*šimpíre*	*šímira*
Huhn	*kúku*	*kúku*	*lúku*	*lúku*	
Strauss	*mbúni*	*mbúni*	*bălegŭdo*		
Centrop. supercil.	*tipitípi*	*dugudúgu*	*udúde*		
Taube	*ndíva*	*kokorṓšo*	*savấlu*	*sabálu*	
Gott	*múñu*	*múñu*	*wáka*		

Zahlworte.

	Kisuaheli.	*Kipokómo.*	*Kigala.*	*Kisanie̱.*	*Kiboni.*
1	*móya*	*muánda*	*tóko*	*tăk*	*kaya*
2	*mbı́̄li*	*pı́̄li*	*láma*	*lăm*	*láuwa*
3	*tā́tu*	*tā́tu*	*sédi*	*sĕ́di*	*sédeha*
4	*ĕ́ne*	*ū́ne*	*ăfúri*	*ắfur*	*áfara*
5	*táno*	*tsā́no*	*šáni*	*ș̌ān*	*šāna*
6	*sı́̆ta*	*handáhu*	*dya*	*nyo*	*lĕ́ha*
7	*sába*	*fuňáhe*	*tsíba*	*toib*	*seláuwa*
8	*nā́ne*	*nā́ne*	*sediéri*	*sadiéd*	*síyira*
9	*kéuda*	*kénda*	*sắgăli*	*sắger*	*sắgĭla*
10	*kū́mi*	*kúmi*	*kudéni (kud. toko 11 etc.)*	*kudén*	*táuna*
20	*išrín*	*miroňomíri*	*ilamáni*	*ĕ́lama*	*lautaúnoa*
30	*delaϑín*	*miroňomiháhu*	*sedietáma od. sodóm*	*sodóm*	*sedataúnoa*
40	*arbaïn*	*miroňomíne*	*afurtáma*	*afurtā́m*	*afartaúnoa*
50	*χamzín*	*miroňomitsáno*	*šantáma*	*šentám*	*ș̌antaúnoa*
60	*sitín*	*miroňomihandáhu*	*dyatáma*	*dyartā́m*	*letaúnoa*
70	*sabaı̈́n*	*miroňomifuňáhe*	*toibatā́ma*	*toibatā́m*	*sĕdataúnoa*
80	*demanín*	*miroňominā́ne*	*sedietáma*	*sadietám*	*siyirtaúnoa*
90	*tisín*	*miroňomikénda*	*sagaltā́ma*	*sagertám*	*sageltaúnoa*
100	*mía*	*gā́na*	*dib*	*dib*	*lebetaúnoa*
1000	*elf*	*magā́na kumi*	*díbukum*	*díbukum*	*débua*

Miscellen und Bücherschau.

American Anthropological Notes.

An excellent opportunity for the comparison of primitive manufactures of different countries was offered at the recent Centennial Exposition, and the close resemblance in the from of implements from widely separated or transatlantic localities was made apparent to the most careless observer. The Archaeological and Ethnological collections from various portions of America and Oceanica were very complete. On a careful study of these exhibits it was seen that a weapon very similar, in shape, size and material, to the Australiam boomerang, was and is still used by the aboriginal North-Americans. In the United States, the Moqui tribe of northern Arizona (remnants of an architectural, semi-barbarous people) employ this instrument today in killing rabbits and ther small game. The Diegeños, also, of southern California, use a curved throwstick. These differ from the Australian weapon, in having a more marked handle, in being somewhat narrower and slightly longer, averaging about six decimetres, or very nearly two English feet, in length.

The patu-patu is also represented in the antiquities of North America. A single specimen was exhibited from Michigan. This weapon as used extensively by the native New Zealanders, is a flattened stone club, made usually of green jade or other hard material. It measures from three to four decimetres in length and for six to nine centimetres at its greatest width. The edges are sharp and the implement is fastened by a thong to the wrist. either being wrapped around a terminal knob or passing through a perforation. The Michigan specimen is made of steatite; is a little over four decimetres in length and possesses a knob at the extremity for the attachment of a wrist chord. It was probably employed in close fighting. Another of these weapons, made of brown jasper, is described from Peru, by Mr. E B. Tylor (Early History of Mankind, London, 1870).[1])

The explorations of portions of Colorado, Utah, New Mexico and Arizona by the United States Geological and Geographical Survey of the Territories, under Prof. F. V. Hayden, have brought to light, during the past three years, hundreds of interesting ruins of a pre-Columbian race of people. During the summer of 1875, a district comprised in the extreme south-western corner of Colorado, south-eastern and southern Utah and northern Arizona, revealed many important ancient stone structures which were not previously known to exist. The principal of these were photographed and measurements taken for the purpose of modeling them in miniature. This has been done of several of them by the photographer, Mr. W. H. Jackson, and copies of them have been sent to Canada and England. During the last summer of 1877, Mr. Jackson resumed his explorations through New Mexico, visiting several of the Pueblo Indian towns which are still occupied. He also investigated the ruins of the Chaco cañon first made known to the world by Lieutenant Simpson im 1849. The prehistoric ruins of the Cañon de Chelly in Arizona were also examined and Mr. J. has returned with a wealth of data and material which will be published in the forth-coming Report of the U. S. Geol. Survey. He reports that the Cañons of New Mexico are filled with ruined

[1]) Im Anschluss an die mehrfach als fraglich besprochenen Mittheilungen bei Rivero und Tschudi.

buildings similar to those described a year or two ago as occurring to the northward through the valley of the San Juan River. Since his return, this artist has prepared accurately a model of one of the Pueblo towns-Taos; another one is under way, representing the town of Acoma and during the winter he expects to model one of the principal Chaco Ruins. These moulds are several feet in dimensions and have attracted much attention both at home and abroad. They are the best object-lessons of the kind in existence and bring vividly before the mind the originals which exist hundreds of miles away in the western deserts and deserted canons where white men seldom pass.

A manual of Archaeology is about to be issued be the Rev. Stephen D. Peet, Corresponding Secretary of the American Anthropological Association. It will be a complete Analysis and Compendium of the Science, designed especially for students commencing the study.

The very valuable and extensive collection of antiquities from the Island of Porto Rico, frequeathed to the Smithsonian Institution by Mr. George Latimer, is described by Mr. Otis J. Mason, in the annual report of the Institution for 1876. The paper is illustrated by Sixty (60) engravings.

The Rev. Stephen Bowers has just completed his explorations in California for Major J. W. Powell, who has charge of the „Survey of the Rocky Mountain Region". Mr. Bowers explored the California coast for a distance of 150 miles, and also the three principal rivers of that part of California, namely: Santa Iñez River: Sisquoc River, and Cuyama River. He also examined San Miguel and Santa Cruz Islands, having previously explored Santa Rosa Island for the Smithsonian Institution. During his last six months' trip, he collected nearly six tons of antiquities. These consisted of ollas of crystalized talc, arrow-smoothers, grinding stones, mortars and pestles of sandstone and volcanic formation, some of the pestles being very finely wrought and over two feet in length, cups of serpentine, pipes, amulets, perforated discs, spear points, arrow-heads, knives of chert, vast quantities of shell ornaments and beads, stone tubes and ornaments, and large quantities of various articles from ancient graves. These collections have been forwarded to Washington and will soon by placed on exhibition. Edwin A. Barber.

Among the recent literature relating to North American Ethnology, the first volume of a valuable series of works has appeared. This is a large quarto of 360 pages, entitled „contributions to North American Ethnology". edited by Major J. W. Powell, who is in charge of the „United States Geographical and Geological Survey of the Rocky Mountain Region". The following interesting papers occur: „On the distribution and nomenclature of the Native Tribes of Alaska and the adjacent Territory", by W. H. Dall; „On succession in the shell-heaps of the Aleutian Islands", by the same; „On the origin of the Innuit", by the same; „Comparative vocabularies", by Gibbs and Dall; „Tribes of Western Washington and North-western Oregon", by George Gibbs. These papers are accompanied by several valuable ethnographical maps.

Another interesting and important work has just been published by Prof. F. V. Hayden in charge of the „United States Geological Survey"; this is „The Ethnography and Philology of the Hidatsa Indians" of Dakota Territory, by Dr. W. Matthews. This is an octavo volume of 239 pages. Edwin A. Barber.

West Chester, Pennsylvania.

Traces of Sun Worship in North America.

It is asserted by some of the American Ethnologists that the heavenly bodies were never deified by any of the North American Races. Granting this to be, in some degree, true: That the luminaries, collectively or individually, were not elevated to the highest place in their worship, by any tribe or people in North America, — yet the celestial orbs, never-the-less, figured prominently in the list of supreme objects of worship, and many traces, at least, of this form of worship are found in the religions of aboriginal races of all ages, — from the oldest peoples down to the tribes of the present day, especially amongst those versed in astrology or astronomy.

Although little is known of the Toltecs of Ancient Mexico, it is an established fact that astral worship was practiced by them. They paid homage to the sun and dedicated their earliest temples to him. The moon, also, they reverenced as his wife and the stars were believed to be his sisters, according to the Mexican Licentiate, Don Mariano Veytia, in his „Historia Antigua". The same writer describes the ruins of San Juan Teotihuacan, the most ancient architectural remains of Mexico, which are situated about thirteen miles north-east of the capital city. Of these, the largest pyramid, which measured six hundred and eighty feet in length at the base and was estimated at two hundred and twenty feet in height, was dedicated to Tonatiuh or Tonatricli, the sun; the next structure in size and importance was inscribed to Meztli, the moon On the summit of the former, a temple was erected, in which was placed an immense statue representing the sun, which faced toward the east.

According to the accounts of Bernardino de Śahagun, a Spanish author of the sixteenth century, and one who was particularly cautious in his deductions and entirely reliable in his accounts of the religion of the Aztecs: — according to Sahagun, as set forth in his „Historia Universal de Nueva España", solar and lunar worship occurred in the Aztec religion, the sun with them being a spiritual conception. They believed that the heroes who fell in battle or died in captivity and women who died in child-birth, were immediately transported into the House of the Sun where they led a life of everlasting delight. From the broad tops of their teocallis or temples, the Aztec priests were in the habit of performing impressive, and, in too many cases, bloody, ceremonies, in which the heavenly bodies were made to take a prominent part.

After the fall of the Mexican Empire, vestiges of sun worship were frequently met with, Captain Fernando Alarcon, one of the old Spanish pioneers in „New Spain", mentioned having seen, in the year 1540, on the Colorado River, Indians who worshipped the sun.

This same custom exists at present among the modern Pueblo Indians of New Mexico, Lieutenant A. W. Whipple, in Volume III of the Pacific Rail Road Reports, says of these people" they are now anxiously expecting the arrival of Montezuma; and it is related that in San Domingo (one of the nineteen Pueblo towns) every morning at sunrise, a sentinel climbs to his house-top and looks eastward, to watch for his coming." Mr. Whipple also gives a tradition of these Indians, which assigns Acoti (another Pueblo village, situated in New Mexico on the Rio Grande del Norte, — the ancient Tiguex) as his birthplace; but the tale is so at variance with facts and so rich in imagination that it is evidently the invention of some fertile brain. The Spaniards who first communicated with the Pueblos, shortly after the Mexican Conquest, about the year 1539, evidently introduced the name of Montezuma II, and probably instilled into their minds this idea of his second advent. Thus the worship of heavenly bodies may have become blended with the deification of ancestors; them the sun may have taken the name of Montezuma Mr Whipple further states that these people „smoke to the sun that he may send them antelope to kill, Indians to trade with and save them from enemies."

Among the Navajos also, the same observer remarks, „the sun, moon and stars are sacred, as the authors of seasons of rain and of harvest."

He also says of the Zuñians (an allied tribe, living in one town near the Pueblo Villages), „Beneath the apparent multiplicity of gods, these Indians have a firm faith in the Deity, the unseen Spirit of God. His name is above all things sacred, and like Jehovah of the Jews, too holy to be spoken. Montezuma is his son and their king. The sun, moon and stars are His works, worthy of their adoration." The ancient Pueblos of the Pacific Slope of the United States, whose ruined stone structures are found so numerously throughout portions of Colorado, Utah, New Mexico, Arizona and probably Nevada, held the sun in high esteem, at least, if they did not worship it. This is shown in the situation of the houses in many localities. In the Canon of the Rio Mancos, for example, the dwellings are almost invariably found secreted in the cliffs of the western bluff, and from their roofs the inhabitants were wont to salute the king of day, as he raised himself above the eastern plateau.

Among the Moqui tribe, who to-day occupy seven towns built on high table-hands in northern Arizona, traces of this form of worship still obtain. The religion of their fore-fathers

(the ancient Pueblos, who erected the buildings which now lie in ruins through the land) seems to have degenerated into a mere custom, the origin of which has been long lost sight of in their obscure traditions. Thus in the course of time, it seems probable, the worship of celestial orbs has given place to hero-worship; solar worship, to anthropomorphism, and it is said that the Moquis have ultimately become imbued with the belief that it is a Messiah, in the form of one of their own ancestors, that is Montezuma, the former king of the Aztecs, whom they are expecting to arrive from the east. The Moquis, the Pueblos and the Zuñis (or Zuñians) are cognate tribes and doubtless are remnants of one of the ancient Nahuatlac races; in other words, they sprung frum an ancestral stock which was closely allied to the Toltecs, Aztecs, Tezcucans, etc., hence the similarity of their customs.

As the first faint streak of red lights up the low horizon tall, dark figures appear on the parapets of the Seven Moqui towns and remain facing the dawn until the sun has appeared entirely to view. Then the muffled forms drop away slowly and sadly one by one, for another morn has brought disappointment to the souls of many that have watched so eagerly and persistently for the coming of the great Montezuma. The routine of another Moqui day has commenced; all is bustle and life and the subdued hum of household occupation floats out drowsily on the sullen, sultry air and the sound of the hundred flour-mills (metates) grinding steadily on every side, seems, as it issues from the doors and windows of the stone houses, to pause in mid-air like a droning bee. Then scores of busy figures repair with their earthen vessels to the verge of the steep bluffs and disappear in the crevices of the rocks below, in quest of water.

Having presented the foregoing facts, in support of the assumption that solar adoration entered to some extent into the religions of some of the American races, we may sum them up briefly as follows:

1. Fetichism being the commonest form of idolatry, especially amongst the lower races of man, most tribes whose religion is polytheistic, venerate the sun.

2. We can detect vestiges of sun worship in the ruins of the Toltec and Aztec temples and pyramids and also in the statues which were placed within them.

3. We can observe traces of it in the traditions and observances of savage and semi-barbarous tribes at the present day.

4. We notice indications of it in the hieroglyphics or picture-writings of most North American tribes, ancient and modern, in which the sun symbol occurs frequently.

5. Also in the position of ruined stone houses which look toward the east, the larger rectangular buildings of the Pacific Slope being built so as to face the cardinal points.

6. Finally, we can observe signs of this worship in the orientation of dead bodies in graves.

If we accept these facts, there can be no reasonable doubts that the worship of the sun entered to some degree into the religions of the aboriginal Americans, but exactly to what extent we have not the means of determining.[1]

Edwin A. Barber.

In einer Zuschrift an die Redaction deutet Herr Prof. Schott, in Bezug auf den Artikel über die „Steinfiguren der Steppen“ (Ethnol. Zeitschr. 1878, S. 33), ethnologische Irrthümer an, für deren Berichtigung auf Hunfalvy's „Ethnographie des Magyaren-Reiches“ (Budapest 1876) zu verweisen sein würde, und fügt dann hinzu:

„Der Anmerkung (S. 39) zufolge soll der heutige Magyar 1) echter Nachkomme der Kumanen und Hunnen sein, und 2) bis heutigen Tages ohne Dolmetsch mit einem am Baikalsee nomadisirenden mongolischen Volksstamme in seiner Muttersprache sich unterhalten können!

---

[1]) Einiger in dieser Einsendung berührter Einzelnheiten wegen haben wir dieselbe hier folgen lassen, brauchen indess kaum zu bemerken, dass die allgemeinen Fragen, wenn in solcher Kürze angeregt, die darüber bestehende Unklarheit nur noch vermehren. Im Uebrigen werden wir sachliche Mittheilungen über das Laufende in der amerikanischen Literatur, wie von dem Correspondenten freundlich in Aussicht gestellt, dankend entgegen nehmen. Red.

Quoad 1) ist die Abkunft der Magyaren von den Kumanen (Kunen), obgleich diese heutigen Tages nur magyarisch sprechen, noch unerwiesen, die Abkunft beider von den Hunnen aber, mindestens gesagt, so zweifelhaft als möglich, da hier jeder linguistische Anhalt fehlt.

Was aber 2) betrifft, so muss ich dies geradezu für ein russisches Mährchen erklären, und zwar ein noch impertinenteres, als jene andere im edlen Russenreich ausgeheckte Albernheit, der verewigte Bopp habe sich Littauern mit Hülfe des Sanskrit bequem verständlich gemacht. Die Verwandtschaft des Magyarischen mit jedem mongolischen Idiome ist eine so tief liegende, dass sie selbst von Sprachforschern stark angezweifelt, ja geradezu geläugnet worden ist. Ich gehöre nicht zur Partei der Läugner, muss aber doch gegen mündlichen (oder schriftlichen) Austausch beider Völker ohne Vermittlung eines Dolmetsch die feierlichste Verwahrung einlegen.

Beiläufig bemerkt, ist auch Eleten in dem erwähnten Artikel falsch für Ölöd, wie die Westmongolen (von uns sogenannten Kalmyken) sich selbst nennen. Schott."

Post: Die Anfänge des Staats- und Rechtslebens. Oldenburg 1878.

Eine um so willkommnere Vorarbeit für Sichtung des ethnologisch angesammelten Materials, weil sie auf dem Boden der Rechtswissenschaft von einem dortigen Fachmann in die Hand genommen ist, dem bereits ähnliche Beiträge zu verdanken sind.

Soleillet: L'Afrique occidentale, Algérie, Mzab, Tildikelt. Avignon 1877.

Im zweiten Abschnitt: Journal de Voyage (d'Alger à l'oasis d'In-Çalah).

Andree: Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Stuttgart 1878.

Wie von dem Verfasser in ähnlichen Publicationen bereits bewiesen ist, hat er mit richtigem Blicke dasjenige erkannt, was der Ethnologie in dem gegenwärtigen Stadium ihrer Entwicklung besonders noth thut. Auf die Zeit des vorläufig allgemeinen Sammelns hat jetzt die der Monographien zu folgen, um in enger umschriebenen Kreisen das dort jedesmal beschaffte Material möglichst zu erschöpfen, und in solcher Weise fortschreitend, werden wir dann allmählig den Boden geklärt haben, auf welchem das neue Wissenschaftsgebäude zu errichten sein wird. Da die hier gelieferten Abhandlungen sich ausserdem durch ihre ansprechende Darstellung empfehlen, werden sie sich bald in Jedes Hände finden, der sich in dem Fortschritt ethnologischer Forschung interessirt fühlt.

O'Grady: History of Ireland, the heroic period. Vol. I. London 1878.

The bardic tales were to our ancestors genuine history and implicitly believed in. In their genesis there was never anything like conscious creation.

Gerhardt: Geschichte der Mathematik in Deutschland. München 1877.

Der dritte Abschnitt (vom Anfang bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts) wird eingeleitet mit der „Erstlingsarbeit eines Mannes, dessen gewaltige Geisteskraft den Glanz der Leibnizischen Zeit wieder erneuerte, ja überstrahlte" (C. F. Gauss).

Oberländer: Der Mensch vormals und jetzt. Leipzig 1878.

Zu dem angedeuteten Zweck für „Schule und Haus" als „ein Wegweiser zum besseren Verständniss der Geschichte und Geographie" empfehlenswerth, da in verständiger Auswahl abgefasst, wenn auch in dem ersten Capitel die Scheidungslinie zwischen theoretisch Vermuthetem und sicher Constatirtem schärfer hätte eingehalten werden können.

Socin: Arabische Sprüchwörter und Redensarten. Tübingen 1878. (Der Universitätsschrift zur Feier des königlichen Geburtstages beigefügt.)

Besonders aus der Gegend von Mosul und Mardin.

Mannhardt: Antike Wald- und Feldkulte aus nordeuropäischer Ueberlieferung. Berlin 1877.

Der Verfasser, der hier auf's Neue eine schätzbare Frucht seiner fleissigen Arbeiten bietet, bespricht in der Vorrede seine Stellung zu den verschiedenen Forschungsweisen, und wird wahrscheinlich in der angedeuteten Richtung, die deutsche oder germanische Mythologie auf dem allgemeinen ethnologischen Hintergrund zu verstehen, den ersten Schritten bald weitere folgen lassen.

Schneider: Catalog der Leipziger Lehrmittel-Anstalt und permanenten Mikroskopischen und Lehrmittel-Ausstellung. Leipzig 1878.

Das anerkennenswerthe Streben um Errichtung dieses Institutes wird auch dem Studium der Ethnologie direct oder indirect zu Gute kommen.

Faber: Der Naturalismus bei den alten Chinesen, sowohl nach der Seite des Pantheismus, als des Sensualismus, oder die sämmtlichen Werke des Philosophen Licius. Elberfeld 1877.

Aus der Pflanze Yang-hei mit altem Bambus, und deren wurmartigem Product, gezeugt, zeugt der Panther das Pferd und das Pferd weiter den Menschen (s. S. 8). Alte Widder werden Affen, Fischeier werden Würmer, verrottete Kürbiss werden Fische, alter Schnittlauch wird Spinat, und andere schöne Dinge verrotteten Spinats (in I, 6) — „eine Art Darwinismus“, wie der Herausgeber hinzuzufügen sich die Freiheit nimmt.

Fornander: An account of the Polynesian race, its origen ad migrations. London 1878.

Die Vorrede giebt in einfachen, offenen Worten die Geschichte des Buches und darin die Erklärung seiner Vorzüge und seiner Fehler.

Zu den letzteren gehört dasjenige, worauf der Verfasser selbst gerade, wie so oft, den grösseren Werth legt, seine Theorie. Sie wird auf S. 2 zusammengefasst:

I believe, that I can show, that the Polynesian family can be traced directly as having occupied the Asiatic Archipelago, from Sumatra to Timor, Gilolo and the Philippines, previous to the occupation of that archipel by the present Malay family, that traces, though faint and few, lead up through Deccan to the north-west part of India and the shores of the Persian Gulf, that when other traces here fail, yet the language points farther north, to the Aryan stock in its earlier days, long before the Vedic irruption in India, and that for long ages the Polynesian family was the recipient of a Cuchite civilisation and to such an extent as almost entirely to obscure its own consciousness of parentage and kindred to the Aryan stock.

Dass solch' romantische Rhapsodien ihre Liebhaber fanden und finden, lässt sich durch oder für Liebhaber beweisen, noch schärfer aber ist es in wissenschaftlichen Kreisen nachzuweisen, dass der Ethnologie für ihre fernere gedeihliche Fortentwickelung mit derartigen Beigesängen nicht weiter gedient sein kann, sondern nur mit ernster und sorgsamster Detailarbeit auf, zunächst getrennten, Forschungsfeldern, dem polynesischen für sich, dem arischen, soweit man es ziehen will, und dem cuschitischen, wenn es sich überhaupt umgrenzen lässt.

Dass es nun dem vorliegenden Buche an solch' ernster und sorgsamer Detailarbeit nicht fehlt, dass durch diese vielmehr eine Menge schätzbarsten Materials beschafft ist, das sind seine hohen Vorzüge, die die beregten Fehler weit überwiegen, und das Studium der von dem Verfasser gelieferten Beiträge einem Jeden, der für diese Fragen interessirt ist, zwingend anempfehlen.

Desjardins: Geographie historique et administrative de la Gaule Romaine. Paris 1876. Erster Band. (15 cartes.)

Consacré à la fois à la geographie historique et à l'étude de la formation et de l'organisation des provinces.

Wernich: Klinische Untersuchungen über die japanische Varietät der Beriberi-Krankheit. (Separat-Abdruck aus dem Archiv für pathologische Anatomie. Bd. 71.)

Als „japanische Kak-ke".

Oberländer: Westafrika vom Senegal bis Benguela. 3. Auflage. Leipzig 1878.

Mehrfache Verbesserungen und Nachträge bis auf die neueste Zeit, welche diesem Werke zu neuer Empfehlung gereichen. Auch die Abbildungen sind durch Benutzung zur Verfügung gestellter Original-Aufnahmen bereichert.

Bandelier: On the Art of War and Mode of Warfare of the Ancient Mexicans. (Separatabdruck aus dem Jahresbericht des Peabody-Museums.) Cambridge 1877.

Eine reichhaltige Zusammenstellung des in den Quellen Zerstreuten.

Études sur les peuples primitifs de la Russie. Les Mériens par le comte A Ouvaroff (traduit par F. Malaqué). St. Petersbourg 1875.

Die Anzeige dieses Buches hat sich durch einige Zwischenfälle verschoben, kann indess auch jetzt noch mit gleichem Rechte geschehen, da es zu den Werken gehört, welche die Zeiten und Zeitrichtungen überdauern. Mit ihm ist der Anthropologie einer jener Ecksteine eingesetzt, auf denen, wenn sie sich genügend vermehrt haben, das neue Gebäude fest und sicher ruhen wird. Ein ganzes Volk ist hier nach jahrhundertjährigem Untergange, seiner Totalität nach, wieder in's Leben gerufen, sowohl fest bestimmt nach seinen geographischen Grenzen, wie in allen den Eigenthümlichkeiten seiner damaligen Existenz, bezeugt durch die systematisch zusammengestellten Funde aus 7729 Tumulus Dass dieses Volk, als verhältnissmässig junges, an den Grenzen der geschichtlichen Zeit steht, ist für den Beginn der Forschung, um zuverlässige Ansatzpunkte zu gewinnen, um so wichtiger, und wie viele der bisher noch unbestimmt in der Vorgeschichte schwankenden Typen dadurch ihre feste Normirung erhalten haben, lehrt ein Blick auf die eingefügten Illustrationen und die beigegebenen Tafeln (11 an Zahl). Ausserdem sind die Fundberichte, als solche, getrennt gehalten von den theoretischen Erörterungen, und dass sich diese durch Gründlichkeit und Sachkenntniss auszeichnen, verbürgt der Name des Verfassers Das alte Russland beginnt sich zu verjüngen, geographisch durch die neuen Entdeckungen im Osten, prähistorisch durch die neuen Klarlegungen des heimischen Bodens, und möge die in beiden Richtungen so erfolgreich begonnene Bahn in gleichem Sinne weitergeführt werden.

Busch: Deutscher Volksglauben. Leipzig 1877.

Bietet mancherlei Ergänzungen zu Wuttke's Volksaberglauben, doch bedarf der Satz: „Der deutsche Aberglauben ist das nachgedunkelte Bild des deutschen Heidenthums" (S. 2.) seiner ethnologischen Erweiterung, um nicht zu allerlei Künsteleien in der Deutung zu führen.

Babelon: Les derniers Carolingiens. Paris 1878.

Nach der Chronik des Mönches Richer (X. Jahrh) zusammengestellt.

Das „Deutsche Archiv für Geschichte der Medicin und der medicinischen Geographie“, herausgegeben von H. Rohlfs und G. Rohlfs (Berlin)

ist in seinem ersten Hefte erschienen und wird das zweite aus der Feder unseres Afrika-Reisenden einen Art!kel über die Geschichte der Medicin in Marocco bringen.

Hochstetter, v.: Neue Ausgrabungen auf den alten Gräberstätten bei Hallstatt. Wien 1878. (Separat-Abdruck aus Bd. VII der Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien.)

„Für die Zwecke des k. k. naturhistorischen Hofmuseums“, das, wenn unter solch' hochbefähigter Leitung in gleicher Weise mit den Vermehrungen fortfahrend, sich bald zu einem hervorragenden Range erheben wird.

The Transactions of the Royal Irish Academy, Vol. XXVI. Dublin 1876.

V. Report on the Exploration of Shandon Cave, by A. Leith Adams.

The cave of Shandon is the first Irish cavern, which has produced pleistocene remains.

Barber: Comparative Vocabulary of Utah dialects. Washington 1877.

Unter den verdienstvollen Veröffentlichungen aus Hayden's Geological und Gegraphical Survey. Die zu den Shoshonen gehörigen Utah zerfallen in die Yampa (im nordwestlichen Co-orado), die Uinta (im nordöstlichen Utah) und die Weminuche (mit Capotes und Muaches, sowie auch Tabequaches) im Südwesten. Den Vergleichungen sind weitere mit den verwandten Dialecten der Comanche und Chemehuevi beigegeben.

Möllendorf, v., P. G. und O. F.: Manual of Chinese Bibliography. Shangay 1876.

Eine sehr erwünschte Zusammenstellung durch die Dolmetscher der Consulate in Shanghai und Tientsin.

Journal of the Asiatic Society of Bengal. Vol. XLIV. Part. I. Calcutta 1875.

In No. I.:

Fryer: On the Khyeng-People of the Sandoway district, Arakan. Körpermessungen S. 40—42.

In No. IV.:

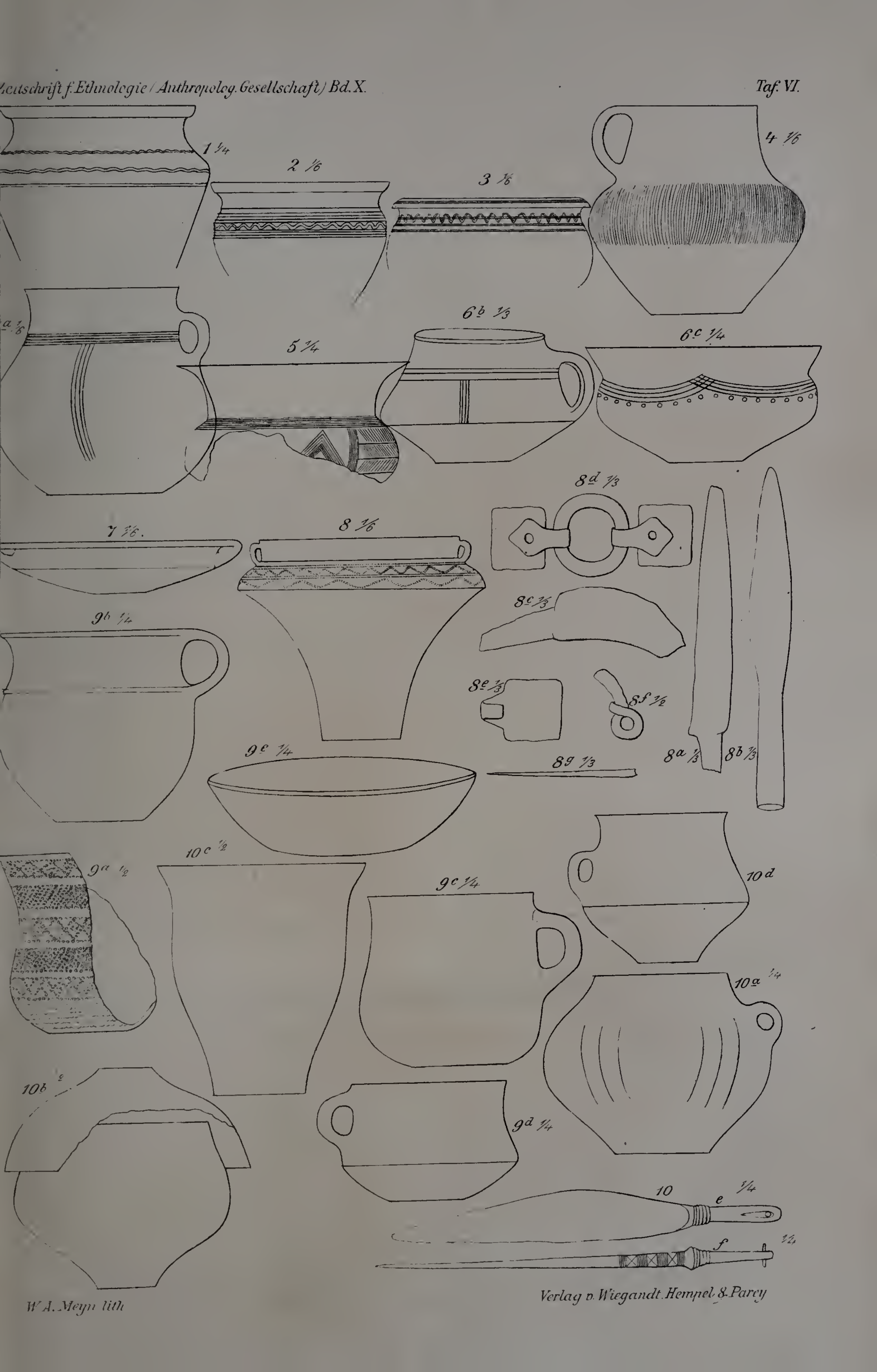
Butler: Rough Notes on the Angami Nagas, mit Vocabularien S. 333 u. flg.

Gosselin: Documents authentiques et inédites pour servir à l'histoire de la Marine Normande. Rouen 1876.

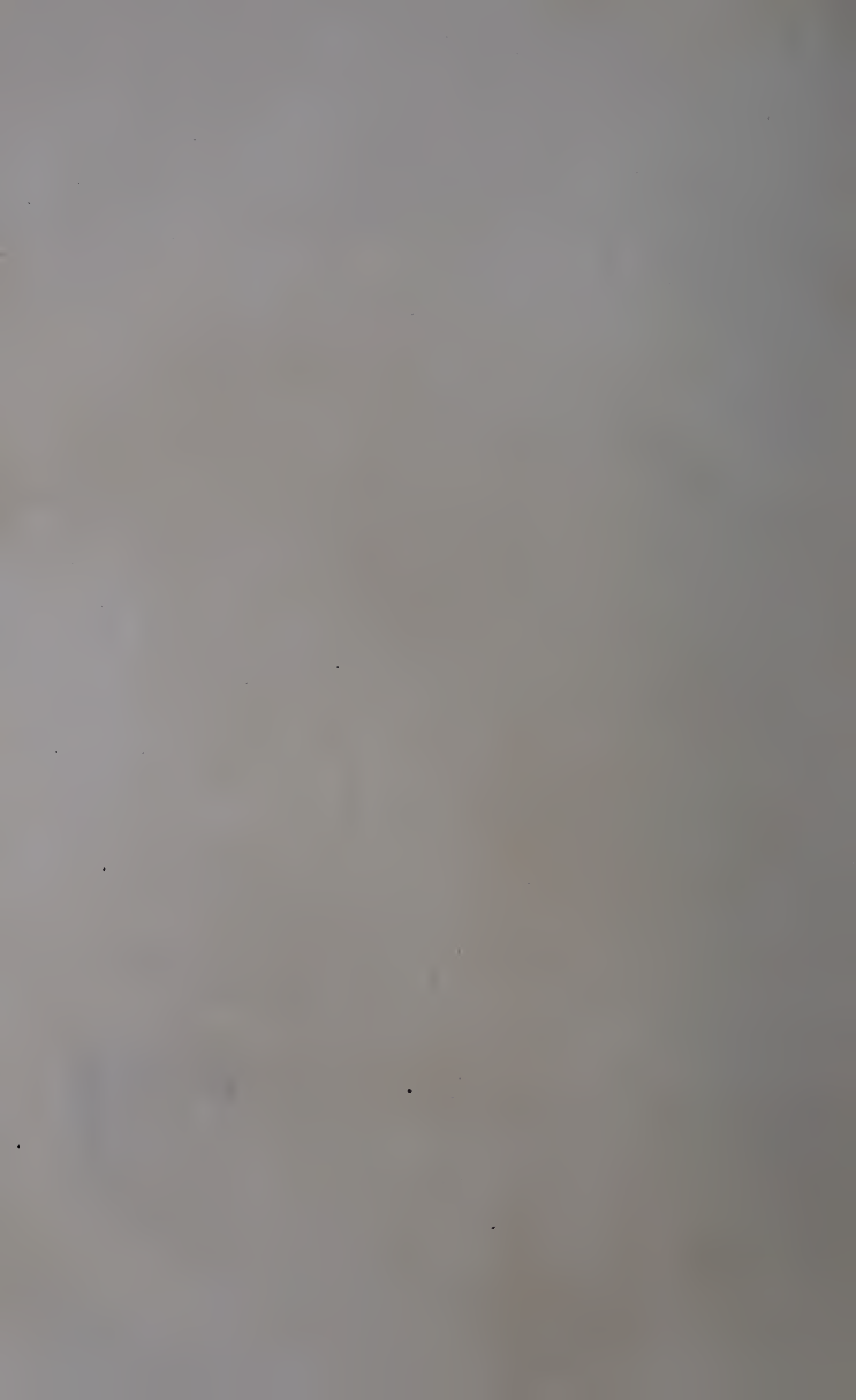
En l'année 1364 les Dieppois armérent deux vaisseaux qui firent voiles vers les Canaries, doublerént le cap Vert, puis le cap Moulé, et s'arretérent à l'embouchure d'une petite rivière, près de Rios Sestos, où est un village qu'ils nommérent le Petit Dieppe. Andere Expeditionen werden 1380, 1381, 1383 erwähnt, bis auf Bethencourt's (1392).

Naville: Julien l'Apostat. Paris 1877.

Entre le monde intelligible (νοητος) et le monde sensible se trouve le monde intelligent (νοερος). Le monde intelligent est une image du monde intelligible et sert à son tour de modèle au monde sensible, qui est ainsi l'image d'une image, la reproduction au second degré du modéle absolu. Ein nach der alexandrinischen Lehre aufgebautes Weltsystem, das gleich dem der Neu-Platoniker seine Analogien im buddhistischen findet. B.



W. A. Meyn lith.
Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey





W. A. Meyn lith.

Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey.



Der Aegyptische Fetischdienst und Götterglaube.

(Prolegomena zur ägyptischen Mythologie.)

Nach einem in der „Schlesischen Gesellschaft für Vaterländische Cultur" gehaltenen Vortrage,

von

Richard Pietschmann.

Vielleicht ist es nur der in vieler Hinsicht gerechtfertigten Abneigung vor dem Dunkel, welches noch über der verworrenen Fülle der ägyptischen Glaubenswelt lastet, zuzuschreiben[1]), wenn vielfach gegenwärtig bei den hervorragendsten Aegyptologen die Ueberzeugung herrscht, dass trotz aller Räthsel welche im einzelnen das ägyptische Pantheon für die Forschung übrig lässt, jedenfalls ein Axiom dafür gelte, es sei der ganze Glaube Aegyptens schliesslich aus einem umfassenden, einheitlichen Gottesbegriffe so abzuleiten, dass alle Gottheiten nur der verschieden verkörperte vom Wahne der Menge missverstandene, allmählich deificirte, mythiische Ausdruck für die einzelnen Phasen eines ursprünglich allein verehrten, einzigen göttlichen Wesens wären. Von der deduktiven Begründung meiner entgegengesetzten Auffassung, welche a priori daraus zu schöpfen wäre, dass das Denken seinem natürlichen Mechanismus nach, welcher auch sich in seiner historisch nachweisbaren Ausbildung verfolgen lässt[2]) erst konkrete Theilvorstellungen, dann mit Hülfe dieser sich umfassendere Gattungsbegriffe erwirbt, will ich hier absehen. Ich beabsichtige nur die verschiedenen Elemente des ägytischen Glaubens zu sondern und zu charakterisiren. Eine unbefangene Prüfung der Thatsachen scheint mir zu ergeben, dass diese der gegenwärtig herrschenden Hypothese wenig günstig sind, dass vielmehr alles, was die übliche Annahme eines ursprünglichen Henotheismus zu unterstützen scheint, auf erst historisch gewordene und durch eine Reihe anderer Vorgänge erklärbare Erscheinungen hinausläuft.

---

1) Vergl. darüber: Chabas, Notice du Pap. médical Ebers, Châlon et Paris, 1876, S. 17.

2) Vergl. Graf Baudissin (Theol. Literaturz. 1877, 410 f.).

I.

Jede Untersuchung über irgend eine geistige Produktion eines Volkes hat sich vor dem Fehler zu wahren, diese gesondert für sich, unabhängig von den übrigen Lebensäusserungen des Volksgeistes zu betrachten. Bei der Würdigung des ägyptischen Glaubens wird es daher jedem Kenner der ägyptischen Sprache von vornherein befremdlich erscheinen, dass ein Volk im grauesten Alterthum bereits über einen so abstrakten Gottesgedanken verfügt haben soll, während seine Sprache einer so frühen Gedankenreife gar nicht entspricht und in allem, was eine logische Durchbildung der Formen charakterisirt, merkwürdig unentwickelt geblieben ist. Trotz tausendjähriger literarischer Kultur verräth sie nur wenig Schulung und beharrt in einem Stadium, in welchem sie für eine tiefere Gedankenarbeit nur unvollkommen genügt. Es fehlt ihr diejenige Vergeistigung, welche das Wort seiner ihm anfänglich anhängenden konkreten Vorstellung entfremdet und uns bei andern Sprachen gestattet, eine von der etymologischen Grundbedeutung unabhängige Definition des Gebrauchs desselben zn geben, also diejenige Durchbildung, welche es zum geschickten Vermittler höherer Begriffe befähigt. Die auf sinnliche Verständlichkeit berechnete Schrift mag zwar das ihrige dazu beigetragen haben, den konkreten Hintergrund der Sprache lebendig zu erhalten, sie war aber andererseits ebenso sehr ein Bedürfniss für den Leser[1]). Wie wäre es sonst erklärlich, dass, obwohl sie für alle Sprachlaute je ein ausreichendes Buchstabenzeichen besitzt, eine für die gesammte Entwicklung unserer Gesittung so folgenreiche Erfindung in Aegypten selbst so gut wie garnicht ausgenutzt wurde, so dass man nach wie vor den ganzen ungelenken Apparat von Silbenzeichen, Lautkomplementen und Determinativen beibehielt? Wo in den ägyptischen Literaturerzeugnissen abstraktere Ideen zur Geltung kommen, beherrscht eher die Sprache den Gedanken, als umgekehrt, und besonders bei religiösen Texten können wir wenigstens uns meist kein Urtheil erlauben, ob sich der Schriftsteller wirklich der Bilder seiner Rede als blosser Ausdrucksmittel bewusst war und so zu sagen hinter die mythologischen Coulissen schauen konnte. Darin ähnelt die Sprache der ägyptischen Kunst, der es ebenfalls in erster Linie auf eine realistische, möglichst konkrete Darstellung ankommt, so dass sie, um ihre Schöpfungen verständlich werden zu lassen, dem Prinzip der Anschaulichkeit und Deutlichkeit die harmonische Ausbildung der Theile und die ästhetische Durchführung opfert.

---

1) Grade die prägnante, das Auge zurechtweisende, Schreibweise erleichterte die Scheidung zwischen den verschiedenen Bedentungen der vielen gleich- und ähnlichklingenden Worte, welche ebenso die geringe Wnrzelfülle wie die schwache Abgrenznng der Nominal- und Verbalbildung des ägyptischen mit sich brachten. Nur mit Hülfe einer alle Schriftnuancen berücksichtigenden Methode, wie der von Stern und Ebers eingeführten, gelingt es lautlich einen längern altägyptischen Text so zu umschreiben, dass er auch in unsern Lettern so lesbar bleibt wie im Original.

Dieselbe primitive Genügsamkeit herrscht aber auch auf religiösem Gebiete vor und tritt uns in allem entgegen, was wir für das eigentlich charakteristische im ägyptischen Glauben, demgemäss auch für das ursprünglichste Element desselben zu halten haben, weil es in allen seinen Phasen wiederkehrt. Wenn wir ausscheiden, was nur zeitliche und örtliche Geltung hatte, zunächst also von den an bestimmte Stätten gebundenen Thier- und Götterdiensten absehen, so ergiebt sich als Summe des überall geltenden Volksglaubens nur ein bescheidener Rest sehr enger und sehr realistischer Vorstellungen. Es war ein eminent praktisches Volk, welches bereits so früh zu staatlicher Organisation und gesellschaftlicher Gesittung gelangte, praktisch in seinen Anforderungen an das Leben und auch praktisch in der Befriedigung seines dunkeln Abhängigkeitsgefühles von höheren Mächten. Es forderte von diesen im Leben vor allem Heilung von äussern Uebeln, Schutz vor Krankheit, vor den Krokodilen des Flusses und den Hyänen der Wüste, vor den unheimlichen Geistern, welche es in nächtlicher Stille ihr Wesen treiben wähnte, und trachtete, wie sich im Todtenbuche nachweisen lässt, im Tode keineswegs von vornherein nach einer übersinnlichen Verklärung, nach idealer Läuterung oder einem Schauen der Gottheit, sondern begehrte das Weiterleben einfach in der alten irdischen Weise; es wollte auch im Jenseits sich Häuser bauen, essen und trinken, die alten Stätten, wo es früher geweilt, wieder aufsuchen[1]) und sogar durch das Brettspiel sich die Zeit der Ewigkeit angenehm verkürzen können[2]).

Diesen bescheidenen, wenig metaphysischen Anforderungen entsprechen die Mittel, welche sie befriedigen sollen; es sind die handgreiflichsten und sinnlichsten, welche dafür überhaupt üblich sind. Reichlich standen sie jedem zu Gebote, der sie irgend bezahlen konnte. Man behing sich mit allerlei Tand und Zauberkram, bunten Steinen und Zeichen, und erwartete von ihnen Förderung im Diesseits und Jenseits. Der Wohlhabende kaufte Thonpuppen mit Hacken und Sandsäcken, sogenannte *ušeb* und nahm sie mit in das Grab, damit er im Hades als grand seigneur leben könne, mit der beschwerlichen Feldarbeit sich nicht selber zu plagen hätte, sondern diese für das tägliche Brot sorgen lassen könne, und hoffte von magischen Kopfgestellen, Kissen und Brettern, auf welchen das Haupt der Leiche ruhte, von Amuletten und Halsbändern[3]), und von der künstlich und mit schwerem Gelde erkauften Fortdauer seines Leibes und Herzens eine sichere Auferstehung. Wie er seinen Vorfahren so mussten ihm nach heiligem Brauche seine Nachkommen in der Grabeshalle irdische Speise, Trank, Blumen und Weihrauch spenden, damit er der gewohnten Genüsse

1) Vergl. Lefébure's Zusammenstellungen in Chabas' Mél. égyptol. III, 2, 219 ff.

2) Vergl. Birch, Le roi Rampsinite et le jeu des dames. (Rev. archéol. N. S. XII, 56 ff.).

3) Gerade die ältesten Texte des Todtenbuches sind mit auf diese Mittel bezüglichen Formeln reich versehen. Vergl. die von Lepsius herausgegebenen ältesten Texte und Pleyte (Zeitschr. für äg. Spr. u. Alterth. 1873, 145.)

nicht entbehre. Hand in Hand damit gingen die mannigfachsten abergläubischen Praktiken, der Glaube an bösen Blick, Zeichendeutung und Tagewählerei, und das abstruseste war der vor Vernichtung zagenden Seele willkommen, so dass man der Leiche von einer Fusssohle die Haut ablöste und sie ihr in den Bauch legte[1]). Wie bei andern Völkern läuft auch bei den Aegyptern ein derartiger Glaube auf die roheste Empirie hinaus, welche die heterogensten Ursachen und Wirkungen verkettet; es erwähnt ja auch Herodot[2]) wie sorgsam sie den Verlauf aller seltsamen Vorkommnisse beobachteten, um aus deren Erfolge sich eine Lehre für die Zukunft zu entnehmen.

Ferner geht durch alle religiösen Bräuche der Aegypter die Vorstellung, dass diese zunächst gar nicht anthropomorphistisch, sondern lediglich als geheimnissvolle und unbegreifliche Förderer menschlicher Interessen verehrten Objekte nicht an sich wirken, sondern, dass es eines Mittels bedarf, sich eigens dieser Kraft zu vergewissern. Als solches galt die heilige Formel. Für alle Lebenslagen, verbunden mit Talismanen und absonderlichen Manipulationen und auch ohne dieselben, brauchte man eine Unzahl von Beschwörungen, die meist aus nichtssagenden, abenteuerlichen Redensarten, oft auch aus barbarischen Lautgebilden[3]) bestanden, welche geheimnissvoll klingen und um so kräftiger wirken sollten. Aber auch die ersehnten Vergünstigungeu im Jenseits erwarteten nur denjenigen, welcher der nöthigen Zauberworte kundig war, so dass, wer bei Lebzeiten auf die Erlernung dieser Litaneien nicht den gebührenden Eifer verwendet hatte, sich wenig-

1) Zuerst beobachtete diese Thatsache Czermak bei seiner Untersuchung zweier Prager Mumien (Sitzungsber. d. Wien. Ak., math. nat. Kl., 1852, IX, 144). Ebers (Zeitschr. f. äg Spr. 1871, 48ff.) wies nach, dass sich darauf eine Stelle des Todtenbuchs (Kap. 125, 59—60) bezog, in welcher der Verstorbene seine Fusssohlen benennt. Herr Prof. Ebers theilt mir darüber freundlichst mit: „Ich habe die Stelle nach Vergleichung vieler Texte jetzt sicher so hergestellt: ‚Nicht beschreite mich', also spricht der Fussboden dieses Saales. — (der Todte:) ‚Warum'? — (Fussboden:) ‚da ich ja rein bin, und weil du nicht den Namen deiner beiden Füsse kennst, mit denen du mich beschreitest.' — (d. T.:) ‚Ich kenne ja den Namen meiner beiden Füsse, mit denen ich dich beschreite.' — (F.:) ‚So sag ihn mir'. — (d. T.:) ‚Fusssohle am verschlossenen Orte [d. h. also wohl: heiler Fuss] heisst mein rechter Fuss, Kahlfuss der Nephthys heisst mein linker Fuss.' (d. F.:) ‚So beschreite uns (sic), denn du kennst uns'. — Mariette wurde durch mich auf die Ablösung der Fusssohle aufmerksam gemacht und fand sie bei vielen Mumien fehlend. Ich brachte mehrere Füsse mit, und 3 davon sind ohne Sohlen." — Vielleicht wurde dies nur an bestimmten Individuen vorgenommen. So ist es wenigstens bei der einzigen mir bekannten Analogie. Bei den Kongesen nämlich werden denjenigen, welche mit den Füssen zuerst geboren werden (was ja bei vielen Völkern für unheilvoll gilt), alljährlich einmal (wenn ich nicht irre, nach Bastian, am Neumond,) mit einem eigenen Messer abgeschabt (s. Zucchelli, Relationen von Congo, 237 u. 261).

2) II, 82.

3) Einfache Aufforderungen an die magischen Mittel, ihre Schuldigkeit zu thun, scheinen der älteste Inhalt dieser Litaneien gewesen zu sein. In einem medizinischen Papyros des britischen Museums (aus dem neuen Reiche) steht bereits eine angeblich phönizische Beschwörung, die leeres Wortgeklingel und darum unverständlich zu sein scheint (vergl. Ebers, ZDMG, XXXI, 452, 2). Je später desto häufiger werden diese angeblich

stens die Copie derselben verschaffte, diese zu sich in den Sarg legen, oder auf dessen Innenseite und Wände, wohl auch auf die Mauern der Grabkammern schreiben liess. Man brachte es sogar zu der bizarren Vorstellung, dass wie der Mensch durch seine klugen Sprüche übernatürlich wirken konnte, so auch die höchsten Götter ihre staunenswerthe Machtfülle nur dem Wissen solcher, aber viel gewaltigerer, Bannformeln verdankten. Sie werden daher oft „grossmächtige Zauberer", *ur hequ*, bezeichnet[1]). Man scheint dabei nicht ganz so weit gegangen zu sein wie die Hindu, bei denen die Macht, des die Götter in des Menschen Dienst zwingenden Gebets zu einer über allen Göttern stehenden Gottheit erveitert wurde. Die ägyptischen Götter scheinen sogar wie die Menschen der Amulette bedurft zu haben, denn Gottheiten, die, wie *Ahi* und *Horus*, als Kinder charakterisirt werden sollen, treten in ihren Abbildungen auch darin als hülfsbedürftige Wesen auf, dass ihnen ein Talisman um den Hals gehängt ist, ein „Schreckstein", denen ähnlich, durch welche vorsorgliche Mütter ihre Kleinen vor dem bösen Blick behüten[2]).

Gemeinsam ist vielen dieser Sprüche, der auch im klassischen Alterthum vereinzelt auftretende, bei den verschiedensten Völkern gültige Wahn, als genüge die nackte Kenntniss eines heiligen Namens, um dem Kundigen einen magischen Einfluss auf das Wesen, welches ihn führt zu gestatten Darum legte man Gewicht darauf, dass der Verstorbene sich orientirt hatte wie die Unholde, wie der „Blutzehrer", der „Schattenzehrer", der „Flammenfuss"[3]) u. s. w. heissen, welche dereinst seinen Leib in der Unterwelt zerstören wollen, und wie die Pförtner an den Thoren derselben benannt sind[4]). Selbst in dem Abschnitte des CXXV. Kapitels des Todtenbuches welcher die bekannte zumeist auf ethische Ziele hinauslaufende sogenannte negative Rechtfertigung enthält[5]), welche der Verstorbene vor dem Osiris im Westlande abzulegen hatte, beginnt er daher damit, dass er dem grossen

---

tiefsinnigen Sprüche. Die ältesten Formeln sind ritueller Art, während die spätesten den Privatinteressen dienen müssen. Von letzteren erscheint mir erwähnenswerth, dass zu einer derselben, welche Brugsch (Mém. s. la réproduction de l'écriture démotique, 9 f.) und Maspero (Etudes démotiques, S. 35 des Recueil Vieweg II) behandelt haben, eine Lampe gerieben werden muss, um die Geister erscheinen zu lassen. Es erinnert das an das Märchen von Aladin, welches nach Lane in Aegypten besonders beliebt ist.

1) Vergl. auch meine Bemerkungen über den Ausdruck maāχer (Maspero's Geschichte der morgenl. Völker im Alterth., 601—2).

2) Vergl. z. B. Wilkinson, Mann. and Cust., Suppl., Bl. 37a 2, 1 und Sec. Ser. II, 407; auch Amon als „wohl versehen mit Talismanen" (Brugsch, El Khargeh, XXVII, 38).

3) Turiner Todtb. Kap. 125, 29, 17, 27 oben.

4) l. l. Kap. 145 und 146. Vergl. dazu auch die Namen in Anmerk. 7. S. 164.

5) Dass ein solches Sündenregister noch nicht bei dem Volke, welches es erfindet, eine grosse ethische Begabung voraussetzen lässt, mag sich daraus ergeben, dass ein merkwürdiges, affirmatives, Analogon bei den Badaga üblich ist, und dort autochthon zu sein scheint, da wenigstens, wie mir Herr Prof. Stenzler mittheilt, in der sanskritischen Rituallitteratur ähnliches nicht vorkommt. Vergl. Jagor's Mittheilungen (Verh. d. Berl. Ges. f. Anthr. 1876, 196 ff.).

Gotte, der da herrscht über Wahrheit und Lüge[1]) und seinen 42 Genossen, „die da leben von den Gliedern der Bösen und sich ersättigen an ihrem Blute an jenem Tage, da die Worte gewogen werden vor dem Osiris", zuruft, er kenne ihre Namen, daher müssten sie ihn auch retten vor dem Typhon, der die Eingeweide auffrisst, d. h. vor der Verwesung.

An solchen Beispielen zeigt sich, wie selbst höhere Ideen mit magischen Vorstellungen innig verwachsen sind, so dass erstere neben letztern eigentlich nur bescheiden vegetiren können, weil sie den gleichen Einfluss auf das reale Leben nicht zu erringen vermögen. Mustern wir die zahllosen Amulette, welche uns die Museen bewahren, erwägen wir dass sie zum Theil den höchsten, sogar Priesterwürden bekleidenden Männern im Staate, Fürsten und Königssöhnen gehörten, und berücksichtigen wir, dass die ägyptische Magie mithin mehr als ein bloss geduldeter Aberglaube, das alle Kultusformen und Vorstellungen gleichmässig durchsetzende Element ist, so fühlen wir uns versucht, mit Bastian auch auf die Bewohner Aegyptens den Ausdruck anzuwenden, mit welchem Herodot[2]) die des innern Afrika's kennzeichnet: *Γόητες πάντες,* „sie sind sämmtlich Fetischdiener". Im Glauben des alten Aegyptens hatten die magischen Objekte und Künste eine so umfangreiche Geltung, dass er dadurch einen ganz afrikanischen Charakter gewinnt, und daher hat auch bereits im vorigen Jahrhundert der Präsident De Brosses, von welchem die Aufstellung des Fetischismus als einer besonderen Religionskategorie herrührt, in einem noch immer lesenswerthen Buche[3]) diese innere Verwandtschaft mit afrikanischen Glaubensformen nachzuweisen versucht.

Ich muss dabei allerdings bemerken, dass der Ausdruck Fetischdienst gewöhnlich missbräuchlich, wie das allen Schulausdrücken leicht widerfährt, verwendet wird, und ein bequemes Wort für alle möglichen unter das hergebrachte Schema nicht einfügbaren Religionen hergeben muss. Völker, welche dem, was man darunter im Sinne der Kompendien zu verstehen beliebt, ausschliesslich ergeben wären, müssten erst nachgewiesen werden. Selbst an der afrikanischen Westküste, wo in ihren Niederlassungen bei A Mina die Portugiesen derartige Glaubensobjekte zuerst kennen lernten und ihnen den Namen feitiço, „Fetisch" gaben, also im klassischen Lande dieser Wahnvorstellungen, sind durch dieselben nach dem, was ältere und

---

1) So nach der Erklärung von Stern (Z. f. äg. Spr., 1877, 83) zu übersetzen.

2) II, 38: *Γόητας εἶναι πάντας,* Vergl. Bastian (San Salvador, 301—2).

3) Erschien anonym: Du Culte des dieux fétisches ou parallèle de l'ancienne Religion de l' E'gypte avec la Religion actuelle de Nigritie, 1760, 12. Unbefangene römische und griechische Schriftsteller, welche nicht der schon bei Herodet das Urtheil beeinflussenden Theorie der grossartigen Götteranleihe, welche Hellas in Aegypten gemacht haben soll, geblendet wurden, haben die magischen Formen des ägyptischen Glaubens bereits richtig gewürdigt.

neuere Reisende erzählen[1]), allgemeiner gedachte Gottesbegriffe keineswegs ausgeschlossen. Dieselben haben sogar ihre selbständige, meist in besondern Familien erbliche Priesterschaft, werden allerdings aber hier wie bei andern Völkern gewöhnlich als so hohe und fast deistisch gleichgültige Wesen gedacht, dass der Einzelne lieber mit seinem Anliegen sich an niederere Mächte wendet. Ja hier wie bei andern „Fetischmus" oder „Schamanismus" huldidenden Nationen giebt es, freilich ohne belangreichen Einfluss bleibende Ideen von einem ganz-allgemein aufgefassten Nationalgotte[2]). Wir dürfen demnach „Fetischismus" nur als einen Ausdruck gebrauchen, mit welchem wir ausschliesslich die formale Seite, besonders den Kultus, nie den Inhalt einer Religion charakterisiren. Wenn wir ihn also dahin definiren, dass er zur Bezeichnung einer Religion (diesen Ausdruck im weitesten Sinne gefasst) zu dienen hat, in welcher die Verehrungsformen von in unbelebten, vegetabilischen oder animalischen Erscheinungen vorhanden geglaubten übernatürlichen Kräften verbunden mit dem Glauben an Mittel, diese Kräfte auf den Menschen zu übertragen, sämmtliche religiösen Vorstellungen in allen Schichten eines Volkes beherrschen, so haben wir, nach dem vorher erörterten, das Recht, die ägyptische Religion in diesem Sinne als eine durch-

---

1) Den Missbrauch dieses Ausdrucks rügte treffend Bastian (Geogr. u. ethnolog. Bilder, 151). Wir haben auch hier eben nicht mit einer ‚Naturreligion' sondern mit sehr verschiedenen, zum Theil schon durch Nachdenken geordneten, Vorstellungen zu thun. Ich begnüge mich auf die Angaben von W. J. Müller (africanische Landschaft Fetu, 45 f., 61, 64 und Wörterb. Caput I), Isert (Reise nach Guinea, 23, 209 f.), Römer (Nachricht v. d. Küste Guinea, 42). Riis (Elemente des Akwapim-Dialects, VII, VIII), J. S. Hay (J. R. Geogr. Soc., 1876, 304 ff.), u. a. zu verweisen. Der Kultus dieser Götter ist, wie auch Reichenow (Z. d. Ges. f. Erdkd., 1873, 183) von den Kamerun-Negern hervorhebt, meist eine Sache der freien Leute, oft mit besonderen Weihen verbunden (vergl. Bastian, l. l. 152—54).

2) So in Kalabar *Abasi*, „der allmächtige Gott, der sich jedoch, gleich den Göttern Epikur's, in seiner Seligkeit zu wohl fühlen soll, um sich über die menschlichen Angelegenheiten zu kümmern") A. Bastian, l. l., 148, 191 ff.). Aehnlich denken die *Otyi*-Stämme sich ihr höchstes Wesen *Nyañkupoñ* (Riis, l. l. 270; VII) oder *Anyankōpong* (Hay l. l. 304), nach W. J. Müller (l. l. 89 ff. u. Wörterb.) *Jan-Comnè* oder *Jan-compò*. Bei den Bewohnern des Kamerungebirgs vertritt diese Stelle *Lobah* (Bastian, S. Salvador, 305), auf Fernando-Po *Rupe* (ibid. 317). Vergl. auch Bosman (Reyse nach Guinea, 446) und Bowdich (Voy. dans le pays d' Aschantie, 371 ff.). Herr Dr. Pechuel-Lösche war so freundlich, mir über die religiösen Anschauungen der *Bafiote* ausführliche Mittheilungen zu machen, die ich hier leider nicht vollständig wiedergeben kann. Ich muss mich begnügen auf seine umfassende Studie darüber, welche in dem in der Mitte dieses Jahres erscheinenden Werke. der Loango-Expedition (Frohberg in Leipzig) veröffentlicht werden wird, zu verweisen und führe nur an, dass auch diesem Volke ein allgemeiner Gott *Nzāmbi a Mpungu* bekannt ist, der zwar die Menschen geschaffen hat, aber als deren zudringliche Bitten ihm lästig wurden, ein anderes Wesen, den Erdgeist *mkissi nsi (mkissi* heisst der „Fetisch") mit der Vermittlung zwischen ihm und ihnen beauftragte. (Den Namen kennt bereits Cavazzi, hist. Beschreib., 85; vergl. auch Bastian, in dieser Zeitschr. VI, 2 und 81 ff.). Ueber ähnliche, den Kultus nicht unmittelbar beeinflussende und als wenig lebenskräftige Abstraktionen vom gemeinen Volke sogar in das possenhafte gezogene Ideen vergl. Bastian (S. Salvador, 319; Z. d. Ges. f. Erdkd. II, 428; Völker d. östl. Asien II, 301 Anm. u. V, S. XII).

weg fetischistische zu bezeichnen. Als besonderes Merkmal im Gegensatze zu manchen ähnlichen wird man bei ihr hervorzuheben haben, dass die Priester der staatlich organisirten Kulte ihre Anschauungen mit den Symbolen des Fetischglaubens zu versöhnen und letzteren sogar durch mystische Deutungen eine höhere Weihe zu ertheilen verstanden. Dass diese Erklärungen hineingetragene waren, dass man anfänglich mit den Zauberobjekten wohl keinen über ihre Wirkung hinausgehenden, die Ursache derselben motivirenden Sinn verband, erhellt aus der Analogie mit anderweitigen Vorgängen und zeigt sich, meiner Ansicht nach, daran, dass diese Begründung meist gezwungen ausfällt, dass man die rezipirten Symbole promiscue für verschiedene Gelegenheiten ausbeutet und für dasselbe Objekt verschiedene Deutungen, für manche Erklärungen verschiedene Objekte benutzte[1]). Aus den verschiedenen Redaktionen z. B. derjenigen Formel, durch welche die erwähnten *ušeb* wirken sollen, kann man noch nachweisen, wie in dieselbe ein allmählich erweitertes Stück Theologie hineinkam, während sie anfangs eine blosse Anrufung enthielten[2]). Es fand aber auch das umgekehrte Statt, dass von den Vertretern des höhern Götterdienstes das Volk mit mystischen, auf diese bezüglichen, Zeichen versehen wurde[3]); immer jedoch blieb die Hauptaufgabe dieses Standes der rituelle Dienst der heiligen Thiere und höheren Wesen[4]).

II.

Sowie wir über diese, den ägyptischen Glauben beherrschenden, magischen Vorstellungskreise hinausgehen, vermissen wir ein einheitliches Gepräge in dem Maasse, dass wir von einer ägyptischen Religion als solcher überhaupt nicht mehr reden dürfen, weil alle höheren Ideen einen lokalen oder historischen Ursprung verrathen. Wir können sie in zwei Gruppen, in die auf den Thierdienst und die auf die Götterverehrung bezüglichen sondern.

---

1) So hat zwar das *ϑat*-Amulett (Maspero, Mém. s. quelques papyrus, 2 ff.) die Form einer Schleife, soll dabei aber doch das Blut der Isis vorstellen, während andererseits die Formel, welche ihm die Kraft dieses Blutes geben soll, auch auf einem rothen Wachstäfelchen im berliner Museum (Nr. 3847, hist. Saal) steht, wahrscheinlich, um diesem dieselbe Macht zu verleihen.

2) Vergl. Chabas (Observations s. le chap. VI. du rituel, Paris 1863) und Birch (Z. f. äg. Spr., 1864, 89 ff., 103 ff., 1865, 4 ff., 20 ff.).

3) So fasse ich unter anderm die Zaubersprüche auf, welche man über ein wie die Göttin Neit ⌶ gestaltetes Becken herzusagen hat (Pap. mag. Harris, pl. IX), da dies ein altes Symbol und Determinativ ihres Namens ist (schon auf Grab 87 zu Gizeh; Lepsius Denkm. II, 15). Es bezeichnete den Himmel als ein viereckiges Becken, wie ihn das Schriftzeichen für Hathor als viereckiges Haus fasst. Ich erinnere daran, dass auch ein indischer Himmelsgott, *Varuna*, „viereckig" genannt wird (vergl. Hillebrandt, Varuna und Mithra, 151 f.; Darmesteter, Ormuzd et Ahriman, 70).

4) Meist sondern sich bei fetischistischen Völkern die sogenannten Fetischmänner und die Priester (vergl. Müller 73; Zucchelli, 244; Hay, 306 etc.); oder letztere halten doch ihr Gewerbe als Zauberärzte getrennt von dem Dienste der Götter, wie mir das Dr. Pechuel von den Priestern des *Mkissi nsi* bei den *Bafiote* mittheilt.

Wenn es uns um ein Verständniss derselben, nicht um eine blosse Aufzählung von Fakten zu thun ist, müssen wir zu diesem Zwecke uns das Bild der eigenthümlichen, für die ganze Geschichte des Landes überaus wichtigen, Nomenverhältnisse vergegenwärtigen. Die topographische Abgrenzung in Nomen verdankte, wie das aus einigen Angaben der Alten zu schliessen wäre, keineswegs ihre Entstehung lediglich dem administrativen Machtspruche einer pharaonischen Hofkanzlei, sondern von Anfang an bildeten diese Gaue vollständig in sich organisirte Theile des Staatskörpers und bekundeten trotz ihrer enggezogenen Grenzen in allen Wechselfällen der Geschichte eine so zähe Lebenskraft, dass sie mit ihren Verwaltungsformen bis in die römische Epoche fortbestanden. Auch sehen wir, dass in früherer Zeit an ihrer Spitze meist erbgesessene Grossgrundbesitzer und Adelsgeschlechter stehen, deren politischer Einfluss von mächtigeren Fürsten zwar gebeugt und deren Sprösslinge alsdann durch Hofämter in ehrenvoller Abhängigkeit erhalten werden konnten, die aber auch sobald die im Purpur gebornen Epigonen der Dynastienstifter die Zügel der Regierung lockerten, erfolgreich auf Grund ihrer Hausmacht eine selbständige Stellung anstreben und sogar die Regierung des ganzen Landes sich aneignen konnten. Die ganze innere Geschichte Aegyptens beruht eigentlich nur auf solchen Staatsumwälzungen, in einem steten Schwanken des politischen Schwerpunkts, durch dessen jeweilige Lokalisirung nicht allein neue Herrscherfamilein. sondern auch gewisse Titel und Eigennamen, Kunst- und Kultusformen entweder zur allgemeinen Anerkennung kommen oder neu belebt werden, Weil aber jede dieser Epochen ihr spezifisches Gepräge trägt und jede das Leben der zeitweilig die Hegemonie behauptenden Gaue zur höchsten Entfaltung bringt, so haben wir die Ursache dieser Erscheinung auf durchgreifende in ursprünglichen Stammesabsonderungen begründete Differenzen innerhalb des ägyptischen Volkes zurückzuführen. Wir können für diese Auffassung uns auf die dialektischen Unterschiede der Sprache berufen, die bereits in einem Papyros der XIX. Dynastie sich daraus zu ergeben scheinen, dass es als bekannt vorausgesetzt wird, dass ein Mann aus Elephantine mit einem Bewohner des Delta sich nicht zu verständigen vermöge[1]), und ferner darauf hinweisen, dass diese Abweichungen allein die tiefgehende dialektische Zersplitterung des Koptischen zu erklären vermögen. Im Süden sind nubische, im Nordosten semitische, im Westen libysche Einflüsse wiederholt nachzuweisen. Auch für die Völkertafel der Genesis gelten die Bewohner der einzelnen Landschaften als verschiedene Stämme

---

1) Pap. Anastasi I. Vergl, die Stelle bei Brugsch (Geschichte Aegyptens, 561). Ueber die Gaue ertheilt dasselbe Werk (S. 17) eine anschauliche Schilderung, die ich zu vergleichen bitte. Selbst wenn dieses Missverstehen wie Ebers mit grosser Wahrscheinlichkeit (Aeg. u. d. Bücher Mose's, I, 236) annimmt, darauf beruht, dass der Mann aus den Marschen des ordens semitische Lehnworte in seine Rede einflickt, so bleibt jedenfalls eine sprachliche rschiedenheit der einzelnen Bezirke sicher.

eines Volkes, und ich will nur erwähnen, dass wir mit grosser Wahrscheinlichkeit mit De Rougé den Namen eines derselben, der *'Anamīm* sowohl in dem ‚nördlichen *An'* (biblich *On*=Heliopolis) wie in dem südlichen *An* (=Hermonthis) und vielleicht auch in dem Namen *Ant-* für Tentyra wiederzufinden haben. De Rougé hat bereits darauf aufmerksam gemacht, dass mit diesen Stätten der Dienst der Hathor verbunden ist[1]). Es scheint mir das um so belangreicher, weil sich auch anderweitig eine derartige Parallele in Götter- und Ortsnamen zwischen oberägyptischen und unterägyptischen Landschaften durchführen liesse, welche wohl auf die gleiche Herkunft der dort hausenden Bevölkerung einen Schluss zu ziehen erlaubte Das Klima des Nilthales, welches von einem sogenannten Mittelmeerklima an der Deltaküste sich allmählich zu einem tropischen steigert, und die Naturbeschaffenheit dieses langgestreckten Thales mit seinen stellenweise dicht an die Flussufer heranrückenden Bergen, bildete für seine ackerbautreibenden, sesshaften Bewohner ohnehin einen natürlicken Anlass, dass solche einmal bestehenden Stammesunterschiede örtlich fixirt und begünstigt wurden.

Dieser politischen Spaltung in lauter Staaten im Staate entspricht auch die Zersplitterung des ägyptischen Kultus. Mit den griechischen Andeutungen übereinstimmend zeigen die ägyptischen Nomenlisten uns nicht nur die Namen der jeglichem Gau zugehörigen Städte, Felder, Triften und Kanäle, sondern auch die Benennungen der daselbst verehrten Götter, ihrer Priester, heiligen Bäume und Barken und derjenigen Thiere, deren Genuss ihren Insassen versagt war. Ob die letzteren Speisegebote so aufzufassen sind, wie die sonst in Afrika vielfach auftretenden Vorschriften und Gelübde, welche die Wirksamkeit der ererbten Fetische von der strengen Enthaltsamkeit vom Genusse einzelner Nahrungsmittel abhängig machen, oder deren Beobachtung bestimmten Ständen obliegt[2]), muss dahingestellt bleiben, da bekanntlich derartiges auch bei Völkern gilt, welche in der Wahrung dieser Beschränkungen nur ein Symbol ethischer Reinheit sehen. Jedenfalls hielten die Aegypter es mit diesen Satzungen so streng, dass der, in den Traditionen der nach Napata (Meroë) ausgewanderten thebaischen Priesterschaft erzogene, König *Piānχī* z. B. nur diejenigen Dynasten des Delta seinen Pallast betreten liess, welche ebenso wie er keine Fische essen durften. Mit dem Thierdienste zeigt sich eine Verbindung dieser Verbote insofern, als man

---

1) Neuerdings erklärt Brugsch (R. nach d. grossen Oase el-Khargeh, 68) die *'Anamim* für Bewohner eines Bezirks der Oase *El-Xargeh*, der *Kenem* hiess; de Rougé's Erklärung (Mém. s. les monum. qu'on peut attribuer aux six premières dynasties, 6—7) würde damit hinfällig. Doch wenn *Kenem=Γanaïm* wäre, müsste es (vergl. Zeitschr. f. äg. Spr. 49 u. 129) vielmehr Qenem geschrieben werden.

2) Nur in Guinea scheinen diese Speisevorschriften ganzen Ortschaften eigen und ein Unterscheidungsmerkmal derselben zu sein. Beachtenswerth ist dass auch hier sich der Thierdienst dazu gesellt. Vergl. Römer (l. l. 72), Bowdich (l. l. 376), Bastian (Geogr. und ethn. Bilder, 160 f.), u. a.

die von den Bewohnern des Nomos heilig gehaltenen Thiere nicht verzehren durfte; doch scheint die Zahl der verbotenen Geschöpfe über die der angebeteten hinausgegangen zu sein.

Der, vielleicht nirgends, ausser in Indien, so einflussreiche Thierdienst Aegyptens, der schon den Griechen, Römern und den Kirchenvätern viel Anlass zum Nachdenken gab, und sie ihre sonst recht bereitwillige Bewunderung der Weisheit der ägyptischen Institutionen herabzustimmen nöthigte, ist auch für uns eins der schwierigsten Probleme. Um es der Lösung zu nähern, bedürfte es einer über Aegypten hinausgreifenden Untersuchung, um auf Grund einer vergleichenden Betrachtung das für den ägyptischen Kultus spezifische auszuscheiden[1]). Ich will daher hier nur einige der gegenwärtig versuchten Deutungen erwähnen. Von einer Widerlegung der von Hegel versuchten Rechtfertigung dieser religiösen Praxis kann ich um so mehr absehen, als eine solche schon mehrfach geliefert ist[2]). Besondere Berücksichtigung dagegen verdient ein anderer Versuch, die ägyptische Thierverehrung dadurch in ein besseres Licht zu setzen, dass man annimmt, die Aegypter hätten diese Ehre nur denjenigen Thieren erwiesen, welche die lebendigen Vorbilder derjenigen heiligen Zeichen waren, mit denen man die Namen der Götter schrieb. Da sich nachweisen lässt, dass auf Denkmälern vielfach blosse Schriftsymbole, beispielsweise ☥, in dem Grade als persönliche Wesen aufgefasst werden, dass man sie mit Armen oder Beinen versieht und handelnd auftreten lässt, hat die analoge Deutung an sich viel bestechendes und ist auch oft ausgesprochen worden. Sie lässt sich aber nicht durchführen. Es ergiebt sich nämlich, dass Namen wie die der Isis und der Hathor, denen die Kühe, des Amon, dem die Widder heilig waren, ursprünglich nicht mit diesen Thierbildern, sondern lautlich geschrieben werden, dass erst später dafür kuh- oder widderköpfige Figuren, immer nur als eine Reproduktion der landläufigen Abbildung dieser Gottheiten eintreten. Andererseits schreibt man schon auf den ältesten Denkmälern den Namen *Set* (Typhon) mit dem Bilde eines abenteuerlichen Ungethüms, eines spitzschnauzigen, mit hochstehenden borstigen Ohren und einem, am Ende gespaltenen oder mit einer Quaste gezierten, aufgerichteten, kahlen Schweife ausgestatteten Esels, und doch ist zoologisch so ein Fabelgebilde garnicht nachweisbar; dagegen gehören diesem Gotte mehrere, als böswillig und schädlich angesehene Thiere, welche zur Schreibung seines Namens nicht verwendet werden. Daneben haben wir allerdings Fälle, wo sich scheinbar eine Uebereinstimmung zwischen dem Schriftzeichen und dem Thiere zeigt, welches unter dem Schutze des mit diesem Thierbilde geschriebenen Gottes steht. Aber auch hier ist dieser Zusammenhang ein äusserlicher. Denn wenn auch der Gott *Thut* (Thot) von Alters her mit dem Zeichen des

1) Darüber vergl. besonders Bastian (d. Mensch i. d. Geschichte I, 169 ff.).

2) Hegel, Vorlesungen üb. d. Philosophie d. Geschichte, 258 ff. Vergl. Waitz, Anthropologie Bd. I, 404.

Ibis geschrieben wird, wenn auch der dem Anubis heilige Schakal zur Schreibung des Gottesnamens *Anup* dienen muss, so heisst doch der Ibis ägyptisch nur *hab* und der Schakal *sab*. Daraus ergiebt sich von selbst, dass wir, wo uns eine solche Schreibung vorliegt, keine unmittelbaren Lautzeichen vor uns haben, sondern dass diese Thierzeichen ideographisch für Götter gebraucht werden, welche der Aegypter sich in der Gestalt dieser Thiere dachte. Der Leser hatte mit ihnen erst den betreffenden Laut zu verbinden.

Wenn also damit die Ableitung des Thierdienstes aus einer missverstandenen kalligraphischen Marotte ihren Halt verliert, so könnte man annehmen, dass die Aegypter denselben als Erbtheil einer Zeit überkamen, in welcher sie sich die in der Welt wirkenden Mächte in Thiergestalt dachten. Es hat nichts unwahrscheinliches, dass ein Volk, dessen überwiegende Mehrzahl Jahrtausende lang sein Leben im schwersten Frohndienste seiner Gebieter verseufzte, in der verzweifelten Noth seines jammervollen Daseins Linderung selbst von den thierischen Ebenbildern seiner Götter erfleht und diese darum sogar für höhere Wesen gehalten haben mag. Trotzdem kann man auch dieser Ansicht nur eine bedingte Gültigkeit zusprechen. Es spricht zunächst der Umstand dagegen, dass diese Verehrung in ältester Zeit staatlich anerkannt und gepflegt wurde[1]). Ferner könnten wir uns nicht erklären, warum dann die angebeteten Thiere mitunter mit dem Gotte, als dessen Inkarnation sie gelten, nur in einem sehr losen Zusammenhange stehen, so dass diese Thiere zwar göttliche Ehre geniessen, der betreffende Gott aber wenigstens nicht immer von vornherein in ihrer Gestalt abgebildet wird. Auch werden einzelnen Göttern sehr verschiedene Thiere vindizirt; und die Angaben sogar über den Gott, welcher in einem bestimmten Thiere, beispielsweise im Apis, lebendig zur Erscheinung kommen soll, widersprechen sich zeitweilig.

Solche Fälle erfordern eine ganz andere Erklärung, und diese kann, meiner Ansicht nach, nur die sein, dass die Anbetung der betreffenden

---

1) Ich will dabei darauf aufmerksam machen, dass die in der Pyramidenzeit verehrten Stiere (de Rougé l. l. 44, 61) noch keineswegs der Apis zu sein brauchen. Jedenfalls aber, von der unsichern Nachricht Manethos' darüber (ed. Unger, 82) abgesehen, ist auf den Denkmälern dieser Epoche die Priesterwürde dieses Stierkultus der anderer Gottheiten ebenbürtig. Quatremère hat nachgewiesen dass in Pselchis (*Pe-selq*, „Haus der Selk“, einer Skorpionen und Schlangen gebietenden Göttin) noch in muhamedanischer Zeit Schlangen verehrt wurden, und ein noch zäher bewahrter Rest dieses alten Kultus war die Schlange, welche zu Norden's Zeit als Inkarnation des muhammedanischen *Šeχ's Hāredī* galt, und noch in spätern Touristenwerken spukt (vergl. Norden, Voy. d'Egypte et de Nubie, nouv. édit. par Langlès, II Paris 1795, 64 ff.; Pococke, Beschr. d. Morgenlandes übers. von v. Windheim, I, 117; Bay. Taylor, Life and Landscapes from Egypt, 99; Wilkinson, Handbook, 315). Ein merkwürdiges Denkmal des Thierdienstes ist ein Ibissarkophag im berliner Museum, auf dem von dem verstorbenen Vogel wie von einem verstorbenen Menschen geredet wird (hist. Saal, 6938) und er seinen göttlichen Vorgesetzten Thot und dessen Mitgötter mit der Formel Todtenbuch Kap. 72 anruft.

Thiere aus einer Heilighaltung derselben so abzuleiten ist, dass sich diese Ehrfurcht auf einen Repräsentanten der ganzen Gattung konzentrirte. Erst dann hat die Reflexion der Gebildeteren den bestehenden Brauch zu erklären versucht, ihn mit der Verehrung der Götter in Zusammenhang gebracht, und so eine Begründung desselben gefunden, welche mitunter zu Gunsten eines zur Zeit vorherrschenden Gottesdienstes wieder geändert wurde.

III.

Mit der Anbetung der Thiere theilt der ägyptische Götterglaube die Eigenthümlichkeit, dass in ihm von Hause aus keine Uebereinstimmung herrschte, dass es nur Nomen- nicht Landesgötter gab[1]), und dass deren Verehrung wesentlich den dazu geschulten Personen, Priestern überlassen wurde. Es ergiebt sich daraus von selbst, dass so begrenzte und verschiedene Kulte nicht einer gemeinsamen Idee ihren Ursprung verdanken können. Nur der Umstand, dass sie zwar selbständig an einzelnen Orten entstanden, durch die Macht analoger Verhältnisse aber zu einer analogen Weiterentwicklung veranlasst wurden, gestattete den ägyptischen Theologen eine allgemeinere Auffassung aller allmählich aus ihnen heraus zu gestalten.

Zur näheren Begründung dieser Ansicht haben wir uns nochmals zu vergegenwärtigen, dass nur die Annahme einer stetigen Sonderentwicklung der einzelnen Nomen uns die Thatsache zu erklären vermag, dass sowohl auf den ältesten Denkmälern wie beim Anbruche einer neuen Geschichtsepoche wir einer in sich fertigen und an sich charakteristischen äusseren Gesittung begegnen. Es ist nur eine Ergänzung dazu und dem entsprechend zu deuten, dass jeder geschichtliche Abschnitt, mit welchem ein bis dahin scheinbar unthätiger Theil der Bevölkerung zu politischer Thatkraft erwacht, Götter und Kulte zu Tage fördert, welche den Denkmälern der vorangegangenen Geschlechter fehlen. Beschränkt wie das Gebiet ihrer Denkmäler ist die Zahl der Götter, welche die ältesten Herrscher und deren Unterthanen anrufen. Erst allmählich bevölkert sich das Pantheon mit dem Kontingente, welches die einzelnen Landschaften stellen. Die uns neuen Göttergestalten sind uns nur unbekannt, weil sie Gauen angehören, welche im Staatsleben bisher keine einflussreiche Stellung zu beanspruchen hatten. Die innere Abrundung ihres Kultus spricht dafür, dass sie eben so alt sind wie die übrigen, und ihr gruppenweises Auftreten berechtigt uns, die Annahme auszuschliessen, dass wir in ihnen nur verschiedene, örtlich anders benannte, Auffassungen einer Gottesidee zu sehen hätten, welche Gemeingut aller ägyptischen Kulte gewesen wäre.

1) Es mag zwar für Herodot's Zeit gelten, dass Osiris ein in ganz Aegypten verehrter Gott war; die Heimath seiner Anbetung war aber wohl Abydos. Wir haben sogar Nachrichten, welche uns erzählen, wie sein Kultus an einzelnen Orten eingerichtet wurde (vergl. Goodwin, in Chabas' Mél. III, I p., 268). Frühestens mit der VI. Dynastie kam er mit der ihm heiligen Stadt zur Geltung und amalgamirte sich mit dem *Sokar* der Pyramidenerbauer, mit dem er wohl kaum, wie das öfter angenommen wird, identisch war.

Von einer Schilderung dieser Götterwesen und Ergründung der ursprünglichen Heimath jedes derselben müssen wir hier um so mehr absehen, wei der gegenwärtige Stand der ägyptischen Mythologie einem solchen Unternehmen erst sehr wenig Material gewährt, es also immer nur eine provisorische Bedeutung beanspruchen könnte. Neben einer planmässigen Durchforschung der Museen des Kontinents und der Ruinen des Nilthals wäre eine der hauptsächlichsten Vorbedingungen dafür eine Einsicht in das allmähliche Werden einer der wichtigsten Quellen für unsere Kenntniss des ägyptischen Glaubens, in die Geschichte des Todtenbuches, wie sie erst auf Grund der, von Professor Lepsius angeregten und von der berliner Akademie unternommenen Sammlung der verschiedenen Varianten desselben gewonnen werden kann.

Durch die von Lepsius herausgegebenen ältesten Texte ist erwiesen, dass die im Todtenbuche bewahrten, auf das Leben nach dem Tode bezüglichen, Formeln vor der XI. Dynastie bereits, also bevor Theben und mit ihm Oberägypten die ägyptische Entwicklung beherrschte, eine feste Gestalt gewonnen hatten. Die für die nach-thebanische Epoche gültige Form derselben ist uns gleichfalls ausreichend bekannt. Dagegen werden wir über diejenige Redaktion, welche in der Blüthezeit Aegyptens, zur Zeit der thebanischen Macht, gebräuchlich war, also auch über den Einfluss der thebanischen Priesterschaft auf dieselbe erst urtheilen können, wenn die darauf bezüglichen Arbeiten des Genfer Gelehrten Naville veröffentlicht sind. Hervorzuheben ist, dass sich die ältesten Proben dieser Texte, soweit sie nicht überhaupt das Werk von Priestern sind, schon den Versuch zu einer Verschmelzung der verschiedenen lokalgültigen Anschauungen und zu einer systematisirenden Vereinigung dieser bekunden[1]). Gerade die am meisten Metaphysik verrathenden Kapitel zeigen die stärksten Abweichungen, und es hat sich schon damals das Bedürfniss herausgestellt, einige dieser Anrufungen durch beigefügte Erläuterungen zu erklären und verständlicher zu machen. Besonders lehrreich ist es aber, dass bei dem XVII. Kapitel, dem theologisch wichtigsten der ganzen Sammlung, schon zur Zeit der XII. Dynastie die Erläuterungen mehr als eine objektive Deutung des Sinnes bezwecken, da einer von den Kommentatoren desselben wahrscheinlich im Interesse des Glaubens der abydenischen Priesterschulen es sich zur Aufgabe macht, überall Anspielungen auf den Osiriskultus zu finden, und der andere besonders *Rā* vor den neben ihm genannten Göttern zur Geltung zu bringen sucht. Daraus folgt nicht allein, dass dieser kommentirte Grundtext sehr alt ist, sondern auch, dass er eine feste Form und kanonische Geltung hatte; denn sonst wäre es einfacher gewesen, einen ganz neuen zu redigiren, wie man besondere Todtenformeln für die zu Biban-el-Moluk begrabenen Könige geschaffen hat.

---

1) Eine klare Uebersicht hierüber gab Ed. Meyer (Set-Typhon, 7 ff.).

Weil man eben ohne Schaden für ihr Ansehen diese bereits rezipirten Texte nicht ändern konnte, und es immer schwerer wurde neue Einschiebsel einzuflicken, zeigt die Rivalität zwischen den einzelnen Gaugöttern sich viel stärker auf einem Gebiete, welches staatlichen Beeinflussungen zugänglicher, weil es zur Verherrlichung der Herrscher bestimmt war. Die Denkmäler sind es, welche uns das Bestreben, einzelne Götter auf Unkosten anderer zu höherem Ansehen zu bringen, viel deutlicher erkennen lassen. Der Gott, welchem dies zuerst zu Theil wurde, scheint, nach dem Todtenbuche zu urtheilen, *Tum* gewesen zu sein; später begegnete uns in dieser Stellung *Ptah*, dann *Rā*. Weitaus der wichtigste Gott in dieser Hinsicht ist aber der thebanische *Amon*, der vor der ersten aus Theben stammenden Dynastie, vor der XI, nur selten, vor der VII. kaum mehr als einmal genannt wird, und noch mehr wie die andern thebanischen Gottheiten auf die Texte des Todtenbuches ohne nachhaltigen Einfluss blieb[1]). Zur Zeit der Hyksos begegnen wir dem offenen Bestreben, den *Set* oder *Suteχ*, der ihnen von den ägyptischen Göttern am sympathischsten gewesen zu sein scheint, zum Nationalgotte zu erheben; aber gerade ihre von Theben ausgehende Vertreibung liess *Amon* zur höchsten göttlichen Autorität werden. Seine Verehrung wurde fortan der Mittelpunkt des ägyptischen Kultus, sein Tempel zum Reichstempel und zur steinernen Chronik der ägyptischen Geschichte. Zwar macht ein etwas doktrinärer Pharao, *Amenhotep* IV. den zeitweilig erfolgreichen Versuch, diesen Gott auszumerzen, und die von ihm verehrte Sonnenscheibe, *Åṭen*, dem Lande zu oktroyiren, nannte sich selbt *χū-nåṭen*, „Abglanz des Sonnendiskus", und baute seinem Gotte eine neue Residenz in *Tell-Amarna*. Aber mit seiner Dynastie geht sein Bestreben zu Grunde, der verschmähte thebanische Gott gewinnt wieder die frühere Macht, und schliesslich tritt sogar eine Periode ein, in welcher sich seine Oberpriester königliche Befugnisse anmassen. Wie sie diese nicht zu behaupten vermochten und für sich und ihren Kultus in Aethiopien ein Asyl suchen mussten, begann eine Art Götter-Interregnum, bis in der, der Dodekarchenzeit folgenden, saïtischen Periode mit den Nomen des Delta auch die Götter desselben einen ausgebreiteten Einfluss erwarben. Zwar wurde, wie es scheint, der Amon-Kultus unter den Persern noch einmal für kurze Zeit in den Vordergrund gedrängt, aber in der Ptolemäerzeit wandte sich die Neigung der Gläubigen vorwiegend dem Horus und der Hathor zu.

Diese kurzen Angaben sollen nur die rege Wechselwirkung zwischen der geschichtlichen und der religiösen Entwicklung erläutern und zeigen, wie das Trachten nach einheitlicher Gestaltung, welches in letzterer sich bemerklich macht, nur auf Grund einer politischen Einigung gedieh und darauf zurückzuführen ist, dass bei einem Volke, dem an Frömmigkeit die Alten kein zweites an die Seite zu stellen wussten, es ein naheliegendes

1) Vergl. Maspero (Gesch. d. morgenl. Völker, 93); Ed. Meyer (l. l. 9—10).

Mittel war, eine staatliche Konzentrirung durch eine grössere Einheit im Kultus zum allgemeinen Bewusstsein zu bringen. Wir haben dabei auch in Betracht zu ziehen, dass diejenigen, welche diesem Glauben Ausdruck zu geben hatten, eine dafür besonders günstige Stellung einnahmen. In der vor-thebanischen Zeit scheinen die Vertreter des Gottesdienstes keinen besonderen Stand gebildet zu haben. Wir finden wenigstens auf den Grabinschriften, dass dieser nur eine von den vielen Obliegenheiten war, welche den Vornehmen und Gebildeten zufielen, und dass man die Oberaufsicht über Getreidemagazine und Schatzhäuser, über das Bauwesen und andere Hofämter mit der Inspektion über Schreiberschulen und Tempel zu vereinigen liebte. Aber auch späterhin scheint man zwischen profanen und theologischen Kenntnissen keinen strengeren Unterschied gemacht und das höhere Priesteramt nicht immer als einen selbstständigen Beruf betrachtet zu haben. Besonders lag es in dem bureaukratischen Charakter der ägyptischen Verwaltung, welcher, wie die vielen derartigen Papyrus zeigen, eine Protokollaufnahme selbst für den geringfügigsten Vorfall nothwendig machte, dass die schriftkundigen Zöglinge der priesterlichen Gelehrten ein weites Feld für ihre Thätigkeit fanden. Es wurde die Beschäftigung mit der Theologie daher fast als ein Mittel zum Zweck, als ein Studium, welches geistliche und weltliche Pfründen abwarf, angesehen, und wir finden dem entsprechend in den uns erhaltenen Musteraufsätzen und Schreibübungen, durch welche der junge Gelehrte nicht allein mit den Kenntnissen sondern auch mit den Vorurtheilen seines Standes vertraut werden sollte, dass man die Jugend zu eifrigen Studien mit dem Hinweis darauf zu entflammen sucht, dass allein die heilige Kunst des *Thot* dem Befähigten ein sorgenloses Dasein verschafft, während der analphabete Mann im Leben nichts als Kummer und Prügel erntet. Diese Doppelstellung der ägyptischen Theologen als Beamter der Verwaltung und Pfleger des Kultus erklärt es, warum sie letztern willig den Bedürfnissen der jeweiligen Regierung anpassten, so dass, wenn eine neue Dynastie zur Herrschaft kam, die Götterwelt ihrer Heimath über die ihrer Vorgänger triumphirte, und man Auskunftsmittel fand, die Setverehrung der Hyksos sowohl wie in der Ramessidenzeit die Wiederaufnahme der Anbetung dieses verfehmten Gottes und die Einbürgerung asiatischer Dämonen in das ägyptische Pantheon zu beschönigen.

Wenn man aber die historische Umbildung des ägyptischen Glaubens ausschliesslich ihrem weiten Gewissen und ihrem Eingehen auf dynastische Interessen zuschreiben wollte, würde man sie doch zu schwarz schildern, da solche Manipulationen ihnen sicher missglückt wären, wenn die religiösen Verhältnisse des Landes, besonders die selbständige Ausbildung der Lokalkulte, ihnen nicht dabei den grössten Vorschub geleistet hätten.

Den ersten Anlass dazu gab jedenfalls die Rivalität zwischen den einzelnen Nomen. Sie bedingte, dass der Gegensatz zwischen denselben sich besonders in den in ihnen herrschenden Kulten verkörperte und sich auch

auf diese übertrug. Gemäss dem Gefühle der Zusammengehörigkeit der Insassen des Nomos kam auch eine dieser entsprechende Einheit zwischen den Gottheiten desselben zu Stande, und es machte zunächst sich das Bedürfniss geltend, die himmlischen Wesen nicht mehr als für sich allein, sondern als gemeinschaftlich wirkende, einander nahe stehende Kräfte aufzufassen. Dabei konnten höchstens die sinnliche Vorstellung und die dieser entsprechende figürliche Darstellung Schwierigkeiten machen, da die vielen, den einzelnen Nomen angehörigen höheren Götter, sich, soweit wir das noch zu kontroliren vermögen, auf ein ziemlich begrenztes Gebiet bezogen zu haben scheinen. Für das was anderswo zur Annahme besonderer Dämonen anregt, für alle Noth und Gefahr des Lebens war durch fetischistische Bräuche gesorgt, so dass der Glaube an höhere, göttliche Wesen nicht diesen nächst liegenden Ursachen, sondern dem Nachdenken über die allgemeineren Vorbedingungen des Daseins Ausdruck zu geben hatte. Diese sind aber im Nilthal auf wenige Faktoren, auf die Thätigkeit der Sonne, des Nils und des Erdbodens, zurückzuführen. Der Verehrung des Nils scheint man erst in späterer Zeit eine besondere Stellung im Kultus eingeräumt zu haben, auch nur wenige Götter lassen noch erkennen, dass sie früher einmal blos als die in dem fruchtbringenden Saatfeld hausenden angesehen sind, gewöhnlich werden die dahingehörenden Naturerscheinungen vielmehr als eine Nebenthätigkeit derjenigen Wesen angesehen, von denen angenommen wurde, dass sie in dem Kreislaufe der Sonne und des Mondes wirkten. Diese Erscheinung ist so zu erklären, dass diejenigen Götter, welche sich auf andere Vorstellungsgebiete bezogen, zuerst in den Hintergrund traten, weil das Interesse der Bevölkerung sich immer mehr den Göttern der Gestirne zuwandte, so dass auch von diesen anfangs unabhängig gedachte Wesen, mit ihnen in Zusammenhang gebracht und ihrem Kultus angepasst wurden. Die am Himmel thätigen Götter nämlich waren die einzigen, welche zur Mythenbildung herausforderten und umständlichere Erklärungen in mythischer Form zuliessen, und an die Mythen der Lichtgötter hefteten sich bald alle ethischen und auf das Leben nach dem Tode bezüglichen Begriffe der Aegypter. Diese mythischen Vorstellungen galten vornehmlich dem Kampfe der Sonne mit der Finsterniss, des Tages mit der Nacht. Er konnte verschieden aufgefasst werden, und wurde es auch. War er nun zwar auch im Mythos des Rā der Kampf dieses Gottes mit der gewaltigen Schlange Apep, im Horusmythus dagegen der Zwist eines ursprünglich wohl als Sperber gedachten Wesens mit dem dämonischen Ungethüm Set, so war doch allen diesen Ansichten gemeinsam, dass man diese Begebenheit nicht blos als einen nur die Götter angehenden Vorgang betrachtete, sondern sie in Beziehung zu dem Menschenleben setzte. Dieser Kampf wurde ein Vorbild des um seine Existenz ringenden Menschen, das scheinbare Unterliegen der Sonne ein Bild seines Todes und seiner Bestattung in den Grüften des westlichen Gebirges, und in ihrer Wiederkehr am Morgen suchte man auch

eine Garantie seines Weiterbestehens. Der Erdenbürger hatte hienieden wie im Tode denselben Feind, welchen der lichte Sonnengott zu überwinden hatte, und darum fassten die magischen Formeln, welche dem Sterblichen das ewige Leben zu verbürgen hatten, ihn als identisch mit den Lichtgöttern. Zunächst geschah das keineswegs im Sinne einer Wesensgleichheit, etwa eines ethischen Ideals nach Art der *ὁμοίωσις τῷ Θεῷ,* sondern diese Sprüche lassen überall durchblicken, dass die feindlichen Wesen der Grabesnacht und Verwesung dem Verstorbenen, der sich in ihnen den göttlichen Namen beilegt und sich der Thaten rühmt, welche der Gott vollbracht hat, für diesen selber halten sollen. Er vermag sie zu bannen, wenn er sie mit ihrem Namen nennt, und wenn er ihnen denjenigen hohen Namen zuruft, vor dem sie sich zu beugen gewohnt sind. Es würde auch schlecht zu einer andern Annahme stimmen, dass diese Formeln nicht etwa auf einen, sondern auf möglichst viele Götter diese Identifizirung ausdehnen. Es scheint erst später daraus die Anschauung entsprungen zu sein, als müsse der Todte nun auch sein Wort halten, und im Jenseits in Gemeinschaft mit dem Sonnengotte als Genosse seiner Barke den Kampf mit dem bösen Feinde bestehen. Dadurch wurden die mächtigen Helfer im Jenseits auch im diesseitigen Leben bereits mit ehrfurchtsvolleren Augen angesehen, so dass man analog den Beschwörungen für die Unterwelt Formeln für die Verlegenheiten des zeitlichen Daseins schuf, und sogar soweit ging, dass man in den mystischen Besprechungen, welchen die Medikamente ihre Heilkraft entnehmen sollten [1]), sich darauf berief, dass diesen Göttern einmal dieselben Mittel bei derselben Krankheit geholfen haben. Das alles steigerte die Bedeutung ihrer Mythen und Kulte und verdrängte die der anders gearteten Götter.

Ferner aber führte der Gegensatz zwischen den freundlichen Göttern des Tageslichts und den böswilligen der Nacht und des Todes darauf, dass man erstere als eine gemeinschaftlich dem Bösen widerstehende Summe von Mächten empfinden lernte. In dieser nahm die Sonne von selbst eine hervorragende Stellung in Anpruch ihr zu Gunsten fand der Kampf statt, sie war schliesslich der eigentlich siegreiche Theil, der Mond nur ein schwacher, nächtlicher Vertreter ihres Glanzes, der Himmel nur erhellt von ihren Strahlen. So kam sie zu einer übergeordneten Bedeutung, sie wurde der Götterkönig, die andern dessen Vasallen, die ihm beistanden gegen die feindlichen Gewalten, „Söhne der Empörung“, wie man sie betitelte, die vergebens abtrünnig zu werden versuchten. Die Gewalten der Nacht vermögen ihr keinen dauernden Widerstand zu leisten, und haben daher auch keinen Anspruch auf selbständige Bedeutung. Wie ferner die Erleuchtung der Erde durch die Sonne einer täglichen Neuschöpfung glich, so nahm man an, dass sie im Anfang einmal das All geschaffen hatte. Sie war aus der chaotischen

1) So im Papyros Ebers (vergl. I, Einl. S. 10). Ich erinnere an die altdeutsche Formel, Phol ende Uuōdan uuorun zi holza etc., welche die Beinverrenkungen der Pferde heilen soll, weil sie Balder's Pferd davon befreit hat.

Himmelsfluth, dem *Nu*, im Anbeginn der Zeiten emporgestiegen, *χeper*, *t'esef*, wie es schon in den ältesten Todtenbuchtexten heisst, „von selber werdend", alles übrige, und daher denn auch die Götter die in der Welt lebten, war von ihr ausgegangen. Darum bricht vereinzelt bereits im Todtenbuche der Gedanke durch, dass der Sonnengott schlechthin der Gott des Guten und Lichts und Sonne und Mond nur seine Augen sind, oder dass er in seiner Sonnenscheibe nur wohnt, seine Machtfülle aber alle Regionen durchdringt. Diese allmähliche Entwicklung kann uns endlich erklären, warum auf den Grabinschriften der Pyramidenzeit gelegentlich schon der Gott des Grabes als der „grosse Gott" *κατ᾽ ἐξοχήν* oder als „jener Gott" bezeichnet wird. Nicht etwa, weil man wirklich nur an einen Gott geglaubt hätte, sondern weil neben dem Gotte, den der Todte anruft, kein anderer bestehen kann, weil alle ihm gegenüber verschwinden [1]). Der Sonderexistenz der einzelnen Götter für den Kultus wird dadurch kein Abbruch gethan, er bleibt polytheistisch, so dass unter den Titeln der Pyramidenerbauer *Horus* und *Set* als zwei gleichberechtigte Wesen, deren Machtfülle der König in sich zu vereinigen glaubt, angeführt werden, nur dass der erstere als guter Gott dem letzteren vorangestellt wird.

Die Ansicht von der Wesenseinheit der Lichtgötter fand nicht allein ihren Ausdruck in dieser hierarchischen Anordnung der Götter, sondern auch, wohl ebenso früh, darin, dass man sie in menschliche Familienbeziehungen zu einander setzte, die zunächst auf ihre göttliche Funktionen zurückgeführt werden. Es entwickelte sich dafür ein allgemein beliebtes Schema die sogenannte Triade, die dadurch erzielt wurde, dass man drei Gottheiten die

1) Hierzu vergl. man, was Clermont-Ganneau (Journ. asiat. Sér. VII, t. X, 200 f.) sehr treffend über die analoge Entwicklung der Götter der West-Semiten bemerkt. Eine viel abstraktere Bedeutung scheint Brugsch (R. nach El Khargeh, 27) dem Ausdruck χeper t'esef beizumessen, da er ihn mit „das Sein an sich selbst" überträgt. Ich erlaube mir zu bemerken, dass wohl jeder mit mir Anstoss an dieser Stelle seiner sonst so meisterhaften Uebertragung des Lobgesanges des Darius II. nehmen wird, der die darauf folgenden Zeilen: „dessen Gebeine wie Silber, dessen Haut wie Gold, dessen Haupthaar wie Saphir, dessen Hörner wie eitel Smaragd" vergleicht, besonders, da man ebenso berechtigt ist, „wie Silber etc", als „von Silber" zu übersetzen. So ein Wesen kann nicht „das Sein an sich selbst", wohl aber ein „von selber gewordenes" sein. Χeper t'esef ist ein göttliches Epitheton wie skr. svayambhu und im spätern Griechisch *αυτογενής*, und geht von der Vorstellung der selbstständigen Entstehung der Sonne aus dem Horizonte sowie aus der Mumie, welche sie angeblich Nachts war, aus. Das Gegenstück dazu ist das Epitheton des Amon Rā:. Ká-mat-f, „Stier (Gemahl) seiner Mutter", insofern als man in diesem Worte zwar ein die Sonne empfangendes und gebärendes Wesen in Gestalt des Himmels aber kein sie erzeugendes anerkennt. — Nuter aā, „der grosse Gott" in der alten Formel „genehm dem grossen Gotte" bezieht sich stillschweigend oder ausdrücklich auf Anubis, den Hüter der Gräberwelt, und ist ebensowenig monotheistisch wie Nuter pun, „der Gott" (vergl. griech. *ὁ θεός*, schon bei Herodot ebenso wie unser ‚Gottheit', ‚Schicksal' verwandt). Endlich ist zu erwähnen, dass eine oft angeführte angeblich den Monotheismus aussprechende Formel des Todtenbuches (Kap. 31, 5): nuk pu nuk, angeblich = „ich bin der ich bin", nicht so, sondern: ap nuk pu nuk *A*sar, „gerecht bin ich der ich bin Osiris" heisst, wie aus Kap. 69, 5, der Parallelstelle dazu: „gerecht erfunden ist er der ist Osiris" unwiderleglich hervorgeht.

eine, männliche, als Vater, die zweite, weibliche, als Mutter und die dritte als das Kind derselben (in dieser Auffassung auch als solches dargestellt und *pe χruṭi* „das Kind“ oder *m χruṭi* „als Kind“ genannt) zusammen verehrte. Allmählich entwickelte sich aus dieser Zusammenstellung, welche zunächst nur auszudrücken hatte, dass das aufgehende Gestirn nur eine verjüngte Wiederholung des gestern untergegangenen, mythisch gesprochen: ein Kind desselben und der Himmelsgöttin, der Göttin der Nacht oder des Horizontes sei, die höhere Anschauung, dass diese drei Götter als höhere Einheit anzusehen wären, dass dieselbe Kraft in ihnen einmal als die in allen Erscheinungsformen gleichmässig wirkende, dann als sich selbst empfangende und drittens als das in ihrem äusseren Auftreten sich ewig verjüngende Produkt derselben nur verschieden verkörpert sei: Die bekannteste ist die Sonnentriade, Osiris, Isis und Harpokrates (*Hor-pe-χruṭi* = „Horuskind“): es gab aber auch Mondtriaden. So entsprang in Theben der Mondgott *Χons* aus der Ehe des Amon mit der Mut, während in *Χerta Χons* selbst mit der Isis das Mondkind Thot (*Thut-m-χruṭi*) erzeugten. Solche Widersprüche, deren historische Ursachen sich der Erforschung meist entziehen, mögen zeigen, dass diese Genealogien unabhängig von einander entstanden, und auf das Bedürfniss nach einer Systematisirung der Götterwelt zurückzuführen sind, welches sich besonders geltend machen musste, wenn man zwei sonst in ihren Funktionen gleichwerthige, etwa zwei Götter der Sonne und des Mondes, zu verehren hatte. Zugleich sehen wir, wie wenig Nachdenken die gläubige Menge mit ihrer Ehrfurcht verband, wie sehr es ihr mehr um Objekte der Verehrung, um grosse Fetische, als um ein Verständniss derselben zu thun war. Sie nahm keinen Anstoss daran, dass derselbe Gott ihr an verschiedenen Stellen einmal als Vater das andere Mal als Sohn gezeigt wurde, und ihr blieben nach wie vor der sperberköpfige und der ibisköpfige Mondgott zwei ganz verschiedene Wesen.

Zu einer solchen genealogischen Gruppe waren übrigens nicht immer die nöthigen Personen im Kultus der einzelnen Orte vorhanden und man nahm dann auch mit einer andern Anordnung, beispielsweise mit einer Vereinigung eines Gottes mit zwei Göttinnen (so *Χnum*, *Satet* und *Anuke*) vorlieb. Wo aber mehr Götter, als zur Familienbildung nöthig waren, existirten, ertheilte man dem überflüssigen Gotte eine Bedientenrolle, in der er bei irgend einem mythologischen Vorgang helfen oder geholfen haben musste.

Diese Genealogien, der widerspruchvollste und verwickeltste Punkt der ägyptischen Theologie, ist zugleich auch diejenige Phase ihrer Entwicklung, in welcher sich deutlich der Einfluss der Reichsgeschichte bekundet. Sie beschränken sich nicht auf die heimischen Gaugötter, sondern sind zum Theil nur dadurch begreiflich, dass die Götter der herrschenden Gaue als solche anerkannt und mit denen des einzelnen Nomos in Einvernehmen gebracht werden mussten. Auf weitläufige Erklärungen scheint man dabei sich

nicht eingelassen zu haben; wenigstens blieben die sich daraus ergebenden Widersprüche unvermittelt bestehen, und man schuf keinen endgültigen Ausgleich. Man gewöhnte sich daran, ein und denselben Gott in ganz verschiedener Gestalt, so Horus in Unterägypten als Sperber auf einer Papyrosstaude, in Oberägypten als ein auf einer Lotosblüthe sitzendes Kind, figuriren zu sehen. Wir vermögen gerade durch diese Widersprüche mitunter einen Blick in die mythologische Werkstatt zu thun. So ist es bei den, von Herodot Patäken, von den Aegyptern *χmunu* genannten, Kobolden nicht unbedeutend, dass sie meist als Kinder des *Ptaḥ* gelten, mitunter aber von *Rā* erzeugt sein sollen [1]), denn wir haben in der letztern Angabe einen Versuch selbst solche niedern Wesen zu Gunsten eines beliebten Gottes aus dem Mythenkreise eines unmodern gewordenen Vorgängers zu entfernen. Während die vier Todtengenien im 112. Kapitel des Todtenbuches und in einem späten Papyrus von Isis und Horus abstammen, haben sie gewöhnlich Osiris zum Vater. Ja, auf ein und derselben Inschrift soll einmal Horus der Sohn des Osiris und bald darauf der seines sonstigen Grossvaters *Seb* sein. Beides Angaben, die mit dafür sprechen, dass der Horusmythos eine ursprünglich von dem Osiris getrennte Entwicklung voraussetzt, die aber auch das missliche einer solchen Verwandschaft überhaupt dokumentiren und uns erläutern können, dass solche Kompromisse weder strikt durchgeführt, noch überall gebilligt und im praktischen Gottesdienste, besonders in Beschwörungen, leicht ausser Acht gelassen werden [2]).

All diese Prozesse konnten die ägyptischen Götter aber um so leichter durchmachen, weil sie nicht im entferntesten eine so individualisirte Persönlichkeit wie etwa die griechischen besassen. Die ägyptische Kunst und Dichtung standen überall nur im Dienste der Ueberlieferung und wirkten auf die heiligen Stoffe, welche sie behandelten, nie so belebend ein, wie das bei den Hellenen der Fall war. Darum blieben die ägyptischen Götter im Vergleiche zu jenen schemenhafte Figuren ohne mythisches Leben, starre Verkörperungen wenig nuancirt aufgefasster, relativ einfacher, primitiver Vorstellungen, die man mit dem Wirken der Naturkräfte einmal verbunden und dann stereotyp beibehalten hatte. Wo sie sich weiter entwickeln, da geschieht es in einer für das Wesen eines von Priestern gepflegten Vorstellungskreises charakteristischen Weise. Wir erhalten eine Fülle mystischer Details, wir hören, dass Osiris $7\frac{1}{2}$ Elle lang ist, dass *χnum* 77 Augen und 77 Ohren besitzt, dass Osiris über 42 Beisitzer im unterirdischen Gerichtshofe, Set über 72 Genossen verfügt, dass die Erde 72 Theile und die Unterwelt 74 Höhlen hat. Aber selten können wir den zwar zahlreichen aber nicht gerade vielsagenden Urkunden mehr als solche Künsteleien abgewinnen. Die Mehrzahl lässt uns nur einen Einblick in die äusserliche Symbolik der Verehrung thun, liefert Angaben über heilige

1) Lepsius (Denkmäler V, 6, B).

2) Lefébure (Les yeux d'Horus, 29 f.) und der von Brugsch übersetzte Rhindpapyrus.

Zeichen und Gebräuche, und beschäftigt sich mehr mit dem Ritual als der Bedeutung des Gottesdienstes. Es kam eben den Aegyptern mehr auf den Kultus als auf den Mythos an; ihre Phantasie liess sich an den komplizirten Formen des erstern, an seinen Symbolen und Vorschriften genügen. Hinter zahlreichen Mauern und Vorhöfen thronten die Götter im Allerheiligsten in lichtscheuer Zurückgezogenheit, und wie die Pharaonen ihrerseits als die lebendigen Statthalter, die irdischen Erben der Götter angesehen wurden, so stellte man umgekehrt sich auch die Götter als potenzirte Pharaonen vor. Es ist bezeichnend dafür, dass in zwei Schriftstücken aus der Zeit, in welcher Usertesen I. seinem noch lebenden Vater die Regierung aus der Hand gewunden hatte, die einflusslose, auf das Ertheilen guter Rathschläge beschränkte, Stellung des greisen Monarchen gerade als ein gottähnlicher Zug an ihm herausgestrichen, und von ihm gerühmt wurde, er throne wie ein Gott in seiner Halle [1]). Die Götter möglichst von der profanen Welt abzusondern, scheint den Aegyptern ein theologisches Bedürfniss gewesen zu sein. Deshalb wurde z. B. in Theben der Mondgott *χons* in zwei Energien zerlegt, deren jede Gegenstand besonderer Anbetung wurde. In der einen war er "der in Vollendung ruhende", in der anderen, in welcher er mehr sich mit den Menschen abzugeben, vornehmlich ihre Krankheiten zu heilen und Teufel auszutreiben hatte, was dem ersteren ein zu triviales Gewerbe war, hiess er "der die Bösen vertreibende Rathgeber Thebens". Bei besonders wichtigen Angelegenheiten, so als es einmal sich darum handelte, das heilende Götterbild einem asiatischen Fürsten zu borgen, um dessen besessene Tochter zu kuriren, musste der niedere *χons* die Genehmigung seines höheren Vorbildes einholen. Je abstrakter die ägyptischen Götter gedacht wurden, um so vornehmer mieden sie den zudringlichen Blick des Menschen, und um so wesenlosere Existenzen wurden aus ihnen [2]).

Auch die Verehrung der Triaden trug dazu bei: Der Gott, welcher als die verborgen wirkende Vaterkraft galt, trat hinter seinem jugendfrischen Sprössling zurück. Man kam ganz natürlich darauf, in den solaren Kulten ersteren nur noch für den Vertreter der in der Unterwelt weilenden Sonne, seinen Sohn für den eigentlichen Erdengott, für seinen Statthalter in der obern Welt zn halten. Im Grabe Seti's I. erscheint in einer Erzählung, welche, wie sonst kein anderer Text, den für Mythen charakteristischen Ton

---

1) Vergl. die von Stern entdeckte und übersetzte Urkunde der Gründung des Tum-Harmachistempel zu On II, 1 — 3 (Aeg. Z., 1874, 88), und die Erzählung von Sineh's Abenteuern (Maspero, Geschichte d. morgenl. Völker, 99 ff.; und in den Mélanges archéol., 1876, 74 f.). Wir haben hierin auch die Präliminarien zu der später mit der XVIII. Dynastie, eintretenden Selbst-apotheose der ägyptischen Fürsten.

2) Treffend bemerkt Naville (in den Transact. of the Soc. of Biblical Archaeology, IV, 2. „In den meisten Texten sind Ra oder Ammon, Hathor oder Mut ebenso regungslose Wesen wie die Steinkolosse, welche sie vorstellen. Keinerlei Abwechslung zeigt sich in ihrem Dasein, und ihre ewige Stummheit unterbrechen sie nur, um dem Könige oder dem Verstorbenen gewisse stereotype Formeln herzusagen."

anschlägt, der Gott *Rā* bereits als ein Pharao, der schon so lange regiert hat, dass er anfängt siech und alterschwach und der Herrschersorgen überdrüssig zu werden[1]). Es hatte ferner auf diese Ideen auch der in ganz Aegypten sorgsam beobachtete Ahnenkultus eine Art zersetzender Wirkung. Er machte aus dem Gotte der Unterwelt einen Herrscher über die Schatten der Verstorbenen. Wenn die Sonne in das Westland eingegangen war, so war sie todt, war eine Mumie, ein Mumienfürst, der dem entsprechend auch als eine in Binden gehüllte Königsgestalt verehrt wurde. Zuerst scheinen *Sokar* und *Ptaḥ*, zwei in der ältesten Zeit mächtige Götter, sich zu dieser Darstellung bequemt zu haben. Aehnlich wie jede neue Dynastie sich nicht als ein ganz neues Herrschergeschlecht gab, sondern mit ihren Vorgängern einen Zusammenhang dadurch zu gewinnen suchte, dass der Stifter womöglich eine Frau aus dem legitimeu Hause zur Genossin seines Thrones erkor, um ihre Ansprüche auf seine Kinder zu übertragen und die Kontinuität des Sonnengeschlechtes zu wahren, so hütete man sich auch mit der Gottesverehrung der früheren Periode zu brechen und einfach eine neue an deren Stelle zu setzen. Man liess die unliebsamen Götter lieber als Ahnen der neuen in den Hades wandern. Dadurch wird auch erklärlich, warum die ägyptischen Gottesideen bereits in sehr früher Zeit euhemeristisch gefärbt sind, so dass man schon auf Denkmälern des alten Reichs, — das früheste, mir bekannte, ist ein der XI. Dynastie angehöriges im berliner Museum[2]) — von manchen Göttern spricht als wären sie Verstorbene und ihre Namen so schreibt wie die der ehemaligen Herrscher des Landes. Daher rühren auch die Götterdynastien der Denkmäler und des Manethos, sowie die Erwähnung des Apis und Mnevis in der Regentenliste des turiner Königspapyrus.

Fassen wir diese Gesichtspunkte zusammen, so ergiebt sich, dass der bereits früh eingetretene Synkretismus der ägyptischen Religion keiner blossen Priesterwillkür entsprang, weil ihm die nächsten Vorbedingungen sowohl durch die selbständige Ausbildung der Nomenkulte, wie durch die Beschaffenheit des ägyptischen Götterglaubens geliefert wurden. Theologische und staatliche Verhältnisse arbeiteten vielmehr gemeinsam an einer gruppirenden Vereinfachung der durch jeden Dynastienwechsel immer mannigfaltiger werdenden Götterwelt. Am konsequentesten wurde diese innerhalb der einzelnen Gaugrenzen durchgeführt, und schuf damit lokale Gegensätze, deren Schroffheit man bereits in der vor-thebanischen Zeit zu mildern begann. Einen nachhaltigeren, einigenden Einfluss auf die religiösen Vorstellungen der Aegypter bekundete die Reichsgeschichte aber erst, nachdem sie in Theben ihren Mittelpunkt gefunden hatte.

Dadurch, dass in den verschiedenen Kulten die Ideen über die Gottheit

1) Mitgetheilt und übersetzt von Naville (l. l., 1—19).
2) Inschrift auf dem Kasten Nr. 1175.

in einem Götternamen gipfelten, und dass diese bevorzugten Götter dann durch die politische Stellung ihrer Heimath zur Geltung von Nationalgöttern gelangten, hätten sich zwar die Gegensätze zwischen den einzelnen Ortschaften und Herrschergeschlechtern und damit zwischen ihren theologischen Ansichten bedeutend verschärfen müssen. Da aber das staatliche und damit auch das religiöse Gleichgewicht, bis es dauernd in Theben eine feste Stütze gewann, in beständigem Schwanken blieb, und auch diese provisorischen Nationalgötter aus den früher angeführten Gründen in ihrer inneren Bedeutung und vermöge der von einem auf den andern übertragenen Funktionen einander alle sehr ähnlich waren, so trat eine Verflachung und Verallgemeinerung des Gottesbegriffes ein, welche eine Annäherung dieser göttlichen Personen unwillkürlich erleichterte. Die Epitheta hörten auf spezifische Merkmale einzelner Götter zu sein und arteten in eine monotone, willkürlich verwendbare, theologische Terminologie aus, und die bildliche Darstellung verlor ihre typische Berechtigung und gab den Stoff zu einer allgemeinen Kunstsymbolik.

Die Namen allein waren es schliesslich, welche die Götter der Haupttempel sonderten. Aber auch dafür wusste man Rath, und erfand ein Auskunftsmittel, welches, wie es scheint, schon in der vor-thebanischen Zeit, geläufig war. Besonders nöthig machte es sich aber, als man beim Beginn der thebanischen Oberhoheit in Verlegenheit gerieth, wie man einen Gott von so imponirender Bedeutung wie *Rā* zu dem nunmehr die höchste Verehrung erheischenden *Amon* zu stellen hatte. Man durfte ihn nicht unterordnen, auch nicht einen für den Sohn des andern ausgeben. Solche Götter wurden daher einfach identifizirt.

Die erste Art dieser Identifizirung scheint sich nur auf das Hauptwesen zweier einflussreichen Kulturstätten bezogen zu haben. Das Ergebniss derselben wurde dann ein Doppelwesen, dem Verehrung, Name und Attribute beider zufielen. So erhielt man: *Ptaḥ-Sokar*, *Sokar-Osiris*, *Šu-Rā*, *χnum-Rā*, *Amon-Rā*, *Tum-Harmχuti*, *Isis-Hathor* u. s. w. Die so kopulirten Götter verschmolzen in dem Maasse, dass man die dadurch gewonnene Grösse sogar wieder als eine einfache behandeln und mit einer dritten kombiniren konnte. Daraus entstand dann eine Triade höherer Ordnung, wie *Ptāḥ-Sokar-Osiris* und *Amon-Rā-Harmχuti*; wobei zu beachten ist, dass solche Zusammensetzungen erst dann stattfanden, wenn ihnen die andere in der Art Vorschub leistete, dass von den drei zu asssimilirenden Göttern zwei bereits mit dem dritten vermischt waren, so dass also *Ptaḥ-Sokar-Osiris* nicht = *Ptaḥ* + *Sokar* + *Osiris* sondern = *Ptaḥ-Sokar* + *Sokar-Osiris*, ebenso *Amon-Rā-Harmχuti* = *Amon-Rā* + *Rā-Harmχuti* und *Min-Amon-Rā* = *Min-Rā* + *Amon-Rā* ist.

Zweitens erstreckte sich diese Verschmelzung auch auf den ganzen Göttervorrath der zu vereinigenden Kulte. Wo drei Hauptgötter in einen verwandelt werden, konnte man dann nicht umhin, die besondere Triade

eines jeden von ihnen als zusammengehörige Wesen zu nehmen. So machte man mindestens neun Götter zum Gegenstande einer einheitlichen Anbetung, denn wo es im Mythenkreise eines der zunächst betheiligten Götter überzählige Wesen gab (wie in der Osirisfamilie die Schwester der Isis Nephthys und den bei Sonnen- und Mondfinsternissen sich nützlich bezeigenden Thot) wurde die Zahl noch grösser. Dass diese dabei durchaus als Nebenpersonen galten sehen wir daraus, dass die ägyptischen Texte für eine aus drei mal drei Göttern bestehende Association, ohne Rücksicht auf solche Anhängsel, den stehenden Kunstausdruck *Paut-nutern* („Götterneunheit", „Neungötter") brauchen, was die Griechen einfach durch *Θεοὶ πάρεδροι* wiedergaben. Gilt es dagegen, die übrigen Götter einer solchen Gemeinde gesondert von dem unter ihnen mächtigsten zu nennen, so heissen sie, ebenso unbeschadet ihrer Zahl, die *Χmunu* („Acht") des betreffenden Götterkreises [1]). Theben war die Mutterstätte dieser komplizirten Verehrung, seine Tempelhallen suchten die ganze ägyptische Götterschaar zu beherbergen, und wurden dadurch ein Vorbild für die Anbetungsformen des ganzen Reichs. Doch bewahrten kleine oder entlegenere Orte trotzdem ihre besonderen Götter und Vorstellungen.

Solche Götterkonglomerate beförderten eine Auffassung, welche wir mit der thebanischen Herrschaft gleichzeitig auftreten sehen. Man befand sich in einem *embarras de richesse*. Man braucht eine Erklärung für die Existenzberechtigung der übergrossen Zahl fast gleichwerthiger Wesen, welche der Kultus aneinander geschweisst hatte. Den vielen Lichtgöttern allein schon konnte man unmöglich mehr dieselben Funktionen einräumen, in denen sie bisher auftraten. Sie wurden daher spezialisirt. Man zerlegte die Bahn der Sonne in einzelne Stationen, liess die als Kinder oder Skarabäus gedachten mit ihr auf und die früher mächtigen, aber durch andere ersetzten, Götter mit ihr untergehen oder im Hades weilen. Nach und nach musste sich dabei ein durch die Kultusverschmelzung der Götter beeinflusstes Vorwiegen einzelner Gottheiten herausstellen, zumal in Theben, wo alle andern Gestalten sich an den Lokalgott *Amon* ankrystallisirt hatten, und er darum der wesentlich verehrte Gott blieb, der Götterkönig war, von dessen Willen die andern abhingen. Man ging daher, wie es scheint zur Zeit der Ramessiden [2]), noch einen Schritt weiter. Man liess den Nebengöttern nur ihre Sonderexistenz noch in der praktischen Verehrung, in der Theologie dagegen waren sie blosse Phasen, verschiedene Namen ein und desselben göttlichen Urwesens. Was sie bis dahin eigenthümliches noch im Laufe der Zeit bewahrt hatten verflüchtigte sich in der theologischen Retorte der thebanischen Priesterschaft; die Götter wurden kraftlose Hüllen, deren Berechtigung nur

1) Siehe darüber Maspero (Mém. s. quelques pap., 95f.).

2) Vergl. die von Naville (La Litanie du Soleil, Leipzig 1875) herausgegebenen und übertragenen Inschriften ihrer Gräber.

noch darin lag, dass der Gott in ihr nur verschieden aufzutreten liebte, ein buntes Gaukelspiel für die grosse Menge, eine mystische Maskerade für die Eingeweihten des Tempels. Nun wurde zwar der Zwiespalt zwischen Form und Inhalt der Götterlehre ein immer unhaltbarerer; es riss eine grenzenlose Verirrung in der Verwendung ein, welche die abgelebten, phantastischen Namen und Figuren erhielten, eine willkürliche Symbolik, deren Bezügen wir immer schwerer zu folgen vermögen, ein Tändeln mit Wortanklängen und Etymologien die nur einmalige Berechtigung haben, und an andern Stellen, wo man einen andern Sinn der heiligen Namen braucht, wieder aufgegeben werden. Es lag andererseits aber auch ein unschätzbarer Gewinn darin, dass man auf diesem Umwege zur Annahme einer einzigen, überall geltenden, alle ihre Namen und Lebensäusserungen überragenden Weltursache kam, deren besonderes Bild der geheimnissvoll wirkende Nilstrom war. Aus der Zeit der XVIII. und XIX. Dynastie sind uns Nilhymnen erhalten, in welchen der Gedanke durchblickt, dass der irdische Strom, der Weg für den Menschenverkehr, eins ist mit der himmlischen Bahn auf welcher die Gestirne einherziehen, eins mit dem Himmelsozean, aus dem vor undenklicher Zeit das Licht wurde, der also alle Götter erzeugt hat. Wie letzterer den Urgrund alles Entstehens bildet, über welchen man nicht hinauszudenken vermag, so verschleiert auch die Herkunft und das Ueberfluthen des Nils ein unerforschliches Geheimniss. Ohne sein wohlthätiges Walten würde aber das Ende aller Dinge anbrechen; Mensch und Thier würden elend umkommen, und selbst die Götter müssten untergehen, „auf ihr Antlitz fallen“ [1]), wenn die Himmelsfluth versiegte, auch wäre ohne Weihrauch und Opfer es aus mit ihnen. Mithin waren die beiden weltbelebenden Kräfte, Licht und Wasser, nur die Aeusserungen derselben Schöpfermacht, und alle Wesen des Himmels und der Erde, daher auch die Götter Formen in welchen der „Vater aller Götter, der Fürst auf dem Ozean“ [2]) offenbar wurde, während er selbst verborgen blieb, „nicht in Stein gemeisselt wird“, „kein Opfer ihm naht, kein Sanktuarium ihn fesselt, unbekannt ist wo er weilt“, und „er in bunten Schreinen nicht zu finden ist“ [3]). Was mehr als Bilder und Formen war denn auch in den Göttern noch zu entdecken? Wie waren sie anders zu deuten, als dadurch, dass zu den vielen Wundern des grossen Unbekannten, des „einen der sich selbst erschuf“ [4]), von dem der Götterkreis nicht wusste, wo er weilte [5]), es gehörte, dass er ihnen wirkte und sich feiern liess? Zwar waren sie alle gleich als Ausflüsse seiner Machtfülle, wenn aber unter ihnen einer als der vollste

1) Maspero (Hymne au Nil, 1868, 19).
2) Nilstele von Gebel Silsileh (Stern, Aeg. Zeitschr., 1873, 130 und 133).
3) Maspero (l. l. 22, 23.)
4) Stern (l. l. 130.)
5) id. ibid. 131.

Ausdruck seiner Herrlichkeit zu gelten beanspruchen durfte, so war es der, welcher sie sämmtlich überragte, der oberste Gott des Landes, der „Götterkönig" *Amon-Rā*. Dem Urtypus der Göttlichkeit stand er am nächsten, und ihn pries man daher als Vertreter der Gottheit, wie es z. B. in einem bulâqer Papyrus[1]) lautet: „Kriechend nahen die Götter seinen Füssen, weil sie erkennen seine Majestät als ihren Gebieter, den furchtgebietenden und urkräftigen, den Herrn der Seelen und Besitzer der Diademe[2]), den opferstrotzenden und Nahrung schaffenden [und rufen:] Huldigung dir, der schafft die Götter, emporhebt den Himmel und niederstreckt den Erdboden." Ja auch *Amon* tritt mitunter soweit hinter dem sich manifestirenden Gotte zurück, dass es heisst, „Ein Bild (ist) *Amon*, ein Bild *Atum*, ein Bild *Χeprā*, ein Bild *Rā*. Einer ist es der sich schafft millionenfach, ein *Ptaḥ* werdend im Anfang, gestaltend seinen Leib mit seinen eigenen Händen beim werden zu jeglichem Bilde nach seinem Begehren[3])".

Der kürzlich von Brugsch veröffentlichte Text aus der Perserzeit, welcher diese unumwundene Aeusserung enthält, mag uns zugleich belehren, wie wir diese und ähnliche anzusehen haben. Derartige Lichtblicke finden sich fast stets von detaillirten Schilderungen der Götterformen und meist von einer Aufzählung der Städte, in welchen sie gelten, begleitet vor, und sind nur eine Erklärung für die Vereinigung dieser verschiedenen Kulte und die Gesammtanbetung der betreffenden Götter in einem Tempel[4]). Es sind Versuche, der Bedeutung des bevorzugten Gottes eine möglichst allgemeine Anerkennung zu sichern, vielleicht auch, den Verehrer zu überzeugen, dass er es mit der Quintessenz aller Götter und mit einem Wesen zu thun hat, dem alles, was diese gewähren können, zur Verfügung steht. Die Tragweite des dadurch gewonnenen Gottesbegriffes dürfen wir daher nicht überschätzen, da er immer unter dem Druck der von der Ueberlieferung geheiligten sinnlich-typischen Ausdrucksweise steht, und sich nicht vollständig genug von den Begriffen ablöste, welche dem Kultus der Sonne und des Nils entstammten. Nur einer kleinen auserwählten Gemeinde konnte bewusst werden, dass damit die Götter zu relativ nichtigen Symbolen wurden. Es

---

1) Papyrus de Boulaq, Pl. II, 5f. Vergl. Stern (Aeg. Z., 1873, 77) und Grébaut (Hymne à Ammon-Ra, 280ff.)

2) „Herr der Seelen", oder wörtlicher „Gross an Seelen", bedeutet dass der Gott die Götter, welche an vielen Stätten verehrt werden, die man theologisch als die „Seelen" der betreffenden Städte bezeichnet, in sich vereinigt, und „Besitzer der Diademe", dass ihm ihre Abzeichen, die ja meist als Diadem oder Krone angebracht werden, gehören. Ueber die bildliche Verschmelzung solcher Kopfbedeckungen vergl. Lepsius (Aeg. Z. 1877, 13).

3) Siehe Brugsch (R. nach El-Khargeh Taf. XV, 12—16; S. 49f.)

4) Wie die Nilhymnen für Schemata, welche zur Abfassung welcher Dekrete wie der Nilstele von Gebel Silsileh dienen, so sehe ich auch den bulâqer Pap. für eine Vorlage zu Inschriften wie dem Lobgesange des Darius II an, doch können beide Arten von Papyrus eben so gut auch im Ritual irgend welcher Tempel verwerthet worden sein, wie ähnliche Formeln im Pap. mag. Harris sich zu Beschwörungen verwenden lassen müssen.

waren zu heterogene Gestalten verschmolzen, als dass ihr Produkt noch eine von allen polytheistischen Schlacken geläuterte Idee, und als solche noch wirklich lebensfähig hätte werden können.

Es ist eine gegenwärtig weit verbreitete Ansicht, deren Berechtigung ich hier nicht zu untersuchen habe, dass das jüdische Volk die Umgestaltung der Jahveidee zu der eines einzigen Gottes seinen Propheten zu verdanken habe. Es würde daraus sich auch noch ein anderer Grund ergeben, warum bei den Aegyptern die verallgemeinernde Entwicklung ihrer Religion nicht, wie man wohl erwarten dürfte, zu einer durchgreifenden Umgestaltung des ganzen Gottesdienstes geführt hat. Erstens waren die polytheistischen Ideen, welche in Aegypten herrschten, viel mannigfaltiger verzweigt und konkreter ausgebildet. Dann aber war auch die Möglichkeit, im ganzen Volke eine Bewegung, welche zu deren Ausrottung geführt hätte, durchzusetzen, viel schwerer, weil dieses als solches an der geistigen Entfaltung seines Glaubens so gut wie gar keinen Antheil hatte. Ihm lag es ob, die Opfertische und Magazine der Götter zu füllen, während die höchste Vergeistigung des Gottesbegriffes einer kleinen Minderzahl überlassen war, welche den äusseren Ritus einmal als ihren Beruf und doppelt darum zu wahren hatte, weil ihre Stellung ohne diesen haltlos geworden wäre. Das Ergebniss blieb daher äusserlich viel unfruchtbarer. Selbst in der Zeit, wo die Oberpriester des *Amon* die geistliche und weltliche Macht in ihren Händen hielten, machten sie, soweit wir Nachrichten haben, keinen Versuch den Gottesdienst zu reformiren. Vielleicht hielt sie die Scheu zurück, dass unter den Geburtswehen des neuen Glaubens Staat, Ordnung, Vaterland, die Tempel und sie selbst zugrundegehen könnten. Aber wahrscheinlicher noch ist es, dass an einen solchen Umsturz sie gar nicht dachten, weil ihr Gott seiner ganzen Natur nach kein Gott der Ueberzeugung, sondern der äusserlichen Anbetung war. Mit dem Abnehmen der thebanischen Hegemonie, besonders seit die Assyrer ihre Staaten zertrümmernde Macht auch an Aegypten erprobten, kommt die mühsam errungene Glaubenseinheit immer spärlicher zu Wort. Vielmehr wurde das polytheistische Gewand, welches der Gottesgedanke nie abzustreifen vermocht hatte, immer buntscheckiger. Selbst die Formeln, in welchen er ausgedrückt war, wurden ihm verhängnissvoll. Sie wurden Gemeingut der Theologie, und gingen daher auf die Hauptgötter des Delta über, als dieses vor dem Untergange der ägyptischen Selbständigkeit für kurze Zeit die Leitung des Staates hatte. Politische Ursachen gaben sie, wie es scheint, in der Perserzeit, dem *Amon* wieder zurück. Da aber einmal statuirt war, dass ein Gott in einer Unzahl von Gestalten an verschiedenen Orten verehrt werden konnte, so nahm, als keiner derselben sich einer besonderen staatlichen Protektion erfreute, jeder Kultus für sich in Anspruch, der vollsten Verkörperung desselben gewidmet zu sein. Aus jedem dieser Götter wurde also, weil er es sein sollte, der auch an andern

berühmten Stätten nur in einer spezialisirten Form verehrt wurde, von neuem ein isolirter Gott und durch die exakt ausgebildete Praxis des Gottesdienstes in der ptolemäischen Zeit ein besonderes Wesen. Darum klingen nur noch wenige Brocken der alten Lehre in einzelnen griechischen Berichten wieder, erscheinen im Gewande griechischer Dialektik in den hermetischen Traktaten und ich glaube ihre Spur noch in einem koptischen, dem Salomo zugeschriebenen Hymnus verfolgen zu können, in welchem die gnostische Lehre von der *ἀπόῤῥοια*, der Emanation, in das Bild des überquellenden Nilstroms gehüllt wird[1]).

Es sei mir zum Schlusse noch der Hinweis darauf verstattet, dass die henotheistische Auffassung der ägyptischen Götterlehre auch mit einem Grundzuge der ägyptischen Mythen im Widerspruch steht. Sie sind eher dualistisch als monistisch zu nennen. Es ist das eine Eigenthümlichkeit aller sogenannten Lichtreligonen. Ebenso wie die Sonne nur scheinbar unterliegt, so triumphirt sie auch nur scheinbar über die Finsterniss, denn diese gewinnt allnächtlich ihre alte Herrschaft wieder. Darum erkannte man auch in älterer Zeit beide als gleichberechtigt an. *Set*, der Dämon der Nacht, galt als Zwillingsbruder des Horus. Schon vor der thebanischen Zeit scheint aber der Gedanke aufgekommen zu sein, dass zwischen den beiden Gegnern eine Art Uebereinkommen getroffen ist. Man stellte sich vor, dass sie zwar in der Urzeit einander bekämpft, dass die Götter sich aber in das Mittel gelegt und ein Gericht zur Beilegung des Zwistes anberaumt haben. Beide trugen ihre Ansprüche vor, und der Mondgott *Thot*, der auch zur nächtlichen Stunde die Welt erhellte, also gleichsam eine unparteiische Stellung zum Licht und der Finsterniss hatte und darum auch der „Richter der Zwillinge" heisst, entschied zwischen ihnen und wies jedem eine bestimmte Domäne an[2]). Die thebanische Priesterschaft scheint sich aber bewusst gewesen zu sein, dass die besondere Existenz eines bösen Prinzips jede monistisch gedachte Weltgottheit einschränkt. Wenigstens eröffnete sie eine erbitterte Verfolgung gegen dessen Anbetung, sein Name wurde ausgemeisselt und wo er in Triaden und Titeln vorkam möglichst durch andere Zeichen und Götter ersetzt. Ja man ging soweit, die böswillige Natur desselben überhaupt abzuleugnen, und selbst von einem „*Set*

1) Ode gnostica Salomoni attributa ed. Münter, 16; Uhlemann, ling. copt. gramm., 103—4; Revillout, Vie et sentences de Secundus, 99f. Den Anfang dieses an die Nilhymnen erinnernden Textes gebe ich hier deutsch nach R'. s. Text wieder: Hervorkam die *ἀπόῤῥοια* und ward ein grosser, gewaltiger Strom. Versammelt hat sie alle und ist zurückgekehrt zum Tempel. Nicht vermag man sie zu umfassen mit Dämmen und Mauerwerken noch vermögen sie zu bewältigen mit Kunst die welche das Wasser halten. Sie kam über das ganze Land und hat sie alle bewältigt. Es tranken die auf dem trocknen Sande sind und ihr Durst wurde gelöst und gelöscht, wie sie getränkt wurden vom Höchsten" etc.

2) Diese Idee gab dann weiter dazu Anlass, dass man den Todten im Jenseits dasselbe Gericht bestehen liess wie den guten Gott.

in seiner Sonnenbarke“ und sogar von einem „*Set-Rā*“ zu reden[1]). So dokumentirte sich auch hier die höhere Priesterlehre lediglich in Kompromissen mit Anschauungen, die jeder einheitlichen Weltauffassung in ihrem innersten Wesen widerstrebten, in einem mühevollen Ringen mit erstarrten Traditionen, in einem Kampfe der hier wie in der ägyptischen Kunst schliesslich erfolglos verlief, denn eben so mächtig wie das Drängen nach Fortschritt ist träges Beharren im Leben der Völker.

---

1) Vergl. Ed. Meyer (Set-Typhon, 52 f., 63.)

Die Gräber und Hinterlassenschaft der Urvölker an der californischen Küste.

Von

Paul Schumacher.

Ueber die Anlage der Muschelhügel, welche die Stellen der Niederlassungen der Urbewohner bezeichnen, habe ich mich schon anderwärts ausgesprochen[1]), wie auch über die Beschaffenheit des Bodens und anderer Bedingungen einer gut angelegten Rancheria[2]), will desshalb hiermit die Beschaffenheit der Gräber umständlicher beschreiben, und auch über die Funde sprechen, welche in denselben vorkommen.

Die Bestattung an der Küste in Californien geschah in Massengräbern, in Oregon entweder in Gräbern oder in der Hütte des Eigners, oftmals mehrere Personen derselben Familie enthaltend. Wie weit sich letztere Begräbnissweise nach Californien, anderseits nach dem Norden erstreckt ist noch nicht durch ausreichende Untersuchungen erwiesen, und ich selbst verfolgte jene Gegend nur von Port-Orford (Latitude 42°,45) nach dem Klamath-Flusse (Lat. 41°,30)[3]). Ich beschränke mich in dieser Schrift nur auf einen Theil Californiens, zwischen der Gegend in der Nähe des Santa Barbara-Canal und den Inseln in demselben[4]), wo es mir gestattet war während des letzten Jahres auch auf Kosten der Königlichen Museen Ausgrabungen[5]) vorzunehmen, weil dort wie allerwärts nördlich bis zu San Francisco, in der Hauptsache, dieselbe Gebräuche beim Begräbniss beobachtet wurden.

Das Massengrab ist gewöhnlich durch Steinplatten, Wallfischknochen,

---

1) „Beobachtungen in den verfallenen Dörfern der Ureinwohner an der pacifischen Küste in Nordamerika" — Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien VI Band, No. 10.

2) „Beobachtungen in den verfallenen Dörfern der Urvölker der pacifischen Küste von Nordamerika" — Archiv für Anthropologie IX. Band pag. 243 u seq.

3) „Researches in the Kjökkenmöddings and Graves of a former population of the coast of Oregon" — Department of the Interior, Bulletin U. S. Geological and Geographical Survey, Vol. III Art. 2.

4) „Die Inselgruppe im Santa Barbara-Kanal in Kalifornien" Aus allen Weltheilen, 7. Jahrgang, pag. 353 u. seq.

5) Die Resultate sind jetzt in der ethnologischen Abtheilung aufgestellt. Red.

Holz, ausnahmsweise durch Lehmeinfassung oder selbst, wenn das Material nicht erreichbar war, nur durch blosse Beisetzung in Räume getheilt, welche karg der Grösse des Gerippes zugemessen wurden. In einem Falle beobachtete ich sogar, dass die Grube vorerst durch kräftiges Feuer ausgebrannt wurde[1]). Die Skelette beider Geschlechter und jedes individuellen Alters finden wir aneinander gereiht, wodurch die Abtheilungen an Regelmässigkeit verlieren, die noch mehr gestört wurde durch die Wiederöffnung des Grabes um neue Leichen beizusetzen. Es war offenbar das Bestreben, dass die Leichen einer Familie recht nahe aneinander zu reihen — denn an Raum fehlte es gewöhnlich nicht — weil in der Mitte, dem ältesten Theile des Grabes, zwei, drei, ja fünf Skelette oft denselben Raum beanspruchen und wegen der geringen Tiefe, die selten über fünf Fuss erreicht, auf und nebeneinander gedrängt werden mussten; wesshalb auch die Gerippe verschiedener Personen oft eine confuse Knochenmasse bilden, zumal wenn die vorgeschrittene Verwesung schon bei der jemaligen Eröffnung eine Störung begünstigte; wodurch Knochen verlegt, zerbrochen und Schädel eingedrückt wurden. War jedoch ein Grab aber, vielleicht das eines Kriegers wenn uns der kräftige Knochenbau eines Mannes nicht irre führt, durch senkrecht gepflanzte Steinplatten wohlgebaut, der Boden mit einer ähnlichen Platte oder mit Ufersand bedeckt, und das Gerippe mit auf der Einfassung ruhenden Steinplatten geschützt, dann war selten eine Störung bemerkbar; wohl desshalb weil bei der Wiedereröffnung die Spade nicht ungewarnt eindrang und die entblössten Knochen mit mehr abergläubiger Scheu als Ordnung, so gut wie es ging, wieder verscharrt werden mussten.

Beim Beisetzen der Skelette wurde die Absicht verfolgt dieselbe auf möglichst geringen Raum zu beschränken, wenigstens finden wir alle so begraben. Die Kniee wurden nach der Brust geschoben sodass die Füsse nahe am Sacrum ruhen; die Arme entweder über die Brust gekreutzt, oder um die Beine gefaltet so dass sich die Hände nahe den Füssen begegnen. In so reduzirter Stellung fanden wir die Corpse gewöhnlich in Matten gehüllt meistens auf dem Rücken — doch war man bezüglich der Lage nicht wählerisch. Der Umstand dass die Leichen in eine hockende Position gebracht wurden um verscharrt zu werden, verleitete oftmals zur Annahme, dass die Toden in „sitzender Stellung" begraben wurden, doch eine solche Absicht konnte ich an der californischen Küste, und auch in Oregon, nicht wahrnehmen. Eine Himmelsrichtung wurde nicht berücksichtigt; ich bemerkte aber dass der Körper zumeist nach jener Richtung schaute, welche von der Stelle aus die grösste Fernsicht gewährte — wir finden demnach in Gräbern am Meeresufer die Skelette in der Richtung nach den See gelegt und in einem Thale nach jenem Theile desselben, welcher die fernste Aussicht gewährt.

1) „Etwas über Kjökken Möddings und die Funde in alten Gruben in Südcalifornien" Archiv für Anthropologie VIII Band pag. 218.

Die zarte Sorgfalt und Fürsorge mit welcher ein Kind begraben wurde ist sehr bemerkenswerth. Wir finden nicht nur das theure Objekt der Mutter oftmals gebettet auf geschnitztem, roth bemaltem Brette, leider zu vermorscht um erhalten zu werden, eingewickelt in feine, nun allerdings der Zeit erlegene Matten, sondern auch mit grosser Menge von Perlen geschmückt, oftmals völlig damit bedeckt; was den ganzen Reichthum der Mutter erfordern musste und mancher sympathetischer Freunde; wie auch die Kunstfertigkeit des Vaters zur Beschaffung von allerlei kleinen Geräthen und kindischen Objekte. Dass sich die Mutterliebe auch über das Grab hinaus erstreckte, beweisen uns die vermoderten zarten Knochen eines Jünglings welche sorgfältig, mit Muschelschmuck und der sonstigen kleinen Habe, in ein Gefäss gesammelt, wir an der Seite des weiblichen Skelettes, der Mutter, beigesetzt finden, vielleicht der einzige Fund, welchem wir mit diesem Gerippe begegnen, dessen Beisetzung aber deutlich den Wunsch der sterbenden Indianerin ausspricht.

Die Funde aus der Amerikanischen Steinzeit[1]) bestehen namentlich aus Stein, Knochen, Horn, Muschelschalen, Holz und Geräthen die zu Körben, Matten u. d. gl. Verwendung fanden. Doch finden wir in den Gräbern seit der Ankunft der Europäer namentlich Glasperlen, Gegenstände aus Kupfer und Eisen, und sonst noch allerlei europäische Erzeugnisse. Keramik kommt unter den Funden nicht vor, und unsere Küstenbewohner sind auch diesbezüglich von den Völkerschaften von Arizona, Mexico etc. etc. zu trennen, nur schwache Versuche in der Töpferei finden wir in sehr vereinzelten Fällen in jungen Gräbern, angeeifert durch das Vorkommen spanischer Topfwaaren[2]).

Die Gegenstände wurden den Leichen beigegeben entweder in der Position in welcher sie von den Lebenden getragen wurden, oder vertheilt längst des Gerippes, so dass die Töpfe und Schalen nahe dem Schädel

1) Der Ausdruck „amerikanische Steinzeit“ ist noch etwas unbestimmt und die Bedeutung als Zeitmaass, indem wir über die Funde in questo sprechen, muss gesondert werden von der Steinzeit der Moundbuilder, oder als vorausgehend der Metallzeit, welcher wir in Mexico, Centralamerica und Südamerica in den grossartigen Ruinen begegnen, denn sonst wäre es ebenso unrichtig als wie die Gleichstellung derselben mit der Steinzeit in Europa. Die Urvölker unserer Küste kamen niemals aus der ersten Culturperiode, der Steinzeit, denn sie reicht aus der ungeklärten Vergangenheit bis in die Gegenwart herab in welcher sie durch die Einwanderung der Europäer zum Abschlusse gebracht wurde. Diese Steinzeit unterscheiden wir in die precolumbische und in die historische Zeit, wovon die letztere die Uebergangsperiode bildet (— wenn uns der Ausdruck in diesem Falle erlaubt ist, weil es doch thatsächlich nur die Periode des Verschwinden jener Völker ist —) in welcher die Produkte Europas bereitwillig Aufnahme fanden und sehr bald die Erzeugnisse der Urvölker verdrängten.

2) Prime (Pottery and Porcelaine of all Times et Nations etc.) schreibt den californischen Indianern die Kunst der Töpferei zu, doch ist das ein Irrthum. Im ganzen fand ich während meinen ausgedehnten Ausgrabungen in den letzten fünf Jahren, nord und süd, nur eine rohe unglasirte Schale, eine vier Zoll hohe misgestaltete Urne und mehrere Fragmente einer Nachahmung von Pfeifen in Thon.

untergebracht wurden, und der Mörser oft als Schutz desselben dient; die Pfeile und Messer an der Seite, letztre auch in der Leichenumhüllung, ruhen nahe den Händen. Töpfe, Mörser und Ornamente finden wir stets mit den weiblichen Skeletten, während die Habe der Männer aus Messer, Pfeilen, Pfeifen und Werkzeugen mit begonnenen und verfertigten Produkten einer Profession besteht. Selten fehlt die Schale der Haliotis, in welcher dem Todten Speise aus dem Pflanzenreich beigegeben wurde, was uns bloss noch brauner Staub verkündet, wenn die Gewächse nicht verkohlt und dadurch besser erhalten sind; und ferner Saamen der Salvia Columbariae dessen Hülle wohlerhalten ist, woraus der Indianer ein Getränk bereitete. Die verkohlten Knollengewächse und mehrere Fruchtsorten, deren Namen noch nicht bestimmt sind, finden sich stets in einer Aschenbute in einer Vertiefung nahe dem Skelett, zusammen mit vom Feuer beschädigten Muschelschalen, Knochen von kleinen Landthieren, Seehunden und Vögeln, und Holzkohle, alles darauf hinweisend, dass auch Glühkohle manchen der Todten mitgegeben wurde.

Das Massengrab ist mit keinem Erdhügel überdeckt, sondern ist eben mit der Oberfläche, ja zuweilen sogar durch eine leichte Senkung bezeichnet. Mitunter finden wir die Steinplatten und Wallfischknochen über die Oberfläche hervorstehend, welcher Umstand vom kundigen Forscher mit Freuden begrüsst wird, denn das Auffinden der Gräber ist nicht selten mit Schwierigkeiten verbunden, mitunter sogar unmöglich.

Nun wollen wir auf die Funde übergehen. Vor allem verlangt der Topf aus lapis ollaris[1]) unsere Aufmerksamkeit. Er ist aus einem soliden Stück mit vieler Mühe gearbeitet[2]). Gewöhnlich kugelförmig mit enger Oeffnung, nach welcher zu sich die Dicke des Materials verliert[3]). Während meines letzten Besuches der Insel Santa Catalina gelang es mir die Steinbrüche und Werkstätte zu entdecken, in Folge von Ueberlieferungen, nach welchen fertige Töpfe von den Inseln aus an die Bewohner des Festlandes durch Tauschhandel kamen, und wegen des, während meines ersten Besuches, mit Recht vermutheten Vorkommens des Topfsteines auf

1) Lapis ollaris ist nichts anderes als Talk oder Speckstein, doch eine Varietät stark versetzt mit Mica oder Glimmer, wesshalb die hexagonischen Prismen kaum hervortreten und auch die Tendenz sich centrisch oder gesternt in Gruppen zu bilden nur schwach ausgebildet vorkommt. Die Eigenschaften des Steines, wie er bei unseren Indianern in Verwendung kam, entspricht vollkommen dem europäischen lapis ollaris, dem Siphnus Steine, welchen uns Theophrastus umständlich beschreibt.

2) Unter „Aboriginal Manufacture“ XI Annual Report of the Trustees of the Peabody Museum of American Archaeology and Ethnology, Cambridge, 1878 (gegenwärtig unter der Presse), gebe ich eine illustrirte Beschreibung der Erzeugung dieser Töpfe, Steinmörser und Spatengewichte.

3) Zur Veranschaulichung der Formen verweise ich auf Archaeological Collections of the National-Museum, Charles Rau, Smithsonian Contribution to Knowledge Vol. XXI, und Native Races of the Pacific States, H. H. Bancroft Vol. IV, pag. 693 und auf den schon erwähnten Artikel im Archiv.

dieser Insel[1]). Obzwar die Töpfe nebst anderen Gegenständen aus Speckstein allem Anscheine nach in grosser Anzahl angefertigt wurden, wurden sie doch nur selten in den Gräbern gefunden, weit weniger wie auf dem nahen Festlande.

Hieran reihen sich Schalen aus Speckstein in verschiedenen Grössen — im extremen Masse von etwa zwei bis acht Zoll im weitesten Durchmesser —; sie sind entweder flach oder gewinnen an Tiefe bei der Verringerung des Durchmessers, so dass die gewöhnlichsten, welche ungefähr fünf Zoll erreichen und sich nach dem Boden hin bauchig verjüngen, eine Höhe von beiläufig drei Zoll erlangen. Die grösseren Schalen dürften zu Speisen Verwendung gefunden haben, während die kleineren als Farbentigel benutzt wurden, wovon noch anklebende Pigmente Zeugniss geben. Eine ganz kleine Schale mit schwarzer Farbe[2]) und eingehüllt in Muschelschalen wurde wiederholt gefunden. Mit der Farbenschale will ich auch gleich einen trichterförmigen Behälter erwähnen, welcher demselben Zwecke diente; er ist aus der Vertebra eines Fisches (englisch: jew-fish) gemacht.

Der Mörser aus Sandstein und Basalt ist, mit Ausnahme des Stössels, das am häufigsten vorkommende Hausgeräth. Die Grösse variirt sehr stark, doch wollen wir zwölf Zoll quer über die Oeffnung als das Durchschnittsmass annehmen. Die Höhe ist ungefähr um ein Drittheil geringer. Manche der Formen sind sorgfältig gearbeitet, in seltenen Fällen mit Skulpturen und Muschelplättchen geziert, doch auch, im entgegengesetzten extremen Falle, sind es bloss von der Natur geformte, unbehauene Geröllsteine mit einer künstlichen Vertiefung. In San Luis Obispo, namentlich, wie auch weiter südlich, und nördlich um die Bay von Monterey finden wir, in der Nähe von verfallenen Dörfern, in entblösstem Sandstein, in situ, Vertiefungen von der Hand der Indianer gemacht, welche als Mörser dienten.

Der Stössel wird viel häufiger gefunden als der Mörser was seine Ursache darin findet, dass er oft im Vereine mit einem flachen Stein, wie sie in der Natur allenthalben gefunden werden, Dienste leistete. Es ist wahrscheinlich, dass auf Wanderungen bloss die Stössel mitgenommen, die schweren Mörser aber im Dorfe zurückgelassen wurden, worin wir durch das Vorfinden des Geräthes in temporären Campgründen, im Vereine mit flachen vom Meeresufer oder Flussbank hergeschafften Steinen, bestärkt werden.

Besonders auf den Inseln fanden wir sehr oft eine flache handgrosse, zolldicke Steinplatte aus Topfstein, etwas länger als breit, an einem Ende schmäler, mit einem Loche nahe dem Rande. Der Mexicaner, an den dieses

1) „Researches in the Kjokkenmöddings and graves of a former population of the Santa Barbara islands and the adjacent mainland“ — Departement of the Interior, Builletin U. S. Geological and Geographical Survey Vol. III Art. 3. pag. 50.

2) Die schwarze Farbe der gegenwärtigen Klamath-Indianer, unter welchen ich einige Zeit lebte, wird aus Russ und Seehundsfett bereitet, und ist die Farbe des Krieges. In Californien fand ich die schwarze Farbe stets mit Gerippen der Männer und glaube desshalb, dass hier gleiche Bedeutung unterliegt.

Küchengeräth, mit der indianischen Blutsverwandschaft, übergegangen ist, nennt es Comále. Es wird zum Backen der Tortillas benützt, eines Substituts für Brot, das allen, welche jemals den Fuss auf mexicanischen Boden setzten, wohlbekannt ist. Manche dieser Comáles sind gebaucht, doch bemerkte ich, dass solche offenbar aus passenden Topfscherben hergerichtet wurden; die typische Form aber ist flach.

Es wurde von den alten Seefahrern bemerkt, dass den Bewohnern von Californien, jener Gegend von der wir sprechen, gewisse Knollengewächse [1]) als Nahrung dienten. Besonders auf den Inseln sollen solche reichlich gediehen sein, wo sie gesammelt wurden und einen Tauschartikel bildeten im Verkehre mit den Bewohnern des Festlandes.

Wir finden nun namentlich auf den Inseln eine Anzahl von Steinringen aus Talk und auch aus Sandstein, ungefähr drei Zoll im Durchmesser, zwei Zoll dick und mit einem Loche von ein und einviertel Zoll Weite [2]). Diese Ringe, glaube ich, wurden als Gewichte für den Grabstock benützt [3]). Meine erste Information im Bezug auf den Gebrauch des Steinringes erhielt ich von einem Halbindianer. Obzwar ich bis jetzt noch keine absoluten Beweise für die Richtigkeit der Annahme entdeckte, wurde ich aber doch durch Beobachtungen darin bestärkt, welche in meinem schon erwähnten Manuscripte „Aboriginal Manufacture“ niederlegte.

Oft nahe verwandt mit der Form des Spatengewichtes ist ein anderer Ring, welcher als Senker für Fischleine und Netz verwendet wurde. Er ist jedoch geringer im Gewicht, auch verengt sich die rauhe Perforation nach innen, entgegen der glatten, gleichmässigen Bohrung beim Spatengewicht, und er ist desshalb, abgesehen von der äussern Gestalt, welche hinter dem formverwandten Gewichte weit zurückbleibt, leicht zu unterscheiden. Ganz ähnliche Netzsenker bemerkte ich auf den Gräbern des pittoresken Indianerdorfes nahe der Mündung und am rechten Ufer des Klamath-Flusses, leider unerreichbar unter dem wachsamen Auge der Eingebornen, obzwar der Gebrauch die Habe auf dem Grabe auszubreiten, anstatt bei dem Gestorbenen niederzulegen, es sonst bequem gemacht hätte. In Oregon wurden Geröllsteine dazu benutzt, die vorerst mit einer gemeisselten Furche versehen wurden, um die Leine zu befestigen. Die schönsten Senker für Fischleine fand ich in San Luis Obispo County. Einige sind oval mit kurzem Vorsprunge an den Enden um die Leine zu befestigen, andere sind spindelförmig entweder mit einem Loche oder gehalst, wiederum andere in der Form jenen ähnlich,

---

1) Knollengewächse, die von den nördlichen Indianern Camas genannt wurden, und allerlei geniessbare Wurzeln dienten unsern Küstenbewohnern als Nahrung, welche sie mit einem Grabstock (digging-stick) ausgruben, und weil diese Arbeit deren Hauptbeschäftigung gewesen zu sein scheint, bekamen sie den Collectivnamen „Digger“ Indianer (von digging = graben).

2) Wegen der Formen s. „Archaeological Collections etc.“. „Researches etc.“ plate 22.

3) Vergleiche Wood's Natural History of Man (Africa) pag. 254, und (Australia) pag. 27.

welche häufig um die Bay von San Francisco gefunden[1]) und noch irrthümlich für Gewichte zum Weben gehalten werden. Auf den Inseln dagegen, wo der Speckstein so häufig ist, schenkte man dem Senker nur wenig Aufmerksamkeit, denn selbst eine Topfscherbe, etwas zugearbeitet und mit einem Loche versehen, entsprach dem Zwecke.

Angelhaken wurden aus der Schale der Haliotis gemacht[2]). Für grössere Fische hatte man solche aus Bein, aus zwei Theilen bestehend, wovon der kleinere, etwa zwei und einen halben Zoll lang, an beiden Enden zugespitzt ist, an dem längeren, an einem Ende scharfen, Theil so angelegt und durch Verband und Asphalt gesichert wurde, dass es einen Haken mit einem Winkel von ungefähr dreissig Graden bildete. Die Angelschnur war gleichfalls mit Pech und durch Umwickelung mit einem dünneren Faden an dem Haken befestigt, ähnlich wie bei den aus Muschelschalen. Es gelang mir nicht den Haken in gutem Zustande zu bewahren, doch beobachtete ich die Beschaffenheit in ungestörter Lage im Grabe. Auch bemerkte ich ganz ähnliche Angelhaken unter den Klamaths; ausserdem hatte einer der letzten Chetko-Indianer, der noch vor paar Jahren (1873) in der Rancheria an der Mündung des Chekto-Flusses, in Oregon, wohnte, eine im Besitz, womit er angeblich Aale fing. In Alaska wird ebenfalls ein derartiger Angelhaken angetroffen.

Wir wollen die verschiedenen Formen der Pfeilspitzen ohne Beschreibung übergehen, weil deren Veranschaulichung namentlich auch bildliche Darstellung erfordert, die unser gedrängter Bericht entbehren muss, dessgleichen auch die Lanzenspitzen, welche an der californischen Küste in prächtigen Formen, wohlgearbeitet und oft recht gross ausgegraben wurden, auf den Inseln aber, wie auch die Pfeilspitzen, nur in vereinzelten Fällen gefunden wurden.

Die Steinmesser reihen sich in Form den Speeren enge an. Sie sind an beiden Enden zugespitzt und gewöhnlich drei bis sechs Zoll lang. Die kleineren derselben sind mit dem kürzern Ende in Holzstiele eingelassen und durch Asphalt u. s. w. festgehalten. Ich bin der Ansicht, dass das Unterscheiden zwischen Lanzen, Speer und Messer noch sehr der Genauigkeit entbehrt. Als Beweis solcher Missverständnisse führe ich das Messer mit dem Holzstiele an, welches in den Muschelhügeln stets ohne Heft gefunden wurde und desshalb allgemein als Speerspitze angesehen wurden, aber gleichzeitig mit meinen Entdeckungen auf den Inseln, auch von Major Powell aus Utah von den dort lebenden Indianern in ganz ähnlicher Form mitge-

---

1) Baucroft's Native Races, Vol. IV pag. 711.

2) „Die Anfertigung der Angelhaken aus Muschelschalen bei den früheren Bewohnern der Inseln im Santa Barbara Canal“ Archiv für Anthropologie, Band VIII pag. 223 et seq. Ich muss hier bemerken, dass ich in meiner Zeichnung, zu diesem Artikel, in der Darstellung des Querdurchschnittes der Spitze aus Feuerstein einen Irrthum beging, welcher dreieckig anstatt viereckig hätte sein sollen, indem die Regel und nicht die Ausnahme massgebend ist.

bracht wurde [1]), wodurch dieser Irrthum vollkommen aufgeklärt wurde. Ja ich habe sogar meine Zweifel, ob die prächtigen Lanzenspitzen aus Chalcedon wirklich als Stechwaffen dienten und nicht als Messer Verwendung fanden. Ich sammelte eine Reihe, welche zwischen sieben und zehn einhalb Zoll massen, die grössten derselben erreichten nur zwei Zoll in der Quere am breitesten Theile und waren kaum mehr als ein Drittel Zoll dick. Da wir nun dem Indianer das Verständniss des Materials zuerkennen müssen, so erscheint es mir fraglich, ob die Prachtklingen als Lanzenspitzen benutzt wurden, da schon ein mässiger Seitendruck die spröde Spitze in Stücke bricht, während sie als Messer des Urbewohners unübertrefflich gewesen wäre. Allerdings bemerkte ich zuweilen an dem zugerundeten breiten Ende die Spuren von Asphalt, welches bei ähnlichen Funden zur Befestigung des Holzschaftes diente; anderseits fand ich aber auch Geräthe, z. B. Bohrer aus Stein, wohl verpicht, mit Ausnahme der Spitze, offenbar um die Hand gegen die scharfen Kanten zu schützen. Da nun ein solcher Schutz auch bei Steinmessern erwünschenswerth ist — wissen wir doch, dass doppelte Steinmesser zu diesem Zwecke in der Mitte mit Hirschleder umwunden sind — so kann dieser Umstand nicht als widersprechend angenommen werden. Zu Ōsbi (wie die Stelle der Rancheria noch heute genannt wird) fand ich drei feine Spitzen in ein Thierfell eingewickelt, welches noch genügend erhalten war, um zu bemerken, dass es über die Enden der Spitzen gefaltet war und demnach damit keine Schäfte zur Zeit des Begräbnisses verbunden gewesen sein konnten. Jene zeigten keine Spuren von Asphalt. Aehnliches gilt in Bezug auf gewisse Formen von Speer- und Pfeilspitzen, wenn sich die Länge beider nähert, oder sogar dieselbe ist, denn wir finden erstere nicht selten als Pfeilspitzen abgebildet und beschrieben. Doch da es meine Absicht nicht ist über Irrthümer zu sprechen, will ich nur bemerken, dass in den meisten Fällen der Irrthum in der Sonderung der Speere von den Pfeilspitzen vermieden werden kann, wenn die Breite des Ansatzes berücksichtigt wird, denn sie muss der Dicke des Schaftes der Lanze, respective des Pfeiles, entsprechen. So einfach diese Beobachtung auch ist, finden wir sie dennoch nicht selten unbeachtet; ihre Richtigkeit aber wird festgestellt, wenn wir die Waffen in der Holzfassung genauer prüfen.

Mit den Pfeilen will ich auch das Geräth zum Gradmachen der Pfeilschäfte erwähnen [2]). Es ist ein ovaler, unten flacher Stein aus Talk, durch dessen gerundeten Rücken, querdurch, eine Furche läuft. Der Stein wurde erhitzt und die krumme Stelle des Pfeilschaftes in die anschliessende Furche gepresst um mittels der Wärme gerade gebogen zu werden. — Es ist dasselbe Prinzip, nach welchem heutzutage vermittelst Dampf Hölzer in jede beliebige Curve gebracht werden.

1) „Archaeological Collections."
2) S. Abbildung im Archiv Band IX, pag. 250.

Demnächst wollen wir die Pfeife zum Rauchen beschreiben. Sie ist aus Speckstein (ausnahmsweise auch aus grauem oder rothem feinkörnigem Sandstein) gemacht, trichterförmig, doch so dass die Form einer modernen verdickten, runden Cigarrenspitze nahe kommt[1]. Die Mundspitze, nur noch selten erhalten, besteht aus dem Beinknochen eines Vogels und kommt nicht selten doppelt vor, indem zwei Röhrenstückchen aneinander gereiht wurden[2].

Auch Pfeifen zum Produziren von Tönen wurden gefunden. Sie sind aus Bein, entweder eintönig oder mit mehreren Skalen oder Tonlöchern versehen, einfache oder Doppelpfeifen. Der Ton wurde wie bei unseren Jagdpfeifen hervorgebracht. Der Luftgang ist aus Asphalt gemacht.

Alsdann wollen wir der Menge der verschiedenen Gegenstände aus Bein gedenken. Es sind meistens Bohrer, lanzenartige Gegenstände, deren Zweck mir noch ein Räthsel ist, wenn sie nicht als Messer Benutzung fanden[3]. Ferner allerlei andere Gegenstände, deren Zweck mir meistens unbekannt ist und deren Aufzählung hier ohne der Hülfe einer bildlichen Darstellung fruchtlos bliebe.

Am ausgiebigsten waren die Grabfunde auf den Inseln in Bezug auf Muschelschmuck, der daselbst in reichlicher Menge angefertigt wurde. Es wurde kaum ein weibliches Gerippe zu Tage befördert, das uns nicht wenigstens mit einer Schnur von Muschelperlen bereicherte. Die Skelette der Alten und Personen des gereiften Alters (weiblichen Geschlechtes) waren gewöhnlich die Aermsten im Bezug auf Schmuck, während jene im Alter von etwa zwanzig Jahren mit Muschelschmuck und rother Schminke wohlversehen waren, im Vereine mit allerlei Toilettegegenständen wie Kamm oder vielmehr Bürste, Schminkleder und Reibstein. Den kleineren Kindern aber gebührt die Palme!

Die grössten Arten des Muschelschmuckes, welche mit weiblichen Gerippen gefunden wurden, sind aus der Schale der Venus Mercenaria gemacht. Sie erreichen eine Länge von vier Zoll und sind ungefähr zwei Drittel Zoll breit, und geschweift. Die Bohrung geschah von beiden Enden aus um über die Biegung fortzukommen. Ausserdem giebt es dünnere, gerade und

---

1) Wegen der betreffenden Illustrationen verweise ich auf „Archaeological Collections“ und „Archiv“.

2) Die Klamath-Indianer rauchen aus einer ähnlichen Pfeife noch heutigen Tages Nicotianum quadrivalvis.

3) Die Steinmesser, wie schon erwähnt, kamen auf den Inseln, wo die „lanzenartigen Gegenstände“ aus Bein (nur mit wenigen Ausnahmen) gefunden wurden, nur selten vor, was seine Ursache wohl darin hatte, dass der Feuerstein (— unter „Feuerstein“ will ich die passenden Steinsorten aus der Gruppe Quarz verstanden haben, welche zur Erzeugung der Waffen Verwendung fanden; denn Feuerstein, im mineralogischen Sinne, haben wir hier nicht —) auf den Inseln in situ nicht vorkommt und demnach in rohem Zustande oder als fertige Gegenstände eingeführt werden musste, ein Tauschartikel den das nahe Festland auch nicht lieferte. Es ist demnach offenbar, dass die Eingebornen zu einem Surrogate, wozu sich Bein zunächst am besten eignete, ihre Zuflucht nehmen mussten.

rund in einer Länge bis zu drei Zoll. Sie sehen aus wie ein Fragment des Rohres einer weisen Thonpfeife — der Matrosenpfeife aus einem Stücke — wesshalb sie auch von meinen Arbeitern stets „Pipe-stems" genannt wurden. Ferner spiralige, welche aus der Columella der Muschel Pyrula (?) gemacht wurden. Dann giebt es eine grosse massive Perle, entweder kugelförmig, oder in der Form eines kurzen Cylinders und eine Reihe kleiner, flachen Perlen aus der Muschel Olivella biplicata von einem viertel Zoll Durchmesser hinab bis zur Grösse eines Stecknadelkopfes. Ausserdem allerlei Zierrath aus verschiedenen Muscheln entweder in runden Scheiben oder eckigen Plättchen mit einem oder mehreren Löchern — erstere gewöhnlich mit drei in einer Reihe; oder in Gestalt von Ringen mit gelochtem Stiel u. d. g.

Aus der glänzenden Schale der Haliotis — aus dem breiten Rande — wurden sichelförmige Ornamente hergestellt, welche von den Männern um den Hals getragen wurden.

Ich will hier bemerken, dass ich gewiss bin die langen Muschelornamente, jene dem Pfeifenrohr aus Thon so ähnliche, in Gräbern gefunden zu haben, welche älter sind als wie die Entdeckung von America, nach welcher die Urbewohner, über die ich spreche, erst in Besitz von Metall kamen, Kupfer — das unsere Moundbuilder allerdings kannten — nicht ausgeschlossen. Es wäre demnach interessant zu wissen, auf welche Weise die Löcher um jene Zeit gebohrt wurden, oder ob wir den metallkundigen Urvölkern diese Erzeugnisse zuschreiben müssen und die Küstenbewohner nur durch Tauschhandel in deren Besitz kammen? Ich bemerkte, dass die flachen Perlen mit einem Feuersteinbohrer gelocht wurden, denn ich fand die Bohrer in rohem Zustande in Bündeln in den Gräbern der Perlenmacher auf der Insel Santa Cruz.

Zum Schlusse will ich noch über eine Anzahl von Funden sprechen, welche ich Spielzeug für Kinder nennen will. Es sind unvollkommen gemachte Gegenstände sowohl der Form als auch der Verfertigung nach, gewöhnlich sehr verkleinerte Nachahmungen von Hausgeräthen doch auch nicht selten von unbestimmter Form. Wir finden kleine Mörser und allerlei Abarten desselben, gewöhnlich aus dem leicht zubearbeitenden Talk, die offenbar niemals einem praktischen Zwecke dienten; kleine Comáles, manchmal noch ersichtlich ein Bruchstück eines grossen; kleine Steinringe und oft nur formlos gearbeitete Steine. Diese Gegenstände wurden in den Gräbern der Kinder gefunden, wesshalb ich glaube, dass es deren Spielzeug war.

San Francisco, Cal. März 1878.

Intercommunale Ehe durch Raub und Kauf.

Von

M. Kulischer.

Als Urform der Ehe ist schon allgemein die communale Ehe anerkannt. Eine spätere Eheform ist die Raubehe, die von der Kaufehe abgelöst wird. Wir nennen diese Formen im Gegensatz zu der Urform intercommunale, da, wie wir sehen werden, sie ursprünglich nur zwischen Mitgliedern verschiedener Gemeinschaften eingegangen werden. Diese Eheformen werden wir hier einer näheren Betrachtung unterziehen, wobei wir zu den mehr bekannten Thatsachen aus dem Leben aller Völker noch die weniger bekannten Thatsachen aus dem russischen Leben anführen. —

Columbus erzählt von den Caraiben der Inseln, dass ihre Raubzüge in weite Ferne gingen und hauptsächlich den Zweck hatten Weiber zu erbeuten[1]). Der Raub der Frauen wird dadurch erleichtert, dass die Frauen ebenso wie die Männer dort sich am Kriege betheiligten[2]). Gomara und Herrera berichten ausdrücklich, dass in Cartagena und Cumana . . . . . die Männer ganz wie die Weiber kämpften[3]). Während sie die Männer auffrassen, liessen sie die Frauen am Leben[4]). Auch bei den Ojibwäern pflegten die Frauen an den Rathsversammlungen und an den Kriegen theilzunehmen[5]). Bei den Tupi wurde nie „einem Gefangenen das Leben geschenkt", ausser den Frauen, die dann in den Stamm heiratheten[6]). Wrangell hat ein Kriegslied mitgetheilt, das von den Californiern bei der Rüstung zum Kriege gesungen wird. Es heisst dort:

„Lass uns, Anführer, ziehen in den Krieg!
„Lass uns ziehen und erbeuten ein schmuckes Mädchen[7])."

Die meisten Fehden der Indianer an der Nordküste Californiens ent-

---

1) Waitz, Anthropologie der Naturvölker III S. 374.
2) Waitz ib. S. 375.
3) Idem l. c.
4) Idem S. 374.
5) Waitz III S. 101.
6) Idem S. 421.
7) Waitz IV. S. 242.

stehen, nach Hubbard, der Frauen wegen [1]). Nach der Sage ist Feindschaft und Krieg zwischen zwei Völkern, den Dakota und Assineboin, durch den Raub einer Frau — einer schönen Helena — entstanden [2]). Livingstone erzählt, dass die Maconde manche Dörfer verpallisadiren „aus Furcht vor einem Angriff der Mahiba, welche über den Fluss kommen und ihre Frauen stehlen, wenn sie Wasser holen [3])“. Bei den Galla betheiligen sich die Frauen im Kriege und übernehmen manchmal die Stelle des Anführers [4]). Der Frauenraub wird dadurch also bei ihnen wie bei den Amerikanern sehr erleichtert. Um den Männern des feindlichen Volkes die Lust zu nehmen Frauen bei ihnen zu rauben, suchen sie „den Feind zu entmannen“ wie dies auch die ihnen benachbarten Abyssinier und Neger thun und auch bei den alten Egyptern gewöhnlich gewesen scheint [5])“. Dass diese Sitte den oben angeführten Zweck hat, kann man daraus sehen, dass die Abyssinier, wie Brehm berichtet, die Genitalien bei Lebenden abschneiden, um sie als Trophäen mitzunehmen,“ eine Sitte, die schon im XIII. Jahrhundert in diesen ostafrikanischen Ländern erwähnt wird [6]). Wie Krapf versichert, sind diese Trophäen bei den Galla für den Mann „ein nothwendiges Erforderniss“, dass er in seinem Stamme heirathen könne [7]). Er kann also nur dann heirathen, wenn er die Zahl der feindlichen Konkurrenten vermindert. Von einer solchen Forderung berichtet auch die biblische Chronik: Saul begehrt hundert Vorhäute von den Philistern „bei David, als er um die Tochter Sauls freit. David brachte die Vorhäute „und vergnügte dem Könige die Zahl (gab sie ihm vollständig), dass er des Königs Eidam wurde [8])“.

Der Australier raubt seine Frauen womöglich in einem dem seinigen feindlichen Stamme. Nach einem allgemeinen Kampfe zwischen zwei Stämmen werden die im Kriege erbeuteten Frauen zwischen den Kriegern getheilt [9]). Die Neuholländer heirathen immer in einem fremden Stamme. Sie überfallen die Frauen, nach dem Berichte von Collins, in Abwesenheit ihrer Beschützer und schleppen sie trotz allen Widerstrebens durch die Wälder unter Misshandlungen und Schlägen in ihre Heimath. Die Stammverwandten „rächen einen solchen Eingriff in ihre Rechte nicht, sie entschädigen sich nur bei nächster Gelegenheit durch eine ähnliche That [10])“. Auch auf Bali, einer Insel, die zwischen Neu-Guinea und Java liegt, ist es üblich, dass die Mädchen von ihren rohen Freiern geraubt werden. Zuweilen finden sie die Betreffenden allein oder überfallen sie gelegentlich

1) Bastian, Rechtsverh. S. 176.
2) Waitz, III. S. 112.
3) Waller, Letzte Reise von Livingstone I S. 51.
4) Waitz II S. 515.
5) Idems II S. 515.
6) Ibidem S. 502.
7) Ibidem S. 515.
8) I Samuel XVIII. 25, 27.
9) Bastian, Rechtsverh. S. XVIII L. IX.
10) Klemm, Allg. Culturg. I S. 288. Lubbock S. 87.

und schleppen sie dann mit zerzausten Haaren und zerrissenem Gewande in den Wald[1]).

Im Anfang, heisst es im Nitisastra war Alles Ruhe und Frieden. Während der ersten tausend Jahre fingen Fürsten an sich zu erheben und Kriege brachen aus, wegen einer Frau, genannt Dem Daruka. Eintausendfünfhundert Jahre später lodert ein anderer Krieg empor, um eine Frau, genannt Devi Sinta. Nach zweitausend Jahren ein dritter um eine Frau, genannt Devi Drupadi, und zweitausendfünfhundert Jahre darnach ein anderer, um die Tochter eines heiligen Mannes. So erkennt man leicht, heisst es dort, was die erste Ursache aller Kriege war[2]). Ueber den Raub der Frauen bei den jüdischen Stämmen finden wir in der Bibel folgende Erzählung: „Und die Aeltesten der Gemeine, heisst es dort, sprachen: Was wollen wir thun, dass die nach einem Kriege übrig gebliebenen (Männer) auch Weiber kriegen? Denn die Weiber in Benjamin sind vertilgt. . . .“ Und sie sprachen: „Siehe, es ist ein Jahresfest des Herrn zu Silo..... Und sie geboten den Kindern Benjamins und sprachen: Gehet hin und lauert in den Weinbergen. Wenn ihr dann sehet, dass die Töchter Silos heraus mit Reigen zum Tanz gehen, so fahret hervor aus den Weinbergen und nehme ein Jeglicher sich ein Weib von den Töchtern Silos und gehet hin ins Land Benjamin . . . . Die Kinder Benjamins thaten also, und nahmen Weiber nach ihrer Zahl, von den Reigen, die sie raubten und zogen hin[3]).“ Auch Horatius weiss von dem Kampf um die Frauen und dem Frauenraub:

> Sed ignotis perierunt mortibus illi,
> Quos venerem incertam rapientes more ferarum,
> Viribus editior caedebat, ut in grege taurus[4]).

In Sparta musste der Jüngling „das Mädchen, welches er heirathen wollte, rauben und durfte sein Weib nur verstohlen besuchen. Wurde er bei diesem Besuche gesehen, so machte ihm das die grösste Schande[5])“. Dass die Ehe früher durch Raub und Gewalt auch in Attica geschlossen zu werden pflegte, ersieht man aus einem attischen Gesetze. Dieses Gesetz verordnet, wie Petitus berichtet, „dass Derjenige, welcher einem Mädchen Gewalt anthut, es zur Ehefrau nehme[6])“. Von der Existenz dieser Eheform bei den Germanen haben wir directe und indirecte Zeugnisse. „Die Rücksicht, welche alle Gesetze auf den Frauenraub nehmen, sagt Weinhold, beweist,

---

1) Lubbock l. c.
2) Bastian, Mensch. III S. 294.
3) Richter XXI. 16—23.
4) Horat. Sat. I 3. 108.
5) Plutarch, de Lycurgo. c. 16. Unger, Die Ehe etc. S. 62 auch Anmerk.
6) Petitus, Leges Atticae. VI Tit. 1, 2, 3, 4. Reich, Geschichte des ehelichen Lebens Cassel 1864. S. 24.

wie zahlreich er vorkam [1]).“ Einige von diesen Gesetzesvorschriften führen wir hier an. Nach isländischem Rechte traf Verbannung „nicht allein den Entführer oder den, für welchen das Mädchen entführt wurde, sondern auch alle welche mitwissend näheren oder ferneren Antheil an der That hatten. Geschärft wurde die Strafe bis zur vollkommenen Friedlosigkeit, wenn die Frau auf geschehene Aufforderung nicht ausgeliefert wurde [2])“. Die Folgen des Raubes sind hier dieselben, die überhaupt auf einer früheren Culturstufe zwischen Nachbargemeinschaften existiren — das ist Friedlosigkeit, fortwährende Feindschaft. — Nach uplandischem Rechte blieb Derjenige, der bei einer Entführung erschlagen wurde, ungebüsst; „der Räuber war friedlos so lange er nicht den rechtmässigen Verlober versöhnt hatte [3]).“ Hier finden wir ausser der Friedlosigkeit die Möglichkeit der Sühne, die als Uebergang zur Kaufehe diente, worüber wir weiter unten viel umständlicher sprechen werden. Nach westgothischem Gesetze wird der Verführer, wenn er „seinen Willen gehabt“ hat, der Frau „mit allem Vermögen übergeben, bekommt öffentlich zweihundert Hiebe und ist ihr beständiger Sklave. Erklärte sich die Frau bereit den Räuber zu heirathen, so sind beide des Todes schuldig; fliehen sie zu einer Kirche, so wird ihnen ... das Leben geschenkt, allein ihre Ehe ist ungültig und sie sind Hörige der Eltern der Frau [4])“. Auch hier treten Zustände ein, die vollständig durch das Verhalten zweier Gemeinschaften auf einer früheren Culturstufe erklärt werden können. Wenn die Gemeinschaft den Räuber — Mitglied einer anderen Gemeinschaft einfängt, so kann er nur als Sklave am Leben bleiben. Es ist auch begreiflich, dass diejenige Frau, die zum Verrathe an ihrer Gemeinschaft bereit ist und sich mit einem Fremden vereinigt, als eine der Gemeinschaft nicht angehörende ermordet werden kann oder, wenn sie auch am Leben bleibt, als Fremde zum Sklavendienst verurtheilt werden muss. Bei den Friesen wird die primitive Ansicht auf den Frauenraub festgehalten. Wenn der Räuber mit der Frau von einem Hause in ein anderes sich flüchtet, „von diesem zu einem dritten, von hier zur Kirche, so musste der Richter die drei Häuser verbrennen, die Kirche erbrechen und den Räuber herausnehmen [5])“. Als die Magyaren sich in der Ebene zwischen der Donau und Theiss niederliessen, „unternahmen sie von da aus Raubzüge nach deutschen und slavischen Gegenden,“ um sich Frauen zu verschaffen [6]). Die Miriditen in der europäischen Türkei heirathen nie unter einander. Jeder Mann, der eine Frau zu nehmen wünscht, raubt sich eine Muham-

---

1) Weinhold, Deutsche Frauen S. 203.
2) Grâgas festath. 29. 38. 39. 42. Weinhold, ib. S. 200.
3) Weinhold ib. l. c.
4) Lex Wisigoth. III. 3. 1—4.
5) Weinhold, ib. S. 201.
6) Jireček. Geschichte der Bulgaren. Prag 1876. S. 164.

medanerin aus einem Nachbarstamme, tauft sie und heirathet [1]. Frauenraub war noch im Anfange dieses Jahrhunderts bei den Serben gebräuchlich. Man lauerte auf ein Mädchen aus einem Nachbardorfe, wenn sie die Heerde zu hüten hinaus zu gehen pflegte oder um Wasser zu holen bei dem Flussufer. Manchmal wurden die Mädchen auch Nachts geraubt, indem man das Haus der Eltern überfiel und die Eltern wie die Brüder des Mädchens knebelte, um sie zum Widerstand unfähig zu machen. Dabei war auch Mord sehr häufig, denn die überfallende Partei war entschlossen sich eher todtschlagen zu lassen, als das geraubte Mädchen herauszugeben. Bei einem Ueberfalle pflegten auch alle Einwohner des Dorfes, zu dem das Mädchen gehörte, an dem Kampfe theilzunehmen [2]. Wie Prof. Bestuzschew Rumin berichtet, soll dieser Brauch — Otmitza genannt, — in manchen Gegenden Serbiens noch gegenwärtig existiren [3]. Von den Drewlianen, einem der slavischen Völker erzählt die Nestor'sche Chronik: Wie die Thiere lebten sie, hatten keine Ehe und pflegten die Mädchen beim Wasser zu rauben [4].

Auch bei denjenigen Völkern, wo die Eheschliessung durch Raub nicht ausdrücklich erwähnt wird, können wir aus den Ceremonien, die die Heirath später begleiten, Rückschlüsse über diese Eheform ziehen. Viele von diesen Handlungen und Ceremonien sind, wie Lubbock mit Recht behauptet [5], Ueberreste einer Zeit, wo die Eheform durch Raub bei diesen Völkern vorwiegend war. Einer der wichtigsten Ueberreste des Frauenraubes ist die sogenannte Exogamie, d. h., die Verordnung nur mit einem Mitgliede einer andern Gemeinschaft in eine Ehe zu treten. Der Frauenraub, der lange Zeit in einer Commune fortdauert und auf die Nachkommen vererbt wird, führt endlich dazu, dass Frauen durch Raub oder durch andere Mittel, die später an der Stelle des Raubes sich einbürgern, — nur aus fremden Communen genommen werden können und nur mit ihnen eine Ehe geschlossen werden kann. Was lange Zeit gebräuchlich war, was von den Vorfahren auf die Nachkommen vererbt worden ist, gestaltet sich zu einer objectiven, von dem Willen des Einzelnen unabhängigen Nothwendigkeit, zu einem Gesetz, zu einer Norm, die nicht überschritten werden darf. Es verwächst auch insofern mit den Gefühlen der Menschen, dass jedem Dagegenhandeln gegen das allgemein Angenommene mit einer instinktiven Antipathie begegnet wird. In Nordamerika bestand bei vielen Völkern „in alter Zeit die feste Sitte .... immer nur in einen fremden Stamm zu heirathen [6].“ Gegenwärtig herrscht sie bei den Kenai-Atnah und Koluschen, welche sich in

1) Lubbock. S. 98.
2) Müller, Geschtliche Uebersicht der russischen Literatur. Petersburg 1865. S. 104.
3) Bestuzschew Rumin, Russische Gesch. (Russisch) I S. 37.
4) Idem I l. c.
5) Lubbuck S. 88, 99.
6) Waitz III S. 106.

verschiedene Stämme .... theilen, deren jedes nur in das andere heirathen darf[1]). Bei den Irokesen war jedes Volk in 8 Clans (Totems) getheilt, deren jede mit einem besonderen Namen bezeichnet wurde: „Wolf, Bär, Biber, Schildkröte“ bildeten die ersten vier Clans, — „Reh, Schnepfe, Reiher, Falke“ die andern vier. „In alter Zeit konnten die ersten vier Geschlechter (?) nur in die letzten vier heirathen und umgekehrt, später mussten Mann und Frau wenigstens immer verschiedenen Geschlechtern angehören[2]).“ Die Koluschen theilen sich gegenwärtig „in den Stamm des Raben und den des Wolfes“. Jedes Geschlecht trägt ein besonderes, seinem Namen entsprechendes Wappen. Die Folge dieser Eintheilung des Totems ist, „dass die Mitglieder desselben Stammes nicht untereinander, sondern nur in den andern Stamm heirathen[3])“. Die Arowaken „sind in 27 Geschlechter getheilt, deren Mitglieder nicht in dasselbe Geschlecht heirathen dürfen, dem sie selbst angehören[4])“. Die Indianer von Britisch Columbia werden gleicherweise in Totems getheilt. Die Totemzeichen „sind der Wallfisch, die Schildkröte, der Adler, der Waschbär, der Wolf und der Frosch“. Unter keiner Bedingung darf eine Ehe unter zwei jungen Leuten desselben Abzeichens stattfinden .... und also ein Wallfisch keinen Wallfisch, wohl aber ein solcher einen Frosch u. s. w. heirathen[5]). Die Indianer von Guiana theilen sich ebenfalls in Totems, die einen besonderen Namen tragen. Es ist bei ihnen nicht gestattet „eine Verbindung mit einen Träger oder einer Trägerin gleichen Namens einzugehen[6])“. Nach Hardisty kann bei den Tinte-Indianern Nordwest-Amerika ein Chitsangh keine Chitsanghin heirathen[7]). In China ist die Ehe zwischen Leuten, die einen und denselben Zunamen tragen, verboten. Zu einer Ehe, sagt Plath, werden dort, nach dem Liki Tongki, zwei Personen von verschiedenen Zunamen (sing) gefordert[8]). In Indien zerfallen die eingeborenen Stämme Juangs, Waralli u. s. w. in verschiedene Abtheilungen und kein Eingeborener darf ein zu seiner Section gehörendes Mädchen heirathen. Die Magarstämme, die solche Abtheilungen mit dem Namen „Plums“ bezeichnen, besitzen das nämliche Gesetz[9]). Bei den Thlinket können, nach dem Berichte von Dall, nur die Mitglieder entgegengesetzter Totems untereinander heirathen[10]). Bei den Rajputen ist die Ehe zwischen den Gliedern eines und desselben Totems (Kin) nicht zugelassen, wie Tod erzählt[11]). Nach Dalton sind die Garrows von Indien in Mahari (Totems) getheilt und ein Mann darf keine Frau

1) Waitz III S. 106.
2) Idem III S. 106—107.
3) Idem III S. 329.
4) Idem III S. 392.
5) Lubbock S. 114.
6) Idem S. 114—115.
7) Bastian, Rechtsv. S. 171. Lubbock S. 113.
8) Bastian, Rechtsv. l. c. Lubbock S. 112—113.
9) Lubbock S. 111.
10) Bastian, Rechtsv. S. 171—172.
11) Bastian, ib. S. 171.

von seiner eigenen Mahari nehmen [1]). Die Samojeden nehmen nie, nach Castrén, Frauen aus dem eigenen, sondern nur aus einem fremden Stamme [2]). Bei den Kalmükken, die in Horden von verschiedenen Namen getheilt sind, wählen die Derbeten, z. B., ihre Frauen unter den Torgaten und umgekehrt, — die letzten unter den ersten [3]). Nach Pallas darf kein Ostjake eine Frau gleichen Namens heirathen [4]). Die Jakuten müssen, nach Middendorf, ausserhalb ihres Clans heirathen. „Keiner darf eine Frau seines eigenen Clanes heirathen [5]).“ Die Nogaier, erzählt Haxthausen, heirathen gerne Mädchen aus entfernten Dörfern. Es gilt für ehrbarer die Braut bis zum Hochzeitstage nicht gekannt zu haben [6]). In Indien ist auch den Bekennern von Brama verboten eine Frau, die denselben Zunamen oder Gothra trägt, zu heirathen [7]). Aus diesen Thatsachen erhellt, dass die Eheverbote dort, wo sie auftreten, auf ganze Dörfer, zu denen Jemand angehört, sich beziehen, — mit anderen Worten: dass die Heirath eingegangen werden kann nur dann, wenn die betreffenden Eheleute fast unbekannt sind und in einer gewissen Entfernung von einander sich vor der Ehe befinden. — In West-Afrika ist, nach Du-Chaillu, jeder Stamm in Clans eingetheilt. Die jungen Leute dürfen keineswegs eine eheliche Verbindung mit einem Mitgliede desselben Clans schliessen [8]). In Somali darf man, nach dem Bericht von Burton, kein Glied von demselben Clan heirathen [9]). In Australien, wo alle Völker in besondere Gruppen getheilt sind mit besonderen Namen, „darf kein Eingeborener ein Mädchen, das denselben Namen trägt und folglich seine Stammesgenossin ist, heirathen. Niemandem, sagt Lang, ist erlaubt, eine Frau aus derselben Sippe zur Ehe zu nehmen, obgleich die betreffenden Personen manchmal, nach unseren Anschauungen nicht mehr als verwandt gelten können [10])“. In der That hat dieses Eheverbot mit Blutmischung oder Verwandtschaft gar nichts zu thun. Es entspringt aus dem Brauch des Frauenraubes. Erst später ist diesem Eheverbote: ein Mitglied derselben Commune, derselben Gruppe, die denselben Zunamen trägt zu heirathen, ein neues Motiv untergeschoben worden, die vermeintliche Blutsverwandtschaft. Auf Grund der angeführten Thatsachen muss aufs Entschiedenste derjenige Grund der Einführung dieser Eheverbote, der sie auf Schädlichkeit der Blutmischung, gesundheitspolizeiliche Rücksichten zurückführt, verneint werden. Nichts weniger als Gesundheitsmotive waren bei der Annahme und Begründung dieser Institutionen massgebend. Im Gegentheil kann dieser Grund als der letzte von denjenigen Gründen an-

1) Bastian, Rechtsv. l. c. Lubbock S. 111.
2) Bastian, Rechtsv. S. 171.
3) Bastian, l. c. Lubbock S. 112.
4) Bastian l. c. Lubbock l. c.
5) Rechtsv. l. c. Lubbock l. c.
6) Bastian l. c.
7) Dubois, B. I S. 10.
8) Bastian, Rechtsv. S. 171. Lubbock S. 111.
9) Bastian, l. c. Lubbock S. 110—111.
10) Lubbock S. 109—110.

gesehen werden, die zur Beibehaltung dieser Ueberreste der früheren Zeiten in den späteren Generationen angeführt wurden. Die Schädlichkeit der Blutmischung ist ein neues Motiv, das die Erhaltung des alten Brauches bis jetzt unterstützt. — Bei den Germanen war der Mann „genöthigt, aus fremder Gewere eine Frau in die seinige zu bringen [1])". In der ganzen europäischen Welt haben sich Ueberreste der Exogamie, wie wir schon angedeutet haben, in den kanonischen Verboten wegen Blutverwandtschaft, eine Ehe einzugehen, erhalten. Ausser der Exogamie finden wir bei den Völkern noch mehrere andere Ueberreste des Frauenraubes. Wenn auch die wirkliche Feindschaft zwischen den Eheschliessenden, dank einer späteren Eheform, verschwunden ist, so wird doch auch in späterer Zeit die Feindschaft fingirt und die die Feindschaft und den Raub begleitenden Merkmale und Handlungen beibehalten. Wie in den organischen Processen spielt in den psychischen Processen die Vererbung, wie wir schon gesehen haben und noch sehen werden, eine bedeutende Rolle und beinahe keine menschliche Eigenschaft oder Handlung kann ohne den früheren Entwickelungsgang erklärt werden, keine von ihnen ist ein Product des selbstbestimmenden Willens derjenigen, die sie vollziehen, — sondern Resultate der Vererbung, die sich zeitgemäss variiren, und nothwendiger Weise sich an die neuen Umstände anpassen. Bei den Indianern in Californien durfte, nach Baegert, der Schwiegersohn die Schwiegermutter eine bestimmte Zeit nicht ansehen [2]). Wie Uhde berichtet, durften bei den Panueo-Indianern die Schwiegereltern im ersten Jahre nach der Hochzeit mit dem jungen Ehepaare nicht sprechen [3]). Nach Mollien muss bei den Poulh's der Bräutigam, wenn sein Heirathsantrag angenommen ist, vermeiden seine Braut oder seine Schwiegermutter zu sehen [4]). Die Sitte der Dakota, Assineboin und Omaha fordert, dass Schwiegereltern und Schwiegerkinder einander nicht sehen noch anreden; sie bedecken sich voreinander den Kopf und die letzteren bewohnen in der Hütte jener einen besonderen abgetheilten Raum . . . . . selbst die Onkel und Tanten der Neuvermählten haben dieselbe Zurückhaltung zu beobachten. Bei den Mandanen herrscht eine ähnliche abergläubische Scheu der Schwiegermutter vor dem Schwiegersohne [5]). Rochefort bemerkte diese Sitte bei den Karaïben und in Südamerika kommt sie bei den Arowaken vor [6]). Bei manchen Völkern in Brasilien wenden Schwiegersohn und Schwiegervater beim Sprechen das Gesicht von einander ab [7]). Wenn der Antrag des Bräutigams, erzählt El-Tounsy, in Darfur angenommen worden ist, vermeiden die beiderseitigen Eltern, einander zu

1) Unger, Die Ehe etc. S. 106.
2) Bastian, Rechtsverh. S. 177. Lubbock S. 10.
3) Bastian, Rechtsv. l. c.
4) Bastian l. c.
5) Waitz III S. 104. Bastian, Rechtsv. 176–177. Lubbock S. 10.
6) Lubbock l. c. 7) Rechtsv. S. 180.

sehen. Jeder von den beiden Verlobten muss die Eltern des Anderen vermeiden und ebenso die Eltern den Verlobten von der anderen Seite. Nach der Heirathsceremonie hört dieser Zwang auf[1]). „In Central-Afrika lässt sich der Freier,“ nach dem Berichte von Caillie, „nach der Annahme seines Antrages, „nicht wieder vor dem Vater oder der Mutter seiner zukünftigen Frau sehen. Er vermeidet es auf alle Weise, ihnen in den Weg zu kommen, und bemerken sie ihn durch Zufall doch, so bedecken sie ihr Gesicht, als seien alle Bande der Freundschaft gelöst ..... Sie erstreckt sich übrigens nicht nur auf Verwandte. Gehört der Bräutigam einem anderen Lager an, so hat er alle Eingeborenen, die zur Horde des Mädchens gehören, zu vermeiden ... Am Tage darf er seine Braut nicht sehen, sondern kriecht, wenn alle Uebrigen schlafen, in ihr Zelt und verweilt daselbst bis Tagesanbruch[2])“. Bei den Beni-Amer verbirgt sich nach dem Bericht von Munzinger, die Frau, wie auch der Mann vor der Schwiegermutter[3]). Die Kaffern halten es für nothwendig, dass eine verheirathete Frau jeglichen Verkehr mit ihren Schwiegereltern und allen männlichen Verwandten ihres Gatten in aufsteigender Linie abbricht .... Auch der Mann muss sich seiner Schwiegermutter gegenüber gewisse Beschränkungen auferlegen. Er darf weder in ihrer Gegenwart oder unter demselben Dache bleiben[4]).“ In Australien „bei den Ureinwohnern von Victoria muss jede Schwiegermutter den Anblick ihres Eidams vermeiden; sie macht, um nicht von ihm gesehen zu werden, jedesmal einen weiten Umweg, und verbirgt Gesicht und Gestalt mit dem groben Lappen, welchen die Frauenzimmer zu tragen pflegen[5])“. Nach Dubois darf in einigen hindostanischen Bezirken die Frau nicht zu ihrer Schwiegermutter reden[6]). In China muss, wie Duhalde berichtet, der Schwiegervater vermeiden, seine Schwiegertochter zu sehen. Treffen sie sich zufälliger Weise, so versteckt er sich[7]). Bei den Kirgisen müssen sich Schwiegerkinder und Schwiegereltern vermeiden[8]). Wenn in Ossetien, erzählt Haxthausen, ein Sohn oder eine Tochter sich verheirathet, dürfen sie ein ganzes Jahr lang oder bis ein Kind geboren ist, sich nicht vor den Eltern sehen lassen[9]). In Georgien darf die junge Frau mit ihrem Vater nicht sprechen, so lange sie noch kein Kind geboren hat[10]). Feindliches Verhalten der eben in Eheverwandtschaft Eingetretenen wird also, wie wir schon oben gesagt haben, auch dann beibehalten, wenn der Grund zu dem Vorhandensein dieser Gefühle fehlt. Diese Handlungen gehen einfach auf die späteren Generationen durch Vererbung über. Die lange Dauer des Frauenraubes hat die feindliche Haltung der beiden Par-

1) Rechtsv. LIX.
2) Lubbock S. 11.
3) Bastian, Rechtsv. S. 335.
4) Lubbock S. 11—12.
5) Lubbock S. 12.
6) Rechtsv. S. 177. Lubbock S. 10.
7) Bastian l. c. Lubbock S. 11.
8) Bastian, l. c.
9) Bastian, Rechtsv. S. 181.
10) Bastian, Rechtsv. S. 166.

teien bei der Heirath zu einem nothwendigen Bestandtheil derselben gemacht, so dass keine Ehe, wenn auch in anderer Form geschlossen, ohne fingirtes feindliches Verhalten nicht gedacht werden kann. Dasselbe ist auch mit den Handlungen, die den Process des Raubes selbst in früherer Zeit begleiteten, in späterer Zeit geschehen. Sie sind als wichtige Symbole bei den Hochzeitsfeierlichkeiten geblieben [1]). Die Eskimo von Cap York haben, nach Hayes, „keine weiteren Hochzeitsfeierlichkeiten, als dass der junge Mann seine Braut mit Gewalt heimführen muss.“ Das Mädchen muss „in Folge eines unerbittlichen, allgemein anerkannten Gesetzes so lange unter lautem Geschrei, mit Händen und Füssen sträubend, sich zu befreien suchen . . . ., bis sie glücklich in der Hütte ihres künftigen Gebieters untergebracht ist [2]).“ Wenn ein Grönländer ein Mädchen freien will, „so trägt er, wie Egede berichtet, seine Bitte gewöhnlich ihren Eltern und ihren Verwandten mütter- und väterlicherseits vor, und hat er von diesen eine zustimmende Antwort erhalten, so veranlasst er zwei oder drei alte Weiber, ihm seine Braut zu holen. Die Frauen begeben sich darauf zum Mädchen und schleppen sie mit Gewalt fort [3]).“ Bei den Eingeborenen des Amazonenthales muss ebenfalls die Entführung des Mädchens als Ceremonie stattfinden, „selbst dann, wenn sie und ihre Eltern ganz einverstanden sind, hat es den Anschein, als ob sie geraubt werde [4]).“ Wenn bei den Indianern von Arauco „ein Mann ein Mädchen zu ehelichen wünscht, begibt er sich zum Vater der Schönen und unterhandelt.“ Willigt der Vater ein, so „schickt er seine Tochter irgend wo hin, um etwas zu bestellen . . . . Dem Verliebten wird der vom Mädchen zu nehmende Weg ins geheim kund gethan. Er passt mit einigen seiner Freunde im Verstecke auf, wie die Schöne vorbei kommt, springt er heraus, packt sie und schleppt sie nach seinem Hause [5]).“ Bei den Nadowesiern wird das Brautpaar auf einen freien Platz in der Mitte des Lagers gestellt, wo die Gemeinschaft schon versammelt ist. Nachdem die jungen Leute dem Häuptling ihren Wunsch sich zu vereinigen geäussert haben, „schiessen die Krieger ihre Pfeile über ihren Köpfen hin und der Häuptling erklärt sie für Mann und Frau. Der Bräutigam nimmt nun seine Braut auf den Rücken und trägt sie unter lautem Zuruf der Versammlung in sein Zelt [6]).“ Gray erzählt einen Fall, den er bei den Mandingo in Westafrika erlebt hat. Ein junger Mann, der zu heirathen beabsichtigte, wendete sich an die Mutter, und erhielt von ihr die Erlaubniss, „sich ihrer Tochter wo und wie er könne, zu bemächtigen. Demgemäss wurde das arme Geschöpf, als es gerade Reis zur Abendmahlzeit anrichtete, von dem ihm bestimmten Gatten ergriffen, worauf es derselbe unter dem

---

1) Siehe auch Lubbock S. 88.
2) Idem S. 91—92.
3) Idem S. 92.
4) Idem l. c.
5) Reich. Gesch. d. ehel. Lebens S. 450—451.
6) Klemm, Allg. Culturgesch., II, S. 79.

Beistande dreier Genossen mit Gewalt davonschleppte. Das Mädchen leistete einen energischen Widerstand, biss, kratzte, schlug mit Händen und Füssen um sich und schluchzte bitterlich. Viele der umstehenden Männer und Frauen, unter denen sich ihre eigenen Verwandten befanden, lachten über diese Farce und trösteten sie mit den Worten, dass sie sich bald mit ihrer Lage aussöhnen werde."[1])

Im westafrikanischen Futa schaaren sich die männlichen und weiblichen Verwandten der Braut vor der Thür ihres Hauses zusammen, „um ihre Entführung zu verhindern. Schliesslich werden sie durch die Geschenke und Freigebigkeit des Bräutigams nachgiebiger gestimmt. Ein wohlberittener Freund erhält dann den Auftrag, mit der Braut auf und davon zu reiten. Kaum aber sitzt sie auf dem Pferde, so erheben die Weiber auf's Neue ihre Weheklagen und stürzen herbei, um sie wieder herunter zu ziehen. Der Reiter ist jedoch in der Regel erfolgreich und galoppirt mit seiner Beute zu dem für sie eingerichteten Hause."[2]) Bei den Kaffern hat die als Ceremonie vollzogene Entführung sehr viel Aehnlichkeit mit einem wirklichen Raub. Der Bräutigam muss seine Braut „mit Gewalt entführen. Bei diesem Vorhaben wird der junge Mann von sämmtlichen Bekannten und Verwandten, die er aufbieten kann, unterstützt; die Angehörigen und Freunde des Mädchens suchen den Angriff abzuwehren, und der Kampf endet dann und wann zu Ungunsten des unglücklichen Freiers, der sich nunmehr gezwungen sieht, seiner Geliebten aufzulauern, wenn sie allein in's Feld oder, um Wasser zu holen, zum Brunnen gegangen ist."[3])

Nachdem in Neuseeland der Bräutigam die Einwilligung des Brautvaters und der Verwandten erlangt hat, muss er die Gewählte mit Gewalt entführen. Die Braut „widersetzt sich dem mit aller Kraft, und da die Neuseeländerinnen gewöhnlich ziemlich handfeste Mädchen sind, so findet zuweilen ein entsetzlicher Kampf statt. Bald sind beide bis auf die Haut entblösst und es bedarf zuweilen mehrerer Stunden, ehe der Freier seine schöne Beute hundert Schritte weiter geschleppt hat. Macht sie sich frei, so entflieht sie ihrem Gegner und er muss dann sein Werk von Neuem beginnen. Gelingt es ihm dagegen, sie im Triumph in sein Daheim zu führen, so wird sie sofort sein Weib."[4]) Bei den wilden Stämmen der malayischen Halbinsel sind folgende Hochzeitsfeierlichkeiten gebräuchlich. „Sobald alle versammelt und bereit sind, werden die Brautleute von einem bejahrten Stammesgenossen in einen Kreis geführt. Das Mädchen eröffnet den Kreislauf und der junge Mann folgt ihr in einer kurzen Entfernung. Gelingt es ihm, sie einzuholen und festzuhalten, so wird sie sein Weib, wo nicht, so verliert er jeden Anspruch an sie."[5]) Campbell sah bei den eingeborenen Stämmen

---

1) Lubbock, S. 95—96. Klemm, III, S. 280.
2) Idem, S. 95.
3) Idem, a. a. O.
4) Idem, S. 93.
5) Idem, S. 89.

von Indien, den Khonds vom Orissa, Folgendes: Ein junger Mann trug nach der Vermählung seine Frau in eine weite, scharlachne Tuchdecke gehüllt auf dem Rücken in sein Heimathsdorf. Zwanzig bis dreissig junge Burschen umringten ihn und schützten ihn vor den verzweifelten Angriffen, mit denen ihn eine Gesellschaft junger Mädchen belästigte. Die letzten „schleuderten“ dem jungen Ehemanne „so lange Steine und Bambusstöcke nach, bis er die Grenzen seines Dorfes erreicht hatte.“[1])

Nach de Hell „vereinbaren sich die Kalmücken erst über die für das Mädchen zu zahlende Summe, worauf sich der Bräutigam mit seinen Freunden naht, um die Braut zu holen. Die zu ihrem Lager gehörenden Leute leisten stets einen scheinbaren Widerstand; das Ende vom Liede ist jedoch allemal, dass sie auf einem reich angeschirrten Pferde unter lautem Geschrei und Freudenschüssen fortgeführt wird.“[2]) Ist bei den Mongolen eine Heirath verabredet, „so flieht das Mädchen zu ihren Verwandten und verbirgt sich bei ihnen. Kommt nun der Freier und fordert die Herausgabe seiner Braut, so antwortet der künftige Schwiegervater: „Meine Tochter ist Dein, gehe und nimm sie, wo Du sie findest“. Nachdem er diesen Bescheid erhalten, stellt der junge Mann in Begleitung seiner Freunde überall Nachforschungen an, und hat er das Mädchen endlich gefunden, so setzt er sich in ihren Besitz und trägt sie, anscheinend mit Gewalt, in seine Behausung.“[3]) Bei den Tungusen und Kamtschadalen gilt, nach Erman, „eine eheliche Verbindung nicht eher als vollständig abgeschlossen und beendet, bis der Bewerber seine Geliebte mit Gewalt bezwungen und ihre Kleider zerrissen hat.“[4]) Bei den Tscherkessen wird bei einer Hochzeit ein Fest veranstaltet. Das Brautpaar spielt bei diesem Feste keine Rolle. Im Gegentheil. Die Braut zieht sich „in ihr Gemach zurück und der Bräutigam versteckt sich im dichtesten Gehölz, mit Sehnsucht der finsteren Nacht entgegenharrend. Sobald die Dämmerung eintritt, suchen die Freunde den Bräutigam auf, um ihm bei dem Raube der Braut behülflich zu sein. Langsam und behutsam schleichen sich die Verbündeten dem Aufenthalte der Braut zu und bewerkstelligen die Entführung . . . . Der Bräutigam ergreift die harrende Braut und hebt sie auf sein Pferd, während seine Freunde den Widerstand ihrer Verwandten bekämpfen und jagt mit ihr davon; er bringt sie nun in das für sie bestimmte Zimmer seiner Wohnung, wo er mit seinem Dolche das Ledercorset aufschneidet, das bis jetzt ihren Körper umschloss. In einigen Gegenden erscheint am nächsten Tage der Brautvater beim Schwiegersohne und fragt, ob er es gewesen, der ihm die Tochter entführte.“[5]) Manchmal gestaltet sich diese Ceremonie des Raubes zu einem wirklichen Raub und zu einer gegenseitigen Feindschaft

1) Lubbock, S. 88.
2) Idem, S. 90.
3) Idem, S. 91.
4) Idem, S. 90.
5) Klemm, IV, S. 25—26.

der Tscherkessen-Communen, wenn ein Vater „seine Einwilligung versagt hat und die jungen Leute sich vorher verständigt haben. Wenn nun der Entführer seine Beute nicht gutwillig herausgiebt, und seine Brüderschaft ihn im Besitze derselben schützt, so brechen oft die langwierigsten und gefahrvollsten Streitigkeiten aus, bei denen Metzeleien und Mord vorkommen.“[1]) Mit anderen Worten, neuen Auflagen des Raubes der schönen Helena und des Kampfes um Troja begegnet man dort sehr oft.

In Rom war in alter Zeit „die Verlobte erst beim Aufgang des Abendsterns in das Haus ihres Gatten geleitet worden.“[2]) Friedländer sieht in den Fackeln, die noch in späteren Zeiten bei der Heimführung der Braut leuchteten, einen Ueberrest dieses alten Brauches.“[3]) Wir bemerken beiläufig, dass auch der Fackeltanz, der bei Hochzeiten hoher Herrschaften in ganz Europa üblich war, ebenfalls ein Ueberrest einer solchen Heimführung gewesen ist. Bei der Ankunft der römischen Braut zum Hause des Bräutigams wurde sie „über die Schwelle ihres neuen Hauses gehoben.“[4]) Diese Sitte des Hebens ist, wie schon Lubbock bemerkt[5]), nichts als ein schwacher Ueberrest des früheren Raubes.

Die alte germanische Benennung der Hochzeit war „Brautlauf“, was nur darin seine Erklärung findet, dass die Braut durch Raub vom Manne erworben zu werden pflegte, wonach er mit seiner Beute die Flucht ergriff. Auf das Kräftigste beweisen dies die Heirathsceremonien. In Dietmarschen ging die Hochzeit auf folgende Art zu: „Nach der kirchlichen Einsegnung des Paares sendet der Bräutigam sechs, acht, zehn oder mehr seiner nächsten Verwandten und Freunde als Brautknechte nach der Braut ab, die stattlich zu Pferde sind.“ Hier finden bei den Brauteltern einige Ceremonien statt, in Abwesenheit der Braut, die wir an einem anderen Orte erwähnen. Endlich bittet der Brautführer, „dass nunmehr die Braut in das Zimmer komme, dieweil sie darum abgesandt seien und der Bräutigam auf's Höchste nach ihr verlange. Ohne Zweifel verlange auch die Braut nach ihm .... Nachdem das Begehren mehrmals abgeschlagen ist, so dass oft der andere Tag herankommt, wird die Braut, die bis da mit ihren Frauen und Jungfrauen in einem besonderen Gemache war, mit ihren zwei Spriddeldocken (Gefährtinnen) hereingeführt, in jungfräulichem Schmucke, das Haupt ganz verhüllt. Wenn alles zur Abreise fertig ist, wird sie dem Brautknechte von ihrem nächsten Verwandten übergeben.“ — An dem Hause des Bräutigams angekommen, stellt sich die Braut, „nachdem die Pferde bei Seite geschafft sind, mit ihren Geleitfrauen vor der Thür des Hauses auf. Jetzt erst erscheint der Bräutigam .... nimmt sie

1) Klemm, IV, S. 27.
2) Friedländer, Sittengeschichte Roms I. S. 451.
3) Ebendas. a. a. O. 4) Ebendas. a. a. O.
5) Lubbock, S. 98.

bei der Hand, lässt sie dreimal herumdrehen und schwingt sie in das Haus hinein, indem er spricht: Mit Ehren führe ich meine Braut ein. Vor der Stubenthür wiederholt sich das Herumdrehen und Hineinschwingen."[1]) Auf der Insel Sylt fand bis in die Mitte des XVIII. Jahrhunderts nach einer nordfriesischen Sitte folgende Heirathsceremonie statt, die ebenfalls als Ueberrest der Raubehe anzusehen ist: Am Hochzeitsmorgen ... sammeln sich alle geladenen Männer bei dem Bräutigam und leiten diesen und den Brautmann (fuarman) an der Spitze zum Brauthause, dessen Thür verschlossen ist. Nach einigem Klopfen erscheint ein altes Weib und fragt, was sie wollen? Der Vormann antwortet: Wir haben hier eine Braut abzuholen. Die Alte schlägt aber die Thüre zu und ruft, hier ist keine Braut. Auf ein zweites Klopfen wird jedoch aufgethan ... Nach einer halben Stunde etwa steigen alle wieder zu Pferde, nachdem ein Junggesell, der Brautheber (bridlefstr) die Braut und ihre beide Ehrenfrauen (die aalerwüffen) auf den Wagen gehoben hat. Das war aber keine leichte Arbeit, denn unter den Knieen durfte der Junggesell nicht anfassen und über den Knieen war der Umfang dieser Weiber durch die drei gefälteten Friesunterröcke und den faltigen Schafpelz ungeheuer. Unter Absingen eines geistlichen Liedes reisten die Männer hierauf rasch zur Kirche, der Vormann und der Bräutigam vor dem Brautwagen, die andern dahinter.[2])

Lord Kames berichtet über folgende Hochzeitsfeierlichkeiten bei den Wallisern. „Am Morgen des Hochzeittages kommt der Bräutigam mit seinen Freunden zu Pferde herbei und verlangt die Herausgabe seiner Verlobten. Ihre ebenfalls berittenen Freunde ertheilen ihm eine entschieden abschlägige Antwort, worauf ein Scheingefecht erfolgt. Der nächste Anverwandte, welcher die Braut hinter sich hat, sprengt mit dieser in Galopp davon und wird unter lautem Jubelgeschrei von dem Bräutigam und seinen Freunden verfolgt .... Sind Reiter und Pferde ermüdet, so gestattet man dem Bräutigam, seine Braut einzuholen. Er führt sie dann im Triumph fort."[3])

Sehr deutliche Spuren des Frauenraubs finden wir gegenwärtig in allen Gegenden Russlands in den Hochzeitsreigen und den sie begleitenden symbolischen Handlungen. Im Olonezky Gouvernement singt man am Hochzeitstag folgenden Reigen: Am letzten Tag sass ich Jungfrau in meinem hellen Zimmerchen. Ich sass dort im vollen Besitze meiner Freiheit.[4]) Vom Onega-See sind Vögel herbeigeflogen. Eine Nachtigall setzte sich am Fenster, — ein Adler hat zu sprechen angefangen: Am Ende des heutigen Tages, wird der Garten eingefangen sein, das ganze Volk besiegt und die

1) Weinhold, S. 249–250.
2) Weinhold, S. 250–251. Klemm, Frauen, II, S. 169–170.
3) Lubbock, S. 97–98.
4) Nicht wörtlich übersetzt.

Freiheit-Wolja zur Unfreiheit-Newolja werden.[1]) Wie Professor Müller bemerkt, ist hier deutlich der Krieg zweier Communen um das zu raubende Mädchen angedeutet.[2]) Im Wologodsky-Gouvernement wird ein Hochzeitsreigen von ähnlichem Charakter angeführt: Nachts habe ich, singt die Braut, wenig geschlafen, und habe viel geträumt. Ich habe, meine Lieben, einen hohen Berg gesehen, und auf diesem steilen Berge war ein weisser brennender Stein gelegen. Auf diesem Stein sass ein Raubthier, ein Adler. In seinen Klauen hielt er einen Schwan . . . Nun bedenkt euch meine Lieben, was bedeutet dieser Traum. Dieser hohe Berg — das ist ein fremdes Land; dieser weisse Stein — das ist ein fremder hoher Thurm; und der Adler, das Raubthier — das ist ein fremder Fremdling (ein Feind). In seinen Klauen hält er einen Schwan — mich, Jungfrau.[3]) In allen Hochzeitsliedern trägt der Bräutigam überall den Namen Fremdling, Feind, und ebenso wird die ihn begleitende Schaar benannt. Es sind Feinde, ein feindliches Heer, eine schwarze Gewitterwolke, die heranzieht, das Land, wo die Braut hingebracht wird, ein feindliches Land.[4])

Auch bei den Tschechen wird die Ankunft des Bräutigams mit den Worten: „der Feind ist nahe" angekündigt.[5]). In späteren Zeiten, als bei dem russischen Volke die Litthauer und die Tataren als Erbfeinde galten, wurde auch der Bräutigam, ebenfalls als Feind, mit diesem Namen gekennzeichnet.[6]) In Kleinrussland muss vor der Abfahrt der Braut nach dem Hause ihres Gatten ein Scheinkampf zwischen der Partei der Braut und der Partei des Bräutigams aufgeführt werden, wobei gesungen wird: Ueberfalle uns nicht Litthauer! Wir werden dich schlagen, wir werden tüchtig schlagen und kämpfen, und Mariechen (die Braut) nicht herausgeben. — Am Schlusse des Kampfes siegt immer die Partei des Bräutigams.[7]) Bei der Ankunft zum Hause der Brauteltern singt man in Kleinrussland: Wir schiessen Pfeile, zerstören die steinerne Wand — die Festung und holen uns Mariechen.[8]) Während man in Kleinrussland der jungen Frau die Haube anzieht, muss sie, nach der Sitte, sich dem widersetzen und die Haube fortschleudern. Die Brautmänner rasseln mit den Säbeln und wollen scheinbar die Frau überfallen, während die Partei, zu der sie angehört, sie vertheidigt.[9]) In vielen Gegenden Russlands werden am Vorabend der Hochzeit nicht nur die Thüren des Hauses, wo die Braut wohnt, geschlossen, sondern auch die Dorfthore, und werden bei der Ankunft des Bräutigams

---

1) Müller, Chrestomathie. Petersb. 1866 (Russisch). S. 17—18.
2) Idem, Geschichtliche Uebersicht, S. 102.
3) Idem, Chrestomathie, S. 18.
4) Idem, Geschichtl. Uebers., S. 102. Bestuzschew-Rumin. Russ. Gesch., I, S. 37.
5) Idem, Gesch. Uebers. etc., S. 102.
6) Idem, ebendas. a. a. O.
7) Idem, Chrestomathie S. 18. 8) Idem, S. 19.
9) Idem, Gesch. Uebersicht etc., S. 103.

erst nach langem Hin- und Herreden geöffnet.[1]) Ebenso ist bei den Serben der Lausitz Sitte, dass bei der Ankunft des Bräutigams an dem Dorf der Braut er bei dem Dorfrichter anfragen lässt, ob einigen Fremdlingen gestattet ist, in das Dorf hineinzukommen, worauf der Richter antwortet: Sie mögen einkehren, mit der Bedingung, alte Leute und kleine Kinder zu schonen. Ungeachtet dieser Erlaubniss wird vor dem ankommenden Zuge ein mit Bändern umwundener Stab als Barriere gehalten, wobei es heisst: Fremde werden nicht hereingelassen. Am Schluss wird die Barriere weggenommen, nach Ausbezahlung einer gewissen Summe[2]), was schon auf die Erwerbung der Braut durch Kauf hinweist. Das bei jeder Hochzeit gewöhnliche zwangsmässige Weinen, welches fast überall in Europa, in Russland, auch bei den dort wohnenden Juden, wie der Verf. zu sehen Gelegenheit hatte, bei den Serben der Lausitz, bei den Tschechen üblich ist[3]), ist eine Spur des Frauenraubes. Die Braut beklagt ihre dahingeschwundene Freiheit, sie schaudert zurück vor der Unterthänigkeit, in die sie nach der Hochzeit gerathen muss. Es kommt der Mann, singt man in Russland bei dem Zerflechten der Brauthaare, der mich umbringen wird, es kommt derjenige, der mein Haar zerflechten wird, es kommt derjenige, der meine Schönheit rauben wird.[4]) Bei einem Theil der Feodossejewzen, einer altgläubigen Sekte, welche auf dem Preobrazschenski Todesacker in Moskau wohnte, waren nach dem Zeugnisse von Skotschkow verschiedene Heirathsceremonieen gebräuchlich. „Einige, sagt er, kommen im Geheimen, rauben bei den Eltern die Mädchen und führen sie in ihre Wohnungen. Sie thun dies aber, nachdem sie sich vorläufig beiderseitig besprochen und berathen haben. — Es giebt aber auch Mädchen, die insgeheim zu ihrem Liebhaber fliehen, dazu aber manches von der väterlichen Habe mit sich nehmen. Endlich giebt es auch solche Fälle, wo selbst die Eltern davon wissen, sich aber als Nichtwissende geriren und auf diese Art bei dem Zustandekommen des Liebeshandels mitwirken.[5])

Der Ring — dieses einzelne Glied einer Kette, die bei der Gefangennahme der Frau in alter Zeit gewiss Anwendung gefunden hat, ist ebenfalls ein Ueberrest dieser alten Zeit, der zum Symbol der Ehe geworden ist, obwohl der Raub in civilisirten Gesellschaften längst ausser Gebrauch gekommen ist und die Lebensgefährtin nicht angekettet wird. Diesen von uns angedeuteten Ursprung des Ringes beweist die ältere Form dieses Brauches. Bei den alten Germanen erscheint der Bräutigam „mit seiner Familie bei der Sippe seiner Braut auf deren Gewere“ und nachdem er die Familienopfer vollzogen, „umfängt er den Finger seiner Verlobten mit einem Ringe,

1) Müller, ebendas. a. a. O.
2) Idem, ebendas. a. a. O.
3) Idem, ebendas., S. 107.
4) Nilsky, Das eheliche Leben der russischen Altgläubigen (Russisch) I, Moskau 1869. S. 366.

welcher aus einem von seinem Grundstücke gebrochenen Zweige geflochten ist."[1]) Die Braut wird also symbolisch an den neuen Ort gebunden. Dass der Ring der Raubehe seinen Ursprung verdankt, wird auch aus der inneren Verbindung des Ringes mit dem Schwerte, die in den Gebräuchen vorkommt, klar. Ein dem X. Jahrhundert angehörendes Gedicht von Rudlieb „schildert, wie Rudlieb seinem Neffen, den er verlobt, den Vermählungsring am Hefte seines Schwertes übergiebt."[2]) Ebenso sieht man „auf einem angelsächsischen Bilde des achten Jahrhunderts den Bräutigam der Braut den Ring auf einem Stabe (oder Schwert) darreichen."[3]) Beim Anstecken des Ringes sagt der eben angeführte Neffe des Rudlieb seiner Braut Folgendes: „Wie der Ring den Finger fest umschliesst, so gelobe ich dich in fester Treue zu umschliessen. Auch du musst sie mir halten, oder der Tod trifft dich."[4]) Ein anderes Symbol ist ebenso wie der Ring der Raubehe, dem Anbinden der Gefangengenommenen entsprungen. Das ist nämlich ein Faden oder Band, der neben oder für den Ring gebraucht wird.[5]) „In einem Spieltanze, welcher in der schwedischen Landschaft Nerike und auch in einigen dalekarlischen Orten gespielt wird und eine Verlobung darstellt, heisst es:

Komm, komm Maria lieb und reich mir deine Hand,
Hier hast du das Ringelein und um den Arm das Band.[6])

In einem uplandischen Reigen singt ein Mädchen also:

Und willst mich schliessen ans Herz dein,
Sollst mir zuvor geben ein Ringelein.

Darauf antwortet ein Bursche:

Hier hast du Ring und Verlobungsband (fäslningeband)
Du sollst mich nicht betrügen.[7])

In einem russischen Reihen, der vor Ostern gesungen wird, heisst es:

Es geht ein Schmied aus der Schmiede,
Es trägt der Schmied drei Hammer:
„Schmied, Schmied, verfertige mir eine Hochzeitskrone,
Eine goldene, neue Hochzeitskrone.
Aus dem Reste — einen goldenen Ring,
Mit dieser Krone vermähle ich mich,
Mit diesem Ringe werde ich verlobt".[8])

Ueberhaupt wendet man sich in den Hochzeitgesängen an die heiligen Kosmas und Damianus, deren Festtag am 1. November ist, dass sie einen festen langdauernden Hochzeitsbund schmieden sollen:

---

1) Unger, Die Ehe in ihrer welthistorischen Entwickelung, Wien 1850, S. 106.
2) Weinhold, Frauen, S. 226. 3) Weinhold, ib. l c.
4) Nibelungen 570, l. Weinhold, ib., S. 226.
5) Weinhold, ib. l. c. 6) Idem S. 226—227.
7) Idem, ib. S. 227. 8) Afanassieff, I, S. 468.

O du heiliger Kosmas-Damianus,
Komm zu unserer Hochzeit
Mit deinem heilgen Hammer
Und schmiede uns eine Ehe.“[1])

Bei den Römern schenkte der Verlobte „seiner zukünftigen Gattin ausser andern Brautgaben, einen eisernen Ring ohne Stein (später erst einen goldenen), als Pfand der Treue, erhielt aber keinen von ihr zurück.[2]) Erst in der neueren Zeit bekommt in europäischen Ländern auch der Bräutigam einen Ring. In England trägt noch bis jetzt nur die Frau „die goldene Fessel“.[3])

Die Jagd nach Frauen aus fremden Gemeinschaften wurde ursprünglich nur zum Zwecke der Paarung getrieben. Dieser Zweck aber führte dazu, die aufgefangenen Frauen, obwohl sie Angehörige feindlicher Gemeinschaften waren, und als solche dem Tode preisgegeben werden mussten, dennoch leben zu lassen. Die Frauen also waren die ersten Menschen, die, obwohl Fremde und Feinde, dennoch von dem primitiven Menschen leben gelassen wurden. Sie nur allein konnten durch ihr Leben Nutzen bringen und ein nothwendiges Bedürfniss durch ihre Existenz befriedigen. Der lebengelassene gefangene Mann konnte auf der primitiven Culturstufe Demjenigen, der ihn erbeutet hat, Nichts eintragen. Alles, was man auf einer solchen Stufe durch Arbeit hervorbringt, genügt nur für den Producenten, und nicht einmal für diesen Einen Gefangenen leben zu lassen, um die Früchte seiner Arbeit zu geniessen, ist also eine Unmöglichkeit auf dieser Stufe. Es mussten also ganz andere Motive sich einstellen, um das Lebenlassen des im Kriege erbeuteten Subjectes zu erwirken. Und dieses Motiv war der geschlechtliche Trieb, der Wunsch jedes Mitgliedes der Gemeinschaft, eine Frau für sich zu haben, die ihm untergeordnet sein sollte, der er zu gebieten und zu befehlen das Recht und die Macht hatte, die nicht unter dem Schutze der Gemeinschaft stand, — da sie erbeutet war — der er nicht brauchte zu gefallen und sich um ihre Gunst zu bewerben. Die erbeutete, aus der fremden Gemeinschaft geraubte Frau war ja eine Fremde, ein Feind, während die Frauen seiner Commune gleichberechtigte Mitglieder derselben Commune waren. — Nicht desto weniger mussten diese schutzlosen, zum Zwecke der Paarung leben gelassenen Geschöpfe ihr klägliches Dasein auf irgend welche Weise fristen. Sie wurden daher zu den auf der entsprechenden Culturstufe schwierigsten Arbeiten herbeigezogen: Diejenige Productionsthätigkeit an die der primitive Mensch am wenigsten gewöhnt war, die einen Aufwand von Menschenkraft ohne Unterbrechung forderte, wurde den leben gelassenen Frauen aufgebürdet. Mitunter wurden sie auch zu solchen Ar-

1) Afanassieff, S. 466. Ein anderes Variant desselben Liedes ib. l. c. Anm.
2) Friedländer, Sittengesch., I, S. 456.
3) Max Müller, Essays (Deutsche Uebersetzung), Leipzig 1869, II, S. 251.

beiten verwendet, wo ein Herumstreifen im Freien nicht nothwendig war, wo sie also überwacht werden und ihrem Gebieter nicht entschlüpfen konnten. Die leben gelassenen Frauen waren also auch die ersten Sklaven, die ersten res sese moventes, wie die Römer die Sklaven nannten, sie waren die ersten Menschensubjecte, die zur Arbeit für die Bedürfnisse eines Anderen, eines Einzelnen, dessen Beute sie waren, gezwungen wurden. Die zum Zwecke der Paarung erbeuteten und für die Paarung leben gelassenen Frauen waren also die ersten Menschenexemplare, deren Kräfte auch zu materiellen Zwecken, zur materiellen Dienstleistung utilisirt wurden. Später erst, als die Erwerbung von Menschenkräften zur Production, durch Verwendung der Frauen, als nützlich sich erwiesen hatte, wurden auch männliche Subjecte speciell für diesen Zweck durch den Krieg erbeutet.

Wir wissen schon, dass auf den primitiven Culturstufen der Landbau und seine Accidentien als die schwierigsten Productionsmittel überall gelten. Sie werden daher überall auf dieser Culturstufe von den Frauen cultivirt. Bei den Mandingos von Saulimana wird der Landbau „grösstentheils von den Weibern besorgt, welche auch die Hirten . . . sind; während die Männer die Milchwirthaft treiben, nähen und waschen. Ebenso ist bei den Krus die Feldarbeit Sache der Weiber, die Männer bauen die Häuser, treiben Schifffahrt und Handel; in Bornu werden die Weiber nur bisweilen von den Männern in diesem Geschäfte unterstützt.“[1]) In Congo und Loango werden die Frauen „von Jugend auf zur Feldarbeit gewöhnt und treiben sie mit unermüdlichem Fleisse; die Männer dagegen sind faul; auch bei den M'Pongos am Gaboon liegt sie den Weibern und Sklaven ob, während die Männer hauptsächlich Handelsgeschäfte besorgen. Die Zubereitung der Speisen ist ebenfalls durchgängig die Sache der Frau und insbesondere ist dabei das Reiben des Mehles als eine sehr anstrengende Arbeit hervorzuheben: es geschieht gewöhnlich mit einem kleineren Steine auf einem grösseren, der geneigt gestellt, oder mit feinen Löchern versehen ist.“[2]) Die Hausarbeit, die zur erblichen Beschäftigung der Frauen geworden war, ist ihnen also nicht der Leichtigkeit, sondern der Schwierigkeit wegen ursprünglich zu Theil geworden. „In Baghirmi fand Barth nur einen einzigen Ort, wo die Männer das Land bauten, da dort die Weiber die Oberhand gewonnen hatten.“[3]) Bei den Kaffern ist die Milchwirthschaft „als das wichtigste und würdigste Geschäft nur Sache der Männer“, während der Landbau „bei den Kaffervölkern als minder wichtig und minder ehrenvoll als die Viehzucht“ gilt, „zwar nirgends ganz vernachlässigt, wird er doch auch nirgends mit dem erforderlichen Nachdruck betrieben.“ Daher fällt die Feldarbeit, „wie es scheint, überall den Weibern zu, nur bei den Amaponda nehmen auch die Männer an ihr Theil.“[4]) Bei den Zulus

---

1) Waitz, II, S. 83.
2) Idem, II, S. 83–84.
3) Idem, II, S. 83.
4) Idem S. 382–383.

sind die „schwersten Arbeiten .... der Feld- und Hausbau, das Einhegen und Holztragen“ Sache der Frauen“, wogegen den Männern der Krieg, die Jagd und die Milchwirthschaft zufällt.“[1]) Ueberhaupt, wo eine neue Naturkraft zu utilisiren giebt, die mehr Anstrengung, Ausdauer und Geduld als irgend welche der existirenden Arbeiten fordert, werden die Frauen dazu verwendet. Bei den Nubiern „sind es die Männer, welche .... die Feldarbeit besorgen, während das Hauptgeschäft der Frauen und Mädchen im Weben grober Wollen- und Baumwollzeuge besteht.“[2])

Bei vielen Negervölkern wird die Sklaverei der Frauen noch dadurch bezeichnet, dass sie nicht an einem Tisch mit den Männern essen dürfen“, „sie müssen warten, bis jene ihre Mahlzeit beendigt haben und erhalten dann nur die Ueberbleibsel.“[3]) Bei den Waissulo „müssen die Frauen, wie Caillié berichtet, ihre Männer sogar knieend bedienen.“[4]) Bei den Nordamerikanern „fallen Krieg und Jagd als Hauptgeschäfte“ dem Manne zu, — die Frau „baut das Feld, das abzubrennen und zu roden (bei den Irokesen) allein Sache des Mannes ist, — sie erntet die Früchte ab und bereitet die Nahrung, sammelt und trägt das Holz, wie das erlegte Wild aus dem Walde heim.“ Ihre Arbeit ist nie fertig, sagt Mrs. Eastmann von dem Dakota-Weibe, „sie macht das Sommer- und das Winterhaus. Für jenes schält sie im Frühling die Rinde von den Bäumen, für dieses näht sie Rehfelle zusammen. Sie gerbt die Häute, aus denen sie Röcke, Schuhe und Gamaschen für ihre Familie zu machen hat, während noch andere Sorgen auf ihr lasten. Wenn ihr Kind geboren ist, kann sie nicht sich ausruhen und pflegen. Sie muss für ihren Mann das Rudern des Kahns übernehmen, Schmerz und Schwäche wollen dabei vergessen sein.“[5])

Die Sklaverei des Weibes bei den nordamerikanischen Völkern wird dadurch hauptsächlich gekennzeichnet, dass sie sich „von Allem, was dem Thätigkeitskreise des Mannes angehört“, auf's Strengste fernhalten muss. „Dies verlangt, sagt Schoolkraft, die Sitte und der Aberglaube: sie darf bei den Dakota kein Pferd reiten und niemals eines zäumen.“[6]) Bei den Karaiben ist die Feldarbeit, „wie bei kriegerischen Völkern gewöhnlich, Sache der Weiber, und es würde für den Mann als äusserst schimpflich gegolten haben, sich an irgend etwas dieser Art zu betheiligen.“[7]) Und ebenso „wie der Landbau wurde auch das Spinnen und Weben der Baumwolle ganz von den Weibern besorgt. Da der Webstuhl nur aus zwei Stücken bestanden zu haben scheint . . . bedurfte es einiger Monate, um eine Hängematte zu Stande zu bringen.“[8]) Bei den Abiponern beschäftigten sich die Frauen mit Nähen, Spinnen und Weben der Baumwolle.[9]) Bei den Indianern des Mosquito-

1) Waitz, II, S. 387—388.
2) Idem II, S. 484.
3) Klemm, III, S. 279.
4) Klemm, III, l. c.
5) Waitz, III, S. 100.
6) Idem l. c.
7) Idem III, S. 376.
8) Idem III, S. 475.
9) Idem III, S. 377.

landes bauen den Acker die Weiber, „da die Männer meist zu träge zur Arbeit sind.“[1]) Bei den Malayen sind es meist die Frauen, „die ihre Männer ernähren, den Handel führen und das Feld bauen.“[2]) Bei den Battas besorgen das „Spinnen, Färben und Weben der Baumwolle an einem einfachen Webstuhle . . . die Weiber, deren Geschäft auch die Töpferarbeit ist.“[3]) In Tobah ruht auf den Weibern fast alle Arbeit, während die Männer faulenzen, rauchen und die Kinder warten.[4]) Bei den Beduinen von Oman sagt man: Die Frauen „müssen arbeiten und die häuslichen Angelegenheiten besorgen: die Weiber an den Spinnrocken, die Männer an das Schwert.“[5]) Ueberhaupt bestehen die häuslichen Arbeiten der arabischen Frauen „in Mahlen des Getreides und in der Bereitung der Mahlzeiten; sie backen Brod, machen Butter, holen Wasser, arbeiten am Webstuhl, bessern die Zeltdecken und sind unermüdlich fleissig, während der Mann ruhig vor dem Zelte sitzt und sein Pfeifchen raucht.“ Es wird den Frauen immer eingeprägt, „dass ihre einzige Pflicht im Kochen und Arbeiten bestehe.“[6]) Diese Pflicht, die wie wir gesehen, eine nothwendige Folge der Raubehe war, wird später überhaupt den Frauen eingeschärft, auf welche Art die Ehe auch geschlossen sein mag.

Die Fähigkeit, diese Verrichtungen zu vollziehen, die Eigenschaften, die für die Frauen zu diesen Arbeiten nothwendig sind — wie z. B. Geduld und Ausdauer — werden von der Gesellschaft auf dieser Culturstufe besonders geschätzt, machen das traurige Loos der geraubten wie auch der später gekauften Frauen erträglicher, führen zu einer Bevorzugung der arbeitsamen Frauen. Diese Eigenschaften und Fähigkeiten werden daher schon im Voraus durch die Erziehung cultivirt und durch Vererbung auf die weiblichen Nachkommen übergeben. Es bildet sich immer schärfer der Gegensatz zwischen Männerarbeit und Frauenbeschäftigung aus. So ist es schon bei den Arabern des Sinai Sitte, „dass die Mädchen das Vieh auf die Weide treiben.“ Ein Knabe würde sich für beleidigt halten, wollte ihm Jemand sagen: „Gehe und treibe deines Vaters Schafe auf die Weide.“ Diese Worte würden für ihn heissen: „Du bist nicht besser als ein Mädchen.“[7])

In den Ermahnungen, die der Vater in Mexico an seine Tochter zu richten pflegte, heisst es: „Sei fleissig im Spinnen und Weben, im Nähen und Sticken: durch diese Künste erwirbst du dir Achtung und zugleich Nahrung und Kleidung.“[8]) In China hat Barrow in den Dörfern Frauen gesehen, „welche vor den Pflug gespannt waren.“[9]) In einem chinesischen Werke über die Frauen, das eine Frau zur Verfasserin hat, heisst es: „Die

1) Waitz, IV, S. 290.
2) Waitz-Gerland, V, S. 145.
3) Idem, V, S. 185.
4) Idem V, S. 190.
5) Idem, IV, S. 153.
6) Idem, l. c.
7) Klemm, IV, S. 153.
8) Idem, V, S. 43.
9) Idem, VI, S. 109.

niedrigsten Verrichtungen sollen sein und sind auch in der That unser Loos. Das ist eine Wahrheit, von welcher wir durchdrungen sein müssen, weil sie Einfluss üben soll auf unsere ganze Handlungsweise und die Quelle unseres Glückes wird, wenn wir folgerecht handeln. Wir dürfen nicht warten, bis uns die traurige Erfahrung mit Gewalt belehrt, was wir eigentlich sind."[1]) Bei den Juden trieben die Frauen das Mahlen des Mehles. Man bediente sich dabei der Handmühlen, „welche aus zwei Mühlsteinen, einem oberen beweglichen und einem untern festen bestanden."[2]) Die Schwierigkeit dieser Productionsform ist schon oben betont worden. Und ebenso war das Weben und Spinnen, wie „im ganzen übrigen Alterthume", Sache der Frauen bei den Juden.[3]) Eine umständliche Schilderung der Frauenbeschäftigung und der Last, die auf ihr auch noch in späteren Zeiten bei den Juden lag, finden wir in den Sprüchen, die König Salomo zugeschrieben werden. Die Frau, heisst es dort, gehet mit Wolle und Flachs um und arbeitet gern mit ihren Händen ... Sie stehet des Nachts auf, und giebt Futter ihrem Hause ... Sie streckt ihre Hand nach dem Rocken und ihre Finger fassen die Spindel .. Ihr Schmuck ist, dass sie reinlich und fleissig ist. Sie schauet wie es in ihrem Hause zugeht und isset ihr Brot nicht mit Faulheit."[4]) Auch bei den Griechen war in älterer, wie auch in späterer Zeit Spinnen, Nähen, Weben, Waschen etc. die speciell weibliche Arbeit, wozu die Frauen schon von Kindheit an erzogen worden.[5]) Von Helena erzählt die Iliade:

..... ein grosses Gewand in der Kammer
Webte sie, doppelt und hell.[6])

Auch Kirke, sitzend in ihrer stattlichen Wohnung,

..... sang mit melodischer Stimme
Webend ein grosses Gewand.[7])

Die Mutter der Nausikaa sitzt an dem Herd

..... umringt von dienenden Weibern
Drehend der Wolle Gespinnst.[8])

Ursprünglich werden die erbeuteten Frauen leben gelassen, um zur Paarung und Arbeit benutzt werden zu können. Dadurch aber wird die Ermordung derselben, die Vernichtung derselben, als feindlicher Subjecte, ursprünglich nur aufgeschoben, nicht aufgehoben. Diese weiblichen Subjecte gehören als erbeutetes Gut Demjenigen, dem sie durch den Krieg in die Hände gerathen sind. Sie sind sein volles, von ihm unzertrennliches Eigenthum. Sie leben und arbeiten nur für ihn. Mit dem Ableben des Eroberers hört also die Nothwendigkeit, die raison d'être auch ihrer Existenz auf.

---

1) Klemm, VI, S. 109.
2) De Wette, Hebräisch-jüdische Archeologie, S. 183.
3) De Wette, ibid. S. 151.
4) Sprüche XXXI, 13—27.
5) Schoemann Griech. Alterth. I, S. 529, 530.
6) Ilias III, 125.
7) Odyssee, X, 221.
8) Odyssee, VI, 53.

Sie werden daher bei seinem Tode umgebracht, denn an und für sich haben sie kein Recht zu leben. Sie sind nur eine Zugabe des gestorbenen männlichen Subjects und daher begleiten sie ihn im Leben wie im Tode. Die Norm, die auf der primitiven Culturstufe auf alle dem Individuum allein gehörenden Sachen und Gegenstände angewendet wird, verliert auch in Bezug auf die ihm gehörenden Frauen nicht ihre Geltung. Alles, was dem Individuum allein, mit Ausschluss jedes anderen Mitgliedes der Commune gehört, alles Privateigenthum, muss mit Absterben des Privatbesitzers ebenfalls absterben. Der Privatbesitz kann und darf den Besitzer nicht überleben. Communalbesitz ist ein Gut aller späteren Generationen, aller kommenden Zeiten. Communalbesitz kann mit dem Absterben eines oder vieler Mitglieder nicht absterben. Die Commune ist, so lange sie nicht ausgerottet wird, unsterblich. Privatbesitz hingegen ist auf der primitiven Culturstufe sterblich, ebenso wie sein Besitzer, wie derjenige, in dessen Macht der Besitz steht, dessen Botmässigkeit der Besitz untergeordnet ist. Mit dem Verschwinden der Macht, mit dem Ausscheiden des Besitzers aus der Zahl der Lebenden verschwinden auch die für ihn allein anberaumten Machtbefugnisse über gewisse Sachen, und da diese Sachen einerseits im Privatbesitze nunmehr schon nicht sein können, der Commune andererseits nicht angehören, so müssen sie umgebracht, vernichtet, aus der Welt geschafft werden. Erst in späteren Zeiten haben sich zu diesem ursprünglichen Motive der Vernichtung von Sachen und Geschöpfen bei dem Tode des Privatbesitzers noch andere Motive hinzugesellt und insbesondere dasjenige, welches dem Privatbesitzer das Bedürfniss, diese Sachen und Geschöpfe auch nach dem Tode zu besitzen zuschreibt.[1]) Ursprünglich aber hatte seine volle Geltung das Princip: Communalbesitz ist unsterblich, Privatbesitz dagegen, von welcher Beschaffenheit er auch sein mag, stirbt zusammen mit seinem Besitzer ab. Die Erblichkeit des Privatbesitzes, die Fortdauer desselben nach dem Tode des Erwerbers und Besitzers ist ein Produkt der späteren Zeiten, ist eine Folge der Ausbildung des Familienwesens, welches auf der primitiven Stufe nicht dagewesen ist.

In Congo und Angola wurden die Lieblingsfrauen des Verstorbenen getödtet, „ein Verfahren, das noch jetzt bei den Tschewas des Sambesi-Distriktes üblich ist und früher auch bei den Maravis bekannt war.“[2]) In Sestre „stirbt die Hauptfrau mit ihrem Manne und allerwärts in diesen Gegenden wird von den älteren Reisenden Aehnliches berichtet.“[3]) Auch bei den Yebus, in Idah und am Camern folgen dem Verstorbenen Weiber und Sklaven in das Grab.[4]) Ueberhaupt wird dem Neger in's Grab von seinem Eigenthum Alles mitgegeben, „was ihm das Liebste war, bisweilen Alles was er besass.“[5]) Das Loos der Wittwen bei den Kaffern „ist oft ein

1) Siehe Tylor, I, S. 451 ff.
2) Tylor, I, S. 456.
3) Waitz, II, S. 192.
4) Idem, II, S. 193.
5) Idem, II, l. c.

höchst unglückliches, sie scheint geradezu als allgemeines Eigenthum betrachtet zu werden."[1]) Die Wittwe muss sich dort während einer gewissen Zeit aller nahrhaften Speisen enthalten.[2]) Dies ist aller Wahrscheinlichkeit nach ein Ueberrest einer älteren Zeit, wo sie zusammen mit ihrem Ehemanne aus der Zahl der Lebenden scheiden musste. „Bei den Knisteno geschieht es öfter, dass das Weib auf dem Grabe des Mannes sich selbst opfert."[3]) In Uraba pflegte man mit dem Häuptling ausser seinen Schätzen Lebensmittel und einige seiner Weiber lebendig zu begraben. Letzteres fand auch in Cartagena statt."[4]) Bei den Algonkinvölkern wurde „die Leiche eines Kriegers mit Muskete und Keule, Friedenspfeife und Kriegsschminke bestattet."[5]) Alle diese Gegenstände sind streng individuelles Eigenthum eines Einzelnen in der Commune. Manche Grönländer legten neben das Grab des Verstorbenen Kajak, Pfeile und täglich gebrauchtes Werkzeug und so bei den Weibern ihre Messer und Nähzeug."[6]) Früher war es bei den Grönländern, nach dem Bericht von Crantz, Sitte, „dass die Eingeborenen das Eigenthum eines Mannes, der keine (?) erwachsenen Kinder hinterliess, für herrenlos erklärten. Jeder nahm, was ihm beliebte, oder wenigstens, was er erlangen konnte, ohne die geringste Rücksicht auf die unglückliche Wittwe und ihre Kinder zu nehmen."[7])

Einen Ueberrest der Wittwenverbrennung finden wir im Nordwesten von Amerika, bei den Quakeolths. Sie opferten die Wittwe nicht thatsächlich, „sondern liessen sie mit ihrem Kopfe an der Leiche ihres Gatten ruhen, während derselbe verbraunt wurde, und zogen sie dann mehr todt als lebendig aus den Flammen; wenn sie wieder zu sich kam, sammelte sie die Ueberreste ihres Gatten und trug sie drei Jahre mit sich umher, während welcher Zeit sie in Folge irgend einer leichtsinnigen Handlung oder mangelhafter Trauer aus dem Stamme verstossen worden war."[8]) Sie kann also als Fremde, wenn sie auch nicht verbrannt wird, nach dem Tode ihres Gebieters aus der ihr fremden Commune immer herausgeworfen werden. Bei den Comanchen „werden die besten Pferde sammt den Lieblingswaffen und der Pfeife (?) des Verstorbenen mit ihm bestattet."[9]) Die patagonischen Stämme in Südamerika geben „einem Verstorbenen seine Waffen und Schmucksachen mit in's Grab und tödten alle Thiere, welche ihm gehört haben, . . . „dies (d'Orbigny) setzt jeder Civilisation eine unübersteigbare Schranke in den Weg, indem es sie verhindert, Eigenthum anzuhäufen und sich feste Wohnungen zu gründen."[10]) Dies stimmt überein mit dem, was Hale von den Selisch berichtet: „Kinder, erzählt er, die das Unglück haben, ihren Vater

---

1) Waitz, II, S. 390.
2) Idem, II, S. 389.
3) Idem, III, S. 103.
4) Idem, III, S. 387.
5) Tylor, I, S. 473.
6) Idem I, S. 480.
7) Lubbock, S. 386.
8) Tylor, I, S. 454.
9) Tylor, I, S. 465.
10) Idem, l. c.

zu verlieren, haben öfters ein trauriges Schicksal: ihr Eigenthum wird ihnen entrissen."[1]) Das will heissen, dass Gegenstände des Privatbesitzes des Vaters auf die Kinder nicht vererbt werden. — Bei den Abiponern werden dem Verstorbenen ein Topf, Kleider, Lanze und Pferd in's Grab mitgegeben. „Die Hütte und das Eigenthum des Verstorbenen .... wird vernichtet."[2]) Bei den Fidschi-Insulanern bestand bis vor kurzer Zeit „ein Hauptheil der Feierlichkeiten bei der Bestattung eines angesehenen Mannes in der Erwürgung von Frauen, Freunden und Sklaven .... Das erste Opfer war gewöhnlich die Frau des Verstorbenen, und wenn er mehrere gehabt hatte, einige, und deren Leichen wurden dann, wie zu einem Feste gesalbt, mit neuen Fransengürteln bekleidet, der Kopf geputzt und verziert, Gesicht und Busen mit Sailach und Gelbwurz gepudert, dem verstorbenen Krieger an die Seite gelegt ..... Als Ra-Mbiti, der Stolz von Somosomo, auf dem Meere untergegangen war, wurden siebzehn von seinen Frauen getödtet; und nach den Nachrichten über das Blutbad unter der Bevölkerung von Namena im Jahre 1839 wurden achtzig Frauen erwürgt, um die Geister ihrer ermordeten Gatten zu begleiten."[3]) Mit diesen Berichten über die Ermordung der Frauen kann aber zur Bestätigung unserer oben angedeuteten Ansicht ein Bericht über eine derselben Fidschi-Inseln angeführt werden. Es heisst dort: Der Tod eines Häuptlings giebt „das Zeichen zur allgemeinen Plünderung: die nächsten Verwandten (?) eilen in das Sterbehaus und eignen sich alles darin Befindliche an."[4]) Auf Neuseeland gab man beim Tode eines Häuptlings seiner Hauptwittwe einen Strick, mit dem sie sich im Walde erhängen sollte."[5]) Die Tungusen legen das Pferd des Verstorbenen, „seinen Pfeil und Bogen, seinen Rauchapparat und seinen Kessel" mit ihm in's Grab.[6]) Bei den Beduinen finden wir die Sitte, „den Todten Turban, Gürtel und Schwert mitzugeben."[7])

In allen diesen Fällen ist von Gegenständen, die Privatbesitz sein müssen, die Rede. „Das Lieblingspferd des todten Buräten, das gesattelt an's Grab geführt, getödtet und hineingeworfen wurde, mag als Beispiel von den Tataren dienen."[8]) Bei den Osseten im Kaukasus hat sich noch ein interessanter Ueberrest der älteren Opfergebräuche bei der Todtenbestattung erhalten: Die Frau und das Sattelpferd eines Verstorbenen werden dreimal um das Grab geführt, und Niemand darf die Wittwe heirathen oder das so geweihte Pferd besteigen."[9]) Und „im modernen China ist der Selbstmord der Wittwen, um ihren Gatten zu begleiten, eine allgemein anerkannte Handlung, die bisweilen sogar öffentlich geschieht."[10]). Im brahmanischen Indien „wurde die Wittwe eines Hindu aus der Brahmanen- oder Kschatriya-Kaste

1) Waitz, III, S. 343.
2) Idem II, S. 477.
3) Tylor, I, S. 452—453.
4) Lubbock, S. 386.
5) Tylor, I, S. 479.
6) Idem, l. c.
7) Idem, I. S. 482.
8) Idem, I, S. 466.
9) Idem, I, S. 456—457.
10) Idem, I, S. 457.

auf dem Scheiterhaufen mit ihrem Gatten als eine sati oder „gute Frau“ verbrannt. Diese Sitte stand noch beim Beginn dieses Jahrhunderts in voller Blüthe. „Oft nahm ein todter Gatte viele Frauen mit sich. Manche gingen gern und freudig in's neue Leben, Viele wurden durch die Macht der Sitte, durch Furcht vor Ungnade, durch Ueberredung von Seiten der Familie, durch Drohungen und Versprechungen der Priester, durch offene Gewalt dazu getrieben.“[1])

„Die Episoden von den trojanischen Gefangenen, die mit Pferden und Hunden auf den Scheiterhaufen des Patroklos gelegt wurden, von der Evadne, die sich auf den Scheiterhaufen ihres Gatten stürzte, und Pausanias Erzählung von dem Selbstmorde der drei messenischen Wittwen sind Repräsentanten aus Griechenland.“[2]). Ebenso wird in der skandinavischen Sage „Baldr mit seinem Zwerge, seinem Pferde und seinem Sattel verbrannt; Brynhild liegt an der Seite ihres geliebten Sigurd auf dem Scheiterhaufen. Die Gallier verbrannten zu Caesars Zeit bei den kostbaren Leichenfeierlichkeiten eines Verstorbenen Alles, was ihm theuer war[3])... Alte Nachrichten über das slavische Heidenthum schildern die Verbrennung des Verstorbenen mit Gewändern und Waffen, Pferden und Hunden, ... und vor Allem mit Frauen. So sagt St. Bonifacius: „Die Wenden bewahren die eheliche Liebe mit so ungeheuerem Eifer, dass die Frau sich weigert, ihren Gatten zu überleben, und die gilt unter den Frauen für bewunderungswürdig, welche sich eigenhändig den Tod giebt, um auf einem Holzstoss mit ihrem Gebieter zu verbrennen.“ (!) So verwandelt sich Hass der Gemeinschaft gegen eine Fremde in Liebe der Frau zu ihrem Manne. Dis Erscheinung, durch Noth hervorgerufen, verwandelt sich in späterer Zeit in eine Tugend. Dies gilt in Bezug auf das Verbranntwerden, wie in vielen anderen Beziehungen.

Da der Frauenraub die Communen dazu gewöhnte, die Möglichkeit der Heirathen zwischen den Mitgliedern verschiedener Communen zuzulassen, da die Kämpfe, die, um Frauen zu erbeuten, stattfanden, viel Unheil in den Communen stifteten, da die Zahl der Frauen durch die fortwährenden Kämpfe sich stark verminderte und jede Commune nothwendigerweise auf die Frauen anderer Communen verwiesen war, da die Frauen endlich durch ihre Arbeit einen überaus grossen ökonomischen Werth in den Augen der primitiven Gesellschaften erhielten, so erscheint endlich, durch alle diese Umstände hervorgerufen, in der einen Commune früher, in der anderen später, die intercommunale Ehe durch Kauf. Dieses friedliche Mittel der Eheschliessung aber, dieser Kauf der Frauen, nachdem er einmal Anwendung gefunden hat auf die Frauen anderer Communen, nachdem es lange Zeit

1) Tylor, I. S. 458. 2) Ilias XXIII, 75. Tylor, I, S. 457—458.
3) Caesar, Bell. Gall., IV, 19. Tylor, I, S. 458.

practicirt worden war, führt zu einer Vermischung der verschiedenen neben einander wohnenden, friedlich gewordenen Communen und dadurch zu einer Aufhebung des Unterschiedes zwischen den Seinen und Fremden, zwischen den früheren Brüdern und früheren Feinden. In Bezug auf die Ehe muss diese Verwirrung der früher klaren Verhältnisse die nothwendige Folge haben, dass dasjenige Mittel der Eheschliessung, welches früher nur in Bezug auf fremde Frauen seine Geltung hatte, jetzt, da die Unterscheidung unmöglich geworden ist, in Bezug auf alle Frauen, gleichviel ob sie früher zur eigenen oder zu einer fremden Commune gehörten, angewendet wird. Das Recht der Commune auf alle ihr gehörenden Frauen wird dadurch vollkommen und gründlich beseitigt. Da die intercommunale Ehe durch Kauf schon ein friedliches Zusammenleben der früher feindlichen Communen fordert, so kann sie nur bei sehr wenigen der jetzt lebenden Wilden aufgefunden werden. Obwohl die Reisenden von Kaufehe bei vielen Völkern sprechen, können wir dennoch von diesen Angaben nur diejenigen benutzen, wo der Kaufpreis namentlich erwähnt wird, oder die Umstände, die auf einen Kauf hinweisen umständlich geschildert werden.

Bei den Kru's sind drei Kühe und ein Schaf der gewöhnliche Preis für eine Frau.[1]) Bei den Kaffern wird der Preis der Braut ebenfalls „in Vieh bezahlt, mit 10—70 Stück, je nach ihrem Range. (?)“[2]) Auf der Insel Madagascar wird die Ehe „vor einem Magistrate geschlossen, der dabei eine A b g a b e erhält.“[3]) Diese Abgabe ist wahrscheinlich der Preis des Mädchens. Bei den Navahoes-Indianern „kauft der Mann, wie Möllhausen berichtet, seine Frauen von deren Vätern, gewöhnlich für den Preis von P f e r d e n, deren Zahl von der Liebenswürdigkeit der jungen Gattin und von der elterlichen Zuneigung zu derselben abhängig ist.“[4]) „Wenn ein Abiponer ein Mädchen heirathen will, so muss er zuerst mit den Eltern derselben über den Preis dafür einig werden. Dieser besteht meistens in vier und mehreren P f e r d e n , Bündeln von Glaskorallen, Scheibchen und Schneckenschalen, bunten Stoffen oder Kleidern aus Wolle, einer Lanze mit Eisenklinge und andern dergleichen Dingen.“[5]). Ebenso wird bei den Pehuenchen die Braut den Eltern abgekauft. „Der Liebhaber meldet sich beim Vater, der ihm einen Preis setzt, der i m V e r h ä l t n i s s z u m g e g e n s e i t i g e n B e s i t z t h u m v o n P f e r d e n, Sattelzeug, silbernen Sporen, Zierrathen und Waffen besteht, und Quegutum heisst, — oder i n K ü h e n und S c h a f e n erlegt, und Mavatun genannt wird. Zeigt sich der junge Mann geneigt, den Preis zu zahlen, s o g i l t e s n i c h t f ü r e i n e n T r e u b r u c h, wenn der Vater die Forderung erhöht und den Freier so hoch zu treiben sucht, als er irgend kann.“ Auch „j e d e r V e r w a n d t e des Mädchens muss im Verhältniss

1) Waitz, II, S. 110.
2) Idem, II, S 388. Klemm, III, S. 277.
3) Idem, II, S. 438.
4) Reich., S. 381.
5) Dobritzihoffer, II, S. 215 ff. Klemm, II, S. 75. Reich. S. 458.

seines Verwandtschaftsgrades ein Geschenk erhalten."[1]) Von den Moluches, Puelches und anderen Nationen der patagonischen Indianer berichtet Falkner, „dass ihre Heirathen durch Kauf geschlossen werden ... Der Mann kauft sein Weib von ihren nächsten Anverwandten und öfters für einen theueren Preis an Knöpfen, Kleidern, Pferden etc."[2]) Bei den Malayen ist die Ehe durch Djudjur „ein vollständiger Kauf der Frau: diese und die Kinder werden Eigenthum des Mannes."[3]) Von den Babyloniern erzählt Herodot Folgendes: „In jedem Dorfe geschieht es jährlich einmal, dass die mannbaren Jungfrauen auf einem Platze versammelt wurden. Die Männer standen herum. Der Ausrufer stand auf und verkaufte eine nach der andern, die schönste zuerst. Sie wurden ... zu Eheweibern verkauft ..... Niemand stand es frei, seine Tochter zu geben, wem er wollte."[4]) Bei den Tscherkessen wird nach der Hochzeit (die in einer Raubceremonie besteht) der Preis für die Braut — Kalim ausbezahlt. Er besteht nicht in baarem Gelde, „welches in vielen Gegenden noch unbekannt ist", sondern „in Waffen, Vieh oder Sklaven, meistentheils aber in Pferden."[5])

Um die Sitte, die Frau durch Pferde abzukaufen, zu verstehen, müssen wir folgende Thatsachen berücksichtigen: Das Pferd wurde in älterer Zeit „in Aegypten, wie bei den Asiaten ... nur zu kriegerischen Zwecken gehalten: über seine Anwendung bei häuslichen und ländlichen Arbeiten sind die (ägyptischen) Bildwerke stumm."[6]) Dasselbe erhellt auch in Betreff der Hebräer aus den sog. Büchern Mosis: „Als Haus- und Heerdethier der Patriarchen erscheint es in diesen Schilderungen nicht."[7]) Und ebenso „wie in Westasien, diente auch in Indien das Pferd zum Kriege."[8]) Wir haben ferner auch schon aus den oben angeführten Hochzeitsceremonien gesehen, dass in den Scheinkämpfen der Bräutigam mit seinem Geleit fast überall beritten erscheinen. So pflegten sie auch bei dem wirklichen Kampf um eine fremde Frau, bei einem Eroberungszug zu erscheinen. Bei dem friedlichen Abschluss der Ehe wird also dasjenige Mittel, womit der Raub und die Flucht der Räuber ausgeführt werden sollte und konnte, das Pferd, das den Raub ermöglicht, an diese Commune, mit der Frieden geschlossen worden ist, ausgeliefert und weggegeben. Sie verzichten dadurch auf einen weiteren Kampf mit der fremden Commune, auf einen weiteren Frauenraub, sie schliessen erst durch diese Auslieferung Frieden. Erst später und erst dadurch, dass Pferde und Vieh zum Frauenkauf, zum Erwerb von Frauen aus fremden Communen dienten, haben Pferde und Vieh und auch Theile

---

1) Klemm, II, S. 76.

2) Falkner, Beschreibung von Patagonien, 1775. S. 154 ff. Reich, S. 462. Waitz, III, S. 505.

3) Waitz-Gerland, V. S. 144.

4) Herodot, I, 185. Reich, S. 37.

5) Koch, I, S. 408—415. Klemm, IV, S. 26. Reich, S. 264.

6) Hehn, Culturpflanz. u. Hausth., S. 28.

7) Idem, S. 29.

8) Idem, S. 33.

derselben die Bedeutung von Münze erhalten. Sie werden zu allgemeinem Tauschmittel dadurch und darum, weil der einzig wichtige Gegenstand den man aus einer fremden Commune bezieht, durch Pferde und Vieh erworben werden konnte, wie überhaupt der Kauf und Verkauf seine Entstehung dem möglich gewordenen Frauenkauf verdankt. Der erste Handelsverkehr, das erste Tauschgeschäft zwischen zwei Communen war der Umtausch einer Frau aus der einen Gemeinschaft auf ein Pferd und später ein Vieh, das einer anderen Gemeinschaft gehörte. Dieses Tauschgeschäft, diesen Frauenkauf finden wir auch bei den civilisirten Nationen des Alterthums und den Vorfahren der europäischen Völker.

Bei den Griechen bietet, wie aus Homer zu ersehen ist, „der Freier dem Vater des Mädchens einen Preis .... aus Vieh oder sonstigen werthvollen Dingen bestehend.“[1]) Wie sich in Rom die Kaufehe in späterer Zeit ausbildete, erfahren wir aus manchen Thatsachen, die in verworrener Form von der Geschichte aufbewahrt sind. Die Quellen berichten, dass die Plebejer „nach dem Connubium zwischen Patriciern und Plebejern“ strebten,[2]) während die Patricier — die Etrusker — vor jedem „enubere e patribus“ zurückschreckten[3]), d. h. keine Ehe ausser der eigenen Gemeinschaft zuliessen. Als Resultat dieses Kampfes wird angegeben, dass 9 Jahre nach der Veröffentlichung der Zwölftafelgesetze im Jahre 309 ab urb. cond. „die lex Canuleja die Ehen zwischen Patriciern und Plebejern freigab und das Connubium zwischen ihnen einführte“ in der strengen Form der Coemtio[4]) — des Kaufes. Wenn wir noch hinzufügen, dass beim Zustandekommen einer Ehe zwischen Patriciern und Plebejern in der Periode vor dem Canulejischen Gesetze dieselbe nicht als Connubium galt,[5]) so finden wir in diesen Erzählungen eine typische Entwickelungsgeschichte der Kaufehe. Bei Ausbreitung des geschlechtlichen Triebes in der Mitte der nachbarlichen Gemeinschaften der Latiner und Etrusker griffen sie zum Frauenraub. Die Initiative in dieser Hinsicht ging von den sog. Patriciern — den Etruskern aus. Sie befehdeten fortwährend die Commune der Latiner, um für sich Frauen zu erringen, die, wie wir gesehen, als Beute keine Rechte katten — nur Beischläferinnen waren. Die fortwährenden Kämpfe, die um die Frauen geführt waren, brachten dahin, dass beide Gemeinschaften übereinkamen, die Frauen der Commune an die Glieder der andern Commune für einen gewissen Preis zu veräussern. Dies ist der Sinn des Canulejischen Gesetzes, der die Kämpfe der Etrusker mit den Latinern der Frauen wegen zu Ende brachte. Es ist daraus klar zu ersehen, dass in den Kämpfen der Patricier und Plebejer kein Stände- oder Klassenkampf, kein Streit zwischen einer bevorzugten und einer unterthänigen Klasse einer und derselben Gemeinschaft, sondern ein Kampf

1) Ilias, XI, 241. Odyssee, XI, 281. Schoemann, I, S. 52. Grimm, S. 421.
2) Unger, Ehe, S. 72—73.
3) Unger, ib., S. 72.
4) Idem, ib., S. 73.
5) Idem, ib,, S. 72.

zwischen zwei Nachbargemeinschaften zu finden ist. In dem Zwölftafelgesetze finden wir die Kaufehe — coemtio — als stehendes Institut. Bei der coemtio, die später zu einer Ceremonie, zu einer symbolischen Handlung ausgeartet ist, fanden in späterer Zeit folgende Manipulationen statt, die auf den ursprünglichen Ernst derselben hinweisen. Zur coemtio „wurden ausser der Frau und dem Manne, in dessen Gewalt sie kommen sollte, 5 Zeugen, die mündig und römische Bürger sein mussten, und ein libripens zugezogen. Der Käufer — coemtionator — sprach die folgende Formel aus: Hunc ego hominem ex jure Quiritium meum esse ajo isque mihi hoc aere aeneaque emtus est.“[1]) Aus der vollständigen Abwesenheit der Eltern bei der Ceremonie des Kaufes und der nothwendigen Zuziehung der Zeugen, ferner der Oeffentlichkeit der Handlungen kann mit vollständiger Bestimmtheit angenommen werden, dass das Recht des Verkaufes der Tochter keineswegs dem Pater familias anheimgegeben war. Dieses Recht gehörte einzig und allein der Gemeinschaft, in der Person ihrer Vorsteher. Dadurch wird auch die ganze Theorie der ursprünglichen Patriarchenwirthschaft in Rom umgestossen. Die Kaufehe, die auf einer späteren Culturstufe entstand, fand noch keine väterliche Gewalt vor. Alle Rechte auf die Person irgend welcher Mädchen, darunter das Recht der Veräusserung, gehörten der ganzen Commune. Erst in einer späteren Zeit haben sich die Pater familias die Rechte der Commune in Bezug auf die Töchter angeeignet

Bei den alten Germanen wurde die Frau in einer späteren Zeit durch Kauf erworben.[2]) Jeder Ehe musste „eine Verlobung — desponsatio — vorangehen, welche vor Allem in der Verabredung des Kaufpreises besteht.“[3]) Der Kaufpreis — Meta, Mundium, Wittemon, — der dem Vormund — Mundualdus - als Ersatz für das Mädchen diente,[4]) bestand, nach Tacitus, ursprünglich in Rindern, einem gezäumten Ross, einem Schild, Speer und einem Schwert.[5]) Noch in späterer Zeit finden wir diese Gegenstände als Bestandtheile des Brautkaufs. „So werden im westgothischen Gesetz neben Sklaven 30 Pferde, in fränkischen Formeln — Pferde, Rinder und anderes Vieh, in allemanischen Urkunden — Rosse, Rinder, Tücher .... als Theile des Mundschatzes erwähnt.“[6]) Im Gedicht von der Bauernhochzeit „giebt der Bräutigam drei Bienenstöcke, eine Mähre, eine Kuh, einen Bock und ein Kalb.“[7]) Auch das Schwert zusammen mit einem Gewande spielt in den späteren Verlobungen eine Rolle, mit dem Unterschied, dass nicht der Käufer, der Bräutigam, sondern der Verkäufer, das Schwert und Gewand dem Käufer — dem Bräutigam reicht. Dadurch wird die Verlobung

1) Unger, Ehe etc., S. 73.
2) Lex Burgund., tit. 34. Unger, Ehe, S. 105,
3) Lex Saxon., tit. 9. Unger, ibidem l. c.
4) Lex Saxon., tit. 9. Lex Visigoth., III, 1, 6. Unger, ib. S. 106. Weinhold, Deutsche Frauen, S. 211.
5) Tacit. German., c. 18. Weinhold, S. 212.
6) Weinhold, ib. l. c.
7) Grimm, Rechtsalterth., S. 428—429.

als vollbracht betrachtet.[1]). Wie bei den primitiven Völkern wird also auch hier durch die Auslieferung der Pferde und Waffen der eintretende Friedenszustand angedeutet. Diese Annahme wird noch durch die Benennung, die die Ceremonie der Auslieferung von Schwert und Gewand trägt, bestätigt. In einer Formel heisst diese Ceremonie „commendatio per gladium et clamidem."[2]) Es ist also ein Schutz- und Trutzbündniss, welches hier geschlossen wird. In Niedersachsen nennt man noch jetzt die Verlobung „Brudkop", d. i. Brautkauf.[3]) „Auf Island ward eine Mark als geringster Mundschatz angenommen und die Kinder einer Frau, die um geringeren Preis gekauft war, galten nicht für erbfähig."[4]) Für eine edle Friesin waren acht Pfund, acht Unzen, acht Schilling, acht Pfennige die Wetma.[5]) „Ein höchster Satz scheint der sächsische Brautkauf zu 300 Solidi."[6]) — Dennoch findet man bei den Longobarden einen höheren Kaufpreis. Der vornehmste Longobarde, der judex, durfte 400 Solidi zahlen, — „andere edele zahlten 300".[7]) Bei den Burgundern betrug der Brautkauf für die ersten Stände (optimates, mediores) 50 Sol., für den lendis 15 Sol.[8]) Wenn durch den Raub des Mädchens die Ehe ohne Brautkauf von Statten ging, so musste der Entführer später einen drei- und vierfachen Ersatz leisten.[9]) In einem isländischen Tanzlied finden wir die Erwähnung des Eheabschlusses durch Kauf und wie diese Eheform an die Stelle der Raubehe getreten ist. „Mädchen sind in einem Hause versammelt und singen, während ihre Liebhaber an die Thür treten:

Was will Hof und was will Alf?
„Stein bietet Hof, Stein bietet Alf."
Was bieten alle Burschen Hofs?
„Stein bieten alle Burschen Hofs.

Sie werden höhnisch abgewiesen, gehen fort, kehren zurück, der Gesang beginnt in voriger Weise und die Burschen bieten Kupfer zum Brautkauf. Weniger verächtlich abgewiesen, bieten sie zum dritten Male Gold. Da singen die Mädchen: Willkommen Hof, willkommen Alf, willkommen all ihr Burschen Hofs! Die Männer treten in das Haus und der Tanz beginnt."[10]) Der Stein erscheint hier als Symbol der früheren Eheform — des Raubes, der durch das Geld — durch den Kauf ausser Gebrauch gekommen ist. Je mehr die Gemeinschaften, die in friedlichen Verkehr durch diese Eheform und andere Lebensverhältnisse kommen, sich einander nähern und ihre ursprüngliche Feindschaft in Vergessenheit geräth, muss die Eheform durch Kauf schwinden. Sie bleibt und vererbt sich auf die späteren Generationen

---

1) Grimm, Rechtsalterh., S. 431.
2) Grimm, Idem, S. 426.
3) Unger, S. 105, Anm.
4) Grâg-arf, 3. Weinhold, S. 210.
5) XXI Fries. Landrecht. Weinhold, S. 210.
6) Lex Sax., VI, 1. Weinhold, ib. l. c.
7) Lex Liutpr. 6, 35, Weinhold, l. c.
8) Weinhold, ib. l. c.
9) Idem, S. 202.
10) Idem, S. 208—209.

als Symbol bei der Eheschliessung. „Dies ist bei den Salfranken zeitig geschehen, wo schon zur Zeit Chlodwigs der Brautkauf nur einen Solidus und einen Denar betrug; mit dieser Summe wurde Chlotilde dem Chlodwig verlobt.“[1]) Diese Art der Verlobung hiess daher sponsalium per Solidum et Denarium. In einer Formel heisst es: „ego te solido et denario secundum legem salicam spọnsare deberem.“[2]) Der Kauf ist hier nur Scheinkauf. — Saxo Grammaticus erzählt, dass Frotho den besiegten Ruthenern geboten habe: ne quis uxorem nisi emptitiam duceret, venalia siquidem connubia censebat, totiorem matrimonii fidem existimans, quod pretia firmarentur.“[3])

Auch in Russland wurden die Frauen in älterer Zeit, wie aus einem Reigen, der zur Frühlingszeit aufgeführt wird, zu ersehen ist, um Pferde getauscht. In dem Reigen stellen sich zwei Chöre, einer gegen den andern Der eine singt: „Wir haben Hirse gesäet,“ . . . der andere: „Wir treten und stampfen darauf.“ Darauf singt wieder der erste: „Womit stampft ihr?“ Der zweite: „Wir lassen die Pferde los.“ Der erste: Wir fangen sie ein. Der zweite: „Wir kaufen sie los, wir geben 100 Rubel.“ Der erste: „Wir wollen auch keine tausend nehmen.“ Der zweite: „Wss wünscht ihr denn.“ Der erste: „Wir wünschen ein Mädchen.“ Bei diesen Worten geht ein Mädchen aus dem einen Chor in den andern über. Das Spiel dauert so lange, bis alle Mädchen aus einer Reihe in die andere hinübergegangen sind.[4]) Der Brautkauf wird auch in den Liedern der Tschechen erwähnt. Der Brautmann — Druzschka sagt dort: „Gebt mir die Braut heraus, ich werde gut bezahlen; dazu bin ich auch abgesendet, dass ich gut bezahlen soll.“[5]) In einem mährischen Liede wird die Ankunft von Kaufleuten geschildert, die um den Preis der Wolle anfragen. — Darauf wird geantworwortet: Tretet näher, ihr Kaufleute. Wir verkaufen euch ein Kalb, — aus dem Kalbe wird eine Kuh, — aus unserer Braut eine junge Frau.[6]) In den russischen Dörfern müssen die Vermittler, die eine Partie proponiren wollen, immer sich anstellen, als ob sie von einem entfernten Lande, von einer entfernten Gegend kommen, mögen sie und der Bräutigam auch Einwohner desselben Dorfes sein. Nach dieser nothwendigen Vorrede fangen die Vermittler an, um die Braut zu handeln.[7]) Dieses anscheinende Kommen aus einem fremden Lande deutet an, dass die Kaufehe ursprünglich nur eine intercommunale Ehe war, dass sie nur zwischen Mitgliedern verschiedener Communen geschlossen werden konnte und erst später auch zwischen den Mitgliedern einer und derselben Commune Eingang gefunden hat. Im Jaroslavischen Gouvernement wendet sich der Vermittler an den Brautvater mit

---

1) Weinhold, S. 211.
2) Grimm, Rechtsalterth., S. 421—422.
3) Grimm, S. 424.
4) Müller, Chrestomathie, S. 17. Müller, Geschichtl. Uebersicht d. russischen Literatur, Petersburg, 1865, S. 101.
5) Müller, Gesch. Uebers., S. 108.
6) Müller, Gesch. Uebers. l. c.
7) Müller, Gesch. Uebers. ibid. l. c.

folgender Anrede: „Ich suche, ob ich irgendwo ein Schäfchen kaufen kann. Gehört habe ich, dass du ein Schäfchen hast und verkaufen möchtest. — Ich habe ein solches, antwortet der Vater, will es aber für mich behalten. Warte nicht, entgegnet der Vermittler, bis das Schäfchen alt geworden ist. Du wirst es dann nicht verkaufen können. Nachdem fängt der Handel an um das Auslieferungsgeld — den Wiwod — den Kaufpreis des Mädchens. In früheren Zeiten soll dieser Kaufpreis dort 40 Rubel gewesen sein.[1]) Bei den Serben der Lausitz fragt der Bräutigam, wenn er um eine Braut wirbt, ob ein Vieh zum Kauf angeboten wird.[2]) Im Olonesky-Gouvernement, im Kreis Powjenez, muss der Bräutigam bei dem Empfang der Braut allen Verwandten derselben Geld geben und ausserdem auch einer besonders dazu angestellten Frau, die Klagelieder während der Vermählung anstimmt. Nachdem die Klagefrau das Geld von dem Bräutigam empfangen hat, schreien alle Anwesenden: sie hat den Preis angenommen, sie hat verkauft.[3]) Die russischen Hochzeitslieder bestätigen auch die von uns oben ausgesprochene Ansicht, dass der Verkauf der Frauen nicht von dem Brautvater, sondern von der ganzen Commune ausgeübt wurde, dass nur die Commune das Recht hatte, ein Mitglied in eine fremde Gemeinschaft auszuliefern. In einem Hochzeitsliede, welches die Braut bei dem Abschiede von ihrer Heimath singt, heisst es:

> Es haben mich betrübt
> Mein Vater,
> Meine Mutter,
> Meine Brüder,
> Mein ganzes Geschlecht, mein ganzes Volk,
> Sie haben ausgedacht, sie haben ausgesonnen,
> Mich wegzugeben, zu entfernen
> In ein fremdes, entlegenes Land.[4])

In diesem Liede erscheint also der Vater als einer unter den Vielen, denen das Veräusserungsrecht gehört. In den folgenden Liedern verkauft die Braut ausschliesslich der Bruder. So wird in einem Reigen gesungen:

> Die Bojaren — das Geleit des Bräutigams — umlagern das Thor,
> Es wird um Dunja gehandelt:
> „Handle, handle Bruder,
> „Gieb mich nicht billig weg, —
> „Fordere für mich hundert Rubel,
> „Für meinen Zopf tausend,
> „Für meine Schönheit unermessliches Geld.“[5])

Dasselbe finden wir in vielen anderen Reigen. So bittet in einem Liede die Braut ihren Bruder, sie nicht zu verkaufen. Es hilft aber nicht:

---

1) Müller, S. 108. 2) Ibidem, S. 111. 3) Ibidem S. 109.
4) Efimenko, Gerichtszeitschrift (russ.) 1873, Juli—August, S. 39.
5) Müller, Chrestomathie, S. 20.

Dem Bruder ist die Schwester lieb,
Das Gold aber lieber.[1])

In manchen Gegenden Russlands wird die Ceremonie des Kaufes vollzogen: Der Brautmann bezahlt dem Bruder der Braut einen Preis.[2]) Nachdem diese Handlung vollzogen ist, wird bei den Kleinrussen in Galitzien unter Anderem gesungen:

Es hat der Bruder die Schwester
Für einen Thaler verkauft.[3])

In einem Hochzeitslied aus Sibirien klagt die Frau. „dass das ganze Geschlecht — der ganze Stamm“ den durch den Vater beschlossenen Verkauf „bewilligt habe.“[4]) Ebenso erscheint in einem bulgarischen Liede der Bruder als Brautverkäufer, über den dieselbe sich beklagt. Auf die Bitte der Braut, sie vor dem Bräutigam zu verstecken, antwortet der Bruder: „Du bist von nun an verkauft, verkauft und verpfändet.[5]) In Kleinrussland, wo die Braut nach der Einsegnung in's elterliche Haus zurückkehrt, nimmt der Bruder der Braut das Pferd des Bräutigams weg. Der Brautführer merkt es und fängt zu handeln an. „Meine Schwester ist theuer, sagt der Bruder, bezahle das Geld, das der Vater verlangt, ich warte schon zwanzig Jahre darauf.“ Der Brautführer giebt das von ihm geforderte.[6]) Bei den Serben der Lausitz wird die Braut beim ganzen Dorfe gekauft.[7]) Der bekannte russische Archäolog und Culturforscher Kalatschow berichtet in seinem Artikel über das Gewohnheitsrecht in einigen Gegenden Russlands, „dass in früherer Zeit das Eingehen von Ehen von der Dorfversammlung abhängig war.[8])

1) Müller, Chrestomathie, S. 20. 2) Idem, l. c. 3) Idem, l. c.
4) Müller, Geschichtl. Uebers. S. 107, Anmerk. 5) Idem, S. 108.
6) Idem, S. 110. 7) Idem, S. 111.
8) Kalatschow. Der citirte Artikel in dem von ihm selbst redigirten Archiv historischer und practischer Nachrichten (russische Zeitschrift) 1859, Nr. II.

Ueber trepanirte Cranien im Beinhause zu Sedlec.

Von

Dr. **B. Dudik**, O. S. B.

Im September des Jahres 1876 hielt der internationale Congress für prähistorische Anthropologie und Archäologie in Buda-Pest seine achte Versammlung. Aus ganz Europa, und zum Theile auch aus Amerika, begegneten sich da Männer, welche als Archäologen einen weit verbreiteten Namen haben. Mit reichen Kenntnissen und mit einer noch reicheren Erfahrung ausgerüstet, besprachen sie Themata, welche entweder durch ihre Neuheit oder durch Aufstellung neuer Gesichtspunkte die Aufmerksamkeit nicht nur der Fachmänner, sondern auch der zahlreichen Zuhörer, die allen Schichten der gebildeten Gesellschaft angehörten, auf's Lebendigste fesselten. Zu den Abhandlungen, welche durch ihre Neuheit wirkten, gehört ein längerer Vortrag des General-Sekretärs der anthropologischen Gesellschaft zu Paris, des Med. Doctors Paul Broca, unter dem Titel: „Sur la trépanation du crane et les amulettes craniennes à l'époque neolithique". Jetzt abgedruckt im Rechenschaftsberichte des Congress „Compte-rendu de la huitième session. Budapest 1876. Vol. I, pag. 101—199" mit einigen Abbildungen.

Nach der Auseinandersetzung des gelehrten Redners war der Med. Dr. Prunières von Marvejols (Lozère) der Erste, welcher bereits 1873 im August bei einer gelehrten Versammlung in Lyon auf ein elliptisches, 50 mm langes und 38 mm breites Plättchen, das er „Rondelle" nannte, aufmerksam machte, welches ohne Widerrede aus einem menschlichen Cranium ausgeschnitten war, und durch seinen ganzen Habitus und durch die deutliche Bearbeitung des Randes u. s. w. sich entweder als Schmuck- oder als Cultusgegenstand herausstellte. Dieses Plättchen wurde in den Dolmen von Lozère aufgefunden. Im März des Jahres 1874, oder früher, fand der

Baron Josef Baye in den Grabgrotten des Thales von Petit-Morin (Canton de Montmort, Departement de la Marne) ein ähnliches von Menschenhand bearbeitetes Rondelle, das in der Mitte durchbohrt, deutlich zeigte, dass es an einer Schnur getragen wurde. Von dieser Zeit an kamen solche Rondelle in den dortigen Gräbern, weil man ihnen die Aufmerksamkeit schenkte, schon häufiger zu Tage, und man kam zu der Ueberzeugung, dass solche aus menschlichen Schädeln geschnittene Plättchen, welche die verschiedenartigste Form haben, als Amulette getragen und benutzt wurden. Sie gehören nach der Ansicht der französischen Archäologen ohne Ausnahme der neolithischen Periode, also der Zeit des polirten Silex und des gänzlichen Mangels der Metalle, mit einem Worte, der Steinzeit, an, und es wurde constatirt, dass in einer viel späteren Periode, als nämlich die alten Gallier Frankreich innehielten, die Sitte, Plättchen aus menschlichen Schädeln unter den Halskorallen zu tragen, nicht ungewöhnlich gewesen zu sein scheint, weil sich in der Sammlung „Meorel“ Chalon-sur-Marne ein „torques gaulois“ vorfindet, an welchem sich ein solches, von beiden Seiten polirtes, und in der Mitte mit einem Loche versehenes Cranium - Amulette befindet. Es scheint demnach die prähistorische Sitte, die Cranien-Amulette am Hals zu tragen, sich auch auf die historischen Gallier vererbt zu haben.

Sowie der Med. Dr. Prunières der Entdecker der Cranien-Amulette ist, so verdankt ihm die prähistorische Archäologie auch den wissenschaftlichen Hinweis auf die künstlich durchbohrten Menschenschädel. Es war bereits im Jahre 1868, also lange vor der Entdeckung der Cranien-Rondelles, als M. Prunières in einem schönen und grossen Dolmen in der Nähe von Aignieres (Lozère) künstlich bearbeitete und künstlich durchlöcherte menschliche Cranien vorfand. Man erkannte einige davon als Trinkgefässe — es ist bekannt, dass barbarische Völker gerne aus der Hirnschale des Feindes tranken; die Gallier thaten nach Livius, Lib. XXIII, cap. 24, dasselbe — andere wieder als solche, welche das Material für die Amulette lieferten. Mr. Broca untersuchte besonders den Schnitt, und kam zu dem Resultate, dass an demselben eine doppelte Manier unterschieden werden müsse; die eine geschah am todten Körper, der Schnitt erscheint hier rauh und schartig, er nennt diese Manier die „trepanation posthume“, die andere am lebenden Menschen, der Schnitt ist hier scharfkantig und förmlich geglättet, und diese Manier heisst bei ihm „trépanation chirurgicale“, und das ist seine Entdeckung.

Nach jahrelanger Beschäftigung mit diesem Gegenstande, und nachdem an mehreren Orten Frankreichs durchlöcherte Menschenschädel zum Vorschein kamen, gelangte Mr. Broca zu folgenden Resultaten. Ungewisse innere Krankheiten zu beheben, oder auch um ihnen vorzubeugen, bediente man sich in der Steinzeit einer chirurgischen Operation, indem man den Schädel, namentlich bei Kindern, trepanirte.

Solchen Schädeln wurden, wenn sie die Operation glücklich überstanden haben, übernatürliche, mystische Kräfte zugeschrieben, und diese sind es, aus welchen man nach dem Tode gerne Amulette geschnitten hatte, woraus sich die oft an einem und demselben Schädel vorkommende, doppelte Schnittmanier und Vernarbungen nach Broca's Ansicht einzig und allein erklären lassen.

Es steht also nach Brocas und nach den Ansichten der französischen Archäologen fest, dass in der Steinzeit die Schädel trepanirt wurden, und dass sich bis jetzt solche trepanirte Cranien, abgesehen von Nordamerika, zahlreich nur in Frankreich vorfinden.

Ein Ausflug, den ich vor nicht langer Zeit nach Sedlec bei Kuttenberg im Caslauer Kreise machte, belehrte mich eines Andern. Auch in Böhmen finden sich durchlöcherte Todtenschädel, und zwar in bedeutender Menge, vor, ohne dass ihnen bis jetzt jene Aufmerksamkeit gewidmet worden wäre, die sie verdienen. Sie sind in dem luftigen Beinhause der Allerheiligen-Kirche in Sedlec mit Tausenden von Menschenknochen zu Pyramiden und Altären aufgeschichtet, und leicht zugänglich. Das Beinhaus hat 17 Fuss Höhe, 11 Fuss Breite und 12 Fuss Länge, wurde 1709 erbaut und 1867 in den Zustand, wie wir es jetzt sehen, gebracht.

Die Spuren dieses merkwürdigen Beinhauses lassen sich allerdings viel früher verfolgen. Die Tradition lässt dasselbe schon 1511 als bestehend gelten. In alten Predigten und in den Jahrbüchern des Jesuiten-Collegiums von Kuttenberg wird zu den Jahren 1657, 1663 und 1693 von einem Beinhause der Sedlecer Kirche gesprochen, in welchem Menschenknochen von der Weisse des Alabasters in ungezählter Menge künstlich aufgeschichtet liegen. Die weisse Farbe soll an den Knochen der Boden des ehemaligen Friedhofes, welcher sich um die alte Klosterkirche zog, bewirkt haben. Man schrieb diesem Friedhofe überhaupt Wunderkräfte zu, weil er mit Erde die vom Garten Gethsemani gebracht wurde, gemengt war. Man sagte, dass die hier beerdigten Leichen derjenigen Menschen, die in der Gnade Gottes verschieden sind, in vierundzwanzig Stunden ganz zur Asche wurden, die Knochen allein ausgenommen, welche eine solche weisse Farbe annahmen, als wenn sie schon Jahrhunderte in der Erde verscharrt gelegen wären. Diese Sage ist bezeichnend, weil sie auf entdeckte Knochenschichten hinweist, deren Träger wirklich vor gar vielen Jahrhunderten gelebt haben mochten, und ihre grosse Menge wurde dadurch erklärt, dass man sich aus den Königsaaler Geschichtsbüchern an die grosse Sterblichkeit erinnerte, welche 1318 mehr wie die Hälfte der Bevölkerung Böhmens hinwegraffte. Ein Augenzeuge berichtet, dass damals auf dem Sedlecer Gottesacker allein 30,000 Leichen beerdigt wurden.

Uns will diese grosse Zahl nicht Wunder nehmen; es wurde als ein Gott gefälliges, die Ewigkeit erleichterndes Werk angesehen, in der Nähe

einer Klosterkirche, und das dazu in einer Erde aus Jerusalem, begraben zu werden, und Sedlec war, wie bekannt, eine bereits im Jahre 1143 angelegte Cistercienser-Abtei und hatte Erde aus Jerusalem.

Wie kamen aber die vielen durchlöcherten Menschenschädel in das Sedlecer Beinhaus?

Auf diese Frage giebt die dortige Tradition die einfache Antwort: „das seien die Schädel jener Cistercienser und der aus Prag nach Sedlec sich geflüchteten Carthäuser, welche am 25. April 1421 durch die Hussiten, als Žižka das Sedlecer Kloster ausplündern und verbrennen liess, erschlagen worden waren.“ Es ist wohl richtig, dass im erwähnten Jahre die Hussiten in Sedlec grässlich wirthschafteten, und mit ihren Morgensternen und scharf beschlagenen Dreschflegeln so manchen der dortigen Geistlichen den Märtyrertod sterben liessen; doch wenn die Löcher in den dortigen Schädeln von den erwähnten Kriegswerkzeugen herrühren sollten — die gleichzeitige Chronik sagt, dass die meisten Geistlichen aufgehängt wurden, — wie kommt es, dass sich an den so gelöcherten Cranien auch nicht der geringste Knochenbruch, ja nicht einmal eine Auszackung, die nothwendig an der Wunde eingetreten wäre, auffinden lässt? Alle die von mir gesehenen Cranien — sie mögen in die Hunderte gehen — die durchlöchert sind, zeigen das Loch an den verschiedensten Stellen des Schädels. Es ist rund, elliptisch, viereckig, rhombisch, auch länglich, aber in der Regel so scharfkantig, dass man unwillkürlich auf den Gedanken kommen muss, es sei dasselbe mit einem feinen, sehr scharfen Instrumente absichtlich und mit Bedacht der Form, die man erzielen wollte, veranlasst worden. Ich sah einen Schädel, welcher mitten in der Hirnschale eine runde, etwa 12 Millimeter im Durchmesser haltende Oeffnung, eine viereckige, beiläufig von derselben Dimension oberhalb der rechten Schläfe, und eine längliche von einem etwas kleineren Umfange am Hinterkopfe hat. Ueberall sind die Kanten scharf und ohne Corrosität — für mich ein Beweis, dass an diesem Schädel die „trépanation posthume“, wie Mr. Broca sagen würde, vollzogen wurde. Ganz deutlich sieht man diese „trépanation posthume“ an einem schönen, elfenbeinartigen Exemplare am linken Seitenaltare. Es hat oberhalb der linken Ohröffnung ein quadratisches Loch von ungefähr 3½ Centimeter Seitenlänge, das so scharfkantig ist, als wäre es mittels einer feinen Säge in stets verticaler Richtung hervorgebracht worden. Ein anderer, etwas kleinerer Schädel mit zwei kleinen Löchern — Cranien mit zwei Löchern sind sehr zahlreich vorhanden — zeigt wieder die Kanten wie abgeschliffen, der Schädelknochen ist auch um die mehr elliptische als runde Oeffnung bedeutend dünner, fast concav, und da mochte nach Mr. Broca die „trépanation chirurgicale“ vorgenommen worden sein. Selbst der Ansatz von Vernarbung, ja sogar ganze Vernarbungen, sind an manchen Cranien wahrzunehmen, wodurch Broca's Ansicht,

dass die Trepanation durch Schaben mit dem Silex „par raclage", wie Mr. Broca sagen würde, hauptsächlich an Kindern vollzogen wurde, ihre Bestätigung fände.

Ueberhaupt öffnet sich im Sedlecer Beinhause ein weites Feld für prähistorische Anthropologie. Denn, auch abgesehen von diesen trepanirten Schädeln, finden sich daselbst Cranien vor, die durch eine ganz ungewöhnliche Knochenmasse, und besonders durch den eines Orang-Outang ähnliche Gesichtswinkel sich bemerkbar machen, so dass selbst Aerzte sich zu dem Ausspruche veranlasst fanden: es seien dies Schädel von ungewöhnlich grossen Affen — überall also die Affentheorie! — nur dass hier diese Affen-Cranien, wenigstens kann ich dies von zwei Exemplaren behaupten, auch trepanirt erscheinen. Selbst Knochen-Monstrositäten unterschiedlicher Art werden der geübte Chirurg und der erfahrene Anatom im Sedlecer Beinhause vorfinden, und es wäre zu wünschen, dass diese ungemein reiche Sammlung menschlicher Knochen einer gründlichen Untersuchung durch Sachkundige unterzogen werden möchte. Ich bin froh, als der Erste die Aufmerksamkeit auf diesen anthropologischen Schatz des Sedlecer Ossarium gelenkt zu haben.

Wie aber ist es möglich, bei dem Mangel eines jeglichen positiven Beweises für die Prähistoricität der trepanirten Cranien wenigstens einen Wahrscheinlichkeitsbeweis zu führen, dass diese Cranien wirklich prähistorisch sein können, oder, wie Mr. Broca sagen würde, dass sie der Neolithischen Periode, oder der Steinzeit angehören?

Bevor ich auf diese Untersuchung eingehe, will ich eines Fundes erwähnen, welchen die prähistorische Anthropologie dem Dr. med. Wankel, von Blansko in Mähren, zu verdanken hat. Dr. Wankel beschäftigte sich bereits seit vielen Jahren mit der Durchforschung der zahlreichen und weit ausgedehnten Mährischen Höhlen, welche bei Slup, Kyritein, Adamsthal und im Punkra und im dürren Thale in den dortigen Kalkfelsen anzutreffen sind. Die prähistorische Anthropologie hat durch die Wankel'schen Funde wie an Intensität, so am Umfange, bereits bedeutend gewonnen. Doch einen der wichtigsten Funde machte Dr. Wankel in der sogenannten Byčiskála im Adamsthale. Dr. Wankel fand nämlich unter den vielen Schädeln, welche er nebst zahlreichen prachtvollen Beigaben in dieser Höhle auf dem Platze eines prähistorischen grossartigen Todtenopfers ausgegraben hatte, auch den eines etwa 10 jährigen Mädchens, welcher an der Stirnfläche eine Narbe aufweist, die nach Dr. Wankel nur Folge einer „trépanation chirurgicale", also einer Trepanation am lebenden Leibe, sein könne. Da bei diesem Schädel auch ein Armknochen, der eine Bronce-Spange umfasste, und Glasperlen angetroffen wurden, scheint dieser Fund der Periode der Bronce anzugehören.

Wir haben demnach in Mähren ein Analogon für Sedlec. Es darf

uns daher nicht auffallen, wenn wir im Sedlecer Beinhause trepanirte Cranien vorfinden. Dass die Gegend, in welcher durch einen vornehmen und reichen Čechoslaven, Miroslav, um 1143 die Cistercienser-Abtei Sedlec, durch die Mönche von Waldsassen begründet wurde, eine uralte Bevölkerung gehabt haben musste, beweisen die verschiedenen, in dortiger Gegend vorgefundenen, nun im Prager National-Museum aufbewahrten Steinobjecte, es zeigen dies auch die Namen der um Sedlec herum liegenden Orte: Trebóum von „třeba, sacrificium, victima et quaecunque in ara concremantur seu praeponantur", also ein Opferplatz. Hradiště von „hraditi, cratibus cingere", verschanzen, befestigen. Hlizov von „hliza, ulcus, Pestbeule, also ein Ort für ansteckende Krankheiten. Hotovice, von „hotoviti, zurichten, kochen, daher der Ort der gemeinsamen Mahlzeiten. Odolany von „odolati", widerstehen, also ein Ort, wo Widerstand geleistet werden kann. Liběnice, Bilany, Malin u. s. w. Selbst der Name Sedlec ist bezeichnend. Das altslavische Selo (für sedlo = ager) stammt nicht von „seděti", sitzen, sondern von dem faktitiven „saditi, colere plantare", daher Sedlec der Ort, wo „sedlaci, agricultores", Bauern, wie schon ihre Beschäftigung es fordert, in dichten Haufen wohnten, und der Name erscheint in verschiedenen Formen schon seit dem Jahre 999, also seit der Zeit, als überhaupt die böhmische Geschichte durch Urkunden einen festen Grund zu gewinnen anfängt.

In dichten Haufen wohnende Bauern aber bedürfen eines bereits urbar gemachten Bodens. Die Wälder mochten demnach 1143 um Sedlec, als das Kloster begründet wurde, schon auf gewisse Strecken zurückgedrängt oder gelichtet worden sein, ohne jedoch der Gegend den Gebirgscharakter benommen zu haben. Denn es wird in der Stiftungsurkunde des Klosters eigens bemerkt, dass in Folge der Zeiten eine für den Gottesdienst taugliche und der Eigenthümlichkeit des Ordens passende Kirche aufgeführt wurde. Nun wissen wir, dass die Eigenthümlichkeit des Cistercienser Ordens gerade darin bestand, dass er Gebirgsthäler und Wälder aufsuchte, und Abt Gerlach von Waldsassen, welcher die erste Kolonie nach Sedlec brachte, wird diese Eigenthümlichkeit gewiss nicht verletzt haben, besonders als zur Begründung eines Klosters vorerst das General-Capitel des Ordens die Zustimmung ertheilen musste. Wir müssen also voraussetzen, dass damals die Gegend um Sedlec trotz der Bauernansiedelungen noch grosse Waldungen besass, und gerade Waldungen werden noch im XIII. Jahrhunderte urkundlich als Orte bezeichnet, wo sich heidnische Begräbnissplätze vorfänden.

Im Jahre 1227 errichtete Kojata, Hrabišen's Sohn, eine sehr hervorragende Persönlichkeit damaliger Zeit, sein Testament, und da er kinderlos war, vermachte er die zahlreichen, in Böhmen und Mähren zerstreut liegenden, ihm angehörigen Güter theils an Klöster, unter denen sich auch Sedlec

mit dem Dorfe Sezemice befindet, theils seinen entfernteren Verwandten, und nachdem er den Antheil für die beiden Brüder, Segema und Milota, in Chocen und Vitřice (?) (Hozen, Wizrece) bezeichnete, sagt er: sie mögen nach Theilung des Waldes mit den Begräbnissplätzen aus demselben Neubruche anlegen, „ita, ut diviso nemore cum sepulchrariis faciant sibi novalia“. (Cod. Dipl. Mor. II. 183.) Wir sehen demnach aus dieser Stelle, dass man im XIII. Jahrhunderte vorchristliche Begräbnissplätze, die in Wäldern lagen, in Böhmen genau kannte, und dass demnach die Möglichkeit eines solchen heidnischen Friedhofes in der Nähe des neubegründeten Klosters bei Sedlec keineswegs ausgeschlossen sei.

Dass solche Friedhöfe auch noch in der christlichen Zeit mit einer gewissen religiösen Scheu betrachtet wurden, und selbst Christen sich heimlich daselbst begraben liessen, erhellt aus einem Capitulare Kaiser Karl des Grossen vom Jahre 785: „Jubemus ut corpora Christianorum Saxanorum ad cimiteria ecclesiae deferantur, et non ad tumulos paganorum“. (Pertz, Lgg. I, 49) und die Bretisleischen Gesetze, welche speciell Böhmen betreffen, verordnen: „Similiter et qui in agris, sive in silvis suos sepeliunt mortuos, huius rei praesumptores archidiacono bovem et 300 in fiscum ducis solvant nummos; mortuum tamen in poliandro fidelium humi condant denuo.“ (Cont. Cosmae. Pertz, Script. IX, 69).

Waren nun in der Nähe des Klosters solche „sepulchraria“ entdeckt worden, und wussten die dortigen Mönche, dass das Volk mit ihnen Aberglauben treibt, dann lag es in ihrem Interesse, dieselben zu zerstören, und die vorgefundenen Reste in gemeinschaftliche Gruben zu werfen, die dann später in XVI. Jahrhundert, als das Ossuarium angelegt wurde, wieder entdeckt und ausgeleert wurden. So erklären wir uns die Möglichkeit, wie so viele trepanirte Schädel aus der Steinzeit in das Sedlecer Cranarium haben gelangen können. Es ist dies allerdings nur eine Muthmassung, die für so lange gelten kann, bis eine begründetere auftauchen wird. —

Ueber die grosse Menge dieser neolithischen Cranien wird man sich nicht wundern, wenn man bedenkt, dass in der heidnischen Zeit die Leichenfelder eine auffallend grosse Ausdehnung hatten, weil nicht jede Ortschaft für sich ihre Todten begrub, sondern die Verstorbenen, nach den Stämmen vertheilt, gemeinsame Begräbnissplätze hatten. Es streckt sich diese Sitte bis tief in die Bronzezeit aus, wie wäre es sonst möglich, dass bei dem mährischen Orte Tršice im Olmützer Kreise ein heidnisches Leichenfeld von mehr als einer deutschen Meile in der Länge und einer dieser Länge entsprechenden Breite sich vorfindet, wo Tausende von Leichen verbrannt wurden, deren Asche dort in zahllosen Urnen begraben ist.

Die Sitte der Leichenverbrennung hatte das Christenthum noch ziem-

lich spät zu bekämpfen gehabt. Kaiser Karl der Grosse musste mit seiner ganzen Auctorität auftreten, um diese so tief eingewurzelte Gewohnheit zu beseitigen. Auf einer Versammlung zu Paderborn wurde 785 folgendes Capitulare zum Beschluss erhoben: „Si quis corpus defuncti hominis secundum ritum paganorum flamma consumi fecerit et ossa eius ad cinerem redierit, capite punietur. (Pertz, Lgg. I, 49.)

Also mit dem Tode bestrafte der Kaiser einen Jeden, welcher nach Heidenart eine Leichenverbrennung vornahm. Es scheint, und wird von dem Herausgeber des Capitulare, Georg Heinrich Pertz, als wahrscheinlich hingestellt, dass dasselbe ganz besonders die sächsischen, eben damals unterworfenen Völker anging. Also noch im VIII. christlichen Jahrhundert war die Leichenverbrennung üblich. Wie sie möglicher Weise geschah, unterrichtete ich mich im vorigen Jahre durch Ausgrabungen, die ich in Tršic vornahm.

Ich nahm wahr, dass für jeden auf das Leichenfeld, welches eine mässige Hochebene bildet und von Wäldern und einem moorigen Wässerchen umgeben war, gebrachten Leichnam ein Raum von etwa einer Quadratklafter bestimmt wurde. Hier geschah die Verbrennung wahrscheinlich mit Hülfe eines dünneren Holzes, wie es die vorhandenen Kohlenreste darthun. Eine solche Verbrennung musste mehrere Tage gedauert haben, während welcher die Todtenmahle, Tryzna, abgehalten wurden. War sie vollendet, sammelte der nächste Anverwandte die Asche in gewöhnliche Ess- und Kochgeschirre, wie sie eben bei dem Todtenmahle benutzt und vorhanden waren. Es gab hier keine eigenen Todtenurnen. Das Hauptgefäss, kenntlich an den vielen calcinirten und angebrannten Knochen, worunter manchmal auch Broncegegenstände und Glasperlen sich vorfinden — ich selbst besitze eine Art eines Stylus und eines hübsch geformten Nagels aus einer solchen Urne — das Hauptgefäss sage ich, wurde nun in die Mitte der Ustrine gestellt, und um dasselbe wurden von jedem Anverwandten, oder von den Theilnehmern des Todtenmahles, andere Geschirre, eben wie sie bei der Hand waren, die gleichfalls mit Asche, in der sich jedoch fast nie Knochenreste vorfinden, angefüllt sind, so gestellt, dass sie eine grössere oder kleinere Urnengruppe, je nach der Anzahl der Verwandten und Mahlzeittheilnehmer, bilden. Es wurden Gruppen von drei, es wurden aber auch Gruppen mit mehr als dreissig Urnen aufgedeckt. Waren Kinder anwesend, so legten sie ihr Spielzeug, Töpfchen in Miniaturform, die aber ganz nach den Grossen geformt und verziert sind, zu der Gruppe. Dass in manchen grösseren Gefässen zwei, zuweilen auch drei andere zusammengeschoben sind, glaube ich damit zu erklären, dass erwachsene, aber noch in der Familie lebende Kinder ihre Urnen in die der Eltern legten. War so die Urnengruppe gebildet, wurde sie mit Erde der Ustrine zugedeckt.

So kommt es, dass diese Urnengräber bei Tršic Reihengräber sind und ursprünglich runde Grabhügel, tumuli, bildeten, die freilich mit der Zeit, als diese Leichenfelder unter den Pflug kamen, geebnet wurden. Dass nicht Gräber, sondern Hügel die Urnen deckten, glaube ich aus der geringen Tiefe, kaum einen halben Meter, in welcher die Urnen fest liegen, herauslesen zu können.

Ich habe dieses Tršicer Urnenfeldes, welches einer gründlicheren Würdigung benöthigt, blos zu dem Zwecke erwähnt, um die Möglichkeit darzulegen, wie gar so viele trepanirte Hirnschädel im Sedlecer Ossuarium aufgehäuft werden konnten. Sie mögen alle aus einem und demselben Leichenfelde, aber aus verschiedenen Zeitepochen, was um so interessanter wäre, abstammen. Vielleicht werden diese Andeutungen zu weiterem Forschen anregen, damit würden sie ihren Zweck erreichen.

Miscellen und Bücherschau.

Einen kleinen Beitrag zu meinem Artikel über die steinernen Weiber finde ich in v. Sadowski's: „Wykaz zabytków przedhistorycznych na ziemiach polskich" (Nachweis der vorhistorischen Denkmäler in polnischen Gegenden), I. Heft, S. 6. Nach seiner Angabe wurde bei Kolo an der Warthe, gegenüber der Nermündung, eine Steinfigur ohne Kopf von 0,500 *m* Höhe, und eine andere mit einem Kopfe von 0,390 *m* Höhe gefunden. Die letztere hat Graf A. Przedziecki dem archäologischen Museum in Krakau geschenkt.



Fig. 1.



Fig. 2.

Bemerkenswerth ist die Figur ohne Kopf (Fig. 1), welche, wie die steinernen Weiber in den russischen Steppen, einen Gegenstand in Händen hält. Professor Dr. Henszlman in Pest erklärt in seinem „L'âge du fer", wo er den gothischen Ursprung dieser Steinfiguren nachweist, dass dieser Gegenstand ein symbolisches Trinkgefäss, — bei den Steinfiguren in Cerros (Spanien), dem Schatze von Petresca (Wallachei) und dem Messer im Museum in Kopenhagen ein Becher, — sei, wofür es auch Dr. Much in Wien erklärt. Herr Kirkor (Krakau) sagt, dass schon die Scythen einige Jahrhunderte vor Christi Geburt auf die Gräber der Ihrigen steinerne Weiber gestellt haben, die sich alle durch Unförmlichkeit und Ungeschicklichkeit, aber auch durch einen gewissen steifen Ernst, der an die egyptischen Steinfiguren oder an die bei Ninive ausgegrabenen erinnert, auszeichnen. Der Typus der Figuren, sagt Kirkor, ist ein orientalischer, primitiver, mythischer, und es unterliegt keinem Zweifel, dass sie von den Slawen, die sie angefertigt haben, verehrt worden sind. Aus den Volkstraditionen, sagt er, kann gefolgert werden, dass die Slawen in der „Baba" die „Zywa" oder „Siwa", die Personification der Erde, gesehen haben.

Die Ansichten Dr. Henszlman's und Kirkor's lassen sich, unserer Ansicht nach, sehr gut vereinen, wenn man aufhört, die herodotischen Scythen für einen ethnographischen Begriff zu halten, und seinen Ursprung in der slawischen Sprache sucht. Noch heute besitzt die russische Sprache das Wort „Skit" (die Einöde), „Skot" (das Vieh), und die polnische das Wort „Skotasz" (der Viehhirt). Sollte es Herodot nicht irrthümlich für einen ethnographischen Begriff gehalten und alle in der Steppe bei Olbia hausenden Stämme darunter verstanden haben, während es einfach „Hirten", „Nomaden" bedeutet hat? Unter diesen

Nomaden aber lebten in der Steppe ethnographisch verschiedene Stämme, u. A. auch die Gothen, welche später bis nach Spanien gekommen sind. In den heut russischen Steppen haben sie steinerne Figuren mit verschiedenen Gesichtszügen und verschiedenartiger Bekleidung angefertigt, weil sie dort für verschiedene Volksstämme ihre primitiven Kunstwerke angefertigt haben; in Spanien (bei Cervos), wo sie auf die höhere römische Civilisation stiessen, haben sie nur noch für ihre Stammgenossen und desshalb gleichförmige Arbeiten geliefert.

Jedenfalls spricht der Umstand, dass die späteren Scythen, nachdem die Gothen sich von ihnen getrennt hatten, keine steinernen Frauen angefertigt, während die Gothen solche auch in Spanien zurückgelassen haben, dafür, dass die primitiven Kunstwerke in den russischen Steppen und in Galizien, sowie die beiden hier in Fig. 1 u. 2 dargestellten und in Polen gefundenen, von den alten Gothen angefertigt sind. Es scheint, dass die in Fig. 1 dargestellte steinerne Frau beschädigt, die in Fig. 2 aber möglicher Weise nie vollendet gewesen ist, da man an ihr keine Spur der Hände und des symbolischen Gefässes bemerkt.

Albin Kohn.

Vor einiger Zeit stiessen Bauern aus Cmachowo bei Wronke beim Graben auf ein vorhistorisches Grab, in welchem sich eine Urne von ungewohnlicher Grösse befand. In dieser Urne lag eine sehr gut erhaltene Bronzekrone, welche 225 *g* wiegt, 1,5 *cm* hoch ist und einen Durchmesser von 12,5 *cm* hat. Diese Krone lässt sich öffnen, da sie aus zwei Stücken besteht, von denen das kleinere am grössern mittelst einer Angel befestigt ist. Die Krone hat viele Aehnlichkeit mit der sogenannten Dänischen, welche sich im Museum in Kopenhagen befindet. Herr Rechtsanwalt Dr. Jazdzewski, der in den Besitz dieses alterthümlichen Schmuckgegenstandes gelangt ist, ist der Ansicht, dass es ein alterthümliches Halsband sei Hierzu erscheint er jedoch zu eng. Wenn wir auch zugeben müssen, dass es die Frauen schon in Urzeiten verstanden haben, ihre Männer durch Tand zu ruiniren, um ihre Reize zu erhöhen, so haben sie doch auch wohl immer darauf gesehen, dass dieser Tand bequem sei. Der kronenartige Reif aber, von dem hier die Rede ist, hätte sich nur mit einer ziemlichen Unbequemlichkeit um den Hals legen lassen, wäre für ihn zu eng gewesen, und überdies hätten auch wohl die, obgleich stumpfen Zinken, die Schöne genirt. Ich halte den Gegenstand für ein Diadem, das geöffnet werden konnte, um so einen Theil unter das Haar zu schieben und hierdurch den Schmuckgegenstand, der zu klein ist, um auf dem Kopfe fest zu liegen, zu befestigen. Es ist das meine Ansicht, für die ich jedoch keine Lanze brechen will.

Die unwissenden Bauern haben die Urne zertrümmert, die Krone aber vollständig von der Patina gereinigt, weil sie vermuthet haben, dass sie aus Gold sei. Zum Glücke haben sie sie nicht beschädigt, oder gar zerbrochen. Das Diadem wird mittelst eines kleinen Stiftes geschlossen, der sich am Ende des kleineren, beweglichen Theils befindet, und der in eine kleine Vertiefung am Ende des grösseren Theiles hineinpasst. Beim Oeffnen und Schliessen wird das Diadem ein wenig aufgebogen.

In einer Urne in einem Grabe bei Kiaczyn (Eisenbahnstation Rokitnica) wurde ein weisser herzförmiger Stein gefunden, wie ähnliche in vorhistorischen italischen Gräbern gefunden worden sind. Die Länge dieses Steines beträgt 44 *mm*, die grösste Breite 37 *mm*. Spuren einer Bearbeitung von Menschenhand trägt dieser Stein nicht an sich.

Unter den Bronzen, welche Herr Dr. Jazdzewski besitzt, befindet sich ein Ring aus dickem Silberbronzedraht. Dieser Ring, der aus einem Grabe bei Kiaczyn stammt, gehört wohl zu den grössten Seltenheiten. Im Posenschen dürften ihrer bis jetzt nicht viele gefunden worden sein.

Albin Kohn.

Teichmüller: Darwinismus und Philosophie. Dorpat 1877.

„Der Typus ist ein Coordinatensystem, und wie man nicht eine Abscisse wachsen lassen kann, ohne dass zugleich die Ordinate sich der gegebenen Function gemäss correspondirend verändert, so ist auch an keinem Theile eine merkliche Abänderung möglich, ohne dass die anderen Theile sich nach dieser Abänderung coordinirt verändern, oder die Function des Ganzen zu Grunde geht“ (S. 67). Der Verfasser trifft hier den Nagel auf den Kopf, denn wie ich schon seit Jahren zu wiederholen pflege, liegt hier die durch das völlige Verkennen

des Organischen schwach gelegte Stelle, wo die Descendenztheorie ihren Todesstoss zu erhalten hat.

So war verschiedentlich auf den logischen Fehler hingewiesen, die einzelnen logisch neben einander stehenden Artformen aus einander ableiten zu wollen, indem durch ausserhalb her einwirkende Ursachen der eine oder andere Theil sich verändern solle, und auch hier wird jener Fehler darin gefunden: „dass man in einem System nicht einen Theil verändern kann, ohne das ganze System entweder mitzuändern oder zu zerstören. Jeder Organismus aber ist ein System. Wenn deshalb nicht einmal innerhalb einer und derselben Speciesform z. B. die Differenz der Geschlechter durch quantitative Veränderung dieses oder jenes Theiles entstehen kann, sondern nur durch allgemeine coordinirte Veränderung aller Theile, d. h. durch principielle Aenderung des Systems, so müssen wir auch nicht hoffen wollen, die nebeneinander stehenden Speciesformen durch Einwirkung von Aussen her erzeugen zu können.“

Die gegenwärtigen Hypothesen sind erklärlich und zum Theil entschuldbar, weil in den einfachen Zellorganismen, von denen sie zunächst ausgingen, manche Bestätigung findend, doch die hier unter Umständen ganz gerechtfertigten Folgerungen müssen dann mit zunehmenden Complicationen entsprechend modificirt werden. So auch in dem vorliegenden Buche:

„Der Darwinismus würde im Rechte sein, wenn die Pflanzen und Thiere Summen wären. Da man aber eine so rohe Vorstellung nicht im Ernste gelten lassen wird, sondern die beziehungsreiche Wechselwirkung der Elemente in den lebendigen Wesen zum Mindesten durch das einfachste abstracte System der Producte erläutern muss, so wird man auch bei allen Systemen der Natur, deren Factoren differente Functionen ausüben, also bei allen Organismen, darauf verzichten müssen, eine unmerkliche sprunglose Ueberführung einer Form in die andere zu fordern, vielmehr verlangt die Logik, dass in der Natur lauter solche, der Erscheinung nach durch einen grösseren oder geringeren Abstand von einander getrennte Formen zu gleicher Zeit neben einander existiren müssen, die nicht allmälig aus einander entstanden sind.“

Der Verfasser definirt Typus als diejenige Form, „deren Bedingungen teleologisch sind, d. h. aus dem System folgen“, und wenn das Descendiren der Typen von einander angenommen wird, so mag das gelten unter der Zufügung: „aber nicht Artformen von Artformen, sondern der Artformen von Gattungsformen“, indem das auf den wiederholt von mir bereits hervorgehobenen Satz zurückkommt, dass Darwin's Verdienst in Herleitung der Variationen aus den Arten, oder der Arten aus der Gattung liegt, und somit in Erweiterung der Arten unter der Spielweite ihrer Veränderlichkeit (wie weit nun auch diese Begriffe für Einzelbestimmungen zu ziehen seien).

„Vielleicht gehört jedesmal eine grössere Umwälzung, wie solche die geologischen Perioden zeigen, dazu, um neue Typen organisiren zu lassen, so dass die Reihe der Typen zugleich ausschliesslich historisch aus dem Experiment entzogen wäre“ wird ferner gesagt (freilich ohne die Cautelen, welche eine Opposition gegen die Katastrophentheorie verlangen würde), und dass wir bei der ersten Entstehung (mit dem Hinaustreten aus den Relationen) einem den Augen noch verhüllten Hades gegenüberstehen würden, erkennt auch der Verfasser.

„Wie es absurd wäre, wollte man die Entstehung eines Gedichts nicht aus der Conception des Dichters, sondern aus dem zufälligen Zusammentreffen in der gruppenweisen Erscheinung von Buchstaben erklären, so ist es auch verkehrt, wenn man bei den Organismen die organisirende Einheit des spermatischen Elementarprincips übersieht und ihre Differenzen aus zufälligen Einwirkungen der dabei hervortretenden äusseren Erscheinungen ableitet.“

Die so plump in die Natur hineingetragenen Descendenzformen sind freilich auch im Hirn der Anthropogenisten leicht genug, aber dauernderer Verbleib wäre ihnen nur dann gesichert, wenn in den Idealen eines Genies künstlerisch verklärt.

„Wenn wir auch nach particulärem Standpunkt für zufällig erklären, dass sich zu einer bestimmten Zeit und an einem bestimmten Ort die Bedingungen zusammenfanden, unter denen eine Pflanze oder ein Thier sich bilden konnten, so sind doch die normativen Formen, welche diese Organismen annehmen, nicht zufällig, sondern verhalten sich zu den allgemeinen Naturgesetzen, wie sich z. B. der Pythagoräische oder der Ptolomäische Lehrsatz zu den Prinzipien der Geometrie verhält“, und würden sie sich allerdings auch mit derselben zwingenden Nothwendigkeit gesetzlich erklären, wenn uns nur bis jetzt nicht jede Hoffnung versagt bliebe, jene „allgemeinen Naturgesetze“, die durch Participation an dem Solaren, und weiter an dem Komischen, sich der Bemeisterung entziehen, jemals an einer abgeschlossenen Grenze zu überschauen.

Da der Verfasser bemerkt, dass sich seine Ansichten aus dem im engen Verkehr mit Carl von Baer angeregten Gedankenaustausch entwickelt hätten, so war hier allerdings der Bund zwischen Naturforschung und Philosophie in derjenigen Weise geschlossen, in welcher er sich noch vielfach nutzbringend erweisen möge.

Huber: Die Forschung nach der Materie. München 1877.

„Unser Denken, welchem im Fortschritt seiner Untersuchungen das Universum zuerst als der ungeheure Mechanismus todter Atome, hierauf als die Wechselwirkung innerlich zusammengehöriger Elemente, dann als der Organismus beseelter Glieder oder Monaden sich darstellt, findet am Ende seiner Wege als das Princip von Mechanismus, Chemismus und seelischem Organismus wieder ein Denken, welches aber als ursprüngliches nicht wie das menschliche bedingt und epimethisch ein bereits Gegebenes und Geordnetes nur nach-denkend, sondern welches von sich aus absolut bestimmend, productiv und promethisch, also vor-denkend gefasst werden müsste.“ Und so fasste Agassiz die organischen Typen, als die auf die Erde herabgedachten Gedanken eines Schöpfers auf.

Rocholl: Die Philosophie der Geschichte. Göttingen 1878.

„Wir werden immer mehr erstaunen vor dem in ihrer Tiefe ruhenden Geheimniss, welches in eine Jenseitigkeit über sich hinausweist und nur aus einem grösseren Zusammenhange heraus erklärt werden mag. Wir werden endlich es immer unmöglicher finden, ein Leben wirklich zu beschreiben, welches nur als eine Entfaltung eines solchen für uns verschlossenen Geheimnisses verstanden werden kann.“ Aber eben deshalb bietet sich die einzige Lösung durch die inductive Behandlung vergleichender Psychologie innerhalb der Ethnologie, um aus der Harmonie der Gesetze in geistiger Schöpfung diese selbst zu verstehen.

Spencer: The principles of Sociology. Vol. I. London 1876.

Part II für (S. 466) „the reasons for asserting that the permanent relations among the parts of a society, are analogons to the permanent relations among the parts of a living body“ (a society is an organism).

Hayden: Bulletin of the United States Geological and Geographical Survey of the territories. IV, 2. Washington 1878.

Enthält als ersten Artikel:

The Geographical distribution of the Mammalia considered in relation to the principal ontological regions of the earth, and the laws that govern, the distribution of Animal life (by J. A. Allen).

The present diversity of life is correlated with two fundamental conditions: 1) Continuity or isolation, part as well as present, of land surface, and 2) Climatic conditions, as determined mainly by temperature. An die „primary divisions or realms“ (Arctic or North-Circumpolar, North-temperate, American-tropical, Indo-African, South-American temperate, Australian, Lemurian, Antarctic or South-Circumpolar) schliessen sich die „secondary divisions or regions“ und dann „divisions of third rank or provinces“.

Quatrefages, de: L'éspéce humaine. IV. edt. Paris 1878.

Malheuresement pour avoir oublié les travaux de leurs devanciers, Darwin et ses disciples ont tiré de ces prémisses vraies des conséquences erronées, ils sont cru avoir expliqué ce qui ne l'était pas. Um Jedem das Seine zu lassen, ist dabei jedoch noch zu unterscheiden, dass Darwin es war, welcher diese wichtigen Vordersätze (ces prémisses vraies) aufstellte, und dass er erst abzuweichen begann, als seine Schüler (ses disciples) falsche Weiterfolgerungen (des conséquences erronées) zu ziehen sich beeiferten und über jeden in ihren Augen Schwachgläubigen galligen Geifer ausschütteten, das Gebiet der reinen Naturwissenschaften, neben den Zerrbildern ungezügelter Phantasiegeschöpfe, auch mit denen für die Geschichte religiösen Intolerantismus' characteristischen entstellend.

Ensaios de Sciencia por diversos amadores. Vol. I. Rio de Janeiro 1876.

Enthält:

Nogueira: Apontamentos sobre ó Abañeenga (als gemeinsamer Name für die gleichartigen Sprachen des Tupi und Guarani).

Capanema: Sambaquis (montaõ de conchas, de tamba, concha, e Ky, collinas conicas como peitos de mulher).

Rodrigues: Antiguidades do Amazonas (mit 10 Tafeln Abbildungen).

Markham: The voyages of Sir James Lancaster to the East Indies with abstracts of Journals of voyages to the East Indies, during the seventeenth century, preserved in the India office, and the voyage of Capt. John Knight (Works issued by the Hackluyt-Society). London 1877.

Das letzte Manuscript wurde gleich den übrigen aus der India-Office entnommen, um den in den Sammlungen von Purchas und Hackluyt bereits befindlichen Pioneer-Reisen des englischen Handels mit Indien beigefügt zu werden.

Thiersant: Le Mahométisme en Chine. Paris 1878.

Les Mahométans chinois différent essentiellement par la physionomie et le caractére des autres habitants de l'empire. Ils forment une nouvelle race, dans laquelle on reconnait le mélange des trois sangs arabe, turc et chinois (Vol. I, S. 47).

Müller, L.: Die Bronzewaaren-Fabrikation. Wien, Pesth, Leipzig 1877.

Der durch Theodoros und Rhötos von Samos (700 a. d.) und dann durch Lysippos (zur Zeit Alexanders M.) verbesserte Bronzeguss kam (mit dem römischen Reich untergegangen) im XII. Jahrh. wieder in Gebrauch seit Lorenz Ghiberti (und dann Benvenuto Cellini, Peter Fischer u. s. w.).

Fytche: Burma, part and present. Vol. I & II. London 1878.

Watever is material is subject to change and dissolution, and there is no life, which is not material. As long as man is, the must be miserable. His only salvation is: not to be. The only deliverance from evil is by the destruction of existence and attainment of Nirvâna, the characteristics of which are; that which is void, that has no existence, no continuance, neither birth nor death, that is subject to neither cause nor effect, and that possesses none of the essentialities of being, in a word: perfect annihilation (in Uebereinstimmung mit Alwis, Wassilief, Müller, Dods u. A. m.).

Dass indem die Sinnenwelt, deren Einfluss in der Upadana gebrochen werden soll, als täuschender Schein der Maya aufgefasst wird, das Nirwana, weit entfernt, eine Vernichtung zu bedeuten, vielmehr gerade im Gegentheil, die Wirklichkeit darstellt, das eigentliche Fürsichsein des Ding-an-sich, habe ich bereits zu verschiedenen Malen ausgeführt in den „Völkern des östlichen Asien", II, 407, „Weltanschauung der Buddhisten" (Berlin 1873), in anderen Aufsätzen und zuletzt in der „Zeitschrift der morgenländischen Gesellschaft", Jahrg. 1876. Obwohl auch im Lamaismus die Einkörperungen der Seelen, wie durchgehend für die Möglichkeit allmähliger Vervollkommnung, bis zum Standpunkt der Bodhisativa fortdauern und die Buddhen dann im Jenseits verschwinden, so werden sie doch nur im Irdischen — für die körperlichen Augen und auf deren Anschauungen weiter gesteigerte Meditation (die im Brahmanismus dagegen noch den Urquell zu erreichen vermag) — unsichtbar, wogegen hinter dem Schleier der Natur verborgen, die moralischen Kräfte jener vollendeten Thathagata in der Welt fortwirken, sie erhaltend und erneuernd, und so beständig jene Spiralen der Karma belebend, worin die organischen Schöpfungen unausgesetzt spielen.

Die auf S. 9 (Vol. II) erwähnte Einhauung des Pitagat auf Steinpfeilern ging auch während meiner Anwesenheit in Mandalay (1861) vor sich. Ueber die (S 251, Vol. I) erwähnten Menschenopfer s. Reisen in Birma (Leipzig 1866, S. 91); über Phayre's Erklärung des Namen Burma (Vol. I, S. 228) s. Geschichte der Indochinesen (S. 11, 15, 20, 79, 100 103, 250) u. dgl. m. B.

Die prähistorischen Bildschnitzereien

mit besonderer Rücksicht auf das benutzte Rohmaterial im Kesslerloch bei Thayngen.

Von

Dr. Oscar Fraas,

Stuttgart.

In Anbetracht, dass der Feuerstein in der ältesten Zeit menschlicher Geschichte das einzige schneidende Instrument war, mittelst dessen gebohrt, geschabt, gespitzt und gesägt werden konnte, sind von selbst alle Körper von der Bearbeitung ausgeschlossen, welche Quarzhärte und darüber besitzen. Es kann sich in jener Zeit, welcher man den Namen des „Steinalters“ gegeben hat und welche die französische Wissenschaft noch präziser als l'âge de silex taillé bezeichnet, nur um ein Material für Bildschnitzerei handeln, das weicher ist als Feuerstein, dabei aber doch die härtesten Körper unter den weichen und zugleich die dichtesten und zähesten darstellt. Diese Körper sind unter den thierischen Bein, Horn und Zahnsubstanz, unter den mineralischen Schiefer und Gagat.

I. Arbeiten in Bein.

Unter dem thierischen Rohmaterial ist das älteste bis jetzt bekannte das Geweih des Renthiers, so wie dessen Mittelfuss und Handknochen und der Stosszahn des Elephanten oder Elfenbein. In der Thaynger Höhle sind die eigentlichen Bildschnitzereien, welche in den letzten 3 Jahren soviel von sich reden machten, ausnahmslos in Rengeweih ausgeführt[1]). Da-

---

1) Zur vollständigen Richtigstellung des Thatbestandes bei der kritischen Untersuchung der Thaynger Funde ist es sehr wesentlich, darauf hinzuweisen, dass die notorisch gefälschten Stücke des Fuchs und des Bärs nicht auf Rengeweih gravirt sind, sondern auf ein Rohrbein eines Wiederkäuers. Die Ausführung einer Gravir- oder Schnitzarbeit in Rengeweih ist mir daher der erste Beweis für die Aechtheit der Arbeit.

gegen fehlen die Arbeiten in Elfenbein, wie wir sie aus dem Perigord und aus Belgien kennen. Die Extremitätenknochen des Renthiers gaben nur für einzelne Pfriemen und Spitzen das Material ab.

Ich habe vergeblich versucht bei Beindrehern und Beinschnitzern in Erfahrung zu bringen, wie sich das Renhorn zum Hirschhorn in Betreff seiner Bearbeitung durch den Grabstichel verhalte. Ich konnte wohl erfahren um wie viel härter das Geweih des Wapiti und des Elens ist, als das des Edelhirsch, dagegen kommt das Geweih des Renthiers nie in die Hände unserer süddeutschen Beinarbeiter. Ueber diese Frage werden uns daher wohl nur schwedische und russische Beindrechsler sichere Auskunft geben können. Dagegen steht fest, dass das Renhorn gerade so wie schon das Hirschhorn das Elfenbein weitaus an Härte übertrifft. Es liegt somit in der Natur der Sache, dass dem Renhorn bei der Herstellung der Spitzen sowohl, als der Kunstgegenstände der Vorzug vor andern Beinkörpern gegeben wurde. Es lag dem Menschen so nahe, aus demselben Material, aus welchem er seine Pfeilspitzen darstellte, seine Lanze und seinen Dolch spitzte, auch Gegenstände des Schmuckes zu bereiten. Derselbe Körper, mit dessen Hilfe er sein Leben fristete und den Kampf um das Daseyn kämpfte, sollte ihm auch das Leben verschönern und Gegenstände des Schmucks und der Zierde liefern. Die Herstellung der Spitzen als der wichtigsten Waffen auf der Jagd und beim Kampfe verlieh denen, die damit sich vorzugsweise befassten, bald ein Handgeschick und eine Fertigkeit in der Bearbeitung des Stoffs, dass die viel bewunderte und eben darum auch viel angegriffene Kunstfertigkeit[1]) in der That nichts Ausserordentliches mehr an sich trägt. Liegt doch in keiner einzigen der Gravuren und Sculpturen der Thaynger Höhle, wie der französischen, belgischen und englischen Höhlen, mehr als jenes Geschick, das ebenso sicher die Umrisse eines Jagdthiers trifft, als es den Pfeil ins Herz desselben entsendet. Die Liebhaberei für Schnitzwerk aber findet ihre natürliche Erklärung im langen Müssiggang des Höhlenlebens. Dieses Treffgeschick schuf nun unter den alten Jägervölkern eine ganz bestimmte Manier zu zeichnen, einen gewissen Stil, welcher in der Dordogne wie in der Schweiz

---

1) Herr Hofrath Dr. Alex. Ecker aus Freiburg hat unter der Ueberschrift „über prähistorische Kunst“ in der Beilage zur Allgem. Zeitung Nr. 303 und 304 vom 30. u. 31. October vorigen Jahrs die Frage über die Aechtheit der Thaynger Höhlenfunde vor das Forum der grossen Oeffentlichkeit gezogen und in seiner critischen Ausführung über die Unmöglichkeit so früh ausgebildeter Kunst, wohl in Manchem den Glauben an die Aechtheit der Funde zersetzt. Auf mich hat die werthvolle Kritik Herrn Eckers den gegentheiligen Einfluss ausgeübt: Zur Zeit der Constanzer Versammlung noch nicht ganz fest in meinem Glauben, bin ich an der Hand der Eckerschen Ausführungen nach wiederholter Prüfung der Funde im kleinsten Detail immer sicherer geworden und halte die Aechtheit der „prähistorischen Kunst“ ganz entschieden aufrecht. Nur möchte ich statt des Wortes „Kunst“, das mir doch etwas zu voll tönt, von prähistorischer Kunstfertigkeit reden.

ganz auffallend derselbe ist. Noch jeder Kunstverständige hat sich beim Anblick der Zeichnungen in dem classischen Werke: Reliquiae aquitanicae von E. Lartet und H. Christy und dem Vergleich mit den Thaynger Funden für den inneren Zusammenhang der Arbeiter beider Länder ausgesprochen. Keinem aufmerksamen Beobachter entgeht der gemeinsame Grundzug in der Behandlung der Linien, Striche und Punkte, abgesehen von der Art der Verwendung des ganzen Rengeweihs zu Instrumenten, deren Zweck und Bedeutung selbst oft ganz dunkel ist. Man sehe z. B. gleich im I. Bd. der Reliquiae: B, pl. II. die fliehenden Renthiere, die beiden Ochsenköpfe und den Steinbock oder das grasende Renthier im Rosgarten von Constanz. Die Körperproportion der Thiere, die Haltung der Köpfe, der Ausdruck des Gesichts, das Alles ist in einfachen, kräftigen Strichen mit einer Sicherheit in das Horn oingerissen, dass die Meisterschaft der Behandlung ganz klar vor Augen tritt. Gerade diese Meisterschaft anerkennen auch die Autoritäten eines Lindenschmit und Ecker, ja gerade der unleugbare Zusammenhang der französischen und süddeutschen Arbeiten bestimmte die genannten Autoritäten, die Höhlenfunde beider Länder für Falsificate anzusehen. Der unläugbare Zusammenhang der Dordogner und Thaynger Arbeiten könnte nun allerdings nur beweisen — so folgerte H. Carl Mayer in der Sitzung des Stuttgarter anthropol. Vereins vom 3. Nov. v. J. mit vollstem Rechte — „dass die Fälschungen in Frankreich mit denen in der Schweiz im Zusammenhang stünden und von Einer Anstiftung ausgingen. Eben damit wäre der die Gesammtfälschung leitende Geist in Anbetracht der ausgestorbenen und unbekannten Thiere, wie des Moschusochsens als ein Naturforscher hohen Rangs oder doch als ein sehr eingeweihter Liebhaber, so wie als ein über reiche äussere Mittel gebietender, in seinem bösen Zweck höchst ausdauernder Schalk oder Betrüger nachgewiesen, welcher seine Hand Jahre lang ebenso mächtig als geschickt in Südfrankreich wie im Canton Schaffhausen im Spiel haben müsste. Solche Perversität bei so hohem Grad von Wissen anzunehmen, fällt allerdings schwer, aber möglich wäre es denn doch und ist es unumgänglich, an jedes einzelne Fundstück das Messer der schärfsten Critik anzulegen.“

Bisher hatten wir nur den einfachen, kräftigen Strich an den sogen. Zeichnungen auf Renthiergeweihen im Auge. Da die Zeichnung mit Feuersteinsplittern auf das Horn eingerissen wurde, spräche man wohl richtiger von der Art der Gravirung, welche die Gestalten der jagbaren Thiere wiedergeben sollte. Noch wichtiger, was das artistische und technische Moment anbelangt, ist die Ornamentik einzelner Instrumente, bei welchen noch vielmehr von einem charakteristischen Stil gesprochen werden kann, als bei der Wiedergabe der Thiergestalten. Wir reden hier nicht sowohl von den kreisrunden Löchern, mit welchen die Geweihstücke meist am dicken Unterende oder bei der Erbreiterung der Schaufel durchbohrt sind,

Karl Vogt nannte diese durchbrochenen Stangen Kommandostäbe, womit er denselben eine Bedeutung beimass, für welche eine Berechtigung kaum vorliegt. Viel eher scheinen die Löcher den einfach praktischen Zweck gehabt zu haben, die Stange an einem Riemen tragen zu können, um sie stets bei der Hand zu haben. Wir haben vielmehr das in Frankreich wie in der Schweiz sich am häufigsten wiederholende Ornament vor Augen, das wir am liebsten den Rautenstab nennen. Reliquiae B. Pl. III & IV Fig. 3 stellt ein mit dem Rautenstab geziertes Geweihstück dar. Wo die zugeschärfte Spitze endet, sind entlang der Stange 2 tiefe Furchen eingerissen in einer Entfernung von 3—4 *mm*, unter einem schiefen Winkel verbinden rautenförmige Felder die beiden Furchen. Jenes Stück zeigt etliche 20 solcher Rauten. Noch ausgebildeter ist der Rautenstab und nebenbei noch mit einem Zickzackornament combinirt auf B. Pl. XVIII. Fig. 1, 4, 6. Sie stammen aus der Laugerie Basse und können als eine Art Stilet oder Dolch angesprochen werden. Ganz dieselben Instrumente fanden sich im Canton Schaffhausen und zwar in der Freudenthaler Höhle wie im Kesslerloch (siehe Fig. 11 u. 14 der Beigabe zum Correspondenzblatt p. 164). Man möchte fast sagen, die beiden von der deutschen anthropol. Gesellschaft photographisch abgebildeten falzbeinartigen Instrumente entstammen ein und derselben Hand. Der Umstand aber, dass das eine bei Thayngen, das andere bei dem 1½ Stunden entfernten Freudenthal sich fand, weist uns auf die Verbindung der Bewohner beider Höhlen hin, wenn nicht am Ende dieselbe Familie bald hier bald dort ihren Unterschleif fand. Auch in den belgischen Höhlen hat schon Schmerling und später Dupont das Ornament gefunden, also dass die Reliquiae p. 124 geradezu sagen können, man begegne ihm „very often in works of art of the Reindeer Age".

Wie innig hier das artistische und technische Moment mit einander verknüpft ist, braucht wohl kaum noch besonders gesagt zu werden. Der Feuersteinsplitter ist der Griffel und Meissel zugleich: eben damit beschränkte sich das Ornament auf lineäre Verzierungen, bei deren Darstellung der Griffel am wenigsten ausglitt und keine fehlerhaften Striche gab. Oder aber treffen wir kreisrunde Löcher und Ringe, die durch einfaches Drillen des Feuersteins gemacht wurden. Unter solchen Umständen wird es doch wohl schwer halten, den Beweis einer Fälschung zu erbringen, der Fälscher wäre zugleich der Erfinder eines höchst eigenthümlichen Stils, in welchem er an verschiedenen, hundert Meilen von einander entfernten Gegenden Europas die Fabrikate seiner Erfindung so raffinirt niedergelegt hätte, dass sich sämmtliche Gelehrten hätten täuschen lassen. Der eigenthümliche Schwerpunkt der Frage liegt jedoch ganz anderswo: gerade das technische Moment liefert den Hauptbeweis für die Aechtheit der Sculpturen, auf welche man sich als auf die schönsten und am besten ausgeführten Arbeiten als Gegenstand der Besprechung wird be-

schränken dürfen. Es ist ganz und gar falsch, was in verschiedenen Blättern zu lesen ist, die Schnitzwerke seien „in Knochen“ ausgeführt“: niemalen, weder im Perigord noch im Canton Schaffhausen fand man je den Knochen von Thieren benutzt, stets ist es das Geweih des Rens, das an sich eine spitze Waffe vom Menschen handgerecht gemacht und scharf zugespitzt wurde. Nennen wir es mit Einem Worte Dolch. so finden wir das Bestreben darauf gerichtet, den Dolchgriff mittelst einer Gravirung zu zieren und als Knauf des Griffes ein Thierköpfchen zu schnitzeln. Als solche abgebrochene Knäufe sehe ich das Doppelköpfchen von Schaffhausen und das Ovibos-Köpfchen[1]) von Constanz an. Dass das Material Renthierhorn ist, steht fest. Dass es zur Zeit der Bearbeitung frisch war, davon mag sich jedermann selbst üherzeugen, denn altes Horn lässt sich ganz einfach nicht mehr verarbeiten. Ein halbes Dutzend Geweihstücke aus der Thaynger Höhle und dem Hohlefels habe ich schon zu Versuchen geopfert, um selbst oder durch einen renommirten hiesigen Beinschnitzler nach den Vorlagen von Lartet und Christy Imitationen zo machen. Die Imitation verräth sich auf den ersten Blick, denn es ist einfach unmöglich auf der Aussenseite des alten mürben Hornes einen scharfen Strich zu ziehen. Das Horn ist auf 1—2 *mm* Tiefe ein Mulm; eine mürbe Schale umgiebt den Kern des Horns, die erst entfernt werden muss, um auf den Kern einzudringen: dieser selbst aber ist dann erst recht schwer zu bearbeiten, denn er ist wie der Stuttgarter Beinkünstler behauptet, „versteint“, der Grabstichel greift kaum an, die Feile aber verschmiert sich, von der Epidermis des Renhorns ist selbstverständlich keine Spur mehr vorhanden. Mit scharfen Strichen bekritzelte Rengeweihstücke, Skulpturen, an welchen die Epidermis noch sitzt, wie an den 2 Hörnern des Moschusochsen, stammen hiernach entschieden aus einer Zeit, in welcher es frisches Rengeweih gab, das heute in Deutschland wenigstens nicht mehr aufgetrieben werden kann.

Geheimerath Schaaffhausen ist zwar der Meinung (Jahrb. d. Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande Heft LXII pag. 150) man könne dieser meiner Beobachtung die Annahme entgegenstellen, dass auch zugegeben, dass vor 2—3000 Jahren das Renthier nicht mehr lebte, seine zurückgelassenen Geweihstücke damals (d. h. zu einer Zeit, in welcher bereits mit dem Stahl gearbeitet wurde) noch nicht so mürbe waren, als sie es heute sind. Dies gerade scheint mir ganz undenkbar. Abgeworfene Hirsch-Geweihstücke, die auf freiem Feld liegen bleiben, werden unter dem Ein-

---

1) Bei dieser Gelegenheit mache ich Freunde, welche sich für die beiden genannten Skulpturen interessiren, darauf aufmerksam, dass ich die mir gütigst anvertrauten Originale von Constanz und Schaffhausen in dem hiesigen Institut von A. Stotz galvanoplastisch nachbilden liess. Die versilberten Stücke liefert Herr Stotz zum Preis von 2 M. 50 Pf. pro Stück.

fluss der Atmosphärilien nach wenigen Jahren schon ausgelaugt und mürbe, an der Oberfläche rissig und spröde, dass sie unsere Beinarbeiter durchaus nicht mehr zu benutzen im Sande sind. Ein Geweih, das nun vollens hundert und mehr Jahre (denn so lange zum Mindesten hat es denn doch wohl gewährt, bis sich der merkwürdige Kulturumschwung vollzogen hat) an der Luft liegt, würde von einem glücklichen Finder um so sicherer liegen gelassen und zu Schnitzarbeiten nicht mehr benutzt, als es an frischem Material zu keiner Zeit gefehlt hat. Will man überhaupt die Schnitzarbeiten in spätere Zeit verlegen, so hat man ganz und gar nicht nöthig, zu abgeworfenen Geweihen aus der „Steinzeit“ zu greifen, denn das Ren war nach J. Cäsar (bell. gall. IV, 26) zu dessen Zeit im hercynischen Wald an den Grenzen der Helvetier und Rauraker noch zu treffen. Man könnte also etwa die Möglichkeit setzen, ein genialer Beinschnitzler in einer der römischen Legionen, die im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung am See standen, habe freie Stunden im Kesslerloch mit Schnitzarbeit zugebracht und dabei verunglückte Stücke einfach bei Seite liegen lassen. Bei der Darstellung des Doppelköpfchens (wenn man solches als Pferd und Hase deutet) wäre ihm ein Pferdebild auf irgend einer etruskischen Vase als Motiv vor Augen gestanden. Wie nun aber mit dem Moschusochsenköpfchen? Die Entstehung dieses Kunstwerks ähnlich zu deuten, dürfte wohl seine Schwierigkeit haben, der unglücklichen Idee Eckers gar nicht zu gedenken, welcher sich das Köpfchen nach dem Vorbild eines Schädels aus irgend einem anatomischen Museum oder aus der Abbildung in irgend einer Naturgeschichte nachgebildet denkt. Der Moschusochse verschwand aus Deutschland früher als das Ren und scheint ganz und gar das Lebensloos des Mammuth und Nashorn getheilt, d. h. in die historische Zeit nicht mehr hereingeragt zu haben.

Die Möglichkeit einer späteren Erstellung der fraglichen Stücke, d. h. in einer Zeit, die jedenfalls zur ältesten historischen Zeit gehörte, verliert hiernach sehr an Wahrscheinlichkeit und wird jedem Unparteiischen als ein höchst gezwungener Erklärungsversuch erscheinen. Hätte doch die gleiche unwahrscheinliche Zufälligkeit wie im Kesslerloch, so auch in der Kenthöhle und im Perigord stattgefunden.

II. Arbeiten in Stein.

Neben dem Rengeweih ist es ein zweites Rohmaterial, dem wir nun die Aufmerksamkeit zu schenken haben, der sog. Gagatstein[1]), neuerdings nach dem Englischen Jet genannt! Die Schmuckwaaren-Fabrikanten in Europa, namentlich die englischen machten in den letzten Jahren ihre besten

[1]) Gagates lapis nomen habet loci et amnis Gagis Lyciae. Plin. hist. nat. 36, 34.

Geschäfte in Jet. Man sagt, die Aussicht auf das Ableben des Papstes Pio Nono habe diesen Trauerschmuck in Mode gebracht, dass in Withby [1]) dem Hauptplatz für das Rohmaterial des Jet der Preis von 5 auf 25 M. stieg und sich die Händler in anderen Gegenden nach diesem Material umzusehen anfingen. Jet, Gagat, im deutschen Mittelalter Agstein genannt (Mineral ABC. Select. phys. öcon. pag. 112) oder auch schwarzer Bernstein (succinum nigrum in historia font. Boll. 1604) ist verhärtetes Bitumen der Posidonienschiefer des Lias, hat glänzend schwarzen Glasbruch und verhält sich bei der Bearbeitung zu Schmuckwaaren genau wie Bernstein, dessen spezifisches Gewicht er theilt.

Die K. Württembergische Centralstelle für Handel und Gewerbe suchte in richtiger Würdigung dieses Industriezweiges die Bearbeitung des Jet auch in Württemberg einzuführen, was um so näher lag, als es an Rohmaterial in diesem Lande nicht fehlt und dasselbe Land auf Land ab in den Klüften der ölreichen Posidonienschiefer gesammelt werden kann. Den unausgesetzten Bemühungen der genannten Centralstelle gelang es denn auch, in Geislingen als dem Hauptsitz der Beinwaaren-Industrie eine Jetwaaren-Industrie ins Leben zu rufen und die Steinsammler waren im ganzen Lande beschäftigt, das Jetvorkommen im Lande aufzuspüren. Derselbe findet sich am liebsten in linsenförmigen Platten von 10—15 *mm* Durchmesser als Kluftausfüllung, dünnere Gänge von nur wenig Millimeter Stärke können selbstverständlich nicht benutzt werden: Die Preise, welche für das Rohmaterial bezahlen werden konnten, beliefen sich auf ca. 5 Mark per Kilogramm.

Gelegentlich dieser Neueinführung der Jetindustrie stellte sich heraus, dass in früheren Zeiten die Jetschnitzerei in Süddeutschland längst einheimisch war, so liegt z. B. aus der alten „herzoglichen Raritätenkammer“ in Stuttgart das Brustbild des heiligen Jacobus vor, höchst wahrscheinlich aus der alten Goldwaaren Stadt Gmünd stammend, das die Kunstkenner ins XIV. oder XV. Jahrhundert verlegen. Das Bild ist aus einem 4½ *cm* hohen und 4 *cm* breiten Jetstück geschnitzt und scheint einst eine Bücherdecke oder ein Paramentstück geziert zu haben. Vielleicht diente es auch als Anhänger oder als Amulett, denn gross war der Ruhm des „Agtsteins“ im XVI. u. XVII. Jahrhundert; war er doch wider das Grimmen und „gut für die gebärmutter“ (cf. Bauhin hist. font. Boll.) Wissen wir doch, dass der Glaube an die Heilkraft der Steine, die durch das blosse Tragen derselben ausgeübt wird, weit in die älteste Zeit zurückgreift, also dass sich selbst

2) In Withby befinden sich in einer Ausdehnung von 8 engl. Meilen gegenwärtig 30 Minen in Thätigkeit, die 200 Arbeiter beschäftigen mit je 20–26 Mrk. Wochenlohn. In Withby selbst wird der dritte Theil der Einwohnerschaft, gegen 1500 Personen in 200 Fabriken beschäftigt und ein Umsatz von mehr als 2 Mill. Mrk. jährlich erzielt. Amtl. Ber. über die Wiener Weltausstellung von 1873 v. d. Central-Comm. des deutschen Reichs. p. 618.

die Naturgeschichte eines Plinius wesentlich in dieser offizinellen Betrachtungsweise der Naturkörper bewegt. Dieselbe erscheint bei weiterer Verfolgung als ein Erbstück der altegyptischen Mantik, in dem sich römische und griechische Autoren (Dioskorides, Altersgenosse von Plinius) auf Nechepsos beziehen, einen egyptischen König der XXVI. Dynastie, der um 680 a. C. als Vorgänger des Königs Psametich, Verfasser medizinischer und astrologischer Schriften war (Fraas, aus d. Orient II. Th. p. 29). Wir finden daher auch den Gagat zu durchbohrten Perlen und Colliers verarbeitet, mehrfach als Beigabe der Leichen in Gräbern.

Einen der schönsten Funde alten Gagatschmucks hat der vortreffliche Kustos des Regensburger Museums, Herr Pfarrer Dahlem gemacht. Er fand in dem Regensburger Gräberfeld auf dem Bahnhof von dort aus ächter Römerzeit einen Halsschmuck von mehreren hundert zierlich zu Oktaeder verschliffenen durchbohrten Gagaten, die heute noch so frisch als je als Collier getragen werden könnten. Auch diese Gagate sind ohne Zweifel einheimisch, findet sich doch dies Material an verschiedenen Orten Baierns, sowohl im fränkischen Lias als auch in den Ornatenthonen von Hersbruck als auch im Keuper von Irlbach und Altenparkstein (Gümbel's gef. Mitthl.) so dass das Collier sowohl wie verschiedene durchbohrte Kugeln, die im Gräberfeld sich fanden, einheimischem Rohmaterial entnommen zu sein scheint.

Das Gleiche ist der Fall mit den schwäbischen Hügelgräbern vorrömischer Zeit, in welchen wiederholt durchbohrte Gagatperlen und Gagatringe gefunden werden. Die Alterthumssammlung des Museums für vaterl. Kunst und Alterthümer bewahrt von 3 Fundorten: auf der Alb (Messstetten) und am Fuss derselben im Unterland (Darmsheim) solche Stücke, welche alle in merkwürdiger Frische erhalten sind, dass wenige Striche auf dem Polirleder genügen, ihnen den alten Glanz zu verleihen. Bisher galten die Gagatperlen der Hügelgräber für das älteste, bekannte Vorkommen dieses Minerals. Es war daher meine Freude und meine Ueberraschung keine geringe, bereits in der älteren Steinzeit Gagat verarbeitet zu finden, und zwar von demselben Künstler und mit denselben Feuersteinsplittern, von welchen und mit welchen die Rengeweihe behandelt sind. Die Konstanzer Versammlung hatte gerade diesen Artefakten zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt, da sich die Debatte ausschliesslich nur um die an ihrer Aechtheit angegriffenen Fabrikate aus Rengeweih drehte. So kam es, dass die ehrenwerthe Versammlung, wenn auch die Augen ihrer Mitglieder auf die verschiedenen in einer Glyceringefüllten Glasschale liegenden Artefakte aus Braunkohle fielen, sich nicht näher mit deren Untersuchung befasste. Wohl hatte der Entdecker des Kesslerlochs bei Thayngen und der erste Bearbeiter von dessen Inhalt Herr Lehrer Merk (Mitth. d. antiquar. Gesellschaft in Zürich XIX, 1 p. 32) mit vollem Recht Gewicht auf die Schmucksachen aus Braunkohle gelegt,

er sagt darüber a. a. O. „woher sie bezogen wurde ist ungewiss, dass der Jurakalk und zwar der Mergelschiefer und der sandige Kalkstein (?) die unmittelbar den obersten Massen des untern (?) weissen Jura aufliegen, hie und da Nester von Kohle enthalten, ist bekannt. Heute noch findet man am Schienerberge bei Ramsen kleinere Kohlenstücke und es ist fast mit Sicherheit anzunehmen, dass die aufgefundenen Kohlenstücke dorther stammen."

Abgesehen davon, dass die geognostische Bezeichnung der Kohle ziemlich unklar gehalten ist, wird man durch die Herbeiziehung des Schienerbergs zu der Ansicht gedrängt, man habe es mit tertiärer, dem weissen Jura auflagernder Braunkohle zu thun. So bürgerte sich auch die Ansicht ein, das Material, in welchem die Berloken und Ohrenringe der Höhle ausgeführt sind, wäre eine Braunkohle. Als solche lief die Kohle auch bei der Constanzer Versammlung. Erst nach derselben untersuchte ich die Kohle näher, indem Herr Leiner die grosse Gefälligkeit hatte mir ein Stückchen aus seiner Sammlung zum Opfer zu bringen. Durch Vergleichung mit dem schwäbischen Jetmaterial aus dem Lias von Ohmden, Holzmaden, Balingen und Schömberg, das in der Sammlung des k. Naturalien-Kabinets in Stuttgart vor uns liegt, stellte sich die vollkommenste Identität der Thaynger Stücke mit dem schwäbischen [1]) Material heraus. Eine Schwierigkeit der Untersuchung bot nur die Zersetzung des Materials [2]) durch das Glycerin, in welches der fürsorgliche Conservator am Rosgarten die Gegenstände gelegt hat und in welchem dieselben schon länger als 4 Jahre aufbewahrt sind.

Von der unrichtigen Auffassung ausgehend, als hätte man es mit tertiärer Braunkohle vom Schienerberg zu thun, welche allerdings in kurzer Frist vollständig zerfällt, wurde unglücklicherweise ein Conservirmittel gewählt, das nur nachtheilig auf den Gagat wirkt. Ich habe daher Herrn Leiner den Rath gegeben, sämmtliche Stücke schleunigst von Glycerin zu befreien und getrost an der Luft aufzubewahren, sie werden sich an der

---

1) Der amtliche Bericht der Central-Com. des deutschen Reichs über die Wiener-Weltausstellung sagt hierüber pag. 619: Härte, Politurfähigkeit und Farbe, selbst das spezifische Gewicht des württembergrschen Gagats stimmt mit dem Jet von Withby in jeder Beziehung überein, so dass in nicht ferner Zeit die in Württemberg, besonders in Geislingen einheimische Beinschnitzerei ihre Leistungen auch in deutschen Gagatwaaren auf den Markt zu bringen im Stande sein wird.

2) Eine nähere Untersuchung des alten, dem Glycerin entnommenen Jet und eine Vergleichung mit frischem Jet aus den Posidonienschiefern Würtembergs hat Herr Prof. Bronner von hier vorgenommen (Würt. Jahreshefte, XXXV. Jahrg.) Ihm ist nach seiner Analyse beider Körper kein Zweifel, dass die Höhlengagate wirklicher, ächter Gagat sind und nur durch das Jahrhunderte dauernde Lagern im Boden unter der Wirkung des Sauerstoffs der Luft eine anfangende Veränderung durch Austreten von Kohlenstoff und Wasserstoff in Form ven Kohlensäure und Wasser erlitten haben.

Luft so wenig verändern, als der Bernstein oder die Perlen und Geschmeide aus den römischen und vorrömischen Gräbern. Dagegen fürchte ich, dass ein längeres Verbleiben im Glycerinbad corrodirend auf die Oberfläche des Gagats einwirke und Oberfläche und Zeichnung allmählig zerstöre, wie denn bereits unter einer schon mässigen Vergrösserung die früher glattgeschabten Flächen angefressen erscheinen. Von der auflösenden Kraft des für indifferent geltenden Glycerins zeugt am besten die braune Farbe, welche die Flüssigkeit angenommen hat.

Herr Merk hat in seiner Abhandlung auf den beiden Tafeln IV u. IV die wichtigsten Schmucksachen abgebildet, bei deren näheren Betrachtung man überrascht wird über die mit den Beinarbeiten übereinstimmende Art der Bearbeitung des Gagats. Die einfachsten wohl am Hals getragenen Perlen (IV, 38. VI, 81) finden sich ähnlich auch in den bereits erwähnten altgermanischen und römischen Gräbern als Beigaben der Leichen, alle übrigen Schmucksachen aber sind eigenartig und übereinstimmend unter sich sowohl als mit den Beinarbeiten, dass unverkennbar in der Behandhandlung dieser Dinge Ein Stil und Eine Manier herrscht. Man sehe z. B. VI, 59 die 22 *mm* lange Pendeloque, welche der Geschmack gerade der neuesten Mode nachahmen dürfte. Das Stück zeigt ebenso wie Fig. 61 u. 75 einen Ausschnitt für das Ohrläppchen, darunter das Loch zum Anfassen und auf der wohl nach aussen gekehrten Seite den wohl bekannten Rautenstab. Bei der Schmalheit des Schmucks verschmälern sich die Rautenfelder, dass man schon den Perlstab vor sich zu sehen wähnt. Schade dass die Abbildung dieses wirklichen Bijou's einmal ziemlich roh ausgefallen ist und zum Andern nicht die richtige Aussenseite aufgefasst hat, welche zwei convergirende Rautenstäbe der ganzen Länge des Schmuckes nach zeigen würde. Wesentlich massiver ist die Pendeloque Fig. 61 gehalten, sie zeigt dieselbe Gestalt, wie die aus Bein gearbeitete (Fig. 57), indem sich das Unterende verdickt. Noch sehr unfertige Stücke sind 58 u. 60, beide wohl waren bestimmt, als Pendeloque verarbeitet zu werden. Sind diese Stücke, um uns der Sprache der Juweliere zu bedienen, „pendeloques“, so stellt Fig. 85. eine „breloque“ vor, in ihrer Art so schön als Fig. 59, ja noch viel kunstreicher gefertigt und mühsamer geschnitzt, denn über 200 erhabener ovaler Perlen überziehen in 4 concentrischen und in 4 mal 4 radialen Reihen das Stück und stempeln es zu einem Kunstwerk erster Grösse. Einfacher ist Fig. 83 gehalten, die moderne Sprache würde das Stück eine „pretention“ nennen. Fig. 79 ist leider verunglückt in der Zeichnung, wahrscheinlich ist das Stück zu einem Ohrgehänge bestimmt. Es sieht, worauf mich Herr Leiner aufmerksam zu machen die Freundlichkeit hatte, einem in sich aufgerollten Blutegel nicht unähnlich. Möglicher Weise ist das Motiv zu dieser Gestaltung des Gagats, die mehrere Male in der Constanzer Sammlung auftritt, einem Schnecken oder Ammoniten entnommen. Von letztern sind

gleichfalls einige Exemplare gefunden (IV, 57. VI, 91), für ihre Benutzung als Anhängsel spricht das Loch, das durch ihre Mitte gebohrt ist.

Die Menge der Gagatstücke im Kesslerloch ist eine verhältnissmässig sehr bedeutende. Hat doch Herr Merk allein 16 Stück Schmucksachen abgebildet: ausser diesen liegt noch eine Reihe halbfertiger oder mit dem Feuerstein nur angerissener Stücke vor, so dass man sicher nicht zuviel sagt, wenn man von einer zur Höhlenzeit hier einheimischen Kunst redet, welche zugleich ihr Rohmaterial aus einheimischen Lagern bezogen hat. An andern Orten als Thayngen finden wir Gravirarbeiten auch in Schieferstücken ausgeführt, wie aus den Reliquiae aquitan. von Lartet und Christy erhellt. Wohl erwähnt auch aus dem Kesslerloch Herr Merk eine Gravur auf Schiefer, aber ich entsinne mich nicht dieselbe gesehen zu haben.

Es genügen auch in der That die vielen Schmucksachen in Gagat, wie die feinen Arbeiten in Bein, den Verdacht von Mystifikation für immer zu verscheuchen und vielmehr ein Bild der allerdings sehr primitiven Arbeiten zu geben, in welchen sich aber doch ein Charakter geltend macht, der die verschiedenen Fund-Orte Europas unter Einem Gesichtspunkt auffassen lässt. Der gemeinsame Stil der Zeichnungen, die Manier zu arbeiten, die Wahl des Materials, was Alles die Bewohner der Höhlen von Süd-Frankreich, Belgien und England mit den Süddeutschen gemeinsam haben, macht schliesslich doch auch eine Stammesverwandtschaft wahrscheinlich, die, wenn wir uns jene ältesten Einwohner als Einwanderer betrachten, auf eine gemeinsame Wanderung von Völkern hinweisen, welche Ein Band von Sitten, Bräuchen und Gewohnheiten umschloss.



Vorhistorische Gräber bei Czekanow und Niewiadoma in Polen.

Mitgetheilt von

Albin Kohn.

Die geschriebene Geschichte erzählt uns gar nichts oder doch nur sehr wenig von den Ereignissen, welche in der ehemaligen Wojewodschaft Podlachien vorgefallen sind, und dennoch ist dieser der Welt entrückte Winkel Polens ohne Zweifel häufig der Schauplatz blutiger Ereignisse, mörderischer Schlachten gewesen, wie dies die grosse Anzahl von Kurganen, Wällen, Steingräbern in den Kreisen Sokolow, Konstantynow, besonders aber in den dem Bug nahen Gegenden beweisen.

Zu den interessantesten, räthselhaftesten, wenn auch vielleicht nicht zu den ältesten Grabstätten gehören zwei im Kreise Sokolow gelegene, welche wahrscheinlich der letzten Zeit des Heidenthums angehören; die eine befindet sich auf dem Territorium des Vorwerks Czellanow, die andere auf dem Felde des adeligen Dorfes Niewiadoma. Im October v. J. stellte (nach der in Warschau erscheinenden illustrirten Zeitschrift „Klosy (Aehren)“, Herr R. Eichler bei Czekanow Nachgrabungen an, welche folgendes Resultat ergeben haben.

Der Czekanower Begräbnissplatz liegt rechts vom Wege, der nach Siedlec führt, auf einer kleinen Anhöhe, welche durch den Pflug auf den Umfang von ca. ½ Morgen (Culmer Maass = 1 Magdeb. Morgen) reducirt ist. Sie ist mit Steinen bedeckt, welche seit Jahrhunderten nicht von der Stelle gekommen sind, auf der sie sich befinden, wofür die Flechten aus der Familie der Lecideen zeugen, mit denen sie bedeckt sind, und ihnen eine graue Farbe geben. Auf den ersten Blick scheinen diese Steine in Unordnung umhergeworfen zu sein; bei näherer Betrachtung ergiebt es sich jedoch, dass sie kleine, rundliche Hügel umgeben, die einen Umfang von einigen Schritten haben, und theils von einander abgesondert, theils aber auch mit einander zu einem undeutlichen Walle verbunden sind. Diese Hügel sind Grabhügel, in deren Innern je ein Skelet liegt, das sich gewöhnlich in der Tiefe von

zwei Fuss im Boden befindet. Diese geringe Tiefe hätte die Leichen nicht vor Raubthieren schützen können, wenn nicht die Menge kleiner Steine, welche auf der Oberfläche des Grabes dicht neben einander liegen und augenscheinlich absichtlich von Menschenhänden zusammengetragen worden sind, ihnen einen unüberwindlichen Widerstand entgegengesetzt hätten.



Durchschnitt eines Grabes bei Czekanow.

Eichler hat sechs solcher Gräber geöffnet und in zweien wohl erhaltene Skelete gefunden; die anderen waren stark verrottet. Alle lagen auf dem Rücken, horizontal, hatten die Hände neben dem Körper ausgestreckt und den Kopf in der Richtung nach Osten. Alle Schädel waren nach links, also in der Richtung des Polarsternes, gewendet. Diese gleichmässige Lage kann nicht zufällig sein; die Hinterbliebenen haben sich augenscheinlich nach gewissen religiösen Vorschriften gerichtet.

Die Messungen der einzelnen Knochen, wie der ganzen Skelete, weisen auf einen sehr hohen Wuchs der Verstorbenen hin. Ihre mittlere Grösse hat 6 Fuss betragen.

Soviel aus den Bruchstücken einiger Schädel und zweier ganzen geurtheilt werden kann, haben die Verstorbenen der kaukasischen Race angehört; doch weichen sie in mancher Rücksicht von den heutigen Typen ab. Der Gesichtswinkel bildet nahezu einen rechten Winkel, der Hinterkopf ist sehr stark entwickelt, das Hinterhauptbein übermässig convex, der untere Theil des Gesichtes etwas nach vorn hervortretend. Im Allgemeinen gehören sie der mesocephalen Form an.

Die so eben angeführten Merkmale, welche lediglich auf die an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen und auf Notizen basiren, werden erst als gewiss betrachtet werden können, wenn die Schädel noch eingehender untersucht sein werden. Ein Schädel, den Herr Eichler an sich genommen hat, kann jedoch als Norm für die Grösse der andern dienen. Dieser Schädel, welchem der Unterkiefer fehlt, hat einem Manne angehört, der über 30 Jahre alt gewesen ist, und der eine Höhe von 6 Fuss hatte. Die Knochen dieses Schädels sind dick, die Wölbung glatt, d. h. ohne jegliche Protuberanz und Einsenkung, der Gesichtswinkel beträgt ca. 80°, der Hinterhauptknochen

ist sehr convex, die Stirn ungewöhnlich niedrig, sanft nach hinten geneigt, die tubera frontalia sehr ausgeprägt. Endlich kann man aus dem schrägen Stande der Zähne schliessen, dass die obere Kinnlade etwas hervorstand. Der Horizontalumfang beträgt 518, die grösste Breite 142, die kleinste Breite 117 *mm*. Die Länge des Schädels (von der Stirn bis zum Hinterhauptbeine) steht im Verhältnisse von 100 : 70 zur mittleren Breite. Nach Welcker würde also dieser Schädel ein dolichocephaler sein. Uebrigens weist dieser Schädel eine Anomalie auf: das Stirnbein, welches sonst bei erwachsenen Personen ein Ganzes bildet, ist hier deutlich durch eine Nath getrennt. Herr Darwin sagt in seinem Werke über die Abstammung des Menschen, dass, wenn auch diese Abnormität auch heute noch gefunden wird, man sie doch häufiger an alten, als an neueren Schädeln beobachtet.

Wenngleich die soeben geschilderten Charaktermerkmale durchaus nichts Eigenthümliches, Sonderbares darstellen, und man auch heute noch lebende Individuen mit solchen Schädeln finden kann, so muss man doch zugestehen, dass eine solche Form des Kopfes keine Intelligenz bekundet; denn abgesehen von den zweifelhaften Annahmen der Phrenologen, finden wir in den anthropologischen Museen viele unwiderlegliche Beweise dafür, dass der Fortschritt der Civilisation, also auch die höhere Entwickelung der geistigen Fähigkeiten, durch die Verflachung des Hinterhauptbeins und die Erhebung des vorderen Theiles der Stirn ausgedrückt ist.

Die während eines ganzen Tages zusammen gebrachte Sammlung von Gegenständen besteht aus einigen kleinen Bruchstücken von Gefässen der vorhistorischen Keramik, drei eisernen Dornen, welche nur vereinzelt lagen und vierkantigen Nägeln ohne Köpfchen gleichen, 16 *cm* lang und 1 *cm* breit sind, und endlich aus einem Ringe, der am Finger der rechten Hand eines Skelettes gefunden worden ist. Der Ring ist aus rundem Silberdraht gemacht und seine beiden Enden mit einander nicht verbunden, was eine Eigenthümlichkeit der letzten Zeit der Bronzeperiode ist. Was die drei eisernen Nägel zu bedeuten haben, ist schwer zu errathen. Aus dieser winzigen und unbedeutenden Ausstattung sind wir nicht im Stande, auf die Beschäftigung der hier begrabenen Menschen zu schliessen, noch auch die Zeit, in welcher sie gelebt haben, wenn auch nur annähernd zu bestimmen.

Von hier begab sich Herr Eichler nach dem Dorfe Niewiadoma, um den dort existirenden Ringwall[1]) zu untersuchen, und fand hier einen dem Czekanower ganz ähnlichen Begräbnissplatz.

---

1) Wir möchten den Ringwall doch lieber Stadtwall nennen. Er heisst im Polnischen „Grodzisko“, im Russischen „Hradischtschko“, in anderen slavischen Sprachen „Gradzisko“. — Grod, Hrad, Grad heisst aber zu Deutsch die Stadt. Diese Bezeichnungen

Das Dorf Niewiadoma, welches sich in einer Entfernung von 1½ Meile von Czellanov befindet, liegt zu beiden Seiten einer bedeutenden Schlucht, welche vom Flüsschen Cetynia durchschnitten wird, dessen beide Ufer Wiesen bilden. Das Flüsschen entspringt bei Sokolowo und mündet in den Bug. Am rechten Ufer, und zwar hart an dem Dorfe, erhebt sich eine unförmliche Umwallung, welche einige Morgen einnimmt und eine sehr alterthümliche Befestigung (?) zu sein scheint. Dieser hohe Wall verleiht der flachen, nur wenig wellenförmigen Gegend einen gewissen Reiz und unterbricht die Einförmigkeit.

Einige hundert Schritt südwestlich von diesem Walle befindet sich der vorhistorische Begräbnissplatz, welcher wie ein mit Steinen bedecktes Stück Unland aussieht; die vereinzelten Gräber zeigen jedoch eine gewisse Symmetrie in der Anordnung der Steine. Die drei Gräber, welche geöffnet worden sind, waren den Czekanower ganz ähnlich, und es unterliegt keinem Zweifel, dass diese und jene demselben Volksstamme angehören. Die bei Niewiadoma gefundenen Skelete befanden sich im Zustande der vollkommenen Zersetzung. Die Ungeschicklichkeit der Arbeiter, in Folge welcher die Knochen gänzlich zerstreut und zerbröckelt worden sind, ist Schuld daran, dass nicht einmal festgestellt werden konnte, ob die Todten hier in derselben Lage wie bei Czekanow bestattet worden sind.

Herr Eichler meint, dass, da die hier beschriebenen Gräber einen ganz eigenthümlichen Charakter an sich tragen und nichts mit den anerkannt slawischen Gräbern Gemeinsames haben, weil sowohl ihre Form, als auch die Art der Todtenbestattung grundverschieden sind, man genöthigt ist, sie als die letzte Ruhestätte eines anderen Volksstammes zu betrachten, und sie den Jadżvingern zuzuschreiben, welche, wie aus historischen Quellen erhellt, im 11. Jahrhundert in Podlachien ein nomadisirendes Leben geführt haben, deren Ursprung jedoch im Nebel der Zeiten verschwindet. Die Chronisten Bogufal und Kadlubek, welche sie im Allgemeinen Pollesciani, Jacwiczones nennen, schweigen über ihren Ursprung, sowie über die Gegend, aus welcher sie gekommen sind. Die späteren polnischen Geschichtsschreiber stimmen darin überein, dass dieses Volk, welches sich durch Sprache, Sitten und Glaubensansichten von den Slaven unterschieden hat, tapfer aber grausam gewesen ist, seinen Namen mit Feuer und Schwert in der Geschichte verzeichnet hat. Indem es beständig Polen feindlich entgegentrat, verband es sich mit den Lithauern, Ruthenen und alten Preussen, um die Grenzgegenden zu verheeren und zu verwüsten, bis es von Boleslaus dem Schamhaften bezwungen wurde. Achtzehn Jahre später machten die Jadzwinger im Vereine mit den Lithauern einen Einfall ins Gebiet von

---

sind übrigens volksthümlich, also durch die Tradition überliefert und nicht durch die Wissenschaft geschaffen.

Lublin. Der damalige polnische König Leszeck der Schwarze brachte ihnen im Jahre 1282 in einer Schlacht an der Narew (der Ort ist nicht mit Bestimmtheit angegeben), eine Niederlage bei, nach welcher der Name der Jadzwinger verschwindet.

Dieser Volksstamm, der vielleicht eines besseren Looses würdig gewesen ist, ist spurlos vom Erdboden verschwunden; nicht einmal die Tradition von ihm hat sich unterm Volke erhalten. Möglich, dass die hier beschriebenen Gräber die letzten sichtbaren Denkmäler seines Daseins sind, die sich bis heute erhalten haben. Es ist dies eine Hypothese, zu deren Begründung wir für jetzt noch keine weitern Daten besitzen. Vielleicht werden sich solche noch finden.



Uebersicht der Literatur

für

Ethnologie, Anthropologie und Urgeschichte im Jahre 1877.

Zusammengestellt von **W. Koner.**

Anthropologisch-ethnologische Versammlungen und Museen.

Kollmann, Der VIII. internationale Congress für Anthropologie und Urgeschichte in Pest; September 1876. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie 1877. N. 2 ff.

Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistorique. Compte rendu de la huitième session à Budapest 1876. 1. Vol. Budapest (Leipzig, Haessel) 1877 gr. 8. (20 M.)

Cotteau (G.), Congrès international d'anthropologie et d'archéologie préhistorique, session de Budapest. Auxerre 1877. 8.

Magitot (E), Lettres de Hongrie écrites à l'occasion du Congrès d'anthropologie et d'archéologie préhistorique 1876 à Pest. Paris (Libr. d. Bibliophiles) 1876. 37 S. 8.

Die Section für Anthropologie auf der 50. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Münschen vom 17. bis 22. September 1877. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie 1877. N. 12.

Ranke (Joh.), Bericht über die VIII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Constanz am 24.—26. September 1877. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie etc. 1877. N. 9 ff.

Achte Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Constanz. — Ausland 1877. N. 47.

Schaafhausen, Die anthropologische Versammlung in Constanz. — Jahrbuch d. Ver. von Alterthumsfreunden im Rheinlande. LXI. 1877. p. 159.

—, Aus den Sitzungsberichten der Niederrheinischen Gesellschaft zu Bonn. — Ebds. LXI. 1877. p. 145.

Arbeiten des anthropologischen Instituts von Grossbritannien und Irland. — Globus. XXXII. 1877. p. 125.

Bericht über die Entstehung u. Entwickelung der Section für Anthropologie, Ethnologie etc. — Schriften d. naturforsch. Ges. in Danzig. N. F. IV. Hft. 1. 1876.

Schaafhausen (H.), Die anthropologischen Sammlungen Deutschlands, ein Verzeichniss des in Deutschland vorhandenen anthropologischen Materials. Nach Beschluss der deutschen anthropologischen Gesellschaft zusammengestellt. Braunschweig (Vieweg und Sohn) 1877. 4.

Kohn (Albin), Das archäologische Cabinet der Jagiellonischen Universität in Krakau. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. p. 151.

Das skandinavische ethnographische Museum in Stockholm. — Globus. XXXII. 1877. p. 151.

Les missions scientifiques. Museum ethnographique du Palais de l'Industrie. — Revue scientifique 1878. 2. février.

Catalogus der ethnologische afdeeling van het Museum van het Bataviaasch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. 2dr. Batavia (Bruining) 1877. 8. (f. 2,50.)
Catalogo della collezione di oggetti preistorici dell' età della pietra posseduti da Giustiniano Nicolucci. Napoli 1877. 43 S. 8.

Allgemeine Anthropologie.

Virchow (R.), Die Ziele und Mittel der modernen Anthropologie. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie 1877. N. 1.
Jäger (G.), Die moderne Anthropologie. — Kosmos von Caspari. I. 1877. p. 53.
Reich (E.), Beiträge zur Anthropologie und Psychologie mit Anwendung auf das Leben der Gesellschaft. Braunschweig (Vieweg u. Sohn) 1877. gr. 8. (6 M.)
Topinard, Historique de l'anthropologie. — Bullet. de la Soc. d'Anthropologie 1877. p. 310
Topinard (P.), Anthropology. With preface by Prof. Paul Broca. Transl. by Rob. T. H. Bartley. With 49 woodcuts. London (Chapman) 1877. 546 S. 8. (7 s. 6 d.)
Lorm (H.), Anthropologische Kritik. — Wiener Abendpost. Beilage 1878. N. 98.
Sterne (Carus), Schöpfungsgeschichte und Chorologie vor 200 Jahren. — Kosmos von Caspari. I. 1877. p. 36.
Dawson (J. W.), The origin of the world, according to revelation and science. New York 1877. 12. (10 s. 6 d.)
Oberländer (R.), Der Mensch von vormals und heute. Geschichte und Verbreitung der menschlichen Rassen. Leipzig (Spamer) 1877. gr. 8. (3 M.)
Ecker (A.), A. R. Wallace über Enstehung und Entwicklung der modernen Anschauungen, betreffend Alter und Ursprung des Menschen. — Arch. f. Anthropologie. X. 1877. p. 141.
de Quatrefages, L'espèce humaine. Paris 1877. 368 S. 8.
Naudin (Ch.), Sur l'espèce humaine. — Bullet. de la Soc. d'Anthropologie. 1877. p. 493.
Pfaff (F.), Das Alter und der Ursprung des Menschengeschlechts. Frankfurt a. M. (Zimmer: Zeitfragen d. christl. Volkslebens. Bd. II. Hft. 2.) 1877. gr. 8. (1 M.)
Dawson (J. W.), Story of the earth and man. 5th edit. London (Hodder and S.) 1878. 408 S. 8. (7 s. 6 d)
Metschnikow (J. J.), Anschauungen über die Abstammung des Menschen. — Der europäische Bote. 1877 April (russisch).
Caspari (O.), Die Urgeschichte der Menschheit mit Rücksicht auf die natürliche Entwickelung des frühesten Geisteslebens. 2. Aufl. 2 Bde. Leipzig (Brockhaus) 1877. gr. 8. (17 M.)
Hovelacque (A.), Notre ancêtre, recherches d'anatomie et d'ethnologie sur le précurseur de l'homme. Paris (Leroux) 1877. 43 S. 8.
Eine neue Ansicht vom Alter der Erde und des Menschengeschlechts. — Grenzboten 1877. N 27.
Southall (J. C.), Recent origin of man, as illustrated by geology and the modern science of prehistoric archaeology. Illustrated. Philadelphia 1878. 8. (30 s.)
—, Epoch of the Mammoth and the apparition of man upon the earth. With illustrations. London (Trübner) 1878. 424 S. 8. (8 s. 6 d.)
Dakyns (J. R.), The antiquity of man. — Geological Magazine 1877. October.
Jones (T. R.), Lecture on the antiquity of man. London (Van Voorst) 1877. 8. (1 s.)
Geikie (J.), The antiquity of man. — Nature 1877. 21. Juni.
v. Baerenbach (F.), Zur Urgeschichte der Menschheit. — Blätter f. liter. Unterhaltung. 1878. N. 22.
Mantovani (R. D. P.), Is man tertiary? The antiquity of man in the roman country. — Geological Magazine. 1877. October.
Strobel (P.), Alcune osservazioni intorno all'uomo fossile. — Bulletino di paletnologia italiana. 1877. p. 145.
Le Hon (H.), L'homme fossile en Europe, son industrie, ses moeurs, ses oeuvres d'art. 5. Édit. Bruxelles (Muquardt) 1877. gr. 8. (6,40 M.)
Broca (P.), Les races fossiles de l'Europe occidentale. — Revue d'anthropologie. 2e Sér. I. 1878. p. 158.

Bellucci (G.), Selci lavorate dall' uomo in alcuni depositi quaternari del Perugino. — Archivio per l'antropologia e la etnologia. VIII. 1878. p. 41.

Capellini, L'uomo pliocenico in Toscana. — Archivio per l'antropologia e la etnologia. VII. 1877. p. 79.

Becker (J. H.), Ein Wendepunkt in der Urgeschichte des Menschengeschlechts. — Kosmos von Caspari. Jahrg. 1877. Hft. 8.

M'Causland (Domin.), Adam and the Adamite; or, the harmony of scripture and ethnology. 4th edit. London (Bentley) 1877. 326 S. 8. (6 s.)

Häckel (E.), Die Urkunden der Stammesgeschichte. — Kosmos von Caspari. I. 1877. p. 26.

Ueber die Entstehung der Moneren und anderer Protisten. — Ausland 1877. N. 45.

Stroux, Ueber die Urzeugung. Programm des Gymnas. in Hagenau im E. Hagenau. 1867. 4.

Carneri (B.), Zum Capitel Urzeugung. — Kosmos von Caspari. I. Hft. 12.

Gutberlet (C.), Darstellung der Einheit der Naturkräfte nach P. Angelo Secchi. — Natur und Offenbarung. Bd. XXIV. Hft. 4.

Trede (Th.), Der einheitliche Ursprung des Menschengeschlechts. Kiel (Lipsius & Tischer) 1877. gr. 8. (1 M.)

Die Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft auf dem Gebiete der Schöpfungsgeschichte. — Augsburg allgem. Ztg. Beil. 1878. N. 2.

Wiedersheim (R.), Die neuesten paläontologischen Funde im Lichte der Descendenztheorie Vortrag. Freiburg i. Br. (Schmidt) 1878. 8. (60 Pf.)

Heinze (M.), Antiker Darwinismus. — Im neuen Reich. 1877. I. 521.

Canestrini, La teoria dell' evoluzione esposta nei suoi fondamenti come introduzione alla lettura delle opere del Darwin e de' suoi seguaci. Torino 1877. 242 S. 4.

Römer (J.), Wesen und Begründung der Lehre Darwin's. Progr. d. evangel. Gymnas. zu Kronstadt. 1876. 8.

Pfleiderer (Edm.), Die Darwin'sche Geistesbewegung. — Protestant. Kirchenzeitg. 1877. N. 28 ff.

Bateman (F.), Darwinism tested by language. With preface by Edw. Meyrick Gouldburn. London (Rivingstons) 1877. 248 S. 8. (6 s.)

Rade (E.), Charles Darwin u. seine deutschen Anhänger im J. 1876. Strassburg (Schneider) 1877. gr. 8. (1 M.)

Michelis (F.), Anti-Darwinistische Beobachtungen. Bonn (Neusser) 1877. gr. 8. (2,80 M.)

Kalischer (S.), Teleologie und Darwinismus. Berlin (Hempel) 1878. 8. (1,60 M.)

Teichmüller (G.), Darwinismus und Philosophie. Dorpat 1877. gr. 4. (3 M.)

Dreher (E.), Der Darwinismus und seine Stellung in der Philosophie. Berlin (Peters) 1877. gr. 8. (3 M.)

Weygoldt (G. P.), Darwinismus, Religion, Sittlichkeit. Leiden (Brill) 1878. 8. (2,75 M.)

Darwinismus, Religion, Sittlichkeit. — Grenzboten. 1878. N. 26.

Kruhl (J.), Darwin und die Sprachwissenschaft. Mainz (Lesimple) 1877. gr. 8. (1,20 M.)

Dominicis (S. F.), La pedagogia e il darwinismo Bari 1877. 4.

Spitzer (H.), Göthe und der Darwinismus. — Ausland 1877. N. 11.

Cattie (J. Th), Göthe ein Gegner der Descendenztheorie. Eine Streitschrift gegen E. Häckel. Utrecht (Beijers) 1878. 8. (50 Pf.)

Kossmann (R.), War Göthe ein Mitbegründer der Descendenztheorie? Eine Warnung vor E. Häckel's Citaten. 2. Abdr. Heidelberg (Winter) 1877. 8. (4 M.)

Scheidemacher (E.), K. Ernst v. Baer und der Darwinismus. — Natur und Offenbarung. 1877. Hft. 5 ff.

Scheidemacher, Ein merkwürdiges Beispiel Darwinistischer Wissenschaftlichkeit. — Natur und Offenbarung. XXIII. Hft. 9.

Hartmann (C. E. R.), Darwinismus und Thierproduction. — Wissensch. Beil. z. Leipziger Ztg. 1877. N. 49 ff.

Lissauer, Crania Prussica. 2. Serie. Ein weiterer Beitrag zur Ethnologie der preussischen Ostseeprovinzen. — Z. f. Ethnologie. X. 1878. p. 1. 81.

Jensen, Brachycephale Schädel von Altenberg bei Wehlau in Preussen. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 477.

Virchow, Schädel aus einer Krypte in Leubingen im nördlichen Thüringen. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 327.

v. Hölder (H.), Zusammenstellung der in Würtemberg vorkommenden Schädelformen. M. 1. Karte u. 6 Taf. Stuttgart (Schweizerbart) 1876. fol. vgl. Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1877. N. 5.

Kollmann, Ueber mesocephale Schädel aus alten Gräbern Bayerns. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1877. p. 143. Vergl. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. Heft 2. 1877.

Ranke (J.), Craniologische Mittheilungen über die Landbevölkerung Altbayerns. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1877. p. 144.

Virchow (R.), Zur Craniologie Illyriens. — Monatsberichte d. K. Preuss. Akad. d. Wiss. 1877. p. 769.

—, Weitere Mittheilungen über friesische und niederländische Schädel. — Monatsber. d. K. Preuss. Akad. d. Wiss. 1876. p. 622.

Gamba (A.), Nota sopre alcuni cranii sardi; letta alla R. Accademia di medicina di Torino. Torino 1876. 11 S. 8.

Virchow (R.), Ueber statistische anthropologische Untersuchungen in Russland, Griechenland und Deutschland. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 39.

Grube (Oscar.), Anthropologische Untersuchungen an Esten. Promotionsschr. d. Univ. Dorpat. 1878.

v. Baer (C. E.), Beschreibung der Schädel, welche aus dem Grabhügel eines Skythischen Königs ausgegraben sind. Mit einleitenden Bemerkungen von L. Stieda. — Arch. f. Anthropologie. X. 1877. p. 215.

Virchow (R.), Westsibirische Schädel (Samojedin, Ostjaken etc.) — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 330.

Schneider (Oscar), Schädel von dem Schlammvulkan von Boshie-Promysl (Transkaukasien). — Z. f. Ethnologie. X. 1878. Verhdl. p. 21.

Eldridge (Stuart), Notes on the crania of the Botans of Formosa. — Transact. of the Asiatic Soc. of Japan. V. I. 1877. p. 158.

Luigi (Pagliani), I fattori della statura umana. — Archivio di statistica. Anno I. vol. IV. 1877.

Ecker (A.), Ueber die Methoden zur Ermittlung der topographischen Beziehungen zwischen Hirnoberfläche und Schädel. — Archiv f. Anthropologie. X. 1877. p. 233.

Hefftler (F.), Die Grosshirnwindungen des Menschen und deren Beziehungen zum Schädeldach. A. d. Russ. von Landzert. — Archiv f. Anthropologie. X. 1877. p. 215.

Lucae, Wachsthum des Schädels nach der Geburt. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie etc. 1877. p. 135.

v. Ihering (H.), Zur Einführung von Oscillationsexponenten in die Craniometrie. — Arch. f. Anthropologie. X. 1878. p. 411.

Spengel (J. W.), Zur Craniometrie. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. p. 129.

Gildemeister (J.), Zur Verständigung über ein gemeinsames Verfahren bei der Schädelmessung. — Arch. f. Anthropologie. X. 1877. p. 1.

v. Hölder, Vorschlag zur Verständigung über eine gemeinsame Methode für Schädelmessungen. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1877. p. 18.

Jensen, Zur Lehre von den topographischen Beziehungen zwischen Hirnoberfläche und Schädel. — Arch. f. Anthropologie. X. 1878. p. 415.

Riccardi (P.), Suture anomale dell' osso malare in sei crani umani. — Archivio per l'antropologia e la etnologia. VIII. 1878. p. 1.

Broca (P.), Nomenclature cérébrale. — Revue d'anthropologie. 2e Sér. I. 1878. p. 193.

Ecker (A.), Ueber den queren Hinterhauptswust (Torus occipitalis transversus) am Schädel verschiedener aussereuropäischer Völker. — Arch. f. Anthropologie. X. 1877. p. 115.

Virchow (R.), Ueber Mikrocephalie. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 280.
—, Ueber Mikrocephalen (Vorstellung eines Mädchens aus Ungarn). — Z. f. Ethnologie. X. 1878. Verhdl. p. 25.
Kupffer (C.), Schädel abweichender Form aus der Königsberger anatomischen Sammlung. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 203.
Skulls from New-Guinea. — The Academy. 1878. N. 320.
Ecker (A.), Zur Kenntniss des Körperbaues früherer Einwohner der Halbinsel Florida. — Arch. f. Anthropologie. X. 1877. p. 101.
Riccardi (P.), Studii intorno ai crani papuani. — Archivio der l'antropologia e la etnologia. VIII. 1878. p. 18.
Virchow (R.), Messungen eines Salomons-Indianers. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 241.
Amedei, Cinque casi di divisione anomala dell' osso zigomatico nell' uomo. — Archivio per l'antropologia e la etnologia. VII. 1877. p. 1.
Krüger (R.), Die vergleichende Anatomie der Zähne der Thiere und des Menschen. — 7. Jahresber. d. naturwiss. Ver. zu Magdeburg. 1877. p. 1.
A remarkable deformity of the teeth among the inhabitants of the Admiralty Isles. — Nature. 1877. N. 404.
Pagliani (L.), Die Entwicklung des Menschen in den der Geschlechtsreife vorangehenden späteren Kindesjahren und im Jünglingsalter (von 7 bis 20 Jahren) im Verhältniss zum Geschlecht, zur Ethnographie und zu den Nahrungs- und Lebensbedingungen. — Moleschott, Untersuchungen zur Naturlehre. Bd. XII. 1878. p. 89.
Mantegazza (P.), Della lunghezza relativa dell' indice e dell' anulare nella mano umana — Archivio per l'antropologia e la etnologia. VII. 1877. p. 19.
Etwas über die Finger. — Ausland 1878. N. 21.
Böhmert (V.), Erhebungen über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut im Königr. Sachsen. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1877. p. 17.
Geisler, Die Farbe der Augen, der Haare und der Haut bei den Schulkindern Sachsens — Z. d. K. Sächsischen statist. Bureaus. XXII. 1877. p. 321.
Die Statistik über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut bei den Schulkindern unter 14 Jahren im Herzogthum Sachsen-Altenburg. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1877. N. 5.
v. Siebold (C. Th.), Die haarige Familie von Ambras. — Archiv f. Anthropologie. X. 1877. p. 253.
Ecker (A.), Ueber abnorme Behaarung der Menschen, insbesondere über die sogenannten Haarmenschen. — Globus. XXXIII. 1878. N. 14.
Mohnike (O.), Geschwänzte Menschen. — Natur und Offenbarung. Bd. XXIV. Heft 1 ff.
Geschwänzte Menschen. — Globus. XXXII. 1877. p. 127.
Wundt (W.), Ueber den Ausdruck der Gemüthsbewegungen. — Deutsche Rundschau. 1877. Heft 7. p. 120.
Tissot, Psychologie comparée. De l'intelligence et de l'instinct dans l'homme et dans l'animal. Paris 1878. 570 S. 8. (9 Fr.)
Mantegazza (P.), Saggio sulla transformazione delle forze psichiche. — Archivio per l'antropologia e la etnologia. VII. 1877. p. 285.
Die Vermehrung des Menschengeschlechts. — Ausland 1877. N. 49.
Bastian (A.), Abstammung und Verwandtschaft. — Z. f. Ethnologie. X. 1878. p. 43.
Trall (R. T.), Eine neue Bevölkerungs-Theorie hergeleitet aus dem allgemeinen Gesetz thierischer Fruchtbarkeit. Mainz (Lesimple) 1877. gr. 8. (90 Pf.)
Müller (Th.), Die Erblichkeit, ihre Gesetze und Ursachen. — Gaea 1877. p. 195. 296. 429. 555. 617. 679. 752.
Specht (A.), Ueber die Erblichkeit und Vererbung geistiger und körperlicher Eigenthümlichkeiten. — Die neue Gesellschaft. I. 1878. Heft 4.
Galton (F.), Les lois typiques de l'hérédité. — Revue scientifique. 1877. 27. Octobre.
Jäger (G.), Physiologische Briefe. I. Ueber Vererbung. — Kosmos von Caspari. I. 1877. p. 17.
Gerland (G.), Das Gesetz der Vererbung und die Poesie. — Nord und Süd. Bd. II. Heft 5.

Bertillon, Sur la durée d'une génération. — Bullet. de la Soc. Anthropologie. 1877. p. 321.

Kaiser (H.), Ueber Constanz der Rasse u. Individual-Potenz bei Vererbung der Thiere. Diss. Marburg. 1876. 8.

Schasler (M.), Mensch und Thier in der Culturgeschichte. — Wiener Abendpost. Beilage. 1878. N. 80 ff.

Magnus (Hugo), Der Farbensinn in den verschiedenen Perioden der menschlichen Entwicklung. — Die Gegenwart 1877. N. 22.

v. Bischoff (Th.), Ein angeblicher Fall von Hybridität beim Menschen. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1877. N. 6.

—, Ueber die Unfruchtbarkeit der Octeroon. — Ebds. 1877. N. 7.

Umbständliche Nachricht von der verstorbenen bärtlichen Jungfrau in Leipzig. — Z. f Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 239.

Friedel (E.), Ueber den frühreifen Knaben Albert Strohmeyer. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 443.

Broca (P.), La maladie des Scythes. — Revue d'anthropologie 2e. Sér. I. 1878. p. 173.

Ornstein, Sacral-Trichose bei Hellenen. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl p. 485.

Vignoli (T.), Della legge fondamentale dell' intelligenza nel regno animale. Milano (Fratelli Dumolard) 1877. 226 S. 8.

Nehring (A.), Die quaternären Faunen von Thiede und Westeregeln nebst Spuren der vorgeschichtlichen Menschen. — Archiv f. Anthropologie. X. 1878. p. 359.

Rehmann (E.) und A. Ecker, Zur Kenntniss der quaternären Fauna des Donauthales. - Archiv f. Anthropologie. X. 1878. p. 399.

v. Frantzius (A.), Die Urheimath des europäischen Hausrindes. — Arch. f. Anthropologie. X. 1877. p. 129. vgl. Ausland 1877. N. 39.

Sanson (A.), Notes sur trois crânes et quelques autres ossements d'Équidés du musée de Saint-Germain. — Revue archéolog. XXXIII. 1877. p. 190.

Woldrich (J. N.), Die Haushunde aus urgeschichtlicher Zeit Europa's. — Mitthl. d. anthropol. Ges. in Wien. VII. N. 4 f.

—, Ueber einen neuen Haushund der Broncezeit (Canis familiaris intermedius) aus den Aschenlagen von Weikersdorf, Polkau und Ploscha. Wien (Hölder, in Comm.) 1877. gr. 8. (2 M. 40 Pf.)

Darwin (Ch.), Sexual selection in relation to monkeys. — Nature. 1876. N. 366.

Hartmann (R.), Beiträge zur Kenntniss der sogenannten anthropomorphen Affen. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. p. 117.

Broca (P.), Étude sur le cerveau du Gorille. — Revue d'anthropologie 2e. Sér. I. 1878. p. 1.

Lubbock (Sir J.), Relations between plants and insects: a lecture at Glasgow. London (Simpkin) 1878. 24 S. 12 (3 d.)

Allgemeine Ethnologie.

Vierteljahres-Revue der Fortschritte der Naturwissenschaften in theoretischer und praktischer Beziehung. 6 Bd. N. 1. Urgeschichte. Leipzig (Mayer) 1878. 8.

Morgan (L. H.), Ancient Society: or, researches in the lines of human progress from savagery through barbarism to civilisation. London (Macmillan) 1877. 570 S. 8. (16 s.)

Rawlinson (G.), Origin of nations. In 2 parts. 1. On early civilization; 2. On ethnic affinities. With maps. London (Relig. Tract. Soc.) 1877. 8. (4 s. 6 d.)

Peschel (O.), Völkerkunde. 4. Aufl. Leipzig (Duncker u. Humblot) 1877. gr. 8. (11,20 M.)

—, Abhandlungen zur Erd- und Völkerkunde. Leipzig (Duncker u. Humblot) 1877. gr. 8. (10 M.)

Holtheuer, Kurzer Abriss der Ethnographie in vergleichender Darstellung. Abthl. I. Programm d. Realschule II. Ordnung zu Leipzig. 1876. 4.

v. Hellwald (Fr.), Bedeutung und Aufgabe der Völkerkunde. Kosmos von Caspari. Bd. I. 1877. p. 45.

Malfalti (Bart.), Etnografia. Milano. 1878. 156 S. 8. (l. 1,50).
Dally, Histoire de l'ethnologie. — Revue géographique internationale. 1877. Nr. 17.
Ethnographische Rundschau. — Globus. XXXIII. 1878. p. 327.
Bastian (A.), Ethnologische Erörterungen. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. p. 183.
di Hellwald (Fred.) e G. Strafforello, La terra e l'uomo, geografia illustra. Fasc. 1 bis 12. Torino 1877. 8. (à l. 0,60).
Wood (J. G.), De onbeschaafde volken, beschreven in hur voorkomen, zeden, gewoonten, gebruiken enz. Met houtgravuren naar oorspronkelijke teekeningen. 1. D. Afrika. 2. D. Australie, Niew-Zeeland, Polynesië en Azië. Rotterdam (Robbers). 1878. 8. (f. 30.)
Dawn of History: an introduction to prehistoric study. Edited by C. F. Keary. London (Mozley) 1878. 238 S. 8 (5 s.).
v. Hellwald (Fr.). Eine Umwälzung in der prähistorischen Wissenschaft. — Wiener Abendpost. Beilage zur Wiener Ztg. 1877. N. 231.
Rivière (E.), Classification des âges préhistoriques. — Revue géographique internationale. 1876. 14.—25. December.
Die ältesten vorhistorischen Zeugnisse. — Ausland. 1878. Nr. 17 f.
Chierici, Stratificazioni coordinate delle tre età preistoriche. — Bulletino di paletnologia italiana. 1877. p. 167.
Anhaltspunkte zur Erforschung und Aufnahme vorgeschichtlicher und geschichtlicher Alterthümer. — Beiträge zur Anthropol. u. Urgesch. Bayerns. Heft 1. 1876.
Dally, Classifications des races humaines. — Revue géographique internationale. T. II. 1877. Nr. 22.
Gerster (K.), Religiöse Ideen und die Naturerscheinungen. — Die Natur. 1877. N. 49.
Happel (J.), Die Anlagen des Menschen zur Religion, vom gegenwärtigen Standpunkte der Völkerkunde aus betrachtet und untersucht. Leipzig (Harrassowitz) 1877. gr. 8. (6 M.)
Günther (S.), Geschichte der Beziehungen zwischen Theologie und Naturwissenschaft. — Ausland. 1878. N. 19 f.
Weinland (D. F.), Ueber die Sprache der Urmenschen. — Kosmos. 1. Jahrg. Heft 7.
Caspari (O.), Das Problem über den Ursprung der Sprache. Eine Erwiderung gegen Steinthal und Herrn Noiré. — Ausland. 1877. N. 47 f.
Wirth (Ch.), Die Frage nach dem Ursprunge der Sprache im Zusammenhang mit der Frage nach dem Unterschiede zwischen Menschen- und Thierseele. Wundsiedel (Nehring) 1878. 8. (1,80 M.).
Janku (J. B.), Der Ursprung der Sprache nach dem vergleichenden Standpunkte der vergleichenden Sprachwissenschaft. — Carinthia. 1877. N. 5, 6.
Hovelacque (A.), La classification des langues en anthropologie. — Revue d'anthropologie. 2. Sér. I. 1878. p. 47.
Hovelacque (A.) et J. Vinson, Études de linguistique et d'ethnographie. Paris (Reinwald & Co.) 1878. 8. (4 M.)
Freeman (Ed. A.), Race and language. — The Contemporary Review. 1877. March.
Bertholon (L.), De la vitalité des races du Nord dans les pays chauds exempts d'impaludisme. Paris 1877. 97 S. 8.
Dally (E.), De la chevelure comme caractéristique des races humaines. Paris (Secrétariat de l'assoc. franç. pour l'avancem. d. sciences.) 1876. 9 S. 8.
L'Européen sous les tropiques, étude biologique. — Revue de France. 1877. 1. u. 15. Sept.
Fortlage, Ueber die wilde und zahme Völkerfamilie. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. für Anthropologie etc. 1878. p. 12.
Joly, L'anthropologie et les sacrifices humains dans les temps préhistoriques et à l'époque actuelle. — Revue scientifique. 1877. 8. Sept.
Haberland (C), Die Gastfreundschaft auf niederen Culturstufen. — Ausland. 1878. N. 15.
Berghaus (A.), Kennzeichen die äusserlichen Eigenthümlichkeiten des Volkslebens die Nationalität? — Die Natur. 1878. N. 11.
Fischer (H.), Die Mineralogie als Hilfswissenschaft für Archäologie, Ethnographie u. s. w. mit specieller Berücksichtigung mexicanischer Sculpturen. — Arch. f. Anthropologie. X. 1877. p. 177, 345.

Fischer (H.), Ueber Nephrit. — Correspondenzbl. d. deutschen Gesellschaft für Anthropologie u. s. w. 1877. p. 122.

Blondel (S.), A historical, archaeological and literary study of the mineral called Yu by the Chinese. — Annual report of the Smithson. Institution. 1876 (1877). p. 402.

Buckland (A. W.), Primitive agriculture. — Journ. of the Anthropological Institute. 1877. p. 2.

Ecker (A.), Ueber vorhistorische Kunst. — Augsburg. Allg. Z. Beilage. 30. u. 31. Octb. 1877. vergl. Jahrb. d Ver. von Alterthumsfreunden im Rheinlande. LXII. 1878. p. 140.

Leguay (L.), Les procédés employés par la gravure et la sculpture des os avec les silex — Bullet. de la Soc. d'Anthropologie. 1877. p. 280.

Rollet (Herm.), Urgeschichtliche Controversen. I. Vormetallische und Metall-Zeit. II. Palstäbe und Hohlbeile. — Mitth. d. Autropolog. Ges. in Wien. VI. 1876. p. 296.

Evans (John), Les âges de la pierre, trad par Ed. Barbier et corrigé par l'auteur. Paris (Germer Baillière) 1877. 8. (15 Frcs.)

Abbott (Ch. C.), The classification of stone implements. – American Naturalist. 1878. p. 495.

Herbst (G.), Die Urgeschichte des Menschen und die mineralogische Deutung der alten Steinwaffen und anderen Steingeräthe. — Die Natur. 1878. Nr. 14.

Much (M.). Ueber den natürlichen und künstlichen Ursprung von Feuersteinmessern und andern Objecten aus Stein. — Mittheilungen der Anthropolog. Ges. in Wien. VI. 1876. p. 101.

v. Becker (K.), Die sogenannten Celte oder Steinmeissel. — Arch. f. Anthropologie. X. 1877. p. 139.

Damour (A.), Note sur la composition de quelques haches en pierre. — Revue archéologique. XXXIV. 1877. p. 172.

Much (M.), Ueber einige auf den Gebrauch von Steinwaffen weisende Ausdrücke der deutschen Sprache. — Gaea 1877. p. 339.

Schierenberg (G. A. B.), Ueber Schwerdtpfäle (Thiodute u. Thlodvitni). — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 473.

Müller (Sophus), Die Schwerdtstäbe des Bronzealters. — Correspondenzbl. der deutschen Ges. f. Anthropologie. 1877. p. 31.

Weiss (H.), Inschriften mittelalterlicher Schwerdtklingen. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 66.

Sommer (G.), Zwei eigenthümliche Steingeräthe der Vorzeit. — Z. d. Vereins für Thüring. Gesch. u. Alterthumskunde. N. F. I. 1878. p. 277.

Desor, Les pierres à écuelles. Genève. 1878. 8.

Virchow, Ueber die sogenannten Schalen- oder Näpfchensteine. — Z. f. Ethnologie. X. 1878. Verhdl. p. 11.

Hostmann (Chr.), Zur Technik der antiken Bronzeindustrie. – Arch. f. Anthropologie.. X. 1877. p. 41.

Hostmann, Die Bronzefrage. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 207.

Lindenschmit (L.), Schlussbemerkungen zu den vorstehenden Erörterungen der Bronzefrage. — Ebds. X. 1877. p. 63.

Wurmbrand (Graf), Beiträge zur Frage über die Gewinnung des Eisens und die Bearbeitung der Bronze. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. für Anthropologie. 1877. p. 150.

Müller (Sophus), Zur Bronzealter-Frage. Notizen zu den Gegenbemerkungen des Hrn. Prof. Genthe, Lindenschmit und Hostmann. — Arch. f. Anthropologie. X. 1877. p. 27.

The age of bronze. — Edinburgh Review. 1878. April.

Das Broncezeitalter. — Europa. 1877. Nr. 13.

Day (St. J. V.), The prehistoric use of iron and steel. With observations on certain matters ancillary thereto. London (Trübner). 1877. 288 S. 8. (12 s.)

Blondel, Recherches sur les bijoux des peuples primitifs. Temps préhistoriques, sauvages. Mexicains et Péruviens. Paris 1878. 43 S. 8.

Mohnike, Ueber die gewundenen, sogenannten Ringe oder Torques. — Jahrb. d Ver. von Alterthumsfreunden im Rheinlande. LXII. 1878. p. 158.

Kuhn (A.), Ueber die Namen von Gefässen, namentlich von Kochgefässen. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 489.

Van Bastelaer (A.), L'ambre taillé ou véritable et l'ambre moulé ou faux dans l'antiquité. Bruxelles. 1876. 22 S. 8.

Prime (W. C.), Pottery and Porcelain of all times and nations. With tables of factory and artists marks for the use of collectors. Illustr. New-York 1877. 8. (50 s.)

Ueber Gesichtsurnen. — Ausland. 1878. N. 25.

Kasiski, Ueber Brandgräber. — Schriften d. naturforsch. Ges. in Danzig. N. F. IV. Heft 1. 1876. (auch besonders erschienen. Danzig, Anhuth in Comm. gr. 8.) (1 M.)

—, Ueber Brandgräber. — Baltische Studien. XXVII. 1877. p. 168.

Ecker (A.), Zur Kenntniss der Bestattungsformen. — Arch. für Anthropologie. X. 1877. p. 144.

Der Gräberluxus und seine historische Entwickelung. — Magaz. f. d. Lit. des Auslandes. 1877. N. 22.

v. Martens, Ueber Thierfiguren — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 492.

Hartmann (Rob.), Thierdarstellungen bei den Naturvölkern. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877 Verhdl. p. 457.

Culmann (F. W.), Das Salben im Morgen- und Abendlande. Eine sprachliche Studie. Leipzig (Fleischer) gr. 8. (3,20 M.)

Schrader (O.), Die Umdeutung in Namen und Sagen. — Im neuen Reich. 1877. II. p. 659.

Märchentheorien. — Ausland. 1877. N. 6.

Schrader (O.), Volksetymologie. — Im neuen Reich. 1877. II. p. 601.

Kleinpaul (A.), Etymologie des Volks. — Globus. XXXI. 1877. p. 377.

Schwartz (W.), Ein Paar merkwürdige Parallelen zu mythologischen Anschauungen der Urzeit. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. p. 279.

Schultze-Magdeburg (K), Wanderungen und Wandelungen der Paradies-Sage. — Die Natur. 1878. Nr. 12 ff.

Zingerle (A.), Zur Behandlung des Mythos von der Bergeaufthürmung bei römischen Dichtern. — Z. f. d. österreich. Gymnasien. Jahrg. XXIX. Heft 6.

Vergrabene Schätze. — Vossische Ztg. 1878. Nr. 111. Sonntagsbeilage.

Pölzig (A.), Einige Pflanzen der Sage und des Aberglaubens. — Die Natur. 1877. 22 f. 28 ff.

Bodin (Th.), Die Pflanze in Sage und Aberglauben. — Die Natur. 1877. N. 7.

Pölzig (A.), Unsere Pflanzen in der deutschen Götterlehre. — Die Natur. 1878. Nr. 21 ff.

Schumann (C.), Die Thiere im Glauben unserer Vorfahren und der Völker. Forts. — Die Natur. 1878. Nr. 6. 10 ff.

Allerhand Fische im Volksmunde und Volksglauben. — Europa. 1877. N. 42, 47, 49.

Bodin (Th.), Der Hagel im Volksglauben. — Die Natur. 1878. N. 8.

Das Hemd im Volksglauben. — Europa. 1877. Nr. 24.

Zernial (U.), Frau Nachtigal im Volksglauben. — Daheim. 1877. N. 34.

Haberland (C.), Die Milch im Aberglauben. — Globus. XXXII. 1877. p. 92.

Die Sagen über Missgeschöpfe. — Europa. 1877. N. 26.

Schlüssel, Schlüsseljungfrauen und Schlüsselblumen im Volksglauben. — Europa. 1878. N. 13.

Tobler (A.), Vom Verwünschen. — Commentationes philologae in honorem Theodori Mommsen scripserunt amici. Berolini. 1877. p. 180.

Prosit! — Ausland. 1877. N. 22.

Busch (M.), Volksmedicin. — Grenzboten. 1877. N. 43 f.

Virchow (R.), Zur Geschichte des Kochens. — Deutsche Rundschau. 1877. Heft 7. p. 72.

Ueber die ältesten Wassermühlen, — Anzeiger f. Schweizer. Alterthk. 1877. N. 1.

Wetzstein, Eigenthumszeichen nomadischer Völker. — Globus. XXXII. 1877. p. 255.

Welcker (H.), Untersuchungen des Phallus einer altägyptischen Mumie, nebst Bemerkungen zur Frage nach Alter und Ursprung der Beschneidung bei den Juden. — Arch. f. Anthropologie. X. 1877. p. 123.

Ploss (H.), Ueber Pfeilgifte. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 262.

Zacher (Konr.), Kampf des Sommers und Winters. Geschichtliche Entwickelung und geographische Verbreitung der Sitte. — Globus XXXI. 1877. p. 266. 284.

Schmidt (Otto), Das Opfer in der Jahve-Religion u. im Polytheismus. Inaug.-Diss. Halle. 1877. 8.

Heidnische und christliche Flurprocessionen in der Himmelfahrtswoche. — Europa. 1878. N. 22 f.

Schwartz (W.), Ein nachträglicher Beitrag zu den Verhandlungen des Congresses für amerikanische Urgeschichte in Luxemburg (Ueber das Vorkommen des Kreuzes). — Ausland 1878. Nr. 9.

Sello (G.), Deutsche Runenkunde. — Der Bär. III. 1877. p. 157.

Maurer (Fr.), Runenschrift mehrerer heidnischen Vorfahren. — Ebds. III. 1877. p. 9, 13, 37, 46. Ergänzungen dazu von H. Ahrendts. p. 71.

Europa.

v. Hellwald (Fr.), Europa's vorgeschichtliche Zeit. — Kosmos von Caspari. I. 1877—78. Hft. 10—12.

Brenner (O.), Nord und Mitteleuropa in den Schriften der Alten bis zum Auftreten der Cimbern und Teutonen. München (Kaiser) 1877. gr. 8. (2,40 M.)

d'Arbois de Jubainville (H.), Les premiers habitants de l'Europe, d'après les auteurs de l'antiquité et les recherches les plus récentes de la linguistique. Paris (Dumoulin) 1877. X, 350 S. 8. (7 fr.)

Mehlis (C.), Studien zur Völkerbewegung in Mitteleuropa — Ausland 1877. N. 22 ff., 38. 51 f.

Martin (H.), Sur les Celtes et les anciens habitants de l'Europe méridionale. — Bullet. de la Soc. d'Anthropologie. 1877. p. 483.

Lagneau (G.), De la distinction ethnique des Celtes et des Gaëls et de leurs migrations au sud des Alpes. Paris (Hennuyer) 1876. 8.

Mestorf (J.), Kelten und Germanen. — Globus. XXXI. 1877. p. 118.

Bronisch, Conjectur über den Völkernamen Wende. — N. Lausitzer Magazin. LII. 1876. p. 185.

d'Arbois de Jubainville (H.), Les Ligures. Les noms de lieu celtiques et le jugement arbitral des Frères Minucius. — Revue archéolog. XXXV. 1878. p. 261.

v. Sadowski (J. N.), Die Handelsstrassen der Griechen und Römer durch das Flussgebiet der Oder, Weichsel, des Dniepr und Niemen an die Gestade des baltischen Meeres. Jena (Costenoble) 1877. gr. 8. (7,50 M.), vergl. Ausland 1878. N. 5.

v. Sadowski (J. N.), Die alten Strassen des Bernsteinhandels im Osten. — Grenzboten. 1877. N. 30 f.

Wernadsky (E. N.), Das Leben der europäischen Völker. Bd. I. Die Bewohner des Südens. Mit 26 Abbildg. St. Petersburg 1877. XXII, 552 S. 8. (russisch.)

Müller (Sophus), Die nordische Bronzezeit und deren Periodentheilung. Autorisirte Ausg. A. d. Dänischen von J. Mestorf. Mit 47 Holzschn. Jena 1878. 8.

Skandinavische Ansichten über die nordische Bronzezeit. — Ausland 1877. N. 52.

Die nordische Bronzecultur. — Europa 1877. N. 43.

Virchow, Ueber die nördlichen Pfahlbaufunde. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. für Anthropologie. 1877. p. 155.

Deutschland.

Nehring (A.), Einige Bemerkungen über die Urgeschichte Norddeutschlands. — Ausland 1878. N. 6.

Howorth (H. H.), On the ethnology of Germany. P. II. The Germans of Caesar. P. III. The migrations of the Saxons. — Journ. of the Anthropolog. Institute. VII. 1878. p. 211. 293.

v. Klöden (G. A.) und F. v. Köppen, Unser deutsches Land und Volk. Vaterländische Bilder aus der Natur, Geschichte, Industrie und Volksleben des neuen Deutschen Reiches. 2. Ausg. Lief. 1. 2. Leipzig (Spamer) 1877. gr. 8. (à 50 Pf.)

Unser Vaterland. Kleine Ethnographie für Knaben und Jünglinge. Langensalza (Schulbuchhandlung) 1878. 8. (30 Pf.)

Mehlis (Chr.), Die Kelten im Rheinthal. — Ausland 1877. N 43

Crecelius (W.), Ueber die Grenzen des Niederdeutschen und Mittelfränkischen. — Jahrb. d. Ver. f. niederdeutsche Sprachforschung. Jahrg, 1876 (1877) p. 1.

Obermüller (W.), Saken und Sachsen. Der Hessen-Völker 2. Bd. 2.—4. Hft. Wien (Eurich) 1877. gr. 8. (à 1,50 M.)

Platner (C.), Ueber Spuren deutscher Bevölkerung zur Zeit der slavischen Herrschaft in den südlich der Elbe und Saale gelegenen Ländern. — Forschungen z. Deutschen Geschichte. XVII. Hft. 3.

Haupt (K.), Germanische Dionysien. Ein Beitrag zur vergleichenden Mythologie. — N. Lausitzer Magazin. LII. 1876. p. 98.

Pfannenschmid (H.), Germanische Erntefeste im heidnischen und christlichen Cultus, mit besonderer Beziehung auf Niedersachsen. Hannover (Hahn) 1878. 8. (10 M.)

Birlinger (A.), Volksthümliches, Sagen, Aberglauben. — Alemannia. V. 1877. p. 90. 261.

—, Rosse- und Rindviehzauber. — Ebds. V. 1877. p. 57.

Schierenberg, Ueber den Ackerbau der Germanen. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 242.

Die Stellung und Geltung der Frau im germanischen Alterthum. — Europa 1878. N. 20.

Wörner (E), Beiträge zur Würdigung der unter dem Namen Hinkelstein, Spindelstein, Gollenstein, Langestein etc. vorkommenden monolithischen Denkmale. Die Hinkelsteine am Mittelrhein auf hessischem Gebiet. — Correspondenzbl. d. Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. 1877. p. 17.

Mannhardt (W.), Die praktischen Folgen des Aberglaubens mit besonderer Berücksichtigung der Provinz Preussen. — Deutsche Zeit- und Streitfragen. Herausg. von v. Holtzendorff. Hft. 97. 98.

Hoppe (F.), Ortsnamen der Provinz Preussen. Mit Hinweisung auf die litauischen Familiennamen. V. Gumbinnen (Sterzel, in Comm.) 1877. gr. 8. (60 Pf.)

v. Hirschfeld (G.), Die im Gebiet der Ostsee, unteren Weichsel und Netze nachgewiesenen alterthümlichen (vorrömischen) Geräthe und Gefässe aus Erz (Bronze), deren Stellung zum alten Handel, Ursprung und Herkunft. — Z. d. hist. Ver. f. d. Regierungsbezirk Marienwerder. 1876. p. 71.

—, Die altgermanischen Bewohner des Regierungsbezirks Marienwerder seit 320 v. Chr., allgemeiner Culturzustand, Agrarverfassung, fortificatorische Landesvertheidigung, Wohnplätze, Wohnungsverhältnisse u. Landwirthschaft d. alten Germanen. Ebds. 1876. p. 10.

Lissauer, Drei Burgwälle bei Deutsch-Eylau. — Schriften d. naturforsch. Ges. in Danzig. N. F. IV. Hft. 1. 1876.

Kasiski, Bericht über die im J. 1875 fortgesetzten Untersuchungen der Altorthümer in Neustettin. — Ebds.

—, Die Untersuchungen von vaterländischen Alterthümern in der Umgegend von Neustettin im J. 1875. Danzig (Anhuth, in Comm.) 1877. gr. 8. (60 Pf.)

Untersuchungen der Burgwälle des Bartener Landes in der Umgebung von Rastenburg und der Pfahlbauten des Arys-Sees. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 363.

Schück, Ausgrabungen im Carthäuser Kreise. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1877. N. 5.

Anger, Alte Heerdstellen bei Dambitzen bei Elbing. — Zeitschr. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 442.

—, Gräberfunde bei Elbing. — Ebds. IX. 1877. Verhdl. p. 476.

Virchow, Ueber Gräberfunde aus der Gegend von Elbing. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 259.

Töppen (M.), Ueber einige Alterthümer aus der Zeit des Heidenthums in der Nachbarschaft von Marienwerder. — Altpreusische Monatsschrift. XIII. 1876. Hft. 6 f.

Kohn (Albin), Neuere Gesichtsurnenfunde. — Arch. f. Anthropologie. X. 1877. p. 13.

—, Zwei Funde im Posenschen im J. 1876. — Ebds. X. 1877. p. 19.

Schwartz (W.), Neue Gesichtsurne von Golencin bei Posen. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 220.

Feldmanowsky (Fr.), Neue Posener Funde. — Ebds. IX. 1877. Verhdl. p. 221.
Schwartz (W.), Der Mäusethurm im Goplo-See und die Ruinen von Lednagora. — Globus. XXXI. 1877. p. 202.
Virchow, Die Burgwälle an der Mogilnitza (Posen) und über eine alte Ansiedelung bei Marienwalde (Neumark). — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhandl. p. 243.
Schwartz (W.), Analysen posener Bronzen. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 361.
Voss, Untersuchung von Hünenbetten bei Klemmen, Kreis Cammin in Hinterpommern. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 302.
Noack, Gräberfeld von Zarnikow bei Belgard (Pommern). — Baltische Studien. 1876. p. 180.
Kühne, Die in Pommern gemachten römischen, arabischen und christlichen Münzfunde. — Baltische Studien. 1877. p. 203.
Virchow, Gräberfeld bei Selchow. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 254.
Friedel (E.), Märkische Alterthümer. Forts. — Der Bär. III. 1877. p. 211. 221.
—, Ueber alte märkische Gebräuche. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhandl. p. 471.
Lahn, Begräbnissplätze in der Rathenower Gegend. — Der Bär. III. 1877. p. 193.
Friedel (E.), Silberfund von Tempelhof bei Soldin. — Z. f. Ethnol. X. 1878. Verhdl. p. 13.
Virchow (R.), Ueber einen neuen Bronzewagen von Burg an der Spree. — Monatsber. d. K. Preuss. Akad. d. Wiss. 1876. p. 715.
Sonnenberg (C.), Der Burgberg bei dem Dorfe Wildberg. — Der Bär. III. 1877. p. 132.
Stimming (G.), Der Hünenstieg im Beetzsee bei Brandenburg a. H. — Ebds. III. 1877. p. 156.
Voss, Ueber zwei Gesichtsurnen des Königl. Museums in Berlin. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 451.
Friedel (E.), Schwerter und Dolche nebst einem Miniatur-Hohlcelt aus Bronze im Märkischen Museum. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 349.
Götze, Proben von bearbeiteten Knochen und von Thonscherben in der Nähe des Dorfes Nächst-Neuendorf bei Zossen gefunden. — Z. f. Ethnologie. X. 1878. Verhdl. p. 12.
Virchow, Excursionen der anthropologischen Gesellschaft in die Lausitz. — Z. f. Ethnol. IX. 1877. Verhdl. p. 295.
Veckenstedt, Die wendischen Volkssagen der Niederlausitz. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 93. Vergl. Ausland 1877. N. 42 f.
—, Alterthümer und Nationalgeräthe aus der wendischen Lausitz. - Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhandl. p. 448.
Jentsch (H.), Nachtrag zu dem Verzeichniss prähistorischer Funde aus der Niederlausitz. — Z. f. Ethnologie. 1877. p. 273.
Biefel, Bericht über die im Laufe des letzten Jahres auf dem Gebiete des schlesisch-heidnischen Alterthums gemachten Funde. — Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. 1877. p. 180.
Virchow (R.), Ein Geräth aus Horn von Mallmitz (Schlesien). — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 22.
Schwartz (W.), Kulturhistorische Studien in Flinsberg. — Ausland 1878. N. 10.
Römer, Ueber die Ergebnisse eines Bohrloches, 1½ Meilen von Breslau, Schädel des Höhlenbären. — 54. Jahres-Bericht d. Schles. Ges. f. vaterl. Cultur. 1876 (1877). p. 35.
Die Hünengräber der Altmark. — Deutscher Reichsanzeiger und K. Preuss. Staatsanzeiger. Beilage. 1877. N. 43.
Das Hünenbett bei Diesdorf in der Altmark. — Illustrirte Zeitung. 1877. N. 1758.
Schlesier, Die heidnischen Grabstätten bei Schlieben. — Z. f. Ethnologie. IX 1877. Verhdl. p. 32.
Menzel (C.), Hochzeitsgebräuche in der Altmark. Vortrag. Stendal (Franzen & Grosse) 1877. gr. 8. (75 Pf.)
Nehring (A.), Eine vorgeschichtliche Steppe der Provinz Sachsen. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1878. p. 51.
Klopfleisch (Fr.), Bericht über die im Auftrage eines H. K. Pr. Kultusministeriums zu Braunstein und zu Heuckewalde geleiteten Ausgrabungen altheidnischer Grabhügel. — Neue Mitthl. aus d. Gebiet hist.-antiquar. Forschungen. XIV. 1877.

Klopfleisch (Fr.), Kurzer Bericht über die Ausgrabung des Leubinger Grabhügels. — Ebds. XIV. 1877.

Ausgrabungen bei Weissenfels. — Vossische Ztg. 1878. N. 111. 4. Beilage.

Hecker, Alterthümer aus dem Mannsfelder Seekreise. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 24.

—, Funde aus Oberröblingen im Mannsfelder Seekreise. — Ebds. IX. 1877. Verhdl. p. 438.

—, Gräberfelde von Oberröblingen. — Ebds. IX. 1877. Verhdl. p. 240.

Frenkel (M.), Ausgrabungen bei Cöthen. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Antropologie etc. 1878. p. 14.

Andree (R.), Die vorgeschichtlichen Alterthümer in der Umgegend Leipzigs. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1877. p. 8.

Klopfleisch, Ausgrabungen und ein Beinhaus in Leibingen bei Cölleda. — Z. f. Ethnologie. Verhdl. 1877. p. 205.

Jacob (G.), Die Gleichberge bei Römhild (Herzogth. Meiningen) und ihre prähistorische Bedeutung. — Arch. f. Anthropologie. X. 1877. p. 261.

Liebe, Alte Gräber auf der Kosse bei Gera. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 122.

Virchow (R.), Diluviale Funde bei Taubach (Weimar). — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 25.

Sagenhaftes und Mythisches aus dem Rhöngebirge. — Globus. XXXIII. 1878. p. 301.

Hassencamp (E.), Prähistorische Funde im Fuldathal. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 223.

Steingeräth-Werkstätte von Eldenburg. — Begräbnisse der Steinzeit von Dargun. — Angelsenker von Pinnow. — Kugelförmiger Streithammer von Neukalen. — Bronze-Waffen von Woosten. — Bronzeschwert von Damshagen. — Bronzene Lanzenspitze von Rutenbek. — Bronzene Lanzenspitze von Lübtheen. — Bronzenes Beil von Meyenburg. — Heidnischer Begräbnissplatz bei Neukloster. — Schwarze Urne mit Punktlinienverzierung. — Eine silberne Bommel. — Jahrbücher des Ver. f. meklenburg. Gesch. u. Alterthumsk. XLII. 1877. p. 131 ff.

Brückner, Hünengrab von Neu-Brandenburg. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 217.

Schmittger (Doris), Reisestimmungsbilder aus Schleswig-Holstein und den Nachbarländern. — Aus allen Welttheilen. VII. 1877. p. 326. 366.

Haussen, Die Nationalitäts- und Sprachverhältnisse des Herzogthums Schleswig. — Z. f. d. gesammte Staatswissenschaft. 34. Jahrg. 1878 Hft. 1. p. 191.

Mestorf (J.), Die vaterländischen Alterthümer Schleswig-Holsteins. Hamburg (Meissner) 1877. gr. 8. (1 M.)

Mestorf (J.), Drei in Holstein gefundene Gürtel. — Correspondenzbl. d. Gesammtvereins d. deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. 1876. p. 83.

Das Urnenfeld bei Borgstedt. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1877. p. 8. 44.

Handelmann (H.), Figuren-Urne von Borgstedterfeld. — Correspondenzbl. d. Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine. 1877. p. 29. vergl. Z. f. Ethnologie. Verhdl. IX. 1877. p. 30.

—, Bronzegrab bei Emmerlof. — Ebds. 1877. p. 1.

—, Der Gangbau auf dem Brutkamp beim Kirchdorfe Albersdorf (Kreis Süder-Ditmarschen). — Ebds. 1876. p. 98.

Mestorf (J.), Ueber hölzerne Grabgefässe und einige in Holstein gefundene Bronzegefässe. — Schriften d. naturwiss. Ver. f. Schlesswig-Holstein. II. 2. 1877. p. 1.

—, Urnenfriedhöfe in Schlesswig-Holstein. — Ebds. II. 2. 1877. p. 8.

Tamm (H. C.), Friesische Spuren in Ditmarschen. — Z. der Ges. f. Schleswig-Holstein-Lauenburg. Gesch. VI. 1876. p. 1. 233.

Riecke (O.), Die Vierlanden und deren Bewohner. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 1.

Der Urnenfriedhof bei Darzau in der Provinz Hannover. — Ausland 1877. N. 22.

Brandes (H.), Das Steingrab in Tannenhausen. — Jahrb. d. Ges. f bildende Kunst und vaterländ. Alterthümer zu Emden. III. Heft 1.

—, Notizen über Ausgrabungen. — Ebds.

Fick (H.), Alterthümer des Landes Hadeln. Stade (Schaumburg, in Comm.) 1877. gr. 8. (50 Pf.)
Ausgrabungen im Lüneburgischen. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1877. p. 28.
v. Alten, Denkmäler, Ausgrabungen und Funde im Oldenburgischen. — Bericht über die Thätigkeit d. Oldenb. Landesvereins für Alterthumskunde. 1875. 76.
Eine grosse Bauernhochzeit an der oberen Weser. — Europa. 1877. N. 32.
Wolkenhauer (W.), Die Insel Borkum. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 144.
Schierenberg (G. A. B.), Brandhügel im Lippischen. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 204.
Hölzermann (L.), Lokaluntersuchungen die Kriege der Römer und Franken, sowie die Befestigungsmanieren der Germanen, Sachsen und des späteren Mittelalters betreffend. Münster (Regensberg) 1878. 4. (6 M.)
Schaaffhausen, Prähistorische Funde im Rheinland und Westfalen. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie etc. 1877. p. 136.
Wormstall (J.), Alte Gebräuche, Feste und Volkslieder aus den rheinisch-westfälischen Grenzgebieten. — Monatsschr. f. rheinisch-westfälische Gesch. II. 1876. p. 130.
Evelt (J.), Zu J. Wormstall's Abhandlung über alte Gebräuche, Feste und Volkslieder aus den niederrheinisch- westfälischen Grenzgebieten. — Ebds. II. 1876. p. 460.
Essellen, Deutung einiger westfälischer Ausdrücke und Ortsnamen. — Ebds. II. 1876. p. 602.
Ladner (M. J.), Archaeologische Entdeckungen unfern Trier bei der grossen Ausschachtung zum Bau der Moselbahn. — Ebds. 1877.
Beissel (J.), Bericht über die in der Umgebung Aachens gefundenen Ueberreste der jüngeren Steinzeit. Aachen (Jacobi) 1877. 4. (1 M.)
Virchow, Schädel, Waffen und Schmuckgegenstände aus einem Reihengräberfelde bei Alsheim (Rheinhessen). — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 495.
Mehlis (C.), Archäologisches vom Rhein. 1. Das Gräberfeld von Alsheim. Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1877. p. 45.
v. Cohausen (A.), Der Aulofen in Seulberg und die Wölbtöpfe. — Annal. d. Ver. f. Nassauische Alterthumskunde. XIV. 1877. p. 127.
—, Die Hügelgräber östlich vom Goldenen Grund zwischen Camberg und Neuweilnau. — Ebds. XIV. 1877. p. 154.
—, Grabhügel im Schiersteiner Wald, District Pfühl. — Ebds. XIV. 1877. p. 166.
—, Grabhügel zwischen der unteren Nahe und dem Hundsrücken. — Ebds. XIV. 1877. p. 331.
—, Die Heidenmauer in Wiesbaden. — Ebds. XIV. 1877. p. 406.
—, Gräber bei Nauheim in der Wetterau. — Ebds. XIV. 1877. p. 415.
Mehlis (C.), Zum Brunholdisstuhl. — Ausland 1878. N. 10.
—, Gräber in Freinsheim. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1877. p. 30.
Leiner (L.), Eine alemannische Begräbnissstätte bei Welschingen. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1877. p. 48.
Frank (E.), Die Pfahlbaustation Schussenried. — Schriften d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees. Heft. 7. 1876. p. 162.
Fraas, Ueber den Steinhauser Knüppelbau bei Schussenried. — Correspondenzbl. d. deutsch. Ges. f. Anthropologie. 1877. p. 159.
—, Der Ludwigsburger Grabfund. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie. 1877. p. 47.
v. Paulus (E.), Die Alterthümer in Württemberg aus der Römischen, Alt-Germanischen (Keltischen) und Alemannischen (Fränkischen) Zeit. Stuttgart 1876. 1877.
Caspart, Spuren ältester Ansiedlungen auf der Geislinger Alb. — Vierteljahrshefte f. Würtemberg. Gesch. und Alterthumskunde 1878. p. 115.
Ganzhorn (W.), Antiquarische Funde bei Gundelsheim. — Correspondenzbl. der deutschen Ges. f. Anthropologie. 1877. p. 39.
Ranke (H.), Ueber oberbayerische Plattengräber. — Beiträge zur Anthropologie u. Urgeschichte Bayerns. Hft. 2. 1877.

Marggraff, Ueber die Reihengräber von Oberhaching. — Ebds. Hft. 2. 1877.
Hartmann (A.), Ueber die Reihengräber von Oberhaching. — Ebds. Hft. 2. 1877.
Würdinger (J.), Die Platten- und Reihengräber in Bayern. — Ebds. Hft. 2. 1877.
Ranke (J.), Ein Moorleichenfund bei Rettenbach. — Ebds. Hft. 2. 1877. Sitzungsbericht.
Hartmann (A.), Burgstellen und alte Befestigungen in Oberbayern. — Oberbayerisches Archiv f. vaterl. Gesch. XXXV. 1877. p. 112.
v. Schab (S.), Die Pfahlbauten im Würmsee München (Liter.-artist. Anst.) 1877. gr. 8. (20 M.) vergl. Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. Hft. 1. 1876.
Pfahlbauten im Würmsee. — Augsburger Allgem. Ztg. 1877. Beilage N. 64. 69.
Hartmann (A.), Zur Hochäckerfrage. — Oberbayer. Arch. f. vaterl. Gesch. XXXV. p. 115.
—, Burgstellen und alte Befestigungen in Oberbayern. — Ebds. XXXV. p. 323.
Hartmann (F. X.), Sitten und Gebräuche in den Landgerichtsbezirken Dachau und Bruck bei der Geburt, der Hochzeit und dem Tode. — Oberbayer. Arch. f. vaterl. Gesch. XXXV. p. 194.
Zelger (J.), Frankens Ureinwohner und die Höhlen im Dolomite des fränkisch-pfälzischen Juragebirges. — Gaea. 1877. p. 404. 461.
Hubrich, Bericht über Oeffnung von Hügelgräbern im Schraudenbacher Forst und Wernecker Staatswald. — Arch. d. histor. Ver. v. Unterfranken und Aschaffenburg. XXIII. Hft. 2. 1876. p. 421.

Oesterreich-Ungarn.

Ficker (A.), Die Ethnographie Oesterreichs im Lichte der Geschichtschreibung. — Wiener Abendpost, Beil. z. Wiener Ztg. 1876. N. 128 ff.
Bidermann (H. J.), Die Romanen und ihre Verbreitung in Oesterreich. Graz (Leuschner & Lubensky) 1877. gr. 8. (6 M.)
Deutsch (G.), Die Lebensweise der Völker in Oesterreich-Ungarn. Vortrag. Wien (Hartleben: Samml. gemeinütz. etc. Vorträge Hft. 13.) 1877. gr. 8. (70 Pf.)
Leger (L.), De quelques découvertes récentes en Bohème. — Revue archéolog. XXXIII. 1877. p. 14.
Lisch, Riesenurne von Ladowitz in Böhmen. — Jahrbücher d. Ver. f. meklenburg. Gesch. und Alterthumsk. XLII. 1877. p. 141.
Brauer und Dolesch, Heidnische Begräbnissstätten bei Hostau und Bischofteinitz in Böhmen. — Mitthl. d. Anthropolog. Ges. in Wien. VI. 1876. p. 40.
Stamm (F.), Die hochgebornen Erzgebirgsbewohner. — Oesterreich. Jahrbuch. 1877. p. 173.
Saliger (W.), Die ältesten Culturzustände Mährens. — Moravia. I. 1. 1877.
Wankel (H.), Gleichzeitigkeit des Menschen mit dem Höhlenbären in Mähren. — Gaea. 1877. p. 292.
Temple (R.), Ueber den Gründungs-Urbeginn der Stadt Krakau. Eine ethnologische Studie. — Mitthl. d. Wiener geogr. Ges. 1877. p. 149.
Wurmbrand (Heinr. Graf). Mittheilungen über einige noch nicht beschriebene Erdwerke aus Niederösterreich. — Mitthl. der anthropolog. Ges. in Wien. VI. 1876. p. 69.
Much (M.), Eine vorgeschichtliche Ansiedlung (Wall mit Trichtergruben) bei Unter-Siebenbrunn im Marchfelde. — Mitthl. d. Anthropolog. Ges. in Wien. VI. 1876. p. 281.
Deschmann, Bericht über die Pfahlbautenaufdeckungen im Leibacher Moore im J. 1876. — Sitzungsber. d. Wiener Akad. d. Wiss. Philos. hist. Cl. LXXXIV. 1877. p. 471.
Ferk (F.), Ueber Druidismus in Noricum mit Rücksicht auf die Stellung der Geschichtsforschung zur Keltenfrage. Graz (Leuschner & Lubensky, in Comm.) 1877. gr. 8. (2 M.)
Zwanziger (G. A.), Die urweltlichen Pflanzen Kärntens nach ihrem Alter und ihren Lagerstätten verzeichnet. — Jahrb. d. naturhist. Landes-Museums von Kärnten. Heft 12. 1876. p 71.
v. Czoernig (C.) Die deutsche Sprachinsel Zarz in Krain. — Z. d. deutschen u. österreich. Alpenvereins. VII. Hft. 2. 1876.
Grohmann (W. A. B.), Tyrol and the Tyrolese, the people and the land: social sporting and mountaineering aspects. 2. edit. London (Longmans) 1877. 290 S. 8. (6 s.)

Schneller (Chr.), Deutsche und Romanen in Süd-Tirol und Venetien. — Pertermann's Mitthl. 1877. p. 365.
Das Deutschthum in den Südalpen. — Im neuen Reich. 1877. I. p. 384.
Ueber die deutsche Gemeinde Luserna in Südtirol. — Mitthl. d. deutschen und österreich. Alpenvereins. 1877. p. 112.
Mupperg, Proveis im deutschen Nonsberg Südtirols. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 278.
Jung (J.), Ladinische Studien. — Ausland 1877. N. 20.
Südösterreichische Landschaften und Städte. — Wissensch. Beil. z. Leipz. Ztg. 1877. N. 63 ff.
Zu beiden Seiten der Sau. — Aus allen Welttheilen. VII. 1876. p. 367. VIII. 1877. p. 3.
Hubad (Fr.), Regenzauber bei den Südslaven. — Globus. XXXIII. 1878. p. 139.
Howorth (H. H.), On the spread of the Slaves. P. I. The Croats. — Journ. of the Anthropolog. Institute. VII. 1878. p. 324.
Die ethnographischen Verhältnisse auf der illyrischen Halbinsel. — Magaz. f. d. Liter. d. Auslandes. 1877. N. 24 f.
Burton (R. F.), A. Scampicchio and A. Covaz,' More Castillieri. I. The seaboard of Istria. — Journ. of the Anthropolog. Institute. VII. 1878. p. 341.
—, Scoperte antropologiche in Ossero. - Archeografo Triestino. 1877.
Schimpff (Anna), Fiume und die Inseln des Quarnero. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 124. 139.
—, Die Morlachen in Dalmatien. — Ebds. VIII. 1877. p. 207.
—, Spalatro. — Ebds. VIII. 1877. p. 250.
Schatzmayer (E.), Dalmatien. Geographisch-historisch-statistische Beschreibung. Triest (Schiempff) 1877. gr. 8. (2 M.)
—, La Dalmazia. Triest (Schiempff) 1877. 8. (2 M.)
Woldřich (J.), Urgeschichtliche Notizen aus Dalmatien. — Mitthl. d. anthropolog. Ges. in Wien. VI. 1876. p. 18.
Serristori (A.), La costa Dalmata e il Montenegro durante la guerra del 1877: note di viaggio. Firenze. 1877. 168. S. 8. (l. 3.)
Yriarte (Ch.), Les bords de l'Adriatique et le Monténégro. Paris (Hachette) 1878. 643 S. 4. (50 fr.)
—, La Dalmazia, illustrata da 76 incisioni, carte geografiche e pianta. Milano 1878. 300 S. 8. (l. 4.)
Yriarte's Wanderungen in Dalmatien. Forts. — Globus. XXXI. 1877. p. 209. 241. 258. 273. 289.
Romer (F. F.), The prehistoric antiquities of Hungary. — Annual report of the Smithson. Institution. 1876 (1877). p. 394.
Sind die Ungarn Türken? — Ausland 1877. N. 19.
Körner (Fr.), Bilder aus dem ungarischen Volksleben. — Aus allen Welttheilen. VII. 1876. p. 236. 275. 299. 343.
v. Széchenyi (Graf B.), Funde aus der Steinzeit im Neusiedler Becken. Budapest (Kilian, in Comm.) 1877. gr. 8. (4 M.)
—, Trouvailles de l'âge de la pierre dans le bassin du lac de Neusidl. Ebds. gr. 8. (4 M.)
v. Pulsky (Franz), Ueber eine kupferne Waffe von Waitzen. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 276.
Schwicker (J. H.), Rumänische Hochzeitsgebräuche in Banate (Ungarn). Eine ethnographische Skizze. — Globus. XXXII. 1877. p. 268. 279.
Virchow (R.), Bärenhöhle von Aggtelek in Ober-Ungarn. — Z. f. Ethnolog. IX. 1877. Verhdl. p. 310.
Gooss (C.), Skizzen zur vorrömischen Culturgeschichte der mittleren Donaugegenden. — Arch. d. Ver. f. siebenbürg. Landeskunde. N. F. XIII. 1877. p. 407.
Reissenberger (K.), Die Forschungen über die Herkunft des siebenbürgischen Sachsenvolkes in ihren wesentlichen Erscheinungen. — Ebds. N. F. XIII. Hft. 3.
Hintz (J.), Das wandernde Siebenbürgen. Eine statistische Studie. Kronstadt. (Frank & Dressnandt). 1877. gr. 8. (60 Pf.)

Zur Siebenbürgischen Vorgeschichte. — Ausland. 1877. N. 17.

Hillner (J.), Volksthümlicher Glaube u. Brauch bei Geburt und Taufe im Siebenbürger Sachsenlande. Hermannstadt (Michaelis, in Comm.) 1878. 4. (1,5 M.).

Schweiz.

Meyer v. Knonau (G.), Die alamannischen Denkmäler in der Schweiz. (Schluss). — Mitthl. der antiq. Ges. in Zürich. Bd. XIX. Heft. 2.

Mooser (J. L.), Alte Sitten und Gebräuche im Rheinthal. — Schriften des Ver. f. Gesch. d. Bodensees. Hft. 7. 1876. p. 85.

Haager, Die Heidenhöhlen (Heidenlöcher) am Bodensee. — Schriften d. Ver. f. Gesch. d. Bodensees. Heft 7. 1876. p. 62.

Bronzen, Nephrite u. Schädel aus Schweizer Pfahlbauten; Berichte von Gross, Desor, Graf Wurmbrand, Virchow. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie etc. 1877. p. 100.

Virchow, Die Thayinger Funde. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 364.

Müller (J. J.), Oeffentliche Erklärung über die bei den Thayinger Höhlenfunden vorgenommene Fälschung. — Anzeiger f. Schweizer. Alterthk. 1877. N. 2.

Lindenschmit (L.), Entgegnung auf die im Namen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich von Herrn Prof. J. Müller herausgegebene „Oeffentliche Erklärung" über die bei den Thayinger Höhlenfunden vorgenommene Fälschung. — Arch. f. Antropologie. X. 1877. p. 323.

Messikomer (J.), Die Rennthierzeichnungen von Thayingen. — Ausland. 1878. N. 4.

Schlussergebnisse bezüglich der bei den Thayinger Höhlenfunden vorgenommenen Fälschung. — Gaea. 1877. p. 451.

de Bonstetten, A. Quinquerrez u. Uhlmann, Carte archéologique du canton de Berne, Epoque romaine et antéromaine. Basel (Georg) 1876. 4. (12 M.)

Funde aus Pfahlbaustationen bei Ueberlingen. — Jahrb. d. Ver. von Alterthumsfreunden im Rheinland. LXII. 1878. p. 158.

Virchow, Mittheilungen über die Pfahlbauten bei Niederwyl. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie etc. 1877. p. 113.

Rode, Tombeaux du temps des habitations lacustres. — Anzeiger f. Schweizer Alterthumsk. 1877. p. 760.

Rödiger (F.), Vorhistorische Denkmäler in Bünden. — Ebds. 1877. p. 762.

Gross (V.), Nouveaux moules en molasse de Moeringen. — Ebds. 1877. p. 763.

Un port-aiguille lacustre de Moeringen. — Ebds. 1877. Nr. 1.

Rode, Les récents trouvailles faites à Baugy, près Montreux, canton de Vaud. — Ebds. 1877. p. 765.

Quiquerrez, Antiquités burgondes à Bassecourt. — Ebds. 1877. p. 769.

Fischer (J. A.), Alamannische Gräber in Kaisten. — Ebds. 1877. p. 770.

Le Grangier (L.), Les stations lacustres d'Estavayer. — Ebds. 1878. p. 803.

Wirz (H. O.), Sépultures burgondes à Vevey et La Tour-de-Peilz. — Ebds. 1878. p. 806.

Keller (F.), Die Keltischen Funde im Letten bei Zürich. — Ebds. 1878. p. 823.

—, Der Schalenstein von Utzingen. — Ebds. 1878. p. 825

Irlet (K.), Alemannische Gräber in Twann. — Ebds. 1878. p. 826.

Pfahlbauten bei Chevroux am Neuenburger See und Chavannes am Bieler See. — Revue Suisse des beaux-arts etc. 1877. N. 18.

Une flèche lacustre à la Chaux-de-Fonds. — Ebds. 1877. N. 19.

Pirogue lacustre trouvée dans les eaux du Léman à Morges. — Ebds. 1877. N. 19.

Découvertes faits par M. L. Grangier dans les stations lacustres du lac de Neuchâtel. — Ebds. 1877. N. 20.

Virchow (R.), Ueber Schädel und Geräthe aus den Pfahlbauten von Auvernier, Sulz und Möringen (Neuenburger und Bieler See), namentlich eine Trinkschale aus einem menschlichen Schädeldach. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 126.

Forel, Artistische Höhlenfunde von Veirier. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 460.

Andeer (J. J.), Die Frage der Etruskischen Einwanderung in Rhätien. - Verh. d. Schweizer Ges f. d. gesammten Naturwiss. 57. Jahresvers.

Plattner (S.), Rhätiens Alterthümer und Kunstschätze. — Sonntagsblatt des Bund. 1877. N. 38 ff.

Frankreich.

Die Bronzekulturfrage in Frankreich. — Globus. XXXII. 1877. p. 140.

Bonillet (J. B.), Description archéologique des monuments celtiques. — Mém. de l'Acad. d. sciences de Clermont-Ferrand. XVI. p. 100.

Martin (A.), Les sculptures de nos rochers et de nos monuments mégalithiques. — Revue archéolog. XXXV. 1878. p. 243.

Tylor (Edw. B.), The Cagots and Gypsies of France and Spain. — The Academy. 1877. N. 261.

Véban, Arles antiques. I. La ville celtique. II. La colonie romaine. — Congrès archéol. de France. XLIII. session. 1876. p. 263.

Péan (A.), Sur les nous de la ville d'Arles. — Ebds. p. 161.

Filhol (H.), Note sur un nouveau gisement de mammifères fossiles de l'éocène supérieur découvert à Arthes (Tarn.) — Mém. de la Soc. d. sciences physiques et nat. de Toulouse. 1877.

Ray (J.), Circulaire relative à l'inventaire des dolmens de l'Aube. Troyes. 1877. 3 S. 8.

Hamy, Note sur les ossements humains des tumulus du bois de la Pórouse à Auvenay (Côte-d'Or.). — Bullet. de la Soc. des sciences hist. et natur. de Semur. XIII. 1876. p. 61.

Bureau (L.), Ethnographie de la presqu'île de Batz. Nantes. 1877. 13 S. 8.

Bulliot (J. G.), Fouilles du mont Beuvray (1870). — Mém. de la Soc. Édnenne. Nouv. Sér. V. 1876. p. 185.

Huart, Rapport sur les fouilles de l'allée couverte ou grotte-dolmen de Castellet. — Congrès archéologique de France XLIII. session 1876. p 312.

Flonest, Notes pour servir à l'étude de la haute antiquité en Bourgogne. 4. fasc. Les tumulus des Mousselots près Châtillon-sur-Seine (Côte-d'Or). Semur. 1877. 88 S. 8.

Pheré (J. S.), On Brittany and Britain. — Journ. of the British archaeolog. Association. 1878. p. 37.

Miln (J.), Excavations at Carnac (Brittany): a record of archaeological researches in the Bossonno and the Mont Saint Michol. Edinburgh (Douglas) 1877. 178 S. 8. (42 s.).

de Closmadeuc, Fouilles par M. John Harney dans le dolmen de Canëdic (Locmikel-Baden). — Matériaux pour servir à l'histoire do l'homme. 1877. p. 475.

Bargès (J. J. L.), Recherches archéologiques sur les colonies Phéniciennes établis sur le littoral de la Celtoligurie. Paris (Leroux). 1878. 160 S. gr. 8.

Schmit (J. A.), Promenades antiques aux alentours do Château-Salins. IV. — Mém. de la Soc. d'archéologie Lorraine. 3. Sér. V. 1877. p. 329.

de Maret, Dolmen de Colbas, près Saint-Césaire (Alpes-Maritimes). — Congrès archéolog. de France. XLIII. session. 1876. p. 127.

Fleury (E.), Les sépultures mixtes de Carandec et Sablonnières. — Revue archéolog. XXXIV. 1877. p. 176.

Mattei (A.), Die Ureinwohner Corsica's. — Globus. XXXI. 1877. p. 381.

Obédénare, Corse et Albanais. — Bullet. de la Soc. d'Anthropologio. 1877. p. 180.

Bernard, Sur une caverne découverte à Cravanche-Belfort. — Bullet. de la Soc. d'Anthropologie. 1877. p. 251.

de Borcsdon, Nomenclature des monuments et gisements de l'époque antéhistorique dans lo département de la Dordogne (âges de la pierre taillée et de la pierre polie) Périgueux 1877. 46 S. 8.

de Baye (J), Sépulture gauloise de Flavigny. — Revue archéolog. XXXIV. 1877. p. 1.

Euzenot, Les instruments de bronze de Kerhar et de Kergal. — Bullet. de la Soc. polymathique du Morbihan. 1877. p. 106.

Clugnet (L.), Sculptures préhistoriques situées sur bords des lacs de merveilles. — Matériaux pour servir à l'histoire de l'homme. 1877. p. 379.

de La Chenelière, Fouilles archéologiques à La Motte, Saint-Théo et Gausson. Saint-Brieux. 1877. 14 S. 8.

du Tilly (H.), Examen des localités ou l'on place Litanobriga. — Comité archéolog. de Senlis. 2. Sér. II. 1876 (1877) p. 39.

—, Chemin vert derrière Morancy. — Ebds. p. 45.

—, Exploration du lit de l'Oise pendant les basses eaux au bas de Morancy. Ebds. p. 49.

Desnoyers, Nouveaux objets trouvés dans la Loire pendant les années 1872, 1873 et une partie de 1874. — Mém. de la Soc. archéolog. et hist. de l'Orleanais. XV. 1876. p. 114.

Caillemer (E.), L'établissement des Burgondes dans le Lyonnais au milieu du Ve siècle. — Mémoires de l'Acad. de Lyon. XVIII.

de Fréminville (L.), Tumuli du Mâconnais, première époque de fer. — Matériaux pour servir à l'histoire de l'homme. 1877. p. 345.

Morel, La Champagne souterraine, matériaux et documents, ou résultats de vingt années de fouilles archéologiques dans la Marne. I. livr. Cimetière gaulois de Marson. Paris. 1877. 8. (à fr. 6.)

Mazard (H. A.), Essai sur les chars gaulois de la Marne. — Revue archéolog. XXXIII. 1877. p. 154, 217, 230.

Moreau (E.), Note sur deux nouvelles stations préhistoriques du département de la Mayenne. Toulouse. 1877. 4 S. 8.

Rivière (E.), Sur une amulette en schiste talqueux trouvée dans les grottes de Menton. — Bullet. de la Soc. d'Anthropologie. 1877. p. 296.

Delort, Fouilles des tumulus de Mons (Cantal). — Bullet. de la Soc. d'Anthropologie. 1877. p. 449.

Du Chatellier (P.), Cimetière gaulois du Mont-Blanc. — Revue archéolog. XXXIV. 1877. p. 209.

Hamard, Le gisement préhistorique du Mont-Dol (Ille-et-Vilaine) et les conséquences de cette découverte au point de l'histoire local. Paris 1877. 88 S. 8.

Chouquet (E.), L'âge de la pierre polie dans le canton de Moret (Seine-et-Marne). Toulouse 1877. 12 S. 8.

Germer-Durand, Découvertes archéologiques faites à Nîmes et dans le Gard pendant l'année 1873. Nîmes, 1877. 144 S. 8.

Pilloy (J.), L'époque néolithique sur les bords de l'Ourcq. Saint-Quentin. 1877. 15. S. 8.

Cazalis de Fondouce, Les temps préhistoriques dans le sudest de la France. Allées couvertes de la Provence (second mémoire). Suivi d'une étude sur les mollusques trouvés dans les allées du Gastellet, par H. Nicolas. Paris 1878. 78 S. 8. vergl. Matériaux pour servir à l'histoire de l'homme. 1877. p. 441.

Pilloy (J.), La sépulture de l'âge de la pierre polie de Ribemont. Saint-Quentin. 1876. 19 S. 8.

Kerviller, L'âge du bronze et les Gallo-Romains à Saint-Nazaire-sur-Loire. Étude archéologique et géologique. Nantes. 1877. 32 S. 8. m. 9 Taff. vergl. Revue archéolog. XXXIII. 1877. p. 145. 342.

Bertrand (Al.), Sur la découverte d'un port gallo-romain et d'un port gaulois, datés par l'étude de couches de vase, dans le voisinage de Saint-Nazaire. — Comptes rendus de l'Acad. d. sciences. 1877. 26 mars.

de Mortillet (G), Le chronomètre du bassin de Penhouet, à Saint-Nazaire, réduit à sa simple valeur. — Revue d'anthropologie. 2e Sér. I. 1878 p. 66.

Bertrand (A.), Sur les découvertes faites dans la baie de Penhouët, à Saint-Nazaire. — Bullet. de la Soc. d'Anthropologie. 1877. p. 300.

de Maule (L.), Rechercher l'origine des Salyes ou Salavii? Étaient-ils gaulois ou ligures? — Congrès archéol. de France; XLIIIe session 1876. p. 131.

de Laurière, Sur les Sallyens. — Ebds. p. 197.

Jaquinot, Sur les silex taillés de Sauvigny-les-Bois. — Bullet. de la Soc. d'Anthropologie de Paris. 1877. p. 369.

de Vesly (L.), Carte préhistorique du departement de la Seine-Inférieure, dressée d'après le répertoire archéologique de l'abbé Cochet. Paris et Rouen. 1877. 32 S. 8. (3 fr.)

de Maricourt, Topographie préhistorique d'une partie de l'arrondissement de Senlis. Senlis 1877. 23 S. 8.

Millescamps (G), Monuments mégalithiques de Thimécourt. — Comité archéolog. de Senlis. 2e Sér. II. 1876. (1877). p. 53.

de Wismes, Le tumulus des Trois-Squelettes à Pornic (Loire-Inférieure). Nantes. 1876. 75 S. 8.

de Vesley (Léon) et A. Fitan, Exploration du dolmen de Trye-Château (Oise). Paris. 1877. 24 S. 8.

Belgien. Die Niederlande.

Wood (C. W.), Through Holland. With 37 illustr. London (Bentley). 1877. 338 S. 8. (12 s.).

La tombe de Blehen. Fouilles faites en février-mars. 1874. — Bullet. de l'Institut archéol. Liégeois. T. XIII. 1877. p. 122.

Fouilles de Justenville. — Ebds. XIII. 1877. p 89.

Welters (H.), Feesten, zeden, gebruicken en spreekwoorden in Limburg Venloo (Uyttenbroeck) 1877. 8. (f. 1.).

Schaaffhausen, Die historische Ausstellung von Friesland in Leeuwarden. — Archiv f. Anthropologie. X. 1878. p. 420. vergl. Jahrbuch d. Ver. von Alterthumsfreunden im Rheinlande. LXI. 1877. p. 176.

Grossbritannien.

Dyer (T. F.), British popular customs, present and past, illustrating the social manners of the people. Arranged according to the Calendar of the year. London (Bohn's Antiquarian Library). 1878, 12. (5 s.).

Sweet (H.), Dialects and prehistoric forms of Old English. - Transact. of the Philological Soc. 1875—76 (1877). p. 543.

Evans (J.), Petite Album de l'âge du bronze de la Grand Bretagne. London (Nutt) 1876. 8. (12 s.)

Wise (Th. A.), Remarks on Celtic Monuments. — Journ. of the British Archaeolog. Association. XXXIII. 1877. p. 158.

Poole (C. H.), The customs, superstitions, and legends of the County of Sommerset. London (Low) 1877. 146 S. 8. (5 s.)

Dymond (C. W.), A group of Cumbrian Megaliths. — Journ. of the British archaeol. Association. 1878. p. 31.

Smith (A. C.), Some account of the tavern signs of Wiltshire and their origin. Wiltshire archaeol. and natural history Magaz. Vol XVII. 1878. p. 306.

Lewis (A. L.), On a rude stone monument in Kent. — Journ. of the Anthropolog. Institute. VII. 1878. p. 140.

Williams (Wynn), Bronze implements and copper cake. — Archaeologia Cambrensis. 4th Ser. 1877. p. 206.

Cowper (B. H.), Ancient earthworks in Epping Forest. — Archaeological Journ. XXXIII. 1876. p. 244.

Lewis (A. L.), On some rude stone monuments in North Wales. — Journ. of the Anthropolog. Institute. VII. 1878. p. 118.

Mortimer (J. R.), On an underground structure at Driffield, Yorkshire. — Journ. of the Anthropolog. Institute. VII. 1878. p. 277.

Third report of the Committee appointed for the purpose of assisting in the exploration of the Settle Caves (Victoria Cave). — Report of the 45th meeting of the British Association for the advancement of science. p. 166.

Prichard (H.), Braich y Delinas on the summit of Penmaenmawr. — Archaeologia Cambrensis. 4th Ser. 1877. p. 220.

Logan (J.), The Scottish Gaël; or, Celtic manners as preserved among the Highlanders: being an historical and descriptive account of tho inhabitants, antiquities, and national peculiarities of Scotland, more particularly of the northern or Gaelic parts of the country, where the singular habits of the aboriginal Celts are most tenaciously retained. Edit. with memoir and notes by Rev. Alex. Stewart. 2 vols. Iverness (Mackenzie) 1877. 770 S. 8. (28 s)

The Celt of Wales and the Celt of Ireland. — The Cornhill Magazine. 1877. November.

d'Arbois de Jubainville (H.), La gaisa en Irlande. - Revue archéologique. XXXIV. 1877. p. 192.

—, Le char do guerre en Irlande et la mort de Cuchulain. — Revue archéolog. XXXIV. 1877. p. 133.

—, Le Druidisme Irlandais. — Revue archéolog. XXXIV. 1877. p. 217.

Knowles (W. J.), Flint implements, and associated remains found near Ballintoy, Co. Antrim. — Journ. of the Anthropolog. Institute. VII 1878. p. 202.

Ulster and its people. — Fraser's Magaz. 1876. N. LXXX.

Mayhew (S. M.), Notes on the Scilly isles, together with some Cornish antiquities. — Journ. of the British Archaeolog. Association XXXIII. 1877. p. 191.

Sands (J.). Out of the World; or life in St. Kilda. 2. edit. Edinburgh (Maclachlan) 1877. 148 S. 8. (3 s. 6 d)

Jacquet (G.), Die Orkney's. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 10.

Scandinavien.

Lewis (Bunnell), The antiquities of Scandinavia. — The Archaeological Journal. Vol. XXXIV. 1878. p. 243.

Engelhardt (C.), Egekister fra Borum Aeshöei. - Kopenhagener Illstr. Ztg. 18. Oct. 1876.

—, Märkeligt Oldsagsfund fra den äldre Jernalder. — Berlingske Tidende. 18. Juli 1877.

—, Neue Ausgrabungen im Kragehuller Moor bei Flemlöse auf Fünen. - Ebds, 14. Aug. 1877.

Lühe, Schiffssetzung bei Staarup, südlich von Koldingfjord. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 467.

Boye (V.), Fund paa den jydske Halvö of Egekister fra Bronzealderen. Aalborg 1877. 4.

v. Lasaulx (A.), Aus Irland. Reiseskizzen u. Studien. Bonn (Strauss) 1877. Lex. 8. (16 M.)

Emants (M.), Op reis door Zweden. Schetsen. Haarlom (de Graaff) 1877. 8. (f. 2,90.)

Reisebilder aus Schweden. — Ausland 1877. N. 42.

Broch (O. J.), Le Royaume de Norvège et le peuple Norvégien, ses rapports sociaux, hygiène, moyen d'existence, sauvetage, moyens do communication et économie. Christiania 1876. 8. (4 M.)

Phythian (J. C.), Scenes of travel in Norway. London (Cassell) 1877. 176 S. 8. (3 s.)

Norwegische Sagen. Nach Paye. — Ausland 1878. N. 13.

Mackinnon (D. D.), Lapland life; or summer adventures in the Arctic Regions. 2nd edit. London (Kerby & E.) 1878. 190 S. 8. (5 s.)

Nemirowitsch-Daktschenko (W. J), Lappland und die Lappländer. 2. Ausgabe. St. Petersburg 1877. 228 S. 8. (russisch.)

Das europäische Russland.

Aspelin (J. R.), Antiquités du Nord Finno-Ougrien. I Ages de la pierro et du bronze. Paris (Klincksieck) 1877. Imp. 4. (16 M.)

Grewingk (C.), Zur Archaeologie des Balticum und Russlands. 2. Beitrag. Ueber ostbaltische, vorzugsweise dem heidnischen Todtencultus dienende schiffförmige und anders gestaltete grosse Steinsetzungen. — Arch. f. Anthropologie X. 1877.

—, Knochengeräthe und Culturschichten des Ostbalticums. — Sitzungsber. d. Dorpater Naturforsch. Ges. IV. Hft. 2. 1876.

Aspelin, Steinlabyrinthe in Finnland. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 439.

Virchow (R.), Archäologische Reise nach Livland. — Z. f. Ethnol. IX. 1877. Verhdl. p. 365.

Virchow (R.), Anthropologische Mittheilungen aus Livland und craniologische Betrachtungen. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges f. Anthropologie. 1877. p. 147.
—, Aeltere Gräber in Livland. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 255.
Ein Gefäss von Petrikau. — Z. f. Ethnologie. IX. Verhdl. 1877. p. 161.
Gräberfeld bei Kamiensko und Ruszczyn. — Z. f. Ethnologie. 1877. Verhdl. p. 159.
de Mainof (Vladimir), Les Kourganes de la province de Saint-Pétersbourg. — Matériaux pour servir à l'histoire de l'homme. 1877. p. 352.
Mainow's Forschungen über die russischen Kurgane. — Ausland 1877. N. 46.
Mainow (W.), Ueber die Ausgrabungen in den Kurganen des alten Wot'schen Gebietes. — Russ. Revue. XI. 1877. p. 260.
Wankel (H.) Ein erratischer Granitblock mit phönizischer Inschrift bei Smolensk in Russland gefunden. — Mitthl. d. anthropol. Ges. in Wien. VI. 1876. p. 129. Vergl. Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 12. Gaea 1877. p. 31.
Sivers, Ausgrabungen am Rinnhügel. — Dorpater naturforsch. Ges. IV. Hft. 3. 1877.
Tepluchoff, Ein eisernes Geräth von der Inwa (Gouv. Perm). — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 34.
Friedel, Bemerkungen zur vorangehenden Mittheilung. — Ebds. p. 35.
Kohn (Albin), Die Steinfiguren in den russischen Steppen und in Galizien, genannt „Kamienne Baby", steinerne Weiber. — Z. f. Ethnologie. X. 1878. p. 33.
Heidnischer Kirchhof im Dorfe Wlocin (Polen). — Z. f. Ethnologie. 1877. Verhdl. p. 158.
Halvelka (Joh.), Entdeckung neuer Steinkisten in der Krym. — Mitthl. d. Anthropolog. Ges. in Wien. VI. 1876. p. 112.
Gertz (K.), Historische Uebersicht der archaeologischen Untersuchungen und Entdeckungen auf der Taman'schen Halbinsel vom Ende des XVIII. Jahrhunderts bis zum J. 1859. Herausgeg. von der Moskauer archäologischen Gesellschaft. Moskau 1876. 118 S. 4. (russisch.)
Harkavy (A.), Altjüdische Denkmäler aus der Krim, mitgetheilt von Abraham Firkowitsch (1839—1872). — Mémoires de l'Acad. Imp. d. sciences de St. Pétersbourg. XXIV. 1876.
Dixon, Biancardi, Moynet, Vereschaguine, Henriet e A. Degubernatis, La Russia descritta e illustrata. Vol. I. II. La Russia libera. Un inverno a Pietroburgo. Le provincie de Baltico. Con 160 incisioni. Milano 1877. 378 u. 424 S. 4. (l. 15.)
van Andel (A.), Reis door Rusland en omliggende landen; geillustr. Nijkerk (Callenbach) 1877. 8. (f. 0,30.)
v. Lengenfeldt (Th.), Skizzen aus Russland. Berlin (Wedekind u. Schwieger) 1877. gr. 8. (6 M.)
Scheube (H.), Das heutige Russland. — Ausland 1877. N. 41 ff.
Legrelle (A.), Le Volga, notes sur la Russie. Paris 1877. 12.
Riltich (A.F.), Die Ethnographie Russlands. — Petermann's Mitthl. Ergänzungsheft. N. 54. 1878.
Volksstamm und Nationalität der Russen. — Europa 1877. N. 37.
Die Völker Russlands. — Petermann's Mitthl. 1877. p. 1. 141.
Buddeus (A.), Land und Leute der deutsch-russischen Ostsee-Provinzen. — 6. u. 7. Jahres-Bericht d. geogr. Ges. in München, 1877. p. 99.
Baltromatis (S.), Lithauen. Skizzen aus dem lithauischen Volksleben. Lief. 1. St. Petersburg 1877. 8. (russisch.)
Kohn (Albin), Zur Colonisation Polens. — Globus. XXXI. 1877. p. 301.
—, Die Filmanen auf der Halbinsel Kola. — Globus. XXXIII. 1878. p. 314.
Telfer (J. B.), Crimea and Transcaucasia. 2nd edit. 2 vols. London (Kegan, Paul & Co.) 1877. 8. (36 s.)
Krassnow (N.), Die Bevölkerung und das Territorium der Kosaken des europäischen und asiatischen Russlands. — Militär-Archiv 1877. Hft. 12. 1878. Hft. 1. (russisch.)
Pypin (N.), Skizzen altrussischer Kultur und Literatur. — Russ. Revue. X. 1877. p. 441. 551.
Eyre (Selwyn), Sketches of Russian life and customs made during a visit in 1876. 77. London (Remington) 1878. 340 S. 8. (7 s. 6 d.)
Strekalow (S.), Das russische historische Costum. Lief. 1. Mit Einleitung von N. Kostomarow. St. Petersburg 1877. 4. (russisch.)

Havliczek (C.), Das Fest der Rechtgläubigkeit. Ein Charakterbild aus Russland. — Ausland 1877. N. 15.

Kulischer (M.), Russische Gebräuche und Spiele zu Frühlings- und Winteranfang. — Globus. XXXIII 1878. p 316.

Grosspietsch (J.), Hochzeitsgebräuche des russischen Landvolks. Nach Volksliedern geschildert. — Russ. Revue. X. 1877. p. 289 XI. p. 231. XII. 1878. p. 247. Vergl. Europa 1877. N. 24.

Auffindung des Diebes durch den „Sok". Eine südslavische Sitte. — Globus. XXXII. 1877. p. 334.

Die Iberische Halbinsel.

Rose (H. J.), Among the spanish people. 2 vols. London (Bentley) 1877. 750 S. 8. (24 s.)

de Bofarull (A.) y Broca, Historia critica civil y eclesiástica de Cataluña. T. t. Epoca primitiva: Celtas, Griegos, Fenicios y Cartaginenses. Dominacion romana y goda. Barcelona 1876. 4.

Tubino (Fr. M.), Los aborigenes Ibéricos ó los Berébcres en la Peninsola. Madrid 1876. 8. vgl. Magaz. f. d. Lit. d. Auslandes 1877. N. 46.

Bonaparte (L. L.), On the name of God in Basque. — The Academy 1877. March 3.

Italien.

Gregorovius (F.), Ricordi storici e pittorici d'Italia: traduzione dal tedesco del conte Augusto di Cosila. 2 voll. Milano 1877. 16.

Kleinpaul (R.), Aus meiner Pilgrimschaft in classischen Landen. — Ausland 1877. N. 33. 35 f.

Carr (Mrs. C.), North Italian Folk: sketches of town and country life. Illustr. by R. Caldecott. London (Chatto & W.). 1877. 296 S. 12. (1 s.)

Conrad (M. G.), Zur italienischen Sittengeschichte. — Ausland 1877. N. 18. 21.

Fligier, Zur praehistorischen Ethnologie Italiens. Wien (Hölder) 1877. gr. 8. (1. M. 20 Pf.)

Bladen-Sappeda in Venetien, ein vergessener Deutscher Posten im Süden — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 374.

Casini (T.), Di una stazione dell' età della pietra a Bazzano. — Bulletino di paletnologia italiana. 1877. p. 131.

Lioy (P.), Le abitazioni lacustri di Fimon. — Archivio per l'antropologia e la etnologia. VII. 1877. p. 86.

Barnabel (F.), Archaeological discoveries in Verona and Bologna. — The Academy. 1877. N. 250.

Bellucci (G.), Sulla fonderia-officina di Bologna e sul preteso spezzamento dei bronzi e scopo monetale. — Archivio per l'antropologia e la etnologia. VII. 1877. p. 228.

Desor (E), Une nouvelle découverte préhistorique. La fonderie de Bologne. — Revue archéologique. XXXIII. 1877. p. 406.

Gozzadini (G.), Intorno agli scavi fattessi dal Sig. A. Arnoaldi presso Bologna. Bologna (Fava Garagnari) 1877. 90 S. 8. m. 14 Taff.

Zur landwirhschaftlichen Ethnographie von Toscana. — Europa 1877. N. 50.

Nicolucci (G.), Scoperte preistoriche nella Basilieata e nella Capitanata. Napoli 1877. 10 S. 8.

Baldi, Considerazioni paleo-etnologiche intorno agli antichi abitanti del Mugello. Firenze. 1878. 20 S. 8.

Castelfranco (P.), Deux périodes du premier âge du fer dans la nécropole de Golasecca. — Revue archéolog. XXXIV. 1877. p. 73.

de Stefani (C.), Stazioni preistoriche nella Garfagnana in provincia di Massa. — Archivio per l'antropologia e la etnologia. VII. 1877. p. 173.

Bellucci, Ricerche paleoetnologiche nel lago e nel bacino del Trasimeno. — Archivio per l'antropologia e la etnologia. VII. 1877. p. 349.

Ausgrabungen bei Cancello. — Ausland 1878. N. 19.
Mantovani (P.), Stazione dell' età pietra presso Reggio di Calabria. — Bollet. di paletnologia italiana. 1877. p. 177.
Guastella (Seraf. Amabile), L'antico carnevale della contea di Modica; schizzi di costumi popolari. Modica 1877. 16. (l. 2.)
v. Andrian-Warburg, Prähistorische Studien aus Sicilien. — Z. f. Ethnologie IX. 1877. Verhdl. p. 477.
Corbetta (Carlo), Sardegna e Corsica: libre due. Milano 1877 XVI, 648 S. 16 (l. 6.)
Zannetti (A.), Note antropologiche sulla Sardegna. — Archivio per l'antropologia e la etnologia. VIII. 1878. p 51.
Maltesische Sprichwörter und Sprüche. — Globus XXXIII. 1877. p. 171.

Die griechisch-türkische Halbinsel.

Fligier, Zur prähistorischen Ethnologie der Balkanhalbinsel. — Mitthl. der Anthropolog. Ges. in Wien. VI. 1876. p. 200. (auch besonders erschienen. Wien (Hölder) gr. 8. (1 M. 60 Pf.)
Mehlis (C.), Zur prähistorischen Ethnologie der Balkanhalbinsel und Italiens. — Ausland 1878. N. 25.
Die ethnologischen Verhältnisse der Balkaninsel in der Vorzeit. — Gaea. 1877. p. 208.
Hertzberg (G.), Die Ethnographie der Balkan-Halbinsel im 14. und 15. Jahrhundert. — Petermann's Mitthl. 1878. p. 125.
Boutet (P.), La population de la Turquie. — L'Exploration I. 1877. p. 39.
Diefenbach (L.), Die Volksstämme der europäischen Türkei. Frankfurt a. M. (Winter) 1876. 8. (2 M. 40 Pf.)
Ravenstein (E. G.), The distribution of the population in the part of Europe overrun by Turks. — Geographical Magazine III. 1876. p. 259.
Baker (J.), Die Türken in Europa. Mit historisch-ethnographischen Anmerkungen von K. E. Franzos und einer Einleitung von H. Vambéry. Stuttgart (Levy & Müller) 1877. 8. (9 M.)
Die bevorstehenden Territorialveränderungen und die Ethnographie der Balkanhalbinsel. — Ausland 1878. N. 20 f.
Kiepert (H.), Die neuen Territorialgrenzen auf der Balkanhalbinsel vom Gesichtspunkte der Nationalgrenzen. — Globus. XXXIII. 1878. p. 263.
Kutschera (H.), Die administrative Eintheilung und Bevölkerung der asiatischen Türkei. — Oesterreich. Monatsschr f. d. Orient. 1877. p. 153.
Sociale Zustände in der Türkei. — Ausland 1877. N. 38. 40.
Vambéry (H.), Die Erhaltung der Türkei und die Völkerkultur. — Ausland 1878. N. 14.
Campbell (H. D.), Turks and Greeks: notes on a recent excursion. London (Macmillan) 1877. 136 S. 8. (3 s. 6 d.)
Mackenzie (G. M.) and Irby (A. P.), Travels in the Slavonic provinces of Turkey in Europe. With preface by the Right Hon. W. E. Gladstone. 2nd. edit. 2 vols. London (Daldy & I.) 1877. 660 S. 8. (21 s.)
Densusiaru N. et F. Damé, Les Roumains du sud; Macédoine, Thessalie, Epire, Thrace, Albanie. Bukarest. 1877. 8.
Fusco (Ed.), La Turchia, ossia usi, cortumi e credenze degli Osmani. Napoli 1877 132 S. 16. (l. 3.)
Barkley (Henry C.), Between the Danube and the Black Sea; or, five years in Bulgaria. 2nd. edit. London (Murray) 1877. 320 S. 8. (10 s 6 d.)
Hamlin (C.), Among the Turks. London (Low) 1877. 380 S. 8. (10 s 6 d.)
On Turkisch. ways and turkisch women. — The Cornhill Magazine. 1877 Januar ff.
Rauchhaupt (A.), Die türkischen Frauen. — Grenzboten. 1878. (N. 16.)
v. Nasackin (N.), Die Tscherkessen und ihre Ansiedelung in der Türkei. — Oesterreich. Monatsschr. f. d. Orient. 1877. p. 112.
Kanitz (F.), Grabovo, eine bulgarische Industriestadt. — Ebds. 1877. p. 90.

Jung (I.), Die Romainen vor hundert Jahren. — Ebds. 1877. p. 117.
—, Die Ost-Romanen im Mittelalter. — Ebds. 1877. p. 40.
Schwicker (J. H.), Die Herkunft der Rumänen. — Ausland 1878. N. 10. 39.
Caix (N.), J Rumeni e le stirpi latine. — Nuova Antologia di scienze, lettere ed arti. 2. Ser. VIII. Fasc. 7.
Henke (R.), Rumänien. Land und Volk. Leipzig (Wigand) 1877. gr. 8. (5 M.)
Rode (L.). Land und Leute in Rumänien. — Daheim 1878. N. 27.
Kulemann (R.), Eine Schilderung Rumäniens. — Blätter für literarische Unterhaltung 1877. N. 37.
Wechsler (J.), Rumänien und die Rumänen. — Ausland 1877. N. 46 ff.
Grübler (C.), Rustschuk. Ein türkisches Städtebild. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 70.
Rockstroh (E.), Ueber den Balkan. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 257.
—, Banya und Bellova. — Ebds. VIII. 1877. p. 122. 138.
—, Von Samakov nach Lom Palanka. — Ebds. VIII. 1877. p. 199.
Sax (C.), Die Bevölkerung der Städte in Thracien und speciell Constantinopels. — Mitthl. d. Wiener geogr. Ges. 1877. p. 126. 272.
Kanitz (F.), Donau-Bulgarien und der Balkan. Historisch-geographisch-ethnographische Reisestudien aus den J. 1860—76. 2. Bd. Leipzig (Fries) 1877. gr. 8. (18 M.)
Obédénare, Sur les différents types bulgares. — Bullet. de la Soc. d' Anthropologie. 1877. p. 180.
Kanitz (F.), Die moslimisch-bulgarischen Pomaci und Zigeuner im nördlichen Balkangebiete. — Mitthl. d. Anthropolog. Ges. in Wien. VI. 1876. p. 75.
—, Tumuli in Nord- und Süd-Bulgarien. — Ebds. VI. 1876. p. 201.
Barkley (H. C.), Bulgaria before the war, during seven years experience of European Turkey and its inhabitants. London (Murray) 1877. 368 S. 8. (10 s. 6 d.)
Leach (H.), A bit of Bulgaria. Londen (Simpkin) 1877. 44 S. 12. (6 d.)
Virchow (R.), Die nationale Stellung der Bulgaren. — Z. f. Ethnologie. Verhandlungen. IX. 1877. p. 70.
Das Bulgaren-Volk und seine Eigenart. — Europa 1877. N. 30.
Servia, Bosnia and Bulgaria. — Geographical Magazine. III. 1876. p. 257.
Pardoe (Miss), The city of the Sultan. New edit. London (H. S. King & Co.) 1877. 420 S. 8. (6 s.)
de Amicis (Edm.), Constantinopoli. Vol. I. Milano 1877. 268 S. 8. (l. 3.)
—, Constantinopel. Uit het italiaansch door Mevr. De Graaff-Holtrop. Haarlem (Schalekamp) 1878. 8. (f. 3).
Murad Efendi, Das Serail von Top-Kapu. — Die Gegenwart. 1878. N. 20.
Petrowitsch (M.), Die Volksmedicin bei den Serben. — Globus XXXIII. 1878. p. 348.
Evans (A. J.), Through Bosnia and the Herzegovina on foot. 2nd. edit. London (Longmans) 1877. 344 S. 8. (18 s.)
Blau (O.), Reisen in Bosnien und der Herzegowina. Topographische und pflanzengeographische Aufzeichnungen. Berlin (D. Reimer) 1877. gr. 8. (6 M.)
Kapper (S.), Geflügelte Worte der Herzegowiner. — Globus. XXXI. 1877. S. 347. 364.
Evans (A. J.), Illyrian letters. London (Longmans) 1878. 8. (7 s. 6 d.)
Ruthner (F.), Un viaggio a Maria Stella, convento dei Trappisti in Bosnia. Venezia (Merlo) 1877. 72 S. 32.
Gopčević (S.), Montenegro und die Montenegriner. Leipzig (Fries) 1877. gr. 8. (3 M. 60 Pf.)
Denton (W.), Montenegro: its people and their history. London (Daldy & J.) 1877. 300 S. 8. (6 s.)
Montenegro. — Globus. XXXII. 1877. p. 145. 162. 177. 193 209. 225.
Kiepert (H.), Zur Ethnographie von Epirus. — Z. d. Berliner Ges. f. Erdkunde. XIII. 1878. p. 250.
Benloew (L.), La Grèce avant les Grecs. Étude linguistique et ethnographique. Pélasges, Lélèges, Sémites et Joniens. Paris (Maisonneuve & Co.) 1877. 8.
Niese (B.), Ueber den Volksstamm der Graeker. — Hermes. XII. 1877. p. 409.

Gelzer (H.), Die Wanderzüge der lakedämonischen Dorier. — Rheinisches Museum f. Philol. N. F. XXXII. 1877. p. 259.
Wojewodsky (L.), Der Kannibalismus in den griechischen Mythen. Versuch einer Geschichte der Entwickelung der Moral. St. Petersburg 1877. 397 S. 8. (russisch.)
Bursian, Ueber den Einfluss der Natur der griechischen Länder auf den Charakter seiner Bewohner. — 6 u. 7. Jahresber. d. geogr. Ges. in München. 1877.
Schwartz (W.), Von altgriechischer Todtenbestattung. — Z. f. Ethnologie. 1877. p. 281.
Zecchini (P.) e Tommaseo (N.), Quadri della Grecia moderna. Firenze 1876. 504 S. 8. (l. 5.)
Hertzberg (G.), Entstehung der Neugriechen. — Mitthl. d. Verhdl. f. Erdkunde zu Halle. 1877. p. 68.
Spiegel, Die Neuhellenen und ihre Entwicklung. — Ausland 1877. N. 18 f.
Neugriechischer Aberglaube. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 25.
Francis (J. M.), Greece at it is. — Proceed. of the geogr. Soc. of New-York. VI. 1876. p. 138.
Mahaffy (J. P.), Rambles and studies in Greece. 2nd edit. London (Simpkin) 1878. 468 S. 8. (10 s. 6 d.)
Gilliéron (A.), Grèce et Turquie. Note de voyage. Neuchatel (Sandoz) 1877 8. (3,20 M.)
Belle (H.), Voyage en Grèce. — Le Tour du Monde. 1876. N. 812. 840 ff.
—, Eine Reise in Griechenland. — Globus XXXII. 1877. p. 1. 17. 33. 49. 65. 81. XXXIII. 1878. N. 16 ff.
Faucher (J.), Streifzüge durch die Küsten und Inseln des Archipels und des Jonischen Meeres. Berlin (Herbig) 1877. 8. (6 M.)
Bötticher (A.), Beim griechischen Gastfreunde. — Im neuen Reich 1877. II. p. 301.
Schliemann (H.), Mykenae. Bericht über meine Forschungen und Entdeckungen in Mykenae und Tiryns. Leipzig (Brockhaus) 1877. gr. 8. (30 M.)
Lindenschmit (L.), Schliemann's Entdeckungen in Mykenae und die Kritik. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie etc. 1878. N. 1.

Asien.

Puini (C.), J. Buddha, Confucio e Lao-tse: notizie e studi intorno alle religioni dell' Asia orientale. Firenze 1877. LXVI, 550 S. 16. (l. 5.)
Der Buddha und der Buddhismus. — Grenzboten 1877. N. 17 f.
Leake (J. J.), Islam and its origin, genius and mission. London (Tinsley) 1878. 122 S. 8. (5 s.)
Spiegel (F.), Die Arier. — Im neuen Reich. 1878. I. p. 881.
Poesche (Th.), Die Arier. Ein Beitrag zur historischen Anthropologie. Jena (Costenoble). 1878. 8 (5 M.)
Aelteste Zustände der Arier. — Europa 1878. N. 17.
v. Nasackin (N.), Die Seidenproduction bei den Völkern Central-Asiens. — Oesterreich. Monatsschr. f. d. Orient. 1877. p. 57.
v. Richthofen (F.), Ueber die centralasiatischen Seidenstrassen bis zum 2. Jahrhundert v. Chr. — Verhdl. d. Berlin. Ges. für Erdkunde. 1877. p. 96.
Bowman (A.), Adventures of Rolando in Mesopotamia, Persia, Siberia, Kamschatka, China and Thibet. London (Routledge) 1877. 416 S. 8. (3 s. 6d.)

Sibirien.

Marmier (X.), Les Russes en Sibérie et sur le fleuve Amour. — Le Correspondant. 1877. 25. März.
Areal und Bevölkerung von Ost-Sibirien. III. Das Gebiet Jakutsk. — Russ. Revue. XI. 1877. p. 514.
Middendorf (A.), Reise durch Nord- und Ost-Sibirien. Thl. II. Der Norden und Osten Sibiriens in naturhistorischer Beziehung. VI. Abschnitt. Die Ureinwohner Sibiriens. St. Petersburg. 1878. 4

Malchow (N. M.), Die Ssimbirskischen Tschuwaschen und deren Poesie. Kasan 1877. 39 S. 8. (russisch).

Poljakow (J. S.), Die Bewohner des Ob; bearb. v. E. Kretschmann. — Russ. Revue. XII. 1878. p. 44.

Die transbaikalischen Burjaten. — Ausland. 1877. N. 6.

Kohn (Albin), Ein neues Bradjagenthum in Sibirien. — Globus. XXXI. 1877. p. 271.

Kadomzew (A. W.), Bericht über eine Reise nach der Kirgisen-Steppe. St. Petersburg. 1877. 107 S. 8. (russisch.)

de Ujfalvy (Ch. E.), Wipses, Bachkirs, Mechtcheriaks. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 6. Sér. XIII. 1877. p. 320.

v. Ujfalvy (K.), Die Galtschen, Baschkiren, Maschtscherjaken und Tepteren. — Globus. XXXII. 1877. p. 266.

—, Prähistorische Funde in Westsibirien und Centralasien. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 490.

Kohn (Albin), Das Leben am Murman. — Gaea. 1877. p. 37. 164.

Sawoiko (J.), Erinnerungen an Kamschatka und den Amur. Moskau. 1876. 64 S. 8. (russisch.)

Die Kaukasusländer.

Nachrichten der Gesellschaft von Freunden der Kaukasischen Archäologie. Lief. I. Tiflis. 1877. 8. (russisch.)

Bakrodse (J. J.), Ueber die vorhistorische Archäologie im Allgemeinen und die kaukasische im Besonderen. Tiflis 1877. 81 S. 12. (russisch.)

Radde, Zwei Steininstrumente der Gegenwart aus dem Kaukasus. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 10.

Smirnow, Aperçu sur l'ethnographie du Caucase. — Revue d'anthropologie. 2e Sér. I. 1878. p. 237.

v. Seidlitz (N. K.), Tabelle des Areals, der Bevölkerung und der Dichtigkeit der Bevölkerung der Kaukasusländer. — Iswestija der Kaukasischen Abtbl. d. K. Russ. Geogr. Ges. V. 1877. Heft 2. (russisch.)

Kohn (Albin), Kaukasien und seine Bewohner. — Grenzboten 1877. No. 49.

v. Seidlitz (N.), Wege und Stege im Kaukasus. — Russ. Revue. XII. 1878. p. 26. 113.

Reisen im Kaukasusgebiet. — Ausland. 1877. N. 25.

Zagareli (A. A.), Mittheilungen über eine Reise nach Mingrelien. — Iswestija d. Kaukasischen Abthl. d. K. Russ. geogr. Ges. V. 1877. Heft 2. (russisch.)

Bryce (J.), Transcaucasia and Ararat: a vacation tour in 1876. 3rd edit. London (Macmillan) 1878. 8. (9 s.)

Tschernjawski (W. J.), Aus den Forschungen im Südwesten Transkaukasiens. — Iswestija d K. Russ. geogr. Ges. XIII. 1877. Heft 5. (russisch).

v. Schweiger-Lerchenfeld, Lazistân und die Lazen. — Oesterreich. Monatsschr. f. d. Orient. 1877. p. 121.

Bakradse (D.), Das türkische Grusien. Nach dem Russ. übers. von N. v. Seidlitz. — Russ. Revue. X. 1877. p. 325.

Die turanischen Chanate.

de Laurens (G.), Le Turkestan. — Revue géographique internationale. 1876. N. 12. 14. 1877. N. 19.

Schuyler (E.), Turkestan: Notes of a journey in Russian Turkistan, Khokand, Bukhara and Kuldja. 6th edit. 2 vols. London (Low.) 1877. 8. (42 s.)

de Ujfalvy (Ch.), Voyage au Turkestan. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 6. Sér. XIII. 1877. p. 545.

v. Ujfalvy (K. E.), Reiseskizzen aus Centralasien. — Unsere Zeit 1878. N. F. XIV. Heft. 9 ff

Vambéry (H.), Die Iranier Turkestans. — Oesterreich. Monatsschr. f. d. Orient. 1877. p. 7.

—, Aus Ost-Turkestan. — Ebds. 1877. p. 133.

Karasin (R.), Im Amu-Delta, deutsch bearb. von H. v. Lankenau. — Aus allen Welttheilen. VII. 1876. p. 326. 361.
Burnaby (F.), Ride to Khiva; travels and adventures in Central-Asia. 10th edit. London (Cassell) 1877. 8. (10 s. 6 d.)
Delalaire (A.), Notes sur le Khiva. — L'Exploration I. 1877.
Mac Gahan (J. A.), The Oasis of Khiva. — Proceed. of the geogr. Soc. of New-York. VI. 1876. p. 116.
Schlagintweit (E.), Die Völker Ost-Turkistans. — Globus XXXI. 1877. p. 236. 251. 263.
Paquier (J. B.), Pamir et Kachgavie. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 6. Sér. XIII. 1877. p. 605.
Kostenko (L.), Expédition aux monts Alai. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 6. Sér. XIII. 1877. p. 275.
Michell (R.), The Russian expedition to the Alai and Pamir. — Journ. of the Roy. Geograph. Soc. XLVII. 1877. p 17.
Ker (D.), A peep into Kokan; or from Djizak to Tashkent viâ Khodjent. — Geographical Magazine. III. 1876. p. 267.
Kostenko (L.), Im Thale von Ferghana. — Russ. Revue. XI. 1877. p. 167.
Majeff (N.), Le regioni Hissar e Kulab. — Cosmos di Cora. IV. 1877. p. 128 vergl. Geographical Magazine III. 1876 p. 326.
Majew (P.), Reisenotizen über das Chanat-Buchara. — Russ. Militär-Archiv. 1877. August (russisch.)
Paquier (J. B.), Le Pamir. Étude de géographie physique et historique sur l'Asie centrale. Paris (Maisonneuve & Co.) 1876. gr. 8.
Ost-Turkestan und das Pamir-Plateau nach den Forschungen der Britischen Gesandtschaft unter Sir T. D. Forsyth. 1873 und 1874. — Petermann's Mitthl. 1877. Ergänzungsheft. N. 52.
Chapman et Gordin, Souvenirs d'une ambassade anglaise à Kachgar. — Tour du Monde. 1878. N. 891 ff.
Gerland (G.), Centralasien und China. — Nord und Süd. Bd. IV. Heft 12.
Vambéry, Die Chinesen in Ost-Turkestan. — Wissensch. Beil. zur Augsburg. allgem. Ztg. 1877. N. 77.

China.

Roy (J. E.), La Chine et la Cochinchine. Géographie physique et politique, climat, productions, expédition franco-anglaise, expéditions française en Cochinchine depuis leur origine, notice sur l'empire annamite. Paris (Lefort) 1877. 192 S. 8 (2 fr. 50 c.)
Eden (C. H.), China: historical and descriptive. With an appendix on Corea. London (Ward) 1877. 8. (5 s.)
Gray (J. H.), China: a history of the laws, manners and customs of the people. Edited by W. Gow Gregor. With 140 illustrations. 2 vols. London (Macmillan) 1878. 772 S. 8. (32 s.)
Kingsmill (T. W.), Short notes on the indentification of the Yuè-ti and Kiang Tribes of ancient Chinese history. — Journ. of the North-China Branch of the Roy. Asiatic Soc. New Ser. X. 1876. p. 71.
Bretschneider (E.), Chinese intercourse with the countries of central and western Asia during the fifteenth century. — China Review. V. 1877. p. 13. 109. 165. 227.
Petitot (E.), Dissertation sur Ta-Han et le pays des femmes de l'historien chinois Li-You-Tchéou. — Revue d'anthropologie. 2e Sér. T. I. 1878. p. 266.
Brooks (Ch. Wolcott), Origin of the Chinese race, philosophy of their early development, with an inquiry into the evidence of the American origin. San Franciso 1876. 8.
Howorth (H. H.), The northern frontagers of China. P. II. The Manchus. Supplementary notice. — P. IV. The Kin or Golden Tatars. — Journ. of the Roy. Asiatic Soc. of Great Britain and Ireland. N. Ser. IX. 1877. p. 243.
Kingsmill (Th. W.) Ethnological sketsches from the dawn of history. The Tsins or Seres. — China Review. V. 1877. p. 349.

China seit 1875. — Unsere Zeit. N. F. 14. Jahrg. Hft. 10 f.
v. Richthofen (F. Frhr.), China. Ergebnisse eigener Reisen und darauf gegründeter Studien. Bd. I. Berlin (D. Reimer) 1877. gr. 4. (32 M., geb. 36 M.)
Mentaberry (A.), Impresiones de un viaggio á la China. Madrid 1877. 260 S. 4.
Poločnik (W.), Streifzüge in Ostasien. Whampoa und Canton. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 152.
Faber (E.), Bilder aus China. I. II. Barmen (Klein, in Comm.) 1877, gr. 8. (à 50 Pf.)
Ein Blick in grosse chinesische Städte. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 231.
Peking und Umgebung. — Globus. XXXI 1877. p. 113. 129. 146. 163. 177. 193.
Holcombe (C.), Notes made on a tour through Shan-hsi and Shen-hsi. — Journ. of the North China Branch of the Roy. Asiatic Soc. New Ser. X. 1876. p. 55.
Gregor Potanin's Reise in der westlichen Mongolei. — Globus. XXXI. 1877. p. 238.
Aus den Steppen der Mongolei. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 75.
Prschewalski (N. M.), Von Kuldscha über den Tian-schan und an den Lob-nor 1876 bis 1877. A. d. Russ. übers. von R. Kiepert. — Globus. XXXIII. 1878. N. 14 f. vergl. Petermann's Mittheil. Ergänzungsheft N. 53. Ausland 1878. N. 20 f.
Prschewalski's Reise nach Hoch-Tibet 1872. Nach dem Russ. von Albin Kohn. — Globus. XXXII. 1877. p. 337. 353.
Forsyth (T. D.). On the buried cities in the shifting sands of the Great Desert of Gobi. — Journ. of the Roy. Geograph. Soc. XLVII. 1877. p. 1. vergl. Proceed. of the Roy. Geogr. Soc. XXI. 1877. p. 27. Globus. XXXI. 1877. p. 217.
Ganzenmüller (K.), Tibet nach den Resultaten früherer und neuester Zeit. Stuttgart (Levy & Müller) 1877. gr. 8. (3 M.)
Playfair (G. M. H.), The Miaotza of Kweichou and Yunnan from Chinese descriptions. — China Review. V. 1877. p. 92.
Elias (Ney), A visit to the valley of the Shueli, in Western Yunnan, February 1875. — Journ. of the Roy. Geograph. Soc. XLVI. 1877. p. 198.
Dupuis (J.), Voyage au Yûn-nân. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 6. Sér. XIV. 1877. p. 5. 151.
Margary (A. R.), Notes of a journey from Hankow to Ta-li-Fu. — Journ. of the Roy. Geograph. Soc. XLVI. 1877. p. 172.
Scherzer, Journal d'un mission en Corée, par Koei-Ling, ambassadeur de S. M. l'empereur de la Chine près la cour de Corée en 1866. Paris 1877. 66 S. 8.
Mossman (S.), Corea. — Geographical Magaz. IV. 1877. p. 148.
v. Kadriaffsky (Eufemia), Korea. — Ausland 1877. N. 26.
Steere (J. B.), Formosa. — Journ. of the American geogr. Soc. of New-York. VI. 1876 p. 302.
Jbis (P.), Auf Formosa. Ethnologische Wanderungen. — Globus. XXXI. 1877. p. 149. 167. 181. 196. 214.
Stuhlmann (C. W.), Kunstgewerbliche Industrie auf Hainan. — Globus. XXXII. 1877. p. 332.
Livet (L.), L'émigration chinoise, d'après les travaux du Dr. F. Ratzell. — L'Exploration. II. 1877. p. 65.
Dennys (N. B.), The Folke Lore of China, and its affinities with that of the Aryan and Semetic Races. London (Trübner) 1877. roy. 8. (10 s. 6 d.)
Faber (E.), Die Grundgedanken des alten chinesischen Socialismus oder die Lehre des Philosophen Micius zum ersten Male vollständig aus den Quellen dargelegt. Elberfeld (Friederichs) 1877. 8. (2 M.)
—, Der Naturalismus bei den alten Chinesen sowohl nach der Seite des Pantheismus als des Sensualismus oder die sämmtlichen Werke des Philosophen Micius zum ersten Male vollständig übersetzt und erklärt. Elberfeld (Friederichs) 1878. 8. (3 M.)
Chalmers (J.), Chinese natural theology. — China Review. V. 1877. p. 271.
Edkins (J.), Religion in China: containing a brief account of the three religions of the Chinese. 2nd edit. London (Trübner) 1878. 270 S. 8. (7 s. 6 d.)
Playfair (G. M. H.), Chinese official titles. — The China Review. VI. 1878. p. 242.

Martin (W. A. P.), On the style of Chinese epistolary composition. — Journ. of the North-China Branch of the Roy. Asiatic Soc. New Ser. XI. 1877. p. 113.
Giles (A.), Chinesische Gilden. — Globus. XXXII. 1877. p. 254.
Die geheimen Gesellschaften in China. — Globus. XXXII. 1877. p. 204. vergl. Ausland 1878. N. 7.
Kaufmännische Zünfte in China. — Oesterreich. Monatsschr. f. d. Orient 1877. p. 128.
Ueber die Fabrikation chinesicher Gongs. — Ebds. 1877. p. 129.
Stent (G. Carter), Chinese Eunuchs. — Journ. of the North-China Branch of the Roy. Asiatic Soc. New Ser. XI. 1877. p. 143.
Diebstahl in China; nach H. Giles' Chinese sketches. — Globus. XXXII. 1877. p. 331.
Edkins (J.), On Chinese names for boats and boat gear with remarks on the Chinese use of the mariner's compass. — Journ. of the North-China Branch of the Roy. Asiatic Soc. New Ser. XI. 1877. p. 123.
Chinesischer Slang. Aus Herbert A. Giles: Chinese sketches. — Globus XXXII. 1877. p. 284.
Das Gräberfest in China. — Ausland 1877. N. 36.
Haas (Jos.), Ueber Opium in China. — Oesterreich. Monatsschr. f. d. Orient. 1877. p. 123.
Deer-stalking in China. — China Review. V. 1877. p. 224. 286.

Japan.

Metchnikoff (L.), L'empire japonais. Le pays, le peuple, histoire, actualités. P. 1. Genève 1878 4. (2 M.)
Eden (C. H), Japan: historical and descriptive. Revised and enlarged, from the „Les voyages celèbres". With numerous illustrations and a map. London (Ward) 1877. 326 S. 8. (3 s. 6 d.)
Bousquet, Le Japon de nos jours et les échelles de l'extrême Orient. 2 vols. Paris 1877. 905 S. 8. (fr. 50.)
Bousquet (G.), Le Japon contemporain. — Revue d. Deux Mondes. 1876. 15. Sept.
Wislicenus (P.), Das alte und das neue Japan. — Berliner Sonntagsbl. 1877. N. 44 ff.
Japan. — Ausland 1878. N. 24 ff.
Fowler (R. M.), Visit to Japan, China and India. London (Low) 1877. 294 S. 8. (10 s. 6 d.)
A. Woeikof's Reisen in Japan 1876. — Petermann's Mitthl. 1878. p. 176.
Cochius, Reisen im mittleren Japan. — Verhandl. d. Berliner Ges. f. Erdkunde. 1876. p. 217. 1877. p. 61.
Crooke (E. R.), On foot through Central-Japan. — Geograph. Magaz. III. 1876. p. 285.
v. Roretz (A.), Bericht über eine Reise durch die südlichen Provinzen von Japan. — Mitthl. d. Wiener geogr. Ges. 1876. p. 515.
Marshall, Notizen auf einer Reise von Yeddo nach Kiyoto über Asama-yama, Hokurokudo und Biwa-See. — Ausland 1877. N. 23 f.
Hodges (J. L.), Notes of a trip to Vries Island in July 1872. — Transact. of the Asiatic Soc. of Japan. V. 1. 1877. p. 64.
Der Volksstamm der Aino. — Europa 1877. N. 49.
Kohn (Albin), Die jetzige Lage der Bewohner der Kurilen. Nach dem Russ. — Globus. XXXII. 1877. p 108.
Diro Kitao, Die Götter Japans. — Westermann's illustr. Monatshefte. 1877. Juni f.
Jung (E.), Japanischer Aberglauben. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. p. 331. vergl. Globus. XXXII. 1877. p. 123.
Chaplin-Ayrton (Mrs.), Japanese New Year celebrations. — Transact. of the Asiatic Soc. of Japan. V. 1. 1877. p. 71.
Wernich (A.), Ehen zwischen Europäerinnen und Japanern. — Gartenlaube 1877. N. 26.
Syle, On primitive music; especially that of Japan. — Transact. of the Astatic Soc. of Japan. V. 1. 1877. p. 170.
Ueber Mass- und Gewichts-Systeme in Japan. — Oesterreichische Monatsschr. f. d. Orient. 1877. p. 126.
Gümbel (C. W.), Die Montan-Industrie Japans. — Ausland 1877. N. 37.

Gregory (G. Elliot), Japanese fisheries. — Transact. of the Asiatic Soc. of Japan. V. 1. 1877. p. 102.

v. Kudriaffsky (Eufemia), Höflichkeit in Japan. — Ausland 1877. N. 30.

McClatchie, Japanese heraldry. — Transact. of the Asiatic Soc. of Japan. V. 1. 1877. p. 1.

Kleinasien. Syrien. Palaestina. Armenien. Mesopotamien. Arabien.

Martin (A.), Note sur quelques restes de l'âge de la pierre en Anatolie. — Revue archéologique. XXXIV 1877. p. 163.

Choisy (A.), L'Asie Mineure et les Turcs en 1875; souvenirs de voyage. Paris (Firmin Didot & Co.) 1876. 355 S. 18.

Burnaby (F.), On Horseback through Asia Minor. 2 vols. 3. edit. London (Low) 1877. 751 S. 8. (38 s.)

Rauchhaupt (A.), Ein Ritt durch Kleinasien. — Grenzboten. 1878. N. 15.

Zschimmer (W.), Ein Besuch bei den Derwischen in Smyrna. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 297.

di Cesnola (L. P.), Cyprus; its ancient cities, tombs and temples. A narrative of researches and excavations during ten years residence as American Consul on that island. With maps and illustrations. London (Shaw) 1877. 462 S. 8. (50 s.)

Appleton (T. G.), Syrian sunshine. London (Macmillan) 1877. 308 S. 8. (6 s.)

Quintana (M. J.), Siria y el Libano. Madrid (Perdiguero) 1877. 228 S. 8.

Scholz (P.), Götzendienst und Zauberwesen bei den alten Hebräern und den benachbarten Völkern. Regensburg (Manz) 1877. gr. 8. (9 M.)

Bureau (L.), Sur la croyance à l'immortalité de l'âme chez les Hébreux. — Bullet. de la Soc. d'Anthropologie. 1877. p. 462.

Finn (Mrs.), A third year in Jerusalem: a tale illustrating customs and incidents of modern Jerusalem. New edit. London (Nisbet) 1877. 340 S. 12. (3 s. 6 d.)

Ganneau (Ch. Clermont), De Jérusalem à Bîr-el-Ma'iu, fragment du journal d'une excursion faite en juin 1874. — Bullet. de la Soc. de Géographie. 6. Sér. XIII. 1877. p. 492.

Sepp, Birath Arba oder Bethlehem in der Höhlenzeit. — Augsburg. Allg. Ztg. Beil. 1877. N. 358.

Conder, Die Makams in Palästina. — Globus. XXXII. 1877. p. 251.

Der Streit über die moabitischen Funde. — Ausland 1878. N. 19 f.

Lombard (A.), Le pays d'Uz et le couvent de Job. — Le Globe. Mém. de la Soc. de géogr. de Genève. XVI. 1877. p. 61.

Deyrolle (T.), Viaggio nell' Armenia e nel Lazistan: illustrato da 83 incisioni e una carta geografica. Milano 1877. 250 S. 8. (l. 3.)

de Nasakine (N.), Die Kurden und ihre politische Bedeutung für die Türkei. — Ausland 1877. N. 28.

Am Wan-See in Türkisch-Armenien. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 315.

Bagdad, eine gesunkene Weltstadt im Orient. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 18.

Mossul und Nineve. — Aus allen Welttheilen. VII. 1876. p. 355.

Zehme (A.), Aus und über Arabien. — Globus. XXXII. 1877. p. 154. 379.

Goergens, Der Handel der Araber. — Ausland 1877. N. 32 ff.

Roger-Upton, Les Bédouins du desert arabique. — Revue Britannique 1877. Mai.

Halévy (Jos.), Voyage en Nedjran. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 6. Sér. XIII. 1877. p. 466.

Miles (S. B.), On the route between Sohár and el-Bereymé in 'Omán, with a note on the Zatt, or Gipsies, in Arabia. — Journ. of the Asiatic Soc. of Bengal. XLVI. 1877. p. 41.

Persien. Afghanistan. Belutschistan.

Spiegel (F.), Erânische Alterthumskunde. 3. Bd. Geschichte, Staats- und Familienleben, Wissenschaft und Kunst. Leipzig (Engelmann) 1878. 8. (13 M.)

Fritsch (G.), Die Baudenkmäler in Persien. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhandl. p. 224.

Charikles, Von Bagdad nach Ispahan. Aus dem Tagebuche eines Diplomaten. — Westermann's illustr. deutsche Monatshefte. 1878. Januar ff.

Marsh (H. C.), Ride through Islam; being a journey through Persia and Afghanistan to India, viâ Meshed, Herat, and Kandahar. London (Tinsley Brothers) 1877. 222 S. 8. (14 s.)

Ayuso (Don F. Garcia), Iran ó del Indo al Tigris. Descripcion geográfica de los paises Iranios, Afghanistan, Belutschistan, Persia y Armenia. Madrid 1876. 405 S. gr. 8.

Napier (G. C.), Extracts from a diary of a tour in Khorassan, and notes on the eastern Alburz Tract. — Journ. of the Roy. Geograph. Soc. XLVI. 1877. p. 62. — Kazi Syud Ahmad, Notes on the Yomut Tribe. Ebds. p. 145.

F. Stolpe's Reisen im südlichen Persien. — Globus XXXI. 1877. p. 311.

Schindler (A. H.), Notes on some antiquities found in a mound near Damghan. — Journ. of the Roy. Asiatic Soc. of Great Britain and Ireland. N. Ser. IX. 1877. p. 425.

Schlagintweit (E.), Seistan, Persiens Grenzprovinz gegen Afghanistan. — Globus. XXXII. 1877. p. 170. 186. 200.

—, Die Besitzungen des Amir von Afghanistan. — Globus. XXXII. 1877. p. 43. 55.

Gerland (G.), Bannu und die Afghanen. — Globus. XXXI. 1877. p. 315. 333. 343. 361. 374.

de Ujfalvy (Ch.), Excursion scientifique dans le Kohistan. — Bullet. de la Soc. de Géographie. 6. Sér. XIV. 1877. p. 89.

Hughes (A. W.), The county of Balochistan: its geography, topography, ethnology, and history. With map, photographic illustrations, and appendices containing a short vocabulary of the principal dialects in use among the Balochis, and a list of authenticated road routes. London (Bell & S.) 1877. 296 S. 8. (12 s.)

Vorder- und Hinter-Indien.

Muir (J.), Notes on the Lax Observance of Caste Rules, and other features of social and religious life in ancient India. — The Indian Antiquary. VI. 1877. p. 251.

Jagor, Indische Steinkreise. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 469.

Hostmann, Hohes Alter der Eisenverarbeitung in Indien. — Archiv f. Anthropologie. X. 1878. p. 418.

Caldwell, Sepulchral urnes in Southern India. — The Indian Antiquary. 1877. p. 279

Rock-cut temples at Bâdâmi, in the Dekhan. — The Indian Antiquary. 1877. p. 354.

Muir (J.), On the question wheter polyandry ever existed in Northern Hindustân. — The Indian Antiquary. 1877. p. 315.

Stülpnagel (C. R.), Polyandry in the Himâlayas. — The Indian Antiquary. 1878. p. 132.

Williams (Monier), Pârsî funeral and initiatory rites and the Pârsî religion. — The Indian Antiquary. 1877. p. 311.

Lablache (P. V.), Remarques sur la population de l'Inde Anglaise. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 6. Sér. XIII. 1877. p. 5.

Williams (Monier), Modern India and the Indians: being a series of impressions, notes and essays. London (Trübner) 1878. 236 S. 8. (7 s. 6 d.)

Rousselet (L.), India and its Native Princes. New edit. London (Bickers) 1877. 4. (42 s.)

Goblet d'Aviella, Inde et Himalaya, souvenirs de voyage. Paris (Plon) 1877. 595 S. 18. (4 fr.)

Drew (F.), The northern barrier of India. A popular account of the Jummoo and Kashmir Territories. With map and illustr. London (Stanford) 1877. 336 S. 8. (12 s.)

Schlagintweit (E.), Die neuesten Reisen nach Sikkim. — Globus. XXXIII. 1878. N. 10 ff.

Der Krieg gegen die Afridis. — Globus. XXXIII. 1878. p. 125.

Guthrie (Mrs.), My years in an Indian Fort (Belgaum Fort). 2 vols. London (Hurst & B.) 1877. 596 S. 8. (21 s.)

Jacolliot (L.), Seconde voyage au pays des éléphants. Paris (Dentu) 1878. 373 S. 18. (4 fr.)

Rivett-Carnac (H.), Rough notes on some ancient sculpturings on rocks in Kemáon, similar to those found on monoliths and rocks in Europe. — Journal of the Asiat. Soc. of Bengal. XLVI. 1877. p. 1.

Sterndale (R. A.), Seonee; or camp life on the Satpura Range: a tale of Indian adventure. Illustrated by the author. With a map and appendix, containing a brief topographical and historical account of the district of Seonee in the Central Province of India. London (Low) 1877. 454 S. 8. (21 s.)

Brooke (W. Saurin), Notes on the custom of Mahâprasâd in the Sambalpur District, central provinces — The Indian Antiquary. 1878. p. 113.

Rousselet (L.), L'India, viaggio nell' India centrale e nel Bengala. Opera cont. 303 inc. e 80 tav. Milano 1877 634 S. 4. (L. 40.)

Caldwell, Sepulchral urns in southern India. — The Indian Antiquary. VI. 1877. p. 279.

Jagor (F.), Analysen von Bronzen, ausgegraben im Nilgiri-Gebirge und im Coimbatore-Distrikt, Süd-Indien. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 206.

de Charolais (L.), L'Inde française. Deux années sur la côte de Coromandel. Paris (Chalamel) 1877. 248 S. 18.

The famine in Madras and Bombay. — Geographical Magaz. IV. 1877. p. 111.

Die Kols in Tschota-Nagpur. 3. Aufl. Basel (Missionsbuchhdl.) 1878. 16.

Lambert (C.), A trip to Cashmere and Ladak. With illustrations from photographs by Hugh Gurney Barclay. London (Henry S. King & Co.) 1877. 206 S. 8. (7 s. 6 d.)

Sinclair (W. F.), Hindu and Jaina remains in Bijâpur and the neighbourhood. — The Indian Antiquary. 1878. p. 121.

Thomas (E.), De early faith of Asoka. — Journ. of the Roy. Asiatic Soc. of Great Britain and Ireland. N. Ser. IX. 1877. p. 155.

Forbes (C. J. F.), Affinities of the dialects of the Chepang and Kasundah Tribes of Nipâl with those of the Hill Tribes of Arracan. — Journ. of the Roy. Asiatic Soc. of Great Britain and Ireland. N. Ser. IX. 1877. p. 421.

Baldwin (J. H.), Large and small game of Bengal and the North-Western Provinces of India. 2d edit. London (Paul & Co.) 1877. 386 S. 4. (21 s)

Life in the Mofussîl: or the civilian in Lower Bengal. By an ex-Civilian. 2 vols. London (Kegan Paul & Co.) 1876. 554 S. 8. (14 s.)

Sinclair (W. F.), Notes on the cave of Panchales vara in Mouje Bramburde, Tâlukâ Haveli, Zillâ Punâ. — The Indian Antiquary. VI. 1877. p. 98.

Goldschmidt (P.), Report upon inscriptions in the north-central province and the Hambanota district of Ceylon. — The Indian Antiquary. 1877. p. 318.

Die Veddah's auf Ceylon. — Globus. XXXI. 1877. p. 292

Digby (W.), The Eurasians of Ceylon. — The Calcutta Review. 1876. N. CXXV.

Fytche (A.), Burma: past and present, with personal reminiscences of the country. With illustrations. 2 vols. London (Kegan Paul & Co.) 1877 700 S. 8. (30 s.)

Der öffentliche Unterricht in British-Birma und Assam. — Globus. XXXIII. 1878 N. 16.

de Richelieu (A.), Skildringer fra Siam. — Danske Geogr. Selskabs Tidskr. 1877. p. 40.

Am Golf von Siam. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 322.

Noulet, L'âge de la pierre polie au Cambodge, d'après les découvertes de M. Moura. Toulouse (impr. Douladure). 10 S. 8.

Delaporte (L.), Une mission archéologique aux ruines de Kmers (Cochinchine). — Revue de Deux Mondes. 1877. 15. Septr.

Giglioli (E. H.), Gli Annamiti. — Archivio per l'antropologia e la etnologia. VII. 1877. p. 189.

de Caillaud (M. Romanet), Die französische Eroberung von Tong-kin — Globus. XXXIII. 1878. N. 8 f.

Reino del Tonquin. — Bolet. de la Soc. geográfica de Madrid. III. 1877. p 255.

Dupuis, Exploration du Tong-King. — L'Exploration. II. 1877. p. 9.

v. Hellwald (Friedr.), Die Expedition Jean Dupuis' und die Erschliessung Tonkins. — Oesterreich. Monatsschr. f. d. Orient. 1877. p. 5.

Die Bewohner von Tongkin — Globus. XXXII. 1877. p. 329.

Brossard de Corbigny, Eine Gesandtschaftsreise in Hũé. — Globus. XXXIII. 1878. N. 22 ff.

Morice, Viaggio in Cocinciua. — Il Giro del Mondo. N. Ser. III. 1876.
Yule (H.), Champa (Cochinchina). — Geographical Magaz. IV. 1877. p. 66.
v. Monts (Graf), Einige Notizen über Djohore. — Verhandl. d. Berlin. Ges. f. Erdkunde. 1877. p. 145.
McNair (F.), Perak and the Malays. Sarong and Kris. Illustrated with 13 engravings by R. Knight. London (Tinsley Bros.) 1878. 454 S. 8. (21 s.)
d'Almeida (W. Barrington), Geography of Perak and Salangore, and a brief sketch of some of the adjacent Malay States. — Journ. of the Roy. Geograph. Soc. XLVI. 1877. p. 357.
Hamy (E. T.), La province Somboc-Sombor et l'immigration des Piaks. — La Nature. 1877. 8. Sept.
—, Sur les Penongs Plâks. — Bullet. de la Soc. d'Anthropologie 1877. p. 524.
Maxwell (J. B.), Our Malay conquests. London (King) 1878. 124 S. 8. (2 s. 6 d.)
Harmand, Les îles de Poulo-Condor, le Haut Dau-naï et ses habitants. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 6. Sér. XIII. 1877. p. 523.

Die Andamanen und Nicobaren. Die Inseln des Indischen Archipelagus.

Jagor, Ueber die Andamanesen oder Mincopies. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 41.
Vogel (H.), Le isole Nicobar. Ricordi di viaggio. — Rivista Internationale. 1876. p. 385.
Steen Bille, Fra Nicobarerne. — Danske Geogr. Selskabs Tidskr. 1877. p. 31
Het Islam-element in den Oost-Indischen Archipel. — Tijdschr. voor Nederlandsch. Indië. 1877. II. p. 81.
Sumatra-Expeditie Berichten ontleend aan de rapporten en correspondentiën ingekomen van de leden de Sumatra-Expeditië. — Bijblad van het Tijdschr. van het aardrijkskundig Genootsch. te Amsterdam. II. 1877. N. 1.
Veth (P. J.), Geographische aanteekeningen omtrent de oostkust van Atjeh. — Tijdschr. van het aardrikskundig Genootsch. te Amsterdam. II. 1877. p. 235.
Kruijt (J. A.), Atjeh en de Atjehers. Twee jaren blokkade op Sumatra's noord-oost-kust. Leiden (Kolff) 1877. 8. (f. 4,50.)
—, Licht over Atjeh en de Atjehers. — Tijdschr. voor Nederlandsch Indië. 1877. II. p. 46.
de Rochemont, Onze oorlog met Atsjin. 1. en 2. afl. 's Gravenhage (Ykema) 1877. 8. (à f. 0,60.)
Veth (P. J.), Het landschap Deli op Sumatra. — Tijdschr. van het aardrikskundig Genootsch. te Amsterdam. II. 1877. p. 152.
de Clerq (F. S. A.), De hoofdplaats Palembang. — Tijdschr van het aardrijkskundig Genootsch. te Amsterdam. II. 1877. p. 174.
Schreiber (A.), Die Insel Nias. — Petermann's Mitthl. 1878. p. 47.
Esser (J.), Aanteekeningen over Soemba. — Tijdschr. voor Nederlandsch Indië. 1877. II. p. 161.
Bove (G.), Note di un viaggio a Borneo. — Cosmos di Cora. IV. 1877. p. 147.
Tromp, Das Begräbniss bei den Sihongern auf Borneo. — Berichte d. Rhein. Missions-Ges. 1877. p. 42.
Giglioli (E. H.), J Giavanesi. — Archivio per l'antropologia e la etnologia. VII. 1877. p. 212.
—, Notizie intorno ai Djelma o Baduvi ed ai Tenger, montanari non islamiti di Giava. — Archivio per l'antropologia e la etnologia. VIII. 1878. p. 116.
Hamy (E. T.), Les Alfourous de Gilolo d'après de nouveaux renseignements. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 6. Sér. XIII. 1877. p. 480.
Schneider (Lina), Die alfurische Sprache in der Minahassa. — Ausland 1877. N. 46.
Van Hoëvell (G. W. W. C.), Jets over de vijf voornaamste dialecten der Amboinsche landtaal (Bahasa Tanah). — Bijdragen tot de taal-land-en volkenkunde van Nederlandsch-Indië. 4. Volg. D. I. 1877. p. 1.
Nog jets over Ambonsch Maleisch. — Ebds. p. 212.
Schulze, Ueber Ceram und seine Bewohner. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 113.

van Hasselt (J. L.), Beknopte spraakkunst der Noefoorsche taal. Utrecht (Kemink & Zoon) 1877. 8. (f 1,50.)
—, Hollandsch-Noefoorsch en Noefoorsch-Hollandsch woordenboek. Ebds. 1877. (f. 3.)
Lenthiolle (Vicomte de), Relation d'un voyage aux îles de la Sonde. Rotterdam 1876. 8.
de Clercq (F. S. A.), Het Maleish der Molukken. Uitgig. door het Bataviaansch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen. Batavia (Bruining) 1877. 8. (f. 2,50.)
Cora (G.), Le isole Batcian e Obi (Molukken). — Cosmos di Cora. IV. 1877. p. 145.
Planchut (E.), L'archipel des Philippines. — Revue d. Deux Mondes. 1877. 15. April und 15. Juni.
Cañamaque (F.), Recuerdos de Filipinas. Madrid 1876. 320 S 8. (12 r.)
de Montblanc (Comte Charles), Les îles Philippines. — Mém. de la Soc. des études japonaises. 1878. p. 41.
Marionneau (Ch.), Notes de voyages. Une halte à Luçon. Nantes 1876. 14 S. 8.
Mundt-Lauff, Die Negritos der Philippinen: Forschung und Kritik. — Deutsche geogr. Blätter, her. von der geogr. Ges. in Bremen. I. 1877. p. 80. 136.

Afrika.

Westermeyer, Die chamitischen Völker. — Natur und Offenbarung. XXIII. Hft. 1 ff.
Rowley (H.), The religion of the Africans. London (Gardner) 1877. 190 S 12. (3 s. 6 d.)
Tauxier, La religion des taureaux divins en Afrique. — Revue africaine XXI. 1877. p. 185.
Banning (E.), L'Afrique et la conférence géographique de Bruxelles. 2. Edit. Bruxelles (Muquardt) 1878. 8. (4,80 M.)
de Laveleye (E.), L'Afrique centrale et la conférence géographique de Bruxelles. Lettres et découvertes de Stanley. Les Égyptiens dans l'Afrique équatoriale par Bujac. Bruxelles (Muquardt) 1878. 8. (2,40 M.)
Afrika. Edited and extended by Keith Johnston. With ethnological appendix by A. H. Keane. With maps and illustrations. London (Stanford) 1877. 628 S. 8. (21 s.)
de Laharpe (L. H.), L'exploration et la civilisation de l'Afrique centrale. — Le Globe. Mém. de la Soc. de géogr. de Genève. XVI. 1877. p. 35.
Louis, La traite des Nègres. — Bullet. de la Soc. de géographie d'Anvers. I. 1877. p. 80.
Tavano (G), Sur le tatuage par incision et torsion de la peau usité chez les nègres des côtes d'Afrique. — Bullet. de la Soc. d'Anthropologie de Paris 1877. p. 333.
Beltrame, Vocabulario italiano-Akka. — Bollet. della Soc. geogr. italiano. XIV. 1877. p. 128.
—, Studio sulla lingua degli Akka. — Ebds. XIII. 1876. p. 624. XIV. 1877. p. 14

Der Nordosten Afrika's.

Reinisch (L.), Studien über Ost-Afrika. — Oesterreich. Monatsschr. f. d. Orient. 1877. p. 65.
Menges (J.), Vom Rothen Meer. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 201. 238.
Ebers (G.), Aegypten in Bild und Wort. Lief. 1. 2. Stuttgart (Hallberger) 1878 fol. (à 2 M.)
Zur Ethnographie Altägyptens. — Globus. XXXII. 1877. p. 60.
Scheube (H.), Aus Altägypten. — Ausland 1878. N. 22 ff.
Burton (Rich. F.), On flint flakes from Egypt. — Journ. of the Anthropolog. Institute. VII. 1878. p. 323.
Adams (W. H. D.), Land of the Nile; or Egypt., past and present. London (Nelsons) 1878. 8. (3 s. 6 d.)
McCoan (J. C.), Egypt as it is. With a map taken from the most recent survey. London (Cassell) 1877. 436 S. 8. (21 s.)
Goltz (B.), Ein Kleinstädter im Aegypten. Reise. 3. Aufl. Berlin (Janke). 1877. 16 (4 M.)
Klunzinger (C. B.), Bilder aus Oberägypten, der Wüste und dem Rothen Meere. 2. Aufl. Stuttgart (Levy & Müller) 1877. gr. 8. (12 M.).
Klunzinger (C. B.), Upper Egypt, its people and its products: a descriptive account of the manners, customs, superstitions and occupations of the people of the Nile valley etc. London (Blackie) 1877. 420 S. 8. (14 s.).

Mariette-Bey (A.). Deir-el-Bahari. Documents topographiques, historiques et ethnographiques. Recueillis dans ce temple pendant les fouilles. Leipzig (Hinrichs) 1877. gr. Fol. nebst Text. 4. (80 M.)

Das Muled el Nebbi. Das Geburtsfest des Propheten in Kairo. — Augsburger allgem. Ztg. 1877. Beilage N. 101.

Dr. G. Schweinfurth's Reise durch die westliche Wüste von Aegypten. — Globus. XXXII. 1877. p. 151.

Braun (A.), Ueber die im Kgl. Museum zu Berlin aufbewahrten Pflanzenreste aus altägyptischen Gräbern. Vortrag. — Z. f. Ethnologie. 1877. p. 289.

Les Nubiens. — Revue scientifique. 1877. 18. August.

Marno (E.), Reise in der ägyptischen Aequatorial-Provinz und in Kordofan in den Jahren 1874—76. Wien (Hölder). 1877. gr. 8.

—, Thierhandel im ägyptischen Sudan. — Oesterreich. Monatsschrift f. den Orient. 1877. p. 24.

—, Ein Aufenthalt in der Tura el Chadra. — Der Zoolog. Garten. 1877. Nr. 1.

Colston, Notes sur les tribus de Bédonius du Soudan et du Kordofan. — Bullet. de la Soc. Khédiviale de géographie. N. 3. 1876. p. 267.

Pfund (J.), Reiseberichte aus Kordofan und Dar-Fur, redigirt von L. Friedrichsen. — Mitthl. d. geogr. Ges. in Hamburg. 1876—77 p. 121.

Junker (W.), Notizen über meine Reise von Ladò nach Mákäräkä. — Z. d. Berl. Ges. f. Erdkunde. 1878. p. 33.

Schilderungen aus dem Gebiete der Beni-Amer und Habal. — Ausland 1877. Nr. 37.

Pruyssenaere's Reisen im Nilgebiete, herausg. von Zöppritz. — Petermann's Mitthl. Ergänzungsheft N. 50. 51. 1877.

de Cosson (E. A.), The cradle of the Blue Nile; a visit to the Court of King John of Ethiopia. With map and illustrations. 2 vols. London (Murray) 1877. 620 S. (21 s.).

de Rivoire (D.), L'Abyssinie pittoresque et commerçante. — L'Exploration. I. 1877.

Schimper (W.), Die geologischen und physikalischen Verhältnisse des Districts Arrho und der Salzhandel der Abyssinier — Z. d. Berliner. Ges. f. Erdkunde. 1877. p. 109.

Watson (C. M.), Notes to accompany a traverse survey of the White Nile, from Khartum to Rigaf, 1874. — Journ. of the Roy. Geograph. Soc. XLVI. 1877, p. 412.

Gordon (C. G.), Notes to accompany a survey of the White Nile, from Lardo to Nyamyungo — Journ. of the Roy. geograph. Soc. XLVI. 1877. p. 431.

Long-Bey, Notes sur les nègres qui habitent du Bahr-el-Abiad jusqu'à l'Équateur, et à l'ouest du Bahr-el-Abiad jusqu'à Makraka-Niam-Niam. — Bullet. de la Soc. Khéviviale de géographie. N. 2. 1876. p. 223.

Marno (E.), Industrie im Sudan. — Oesterreich. Monatsschr. f. d. Orient. 1877. p. 11.

Mohammed Moktar, Notes sur le pays de Harrar. — Bullet. de la Soc. Khédiviale de géographie. N. 4. 1876—1877. p. 360.

Der Nordrand Afrika's.

Rae (E.), Country of the Moors: a journey from Tripoli in Barbary to the City of Kairwan. With map and illustrations. London. (Murray) 1877. 350 S. 8. (12 s.).

de Bary (E), Reisebriefe aus Nordafrika. — Z. d. Berl. Ges. für Erdkunde 1877. p. 161. vergl. Globus XXXIII. 1877. p. 5, 23, 39.

Soleillet (P.), Die Beni Mzab. — Globus. XXXII. 1877. p. 318.

Belluci (G.), L'etá della pietra in Tunisia. Roma (Civelli) Roma. 1876.

Collotti (G.), Tunisi e il suo popolo: studi, impressioni e ricordi. Catania. 1877. XXVI, 220 S. 16 (l. 4.).

Playfair (R. L.), Travels in the footsteps of Bruce in Algeria and Tunis. Illustrated by facsimiles of his original drawings. London (Kegan Paul & Co.). 1877. 4. (63 s.).

Statistique générale de l'Algérie. Années 1873 à 1875. Paris (impr. nationale) 1867. 4.

Quinemant (J.), Du peuplement et de la vraie colonisation de l'Algérie. Paris (Challamel) 1877. 8. (2 fr.).

Séguin (L. G.), Walks in Algiers and its surroundings. London. (Daldy) 1878. 502 S. 8. (12 s.).

Masqueray, Rapport sur la mission dans le sud de la province de Constantine. Seriana, le Bellezma, Ngaous, Tobua, Tolga. — Revue africaine. XXI. 1877. p. 33.
Lespinasse (E.), Notice sur le Hachem de Mascara. — Revue africaine. XXI. 1877. p. 141.
Dugas (J.), La Kabylie et le peuple Kabyle. Paris (Lecoffre) 1878. 266 S. 12.
Capitaine (H.) et Ch. Hertz, De l'utilisation des noirs en Algérie. — L'Exploration. II. 1877. p. 197.

Der Westrand Afrika's.

Duro (C. F.), El Hach-Mohammed-el Bagdády (D. José Maria de Murga) y sus andanzas en Marruecos. — Bulletin de la Soc. de geogr. de Madrid. III. p. 117. 193.
Adamoli, Viaggio al Marocco. — Bollet. della Soc. geogr. italiana. XIII. 1876. p. 630.
de Amicis (Edm.), Marocco. Uit het italiansch vertaald door D. Lodeesen. Leiden (Van Santen) 1877. 8. (f. 3,25).
v. Fritsch (K.), Reisebilder aus Marocco. — Mitthl. d. Ver. f. Erdkunde zu Halle. 1877. p. 11.
Rohlfs (G.), Gesandschaften von und nach Marokko. — Ausland. 1877. N. 32.
—, Sigilmâsa und Tâfilet. — Z. d. Berlin. Ges. für Erdkunde. 1877. p. 335.
Muiron d'Arcenant, Notice sur le Sénégal. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 6. Sér. XIII. 1877. p. 113.
Faidherbe (le général), Le Zinaga des tribus sénégalaises; contribution à l'étude de la langue berbère. Paris (Leroux) 1877. 8. (5 fr.)
Oberländer (R.), Westafrika vom Senegal bis Benguela. 3. Aufl. Leipzig (Spamer) 1877. gr. 8. (7 M.).
Hay (J. S.), On the district of Akém in West-Afrika. — Journ. of the Roy. Geograph. Soc. XLVI. 1877. p. 299.
Ramseyer and Kuhne, Four year in Ashantee. With introduction by Rev. Gundert. 2nd. edit. London (Nisbet) 1877. 320 S. 8. (6 s.).
Bonnat, Le pays des Achantis et le fleuve Volta. — L'Exploration. I. 1877.
Zündel (G.), Land und Volk der Eweer auf der Sclavenküste in Westafrika. — Z. d. Berl. Ges. f. Erdkunde. 1877. p. 376. 401.
Corre (A.), Idiomes di Rio-Nuñez (côte occidentale d'Afrique). — Revue de linguistique. X. 1877. Fasc. 1. 2.
Hone (R. B.), Seventeen years in the Yoruba Country; memoirs of Anna Hinderer. With an introduction. New edit. London (Relig. Tract Soc.). 1877. 8. (3 s.).
Soyaux (H.), Aus Lagos. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 332.
de Compiègne, Voyages, chasses et guerres. Paris (Plon). 1876. III, 303 S. 18.
Brazza, Spedizione francese sull' Ogoue. — Cosmos di Cora. IV. 1877. p. 180. vergl. Bollett. della Soc. geogr. italiana. XIV. 1877. p. 209.
de Bizemont (Vicomte), Le cours de l'Ogooué. — L'Exploration. I. 1877. p. 47.
Lenz (Osk.), Brief an die deutsche afrikanische Gesellschaft d. d. Woermannsche Faktorei am Ogowe, Mitte August 1876 — Correspondenzbl. d. Afrikan. Ges. 1877. N. 21. p. 2.
—, Besuche im Oscheba-Gebiet bis zum Beginn der Landreise nach Adama und Oscheba. Mai 1876. — Ebds. 1877. N. 22. p. 32.
—, Mittheilungen über das Volk der Fan (Oscheba) im äquatorialen Afrika. — Deutsche geogr. Blätter, her. v. d. geogr. Ges. in Bremen. I. 1877. p. 65.
—, Resumé seiner Reisen im Ogowe Gebiet. — Verhandl. der Berliner Ges. für Erdkunde. 1877. p. 51.
Dr. Lenz Reisen im Ogowe-Gebiete. — Ausland. 1877. N. 35.
Lenz (Osk.), Ein Besuch bei den Cannibalen West-Afrika's. — Die Gegenwart. 1877. p. 214.
Soyaux (H.), Der Gabun und seine Nachbarländer. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 266, 300.
Falkenstein, Die Loango-Küste in 72 Original-Photographien (35 Bll.) mit erläuterndem Texte. Berlin (Stiehm) 1877. hoch 4. (In Leinw. Cart. 50 M.).
Pechuel-Loesche, Loango und die Loangoküste. — Mitthl. d. Ver. f. Erdkunde zu Leipzig. 1876 (1877). p. 37.

Falkenstein, Ueber die Anthropologie der Loango-Bewohner. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 163.
Pechuel-Loesche, Aus dem Leben der Loango-Neger. — Globus. XXXII. 1877. p. 10, 237, 247.
—, Indiscretes aus Loango. — Z. f. Ethnologie. X. 1878. p. 17.
—, Ein Hexenprocess in Loango. — Gartenlaube. 1877. N. 11.
—, Das Kuilu-Gebiet. — Petermann's Mitthl. 1877. p. 10.
Soyaux (H.), Angola. Ein Stück Culturgeschichte in Afrika. — Die Gegenwart. 1877. N. 10.
—, Ambriz. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 362.
—, Nur ein Neger. — Die Gegenwart. 1878. Nr. 10.
Büttner, Sociale Verhältnisse im Hereró Lande. — Berichte der Rheinischen Missions-Gesellschaft. 1876. p. 553.

Süd-Afrika und der Ostrand des südaequatorialen Afrika's.

Büttner, Die Bergdamra. — Bericht d. Rhein. Missions-Ges. 1878. p. 29.
Fritsch (G.), Ueber neuerdings aufgefundene Buschmannzeichnungen im Damaralande. — Z. f. Ethnologie. X. 1878. Verhdl. p. 15.
The Bushman Rock-Paintings. — The Academy. — 1878. N. 316.
Hahn (Theoph.), The graves of the Prehistoric Hottentot Race. — The Cape Monthly Magazine. New. Ser. XVI. p. 257.
Noble (J.), Zuid-Afrika, zijn verleden en zijne heden; eene beknopte geschiedenis van de Europeesche volksplantingen aan de Kaap. Amsterdam (Schröder). 1877. 8. (f. 4,50).
Trollope (A.), South Afrika. 2nd. edit. 2 vols. London. (Chapman). 1878. 674 S. 8. (30 s.).
Grützner (H.), Ueber die Gebräuche der Basutho. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 77.
Adler (N.), Ueber die Kaffern und deren jetzige Stellung zu den Süd-Afrikanischen Colonien. — Oesterreich. Monatsschr. f. d. Orient. 1877. p. 85, 101, 137.
Trollope (A.), Kafir Land. — The Fortnightly Review. 1878. Februar.
Brunner (E.), Bezoek aan het opperhoofd der Zoeloe-kaffers, Cetswayo. — Tijdschr. van het aardrijkskundig Genootsch. te Amsterdam. II. 1877. p. 352.
Hamy (L. T.), Un recent voyage chez les Cafres Zoulous. — La Nature. 1877. 6. Jan.
Sanderson (J.), The Transvaal and the Zulu Country. — The Fortnightly Review. XXIII. 1878. p. 937.
Roche (Mrs. H. A.), On Trek in the Transvaal; or over Berg and Veldt in South Africa. London (Low) 1878. 367 S. 8. (10 s. 6 d.).
Baines (F.), The gold regions of South Eastern Africa, with a biographical sketch of the author. London (Stanford) 1877. 200 S. 8. (13 s. 6 d.).
Berghaus (A.), Die Boers. — Die Natur. 1877. N. 18 f.
Price (Rev. R.), Report of his visit to Zanzibar and the coast of eastern Africa. London (London Mission Soc.). 1876. 8.
Holmwood (F.), The Kingani River, East Africa. — Journ. of the Roy. Geograph. Soc. XLVII. 1877. p. 253.
Hildebrandt (J. M.), Meine zweite Reise in Ostafrika. — Globus. XXXIII. 1878. N. 17 ff.
Fischer (G. A.), Ueber die jetzigen Verhättnisse im südlichen Galla-Lande und Wito. — Mitthl. d. geogr. Ges. in Hamburg. 1876—77. p. 347.
—, Die Sprachen im südlichen Galla-Lande. — Z. f. Ethnologie. X. 1878. p. 141.

Das nordaequatoriale Afrika.

Chavanne (J.), Die Sahara oder von Oase zu Oase. Bilder aus dem Natur- und Volksleben in der grossen afrikanischen Wüste. Liefr. 1 — 10. Wien (Hartleben). 1878. 8. (à 60 Pf.).
Largeau (V.), Voyage dans le Sahara et à Rhadamès. — Bullet de la Soc. de Géogr. 6. Sér. XIII. 1877. p. 35.

Nachtigal (G.), Journey to Lake Chad and the neighbouring regions. — Journ. of the Roy. Geograph. Soc. XLVI. 1877. p. 396.

—, Das Becken der Tsade und seine Bewohner. — Z. d. Berliner Ges. f. Erkunde. 1870. p. 30.

Die politischen Verhältnisse der mittleren Sahara. — Ausland 1878. N. 25

Nachtigal (G.), Voyage au Wadaï. — Bullet. de la Soc. Khédiviale de géographie. N. 4. 1876—77. p. 305.

—, Bagirmi, der Sklavenhandel und die Brüsseler internationale Association zur Erforschung und Erschliessung Inner-Afrika's. — Deutsche Rundschau. 3. Jahrg. 1877. Heft 5. p. 204. Heft 6. p. 362.

—, Handel im Sudan. — Mitthl. d. geogr. Ges. in Hamburg. 1876—77. p. 305.

Das südaequatoriale Afrika.

Spedizione italiane nell' Africa equatoriale. — Cosmos di Cora. IV. 1877. p. 219. vergl. Bolletino della Soc. geogr. italiana. XIII. 1876. p. 465. XIV. 1877. p. 293. 331, 358.

Gessi, L'esplorazione de lago Alberto. — Bollett. della Soc. geogr. italiana. XIV. 1877. p. 49.

—, On the circumnavigation of the Albert Nyanza. — Proceed. of the Roy. Geogr. Soc. XXI. 1877. p. 50.

Young (F. D.), Nyassa: a journal of adventures whilst exploring Lake Nyassa, Central Afrika, and establishing the settlement of „Livingstonia". Edit. by Rev. H. Waller. With maps. London (Murray) 1877. 240 S. 6. (7 s. 8 d.) vergl. Globus XXXI. 1877. p. 296.

Elton's und Cotterill's Reise vom Nyassa-See nordwärts. — Globus. XXXIII. 1878. p. 344.

Cameron (V. L.), Across Afrika. With numerous illustrations. 2 vols. London (Daldy & C.) 1877. 770 S. 8. (32 s.).

—, Quer durch Afrika. Autorisirte deutsche Ausg. Mit 156 Abbild. in Holzschnitt. 4 Facsim. und einer lith. Karte. 2 Thle. Leipzig (Brockhaus) 1877. gr. 8. (20 M.).

Cameron's Reise quer durch Afrika. 1873—76. Globus XXXI. 1877. p. 305, 321, 337, 353, 369. XXXIII. 1878. N. 1 ff.

Cameron, A travers de l'Afrique de Zanzibar à Benguela. — Le Tour du Monde. N. 809 ff.

Spedizione di Stanley nell' Africa equatoriale. — Cosmos de Cora. IV. 1877. p. 203.

Die Erforschung des Ukerewe (Victoria-Nyanza) durch H. M. Stanley und sein Zug zum Mwutan (Albert-Nyanza). — Mitthl. d. Wiener geogr. Ges. 1876. p. 572, 643.

Stanley (H. M.), Exploration des grands lacs de l'Afrique équatoriale. — Exploration. II. 1877. p. 93.

Lux, Bericht über seine Reise in Afrika im Jahre 1875 — Correspondenzbl. d. Afrikan. Ges. 1877. N. 14. p. 78.

Pogge, Das Reich und der Hof des Muata-Jamvo. — Globus. XXXII. 1877. p. 14, 28.

Die afrikanischen Inseln.

Hunter (F. M.), Notes on Socotra. — Journ. of the Anthropolog. Institute. VII. 1878. p. 364.

M'Nal (W. R.), The Seychelles Islands. — Nature. 1876. N. 344.

Grandidier (A.), Histoire physique, naturelle et politique de Madagascar. 3 vol. Paris. 1876. 4.

Mullens (J.), Recent journeys in Madagascar. — Journ. of the Roy. Geograph. Soc. XLVII. 1877. p. 47.

Oustalet (R.), Madagascar. — La Nature. 1876. 10. u. 24. Juni.

Soyaux (H.), Auf Fernando Po. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 195.

Berthelot (S.), Nouvelles découverts d'antiquités à Fortaventura. — Revue d'anthropologio. 2e Sér. I. 1878. p. 252.

Berthelot, S., Noticias sobre los caracteres jeroglificos grabados en las rocas volcánicos de las Islas Canarias. — Boletin de la Soc. geogr. de Madrid. I. 1876. p. 261.
San Miguel, Azoren. — Aus allen Weltheilen. VIII. 1877. p. 129.

Amerika.

Der Congress für amerikanische Urgeschichte zu Luxemburg. — Ausland. 1877. N. 46.
Das Auftreten der vorweltlichen Wirbelthiere in Nord-Amerika, nach den Arbeiten von Marsh, Cope u. Leidy. — Kosmos von Caspari. I. 1877. Heft 10.
Kuntze (O.), Pflanzen als Beweis der Einwanderung der Amerikaner aus Asien in präglacialer Zeit. — Ausland 1878. Nr. 10.
Ballantyne (R. M.), Norsemen in the West: or America before Columbus. Illustrated. New edit. London (Nisbet) 1877. 8. (5 s.).
Prehistoric archeology in America. — The Academy. 1877. 25. Aug.
Schumacher (Paul), Methods of making stone weapons. — Bullet. of the U. States geolog. and geogr. survey of the Territories. III. 1877. p. 547.
Mac Mahon (R. R.), The Anglo-Saxon and the North American Indians. Richmond, Va. 1877. 8. (21 s. 6 d.)
Becker (Joh. H.), Staats- und Gesellschaftsleben der alten Völker Amerika's. — Vossische Zeitung. Sonntags-Beilage. 1877. N. 43 ff.
Die Besiedelung des amerikanischen Continents. — Ausland. 1877. N. 40.
Beach (W. W.), Indian miscellany and history, antiquities, arts, languages, religions, traditions, and superstitions of the American Aborigines, domestic life, manners, customs, traits, amusement, exploits etc. Albany. 1877. 8. (21 s.)
Powell (J. W.), Discourse on the philosophy of the North American Indians. — Bullet. of the American geogr. Soc. 1876—77. N. 2. p. 46.
Virchow (R.), Anthropologie Amerika's. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 144.
Brühl (G.), Die Kulturvölker Alt-Amerika's. New-York und Einsiedeln. 1876. gr. 8. (6 M. 80 Pf.).
Die Weissen und die Rothhäute in Nordamerika. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 27, 59, 66, 120, 155, 204.
Price (Sire R. L.), Two Americas: an account of sport and travel. With notes and manners in North and South America. 2nd. edit. London (Low) 1877. 300 S. 8. (18 s.).
Allard (Ch.), Promenade au Canada et aux États-Unis. — Le Contemporain. 1877. 1. Mai und 1. Juni.

Groenland. British-Nordamerika.

Les Esquimaux. — Revue scientifique. 1878. 26. janvier.
Die heidnischen Eskimos an Grönlands Ostküste. — Globus. XXXIII. 1878. N. 16.
Ueber die religiösen Ideen der Eskimos. — Magaz. f. d. Lit. d. Auslandes. 1877. N. 45.
Rae (J.), On Eskimo migrations. — Journ. of the Anthropolog. Institute. VII. 1878. p. 125.
—, On Eskimo skulls. — Ebds. VII. 1878. p. 142.
Rink (H.), Nogle bemaerkninger om de nuvaerende Groenlanderes tilstand. — Danske Geograf. Selsk. Tidskr. 1877. p. 25.
—, Danish Greenland: its people and its products. Edited by Rob. Brown. With illustr. by the Eskimo, and a map. London (H. S. King & Co.) 1877. 470 S 8. (10 s. 6 d.)
Sketches of life in Greenland. — Geographical Magaz. III. 1866. p. 233. 265. 291. IV. 1877. p. 7.
Religiöse Erweckungen in Grönland. — Globus. XXXIII. 1878. p. 317.
Meyners d'Estrey (Comte), Le Labrador. — L'Exploration. II. 1877. p. 254.
Kingston (W. H. G.), Snow Shoes and Canoes; or the early days of a Fur Trader in the Hudson's Bay Territory. 2d edit. London. (Low) 1877. 16 (7 s. 6 d.)
Aube (Th.), Note sur Vancouvre et la Colombie anglaise. — Revue maritime et coloniale. LII. 1877. p. 54.

Guérard (F.), La France canadienne: les races françaises et anglo-saxonne. — Le Correspondant. 1877. 25. April.

St. John (M.), The sea of mountains: an account of Lord Dufferin's tour through British Columbia in 1876. 2 vols. London (Hurst & B.) 1877. 610 S. 8. (21. s.).

Grant (G. M.), Ocean to Ocean: Sandford Flemming's expedition through Canada in 1872. Enlarged and revised edit. Illustrated. London (Low) 1877. 400 S. 8. (7 s. 6 d.)

Hamilton (J. C.), The Prairie Province: sketches of travel from Lake Ontario to Lake Winnipeg, and an account of the geographical position, civil institution, climate, inhabitants, productions, trade, and resources of the Red River valley. With maps and illustrations. Toronto. 1877. (6 s.).

Die Indianer Canada's. — Globus. XXXII. 1877. p. 75.

Murray (A.), Geography and resources of New-Foundland. — Journ. of the Roy. Geograph. Soc. XLVII. 1877. p. 278.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika.

v. Studnitz (A.), Städtebildung und Wohnungsverhältnisse im Osten der Ver. Staaten von Nordamerika. — Wissensch. Beilage der Leipziger Ztg. 1878. N. 25 f.

Jacolliot (L.), Voyage au pays de la liberté. La vie communale aux États-Unis. Paris 1876. 235 S. 18.

Biat (L.), My rambles in the New World. Transl. by Mary de Hauteville. London (Low) 1877. 310 S. 8. (7 s. 6 d.)

Ruffner (E. H.), Explorations of the Territories. — Journ. of the American geogr. Soc. of New-York. VI. 1876. p. 253.

Anderson (S.), The North American Boundary from the Lake of the Woods to the Rocky Mountains. — Journ. of the Roy. Geograph. Soc. XLVI. 1877. p. 228.

v. Hesse-Wartegg (E.), Prairie-Fahrten. Reise-Skizzen aus den nordamerikanischen Prairien. Leipzig (Weigel) 1877. 8. (3 M.)

Beadle (J. H.), Western Wilds, and the men who redeem them: an authentic and entertaining narrative, embracing an account of seven years' travel and adventures in the Far West; wild life in Arizona; perils of the plains etc. Cincinnati. 1878. 8. (15 s.).

Campion (J. S.), On the frontier: reminiscences of wild sports, personal adventures, and strange scenes in our western country. With numerous illustr. New York. 1878. 8. (20 s.).

Wheeler (G. M.), Western exploration. — Journ. of the American geogr. Soc. of New York. VI. 1876. p. 233.

Die Black Hills auf der Grenze von Dakotah und Wyoming. — Globus. XXXIII. 1877. p. 175.

Browne (J. R.), Reisen und Abenteuer im Apachenlande. A. d. Engl. von H. Hertz. Gera (Griesbach) 1877. gr. 8. (4 M.).

Pinart (A.), Voyage dans l'Arizona. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 6. Ser. XIII. 1876. p. 225.

Loew (Osc.), Lieutenant Wheeler's Expedition durch das südliche Californien im J. 1875. — Petermann's Mitthl. 1877. p. 134. 410.

Avery (B. P.), Californian pictures in prose and verse. New York. 1877. 4 (25 s.).

Ratzel, Ueber Californien. — 6. u. 7. Jahresber. d. geogr. Ges. in München. 1877. p. 125.

Zehden (C.), Die Goldsucher Californiens. — Mitthl. d. Wiener geogr. Ges. 1877. p. 105.

Schumacher (P.), Die Inselgruppe im Santa Barbara-Canal in Kalifornien. — Aus allen Welttheilen. VII. 1876. p. 353.

Doyle (W. E.), Indian forts and dwellings. — Annual report of the Smithson. Institution. 1876 (1877), p. 460.

Conant (A. J.), Vorhistorische Reste in Missouri. — Gaea. XIII. 1877. p. 744.

Holmes (W. H.), A notice of the ancient remains of southwestern Colorado examined during the sommer of 1875. — Bullet. of the U. States geolog. and geogr. Survey of the Territories. Vol. II. N. 1. 1876. p. 3.

Bessels (E.), The human remains found near the ancient ruins of southwestern Colorado and New-Mexico. — Ebds. Vol. II. Nr. 1. 1876. p. 47.

Barber (E. A.), Ancient art in Northwestern Colorado. — Ebds. Vol. I. Nr. 1. 1876. p. 65.

Jackson (W. H), A notice of the ancient ruins in Arizona and Utah lying about the Rio San Juan. — Ebds. Vol. II. N. 1. 1876. p. 26.

Barber (E. A.), Bead ornaments, employed by the ancient tribes of Utah. — Ebds. Vol. II. N. 1. 1876. p. 67.

Peet (St. D.), A double-walled earthwork in Ashtabula country, Ohio. — Annual report of the Smithson. Institution. 1876(1877). p. 443.

Holt (R. B.), The earthworks at Portsmouth, Ohio, U. S. — Journ. of the Anthropolog. Institute. VII. 1878. p. 132.

Schumacher (Paul), Researches in the kjökkenmödings and graves of a former population of the coast of Oregon. — Bullet. of the U. States geolog. and geogr. Survey of the Territories. III. 1877. p. 27.

—, Researches in the kjökkenmöddings of a former population of the Santa Barbara Islands and adjacent mainland. — Ebds. III. 1877. p. 37.

Strong (Moses), Observations on the prehistoric mounds Grant County, Wisconsin. — Annual report of the Smithson. Institution. 1876 (1877). p. 424.

Butler (J. S.), Ueber das prähistorische Wisconsin. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 487.

Smith (C. D.), Ancient Mica Mines in North Carolina. — Annual report of the Smithson. Institution. 1876 (1877). 411.

Lente (F. D.), On the mounds of Florida. — Semi-Tropical. Jacksonville 1877. März und April.

Ellsworth (E. W.), On an ancient implement of wood. — Annual report of the Smithson. Institution. 1876 (1877). p. 445.

Snyder (J. F.), Deposits of flint implements. — Annual report of the Smithson. Institution. 1876 (1877). p. 433.

Rau (C.), Der Nachfolger der Onondaga-Riesen. — Archiv f. Anthropologie. X. 1878. p. 418.

Archaeologischer Schwindel in Nordamerika. — Globus. XXXIII. 1878. Nr. 15.

Sylvester (N. B.), Historical sketches of Northern New York and the Adirondack Wilderness; including traditions of the Indians, early explorers, pioneer settlers etc. NewYork 1877. 8. (10 s. 6 d.).

Contributions to North American Ethnology. Vol. 1: Tribes of extreme North-West. By W. H. Dall. Tribes of Western Washington and North-Western Oregon. By G. Gibbs. With 2 appendices containing grammars and vocabularies. Maps and illustrations. Washington 1877. 4. (31 s. 6 d.) Vol. III. Tribes of California by S. Powers. ibd. 1878. 4. (63 s.).

Dodge (R. J.), The plains of the great west, and their inhabitants: being a description of the plains, game, Indians etc. of the great North American desert. New York. 1877. (21 s.). 8.

Catlin (G.), Last rambles amongst the Indians of the Rocky Mountains and the Andes. New edit. London (Gall) 1877. 36 S. 8. (3 s. 6 d.).

Loew (Osk.), Züge aus dem Seelen- und Familienleben der nordamerikanischen Indianer. — Z. f. Ethnologie. 1877. p. 261.

Steyert (A.), Les reserves indiennes aux État-Unis. — Bullet. de la Soc. de Géogr. de Lyon. I. 1876. p. 40.

Die civilisirten Indianer in den Vereinigten Staaten. — Globus. XXXII. 1877. p. 352.

v. Thielmann, Die gegenwärtige Lage der Indianer in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. — Verhdl. d. Berlin. Ges. f. Erdkunde. 1877. p. 56. vergl. Ausland. 1877. N. 33.

Matthews (W.), Ethnographie and philosophy of the Hidatsa Indians. Washington (Govern. printing Office) 1877. gr. 8.

Spring (J. A.), Die Pima-Indianer in Arizona. — Globus. XXXII. 1877. p. 281. 295.

Die Tinne-Indianer — Globus. XXXII. 1877. p. 343. 359.

Gatschet (A. S.). Volk und Sprache der Timucua (Florida). — Z. f. Ethnologie. 1877. p. 245.
Mallery (Garrick), A calendar of the Dakota nation. — Bullet. of the U. States geolog. and geogr. Survey of the Territories. III. 1877. p. 3.
Barber (E. A.), Language and utensiles of the modern Utes. — Bullet. of the U. States geolog. and geogr. Survey of the Territories. Vol. II. Nr. 1. 1876. p. 71.
Barber (Edw. A.), Comparative vocabulary of Utah dialects — Bullet. of the U. States geolog. and geogr. Survey of the Territories. III. 1877. p. 533.
Ainslie (G.), Notes on the grammatical structure of the Nez Percés language. — Bullet. of the U. States geolog. and geogr. Survey of the Territories. Vol. II. N. 3. 1876. p. 271.
Eells (M.), The Twana Indians of Skokomish Reservation in Washington Territory. — Bullet. of the U. States geolog. and geogr. Survey of the Territories. III. 1877. p. 57.
Gatschet (A. S.), Der Yuma-Sprachstamm nach den neuesten handschriftlichen Quellen dargestellt. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. p. 341. 365.
Backert (G.), The Sioux or Dakota Indians. — Annual report of the Smithson. Institution. 1876(1877) p. 466.
v. Horn v. d. Horck (A.), Die Sioux- und Chippeway-Indianer. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhandl. p. 230.
Barber (Edw. A.), On the ancient and modern Pueblo Triebes of the Pacific slope of the United States. — American Naturalist. 1877. October.
Powers (St.), Centennial mission to the Indians of Western Nevada and California. — Annual report of the Smithson. Institution. 1876 (1877). p. 449.
Doehn (R.), Zur Rassenfrage in den Vereinigten Staaten. — Die Natur 1877. N. 33.
Holub (E.), Few words on the native question. Kimberley. 1877. 8.
Die Negersterblichkeit im Süden der Vereinigten Staaten. — Globus. XXXIII. 1878. N. 16.
Neger und Negerbarone in Südcarolina. — Grenzboten. 1877. N. 30 f.
Schwarze und Weisse in Neu-Orleans. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 340.

Mexico. Central-Amerika. West-Indien.

Hobirk (F.), Wanderungen auf dem Gebiete der Länder- und Völkerkunde. 22. Bd. Mexico und Westindien. Detmold (Meyer) 1877. 8. (1 M.).
Gray (A. Z.), Mexico as it is. Being notes of a recent tour in that country. New-York. 1878. 16. (5 s.)
Skizzen aus Mexico. — Globus. XXXII. 1878. N. 11 ff. XXXIII. N. 15.
Biart (L.), La tierra caliente. Escenas de costumbres mejicanas. Madrid (Medina y Navarra) 1876. 270 S. 8.
Hamy (E.), Les premiers habitants du Mexique. — Revue d'anthropologie 2e Sér. I. 1878. p 56.
Hirschberg (L.), Indianer und Creolen. Kulturbild aus Mexico. — Der Welthandel. 1877. p. 18.
Oswald (F. L.), Aberglauben in Mexico. — Globus. XXXIII. 1878. p. 362.
Löffler (Helene), Ueber mexikanische und brasilianische Federstickereien. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 289.
Berendt (Herm.), Remarks on the centres of ancient civilization in Central America and their geographical distribution. Adress read before the American geographical Society. New York. 1876. 8.
de Rosny (L.), Essai sur le déchiffrement de l'écriture hiératique de l'Amérique centrale. 1. livr. Paris. 1877. Fol. (cpl. 25 fr.).
Entdeckung der Statue eines Ika-Königes in den Ruinen von Chichen-Ika. — Ausland. 1877. N. 4.
Laferrier (J.), De Paris à Guatémala. Notes de voyages au Centre - Amérique. 1866—75. Paris (Garnier). 1877. 8.
Boddam-Whetham (J. W.), Across Central America. Illustrated. London (Hurst & B.) 1877. 8. (15 s.)

Polakowsky (H.), Guatemala und Costa Rica. Schluss. — Gaea. 1876. p. 738.
Williamson (G.), Antiquities of Guatemala. — Annual report of the Smithson. Institution. 1876 (1877.) p. 418.
Berendt (C. H.), Collections of historical documents in Guatemala. — Annual report of the Smithson. Institution. 1876 (1877). p. 421.
Polakowsky (H.), Aus der Republik Costa Rica. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 65. 113.
v. Schroedter, Ueber Indianergräber in Costarica. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie etc. 1877. p. 99.
Mason (O. T.), The Latimer collection of antiquities from Porto Rico in the National Museum, at Washington. — Annual report of the Smithson. Institution. 1876 (1877). p. 371.
Otis (T. M.), The Latimer collection of antiquities from Porto Rico in the National Museum at Washington. Washington. 1877. 393 S. 8.
Chinese Coolies in Cuba. — Nautical Magazine. 1877. p. 66.
Bigelow (J.), Wit and wisdom of the Haytians. New-York. (Scribner & Armstrong) 1877. 8. vergl. Im neuen Reich. 1877. II. p. 394.

Süd-Amerika.

Rosenthal (L.), Diesseits und Jenseits der Cordilleren. 2. Aufl. Berlin (Staude) 1877. gr. 8. (4 M.).
André (E.), L'Amérique equinoxiale (Colombie, Équateur, Pérou). — Le Tour du Monde. 1877. N. 856 ff.
Eduard André's Reisen im nordwestlichen Südamerika 1875—76. — Globus. XXXII. 1876. p. 241. 257. 273. 289. 303. 322.
Manetta (F.), Dalle Ande all' Amazona ed all' Istmo di Darien: raconti e descrizioni delle meraviglie dell' America Meridionale. Torino. 1877. 176 S. 16. (l. 1,25).
Daireaux (E.), Les races indiennes dans l'Amérique du Sud. — Revue d. Deux Mondes. 1876. 1. Nov.
Steinheil (Ed.), Reisen in Columbien. — Petermann's Mitthl. 1877. p. 184. 222. 393.
Bastian (A.), Die Zeichen-Felsen Columbiens. — Z. d. Berlin. Ges. für Erdkunde. 1878. p. 1.
Hartmann (R.), Ueber einen unfern von San Esteban in Venezuela mit Sculpturen bedeckten Felsen. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 223.
Jonas (P.), Nachrichten aus Venezuela. — Petermann's Mitthl. 1878. p. 11.
Göring (A.), Zur Thiergeographie Venezuela's. — Mitthl. d. Verf. f. Erdkunde zu Leipzig. 1876 (1877). p. 14.
Squier (E. G.), Incidents of travel and exploration in the land of the Incas. With map and illustrations. New-York 1877. 8. (25 s.)
Squier über den Schauplatz der altperuanischen Cultur. — Globus. XXXIII. 1878. p. 312.
Wiener's wissenschaftliche Reise nach Süd-Amerika. — Ausland 1877. N. 12.
Marcoy (P.), Voyage dans les régions du Titicaca et dans les vallées de l'est du Bas-Pérou. — Le Tour du Monde. 1877. N. 851 ff.
Bordier (A.), Sur le travail de M. Th. Ber intitulé: „Note sur Tiahuanaco et les bords du lac Titicaca, jusqu'à l'île du Soleil, en passant le Desaguadero." — Bullet. de la Soc. d'Anthropologie de Paris. 1877. p. 350.
Förster, Mansilla: ein Streifzug zu dem Indianerstamm der Ranqueles. — Magaz. f. d. Lit. d. Auslandes. 1877. N. 45.
Musters (G. Chaworth), Notes on Bolivia. — Journ. of the Roy. Geograph. Soc. XLVII. 1877. p. 201.
v. Holten (H.), Das Land der Yurakarer und dessen Bewohner. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. p. 105.
Martin (K.), Ueber die Lebensweise und Geräthe der süd-chilenischen Indianer. — Correspondenzbl. d. deutschen Ges. f. Anthropologie etc. 1878. p. 6.
Landbeck (C. L.), Ein ethnographisches Räthsel (Lochsteine in Chile gefunden). — Ausland 1877. N. 21.

de Tounens (le Pére O. A.), L'Araucanie. Notice sur les moeurs de ses habitants et sur son idiome. Bordeaux (Feret & fils) 1877. 8.
Giglioli (E. H.), Studi sugli Araucani, sui Tehuelché e sui Fuegiani. — Archivio per l'antropologia e la etnologia. VII 1877. p. 51.
Martin (C.), Ueber die Eingoborenen von Chiloe. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. p. 161. 317.
Charnay (D.), Von Buenos Aires nach Santa Rosa in Chile. — Globus. XXXIII. 1878. N. 10 ff.
Mantegazza (P.), Rio de la Plata e Teneriffe. 3. ediz. Milano 1876. 618 S. 16. (l. 4,50.)
de Rasse (H.), La Plata, recits, souvenirs et impressions de voyage. Paris (Chaix) 1876. 8.
Barberis (G.), La republica Argentina e la Patagonia: lettere dei missionarj salesiani. Torino 1877. XX, 232 S. 8. (l. 0,50.)
Burmeister, Ueber die Alterthümer des Thales des Rio Sa Maria (Argentinien). — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhandl. p. 352.
Lista (R.), Les cimetières et paraderos Minnanes de la provincia d'Entre-Rios. — Revue d'anthropologie. 2e Sér. T. I. 1878. p. 365.
Charnay (D.), A travers la Pampa. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 6 Sér. XIII. 1877. p. 57.
Daireaux (E.), Les derniers explorations dans la Pampa et la Patagonie. — Revue d. Deux-Mondes. 1876. 1. Nov.
—, Buenos-Ayres, la Pampa et la Patagonie. Études, races, moeurs et paysages, industrie, finances et politiques. Paris 1877. XI, 240 S. gr. 8. (fr. 3,50.)
d'Abzac (P.), Sur le Grand-Chaco. — Bullet. de la Soc. d'Anthropologie. 1877. p. 394.
Moreno (E. P.), Exploration in Patagonia. — Geographical Magazine. IV. 1877. p. 209.
Musters (G. C.), Unter den Patagoniern. Wohlfeile Volksausg. Jena (Costenoble; Bibl. geogr. Reisen. 11. Bd.) 1877. gr. 8. (8 M.)
Canstatt (R.), Aus Uruguay. — Ausland 1877. N. 11 f. 25 f.
Brown (C. B.) and W. Lidstone, Fifteen thousand miles on the Amazon and its tributaries. With map and wood engravings. London (Stanford) 1877. 520 S. 8. (21 s.)
Orton (J.), The Andes and the Amazon. 3d edit. London (Low) 1877. 8. (15 s.)
Canstatt (O.), Brasilien. Land und Leute. Berlin (Mittler & Sohn) 1877. gr. 8. (12 M.)
Wells (J. W.), Notes of a journey from the river St. Francisco to the river Tocatins and to the City of Maranhão. — Journ. of the Roy. Geograph. Soc. XLVI. 1877. p. 308.
Mulhall (M. G), From Europe to Paraguay and Matto Grusco. London (Stanford) 1877. 8. (5 s.)
Marchesini (G. B.), Il Brasile e le sue colonie agricole: studij. Roma 1877. 164 S. 16. (l. 2,50.)
Chunchos oder Campas. — Z. f. Ethnologie. X. 1878. p. 139.
Greiffenstein (C.), Vocabulario der Indianer der Chami. — Z. f. Ethnologie. X. 1878. p. 135.
Bagnet (A.), Moeurs et coutumes des Payagas (Amérique du Sud). — Bullet. de la Soc. de Géographie d'Anvers. II. 1878. p. 62.
Nogueira (B. C. d'A.), Apontamentos sobre o Abañeênga tambem chamado Guarari ou Toupi ou Lingua Geral dos Brasis. — Ensaios de sciencia por diversos amadores. Rio de Janeiro 1876. p. 1.
Rodrigues (J. Barboza), Os Sambaquis. — Ensaios de sciencia por diversos amadores. Rio de Janeiro 1876. p. 81.
Loua (T.), L'esclavage au Brésil, d'après le recensement officiel de 1871. — Journ. de la Soc. statist. de Paris. 1877. 1. März.
Gori-Mazzoleni, Gli Indi Guaycurus. — Bollet. della Soc. geogr. italiana. XIII. 1876. p. 539.
Beschoren (M.), Nenobay und Goyoen (Brasilien). — Mitthl. d. Wiener geogr. Ges. 1876. p 624.
Praag (S. Van), Suriname. De zoogenaamde immigratie van Koelies, het verderf dies Kolonie en harer Negerbevolking. Amsterdam (Olivier) 1877. 8. (f. 0,60.)

Australien. Die Inseln des Stillen Oceans.

Carmichael (C. H. E.), On a Benedictine Missionary's account of the natives of Australia and Oceania. — Journ. of the Anthropolog. Institute. VII. 1878. p. 280.
Jung (K. E.), Mythen und Sagen der Australier. — Die Natur 1877. N. 38.
—, Schamanismus der Australier. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 16.
—, Die Zukunft des australischen Eingeborenen. — Globus. XXXII. 1877. p. 219.
—, Zur Kenntniss der australischen Dialekte. — Mitthl. d. Ver. f. Erdkunde zu Leipzig 1876 (1877). p. 68.
Australian languages and traditions. — Journ. of the Anthropolog. Institute. VII. 1878. p. 232.
Jung (E.), Land und Leute im Seengebiete Australiens. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 247. 280. 310. 343. 353.
Andree (A.), Ethnographisches über die Westaustralier. — Globus. XXXII. 1877. p. 72.
Jung (E.), Die Mündungsgegend des Murray und ihre Bewohner. – Mitthl. d. Ges. f. Erdkunde zu Halle. 1877. p. 24.
—, Die Eingeborenen des unteren Murray. — Die Natur 1878. N. 3. 6. 10. 13 f.
Die Chinesen in der Colonie Victoria. — Globus. XXXII. 1877. p. 351.
Clarke (Hyde), Note on the Australian reports from New South Wales. — Journ. of the Anthropolog. Institute. VII. 1878. p. 274.
Strehz (Th.), Erinnerungen an Queensland. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 15.
Beddoe, On the aborigines of Central Queensland. — Journ. of the Anthropolog. Institute. VII. 1878. p. 145.
Die Ueberfluthung Queenslands durch die Chinesen. — Ausland 1877. N. 42.
Hartmann (R.), Ueber das fossile Vorkommen des Dingo-Hundes in Australien. — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. Verhdl. p. 87.
Pickering (Ch.), On photographs of Tasmanians at the Centennal Exposition. — Proceed. of the Acad. of Nat. Sc. of Philadelphia. 1876. p. 169.
Colonial experiences; or, incidents and reminiscences of thirty four years in New-Zealand. By an Old Colonist. London (Chapman) 1877. 286 S. 8. (8 s.)
Ein Blick auf Neuseeland. — Ausland 1877. N. 33 f.
Strehz (Th.), Ein Besuch auf Tanata. — Sonntags-Beilage zur Vossischen Ztg. 1878. N. 1 f.
Passow (A.), Maoria's Vergangenheit und Gegenwart. — Vossische Zeitung. Sonntags-Beilage. 1877. N. 47.
Ross (Wm.), Curious coincidence in Celtic and Maori vocabulary. — Journ. of the Anthropolog. Institute. VII. 1878. p. 123.
Blin (Ch.), Notes de voyage. La Nouvelle Calédonie, île Campbell, Nouvelle Zélande, Taïti, Missions océaniques. Le Mans 1877. 152 S. 8.
The natives of New Caledonia and the isle of Pines. — The Colonies. 1876. p. 242.
Hamilton (Gavin), Customs of the New Caledonian women belonging to the Nancaushy Tine, or Stuart's Lake Indians, Natotin Tine, or Babines and Nantle'y Tine, or Fraser Lake Tribes. — Journ. of the Anthropolog. Institute. VII. 1878. p. 206.
v. Schleinitz, Geographische und ethnographische Beobachtungen auf Neu-Guinea, dem Neu-Britannia- und Salomon's Archipel, angestellt auf S. M. S. „Gazelle" bei ihrer Reise um die Welt 1874—76. — Z. d. Berlin. Ges. f. Erdkunde. 1877. p. 230.
Strauch (H.), Allgemeine Bemerkungen ethnologischen Inhalts über Neu-Guinea, die Anachoreten-Inseln, Neu-Hannover, Neu-Irland, Neu-Britannien und Bougainville im Anschluss an die dort gemachten Sammlungen ethnologischer Gegenstände (Schluss). — Z. f. Ethnologie. IX. 1877. p. 83.
Lang (J. D.), Origin and migrations of the Polynesian nation, demonstrating their original discovery and progressive settlement on the continent of America. 2. edit. London (Low) 1877. 8. (10 s. 6 d.)
de Quatrefages, Les migrations et l'acclimatation en Polynésie. — Revue scientifique. 1877. 9. Juni.

Fornandes (A.), An account of the Polynesian race: its origin and migrations, and the ancient history of the Hawahan people to the times of Kamehameha I. Vol. I. London (Trübner) 1877. 262 S. 8. (7 s. 6 d.)
Buchner (Max), Eine Reise durch den Stillen Ocean. — Mitthl. d. geogr. Ges. in Hamburg. 1876—77. p. 95.
Birgham (F.), Eine Missionsfahrt durch Mikronesien. — Globus. XXXII. 1877. p. 77.
Whitmee (S. J.), On the characteristics of the Malayo-Polynesians. — Journ. of the Anthropolog. Institute. VII. 1878. p. 372.
Kan (C. M.), De reis der „Soerabaija“ naar Nieuw-Guinea. — Tijdschr. van het aardrijkskundig Genootsch. te Amsterdam. II. 1877. p. 175.
Recenti spedizioni alla Nuova Guinea. — Cosmos di Cora. IV. 1877. p. 170.
Mantegazza (P.), Studi antropologici ed etnografici sulla Nuova Guinea. Firenze 1877. 82 S. 8. (l. 10.) vergl. Archivio per l'antropologia e la etnologia. VII. 1877. p. 137. 307.
Girard (J.), Les explorations récentes dans la Nouvelle Guinée. — Bullet. de la Soc. de Géogr. 6. Sér. XIII. 1877. p. 621.
Stone (O. C.), Description of the Country and Natives of Port Moresby and Neighbourhood, New Guinea. — Journ. of the Roy. Geograph. Soc. XLVI. 1877. p. 34.
Studer, Ein Besuch auf den Papua-Inseln. — Deutsche geogr. Blätter her. von d. geogr. Ges. in Bremen. I. 1877. p. 182.
Van Hasselt (J. L.), Allereerste beginselen des Papoesch-Mefoorsche taal. Utrecht (Kemink & Zoon) 1877. 8. (f. 0,75.)
Regalia (E.), Su nove crani metopici di razza papua, osservazioni intorno all'influenza del metopismo sui caratteri di razza del cranio. — Archivio per l'antropologia e la etnologia. VIII. 1878. p. 121.
Messer (A. B.), On a inquiry into the reputed poisonous nature of the Arrows of the South Sea Islanders. — Journ. of the Anthropolog. Institute. VII. 1878. p 209.
Brown (G.), Notes on the Duke of York Group, New Britain, and New Ireland. — Journ. of the Roy. Geograph. Soc. XLVII. 1877. p. 137.
Pailchès (A.), L'archipelago Tahiti e le isole del Pacifico; con 42 incisioni e 2 carte geografiche. Milano 1876. 142 S. 8. (l. 2.)
Kneebusch (C.), Die Tahitier zur Zeit der Entdeckung ihrer Insel. — Aus allen Welttheilen. VIII. 1877. p. 134.
Robertson (Russell), The Caroline Islands. — Transact. of the Asiatic Soc. of Japan. V. I. 1877. p. 41.
Forbes (Litton), The Navigator Islands. — Proceed. of the Roy. Geograph. Soc. XXI. 1877. p. 140.
Birgham (F.), Die Admiralitätsinseln und ihre Bewohner. — Globus. XXXI. 1877. p. 201.
Buchner (M.), Auf der Viti-Insel Kandavu. — Ausland 1877. N. 40.
Les îles Marquises: ressources naturelles, population, colonisation. — L'Économiste français. 1877. 23. Juni.
Eyriaud de Vergner, L'archipel des îles Marquises. — Revue maritime et colon. LII. 1877. p. 169. 714. LIII. p. 63. 363. 691.
Garcia (M.), Mittheilungen über die Marquisen-Inseln. — Natur u. Offenbarung. 1877. Hft. 12.
Birgham (F.), Die Aussätzigen auf Hawaii. — Die Natur 1878. N. 7.
Buchner (A.), Ein Tag in Honolulu. — Im neuen Reich. 1877. I. p. 862.
Birgham (F.), Die Chinesen auf Hawaii. — Globus. XXXI. 1877. p. 205.

Palabras del dialecto de los indios del Opone.

Jefe	Boyába	La Noche	Enébu
Pita	Macará	Finajo	Acurí
La Cabeza	Iúbe	pinta-pinta	Ona
La Frente	Intelisé	Canalete	Malacúta
Huevo	Cógua	La lata de Canoa	Guáchú
Paba	Palatíae	Maiz	Mues
Fuego	Fotó	Inca	Macáe
Olla	Oriní	Caña	Peléa
Pescado	CaváIa	Arco	Canlóe
Hamaca	Atá	Flecha	Yahá
Alimento	Toá	La Fotuma	Soga
Chicha	Iocú	El Baño	Puhé
Marrano de monte	Onquí	El Machete	Cupá
La Lengua	Inu	El hacha	Butá
Los Rientes	Iyo	Calabazo	Cóna
Canoa	Canavá	Cazar	Biyublá
Ojo	Iéu	Palma	Furogáque
El Pelo	Ine	Almendron	Tacrú
La naríz	Iena	Caiman	Calí
La Boca	Itóta	Fortuga	Guamurí
Brazo	Iasó	Bejuco	Guájan
Agua	Tuna	Balsa	Ula
La Quebrada	Guatá	Cuchillo	Cupá
La Piedra	Tojú	Paujil	Faya
Palo	Huebé	Candela	Guereché
La Oreja	Itana	Bagre	Olendo
Pierna	Ite	Tigre	Mamai
Piés	Idebú	Chiquito	Matiú
Los Dedos	ñeñe tarátara	Fasa	Máya
Lluvia	Cóbo	Guacamayo	Coróto
Rio	Cará	Color verde	Capitó
Luna	Canó	Plumas de ave	Itu
Sol	Bueno	Vamos a comer	Ioa. Yoa.
Estrella	Guádagá		

Palabras indias dictadas por un Indio de la tríbu de Carare.

Caiman	Fali	La Paba	Maratía
La raya	Cúcane	La boca	Stona
Culebra	Ocoy	Los Rientes	Syó
Marrano de Monte	Oniqué	La Lengua	Syno
Alacran	Ceresca	La Cabeza	Syoco
Fortuga	Pea	Las Manos	Ñiñae
La casa donde habitan	Mune	Los brazos	Yaso
El Chinchono	Atá	Las Piernas	Itute
La Canoa	Caba	Los Piés	Stuyo
Canalete	Malacacuta	La barriga	Syaca
Palo para bogar	Gucho	Las Orejas	Stana
El Pescado	Camalá	Las Narices	Yena
El rio de Carare	Carará	Los Ojos	Yeo
Jagua	Jacurú	Para Orinar	Ocú
Paryi	Paya		

El padre del Indio que dicto estas palabras se Uama „Penoje". La madre, del mismo que dictó „Súcile". Un hermano, del mismo, „Cuchula". Una hermano del mismo „Séquite". El nombre del Indio que dictó „Fángans".

Geo. von Lengerke, Bucaramanga.

Maasse der sub Nr. 3640, 4111, 4112, 6651, 6652, 6653, 6654, 6655, 6656, 6657, 6658, 6661, 6662, 6663, 6664, 6665, 6666, 6668, 6856, 6857, 17490, 20983 aufgeführten Schädel des Königl. Anatomischen Museums in Berlin.

Von **Haberkorn** (Russland).

Maasse	Nr. der Schädel und ihre nähere Bezeichnung.																					
	Baschkire, im Kriege zu Berlin †.	**Kalmücke**, zu Berlin †.	**Kalmücke**, zu Berlin †.	**Jakutischer Schamane**, auf einem Gerüst zwisch. Bäumen ausgebreit. gefund. Rehmann.	**Tunguse**, ecoll. Rehmann.	**Tunguse**, von Rehmann.	**Tungusin**, d. Rehmann.	**Tunguse** aus Bargusin. Dr. Röslein in Irkutsk an Rehmann.	**Tungusin.**	**Buraete**, † im Hospitale zu Irkutsk.	**Buraete**, † im Hospitale zu Werchne-Udinsk. Rehmann.	**Jogahire**, ecoll. Rehmann.	**Buraete** (weiblich?)	**Buraete**, (durch Rehmann) bei Tschikoi am Buraetisch. Kloster unw. Kiachta ausgegrab.	**Buraete**, Lama, zwischen Werchne-Udinsk und Nertschinsk (durch Rehmann).	**Tartar**, aus den Ruinen von Bolgari.	**Tartar**, Kasan'sches Gouv., Prof. Fuchs an Rehmann.	**Kalmückin**, d. Rehmann.	**Tartar**, aus Bolgari, d. Humboldt u. Ehrenberg.	**Tartar** (Buraete? Jakut), d. Humboldt u. Ehrenberg.	**Kalmücke**, aus Sarepta, von Dr. Glitsch.	**Tartar**, 34 Jahr alt, aus Kasan, von Dr. Dieberg.
	3640	4111	4112	6651	6652	6653	6654	6655	6656	6657	6658	6661	6662	6663	6664	6665	6666	6668	6856	6857	17490	20983
Capacität (*ccm*)	1590	1560	1440	1650	1300	—	—	1630 ?	1160	1450 ?	1320	1350	1510	1440	1570	1410 ?	1240	1320	1610 ?	1480	1460	1350 ?
Diagonaldurchmesser (Kinn bis Scheitel)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	234	—	—	—	—	—
Grösster Horizontalumfang	522	523	522	544	508	515	533	524	499	522	495	496	511	515	531	520	485	507	528	515	537	517
Grösster Querumfang (Gehörgang über vord. Fontauelle)	316	318	299	321	305	311	306	—	285	311	320	297	317	318	334	312	317	295	331	312	323	319 ?
Sagittalumfang des Stirnbeins	126,	127	125	123	125	128	123	127	124	125	114	123	125	119	137	122	120	118	128	123	126	130 ?
Länge der Pfeilnaht	126	122	121	130 ?	117	125	130	130	110	128	125	132	133	118	122 ?	139	122	104	127	114	120	134 ?
Sagittalumfang der Hinterhauptsschuppe	117	111	115	121	113	110	—	121	117	112	108	107	104	105	112 ?	111	101	84	121	106	115	103 ?
Grösster Sagittalumfang	369	360	359	374	355	362	—	378	351	365	347	362	362	342	371	372	343	336	376	343	361	367 ?
Querumfang der Hinterhauptsschuppe	133	137	130	142	130	134	134	128	115	130	138	108 ?	128	131	125	142	129	130	135 ?	131	142	143 ?
Querumfang der Stirn (Glab. crista)	110	105	108	98	96	101	86	108	92	101	110	94	104	95	118	115	94	107	99	112	104	114
Geringste Entfernung der Plana temp. von eiuander	110	100	71	93	107	66	62	116	65	98 ?	125	67	122	95	103	109	102	102	107 (118)	96 ?	95	107 ?
Grösste Höhe	132	133	133	139	129	131	132	123	125	133	138	132	135	132	136	143	135	118	130	134	126	126 ?
Auriculare Höhe	113	115	111	124	114	112	116	118	110	112	118	115	114	115	121	118	113	101	124	118	115	113
Hintere Höhe	136	135	142	142	132	139	—	137	131	142	137	138	134	132	144	148	140	130	142	146	134	126 ?
V. hinteren Rande des for. magn. his zur gr. Fontanelle	150	143	146	153	139	142	—	139	131	143	146	139	140	146	149	153	148	135	151	150	140	140 ?
V. vorderen Rande des for. magn. his zur gr. Fontauelle	128	128	131	136	126	127	127	120	124	128	138	129	131	130	134	141	132	116	135	134	126	125 ?
V. vord. Rande des for. magn. bis zur hinteren Fontanelle	112	117	114	121	110	110	114	111	116	110	113	114	116	108	109 ?	111	104	99	116	111	109	105 ?
Vom äusseren Gehörgang bis zur Stirnwölhung	128	126	121	131	122	124	122	123	122	119	128	123	123	129	132	130	118	123	135	129	128	124 ?
Vom äusseren Gehörgang bis zur Glabella	113	115	115	119	108	109	113	113	116	119	110	110	106	116	119	119	105	112	113	118	114	115
Vom äusseren Gehörgang his zur Scheitelwölbung	132	136	127	138	129	129	131	133	120	128	131	127	130	129	133	130	129	119	136	128	128	125
V. äuss. Gehörgang his zur Spitze d. Hinterhauptsschuppe	113	127	121	129	116	118	122	124	115	113	117	116	117	116	115	112	108	111	125	112	119	113
Vom äusseren Gehörgang bis zur Hinterhauptswölbung	108	119	114	118	108	104	110	102	102	104	105	115	93	97	106	103	98	97	106	99	102	94 ?
Grösste Länge	183	182	187	194	176	176	188	181	180	175	173	177	175	175	185	192	163	172	182	180	180	183
Von der Glabella his zur Hinterhauptswölhung	180	178	184	194	176	176	184	180	178	174	171	175	169	173	185	189	164	172	181	177	180	181
Directe Stirnlange (Nasenwurzel bis zur grossen Foutanelle)	109	115	113	111	110	112	112	114	110	112	102	108	110	106	119	110	106	100	112	112	111	113 ?
Directe Scheitelheinlänge	112	110	109	117 ?	106	112	114	117	103	111	111	116	105 (123)	105	108 ?	122	106	95	115	103	110	119 ?
Directe Länge der Hinterhauptsschuppe	94	94	96	99 ?	89	91	—	97	95	91	91	92	83	89	91 ?	88	87	74	100	91	91	83
Vom äusseren Gehörgang bis zur Nasenwurzel	106	108	110	114	102	112	109	107	105	101	105	102	106	110	112	111	96	105	105	112	111	109
Vom äusseren Gehörgang bis zum Nasenstachel	111	105	113	112	99	102 ?	108	106 ?	104 ?	101	107	105	107	109	113 ?	121 ?	98	104	105	111 ?	118	109
V. äusser. Gehörgange his zum Alveolarrande d. Oberkiefers	112	110	120	115	104	—	115	116	117	113	107	111	108	117	114 ?	126 ?	102	109	107	114 ?	113	114
V. äusseren Gehörgang bis zum Zahnrande des Oberkiefers	—	—	122	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	107 ?	—	—	—	116	118
Vom äusseren Gehörgang bis zum Kinn	—	129	139	138 ?	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	124	—	—	—	134 ?	126
Vom Hinterhauptsloch bis zur Nasenwurzel	98	100	108	109	99	91	104	97	98	93	106	95	97	101	100	110	90	105	100	107	101	98
Vom Hinterhauptsloch his zum Nasenstachel	94	91	105	100	89	82 ?	93	91 ?	88 ?	85	100	88	90	92	89 ?	110 ?	85	91	96	95 ?	92	107
V. Hinterhauptsloch his zum Alveolarande des Oherkiefers	92	95	105	101	91	—	98 ?	100	97	92	96	89	92 ?	99	91 ?	113 ?	88	95	97	99	92	96
Vom Hinterhauptsloch his zum Zahnrande des Oherkiefers	—	—	108	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	92	—	—	—	98	101
Vom Hinterhauptsloch his zum Kinn	—	108	120	122 ?	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	111	—	—	—	116	108
Horizontale Entfernung des For. occipitale vom Kinn	—	88	107	(102 ?)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	87	—	—	—	98	89
Horiz. Entfern. des For. occip. v. d. Hinterhauptswölbung	53	57	52	50	51	54	—	55	50	52	47	59	66	38	52	44	46	42	54	36	52	54
Länge der suttura sphenoparietalis rechts	15	19	0	15 ?	31	7	8 ?	16	14	17	22	5	15	20	11 ?	0,5 ?	14	7	—	13	14	—
Länge der suttura sphenoparietalis links	17	19	3	9	37	8	14 ?	19	13	18	23	6	11	19	11 ?	12 ?	8	—	4 ?	13	10	18 ?
Breite der Ala temporalis des Keilheins rechts	28	26	12	27	19	23	20	25	27	27	31	19	23	29	21	18	30	25	27	27	24	25 (37)
Breite der Ala temporalis des Keilheins links	31	25	19	26	21	23	25	25	27	34	34	21 ?	21	31	30	19	29	23	26	27	26	30
Länge der Schläfenschuppe rechts	66	70	77	78	62	68	71	70	69	73	56	72	68	68	68	70	61	65	82 ?	63	80	67
Länge der Schläfenschuppe links	61	70	76	78	68	72	73	69	68	68	59	68 ?	71	68	—	68	64	67	76	57	85	70 ?
Höhe der Schläfenschuppe rechts	47	52	42	52	48	44	60	46	47	45	45	41	49	50	49	48	42	47	45	47	44	48 ?
Höhe der Schläfenschuppe links	47	50	41	52	44	44	53	46	46	44	36	46 ?	56	48	—	43	42	43	43	43	51	44
Länge des Foramen magnum occipitale	40	40	42	42	36	37	—	34	39	39	36	35	35	42	38	37	38	37	38	43	37	37
Breite desselben	35	34	36	34	31	35	33 ?	31	33	35	34	33	30	31	32	32	30	31	30	37	37	28
Grösste Breite	151	151	145	154	144	148	157	150	135	152	139	133 ?	140	151	153	139	140	147	151	149	156	142
Oherer Frontaldurchmesser (Tuberia frontalia)	72	48	54	57	53	53	48	49	42	50	54	54	56 ?	57	59	60	50	59 ?	59	57	50	61 ?
Unterer Frontaldurchmesser (Crista temporalia)	101	98	100	91	90	94	81	98	86	93	92	86	97	90	103	100	88	98	92	95	96	98
Entfern. d. Process. frontal. ossis zygom. von einander, innen	103	106	106	103	100	100	97	98	94	97	99	99	97	101	103	104	91	102	91	101	100	96
Entfern. d. Process. frontal. ossis zygom. von einander, aussen	109	116	116	111	106	106	105	106	99	103	104	103	103	108	115	111	99	109	99	112	112	104
Temporaldurchmesser	127	123	99	122	116	115	116	117	102	114	112	109	119	132	130 ?	108	113	122	102 ?	118	126	120 ?
Coronaldurchmesser (Kreuzungspunkte d. Lin. semicircul.)	113	99	91	100	95	—	71	115	74	99	111	88	121	92	111	117	98	107	112	113	102	112
Parietaldurchmesser (Tuberia parietalia)	141	127	128	125 ?	133	131	137	134	121	136	129 ?	—	128 ?	129	133 ?	126	125	124 ?	143	136	149	128 ?
Auriculardurchmesser (äussere Gehörgänge)	114	122	117	119	107	115	113	—	111	111	107	106	110	115	119	116	105	112	111	118	117	102
Occipitaldurchmesser (hint. seitl. Fontanelle)	136	140	137	144	110 (131)	114	114	114 ?	101 (126)	117 (139)	99 (124)	123 ?	108 (128)	138 (112)	112	118 (132)	128	136	114 ?	122 ? (145)	118 (142)	121
Mastoidealdurchmesser (Basis)	133	141	129	148	133	125	138	125	129	137	122	122	124	131	144	133	121	129	128 ?	138	139	122
Mastoidealdurchmesser (Spitze)	109	113	110	126	107	106	114	101	107	108	95	107	102	110	117	108	96	103	102	117	110	99
Höhe des Gesichts (Nasenwurzel bis Kinn)	—	120	115	110 ?	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	118	—	—	—	125	112
Höhe des Obergesichts (his Alveolarrand)	64	76	69	81 ?	69	—	82	80	68	75	69	71	72	72	79 ?	71	74	71	70	75	74	68
Höhe der Augenhöhle	33	35	38	38	36	39	35	35	38	38	37	34	37	35	36	31	34	34	36	37	37	32
Breite derselben	43	45	44	44	42	41	43	44	39	45	40	43	40	44	45	41	36	41	38	42	43	39
Jugaldurchmesser	138	148	143	149	135	—	143	134	133	141	134	—	130	143	146	134	128	134	—	149	150	127
Malardurchmesser	93	110	111	113	102	—	102	101	103	104	97	99	87	108	116	104	92	96	98	108	100	96
Maxillardurchmesser	60	74	68	63 ?	65	64	67	67	61	67	61 ?	60	58	71	68 ?	67	64	60	65	66	63	60
Infraorhitaldurchmesser	55	62	60	55	55	57	56	53	55	53	53	51	58	57	66	57	49	52	49	57	50	54
Höhe der Nase	49	51	49	63	52	56 ?	62	54	46	57	52	49	55	—	66	51	50	50	52	54	57	50
Breite der Nasenwurzel	32	30	27	26	21	24	22	24	23	24	25	27	21	24	29	26	20	31	18	21	24	25
Breite der knöchernen Nase (oben)	17	13	9	15 (12)	9 (11)	9	9	10	10	9	12	10	12	11	11 (14)	14	7	11	9	9	17	10
Breite der knöchernen Nase (Mitte)	12	10	13	9	9	8	7	7	6	9	11	12	11	8	11	10	4	8	10	9	11	10
Breite der knöchernen Nase (unten)	20 ?	22	19	—	20	17 ?	18	16 ?	18	17 ?	17 ?	16	16	—	18	—	16	23 ?	17	17	15 ?	17
Länge der Nasenheine	24 ?	27	22	30 ?	—	—	32 ?	—	24 ?	29	25 ?	25	25 – 26	—	33	—	29	30 ?	24 (27)	31	36 ?	28 (31)
Höhe der Nasenöffnung	29 ?	31	33	—	—	—	—	—	26 ?	30 ?	32 ?	29	33	—	38	—	25 ?	28	35	32 ?	—	26
Breite derselhen	27	30	29	28	26	—	28	27	27	27	25	26	27	26	27	29	23	27	26	26	24 ?	24
Höhe des oheren Alveolarfortsatzes	16	26	21	20 ?	16	—	25 ?	27 ?	23	18	20 ?	23	27	20	15 ?	20 ?	25	21	18 ?	22 ?	19	20
Horizontalumfang desselben	139	156	157	—	140	—	142 ?	152	137 ?	149	138	134	132	152	145 ?	160	135	135	145	140	147	144
Länge des harten Gaumens	53	51	52	53	42	—	49	52	52	52	50	51	48	52	51	61	50	48	53	—	53	57
Breite desselhen	38	47	47	43	39	—	—	41	46	48	39	43	38	42	50	44	38	39	42	42	44	41
Gesichtswinkel (Nasenwurzel, Nasenstachel, Ohr)	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—
Horizontalumfang des Unterkiefers unten	—	210	193	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	192	—	—	—	207	172 ?
Höhe des Unterkiefers median	—	35	33	31 ?	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	39	—	—	—	32	28
Länge des Kieferastes	—	73	68	63 ?	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	61	—	—	—	89 ?	65 ?
Entfernung der Kieferwinkel	—	113	109	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	105	—	—	—	104	97
Entfernung der Kiefergelenke	105	114	106	118 ?	—	100	105	98	100	106	90	95	99	105	105	98	92	104	95	98	110	93
Kieferastwinkel	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—



Miscellen und Bücherschau.

Monumenta Poloniae praehistorica.

Schon des Oefteren hatte ich Gelegenheit auf die unermüdliche Thätigkeit der slavischen Forscher hinzuweisen, die mit Eifer die Vorgeschichte der von ihnen bewohnten Gegenden aufzuhellen suchen. Diese Thätigkeit ist weniger in die Augen fallend, weil die Resultate derselben in Idiomen publicirt werden, welche dem grössten Theile der Archäologen des westlichen Europas unverständlich sind, aber sie wird von Jahr zu Jahr intensiver und offenbart sich in immer umfangreicheren Werken. Schon im Januar d. J. begann in Krakau unter dem Titel: „Dwutygodnik Naukowy“ (Wissenschaftliches Zweiwochenblatt) eine der Archäologie, Geschichte und Linguistik gewidmete Zeitschrift zu erscheinen, deren Redacteur Dr. Theodor Ziemiecki ist. In den 10 Heften, welche bis jetzt erschienen sind, ist bereits eine Menge neuen Materials für die Vorgeschichte der polnischen Gegenden veröffentlicht, und der Artikel „Kamienna karta dziejów“ (Ein steinernes Blatt der Geschichte), in welchem namentlich die wahre Bedeutung der Megalithgräber in der Culturentwickelung der Menschheit besprochen wird, zeigt, dass sein Verfasser, Herr Dr. Ziemiecki, eine auf archäologischem Gebiete frische Kraft, mit Geist und Verständniss an die Lösung hochwichtiger Fragen herantritt, sich aber auch bemüht, den archäologischen Forschungen neue Kräfte zu gewinnen. In welchem Verhältnisse der „Dwutygodnik“ zur Academie der Wissenschaften in Krakau steht, wissen wir nicht, indess sind uns die Namen der Mitarbeiter, wie z. B. der des in weiten Kreisen bekannten Historikers Domherrn Polkowski, Bürgen dafür, dass die Zeitschrift von ihrer streng wissenschaftlichen Richtung nicht abweichen wird.

Eine zweite Publication ist schon direct unter den Auspicien der archäologischen Kommission der Academie der Wissenschaften in Krakau herausgegeben worden. Sie führt den Titel: „Wykaz zabytków przedhistorycznych na ziemiach polskich“ (Nachweis der vorhistorischen Denkmäler in polnischen Gegenden), und ihr Verfasser ist der rühmlich bekannte J. N. v. Sadowski. Vor uns liegt das erste Heft dieser Publication, welches die Funde im Flussgebiete der Warthe und Bartsch enthält, und das einen ausgezeichneten Beitrag zu einer vorhistorischen Karte der behandelten Gegenden bildet.

Hochwichtig aber ist das in Aussicht gestellte Werk, dessen Titel wir oben angegeben haben, und über welches der in Krakau erscheinende „Czas“ (Zeit) Folgendes berichtet:

„Die archäologische Kommission der Academie der Wissenschaften beginnt unter den Titel: „Monumenta Poloniae praehistorica“ eine Publication, welche die genaueste Beschreibung der vorhistorischen Denkmäler und Funde enthält, die in polnischen Gegenden gemacht und erforscht aber bis jetzt entweder gar nicht oder nur oberflächlich beschrieben worden sind. Dieses Werk wird unabhängig von der bereits begonnenen und fortgesetzten Publication des systematischen „Nachweises“ dieser Gegenstände nach den Flussgebieten geordnet erscheinen.

2. Die Monumenta werden serienweise erscheinen. Jede Serie soll die Denkmäler und und Funde eines archäologischen Gebietes der polnischen Gegenden, ohne Rücksicht auf seine früheren oder jetzigen ethnologischen oder politischen Grenzen enthalten.

3. Es ist wünschenswerth, das die einzelnen Serien in einer gewissen geographischen oder sonstigen vorherbestimmten Ordnung aufeinander folgen; da jedoch unsere archäologischen Gebiete nicht in gleichem Masse erforscht sind, ist es nothwendig, dass mit den am besten erforschten begonnen werde und dass man der Reihe nach zu denen übergehe, welche im gegebenen Momente das reichste und der wissenschaftlichen Aufgabe der Publication am meisten entsprechende Material bieten werden.

4. Jede Serie der „Monumenta“ soll soviel wie möglich folgendermassen geordnet sein:

a. An erster Stelle kommen alle Arten vorhistorischer Denkmäler und die zu ihnen gehörenden Funde eines bestimmten, systematisch und wissenschaftlich erforschten Gebietes.

b. An zweiter Stelle die auf diesem Gebiete gemachten zufälligen Funde, welche sich in öffentlichen Museen und näheren oder entfernteren Privatsammlungen befinden.

5. Zu diesem Behufe wird jede Serie aus einer unbestimmten Anzahl von Heften bestehen, deren jedes 10—15 lithographische Tafeln in 4. (Format der Annalen der Academie der Wissenschaften) und den entsprechenden Text enthalten wird.

6. Die mit dem Stichel oder mit Kreide lithographirten Tafeln werden:

a. eine archäologische Karte eines gegebenen Gebietes mit den internationalen und andern den Bedürfnissen entsprechenden Zeichen;

b. Situationspläne, Durchschnitte und, wenn es nothwendig sein wird, Abbildungen der vorhistorischen Denkmäler (Burgwälle, Begräbnissplätze, Gräber u. s. w.), und

c. treue Abbildungen der Denkmäler nach den Grabstätten, aus denen sie stammen, oder auch, wenn es zufällige Funde sind, nach der Art der Gegenstände, zu denen sie gehören, gruppirt, enthalten.

7. Der pagina fracta in polnischer und französischer Sprache veröffentlichte Text wird enthalten:

a, am Anfange jeder Serie: eine archäologische Skizze des entsprechenden Gebietes, und eine gedrängte Beschreibung der dort gefundenen Denkmäler; eine Uebersicht der ausgeführten Forschungen und veröffentlichten archäologischen Arbeiten: eine Mittheilung über die öffentlichen und wichtigern Privatsammlungen, und endlich eine Zusammenstellung der Gegenstände, welche die ganze Serie enthalten soll.

b. Jedes Heft wird die gleichartigen Denkmäler und Funde der Gegend, eine Einleitung und dem Gegenstande entsprechende archäologische Bemerkungen enthalten.

c. Jede Tafel wird eine Erklärung der auf ihr dargestellten Gegenstände, nöthigenfalls auch Bemerkungen enthalten.

Nach diesem Plane und entsprechend dem Beschlusse der archäologischen Kommission wird die I. Serie der „Monumenta“ „das königliche Preussen“ (d. h. Westpreussen, das ehemals zum Königreiche Polen gehört hat), namentlich aber die von Herrn Gottfried Ossowski erforschten, hauptsächlich im Museeum der Freunde der Wissenschaften in Thorn aufbewahrten oder sonst in Privat- oder öffentlichen Sammlungen befindlichen Gegenstände enthalten. Ein Anhang zu dieser Serie wird das ehemalige polnische Pommerellen, d. h. die dort befindlichen Burgwälle und Küstenstationen enthalten,

Gegenstand der zweiten Serie der „Monumenta“ wird entweder das benachbarte Grosspolen (Posensche), oder der südliche Theil des polnischen Gebietes, d. h. Pokucie und Podolien, mindestens bis an den Zbrucz bilden. Für das erstere sind bereits ziemlich umfangreiche Materialien im Museeum in Posen und Krakau angesammelt; sie würden durch einige systematische Nachgrabungen vervollständigt werden, deren Zweck es wäre, die gefundenen Materialien auf Grund einer thatsächlichen Basis zu gruppiren und zu ordnen, um einen für die Darstellung in den „Monumenta“ ganz reifen Gegenstand zu erhalten. Für das Gebiet Pokucie-Podolien spricht die wissenschaftliche Rücksicht, dass eine vorherige Kenntniss der vorhistorischen Denkmäler dieser Gegend, welche den eigenthümlichen Stempel des näheren und länger dauernden Einflusses der griechischen und italischen Civilisation an sich tragen, das Verständniss und die Beurtheilung der anderen archäologischen Gebiete unseres Landes erleichtern würden.

Die diesem Gebiete angehörenden Materialien, welche theils systematischen, von der Academie der Wissenschaften ausgeführten, theils auch zufälligen Ausgrabungen entstammen, befinden sich bereits in den Krakauer und Lemberger Sammlungen; ehe die Publication der I. Serie beendet sein wird, werden sie sich unstreitig vevdoppeln. Wenn wir aber auch heute noch nicht endgültig zu bestimmen vermögen, welche Ordnung bei Herausgabe der „Monumenta“ inne gehalten werden wird, so unterliegt es doch nicht mehr dem geringsten Zweifel, dass kein Stoffmangel eintreten, dass sich also die Publication nicht blos auf eine Serie beschränken wird.

Wir haben im Gegentheil gegründete Hoffnung, dass wir uns schon durch die ersten

Hefte unserer Publication die Anerkennung und Unterstützung unserer und ausländischer Archäologen erringen, und Zutritt zu den Warschauer, Lithauischen und Kijower Sammlungen verschaffen werden, was uns die vollständige Herausgabe dieser Publication, d. h. die Aufnahme aller archäologischen Gebiete der polnischen Gegenden ermöglichen wird.

Die erste Serie „Historische Denkmäler des königlichen Preussens", welche Herr G. Ossowski bearbeitet hat, wird 3 bis 4 Hefte umfassen.

Das 1. Heft wird 8 Pläne und 6 Tafeln, auf denen Abbildungen der ausgegrabenen Gegenstände dargestellt sind, namentlich aber; Steinerne Grabhügel im Obern Strassburg, Buchwald und in Nawra (3 Pläne und 2 Tafeln) und den Anfang der Steinkistengräber, d. h. die beiden Begräbnissplätze in Goscieradz und den in Skurcz (5 Pläne und 4 Tafeln) enthalten.

Das 2. Heft wird die Fortsetzung der Steinkistengräber, namentlich die in Jabłówko, Kloc, Jaryszawo, Obas u. s. w, (4 Pläne und 11 Tafeln) enthalten.

Das 3. Heft wird den Schluss der Steinkistengräber: Koleczkowo, Wielka-Wies (Grossdorf), Chlapowo (2 Tafeln), aufgerichtete Steine (1 Plan und 3 Tafeln), vereinzelte Urnen (1 Plan und 1 Tafel) und zufällige Ausgrabungen (2 Pläne und 13 Tafeln) enthalten.

Das 4. Heft, der Anhang wird die Funde in Pommerellen enthalten. Die Zahl der Pläne und Tafeln, die diesem Hefte beigefügt werden sollen, ist noch nicht festgestellt.

Diese ganze aus drei bereits fertigen Heften bestehende Serie wird 14 Pläne und 30 Tafeln enthalten.

Das Programm zu der Publication ist von Dr. Kopernicki, im Vereine mit den Herren v. Sadowski, G. Ossowski und M. Sokolowski ausgearbeitet und von ersterem der archäologischen Kommission der Academie der Wissenschaften am 20. Mai 1878 vorgelegt und von dieser angenommen worden. Die Kommission hat oben genannte Herren mit der Ausführung des Programms betraut."

Wir haben zum Schlusse, um die Thätigkeit der Krakauer Archäologen in neuster Zeit zu documentiren, eines vom Vorsitzeuden der Section der Ausgrabungen d. arch. Komm. der Acad der Wissenschaften, Herrn A. H. Kirkor veröffentlichten Schriftchens zu erwähnen, welches den Titel: „O znaczeniu i ważności Zabylków pierwotnych oraz umiejetuem ich poszukiwaniu" (Ueber die Bedeutung und Wichtigkeit der primitiven Denkmäler und das regelrechte Aufzeichnen derselben) führt. Den Inhalt bilden zwei im technisch-industriellen Museum in Krakau von Herrn Kirkor gehaltenen Vorlesungen, durch welche er den archäologischen Forschungen Freunde im grösseren Publicum zu gewinnen sucht, was, wie wir zu glauben Ursache haben, dem Herrn Kirkor gelungen ist. Albin Kohn.

American Anthropological Notes.

In the forthcoming annual report of the Ethnological Museum of the Peabody Institute of Cambridge, Massachusetts, will be published a complete memoir on Mr. Angell's important discovery of the ancient soapstone quarry, near Providence, Rhode, Island, by Prof. F. W. Putnam.

After the Nashville (Tennessee) meeting of the American Association for the Advancement of Science, Prof. Putnam made very extensive excavations in that state, and in the report of his work, he is prepared to classify the mounds of that section, not only by shape, but also by tribe or race.

In the State of Illinois, a mound was recently opened which contained a number of interesting copper implements, which were wrapped in three or four coverings. The first consisted of a wrapper of coarse matting; the second was composed of animal hair of a finer texture; the third was a thick substance resembling raw-hide, and the fourth a thin tissuey substance similar to a bladder.

The Academy of Sciences, of St. Louis, Missouri, has issued a circular cautioning collectors of antiquities against imitations of stone and copper implements. There has been such a demand for such objects that a regular trade has sprung up in the United States.

All of the hieroglyphical tablets which have been found thus far, have been proved, beyond reasonable doubt, to be archaeological frauds.

Volume III of "Contributions to North American Ethnology" has recently appeared, published under the auspices of the United States Geographical and Geological Survey of the Rocky Mountain Region, in charge of Major J. W. Powell. It is a quarto publication of upwards of 600 pages and consists of numerous papers on the Tribes of California by Mr. Stephen Powers, embellished by numerous illustrations. An appendix contains comparative vocabularies of various Indian Tribes of California and is accompanied by a map showing their distribution. The second volume will not appear for several months yet

---

The United States Geological Survey of the Territories, in charge of Prof. F. V. Hayden, has just issued a descriptive catalogue of photographs of North American Indians, prepared by Mr. W. H. Jackson, the photographist. It contains much valuable information of more than a thousand photographs representing about a hundred tribes and bands of Indians. The negatives are in the possession of the Survey.

A very interesting collection of antiquities from the shell-heaps of Japan, has been sent to the Smithsoman Institution at Washington, by Prof. Morse, being the resultat of his recent explorations in Japan.

The Smithsonian Institution has issued a circular, calling on all who are interested in American antiquities to co-operate in the preparation of an exhaustive work, which by means of maps and the use of colors and symbols, will indicate the location and character of all aboriginal remains on the Western Continent, especially in the United States.

Some very diminutive beads, wrought from shells (probably Olivella biplicata) of the western coast, have been taken from mounds in California, during the explorations of Rev. Stephen Bowers. They are so small that it seems impossible for them to have been made with the rude stone tools of pre-historica peoples; yet by examining them beneath the microscope, they are found to be artificially worked, having no radiate structure. They are probably the most delicate objects of aboriganal manufacture ever discovered in America. The accompanying figure ◾ will show the actual size.

Several aboriginal soapstone (steatite) quarries have recently been discovered in the U. S. of A., which throw some light on the primitive arts of the Indian tribes of America. In Lancaster County, Pennsylvania, a deposit of soapstone has been found, which bears traces of having at one time been worked by the ancients. An excavation has been made in the ledge of stone and the material taken out, has been formed into vessels, many of which are still beeing ploughed up every year throughout the surrounding neighborhood. In the vicinity of this ancient quarry, quantities of finished vessels have been discovered, and cart loads of broken utensils and chippings, besides numerous rude stone gouges, which were doubtless used in the shaping of the vessels, which, on account of the softness of the material (the Lapis ollaris of the ancients) were easily fashioned. A few weeks ago another and larger quarry was discovered in Rhode Island. Which quarrying about a ledge of rock, some workmen came upon a soapstone ledge, the existence of which had never before been suspected. After carting away great quantities of soapstone dust and chippings, a bed of steatite was found, which was hastily uncovered for a distance of sixty feet in length and twenty feeth in width. By examining the edges of the ledge, it was found that the stone bed had been lowered several feet by cutting the material from the surface. The condition of the ledge showed distinctly the methods of manufacture. First the proposed vessel was rudely shaped, bottom-side up, on the surface of the mass, with slate knives and scrapers. This hemispherical block was then split off by means of wedges, and the interior hollowed out by stone gouges. Many perfect vessels were carried away and quantities of fragments still remain. It is supposed that the ledge extends much further under the surface of the soil. Many stone axes, chisels, etc. were associated with the vessels, the latter appearing in

every stage of development, fromthe rudely blocked out dish to the carefully finished mortar-shaped receptacle. On accountof the softness of the material, these utensils could not have been used for grinding purposes, but were evidently used for heating water. Soapstone vessels are found throughout the United States, and are especially abundant in California, on Santa Barbara Island.

The most extensive collection of Archaeological and Ethnological objects in the United States, is that in charge of the Smithsonian Institution at Washington. Next to this in size is the collection of the Peabody Museum at Cambridge, Massachusetts. The third in extent, at present, is deposited at the Academy of Natural Sciences in Philadelphia.

An Anthropological department was opened in this society within the last year and up to the present time, the nucleus has been increased by donations and deposits of several very large and complete private and public collections.

Within a period of five years, it is safe to say, this institution will possess a collection, second only to that of the Smithsonian. The collections of the Ohio State Archaeological Association, are valuable, being, for the greater part, objects from the mounds, among which are many uniques.

There has been deposited in the Museum of the „Pennsylvania School of Industrial Art“ at Philadelphia, a small collection of relics from the Swiss lakes, collected by M. Ferdinand Keller. This consists of objects of stone, horn and bronze The Iron age, however, is not represented.

Prof. E. D. Cope, has lately received from Oregon a collection of fossils from an ancient Pliocene lake-bed. Among the species of mammalia occur arrow-heads, spear-heads and other objects of early art, mingled indiscriminately together, beneath a deposit of volcanic ashes fifteen or twenty feet in depth.

The first number of the „American Antiquarian“ has just appeared. As it is the only publication in the United States devoted to Anthropology, it is gladly welconed by all who are interested in the Subject. It is to be a quarterly illustrated magazine of about sixty pages. The first number is full of interesting matter, among which are articles by Hubbard, Rau, Seet, Eells, Berlin and others. The second or July issue will contain papers from many eminent men, among which will be an article on the Indian tribes, by Rev. S. D. Peel; one on the Comparison of the Pueblo pottery of Arizona etc. With Egyptian and Grecian Ceramics-illustrated — by E. A. Barber, and other communications from Haedeman, Hidder, Hosea etc.

Mr. A. F. Berlin, of Reading Pennsylvania, claims to bave discovered some Paleolithic implements near that city. He, however, bases his conclusions on the form and appearance of the relics rather than on the character of their surroundings.

Mr. A. H. Keane is now engaged in collecting material for a language map of America.

Edwin A. Barber.

Smithsonian Institution. Dr. Joseph Henry, Secretair und Director der Smithsonian Institution zu Washington starb daselbst am 14. Mai d. J. Derselbe war am 17. December 1799 zu Albany im Staate New-York geboren. 1826 wurde er Professor der Mathematischen Wissenschaften an der Albany-Academie, 1832 Professor der Naturwissenschaften an dem College of New-Jersey zu Princeton und 1846 zum ersten Secretair und Director der Smithsonian Institution erwählt, welche Stelle er bis zu seinem Tode inne hatte. Mit welch ausgezeichnetem Erfolge ist alsgemein bekannt. Ausserdem bekleidete er eine Reihe der höchsten Ehrenämter in verschiedenen gelehrten Gesellschaften und veröffentlichte zahlreiche werthvolle Abhandlungen in den Zeitschriften derselben. Zu seinem Nachfolger als Director der S. Institution wurde Professor Spencer Fullerton Baird, seit einer Reihe von Jahren Assistant Secretary der Institution, erwählt.

Herr Schott theilt der Redaction mit, dass die S. 148—149 abgedruckte Erklärung von ihm nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt gewesen sei. Er bedauert, dass darin Ausdrücke wiedergegeben sind, welche für russische Leser verletzend sein könnten.

(Chimpanse.) — — — — Das (New Yorker) Aquarium häuft in rascher Folge eine wahrhaft wundervolle Sammlung der thierischen Schöpfung in seinen herrlichen Räumen an. Seit Kurzem birgt es u. A. auch in einem geräumigen Käfig etwa ein Dutzend fliegender Füchse, das nächste lebende Bindeglied zwischen Vogel und Säugethier, welche ihr wörtlich „verkehrtes" Leben im Herabhängen von den Deckenstangen ihres Behälters hinbringen. — Das in einer früheren Nr. unsers Blattes beschriebene affengesichtige Huhn zieht immer noch Neugierige in Schaaren herbei. Eine mächtige Klapperschlange ist ganz vor Kurzem hinzugekommen und theilt das Interesse des Publikums mit dem Nilpferdfüllen und den drei Giraffen. Die neueste Errungenschaft besteht in einem in Nordafrika(?) gefangenen Pärchen junger Chimpanse, von denen der Eine bedauerlicherweise vor Kurzem starb. Das junge Männchen sah wie ein alter Mann aus und diese Aehnlichkeit wurde in possirlicher Weise durch die gravitätische Manier gesteigert, in welcher es auf seinem Ruheplatze sass und seine Besucher musterte, während es friedlich den Büschel weisser Barthaare unter seinem Kinne streichelte. Das Weibchen ist mit langem schwarzem Haar bedeckt, namentlich am Kopfe. Ihr Gesicht ist weniger hässlich, als das des verendeten Männchens. Wahrscheinlich werden wir im Stande sein, unsern Lesern demnächst eine getreue Abbildung des interessanten Paars zu liefern, da dies die ersten Exemplare dieser Species sind, welche jemals nach Amerika gekommen sind. — (Diese Abbildung hat bisher auf sich warten lassen, ich werde dieselbe indess Dir zusenden, sobald ich sie erhalte. L. — The Scientific American 1878, No. 11, vom 16. März.)

Interessante archäologische Funde. Prof. Baird vom „Smithsonian Institute" in Washington ist im Begriffe, Ende dieses Monats (Juli 1878) einen der ihm unterstellten wissenschaftl. Specialisten nach Virginien zu senden, um die unter den Auspicien des Institutes begonnenen archäologischen Forschungen weiter zu verfolgen. Die betreff. Region liegt in Amelia County, ungefähr 50 (engl.) Meilen südlich von Richmond, wo man Steinbrüche von Seifenstein (Speckstein, Stratit) aufgedeckt hat, welche offenbar von den aboriginen Bewohnern des Continents bearbeitet worden sind. Von diesen antiken Steinbrüchen sind ausgedehnte Spuren gefunden, welche darthun, dass aus den ersteren die von den alten Ureinwohnern gebrauchten Töpfe u. a. Hausgeräthe herstammen. Von den letztern sind bereits zahlreiche Exemplare gesammelt und nach Washington gebracht worden. Die bis jetzt ausgeführten Untersuchungen liefern die Beweise dafür, dass die Steinbrüche vor mindestens vierhundert Jahr aufgelassen worden sind, denn noch hat man keine Spur von eisernen oder andern Metallwerkzeugen gefunden, während Ueberbleibsel von den verschiedenen Werkzeugen mit denen jene Geräthe offenbar bearbeitet wurden, sehr reichlich vorhanden sind. Die alten Excavationen sind mit einem Fichten- und Eichenwalde, in denen Bäume von fast 2 Fuss Durchmesser stehen, überwachsen sind.

Die Töpfe, welche von den alten Indianern aus diesen Specksteinablagerungen angefertigt wurden, sind offenbar mit ihren Boden nach oben gekehrt bearbeitet und dann vom Gestein losgebrochen worden. Die Beweise dafür sind zahlreiche irdene Gefässe von jedem Stadium der Ausarbeitung auf der Sohle der Steinbrüche gefunden worden sind. Die Stellen in den Brüchen, wo die ersten Excavationen des Gesteins gemacht wurden, hat man ebenfalls aufgefunden, und durch eingehende Untersuchung derselben und der andern Arbeiten sind die Fortschritte in der Technik des Steinbruchbetriebs und der Anfertigung der Gefässe nachgewiesen worden. Anfänglich haben die Arbeiter allem Anschein nach ihre gewöhnlichen Streitäxte angewendet, wie dies aus der an einem einzigen Punkt in dem Steinbruche aufgefundenen grossen Anzahl von Bruchstücken dieser Instrumente hervorgeht. Da derartige Spuren an keiner andern Stelle der Excavation vorgefunden sind, so zieht Prof. Baird aus diesen Umstande den Schluss, dass dieses Arbeitsverfahren als zu kostsptelig aufgegeben worden sei, indem die Anfertigung einer einzigen Steinaxt zum Ersatz einer zerbrochenen jahre-

lange Arbeit gehörte. Später scheinen die Gefässe mit Hülfe von einer Art von Feuersteinbeilen angefertigt zu sein, welche speciell für diesen Zweck in einer in der Nähe anstehenden Feuersteinschicht geformt wurden. Diese Schicht ist jetzt aufgefunden worden und zahlreiche aus ihr herstammende Instrumente finden sich im ganzen Steinbruche zerstreut. — Ausser diesen Thatsachen liegen noch andere, diese Entdeckung betreffende Einzelheiten vor, welche nach der Rückkehr der jetzigen Expedition zur Veröffentlichung kommen werden, diese Expedition zu dem Zwecke einer genauen Untersuchung der Excavationen und ihrer thatsächlichen Ausdehnung, sowie der Spuren des alten Volkes, von dem sie herrühren, unternommen worden ist (Polytechnic Revue v. 15. Juli 1878). —

Prof. Marsh (Philadelphia) hat den Unterkiefer eines kleinen Opossums, von ihm Dryolestes priscus genannt, in der Oberjuraformation der Felsengebirgs-Region gefunden, in welcher bisher noch keine Spur von Säugethierresten in Amerika nachgewiesen worden war. (Daselbst.)

Das Gehirn des Schimpanse. Dr. C. E. Spitzka (New York) erfreute uns mit einem eingehenderen Berichte über die Autopsie (soll wohl heissen: „Nekropsie" Ref.) des verendeten Schimpanse. Dieselbe wurde in voriger Woche von dem Genannten im New Yorker Aquarium in Gegenwart zahlreicher hiesiger (New Yorker) Aerzte und Wissenschaftsmänner vorgenommen.

Spec.: Troglodytes niger (Schimpanse); Geschlecht: männlich: Alter: etwa 2 Jahr. Sämtliche Organe zeigen eine grosse Aehnlichkeit mit denen des Menschen. Beim Herausnehmen des Gehirns aus dem Schädel waren alle Anwesenden von seiner fast ununterscheidbaren Aehnlichkeit mit dem Gehirn eines menschlichen Kindes, namentlich an der Basis, in höchstem Grade überrascht. Das Cerebrum war reichlich gerollt (? convoluted) und bedeckte nur etwa ⅓ Zoll das Cerebellum. Es zeigte auch dieselben Loben und war ebenso reich an Windungen (convolutions) als das Gehirn eines Bechuane, besass auch eine wohl entwickelte „Reil'sche Insel" (island of Reil). Eine sorgfältigere Untersuchung ergab jedoch, dass auch am Hinterhauptslappen (occipital lobe) ein operculum vorhanden war, welches beim Menschen fehlt. Eine der interessantesten Eigenthümlichkeiten dieses Gehirns war das Fehlen des trapezium und die Gegenwart der olivenförmigen Körper.

Obgleich nun bei niederen Säugethieren wohl ein rudimentärer olivenförmiger Körper existirt, so bringt derselbe eine wahrnehmbare Prominenz der Medulla doch nicht hervor; eine solche finden wir erst beim Pavian (baboon) angedeutet. Bei unserm Schimpanse hingegen war sie so völlig und gross wie bei der Species Homo, eine Thatsache, welche mit der hohen Entwicklung der Seitenloben des Cerebellum in voller Uebereinstimmung steht, denn die olivenförmigen Körper halten in ihrer Entwicklung durch das ganze Thierreich hindurch mit der Entwickelung der Cerebellar-Hemisphäre gleichen Schritt. „Die Reil'sche Insel", deren Beziehungen zu den höhern Fähigkeiten durch die vorwaltende physiologische Annahme, dass sie dem Vermögen zum Sprechen dienstbar sei, kräftig dokumentirt werden, war bei dem secirten Schimpanse gross und gut entwickelt.

Dr. Spitzka, der jetzt mit Untersuchungen über das Gehirn verwandter Säugethiere beschäftigt ist, beabsichtigt ein genaues mikroskopisches Studium des ihm jetzt zu Gebote gestellten Anthropoiden-Specimens, über dessen Ergebnisse später berichtet werden wird. (Scientif. Americ., XXXVIII, No. 14, v. 6. April 1878.)

Unser Affenbesuch. („Our Simian Visitors.") Das New Yorker Aquarium besitzt jetzt die reichste Sammlung von anthropoiden Affen, welche in Amerika jemals zusammengebracht worden und die als Gegenstand specieller Studien für jeden Naturforscher vom höchsten Interesse ist. Diese Sammlung besteht aus fünf Chimpansen und einem Orang Outang. Einer von den erstern ist von dem vor einigen Monaten importirten übrig geblieben; die andern vier kamen zusammen an und waren einige Wochen ausgestellt. Dem Aeussern nach sind sie sämmtlich kräftig und gesund, und da die New-Yorker Luft trocken und die dämpfebeladene Atmosphäre von England und des nordeuropäischen Festlandes, welche für die überaus zarten und empfindlichen Lungen dieser Geschöpfe als so verderblich sich erweisen, ganz unähnlich

ist, so lässt sich vernünftiger Weise hoffen, dass sie sich lange genug erhalten lassen werden, um gründliche Beobachtungen rücksichtlich ihres Wachsthums und ihrer sonstigen natürlichen Entwicklung zu ermöglichen.

Der älteste etwa halb erwachsene Chimpanse ist aller Wahrscheinlichkeit nach, sieben bis acht Jahr alt. Gleich den übrigen, ist er mit langem, schwarzem, straffem Haar bedeckt, welches am Kopfe und Rücken dicht, an der vordern Körperseite aber sparsamer steht. An den Armen ist die Anordnung des Haarwuchses ganz dieselbe, wie beim Menschen, d. h. von der Schulter bis zum Ellenbogen ist das Haar nach unten und zwischen Ellenbogen nach oben gerichtet, am letztern, wo beide Richtungen zusammentreffen, hängt ein Haarbüschel. Der Grund dieser Anordnung des Haarwuchses beim Menschen und den grossen Affen ist schwierig zu muthmassen. Dr. Wood meint: „Wenn die langen Haare den Arm und das Handgelenk hinabhingen, so würden sie in die Hände hineinreichen und das Greifen erschweren, während in Folge des umgekehrten Wuchses ein derartiges Hinderniss nicht vorhanden ist". Die Nasenlöcher sind blosse Löcher im Gesichte, etwas einer Nase Aehnliches existirt nicht; die Schnauze steht vor, was dem Gesichte einen eigenthümlich thierischen Ausdruck giebt. Im Allgemeinen ist der Chimpanse von zuthunlichem, liebenswürdigem Naturell, zumal wenn er in der Gefangenschaft aufgezogen ist; so dass diese Sanftmuth (mildness) als ein charakteristischer Zug dieser Species angesehen wird. Das im Aquarium befindliche ältere Exemplar stellt diese Annahme durchaus in Zweifel, insofern er ausserordentlich wild ist. Sobald der Wärter den Käfig betritt, so stampft und schlägt er mit seinen kräftigen Beinen und Armen auf den Boden und wenn der Mann nicht auf seiner Hut ist, so wirft sich das Thier auf ihn und versucht, ihn an der Kehle zu fassen. Wenn er gereizt wird oder Schläge bekommt, so kauert er sich in einer Ecke seines Käfigs nieder, streckt die Lippen vor, stösst eine Art von kurzem, grunzendem Geheul aus und springt dann plötzlich auf seinen Beleidiger, indem er den Raum des Käfigs mit staunenswerther Schnelligkeit durchmisst. In ruhigem Zustande liegt er träge auf den Rücken und nimmt scheinbar an seiner Umgebung keinen Antheil. Wird ihm Futter vorgelegt, so erhebt er sich, führt eine eigenthümliche Art Tanz auf allen Vieren aus und macht sich dann über seine Mahlzeit her. Zuweilen wiederholt er dann diesen Tanz ohne besondern äussern Anlass und begleitet sich dabei mit einem kurzen, raschen Geheul selbst.

Die vier andern Chimpanse, im Alter von vier bis zwei Jahre alt, zeigen ihre menschenartigen Eigenthümlichkeiten in weit höherem Grade, als das alte Thier. Der älteste Affe misst, wenn er aufrecht steht, 2½ Fuss Höhe, obgleich sein Wuchs in Folge seiner untersetzten Natur kleiner erscheint. Sie sind scherzhaft und muthwillig und zeigen ihre Regungen in nicht misszuverstehender Weise. Dr. Dorner, der Zoolog des Aquariums, erzählte, dass als drei von ihnen aus den Kasten, in denen sie transportirt waren, herausgelassen und in einen grösseren Käfig zusammengebracht wurden, ihre Zeichen von Freude und Vergnügen bei ihrem Zusammentreffen wahrhaft merkwürdig waren. Sie eilten aufeinander zu und umarmten sich und begannen dann, wie von einem und demselben Impulse getrieben, eine genaue Inspektion ihres neuen Quartiers. Hierauf setzten sie sich auf den Boden des Käfigs nieder und theilten sich dann, wie es schien, die empfangenen Eindrücke mit. Plötzlich brachen die beiden Männchen in ein lebhaftes Geheul aus, dessen Ursache augenscheinlich ein Missbehagen über den dritten Affen, ein Weibchen, war; dann gaben sie dem erregtesten Kummer Ausdruck, welcher erst dadurch besänftigt werden konnte, dass der Wärter sie auf den Arm nahm und sie beruhigte, wie ein Paar kleine Kinder. Wie unser Gewährsmann bemerkte, erforderte es, wie es zuweilen bei eigensinnigen Kindern der Fall ist. eine geduldige und systematische Behandlung, ein schliessliches Verständniss unter der kleinen Gruppe herzustellen. Das jüngste der fünf Thiere, welches, wie schon bemerkt, das von dem ersten Chimpansepaar leben gebliebene war, ist ganz besonders zärtlich und wunderbar kindhaft. Die Weigerung des Wärters es auf den Arm zu nehmen, ruft einen Anfall von Weinen und Schreien hervor, dem ein Ausbruch von Zorn und Wuth folgt, wobei das Thier seine Arme über dem Kopfe verschränkt, so dass das ganze Gebahren an ein verzogenes Kind erinnert, dem man seinen Willen nicht thut. Eine andere Eigenthümlichkeit des Chimpanse ist die Sorgfalt, die er beim Essen an den Tag legt. Er nimmt Nichts in den Mund, was er nicht vorher mit der grössten Bedächtigkeit und mit eulenhaft weisem

Gesichtsausdrucke kritisch gemustert hat. Niemals fährt er so hastig zu und stopft die Nahrung so gierig in die Backen, wie es die niedriger stehenden Affen zu thun pflegen.

Der vorhandene Orang-Outang ist wahrscheinlich das werthvollste Specimen der ganzen Sammlung, da er selbst in seinem Vaterlande, Borneo, sehr selten und für athmosphärische im höchsten Grade empfänglich ist. Er ist eins der hässlichsten, abschreckendsten Thiere, die man sich denken kan; ein beinahe völlig ausgewachsenes Männchen, von etwa vier Fuss Höhe, auf dessen Gesicht die merkwürdigen, für sein Erwachsensein so charakteristische Callositäten oder Schwielen deutlich hervortreten. Der Bauch ist gross und gewölbt; der Kopf zeigt die der Species eigenthümlichen starken Knochenleisten (bony ridges) und der Körper ist mit langem, rothem Haar ganz dicht besetzt. Die Unterschiede zwischen Orang-Outang und Chimpanse treten deutlich hervor. Der Orang hat einen kurzen, runden, der Chimpanse einen langen Schädel. Die Arme des ersteren reichen bei aufrechter Stellung des Thieres bis zum Fussknöchelgelenk hinab, die des Chimpanse bis beinahe zur halben Wade (die Fingerspitzen des Gorilla erstrecken sich nebenbei bemerkt, bis unter das Knie. der Orang stützt, wenn er auf allen Vieren schreitet, seine Hand auf die Rückseite (Volarfläche?) der Finger zwischen den grossen Knöcheln und dem ersten Gelenke, der Chimpanse zwischen dem ersten und zweiten Gelenke. Der letztere gebraucht seine hintern Extremitäten mehr als Schenkel, wie als Arme, denn wenn er z. B. an einem Seile hinaufklimmt, so setzt er regelmässig die eine Hand über die andere und den einen Fuss über den andern indem er den ersten Anhaltpunkt mit einer Haud erfasst. Der Orang dagegen gebraucht für denselben Zweck sämtliche Extremitäten ohne Unterschied, er vermag zuerst mit einem Fusse Anhalt zu gewinnen und sich dann aufzurichten, indem er dann mit einer Hand zugreift, wobei seine ganze Haltung beweist, dass er in seiner Heimath sich mehr zwischen Baumzweigen bewegt, als unter andern Verhältnissen. Die Anatomie seiner Hinterextremitäten, welche von derjenigen des Chimpanse abweicht, zeigt den Unterschied klar. Die hinteren, verhältnissmässig kurzen Glieder sind mit dem Hüftknochen nur lose verbunden und das starke Band, welches beim Menschen, Gorilla und Chimpanse das Oberschenkelbein mit dem Becken verbindet (das ligamentum teres) fehlt. Daher kommt es, dass sein Gang sehr unsicher und schwankend ist und dass er seine Schenkel in merkwürdig complicirten Verdrehungen nach rückwärts biegen und verschränken kann. — Der Orang des Aquariums ist friedlich und harmlos; er bewegt sich nur wenig und zieht es vor, in seine weiche, mit zierlicher Sorgfalt und Würde geordnete Decke eingewickelt, ruhig dazuliegen. Das ganze Aussehen des Thieres macht den Eindruck, als sei es in tiefes Nachdenken versunken und da es diese Miene auch beibehält, wenn es sein Essgeschirr sorgfältig zusammenräumt und sich hinein setzt, so reizt sein Benehmen auch den Ernsthaftesten zum Lachen.

Schwerlich dürfte sich der Schluss rechtfertigen lassen, dass der Chimpanse auf einer höheren (Organisations-) Stufe stehe, als der Orang-Outang, oder umgekehrt denn dazu bedarf es noch mehr positiver Kenntnisse. Jede der drei Species hat scharf hervortretende Charakteristica, welche auf eine höhere Stellung im Vergleiche zu den andern hindeuten; so namentlich die kleinen zarten Ohren des Orang in Bezug zu den grossen Ohren des Chimpanse, und wieder die Schenkel des letzteren im Vergleich zu den Hinterarmen des Orangs. Karl Vogt spricht die Ansicht aus, der Gorilla sei ein höher entwickelter Pavian, der Chimpanse ein höher entwickelter Maki (mocaque) und der Orang-Outang ein höher entwickelter Gibbon. Bei Verlängerung dieser Kette von Weiterentwicklung ist die Idee aufgestellt worden, dass verschiedene Menschenrassen von verschiedenen Affenarten abstammen. Die Malayen vom Orang-Outangstamme, und die Neger vom Chimpanse, wegen der Aehnlichkeit des charakteristischen Baues des prominirenden Schädels.

Ganzhufige Schweine. Nach einem Berichte von Dr. Coues hat sich in Texas eine Rasse von Schweinen ausgebildet, welche an Stelle der gespaltenen „Klauen" ganze Hufe hat. Die Endphalangen der Zehen sind so mit einander verbunden, dass sie einen einzigen breiten Phalanx bilden, die andern beiden Phalangen hingegen bleiben vollständig getrennt. Der Huf ist vollkommen ganz (solid) und auf der Sohle desselben ist eine breite winkelförmige Erhöhung von Hornsubstanz vorhanden, welche dem „Strahle" des Pferdehufs merkwürdig ähnlich ist. Die Rasse ist so stabil ausgebildet, dass eine Tendenz zur Rückkehr der ur-

sprünglichen, normalen Form nicht zu beobachten ist. Ebenso ist festgestellt worden, dass bei der Kreuzung eines ganzhufigen Ebers mit einer Sau vom gewöhnlichen Typus die Mehrzahl der Ferkel die Eigenthümlichkeit des Vaters beibehielt. Scientif. Amer. v. 15. Juni 1878.

Neu entdeckte fossile Fauna. Prof. E. D. Cope von Illinois hat in verschiedenen, westlich von Illinois gelegenen Landschaften die Reste einer ganz eigenthümlichen sehr fruchtbaren Fauna von niederen Thieren entdeckt, welche Nordamerika in der Permischen, auf die Carbonformation folgenden Periode bewohnte. Er bestimmte funzig und einige Species, meist Reptile und Batrachier, von denen mehrere eine bedeutende Körpergrösse erreichten. Ihnen sämmtlich war eine sehr unvollkommene Ausbildung der Wirbelsäule eigenthümlich, insofern die letztere zum grossen Theile die fötale chorda cartilaginosa beibehält und in verschiedener besonderer Weise segmentirt ist. Mit diesen Resten zusammen fanden sich Extremitätsknochen und Zähne sehr hoch organisirter Thiere. Diese Fauna umschloss sowohl Pflanzen- als Fleischfresser. Ein specieller Bericht über diese höchst interessanten Funde wird demnächst im „American Naturalist“ veröffentlicht werden. (The Polytechnic Review 1878, No, 24, vom 15, Juni,)

Ueber eine schamanistische Sitte zur Abwendung von Epidemien ist aus dem Gebiete der östlichen Tuma-Indianer nördlich vom Gila River folgende Mittheilung des Hülfsarztes William H. Corbusier an Major J. W. Powell, den Leiter einer der jährlichen geographischen Regierungsexpeditionen, in Washington eingelangt:

Im Sommer des Jahres 1874 traten alle Beschwörer oder Medicin-Männer der Camp Verde Reservation in Arizona zusammen, um mitelst einer feierlichen Ceremonie die Wiederkehr der Seuchen, welche 1873 ihre Stämme, die Tontos und Tulkepàya[1]), heimgesucht hatten, unmöglich zu machen. An einer sandigen Stelle inmitten einer der dortigen Indianer-Niederlassungen errichteten sie aus grünen Zweigen eine kreisrunde Laube oder Ramada und unter derselben stellten sie mittelst einer improvisirten Zeichnung im Sande das „Land der Geister“ in sichtbarer Weise dar. Diese Illustration hatte eine runde Gestalt wie die darüber errichtete Laubhütte und einen Durchmesser von etwa sieben Fuss; auf dem geglätteten Sande waren Felder durch Farben sichtbar gemacht, und diese Schattirungen waren durch zerriebene Blätter, Gräser, rothen Thon, Kohle und Asche hervorgebracht. Im Mittelpuncte des magischen Kreises sah man eine durch röthlichen Thon hervorgebrachte runde Fläche, die beinahe einen Fuss im Durchmesser besass. Um diese Fläche legten sich mehrere concentrische Kreise, jeder 1½ Zoll breit und in der Färbung zwischen grün und roth abwechselnd. Vom äussersten und grössten dieser Kreise aus strahlten vier dreieckartige Figuren nach Nord, Ost, Süd und West, welche dem Ganzen eine gewisse Aehnlichkeit mit einem Malteserkreuze verliehen. Um diese Ausstrahlungen herum und zwischen denselben waren mittelst Kohle, Thon u. s. w. Menschen nachgebildet, welche alle mit den Füssen nach dem Centrum convergirten und denen einzelne Glieder, wie Kopf, ein Arm, oder ein Bein fehlten. Augen und Haar waren meist von anderen Material angedeutet als der übrige Theil des Körpers, und ihre gesammte Köperlänge überstieg kaum neun Zoll.

Nach Vollendung dieses Kunstwerkes liessen sich die Medicin-Männer im Kreise nieder und unmittelbar hinter ihnen nahmen die alten Männer der einzelnen Stämme in hockender Stellung Platz, während die jüngern den Raum umstanden. Die Hülfe der Geister wurde nun in feierlichen Gesängen durch die Beschwörer angerufen. Einer unter ihnen, ein zahnloser, von allen Schwächen hohen Alters heimgesuchter Mann erhob sich dann mit feierlicher Würde, schritt zwischen den einzelnen Menschenfiguren einher und bestreute jede derselben mit einem gelben Pulver, das er einem Täschchen aus Rehfell entnahm. Dieser feine Pulverstaub wurde der einen Mannsfigur auf die Brust oder Kopf, einer andern auf Hände oder Bein gelegt und dabei wurden mehrfach die Weisungen Umstehender befolgt. Mit Ueberspringung von bloss drei Figuren kam er so endlich im Kreise herum und band seine Tasche zu. Dann trat er nochmals die Runde an und entnahm von jeder Figur eine Fingerspitze des farbigen Materials mit Einschluss des eben von ihm ausgestreuten gelben Pulvers und brachte so eine grosse Handvoll zusammen. Nachdem er sich gesetzt, sammelte ein anderer

1) Corbusier stellt die Tulkepáya als etwas von den Tontos verschieden dar.

Beschwörer in derselben Weise eine Handvoll, und weitere Beschwörer folgten ihm nach. Männer aus dem „Volke“ wurden, wenn sie sich vordrängten, zurückgewiesen, bis alle Beschwörer sich einen Vorrath des magisch wirkendeu Stoffes geholt und durch Niederreissen der Ramada dem Volke das Signal zu allgemeiner Betheiligung gegeben hatten. Knaben und Erwachseue machten sich hierauf über den geheiligten Kreis her und rieben sich in wilder Wuth den farbigen Sand über Arme, Beine und Rumpf; andere trugen davon weg, sowiel sie mit den Händen fassen konnten. Dann wurden die Weiber und Kinder, die draussen warteten, herbeigerufen. Sie liefen eiligst herbei, warfen den Sand hoch in die Luft, damit er beim Herabfallen sie berühre, oder rieben sich den Stoff auf ihrem Körper. Mütter bestreuten die Köpfe ihrer Kinder damit oder rieben die Mischung auf ihrer Haut herum. Damit erreichte die Ceremonie ihren Abschluss.“ Albert Gatschet.

Samoa-Inseln. Die Inseln der Südsee sind im Grossen und Ganzen noch immer den meisten Europäern unbekannte Gegenden, und die Phantasie bevölkert dieselben mit wilden Kanibalen, die ohne Gnade und Barmherzigkeit jeden Fremdling verspeisen. Auf einigen Inseln Polynesiens ist dies nun freilich der Fall; bei weitem die grösste Anzahl der Inselgruppen ist jedoch von friedlichen und nicht so blutdürstigen Einwohnern bevölkert und in Folge dessen auch schon lange von den Europäern und Amerikanern in Besitz genommen. Einige Gruppen haben sich als eigene Köuigreiche proclamirt und machen von Tag zu Tag grössere Fortschrittte in der Cultur, während andere diesen Standpunkt zu erreichen sucheu.

Zu diesen letzteren gehört auch die Samoa- oder Navigator-Gruppe, ungefähr 15° südlich vom Aequator. Die Hauptinseln der Gruppe sind Sawai, Upolu und Tutuila; diese und noch ein halbes Dutzend kleinere Inseln sind von circa 36000 Einwohnern bevölkert. Schon lange sind hier europäische, namentlich deutsche Niederlassungen, deutsche Flaggen wehen von den in den Häfen liegenden Schiffen, deutsche Sprache wird überall in den Hauptuiederlassungen gehört, ja bei meiner Ankunft in Apia, dem Hauptstapelplatz der Samoa-Ins ln tönte zu meiner nicht geringen Ueberraschung von den Eingebornen gesungen, mir das, namentlich den Hamburgern wohlbekannte Lied: „Bier her, Bier her! oder ich fall um“, entgegen. Ein deutscher Konsul hat hier seinen Sitz, deutsche Kriegsschiffe besuchen häufig die Insel und deutsche Producte werden gegen Producte der Insel ausgetauscht. Auch Englaud und Amerika sind durch Konsuln repräsentirt und Missionäre der anglikauischen Kirche und der französisch katholischen Mission haben schon seit Jahren den Einwohnern eine Art Christenthum beigebracht, meistentheils in äusseren Formen bestehend, Schulen errichtet uud wie überall der Fall einen grossen Einfluss über die Bewohner erlangt.

Die Regierungsform der Inseln ist oft einem Wechsel unterworfen worden. Gewöhnlich stand ein König mit einem Rath, bestehend aus den von verschiedenen Districten gewählten Abgeordneten der Verwaltung vor. Streitigkeiten und Kämpfe blieben auch hier nicht aus und gleichzeitig mit dem grossen deutsch-französischen Kriege wurde auch auf den Samoa-Inseln gekämpft, zwei feindliche Parteien standen einander schroff gegenüber und wenn die Schlachten auch nicht so blutig waren wie die vor Wörth und Metz geschlagenen, so floss doch manchmal Blut und mancher Samoaner wurde von der feindlichen Partei überfallen und ihm nach dem hiesigen Kriegsbrauch der Kopf vom Rumpfe getrennt.

Die Veranlassung zu diesem Kriege war kurz folgende. Es sollte ein neuer König erwählt werden. Den grössten Anhang hatte ein Häuptling der alten Schule auf Sawai; die Missionäre protegirten indess einen ihrer Zöglinge von dem man sagt sie hätten ihn in allen Tugenden und guten Eigenschaften erzogen, was natürlich nur heisst, sie besassen über denselben unumschränkte Gewalt. Die zwei Parteien suchten den Streit mit den Waffen zu schlichten, die Missionäre trugen jedoch den Sieg davon und ihr Liebling „Malietoa“ wurde zum Könige ernannt, natürlich nicht ohne Murren von Seiten einer grossen Zahl der Samoaner. Um diese Zeit kam mit einem amerikaniscken Kriegsschiffe nach Samoa ein Herr Steinberger, der sich Oberst nennen liess und bald sich bei den Missionären einzuschmeicheln wusste, so dass er mit Empfehlungsschreiben von diesen versehen nach Europa ging um das nöthige Geld herbeizuschaffen, welches zur Realisirung seines Planes nöthig war. Dieser Plan war nun, wie es sich nachher deutlich herausstellte kein anderer, als sich selber die Gewalt anzueignen und eine Art von Protector der Inselgruppe zu spielen. In Europa schloss Herr Steinberger zu-

nächst mit einem deutschen Handelshause einen Contract, wonach er sich gegen Zahlung einer gewissen Summe verpflichtete, dem bewussten Handelshause, nachdem er zur Herrschaft gelangt ein ausschliessliches Handelsmonopol für die Samoa-Inseln zu verschaffen. Einen ganz gleichen Contract schloss er jedoch auch auf der Rückreise mit dem Präsidenten der Vereinigten-Staaten, wofür er sich selbstverständlich auch dort eine nette Summe zahlen liess.

Auf solche Weise reichlich mit Mitteln versehen kehrte Herr Steinberger nach den Samoa-Inseln zurück und wurde nun dem König Malietoa als Premier Minister zur Seite gestellt. Durch einige Neuerungen erwarb er sich bald das Zutrauen der Insulaner und glaubte jetzt bereits soviel Einfluss auszuüben, dass er die Freundschaft der Missionäre entbehren könnte. Hier hatte er sich jedoch geirrt. Die Missionäre, früher Herr Steinbergers Frennde und Protectoren wurden nun seine erbitterten Feinde, konnten jedoch nichts ausrichten, da wie gesagt, Herr Steinberger klug genug gewesen sich die Liebe und das Vertrauen der Samoaner zu erwerben.

So standen die Sachen als Ausgang December des Jahres 1875 ein englisches Kriegsschiff unter Commandantur Stevens in den Hafen von Apia einlief. Jetzt schöpften die Missionäre wieder neuen Muth; der König Malietoa, dem der allgemein beliebte Minister wohl ein Dorn im Auge war, wurde von den Missionären veranlasst, einen Brief an den Commandeur zu senden, worin er denselben bat, sich seiner anzunehmen und den Oberst Steinberger in Verwahrsam zu nehmen, da derselbe ihm, dem Könige, nicht mehr Gehorsam erweisen wolle. Der englische Konsul und die Missionäre befürworteten selbstverständlich diese Bitte und ein Detachement englischer Marinesoldaten nahmen den Herrn Steinberger gefangen und führten ihn an Bord des englischen Kriegsschiffes. Bei dieser Gelegenheit kamen auch die oben genannten Contracte zum Vorschein, wodurch Herr Steinbergers Politik in den Augen der hiesigen Weissen freilich sehr an Popularität verlor. Die Eingebornen verlangten indess Herrn Steinberger zurück, da der König eigenmächtig gehandelt und nicht unter Hinzuziehung des ihm beigeordneten Raths. Der Commandeur des Kriegsschiffes verweigerte indess die Auslieferung und, erbittert darüber, vertrieben die Samoaner ihren König, der sich nun unter englischen Schutz stellte. So vergingen einige Wochen. Verhandlungen wurden angeknüpft, führten indess zu keinem Resultat, da der Commandeur darauf bestand den König „Malietoa“ wieder einzusetzen, wogegen sich die Samoaner auflehnten und ihren Herrn Steinberger zurück verlangten, der indess immer als Gefangener auf dem Kriegsschiffe sass. Mittlerweile tauchte erst schüchtern, bald aber allgemein das Gerücht auf: „Die Engländer wollen unsere Insel in Besitz nehmen!“ Was und wie viel an diesem Gerücht Wahrheit ist lässt sich schwer bestimmen, soviel ist jedoch gewiss, dass der Anschein für die Wahrheit der Nachricht spricht, wenn man damit die Art und Weise vergleicht, wie die Engländer sich gewöhnlich Kolonien verschaffen. d. h. zunächst einen Streit vom Zaun brechen und dann als Friedenstifter auftreten, die zum Lohn für den Dienst die Insel oder sonsige Länder in Besitz nehmen. Nach diesem Princip war jedenfalls hier verfahren. Die Engländer hatten sich in Sachen gemischt die durchaus ausserhalb ihres Interesse lagen; sie hatten dadurch den vorher auf den Inseln herrschenden Frieden gestört, den König in ihrer Gewalt und konnten diesen leicht überreden eine Art Uebergabeacte zu unterzeichnen, wonach die Engländer dann ruhig die ganze Gruppe annectirt hätten, obgleich kein einziger der Einwohner damit einverstanden. Der Commandeur ging nun immer weiter und wenn alles was er hier angerichtet sich mit seiner Instruction vereinigen lässt, so ist durchaus nicht daran zu zweifeln, dass er hierherkam, um die Inseln zu annectiren, auf jeden Fall hat er, er möge nun in Gemässheit seiner Instruction gehandelt haben oder dieselbe auf eine unverantwortliche Art überschritten, das Leben der hier ansässigen Weissen aufs höchste gefärdet ohne auch nur das Geringste für ihre Sicherheit thun zu können. Wie dies zuging, werde ich jetzt kurz erzählen.

Am 13. ging der Commandeur, begleitet von dem Könige Malietoa und einem Dolmetscher, nach dem dicht bei Apia liegenden grossen Dorf Molinu, der Sitz des Regierungsraths, um den Malietoa wieder einzusetzen. Begleitet war er von einer bewaffneten Eskorte, bestehend aus englischen Marinesoldaten. Dieselben wurden am Strande aufgestellt und mit einer kleineren Bedeckung schritten nun Commandeur und König dem Versammlungshause zu. Hier angekommen, fanden sie dasselbe leer und nachdem sie kurze Zeit gewartet, ohne dass sich irgend einer der Häuptlinge zeigte, war man eben in Begriff den Rückzug anzutreten

als ein Officier die Meldung machte, bewaffnete Samoaner wären rings herum in den Büschen versteckt. Noch während diese Meldung gemacht wurde, fiel draussen ein Schuss und unmittelbar darauf folgte die Nachricht, ein Engländer sei erschossen. Wie sich später herausstellte, versuchte ein draussen stehender Engländer einem Samoaner die Flinte abzunehmen dieser weigerte sich, es entstand ein Ringkampf, der Samoaner hatte das eine Ende, der Engländer das andere Ende der Flinte in Händen und während des Hin- und Herzerrens ging der Schuss los und wie allgemein von den Samoanern erzählt wird, aus Versehen. Der Capitain gab jetzt Ordre zu feuern und in dem darauf entstehenden Kampfe wurden 14 Engländer verwundet, einige so schwer, dass sie kurz darauf starben, während 9 Samoaner, darunter ein Häuptling von der Insel Manone ihren Tod auf dem Kampfplatze fanden und andere auf der Flucht in dem hinter Molinu liegenden Sumpf ertranken. Die sich zurückziehenden Samoaner fanden indess Zeit ihr Pulvermagazin fast gänzlich zu räumen, so dass die Engländer nur 4 Kistchen erbeuteten; ebenfalls wurden die Kanonen gerettet. Wie ein Lauffeuer ging diese Nachricht nun von Insel zu Insel und die Erbitterung gegen die Engländer war gross. Die eigentlichen Urheber des ganzen Streits, der englische Konsul Williams und der Missionair Turner wurden dermassen von ihrem bösen Gewissen gepeinigt, dass sie ihre Häuser sofort durch Hülfe englischer Marinesoldaten mit hohen Erdwällen umgeben liessen und sich von einer bewaffneten Abtheilung der Matrosen gegen einen Ueberfall der Samoaner zu schützen suchten.

Dies war nun alles recht schön und der Herr Commandeur, der Herr Consul und der Herr Missionair waren vor der Hand sicher hinter den Kanonen des Schiffes und der Verschanzungen, aber was hatten die überall auf den Inzeln vereinzelt lebenden Weissen von der Wuth der Samoaner zu erwarten? In den früheren Kriegen unter sich hatten die Samoaner stets Leben und Eigenthum der Weissen respectirt, jetzt erklärten sie ohne Umschweif: „Die weissen Männer haben Krieg angefangen mit den Samoa-Leuten, ohne von denselben veranlasst zu sein. Wohlan, wir werden jetzt die weissen Männer tödten wo wir sie finden.“ Die Samoaner sind freilich schon seit langen Jahren Christen, aber bei dieser Gelegenheit brach sich die alte Regel: „Auge um Auge und Zahn um Zahn“, gewaltsam Bahn trotz des sogenannten Christenthums. Zwar war die Wuth zunächst nur gegen die Engländer gerichtet. aber wer konnte verbürgen, dass in der allgemeinen Aufregung die anderen Nationalitäten sicher waren? Der Herr Commandeur hielt es nicht der Mühe werth, den fern von Apia auf anderen Plätzen oder Inseln lebenden Weissen auch nur die geringste Nachricht zukommen zu lassen, so dass wenn die Samoaner sofort mit ihrer Drohung Ernst gemachst hätten, mancher Weisse das Leben verloren hätte, ohne auch nur eine Ahnung zu haben, dass Gefahr vorhanden sei.

Schreiber dieses wohnt 24 Meilen von Apia entfernt, verkehrt täglich mit den Samoanern und wurde zuerst durch Samoa-Leute von dem Vorgefallenen in Kenntniss gesetzt und zwar zu seiner nicht geringen Ueberraschung, da es niemals irgend einem auch nur halbwegs vernünftigen Menschen einfallen konnte zu glauben, dass die Engländer einen solchen Zustand auf einer Insel emporbeschwören würden, wo sie durchaus nichts zu thun hatten, wo alle Hauptfirmen, die alljährlich viele Tausende von Thalern umsetzen, deutsche Handelshäuser sind und wo nur wenige Engländer sich armselig genug durch Bier und Schnapshäuser oder durch einen kleinen Handel mit den Einwohnern ernähren. Dass die Samoaner sich gegen etwaige fernere Uebergriffe zur Wehr setzen würden, war klar genug. Zu Wasser und zu Land gingen Boten hin und her um alle Häuptlinge und die kampffähige Jugend nach Upolu zu berufen. Bereits am folgenden Tage gingen die grossen Kanoes nach dem bestimmten Versammlungsort und am 16. Nachmittags waren ringsum den Dörfern Fasitotai und Nulumaenga circa 4000 Krieger versammelt, obgleich noch die Krieger von Savai fehlten, die erst nach und nach sich einstellten und am Ende der Woche die ganze Arme auf ca. 7000 Mann hinauf brachte. Der Leser wird wohl lächeln, wenn er diese Zahl nennen hört und vielleicht meinen eine solche Armee würde von ein paar Compagnien wohl exercirter Soldaten nach europäischem Muster in Flucht geschlagen werden. Diese Ansicht ist indess sehr falsch. Alle sind mit Feuerwaffen bewaffnet: wenn auch die grösste Anzahl nur mit alten Musketen worauf der Name S. P. und darunter „Suhl 1821“, so habe ich auch wieder andere mit Hinterladern der verschiedensten Construction gesehen; preussische Zündnadelgewehre, Martiny-

Henry Rifler, Smiths Patent Carabiner u. s. w. mit denen die Samoaner sehr gut umzugehen wissen. Ausserdem sind sie durchaus nicht feige und, seit vielen Jahren mit Weissen in Berührung kommend, überschätzen sie die Macht derselben nicht, sondern wissen genau, dass sie vor einem Kriegsschiffe und der kleinen Bemannung desselben eben keine grosse Furcht zu haben brauchen. Ausserdem ist das Terrain den Samoanern überaus günstig. Hohe bis zum Gipfel bewaldete Berge bieten vortreffliche Schlupfwinkel, wohin kein Europäer so leicht dringt, namentlich wenn dieselben von kampffähigen Männern vertheidigt werden.

Die rings auf den Inseln einzeln wohnenden Europäer sahen nicht ohne Unruhe diese Vorbereitungen. In aller Stille wurden Flinten und Revolver bereit gehalten und scharf geladen, um im Nothfall das Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Namentlich die Engländer, die sonst gewohnt sind, stets auf ihre Nationalität zu pochen, waren sehr kleinlaut und sehr zufrieden wenn sie in den Augen der Samoaner als einen „Siamani“ (Corrumpirt aus „German“) gelten konnten, hier und dort sah man auch wohl eine schwarz-weiss-rothe Flagge von einem Korkbaume in die Luft flattern. Ob sie stets ausschliesslich über deutsche Häupter wachte kann ich nicht gewiss sagen, bezweifle es indess stark.

Glücklicherweise verlief bisher alles ruhig. Die mehr besonnenen und einsichtsvollen Häuptlinge riethen zur Ruhe und behielten diesmal das Uebergewicht. In einer grossen Volksversammlung wurde beschlossen, dass Jeder sich ruhig nach Hause zu begeben hätte, und dass man zunächst mit den gefährlichen Engländer neue Unterhandlungen anknüpfen wollte, um zu sehen was bei der ganzen Sache zu machen sei. Die Samoaner gingen nun friedlich nach ihren Dörfern zurück und die bevollmächtigten Häuptlinge traten mit Capitain Stevens in Verbindung. Die verschiedenen Gouverneure gingen alsdann zu den in ihrem District wohnenden Weissen um sich zu erkundigen, ob ihnen irgend etwas zu Leide gethan worden sei von Seiten der Samoaner und als jeder dies mit einem „Nein“ beantworten musste, liess sich Capitain Stevens bewegen die als Geissel an Bord der Barikuta zurückgehaltenen Häuptlinge frei zu lassen. Nach einigen Berathungen einigte man sich nun dahin: Der König „Malietoa“ solte wieder nach seiner Hauptstadt Molinu zurückkehren und von den Häuptlingen als König anerkannt werden; ebenfalls verbürgte man sich für die Sicherheit des Malietoa; Steinberger sei jedoch als Gefangener auf der Barikuta zurückzuhalten, als eine, die Ruhe der Inseln störende Person(!!!), d. h. als eine den Herren Missionären lästige Persönlichkeit. Diese Uebereinkunft wurde durch Vermittelung des in Apia ansässigen Bischofs der französisch-katholischen Mission geschlossen und es verdient hier bemerkt zu werden, dass die Missionäre dieser Partei während der ganzen Zeit als Friedensstifter auftraten und sich von jeher aller Einmischung in Sachen der Eingebornen enthielten. Wenn im Vorhergehenden mehrmals von Missionären die Rede war, so sind nur die der englischen Mission zu verstehen.

Malietoa kehrte nun nach Molinu zurück; es mag ihm indessen dort nicht recht geheuer vorgekommen sein und freundliche Gesichter sind ihm auf keinen Fall häufig entgegen gekommen, genug, am folgenden Tage machte er sich aus dem Staube und begab sich zu dem Gouverneur des Arno-Districts, einem von den Weissen, wie von den Eingebornen allgemein geachteten alten Häuptling. Dieser erklärte indess dem guten Malietoa es solle ihm angenehm sein, wenn Majestät sich nach einem andern Zufluchtsort umsehen würde und diesem blieb nun nichts anderes übrig, als nach Savai zu gehen, wo er Verwandte und eine kleine Schaar Anhänger hat; dort hält er sich augenblicklich noch immer auf.

Mittlerweile erreichte ein aus Sidney kommender englischer Kriegsdampfer den Hafen von Apia und am 21. März ging die Barikuta von dort nach Neu Seeland und nahm Herrn Steinberger mit fort. Die Verhandlungen wurden indess von dem Capitain des neu angekommenen Dampfers fortgesetzt und man erwartet zur endgültigen Regulirung der ganzen Angelegenheit den Commodore des Flotten-Geschwaders von den Fischi-Inseln. Wie diese Regelung ausfallen wird, darauf ist man sehr gespannt und ich werde in einem späteren Bericht nicht ermangeln ausführlich darüber zu berichten.

R. Parkinson.

Ueber den Farbensinn der Naturvölker.

Von

Richard Andree.

Farbenstudien wurden vor etwa zwanzig Jahren durch Gladstone angeregt; allgemeinere Aufmerksamkeit wandte man denselben aber erst zu, als Lazarus Geiger am 24. September 1867 auf der Naturforscherversammlung in Frankfurt seinen Vortrag „Ueber den Farbensinn der Urzeit und seine Entwicklung“ hielt. Abgedruckt ist derselbe in der von Geiger's Bruder, Alfred Geiger, herausgegebenen Schrift: „Zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit“ (Stuttgart, Cotta) Lazarus Geiger warf die Frage auf: hat das menschliche Empfinden, hat die Sinneswahrnehmung eine Geschichte? Als Sprachforscher stellte er seine Frage, welche an Darwin erinnert, eine paläo-physiologische Aufgabe, wie er sagt, die er auf philologisch-historischem Wege zu lösen sucht. Indem er die ältesten sprachlichen Ausdrücke der Völker für die verschiedenen Farben mustert, kommt er zu dem Ergebniss, dass die blaue Farbe nicht erwähnt wird und zu fehlen scheint. Zufall könne das nicht sein, wohl aber sei es ein Gesetz: „die Gleichgültigkeit in Betreff der Mittelfarben steigert sich gegen die Urzeit hin immer stärker, bis zuletzt die äussersten Extreme, schwarz und roth, übrig bleiben. Ja es lässt sich nachweisen, dass der geschichtliche Fortschritt sich dem Schema des Farbenspectrums entsprechend bewegt hat, dass z. B. für Gelb die Empfindlichkeit früher als für Grün geweckt war.“

Neuerdings ist denn Dr. Hugo Magnus in seiner Schrift über die geschichtliche Entwicklung des Farbensinns (Leipzig 1877) wieder auf die Sache eingegangen; auch er entwickelte die Ansicht, dass in vorgeschichtlicher Zeit und im hohen Alterthum der Farbensinn ein unvollkommener und beschränkter war, mithin erst später allmählich zur Geltung gelangt sei; auch die noch heute so häufige Farbenblindheit thue uns noch jetzt das Unvermögen der frühesten Menschheit, Farben zu unterscheiden, dar. Diese Ansichten sind ziemlich durchgedrungen und namentlich der Satz: die früheste Menschheit sei blaublind gewesen, habe besonders das Blau

des Himmels als solches nicht zu unterscheiden vermocht, erfreut sich grosser Anerkennung.

Der bisher auf diesem Gebiete betretene philologisch-historische Weg, den Magnus noch physiologisch stützt, ist jedoch unseres Erachtens nicht der allein massgebende, zumal alle die Gelehrten, welche ihn zur Lösung der Frage benutzen, sich nur auf eine kleine Anzahl Völker und deren Alterthum beschränkten. Hieraus allgemeine, für die ganze Menschheit gültige Schlüsse ziehen zu wollen, erscheint gefährlich. Es muss vielmehr hierbei nach meiner Ansicht eine weitere Basis gewonnen und das ethnographische Moment in Betracht gezogen werden. Mit vielem Glück ist in der letzten Zeit zur Deutung vorgeschichtlicher Funde der Vergleich mit den Geräthen, Waffen u. s. w. der noch lebenden Naturvölker benutzt worden. Man hat den Menschen der Urzeit in seinem physischen und theilweise geistigen Wesen mit dieser Hilfe leidlich construirt. Trotz alles Scharfsinns würde es jedoch unmöglich gewesen sein, manchen Grab- oder Höhlenfund zu deuten, hätten wir nicht den Schlüssel dazu bei den „Wilden“ von heute gefunden. Dieses Vergleichsverfahren bezieht sich aber nicht blos auf physische Dinge. Wir vermögen durch dasselbe auch Licht zu verbreiten auf psychische Verhältnisse und erläutern manche Sitte, manchen Gebrauch, manche religiöse Anschauung unserer eignen Vorfahren, die uns nur lückenhaft, andeutungsweise oder in Nachklängen erhalten sind, durch Parallelen, die wir dem Leben der Naturvölker entnehmen.

Von solchen Gesichtspunkten ausgehend werden sich bei den heutigen Naturvölkern auch Anhaltpunkte finden um den Farbensinn vorgeschichtlicher Völker zu beurtheilen. Noch heute auf tiefer Culturstufe, inmitten der Steinzeit lebende Stämme müssen uns den Stoff zum Vergleiche liefern, wobei denn auch vorgeschrittenere Völker nicht zu übergehen sind, in sofern ihre Kenntniss der Farben das in Rede stehende Thema zu beleuchten vermag. Da aber für den Ethnographen die Frage neu und dem Gegenstande bisher kaum Beachtang zugewandt wurde, da auch unsere Reisenden sich nicht mit der Sache beschäftigten, so ist die Beibringung des Materials keine ganz leichte. Erst einer systematischen Erforschung, die nach bestimmter Methode sich über den ganzen Erdboden ausdehnt, muss es vorbehalten bleiben, hier volles Licht zu verbreiten. Bis diese ins Leben tritt, mögen die nachstehenden Notizen als ein kleiner Beitrag zur Lösung der in Rede stehenden Frage betrachtet werden.

B l a u d e s H i m m e l s. Wenn von Vertretern der Geiger'schen Ansichten gefragt worden ist: „Wo wäre ein neuerer Dichter, der das Himmelsblau nicht besänge?“ um dadurch die Meinung zu stützen, dass die Alten dieses Blau nicht gekannt, weil ihre Dichter es nicht verzeichnen, so ist ihnen ein sehr minutiöser Maler der Natur entgegen zu halten, bei dem das Wort blau überhaupt nicht ein einziges Mal vorkommt, nämlich der Fabeldichter

Lafontaine [1]). Bliebe nun von der französischen Literatur des 17 Jahrhunderts Lafontaine allein erhalten und würde aus diesem dann einmal auf die Farbenkenntniss seiner Zeit geschlossen werden, so wäre man nach der bisherigen Untersuchungsmethode zu dem Schlusse berechtigt, dass die Franzosen des 17 Jahrhunderts kein Blau gekannt hätten, woraus die Gefahr erhellt, die in dem blos historisch-philologischen Wege liegt. Himmelsblau als Blau hätten zuerst die Chinesen unterschieden, meint der bekannte Theologe Franz Delitzsch und beruft sich dabei auf Victor von Strauss, welcher die über die sieben vorchristlichen Jahrhunderte zurückreichenden Schriftwerke der Chinesen durchforscht hat, um die dortigen Ausdrücke für Blau und Grün zu untersuchen. Er fand neben hiuân (ngun) welches Blau, aber auch die verschiedensten dunklen Farbentöne bis zum eigentlichen Schwarz bezeichnet, das Wort thsâng (thong), welches in unzweidentiger Weise die Himmelsbläue bezeichnet. Der Himmel heisst im Schi - king, einer Sammlung von Liedern aus der Zeit von etwa 1700 — 618 vor Chr., das gewölbte Blau (khiûng thsâng) wie auch in der jüngeren Sprache das regierende Blau [2]). Man führt ferner an: während das altindische Rigveda wohl das Wort nîla (daher anil, Indigo) für Blau kennt und damit das Blau der Lotosblume und des Wassers bezeichnet, benennt es damit keineswegs die Farbe des Himmels. Auch im altpersischen Avesta wird nirgends das Blau des Himmels hervorgehoben; desgleichen fehlt eine Bezeichnung des Himmelsblaus in den homerischen Gesängen und der klassischen Griechischen Literatur, wo man allerdings das Meer veilchenblau und cyanenblau nennt. In der alten Edda wird blâ, blau, wohl von den Meereswogen, nicht aber vom Himmel gebraucht und im althochdeutschen verhielt es sich mit blâo, plâo ebenso. Auch die alten Hebräer, die ein Wort für purpurblau kannten, sollen blind für das Blau des Himmels gewesen sein und noch bis heute haben es die Hebräer zu keinem Adjektiv für Blau gebracht; sie behelfen sich mit griechischen Adjektiven wie kalaïnon, indigfarbig und ianthinon, veilchenfarbig. „Man kannte wohl auch das Blau des Himmels, aber es ist wahr: es hat den Semiten nicht begeistert, die Sprache liess ihn hier im Stiche, sein Farbensinn ist in der oberen blauen Hälfte der Spektralfarben nie recht heimisch geworden. Weiss und Schwarz und Roth oder Gelb und Grün werden als Himmelsfarben aufgezählt, aber Blau ist nicht darunter, es kommt nur zu vereinzelter indirekter Bezeugung“ [3]).

Man sieht es handelt sich hier immer um negative Beweise: das Himmelblau kommt in den Schriften nicht vor, also kannten es die betreffenden Völker nicht. Fassen wir nun die Naturvölker ins Auge. Die Aymara Perus, bei denen Blau larama heisst, hatten für das Blau des Meeres und

1) Javal, sur la vue humaine dans les temps préhistoriques. Bull. soc. d'Anthropol. 1877. 481. Javal polemisirt hier ohne viel überzeugendes beizubringen gegen Magnus.

2) Franz Delitzsch, Farbenstudien. Daheim XIV. 479. (1878).

3) Franz Delitzsch, Der Talmud und die Farben in „Nord und Süd“. 1878. V. 263.

des Himmels eine Bezeichnung. Larama ancasi = Lo mas profundo de mar, laguna o rio muy hondo. Y los mas alto del ayre o cielo[1]). Die Guarani Brasiliens trennen die Farbe des Meeres von der des Himmels; para riobi, Blau des Meereswassers; ibagobi, Himmelsblau, wobei beiden Wörtern das für Blau und Grün gemeinschaftliche tobi zu Grunde liegt.[2]) Die Araukaner unterscheiden Blau in verschiedenen Nuancen. Blau ist callvù, Dunkelblau curicallvù, aber himmelblau payne.[3]) Im Wörterbuch der Odschibwä-Sprache finde ich für „es ist himmelblau gefärbt" mijakwadong inande[4]), im Kasikumükischen am Kaukasus n'ak blau und davon n'ak sau, Blau des Himmels[5]) und der Kambodianer bildet sein Himmelblau, khiér mekk, aus khiér, dem Worte für Blau und Grün.[6])

Bei den alten Mexikanern tritt uns aber etwas entgegen, was wie eine Bestätigung der Geiger'schen Ansichten aussieht. Sie hatten für die verschiedenen Nuancen von Grün sehr zahlreiche Ausdrücke. Dunkelgrün, schimmelgrün, übermässig grün (verde cosa en demasa) etc. werden aufgeführt, alle mit der Wurzel xoxo zusammengesetzt. Auch für Blau und Hellblau hatten sie besondere Wörter, das Himmelblau dagegen muss ihnen ins Grüne streifend erschienen sein, da hierfür das Wort xoxaouhqui vorhanden ist.[7])

Blau (Schwarz) und Grün. Mag man nun der Ansicht sein, dass bei primitiven Völkern der Farbensinn ein unvollkommener und beschränkter ist, oder dass eine solche Unvollkommenheit nicht vorhanden und nur Armuth der Sprache die Bezeichnung verschiedener Farben mit demselben Worte verursacht, es bleibt jedenfslls eine auffallende und noch zu erläuternde Thatsache, dass über den ganzen Erdball zerstreut zahlreiche Völker gefunden werden, die Blau (Schwarz) und Grün zusammenwerfen und mit einem Ausdrucke bezeichnen. Wie die von mir gesammelten Beläge darthun, die ich in geographischer Ordnung aufführen will, ist dies in einem so hohen Grade der Fall, bei ethnisch und räumlich weit von einander getrennten Völkern und in so schlagender Uebereinstimmung, dass man für diese beiden Farben wirklich geneigt ist anzunehmen, die betreffenden Völker besässen keine Unterscheidung für dieselben.

Bei Homer ist *κύανος*, blau auch dunkel und schwarz; Im Lateinischen

---

1) Vocabvlario de la lengva Aymara por el P. Luduico Bertonio Romano. Juli Pueblo 1612. II. 191.

2) Tesoro de la lengva Guarani por el P. Antonio Ruiz de Montoya. Madrid 1639. II. 396.

3) Arte de la lengua general del reyno de Chile por el P. Andres Febres. Lima 1765 s. v. azul.

4) Fr. Baraga, A Dictionary of the Otchipwe Language. Cincinnati 1853.

5) Bericht über P. v. Uslar's Kasikumükische Studien von A. Schiefner. St. Petersburg. 1866.

6) Vocabulaire Cambodgien — Français par M. E. Aymonier. Saigon 1874.

7) Padre Alonso de Molina, Vocabvlario en lengva Castellana y Mexicana. Mexico 1571.

steht caeruleus für Dunkelblau, angewandt beim Himmel und beim Meere; caerula ist geradezu die blaue Meeresfläche und caerula mundi der blaue Himmel. Dasselbe Wort wird aber auch für dunkelfarbig und Schwarz und — auf Eichen, Wiesen angewandt — für Dunkelgrün gebraucht. Da sehen wir denn in der gewöhnlichen Arabischen Unterhaltungssprache nach Palgrave etwas ähnliches: hier werden die Farben Grün, Schwarz und Braun ganz regelmässig mit einander verwechselt.[1]) In Asien sind noch zahlreiche Völker vorhanden, bei denen die gleiche Erscheinung auftritt, zumal unter den Bewohnern des Kaukasus. Bei den Thusch, die an den Quellen des Alazani wohnen und zur Kistischen Familie gehören, tritt allerdings für grün ein besonderes Wort, ape, auf; indessen verzeichnet Schiefner noch das Wort sein (seni), welches zugleich die Bedeutung grün und blau hat, doch führt er einen Unterschied in der Nuance nicht an.[2]) Gehören die Thusch zur mittleren kaukasischen Familie, so sind die Uden der östlichen oder lesghischen beizurechnen. Bei ihnen, dem ärmlichen Reste eines einst grösseren Volkes, das jetzt auf die Dörfer Wartaschen und Nidsh in der Gegend der Stadt Nucha beschränkt ist, sehen wir Blau und Grün mit ein und demselben Worte, gogin, bezeichnet.[3])

Unter den ural-altaischen Völkern finden wir mehrere Stämme, bei denen für Blau und Grün dasselbe Wort steht, während andere ihnen nahe verwandte verschiedene Ausdrücke dafür besitzen. So wissen wir, dass die Koibalen, auf beiden Seiten des obern Jenissei wohnend, ein der Abstammung nach zu den Samojeden gehöriges Volk, für Blau und Grün das Wort kök haben.[4]) Auch die Jenissei-Ostjaken, allerdings keine Uralaltaier, besitzen für Blau und Grün nur ein Wort: xagalenj.[5]) Im Tungusischen und dem zu ihm gehörigen Burjätischen haben wir dagegen die Unterscheidung. Burjätisch (Dialekt von Nischne-Udinsk) Blau kökö; Grün nogonj. Tungusisch Blau kuku; Grün nogon.[6]) Hier steht also für Blau dasselbe Wort, welches bei den Koibalen Blau und Grün bezeichnet. Ist nun bei letzteren, was kaum denkbar, ein Wort verloren gegangen oder sind sie in der Weiterbildung, in der Schaffung eines neuen Begriffs, in der Unterscheidung der Farben noch nicht so weit gelangt wie die verwandten Tungusen?

Weiter uns zu den östlichen asiatischen Völkern wendend sehen wir, dass selbst die Koreaner, die sonst eine sehr entwickelte Bezeichnung der Farben besitzen, welche Zwischennuancen, die von uns nur durch Composita

---

1) Herb. Spencer, Principien der Sociologie I. 435. In Palgrave's Arabischer Reise kann ich die Stelle nicht finden.

2) A. Schiefner, Die Tusch-Sprache oder die Khistische Mundart in Thuschetien. St. Petersburg 1856. 130.

3) A. Schiefner, Die Sprache der Uden. St. Petersburg 1863.

4) A. Castrén's Koibalische und Karagassische Sprachlehre. St. Petersburg 1857.

5) A Castrén's Jenissei-Ostjakische und Kottische Sprachlehre. St. Petersburg 1858.

6) A. Castrén's Burjätische Sprachlehre. St. Petersburg 1858. Desselben Grundzüge der tungusischen Sprache. St. Petersburg 1856.

ausgedrückt werden, mit selbstständigen Wörtern bezeichnen, für Blau und Grün einen Ausdruck, pchuruda, haben[1]). Desgleichen bei hinterindischen Völkern. Im Anamitischen ist Blau und Grün xanh, doch tritt bei Blau noch biêc auf[2]) und im Kambodianischen haben wir für Blau khiér; für Grün khiér slap sek; für Himmelblau khiér mekk[3]).

Die Amerikaner zeigen bei einzelnen Völkern dieselbe Erscheinung. Selbst die alten Chibchas oder Muyscas, die unter den südamerikanischen Culturvölkern eine Rolle spielten, besassen für Blau und Grün nur ein Wort: achisquyn[4]). Wie wir durch P. Antonio Ruiz wissen, treffen wir bei den Guarani auf dieselbe Erscheinung. Bei dem Worte tobi giebt er an: azul y verde, y est à azul. Es wird gleich angewendet in Redensarten wie „die Saat grünt" und „blau färben"[5]). Die Cariben vermischen Blau und Schwarz nach dem Zeugnisse R. Breton's. Bleu, couleur, ils disent noir = ouliti, schreibt er[6]). So auch im hohen amerikanischen Norden die Tschinuk, die Schwarz und Dunkelblau mit dem gleichen Wort, tlél, bezeichnen, während sie Hellblau, spo-ok, trennen[7]) und die Dakota-Indianer im Westen der Vereinigten Staaten bezeichnen wieder Blau und Grün mit dem gleichen Worte, toya[8]).

Nun die Südsee. Auf der Neu-Hebriden Insel Api, deren Sprache H. C. v. d. Gabelentz bearbeitet hat, wird das Wort malakesa für Blau und Grün gebraucht[9]) und die mikronesischen Ebon-Insulaner haben gleichfalls für Blau und Grün dasselbe Wort, maroro[10]), dessgleichen die Fidschi-Insulaner, bei denen Blau und Grün karakarawa heissen. Doch tritt hier für Blau noch loaloa hinzu und für Grün, wenn es die Farbe des Laubes bezeichnet, drokadroka[11]).

Endlich Afrika. Es scheint hier am obern Weissen Nil und dessen Zuflüssen eine förmliche Zone zu liegen, in welcher Blau und Grün mit dem gleichen Ausdrucke bezeichnet werden. Die Bongo Centralafrikas haben sogar für Blau, Grün und Schwarz dasselbe Wort, nämlich kamakulluteh; bei den benachbarten Kredj ist das gleiche der Fall, da hier für Grün und Blau der Ausdruck giletende gilt, für Schwarz aber ein besonderes Wort vorhanden ist. Bei den Djur-Schilluk, wo Grün muscholl heisst, erscheint Schwarz als Compositum hiervon: uang muscholl[12]). Die Mundo am Jei,

1) Essai de Dictionnaire Russe-Coréen par M. Poutzilo. St. Petersburg 1874. III. 195. s. v. goluboj (blau) und zjelenj (grün). In zweiter Linie steht bei grün allerdings noch koksaek.
2) Dictionarium latino-anamiticum. Auctore I. L. Taberd. Serampore 1838.
3) Vocabulaire Cambodgien-Français par M. E. Aymonier. Saigon 1874.
4) Ez. Uricoechea, Gramàtica, Vocabulario etc. de la Lengua Chibcha. Paris 1871.
5) Tesoro de lengva Guarani por el P. Antonio Ruiz. Madrid 1639. II. 396.
6) Raymond Breton, Dictionnaire François-Caraïbe. Auxerre 1666. 44.
7) G. Gibbs, Alphabetical Vocabulary of the Chinook Language. New-York 1863.
8) S. R. Riggs, Grammar and Dictionary of the Dakota Language. Washington 1852.
9) v. d. Gabelentz, Melanesische Sprachen. Leipzig 1873. II. 9.
10) Journal des Museum Godeffroy. Erstes Heft 43. 44. Hamburg 1873.
11) David Hazlewood, A Fijian and English Dictionary. 2 ed. London. s. a.
12) G. Schweinfurth, Linguistische Ergebnisse einer Reise nach Centralafrika. Berlin 1873.

deren Sprache stark von den bisher bekannten Negersprachen abweicht, haben auch für Blau, Schwarz und Grün dasselbe Wort, bibire, und das gleiche ist bei den Abaka (unter 5° N. und 30° östl. L.) der Fall, wo alle drei bukhta (oder bukhlu) heissen [1]).

Aber auch in Westafrika tritt uns dasselbe entgegen. Bei den Mpongwe am Gabon ist nâmbe sowohl Schwarz als Blau [2]) und die Zulukaffern im Süden haben für Grün und Blau nur ein Wort, luhlaza, während für Schwarz ein besonderes, mnyama, vorhanden [3]).

Roth und Gelb (Weiss). Diese Farben treten in ähnlicher Verwechslung auf wie Blau und Grün, wenn ich dafür auch nicht so reiches Material beizubringen vermag, wie bei letzteren. Die jetzt ausgestorbenen australischen Schwarzen von Botany-Bay bezeichneten Roth und Gelb mit demselben Worte, nämlich Kubar [4]). Die ebenfalls ausgestorbenen Indianer von Cumaná an der venezuelanischen Küste hatten auch für Roth und Gelb ein Wort; daneben allerdings ein unterscheidendes. Bermeja cosa = tichapirem, tumurem. Amarillo = turarem, tumurem [5]). In der Sprache der südamerikanischen Cordillerenvölker sehen wir den Fall eintreten, dass dasselbe Wort bei den einen für Roth bei den andern für Gelb gilt. Die Quichuas in Peru bezeichnen Gelb mit cquello [6]). Dasselbe Wort nun, in der Form colù, steht im araukanischen für Roth [7]), im Aymara aber als kello wieder für Gelb [8]).

Was Afrika betrifft, so werfen die oben erwähnten Bongo, welche schon Blau, Grün, Schwarz mit demselben Worte bezeichnen, auch noch Gelb und Roth zusammen, die kamakehe heissen, so dass ihnen nur noch Weiss als drittes Wort für eine Farbenbezeichnung übrig bleibt. Auch die Djur-Schilluk haben für Roth und Gelb dasselbe Wort, kuarr, und die Sandé, besser bekannt als Niam-Niam, haben für Gelb und Weiss denselben Ausdruck: puschyeh [9]). Auch die schon erwähnten Abaka bezeichnen Roth und Gelb mit einem Worte: mkissi [10]). Es zeigt sich also bei diesen Nilvölkern in der That etwas, was an den Geiger'schen Ausspruch erinnert,

---

1) E. Marno, Reise in der Egyptischen Aequatorial-Provinz. Wien 1878. Anhang 148. 152.

2) A Grammar of the Mpongwe Language with Vocabularies. By the Missionaries of the Gaboon Mission. New-York 1847.

3) Perrin's English-Zulu Dictionary, Pietermaritzburg 1865.

4) Journal Anthropol. Institute VII. 263.

5) Fr. Manuel de Yangues, Principios y reglas de la lengva Cvmmanagota. Bvrgos 1683.

6) Arte de la lengva Quichua por el P. Diego de Torres Rubio S. J. Lima 1619 s. v. amarillo.

7) Arte de la lengua general del reyno de Chile por el P. Andres Febres. Lima 1765. s. v. roxo. Gelb heisst im araukanischen chod.

8) Vocabulario de la lengva Aymara por el P. Ludouico Bertonio Romano. Juli Pueblo 1612. II. 191.

9) G. Schweinfurth, Linguistische Ergebnisse. Brun-Rollet, Vocabularium der Dinka-, Nuehr- und Skilluksprachen, Petermann's Ergänzungsheft 7, Gotha 1862, 26, giebt im Schilluk für Roth kouara, führt für Gelb jedoch kein Wort an.

10) Marno a. a. O. Anhang 152.

dass nur Schwarz und Roth als die äussersten Extreme übrig bleiben, Mittelfarben aber nicht vorhanden sind.

Ich füge hier noch bei eine eigenthümlich erscheinende Vermengung von Blau und Gelb, über die sich jedoch erst urtheilen lässt, wenn man die betreffende Sprache näher erforscht. Bei den Páez, einem Indianerstamm im columbischen Staate Cauca, führt nämlich Uricoechea an: azul = zein; amarillo = chiquiquicas zein, ohne das unterscheidende chiquiquicas zu erläutern [1]).

Armuth der Farbenbezeichnungen. Ueber die thatsächliche Armuth der Völker an Farbenbezeichnungen lässt sich erst ein sicheres Urtheil fällen wenn mit besonderer Rücksicht auf den Gegenstand Prüfungen vorgenommen worden sind. Die Reisenden haben bisher nur in den seltensten Fällen diesem Gegenstand ihre Aufmerksamkeit zugewandt und die Aufnahme eines Farbenspektrums in die Instruktionen, um mit Hülfe desselben Erörterungen anzustellen bleibt, wünschenswerth. Fehlen jetzt in Wörterverzeichnissen, die uns von Naturvölkern eingesandt werden, einzelne Farben, während andere vorhanden sind, so kann daraus noch nicht geschlossen werden, dass erstere überhaupt nicht vorhanden. Nur wo positive Zeugnisse über mangelnde Farbenbezeichnungen vorliegen, haben wir jetzt das Recht auch positiv zu sprechen. So giebt Mariner, der lange Jahre auf den Tonga-Inseln als Gefangener lebte und ein vorzüglicher Beobachter war, an, dass die dortigen Insulaner nicht einmal ein generelles Wort für „Farbe“ besassen; Ausdrücke für Blau und Grün fehlten ihnen völlig und nur Roth und Gelb stehen in ihrem Wörterbuche. Schwarz ist vorhanden [2]). Ein Beobachtungsfehler ist hier ausgeschlossen. Missionar Riis, ein vorzüglicher Kenner der Neger an der Guineaküste, schreibt: „da die Odschi-Sprache nur drei Adjektiva für einfache Farben hat, so ergiebt es sich von selbst, dass diese, nämlich koko, roth; fufu, weiss und tuntum, schwarz in viel weiterem Umfange als die entsprechenden Wörter im Deutschen gebraucht werden und koko namentlich wird daher für das dem Rothen sich nähernde Braun und die ebenfalls an das Rothe gränzenden Abstufungen des Gelben gebraucht“ [3]). Es muss hierbei jedoch bemerkt werden, dass Riis in seinem Wörterbuche noch bibire für dunkel, dunkelblau und brû für blau anführt.

Als sprachliche, nicht als sachliche Armuth müssen wir es auch auffassen, wenn die Bezeichnung von Farben von Naturobjekten hergenommen wird, statt durch selbständige Wörter gegeben zu werden. Das Rothblau bezeichnen wir nach dem Veilchen als violett, das Rothgelb nach der reifen Orange. So auch das türkische Volk der Kumüken in Daghestan, die von

1) Ez. Uricoechea, Vocabulario Páez-castellano. Paris 1877.
2) W. Mariner, An account of the Tonga-Islands. London 1818. II. s. v. colour.
3) H. N. Riis, Elemente des Akwapin-Dialekts der Odschi-Sprache. Basel 1853. 257. s. v. koko.

banauša, Veilchen, ihr banaušasa, violett, bilden und von šaxnu, Distel, ihr purpurroth, šaxnu jat'olsa [1]).

Die Farbe des Blutes giebt bei vielen Völkern die Bezeichnung für Roth ab, während ein selbständiges Wort für diese Farbe nicht vorhanden ist. Bei den Jenissei-Ostjaken Sibiriens, einem Volke von ungewisser ethnographischer Stellung, heisst Blut sur, sul. Davon Roth sûrbes und sûlem [2]). Cî ist bei den Tschetschenzen im Kaukasus Blut; davon abgeleitet ciênj blutig und roth, cîdar erröthen, cîdalar roth werden [3]). Weiterhin tritt dasselbe in den finnischen Sprachen hervor; im Ostjakischen wer, Blut und werde roth [4]).

Die Taube ist der recht eigentlich blaue Vogel, wenigstens für nordische Breiten, daher nimmt von ihr, golub, der Russe seine Bezeichnung für blau, goluboj, wobei indessen zu bemerken, dass die slavischen Sprachen verschiedene Wörter für blau besitzen, z. B. polnisch błękitny, modry, niebieski (vom Himmel), siny.

Reichthum der Farbenbezeichnungen. Sehen wir nun auch bei zahlreichen Völkern, dass für verschiedene Farben nur ein Wort, für andere überhaupt keins vorhanden und eine deutliche Armuth herrscht, womit für die Ansicht vom mangelnden Farbensinn bei vorgeschichtlichen und primitiven Völkern eine Stütze gewonnen zu sein scheint, so erkennen wir andererseits, jener Ansicht die Wage haltend, dass niedrig stehende Völker einen stark entwickelten Farbensinn haben, dass sie sogar Zwischenfarben gut unterscheiden und für die Form, in welcher die Farbenvertheilung sich zeigt, mit einem scharfen Blicke begabt sind. Ich würde in die reine Nomenclatur verfallen müssen, wollte ich die australischen, afrikanischen, amerikanischen Naturvölker anführen, bei denen ich wenigstens die wohlunterschiedenen Ausdrücke für Roth, Blau, Grün, Gelb, Schwarz und Weiss gefunden und eine solche Aufzählung wäre ziemlich werthlos. Wir sehen selbst den Fall eintreten, dass ein Volk, dem die Empfindung für eine Farbe gegeben, dem aber aus Spracharmuth ein Wort für dieselbe mangelt, sich ein solches schafft. Es berichtet uns Loskiel, dass die Irokesen „zuweilen eine Ueberlegung anstellen, wie sie etwas neues, das ihnen merkwürdig, nennen wollen. So wählten sie z. B. zur Benennung der braunen Farbe ein Wort, welches soviel besagt, dass das Braun das Mittel zwischen Schwarz und Weiss“ [5]). Bei sechs australischen Dialekten finden wir ein Wort für Grau aufgezeichnet [6]). Die Maoris auf Neu Seeland sind verhältnissmässig reich an Farbenwörtern.

---

1) Bericht über Baron P. von Uslar's Kasikumükische Studien. Von A. Schiefner. St. Petersburg 1866.

2) A. Castrén's Jenissei-Ostjakische Sprachlehre. St. Petersburg 1858.

3) A. Schiefner, Tchetschenzische Studien. St. Petersburg 1864.

4) A. Castrén's Ostjakische Sprachlehre. 2. Aufl. St. Petersbung 1858.

5) Loskiel, Brüdermission unter den Indianern. Barby 1789. 27.

6) Vocabulary of Dialekts spoken by Aboriginal Natives of Australia. Melbourne 1867. Tabelle 4.

Während bei den ihnen verwandten Tonga-Insulanern der Farbenvorrath der Sprache auf Roth und Gelb beschränkt ist, treten bei den Maoris für grün zwei, für roth acht, für ocherroth drei Ausdrücke auf, allerdings manchmal nur dialektisch geschieden. Auch besitzen sie für Farbe ein Wort, tae, während auf Tonga ein solches nicht vorhanden. Blau fehlt aber im Wörterbuch, womit noch nicht bewiesen, dass es überhaupt nicht vorhanden.[1])

Viehzucht treibende Völker, deren Existenz von ihren Hausthieren abhängig und die im täglichen Verkehre mit denselben stehen, haben für die Färbung derselben in allen Nuancen eine sehr feine Empfindung. Man kann geradezu sagen, dass bei diesen Nomaden der Farbensinn ausgezeichnet entwickelt ist. Unsere europäischen Sportsmen können nicht zahlreichere Nuancen für die Färbung der Pferde aufweisen, als dies bei den Kirgisen der Fall ist. Sie unterscheiden durch besondere Wörter oder Composita Schimmel mit fleischfarbenem Maul und schwarzem Maul, Rothschimmel, zwei Arten Grauschimmel, Rappen, Füchse, rothbraune. dunkelbraune, rehbraune, Braune mit gelblichem Bauch; Schwarzgelbe, Rothgelbe, Braune mit weissem Maule etc. Schwarzfalbe, Rothfalbe, Gelbfalbe, Helle mit heller Mähne, Gemischte, bei denen das Unterhaar dunkel, das Oberhaar hell und zwar schwarz-, roth-, gelbgemischt. Schecken in vielen Spielarten: Blau-, Schwarz-, Roth-, Falbschecken; getigerte gleichfalls in vielen Spielarten: Blautiger, Schwarztiger, gemischthaarige Tiger[2]). Und fast ähnlich reich sind die Farbenbezeichnungen für Pferde bei den Jenissei-Ostjaken[3]) sowie den Koibalen[4]). Wie hier nun sibirische Pferdezüchter verfahren, so genau in Südafrika die rinderzüchtenden Herero, bei denen man über die Feinheit der Farbenunterscheidungen staunen muss. Bei ihren Rindern unterscheiden sie und zwar stets durch besondere Wörter: braune, um den Hals herum weiss, dunkelfarbige mit einem Streifen um den ganzen Leib herum, rothbunte, schwarze mit bräunlichem Hals, Bauch und Füssen, dunkle mit weissgeflecktem Kopf und Hals, dunkle mit weissem Bauch, schwarz- und weissgefleckt, dunkle mit weissem Rücken, schwarze mit kleinen weissen Flecken, braunbunte, dunkle mit weissem Rücken und Flecken etc. Solchen Unterscheidungen gegenüber begreift man die unglaublich klingende Versicherung der Reisenden, dass die Herero, wenn Abends eine Heerde von 600 bis 700 Rindern von der Weide heimkommt, mit wenigen Blicken erkennen nicht nur wieviel Stück, sondern auch welche Individuen fehlen.[5])

Auch die Form, in welcher die Farbenvertheilung sich zeigt, und ob Ausdrücke dafür in der Sprache vorhanden, verdient Beachtung, wenn es sich um die Beurtheilung des Farbensinnes handelt. In den samojedischen

---

1) W. Williams, A Dictionary of the New Zealand Language. 2 ed. London 1852.
2) Radloff in Ztschft. f. Ethnol. III. 303. 1871.
3) A Castrén's Jenissei-Ostjakische Sprachlehre. St. Petersburg 1858 249.
4) A. Castrén's Koibalische Sprachlehre. St. Petersburg 1857. 153.
5) Ausland 1871. 605.

Sprachen findet sich ein Ausdruck für scheckig: Jurakisch padawi, ostjakisch nagerl, kamassinisch togor[1]). Die Kasikumüken am Kaukasus bezeichnen das Bunte mit orçi[2]) und die Patagonier mit hogel, wobei bemerkt werden mag, dass letztere neben roth, gelb, grün, blau noch für braun ein Wort, sursch, haben[3]).

Die Dinka am oberen weissen Nil besitzen für Roth zwei (atit, lual), für grau drei (lid, lyed, lyen), für gelb zwei (eyen, alelengleng) Wörter, auch blau (eyangok) ist vertreten, doch finde ich grün nicht; dagegen Ausdrücke für Farbe (aguel), für doppelfarbig (cî-guel-rón) und getigert (alagókuac; kuac = Tiger)[4]) und ähnlich bei den benachbarten Bari, wo mir jedoch gleichfalls das Fehlen von grün im Wörterbuch aufstösst und blau (lomwege) vorhanden. Auch sie haben Ausdrücke für Farbe (gwecin), für zweifarbig (lobeke) und bunt (lokiri)[5]).

Sprechen endlich nicht die wunderbar schönen bunten Federkronen und sonstigen Federornamente der brasilianischen Indianer, die in feinen Farbennuancen hergestellten Gesichtsmasken der Melanesier[6]) und ähnliches bei den verschiedensten Naturvölkern für eine Entwicklung des Farbensinns auch bei ihnen? Die Galla in Ostafrika, bei denen wir Wörter für blau, grün, roth, gelb, weisslich gelb und rothbraun finden, beweisen ihren Farbensinn auch durch das Sprichwort: „Er wechselt seine Farbe wie ein Chamäleon“ [7]).

Das Betreten eines neuen Weges birgt Gefahren in sich und mahnt zur Vorsicht. Ich will es daher auch nicht wagen aus dem vergleichsweise geringen neuen Material, welches ich hier beigebracht habe, endgiltige Schlüsse zu ziehen, doch scheint mir das Nachstehende das daraus hervorzugehen.

1. Das Blau des Himmels wird von verschiedenen Naturvölkern als solches erkannt.
2. Bei zahlreichern Völkern in Asien, Amerika, Afrika, der Südsee tritt dasselbe Wort für Schwarz, Blau und Grün, für Schwarz und Blau, für Grün und Blau auf, so dass in der That ihnen diese Farben nur als e i n e erscheinen mögen.
3. Bei anderen, auch ethnisch und räumlich weit getrennten Völkern sehen wir wieder Roth und Gelb, resp. Weiss mit e i n e m Worte bezeichnet.

---

1) A. Castrén's, Wörterverzeichnisse aus den samojedischen Sprachen. St. Petersburg 1855.

2) Bericht über P. v. Uslar's Kasikumükische Studien. Von A. Schiefner. St. Petersburg 1866.

3) Musters, At home with the Patagonians. London 1871. 321.

4) Mitterrutzner, Die Dinka-Sprache. Brixen 1866.

5) Mitterrutzner, Die Sprache der Bari, Brixen 1867.

6) Abbildungen Zeitschrift f. Ethnologie IX. Taf. 2 – 4.

7) Tutschek, Lexicon der Galla-Sprache. München 1844. 56 s. v. garara.

4. Es giebt farbenarme Naturvölker, die auf der einen Seite nur einen Ausdruck für das dunkle (Schwarz, resp. Blau und Grün), auf der andern nur für Roth (resp. Gelb) haben und die somit das Geigersche Gesetz: „die Gleichgiltigkeit in Betreff der Mittelfarben steigert sich gegen die Urzeit hin immer stärker, bis zuletzt die äussersten Extreme, schwarz und roth, übrig bleiben" zu bestätigen scheinen.
5. Diesen gegenüber stehen aber wieder zahlreiche Naturvölker mit feiner Empfindung für Farbenunterscheidung, denen die ganze Scala und die Zwischenfarben bekannt sind und die auch für die Form der Farbenvertheilung ein offenes Auge haben.

Leipzig, August 1878.

Rothe Haare.

Von

Richard Andree.

Die schwarze Farbe der Haare muss als diejenige gelten, welche am allgemeinsten verbreitet ist und, an kein Klima gebunden, bei den polaren Eskimos sich so gut findet, wie bei den Völkern der Tropen und der gemässigten Zone. Durch dunkelbraun, hellbraun, rothbraun, roth, die Nüancen des Gelb und Blond, geht sie in Flachsfarbe und weisslich über, so dass eine Skala unmerklicher Uebergänge vorhanden ist. Massenhaft ist blonde Haarfarbe mit ihren verschiedenen Abschattirungen nur über wenige Rassen und Stämme verbreitet, wozu die Germanen, die Slaven und Kelten, sowie der finnische Zweig der Mongolen zu rechnen sind. Sporadisch aber kommen roth und blond ziemlich bei allen Völkern vor, und hierfür eine Anzahl Beläge beizubringen ist der Zweck der nachfolgenden Zeilen. Die Haarfarbe allein ist jedoch, wie schon Pruner-Bey bemerkt (de la chevelure, Mém. soc. d'Anthrop. II. 6), nicht genügend um eine Rasse zu charakterisiren, denn wir sehen, dass die schwarze Farbe sich bei allen Rassen vorfindet und dass wiederum alle Abstufungen vom hellsten blond bis zum tiefsten schwarz sich innerhalb eines und desselben Volkes aufweisen lassen. Der letzten Beobachtung gegenüber ist wiederholt (z. B. von Boudin) die Ansicht ausgesprochen worden, dass Klima und Umgebung (le milieu) im Laufe der Zeit verändernd auf die Haarfarbe zu wirken vermögen und man hat, von geographisch beschränkten Gesichtspunkten ausgehend, die nach Norden zu wohnenden blonden Germanen und Finnen als Beispiel einer mit dem kälteren Klima zunehmenden Abblassung der Haare aufstellen wollen, eine Ansicht, die durch einen Blick auf die schwarzhaarigen Eskimos hinfällig wird. Auch beobachtet man ja bei einzelnen Individuen im Prozesse des Nachdunkelns der Haare gerade das Gegentheil, während Fälle im umgekehrten Sinne äusserst selten sind. Ferner ist nicht zu übersehen, dass die Farbe der einzelnen Haare, von der Zwiebel bis zur Spitze, oft wechselt und Bart und Haupthaar, wie Körperhaare oft verschiedene Färbung zeigen[1]).

---

1) Als eigenthümliche Erscheinung mag hier erwähnt werden, dass es Völker giebt, bei

Bei der Anführung der rothen und blonden Haare, die als Ausnahme überall vorkommen, ist wohl darauf zu achten, ob dieselben nicht etwa künstlich hervorgebracht worden sind, denn gerade bei manchen schwarzhaarigen Völkern kommt diese Sitte, die zu Irrthümern Anlass geben kann, häufig vor. Laugenseife, eine Erfindung des germanischen Nordens, wurde von den dunkelhaarigen Deutschen und den Römern angewandt, um das Haar roth zu färben. Bei den Deutschen, weil die dunklen Haare, als Farbe der gefangenen und zu Sklaven gemachten Fremden, ein Zeichen der Unfreiheit schienen. Als Vorbereitung zur Schlacht färbten sich die Alemannen das Haar, und als Zeichen eines Rachegelübdes die Batayer (Wackernagel, Kleinere Schriften I. 62).

Noch jetzt z. B. färben sich griechische Frauen, wie im Alterthum, ihre Haare roth (Gosse im Bull. soc. d'Anthrop. II. 409). Bei den Papuas von Doreh werden den Kindern die Haare meist gelb und braun gefärbt (A. B. Meyer, Anthrop. Mitth. über die Papuas 19). In Afrika ist ein solches Färben sehr häufig. W. v. Harnier (Reise am obern Nil) bildet uns Nuer mit feuerrothen Haaren ab. „Durch einen drei bis vier Zoll dick auf das Haar aufgetragenen Teig von gedörrtem Kuhmist und Wasser bringen sie nach Verlauf längerer Zeit bei ihren von Natur kurzen wolligen schwarzen Haaren eine rothe Farbe, grössere Länge und seidenartige Weichheit hervor und gilt diese rothe, nach hinten zurückgestrichene Perrücke für einen Schmuck des Mannes."

Echt rothhaarige Nigritier sind allerdings selten. Walker sah am Gabon reinblütige Schwarze mit sehr dunkler Haut, deren Haar, Augenbrauen und Wimpern hellroth waren (Journ. Anthrop. Soc. VI. LXII. 1868) und die mit den häufigen Negeralbinos keine Verwechslung zuliessen. „Einen recht dunklen Neger mit fuchsrothem Haar sah ich in Kinsembo, einen andern im Bonnyfluss, und einen Kruneger mit vollendet tornisterblondem Haarwuchs am Cap Palmas" schreibt Dr. Pechuel-Lösche. (Globus XXXIV. 124). Bei den Beni Amer findet man hier und da auch rothe und blonde, ganz weiche Haare (Munzinger, Ostafr. Studien 336). Nach d'Abbadie (Bull. soc. d'Anthrop. 2 ser. III. 35) sind unter den Abessiniern rothe Haare, die stets einen düsteren Ton zeigen, sehr selten. Blonde Nüancen werden unter den Nigritiern allerdings häufiger angeführt. Nach Schweinfurth sind wenigstens fünf Procent der Monbuttu blondhaarig. „Dieses Blond hat indessen nichts mit dem unsrigen gemein, es erscheint von unreiner und wie mit grau gemischter Färbung, dem Hanf vergleichbar." (Im Herzen v. Afrika II. 107). Dass es auch blonde Aegypterinnen gegeben habe ist gewiss. Manetho beim Syncellus nennt die Königin Nitocris ξανθὴ τὴν χροιάν, d. i. blond, und unter den Portraits bei Rosellini findet sich eine

denen die Haare nicht ausfallen oder im Alter weiss werden. Dahin gehören z. B. die Aymara Perus. I cannot remember ever having seen a pure Indian woman or man, howewer old, with white or grey hair. Forbes, on the Aymara Indians; Journ. Ethnol. Soc. New Ser. II. 206.

blonde Königstochter Namens Ranofre. (Ebers, Aegyt. Königstochter. 4. Aufl. I. 230. Anm. 130.) Blonde Libyer an den Gestaden der grossen Syrte werden schon zu der Zeit des Periplus des Scylax erwähnt, und noch heute sind blondhaarige Leute am ganzen Nordrande Afrika's angesessen, von den libyschen Oasen bis nach Marokko hin. P. Ascherson sah sie in der kleinen Oase verhältnissmässig häufig (Zeitschr. f. Ethnol. 1876. 348). Sie gehören zusammen mit den blond- oder rothhaarigen, rothbärtigen, blauäugigen und hellfarbigen Kabylen Algeriens, über welche Shaw, Bruce, Bory de St. Vincent, Guyon, Daumas, Hodgson, de Castellane, Cordier, Périer, Aucapitaine, Gillebert d'Hercourt, Faidherbe, Duhousset, Seriziat, Ch. Martins, Duveyrier, Ferand u. A. geschrieben haben (Faidherbe et Topinard, Instruct. sur l'Anthrop. de l'Algerie 43). Die früher aufgetauchte Ansicht, dass diese Leute Abkömmlinge von Vandalen seien, hat jetzt wohl keine Vertheidiger mehr. Sprache und Schädelbildung derselben sind völlig berberisch, ebenso der Gesichtsschnitt. Dass allerdings, wo eine Rassenmischung vorliegt, Rückschläge in Bezug auf die Haarfarbe vorkommen, ist eine bekannte Thatsache, und es darf, sobald blond- oder rothhaarige Individuen unter einer übrigens schwarzhaarigen Bevölkerung vorkommen, die Frage nach einer Mischung niemals ausser Acht gelassen werden, so schwierig auch in den meisten Fällen die Nachforschung sein mag. Bei den Nachkommen von Nigritiern und blondhaarigen Europäern scheint aber der Haarwuchs in Farbe und Beschaffenheit sich fast durchweg nach der schwarzen Rasse zu richten, denn selbst bei oft sehr weissen Quarterons deutet der Haarwuchs noch auf Negerblut, wenn der Gesichtsschnitt auch noch so europäisch ist. Als Ausnahme constatirt Broca (Bull. soc. d'Anthrop. 2 ser. XI. 98) die blonden, schlichten, 50 Centimeter langen Haare einer Mulattin von Martinique.

Aus Amerika liegen gleichfalls Beispiele von rothen Haaren bei der unvermischten Bevölkerung vor, wenn auch blonde häufiger sind. Rothes Haar bei einem Indianerweib von Canelos in Ecuador erwähnt Bollaert (Journ. Anthrop. Soc. VII. CLV.). Bei den nordamerikanischen Mandanen dagegen, über deren Haar viel geschrieben wurde, bemerkte Catlin niemals rothe Haare, dagegen zeigt von zehn bis zwölf Individuen des Stammes je eines cheveux gris, die erblich sind. Die Frauen, bei denen das Haar oft bis an die Kniee reicht, sind stolz darauf, während die Männer es färben (Prichard, Naturgesch. d. Menschengeschl., deutsch von Wagner IV. 436). Wenn, nach Martin de Moussy, in Paraguay blauäugige und blondhaarige Leute vorkommen, so ist die Abstammung derselben von den 1535 unter Karl V. dorthin versetzten deutschen Soldaten nicht unmöglich, während echte Peruaner mit blauen Augen und blonden Haaren allerdings vorkommen (Bull. soc. d'Anthrop. III. 431). Erwähnt zu werden verdient auch, dass in den Stammessagen verschiedener amerikanischer Völker weisse blondhaarige

Männer auftreten. So war Camaxtli, ein Heros der Tschitschimeken-Tolteken weiss und blondhaarig; seine Reliquien wurden zu Tlascala aufbewahrt, von wo sie zur Zeit der Conquista von Tecpanecatl-Teuctli gerettet wurden. Dieser, später zum Christenthum übergetreten, übergab sie seinem Beichtvater Diego de Olarte. „Als dieser, so berichtet Muñoz Camargo, der Geschichtsschreiber Tlascalas, die Reliquien untersuchte, fand er darunter ein Päckchen mit blonden Haaren, welche die Wahrheit der Tradition bestätigten, dass Camaxtli ein weisser, blondhaariger Mann gewesen sei.“ Kittlitz (Denkwürdigkeiten einer Reise I. 128) erwähnt das häufige Vorkommen blonder Haare im Süden Chiles, wobei er an klimatische Einflüsse denkt, lässt uns aber im Ungewissen, ob hier Resultate einer Blutmischung vorliegen.

Mit besonderer Vorsicht sind jene Berichte zu betrachten, welche uns vom Vorkommen rother und blonder Haare in der Südsee berichten, da gerade hier, bei Melanesiern wie Polynesiern, das Färben der Haare ausserordentlich häufig ist. William T. Pritchard, der eine genaue Kenntniss der Südseeinsulaner besitzt, sagt hierüber: „Auf einigen Inseln werden dazu verschiedene Arten von Thon benutzt; auf anderen wendet man Extrakte von Rinden oder Baumwurzeln an; auf wieder anderen, und zwar mehr bei den hellen als den dunkelhäutigen Insulanern, wird die Haarfarbe durch Anwendung von Korallenkalk geändert. Heute hat ein Mann schwarzes Haar; morgen sieht man ihn mit Korallenkalk beschmiert schneeweiss, der fünf oder sechs Tage hintereinander immer frisch aufgetragen wird. Am Ende der Woche, nachdem er sich sorgfältig im Meere oder Bache gewaschen und sich tüchtig mit Oel gesalbt hat, ist das schwarze Haar kastanienbraun geworden. In der That können die Eingeborenen, namentlich die helleren Polynesier, alle Farbenschattirungen vom Schwarz bis zum hellen Braun nach Belieben hervorbringen und diese Schattirungen dauern mit dem Haare aus. Das neue Haar, welches nach dem Färbeprocess wächst, ist schwarz, und desshalb kann man oft Leute mit sechs Zoll langem schwarzen Haar sehen, an welches sechs Zoll langes braunes ansetzt.“ (Anthrop. Review IV. 167. 1866). Unzweifelhaft kommen aber bei den Kanakas der hawaiischen Inseln hellgelbe und rothe Haare vor, was schon daraus hervorgeht, dass für solche Leute ein besonderes Wort in der Sprache, „Ehu“, vorhanden ist; auch auf den Samoainseln sind röthliche Haare beobachtet worden (Journ. Anthrop. Inst. II. 99. 103). Quiros und Figueroa, welche beide einen Bericht über Mendanas Reise lieferten, stimmen darin überein, dass manche Marquesas-Indianer rothe Haare hatten (Prichard, Naturgesch. d. Menschengeschl. IV. 148). Das Haar der Maori ist schwarz, auch wohl braun oder röthlich (Meinicke, Inseln des stillen Oceans I. 315). Nach von Schleinitz haben die Melanesier des Neu-Britannia-Archipels zuweilen rothe Haare (Zeitschr. Berl. Ges. f. Erdk. XII. 249). Beim Kirapuno-Stamme an der Ostspitze Neu-Guineas wurde Stone durch die helle

Goldfarbe der Kinderhaare in Erstaunen gesetzt. Mit zuhnehmendem Alter geht die Farbe in braun über und bei ganz Alten ist das Haar schwarz mit röthlichem Stiche. Stone fügt ausdrüchlich hinzu, dass vom Färben der Haare hier keine Rede sei. (Journ. Roy. Geogr. Soc. XLVI. 44)

Selbst unter den Chinesen fehlt das rothe Haar nicht. Lamprey (Ethnology of the Chinese, Transact. Ethnol. Soc. New Ser. VI. 107) erwähnt einen sehr hellen, entschieden rothhaarigen Chinesen von 16 Jahren in der Gegend von Shanghai, sowie einen rothhaarigen Rebellen aus dem Innern. Fremde Blutmischung weist er in diesen Fällen von der Hand. Auf chinesischen Gemälden kommen berühmte Helden mit rothem Haare vor, und fuchsige Schnurrbärte sind nicht selten.

Bei den semitischen Völkern, unter welchen die dunkle Complexion vorherrscht, lässt sich in allen Zweigen ein nicht unbeträchtlicher Antheil blonder und rothhaariger Individuen nachweisen. Normal ist die schwarze Farbe der Haare und dem semitischen Schönheitsideal entsprechend, wie denn der Bräutigam im Hohenliede (V. 11) mit krausen Locken „schwarz wie ein Rabe“ geschildert wird, das Mädchen (das. I. 5) „schwarz aber lieblich“. Rothhaarige Beduinen sind in Hadhramaut nicht selten (v. Wrede, Hadhramaut 114) und bei den Juden tritt die Erwähnung der Rothhaarigen in den ältesten Quellen auf. Esau „war röthlich“ (Gen. XXV. 25), ebenso David (1. Sam. XVI. 12. XVII. 42), wo Luther admoni, rothhaarig, mit „bräunlich“ übersetzt. Judas Ischarioth wird als typisch rothhaarige Figur angesehen, obwohl das neue Testament hiervon keine Erwähnung thut. Von den Juden in Aden sagt Pickering (Races of Man 244): Some of the boys had a coars expression of countenance with flaxen hair, reminding me of faces seen occasionally in northern climates. Dr. Beddoe (Transact. Ethnol. Soc. New Series I. 231) hat 665 Juden im Orient und Europa auf die Farbe der Augen und Haare untersucht und darunter 14 rothhaarige und 19 hellblonde gefunden, dabei Individuen in Brusa, Konstantinopel, an den Dardanellen, in Smyrna und Portugal. In Algerien haben Rozet, Bory de St. Vincent und Broca das häufige Vorkommen blonder Haare unter den Juden bestätigt; Wilde machte die gleiche Beobachtung in Tunis (das. I. 227). Blaue Augen und blondes, oftmals röthliches Haar erwähnt Franz Maurer bei den spanisch redenden Juden Bosniens (Ausland 1869. 1163). Die Juden in Kurdistan haben nach Pruner en majorité des cheveux blonds et des yeux clairs; auf den Denkmälern Aegyptens sah derselbe Gewährsmann die Canaaniten mit rothem Bart und Haupthaar abgebildet (Bull. soc. d'Anthrop. II. 419).

Wir können mit diesen Belägen vor Augen es auch nicht gerade mit Virchow „ein merkwürdiges Resultat“ nennen, dass die statistische Erhebung über die Farbe der Augen und Haare der Schulkinder Deutschlands einen Durchschnitt von 11,2 pCt. blondhaarigen blauäugigen Judenkindern ergab (Anthropol. Correspondenzblatt 1876. 102). Diese vertheilten sich

nach Virchow ziemlich gleichmässig über das ganze Land. In Preussen betrug ihre Zahl 11,23; in Bayern 10,38; in Baden 10,32; in Hessen 11,17; in Braunschweig 13,53; in Sachsen-Meiningen 9,91; in Elsass-Lothringen 13,51 pCt. Der genannte Forscher hält es nun für wünschenwerth, dass weitere Untersuchungen darüber angestellt würden, ob diese blonden Juden „germanischer Abkunft", oder ob es unter der jüdischen Bevölkerung einen braunen und einen blonden Originaltypus giebt, eine Frage, die wir zu Gunsten der letzteren Ansicht beantworten möchten.

Schon 1861 hatte Broca in der Pariser Anthropologischen Gesellschaft die Vermuthung aufgestellt, dass die blonden Juden im Elsass und Deutschland einer Mischung mit nordischen Rassen ihren Ursprung verdankten; die Ansicht, dass klimatische Einflüsse den Uebergang von der dunklen in die helle Complexion bewirkt hätten, müsse er von der Hand weisen (Bull. II. 416). Pruner-Bey vertrat dagegen die Ansicht, dass es auch originale blonde Juden gebe, bei denen von Mischung keine Rede sei. Il est incontestable pour moi, qu'il y en a de très blonds juifs qui ne sont pas des métis. Dass übrigens die Juden, so ausgeprägt ihr Rassentypus auch bis auf den heutigen Tag geblieben ist, ganz unvermischt dastehen sollten, behauptet auch Pruner nicht, im Gegentheil, er verweist auf die vielbesprochenen südosteuropäischen Chasaren, von denen wenigstens ein Theil vom Islam zum Judenthum übertrat, wodurch Mischungen mit den echten semitischen Juden angebahnt wurden. Ibn Dasta sagt von den Chasaren in dieser Beziehung: „Ihr Oberhaupt ist Bekenner der hebräischen Religion. Zu derselben Religion gehört auch der Ischa und wer sonst will von den Feldherrn und Grossen; die übrigen bekennen sich zu einer Religion ähnlich der der Türken" (R. Rösler, Romänische Studien 359). Wir wissen nun weiter durch Ibn Foszlan, dass die Chasaren in zwei Abtheilungen, in schwarze und weisse zerfielen. Die eine war so dunkel, dass sie den Indern glich. Genus alterum albo colore est atque pulchritudine et forma insigne. (Zeuss, Die Deutschen und die Nachbarstämme 723). Nun wird uns über die Haarfarbe dieser weissen Chasaren allerdings nichts berichtet; dass blonde Leute unter ihnen waren, ist möglich, und dass durch die Zwischenheirathen zwischen ihnen und den Juden ein blondes Element unter die letzteren kam ebenso möglich; keineswegs aber kann diese Beimischung so bedeutend gewesen sein, um die zahlreichen blonden und rothhaarigen Juden Europas zu erklären, denn es ist wohl zu beachten, dass Ibn Dasta ausdrücklich hervorhebt, nur die Elite der Chasaren sei zum Judenthum übergetreten, die Masse aber mohammedanisch geblieben, und mit der letzteren werden die Juden sich daher nicht vermischt haben.

Auch anderweitige Mischungen mit indoeuropäischen Völkern sind vorgekommen. In Ungarn z. B. verbot ein Gesetz König Ladislaus des Heiligen vom Jahre 1092 die Ehen zwischen Juden und Christinnen. Nach einem Berichte des Grazer Erzbischofs Robert vom Jahre 1229 lebten da-

mals in Ungarn noch Juden ungesetzlich mit christlichen Frauen in vermischter Ehe, und letztere traten häufig zum jüdischen Glauben über. Christliche Eltern verkauften ihre Kinder an Juden und Mohammedaner, manche liessen aus Gewinnsucht sich beschneiden, so dass binnen wenigen Jahren viele tausende vom Christenthum abfielen (v. Czoernig, Ethnogr. d. Oesterr. Monarchie II. 113).

Alle solche Vermischungen haben im Ganzen doch nur wenig den alten monumentalen Typus der Juden zu verwischen vermocht und sind ohne Einfluss auf den physischen Charakter der Juden Nordafrikas, Syriens, Arabiens, Persiens [1]) etc. gewesen, bei denen man doch auch blonde und rothhaarige Individuen findet. Letztere müssten nun auch, wenn die blonde Complexion einmal fremden Ursprungs sein soll, für Resultate einer Mischung erklärt werden. Wer aber diese Behauptung aufstellt, dem fällt die Last des Beweises zu, und da ein solcher Beweis noch nicht erbracht ist, dürfen wir wohl bei der Ansicht verharren, dass die blonden Juden so gut wie die dunklen den Originaltypus repräsentiren; nur sind erstere weniger zahlreich als die letzteren.

Am häufigsten dürften wohl die rothen Haare bei den Völkern finnischen Stammes und zwar sowohl bei der ugrischen Familie desselben, wie bei den Finnen im engeren Sinne vorkommen. Unter ihnen ist überhaupt die blonde Complexion die vorherrschende, und dieses ein wesentliches Merkmal ihrer Unterscheidung von den übrigen Stämmen der mongolischen Rasse, zu der sie gerechnet werden. Virchow (Anthropol. Correspondenzbl. 1876. 93) fand die eigentlichen Finnen blonder als unsere eigenen Landsleute und sagt, es sei schwer in Finnland einen schwarzen oder braunen Menschen zu entdecken. Bei den Lappen ist nach v. d. Horck (Verhandl. Berliner Anthropol. Ges. 1876. 54) die Farbe des Kopfhaares sehr verschieden, wechselt aber vom Goldgelb und Hellblond bis zum Schwarzbraun in allen Farbenschattirungen. Pallas, der am meisten von allen Reisenden auf die Farbe der Haare bei den finnischen Völkern geachtet hat, sagt von den Ostjaken (Auszug aus Pallas Reisen. Frankfurt und Leipzig 1777. III. 2) sie hätten „gemeiniglich röthliche oder in's Helle fallende Haare.“ O. Finsch, der sie neuerdings am Obi studirte, fand in den physischen Verhältnissen dieses Volkes ausserordentliche Verschiedenheit. „In einer Jurte sah ich eine Brünette mit jüdischem Typus und eine Blondine, die einen fast germanischen Gesichtsschnitt hatte. Beide waren Schwestern und zwar von denselben Eltern. Auch rothhaarige, im übrigen typische Ostjaken sahen wir.“ (Bremer Verein für Nordpolarforschung 1876. 642). Bei den Wogulen, wo die schwarze Farbe der Haare die normale ist, fand Pallas wenige mit röthlichem Bart und lichten Haaren (Auszug II. 69); Ahlquist dagegen

1) Polak (Persien I. 23) schreibt, dass Klima und sociale Verhältnisse nicht im mindesten auf die persischen Juden eingewirkt haben, die sich in nichts von den Juden anderer Länder unterscheiden.

sagt: die Haarfarbe der Wogulen ist dunkelbraun, aber bei recht vielen findet man auch helles Haar (Globus VIII. 116). Das Haar der Tscheremissen ist „blond oder gar röthlich, sonderlich der Bart“ (Pallas, Auszug III. 268). Das Maximum ihres Vorkommens scheinen die rothen Haare bei den Wotjaken zu haben. „Kein Volk ist so reich an feuerrothen Haaren als dieses. Doch sieht man auch dunkelbraune oder wohl schwärzliche, mehrentheils aber lichte Haare und wenigstens einen röthlichen Bart bei allen.“ (Auszug III. 259). Unter den sibirischen Völkern müssen auch rothe Haare vorkommen, wie denn dafür im Koibalischen das Wort bozerak, im Sojotischen silje, und im Burjätischen zerde vorhanden ist. (A. Castrén's Koibalische Spachlehre und desselben Burjätische Sprachlehre. St. Petersburg 1857. s. v.)

Im Kreise der indogermanischen Völker herrscht, nimmt man sie alle zusammen, immer noch die schwarze Haarfarbe vor; es schlägt aber bei den meisten Stämmen derselben, wenn auch die schwarze Farbe der Haare die Regel ist, die blonde noch durch. So bei den Siahposch in Kafiristan, deren Gesichtszüge als europäisch geschildert werden, kommen blaue Augen und hellbraune Haare vor (Nach Raverty. Globus VIII. 343). Vom Siahposch Deenbar, welchen Burnes in Kabul kennen lernte, sagt dieser: he is a remarkably handsome young man, tall, with regular grecian features, blue eyes and fair complexion. (Burnes, Cabool 208). Bei den Osseten gar trifft man nie schwarze Augen und schwarzes Haar, sondern blaue Augen und blondes, häufig rothes Haar. (v. Haxthausen, Transkaukasia II. 33). Eine tscherkessische Schönheit muss glänzend rothes Haar haben. (Reineggs Allg. Beschreib. d. Kaukasus I. 261). Die in Turkestan lebenden Galtschen iranischen Stammes, haben nach Ujfalvy oft rothe Haare und rothen Bart (Globus XXXII. 266).

Kelten und Germanen erscheinen in den ältesten Quellen, was Körperbeschaffenheit betrifft, kaum unterschieden. Was zu den Kelten, zu den Germanen zu rechnen sei von vielen Völkern, die die Alten erwähnen, hat ja bis in die neueste Zeit zu mannichfachen Controversen Anlass gegeben. Goldgelbes und röthliches Haar wird beiden, den Kelten wie den Germanen, zugeschrieben. Gallorum promissae et rutilatae comae (Liv. 38. 17). Von den Germanen: rutilae comae (Tac. Germ. 4) und Jovinus Alamannorum videbat lavantes alios, quosdam comas rutilantes ex more (Ammian. 27. 2). Rufus crinis et coactus in nodum apud Germanos (Seneca de ira c. 26). Mehr Beläge über die rothe und blonde Haarfarbe beider indogermanischen Stämme bei Zeuss (Die Deutschen und die Nachbarstämme 51).

Unter den heute zu den Kelten gerechneten Völkern, also den Gaelen, Walisern, Iren, Bretonen, sowie unter den romanisirten Kelten Frankreichs herrscht allerdings die dunkle Complexion vor, und die rothe wie blonde Beimischung ist noch nicht statistisch fassbar. Wo — wenn auch mangelhafte — Untersuchungen angestellt wurden, zeigt sich auf keltischem Boden

eine Zunahme der blonden Complexion dort, wo Germanen sich unter den Kelten ansiedelten und mit diesen mischten. Dr. Beddoe hat in Gemeinschaft mit Barnard Davis die Bevölkerung verschiedener Orte Irlands auf die Farbe der Haare und Augen untersucht, wobei in 8 Orten zusammen 3034 Individuen zur Aufnahme gelangten, ausserdem ein Theil der Gentry. So lückenhaft dieses Material auch immerhin ist, ergiebt dasselbe doch einige Anhaltepunkte. Was die Farbe der Haare betrifft, so theilt Beddoe darüber (Bull. soc. d'Anthrop. II. 565. 1861) folgende Tabelle mit.

Rasse.	Individuen.	Ort.	Haarfarbe pCt.				
			Roth.	Blond.	Braun.	Dunkelbraun.	Schwarz.
Teutonen	200	Berwich	5,2	21,2	48,2	24,0	1,6
	333	Leeds	4,7	21,5	42,0	29,0	2,8
Gemischt	175	Gentry	4,5	17,5	41,5	33,0	3,5
	267	Enniskillen	4,9	14,2	42,2	33,6	5,2
	1300	Dublin	5,2	12,9	36,3	38,9	6,7
Kelten	250	Cloyne	4,2	16,2	37,6	36,6	5,4
	295	Sligo-Town	5,6	7,1	32,0	42,5	12,6
	103	Moytura	6,3	2,9	24,2	48,1	18,4
	111	Clifden	4,0	0,9	24,7	45,8	24,4

Die rothen Haare betreffend erkennt man, dass sie ziemlich gleichmässig, zwischen 4 und 6,3 pCt. schwankend, vertheilt sind; auch lässt die übrige Untersuchung, so lückenhaft sie wegen der geringen Anzahl der Gezählten ist, doch erkennen, wie unter den Teutonen die blonde Haarfarbe, unter den Kelten die dunkle vorherrscht. Die Berwicher sind dänisch-sächsischer, die Einwohner von Leeds etwas weniger rein dänischer Abkunft. Moytura in Sligo-County und Clifden in Galway sind rein irisch. Gewiss zeigt sich aber auch hier, dass die rothen Haare kein Rassenkriterium abgeben.

Für unser Vaterland wird die statistische Aufnahme der Haar-, Haut- und Augenfarbe der Schulkinder die nöthigen Anhaltepunkte bieten. Leider ist nur erst wenig darüber publicirt worden, so dass der Antheil der Rothhaarigen sich noch nicht constatiren lässt. Virchow (Anthrop. Correspondenzblatt 1876. 102) bemerkt nur, dass die rothen Haare sich sehr sporadisch finden, die brandrothe Bevölkerung sei klein und betrage z. B. bei den Friesen auf Sylt, Föhr u. s. w. nur 0,55 pCt. Im Königreich Sachsen wurden 468,763 Schulkinder gezählt; von diesen hatten 317,444 blonde; 136,014 braune; 4230 schwarze und nur 1075 oder 2,3 pro Mille brandrothe Haare. „Die rothen Haare, heisst es in dem Bericht, (Zeitschr. d. sächs. statist. Bureaus 1876. 323) sind sehr selten. Es sind hier nur die brandrothen Haare gemeint; die rothblonden Haare, die rutilae comae des Tacitus,

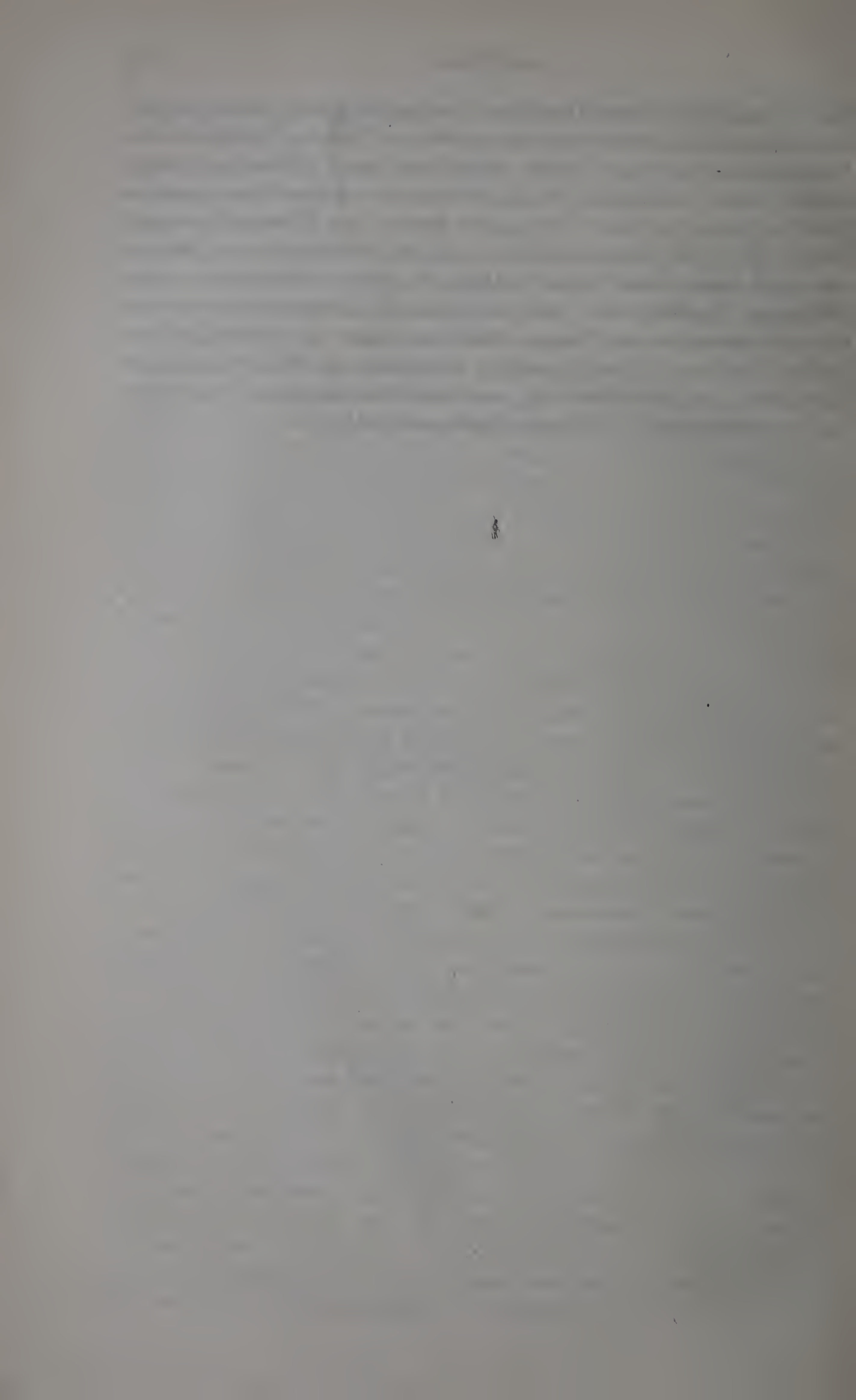
sind zu den blonden gerechnet. Ohngefähr kommt ein rothhaariges Kind auf 300 blond- und 150 dunkelhaarige.“ In Bayern, wo die Aufnahme übrigens sehr sorgfältig war, wurden die rothen Haare nicht besonders vermerkt und mit den blonden zusammengeworfen. (Zeitschr. d. bayr. statist. Bureaus 1876. 304).

Einige finnische Völker abgerechnet, bei denen die rothen Haare das Maximum ihres Vorkommens erreichen, sind also dieselben nirgends so stark verbreitet, dass sie als ein Kriterium der Rasse dienen könnten. Sporadisch sind sie fast überall vorhanden, wenn auch bei Finnen und Germanen in beachtenswerther Menge. Trotzdem bleiben sie eine Ausnahme, und es wird daher psychologisch leicht erklärbar, dass in den Trägern dieser rothen Haare das Volk überall etwas Besonderes sah und gewöhnlich mit dem Vorkommen derselben üble Eigenschaften verknüpft. Das Sprichwort „Erlenholz und rothes Haar sind auf gutem Boden rar“ geht durch fast alle germanischen Dialekte. Der Franzose sagt: Homme roux et chien lainu plutost mort que cognu, während der Italiener sich äussert: Uomo rosso e cane lanuto più tosto morto che conosciuto (Reinsberg-Düringsfeld, Sprichwörter unter Roth). Bei den Slaven dürften ähnliche Sprichwörter und Anschauungen zu finden sein.

Die Annahme, dass einem Rothen nicht zu trauen ist, findet Wackernagel (Kleinere Schriften I. 172) zuerst um das Jahr 1000 in dem lateinischen Gedichte Ruodlieb ausgesprochen. Von einem Dutzend hintereinander gegebener Lebensregeln lautet da gleich die erste: Non tibi sit rufus unquam specialis amicus. Und geflissentlich rothe Farbe und untreuen Sinn zusammenstellend hat um dieselbe Zeit Dietmar von Merseburg die Worte: Bolizlavus, Boemiorum provisor, cognomento Rufus et impietatis auctor immensae. Am Ende des zwölften Jahrhunderts werden die Zeugnisse häufiger. Da sagt Wilhelm von Tyrus vom Könige Fulco von Jerusalem: Erat autem idem Fulco vir rufus, fidelis, mansuetus et contra leges illius coloris affabilis, benignus et misericors; dem ähnlich sodann Wirnt (im Wigalois) über den Grafen Hoyer von Mansfeld: Im was der bart und daz hâr beidiu rôt, viurvar. von denselben hoere ich sagen, daz si valschiu herze tragen. Beim Grafen Hoyer sei das aber nicht der Fall. Den Verräther Sifki schildert die Didriks Saga roth an Haupthaar und Bart; ebenso zeigen die bereits um das Jahr 1300 gefertigten Wandgemälde von Ramersdorf den Verräther Judas, und das ist seitdem üblich geblieben. Mehr Beispiele bei Wackernagel a. a. O., welcher den Anlass zu dieser Anschauung im rothen Reineke Fuchs der Thiersage sucht.

Allein diese Anschauung geht weit über den Kreis und die Zeit der Thiersage hinaus. Loki galt ob seiner rothen Haare für falsch und verrätherisch, und die Südaraber werden keineswegs ihre schlechte Meinung von den Rothhaarigen dem Reineke Fuchs entnommen haben. Als Gott den Propheten Çalih sandte, erzählen die Beduinen Hadhramauts, um den in

Laster versunkenen Stamm Thamud zu bekehren, läugneten sie die Göttlichkeit seiner Sendung und verlangten von ihm ein Zeichen. Da führte sie der Prophet an einen Felsen, öffnete diesen und liess ein Kamel mit seinem Jungen daraus hervorgehen. Zugleich warnte er sie dem Thiere etwas zu Leide zu thun, da dieses dem ganzen Stamme zum Verderben gereichen würde. Trotz dem Wunder schenkten sie dem Propheten keinen Glauben und einer unter ihnen, Qodar el Ahmar (der Rothe) tödtete durch einen Pfeilschuss die Kamelkuh. Das junge Kamel verschwand in dem Felsen. Gott aber vernichtete den Stamm. Noch jetzt sagen die Araber „roth wie Qodar", oder auch „Unheil bringend, wie Qodar, der Rothe" und sehen einen jeden, der rothes Haar trägt, wie einen Menschen an, der böses gegen sie im Schilde führt. (v. Wrede, Hadhramaut 114.) —



Ethnographische Notizen über Wakámba und ihre Nachbaren.

Von

J. M. Hildebrandt.

Ukámba[1]), das Land der Wakámba, liegt etwa zwischen 1° 30″ bis 3° s. Br. und 38° bis 39° östl. L. v. Gr. Gegen West bildet der Bergrücken, welcher vom Hochland Kikúyu zuerst als Ulu (i. e. hoch), dann unter den Namen Yáta und Kikumbúlyu s. s. östl. Plateaux bildend sich hinzieht, sowie der Aδi (i. e. Fluss p. ex.), (der vom Schneewasser des Kenyá erzeugt, von den Westabhängen dieses Bergrückens gespeist wird), die natürliche Grenze gegen die Másai-Wakwáfi, aber wegen der steten Uebergriffe dieser wilden Horden nicht auch die politische. Im Süd wird, der weitere Lauf des Aδi als Grenzscheide gegen das Gebiet der Wataita, die ausser ihren Bergen noch die Wildniss bis zu diesem Flusse beanspruchen, angesehen. Im Nord endet Ukamba am rechten Tana-Ufer, jedoch dringen auch hier oft genug Wakwafi-Horden ein, die Wakamba beraubend und zeitweise vertreibend. Die Nachbaren der Wakamba im Nord-Ost sind Wapokōmo und Gala Stämme des mittleren Tana. Im Ost und Süd-Ost lässt sich keine bestimmte Grenze angeben, da Wakamba, Gala und Wanika hier durcheinander wohnen. Besonders im Hügellande landeinwärts von Mombassa sind zwischen den Wanika-Dörfern viele Wakamba-Siedelungen angelegt. An manchen Stellen sind sogar die Wanika ganz verdrängt und die Wakamba haben sich so eine freie Verbindung mit der Küste geschaffen, welche ihre Handelscaravanen rege benutzen. Die granitische Ebene Ukamba's senkt sich von Kitúi, welcher District etwa 1000 m Meereshöhe hat, gegen Ost-Süd-Ost, wohin das System des Aδi seinen Abfluss findet. Er mündet unter den Namen Sabaki bei Malindi.

Die klimatischen Verhältnisse eines Landes sind der Hauptfactor in der Artung und Lebensweise ebenso der Menschen, wie aller andern Naturprodukte.

Mit den Ebenen nördlich und westlich von Ukamba beginnt die nord-

---

1) Ukambani, wie auf den meisten Karten steht, heisst „in Ukamba". H.

afrikanische Zone der spärlichen, unregelmässigen Niederschläge; unstete Hirtenvölker: Másai-Wakwáfi, Gála, Sómal durchziehen diese Gebiete. Ihr hagerer, sehniger Körper, ihre wilden Sitten, ihr unbezähmbares Freiheitsgefühl, sie sind das Abbild ihrer lieblosen Heimat.

Anders verhält sich die plumpe Negerbevölkerung des mittelafrikanischen Regengürtels, wo der Boden zum Ackerbau einladet. Die leichte Beschaffung des Lebensunterhaltes, ja des Ueberflusses, hat diese Stämme so sehr verweichlicht, dass sie sich sogar zu Sclaven machen lassen.

Ukamba liegt zwischen diesen beiden klimatischen Zonen. Die Regenzeiten (Mai und December[1]) sind jedoch nicht immer ausreichend zur günstigen Entwicklung der Culturpflanzen. Dann bleibt der M'kámba auf den bei Dürren ebenfalls geringen Ertrag der Heerden angewiesen. Oft schon hat Hungersnoth Wakámba in die stets Regen erzeugenden Berge Kikúyu's getrieben, oft haben sie ihre eignen Stammesgenossen, Verwandten oder selbst leibliche Kinder gegen Speise in die Sclaverei der Küste verpfändet oder gar verkauft. Eher trennen sie sich von ihren Abkömmlingen, als von ihrem Vieh. Ihr ganzes Dichten und Trachten geht auf Vermehrung des Viehstandes hinaus. Die Arbeit auf dem Acker wird zwar aus Noth betrieben, aber für weit niedriger erachtet als die edle Viehzucht. Auf eine schöne Kuh, einen starken Bullen, einen feisten Ochsen oder Hammel schaut der M'kámba mit fast grösserm Stolz, als auf seine wohlgerathenen Kinder. Obgleich von den Másai-Wakwafi stets ihres Viehs wegen überfallen, beraubt und gemordet, können sie sich doch nicht entschliessen, der Viehzucht zu entsagen um ein relativ friedliches Leben zu führen. Sie sind geborene Hirten. Dies sagt auch ihre Tradition: Nach dieser stammten sie mit den Masai-Wakwafi und Gala (die sie Mútua nach einer Section derselben nennen) vom gleichen Elternpaare ab, welches seinen Sitz auf dem Kilíma n'djaro hatte. Bei dem Tode theilten die Eltern ihren Viehbestand in 3 gleiche Theile, aber der Masai-Bruder stahl dem M'kámba das Vieh, der M'kámba die Weiber des Gala. So entstand Feindschaft und blieb bis zum heutigen Tage.

Ganz ähnliche Ueberlieferungen kennen die Masai und datiren ihren Bruderhass gegen die Wakwafi daher.

Die Wakamba zogen, nach ihren Sagen, vom Kilima n'djaro, welche Urheimat auch ein Theil der Wanika haben will, zuerst zum Kilibassi, einem Berge in Taita. (Manche, besonders edle Wakambafamilien halten sich für eng mit den Wataita verwandt, obgleich ihr Dialect verschieden ist.) Von dort unternahmen sie Jagdzüge in das jetzige Ukamba, welches damals noch Wildniss war. Später siedelten sie sich dort bleibend an.

Der Name Wakamba scheint soviel als „Reisende" zu bedeuten von ku hamba, umherziehen. Mit diesem Namen werden sie von allen umwohnenden Stämmen bezeichnet.

1) Später als im Küstengebiet eintretend.

Wanika heisst „Leute der Wildniss" (Unika)

Masai scheint von dem Masai-Wort masa, Besitz (arab. mal) herzustammen, also Besitzer, Reiche. Orl másai plur. il másai. Orl óigob pl. il óigob, womit die Másai und Makwafi sich selbst bezeichnen, soll so viel als Starke, Herrscher bedeuten. Wakwafi ist ein Kiswaheliwort. Die Deutung desselben war: Wa (Abkürzung von Watu, Leute) und Kafi, Bootruder von Lanzenform, wegen der grossen Lanze, welche dieses Volk im Kampfe führt.

Im physischen Aeussern ähneln die Wakamba durch schlanke Gestalt mit etwas langen Gliedmaassen, wohlgeformtem Gesichtsprofile, meist geringem Prognathismus, wenig gekräuseltem, relativ langem Haarwuchs, Mangel starkriechender Ausdünstung etc., ebenso wie Wataita und Wanika, den Nordafrikanern[1]). Dennoch findet sich mancher Anklang an den echten Neger, so die vordere Gesichtsansicht mit den breiten Nasenflügeln und dem weiten Munde, Büschelstellung der Haare, stark ausgesprochene Dolichocephalie u. s. w. Schiefe Augenstellung ist nicht selten, auch bei den Wataita. Die Hautfärbung ist mehr oder weniger dunkelbraun, mit röthlichem Grundton (je heller, desto edler geschätzt). Die Weiber sind, wie gewöhnlich bei den Afrikanern, heller gefärbt, obgleich sie ebensoviel, oft sogar noch mehr in der freien Luft bei der Arbeit zubringen, als die Männer[2]). In Kitúi bemerkte ich einige Frauen, die ein fahles gelblich-grauschwarz hatten, fast wie eine Negerleiche. Auch die Kinder sind heller, die völlige Ausfärbung scheint erst mit der Pubertät einzutreten. Die Haare ganz junger Kinder sind noch nicht gekräuselt und stehen borstig ab; ihre Farbe ist dunkelblond.

Das Weissscheckige der Neger und Waswaheli, „Balanga" genannt, hervorgerufen durch partielles Fehlen des dunklen Pigments, vornehmlich auf den Händen, habe ich bei den Wakamba nicht bemerkt. Es ist als Albinismus anzusehen, da dort auch die Behaarung ungefärbt (weiss) ist. Einen durch Lebensalter weisshaarigen Neger habe ich nie gesehen, höchstens stark grau melirte.

Die Stammesabzeichen der Wakamba bestehen im Anspitzen der 4 Schneidezähne im Oberkiefer, welches ausgeführt wird, indem der zu Operirende einen Stab, wie das Gebiss eines Pferdes in den Mund nimmt, wodurch dieser aufgesperrt wird. Ein hinter ihm stehender Freund klemmt seinen Kopf fest zwischen den Knieen, nimmt eins der kleinen etwa 15 *cm* langen Axtblätter wie der Bildhauer seinen Meissel in die Hand und klopft sanft mit einem Stein als Hammer darauf, bis die Zähne die nöthige Spitze

---

1) Ich vermeide die Ausdrücke Hamiten, Bédja und andere zweifelhafte.

2) Uebrigens dunkelt die Sonne und freie Luft den Taint des Negers in ebensolcher Weise wie den des Europäers. Die Neger meiner Caravane, welche in den Küstenstädten zugebracht hatten, bräunten auf dem Marsche sehr auffallend, besonders natürlich auf den unbedeckten Körperstellen.

bekommen. Europäische dreikantige Sägefeilen wenden sie seltener hierzu an. Ferner werden die beiden vordern Schneidezähne im Unterkiefer entfernt, entweder durch einen Schlag mit demselben Aextchen oder (so besonders von den Kikuyu-Leuten) mit demjenigen Theile einer Messerklinge, welcher im Hefte sitzt und — wie ja auch in Europa — spitzig verschmälert verläuft. Diese Spitze wird hakig gebogen und damit die Zähne innen an der Wurzel angefasst und herausgerissen. Diese Operationen geschehen bei Wakamba nach dem ersten Zahnwechsel, gewöhnlich sogar erst in den Flegeljahren, übrigens ohne begleitende Ceremonie. Allen Wakikúyu werden im Alter von 2—3 Jahren die beiden vordern Zähne des Unterkiefers entfernt. Es erscheinen dort natürlich neue Zähne, die von den Knaben stehen gelassen werden, während die Mädchen sie wiederum ausreissen. Wanika (aber nicht alle) feilen in einen Zahn des Oberkiefers eine tiefe Kerbe ein, so dass 2 Randspitzen stehen bleiben, auch wird ein Zahn im Unterkiefer entfernt. Másai und Wakwáfi brechen die beiden vordern Zähne im Unterkiefer aus; Sómal kennen keine Zahndeformationen. Wakamba, Wataita und Wanika zupfen mittelst einer eisernen, selbstgefertigten Pinzette (III. E. No. 485 bis 489)[1]) die Augenwimpern aus. Sie wähnen, es würde die Sehkraft dadurch gestärkt. Gegentheils zeigt jedoch ihr stetes Blinzeln, wie sehr die Augen den natürlichen Schutz gegen grelle Lichtstrahlen, Staub und andere Unreinlichkeiten vermissen. Das häufige Auftreten der Ophthalmie mag durch diese Sitte auch sehr gefördert werden. Auch die Bart-, Armachsel- und Blössenhaare werden mit dieser Pinzette ausgerupft.[2]) Die Augenbraunen werden mit einem selbstgefertigten oder erhandelten Messer abrasirt. Haare auf Brust, Armen und Beinen, wie sie bei kräftigen Männern vorkommen — sie stehen, wie das Kopfhaar ebenfalls in Büscheln, welche aber weiter von einander sind — werden nicht entfernt. Auch das Haupthaar bleibt nicht ungeschoren. Die bei weitem gewöhnliche Weise der Haartracht, sowohl der Wakamba, als der Wataita und Wanika, bei Mann, Weib und Kind, besteht in einer etwa 15 dcm Durchmesser haltenden runden Krone auf der Spitze des Hinterkopfes, alles andere wird rasirt. An dieser Stelle werden die Haare zu vielen dünnen Zöpfchen gedreht (nicht geflochten), welche mit Ocher und Ricinusöl, oder anderer Fettsalbe so stark beschmiert sind, dass sie oft wie Schuppen aufeinander liegend, den Kopf mützenartig decken. Die Wanika reihen Perlen (beson-

---

1) Diese Nummern beziehen sich auf meine dem ethnographischen Museum zu Berlin von 1872—78 übergebenen Sammlungen. Bei der, wegen Raummangels in diesem Institute sehr erschwerten Zugänglichkeit der Objecte, war es in vielen Fällen nicht möglich, die Nummer derselben genau festzustellen. Die vorliegende Arbeit ist überhaupt nicht als irgend vollständiger Catalog meiner ethnographischen Collection anzusehen.

2) In Zanzibar wendet man das klebrige Harz (N'tondó, III. E. 603), welches nach Anritzen des Stammes von Calophyllum ausquillt, an. Die Fingerspitzen werden damit beschmiert und kleben die Haare beim Ausrupfen sehr fest an dem Harze.

ders weisse) auf die Zöpfchen, wodurch der Kopf wie beschneiet aussieht. Durch diese Haartracht erscheint der für das europäische Auge an sich schon so unschön verlängerte Schädel noch mehr vortretend. Zuweilen wird aber, als gerades Gegentheil dieser Frisur, die Stelle der Krone wie eine grosse Mönchstonsur ausrasirt und das übrige Haar wachsen lassen, manchmal auch — spasseshalber wie es scheint — Bogen- und Kreisfiguren hinein geschoren, oder der ganze Kopf rasirt, vielleicht bis auf eine schweineschwanzartig geringelte dünne Locke auf dem Vertex. Gala und Somal kämmen ihr langes Haar zu weit abstehendem Wulst aus. Letztere bleichen es durch Aufschmieren von kalkigem Thon röthlich. Masai und Wakwafi binden den Wulst am Nacken mit einer Schnur (III. E. 512) zusammen. Vielscheitelige Haartrachten sind nur an der Küste in Mode, die Masai rasiren Kinder gegen den Husten streifig über den Kopf. Im Nothfalle rasiren sich die Ost-Afrikaner mit Glassplittern einer zerbrochenen Flasche. Bei den Wakamba bemerkte ich keinen Kamm. Der der Waswaheli (91) ist von Ansehen der grossen mittelalterlichen europäischen, (solche haben auch die Somalinnen 71), oder wie die noch jetzt bei uns gebräuchlichen sgn. „engen“ Kämme, zweiseitig brauchbar. Die Nyassa-Völker fertigen aus zusammengebundenen Stäbchen Kämme (76). Die Somal-Männer tragen nach abessinischer Sitte ein langes Stäbchen oder eine zwei- bis dreizinkige Gabel, sehr hübsch aus Holz geschnitzt (113 bis 123) im Haar. Es dient zum Kämmen und „Jucken“. Die Haar- wie auch die Nägelabfälle werden von den Mohammedanern der Küste unter Gebet vergraben, die Comoraner wickeln sie vorher in bunte Läppchen, bei ihnen werden die Haare Sonntags, die Nägel Freitags geschnitten; die erste Rasur eines kleinen Kindes, etwa in seinem 3. Jahre, wird festlich begangen. Einige Sómal tragen Perrücken aus langwolligem Schaffell, welches oft mit Henna roth gefärbt wird (III. E. 133). Perrücken aus schwarz gefärbten Basträngen benutzen auch Wanyamuezi.

In der Tättowirung der Wakamba herrscht wenig Uebereinstimmung. Bei Männern ist sie seltener als bei Weibern. Am häufigsten sieht man in Querreihen geordnete, etwa zollgrosse Narben bandartig über den Bauch verlaufen. Dies auch bei den Wanika. Die Wakikuyu-Frauen (die Männer tättowiren dort nicht) haben 2 Bauchstreifen und 4 Reihen feiner Striche an der rechten Seite. Einzelne Wakambaweiber zieren sich auch durch einen oft faustdick hervorstehenden Narbenwulst zwischen den Brüsten, während auf den Brüsten naturgemäss concentrische Kreise oder Schneckenlinien durch Punkte angedeutet sind. Ueber Schultern und Schulterblättern bringen sie S- oder Schlangenfiguren an.

Die Procedur des Tättowirens geschieht entweder (wie bei den Wakikuyu) durch einfache Einschnitte mit einem Messer oder (wie Wakamba und Wanika thun), indem die Haut durch einen spitzen Acaciendorn blasig aufgehoben und mit einem Messer seitlich tief eingeschnitten wird.

Zur Beförderung der Heilung dient Ricinusöl. Holzasche und andere irritirende Stoffe, um die Heilung der Verwundung zu verzögern und vortretende Granulation hervorzurufen, wie es viele afrikanische Stämme thun, finden hier keine Anwendung, ebensowenig das Beizen mit Euphorbiensaft, womit die Afer (Danakil) sich narbig machen.

Ausser Beschneidung, worauf ich unten näher eingehen werde, findet sich bei den Wakamba Deformation des Körpers nur noch durch Einstechen von Ohrlöchern. Es geschieht mit einem Dorne, ein Stückchen Grashalm bleibt in der Wunde, bis sie geheilt ist. Gewöhnlich haben sie nur ein einziges im Ohrläppchen, manchmal aber auch 4–6 Löcher in der Randfaltung der Ohrmuschel. Die Masai-Wakwafi und Wakikuyu, wie viele andere Völker, erweitern das Loch im Ohrläppchen durch einen eingeführten stetig grössern Holzpflock so sehr, dass es zuweilen wohl 7 cm spannen mag. Das Läppchen ist dann in einen schmalen Fleischring verwandelt. Grosse Strafe (2—4 Kühe) trifft unter diesen Völkern den, der im Zank oder sonstwie den Ring eines andern zerreisst. Solche Verletzung verstehen sie übrigens durch einen Verband wieder zusammen zu heilen. Bei den Negervölkern des Nyassa-Gebietes geschieht die Erweiterung des Ohr- und (für das „Pelele") Lippenloches mittelst eines dicht uhrfederartig eingerollten steifen Palmblattstreifens. Durch die Kraft, mit welcher sich derselbe zu entrollen strebt, geschieht die allmälige Vergrösserung des Loches.

Nasenflügel und Scheidewand bleiben bei den Wakamba und ihren Nachbaren undurchbohrt. Die Waswaheli-Frauen tragen dagegen nach arabischer Mode Nasenringe und nach indischer einen Knopf (277) im linken Nasenflügel.

Die Kleidung der Wakamba-Männer — Knaben gehen bis zum 6. Jahre gewöhnlich ganz nackt — besteht aus einem spannelangen, handbreiten doppeltgeschlagenen Stücke importirten Baumwollenzeuges (III. E. 585), welches der „Länge" des Stückes nach gerissen wird und an den unteren vereinigten Enden lange Fransen trägt, indem nach dem „Ausziehen" des „Einschlages" die Fäden des „Aufzuges" (über dem Schenkel) zu dünnen Schnürren gedreht werden, welche unten mit einfachem Knoten versehen sind. Es wird über einer Schnur oder über dicht mit feinem Messingdraht bewickelten Lederstreifen (III. E. 318, 319.) hängend, als Schurz getragen. Dick mit Ockersalbe beschmiert, hat es eine grössere Schwere, so dass es bei gewöhnlichem Winde nicht leicht von der Stelle geweht wird. Uebrigens sind sie wenig schamhaft, besonders die alten Männer, welche oft selbst diese geringe Bedeckung verschmähen oder, als eine Art Halbtoilette, durch einen Blätterbusch ersetzen. Ein 2—3 m langes plaidartiges Stück lose gewebten Maderpolan[1]), an den Enden ebenfalls ausgefranst und mit

1) In der Kiswaheli-Corruption „Manderpäti" genannt. In Ukamba ging zu meiner Zeit „3 und 4 pfündiger" am Besten.

Ockersalbe getüncht und wasserdicht gemacht, wird über eine Schulter geworfen oder schärpenartig über die Brust gelegt und an der Seite geknotet, bei Regen und Kälte auch als Ueberwurf des Oberkörpers und im Schlaf zur Bedeckung benutzt. Nur von alten wohlhabenden Leuten wird statt dessen eins der sogenannten „Grossen" Tücher, welche aus Indien gebracht, aber auch in europäischer Imitation im Handel sind, getragen, ebenso ½ Dutzend baumwollene bunte Taschentücher, in einem Stück gelassen. Lendentücher von ähnlichen oder indigo gefärbten Stoffen werden seltener umgebunden. Wanika und Wataita-Männer tragen einen fast bis zu den Knieen reichenden Schurz aus doppeltgeschlagenem Baumwollenzeug, welcher oft sehr faltenreich ist. Er wird ebenfalls eingeölt. Der Lederschurz der Masai[1]), Gala, Somal und anderer Hirtenstämme wird allmälig durch baumwollene Stoffe, die theils an der Küste verfertigt, theils importirt sind, verdrängt, das bei Wanika vor Zeiten gebräuchliche „Rinden-" resp. Bast-Zeug ist es bereits vollständig.

Zwischen Kleidung und Schmuck die Mitte haltend ist die Salbung anzusehen, welche der Ost-Afrikaner (überhaupt der Afrikaner), so oft er kann, erneuert. Die Wakamba und Wanika nehmen hierzu mit Vorliebe Ricinusöl, die Masai und Sómal Schafschwanztalg, die Gala Butter. Ein sehr beliebtes Mittel, die Haut geschmeidig zu machen, besteht in Einreibung mit gemahlenen *Trigonella foenum graecum*-Körnern, „Watu" auf Kiswaheli. Sie werden von Indien nach Zanzibar eingeführt und von den Caravanen in's Innere gebracht. Die Wakamba in Kikumbúlyu haben sie letzthin mit Erfolg ausgesäet. Zu diesen Fetten wird braunrothes Ockerpulver gethan, eine Sitte, die von den Betchuanen bis zu den Fan verbreitet ist. Hiermit färben die Wakamba den ganzen Körper, das Haar und die Kleidung. Besitzen sie nicht genug, so wird wenigstens der Rand um die Augen damit geschminkt, um sie wilder vorleuchten zu lassen, in ähnlicher Weise wie diese Stelle bei den Orientalen geschwärzt wird. Ocker wird als Tauschartikel von den Fundstellen, z. B. in Ulu, über Ukamba verbreitet (III. E. 316).

Mehr als auf Kleidung, sieht der M'kamba auf Schmuck. Schon am 3. Tage nach der Geburt (vgl. unten) erhält das Kind eine einfache Schnur schwarzer Perlen oder dgl. zum Armband. Kleine Knaben schnüren, als Anfang eines Gürtels, einen selbstgesponnenen Bastfaden um den Bauch und stecken dem Kiel nach gesplissene und dadurch lockig gekräuselte weisse Hühner- oder Perlhühnerfedern in's Haar oder Ohrloch. Jede Perle, jedes Stückchen Metall, kurz alles, was sie ergattern können, hängen sie

1) Die Masai-Krieger bekleiden sich mit dem Fell einen Tag alter Kälber, welches mit Schafschwanzfett eingerieben und gewalkt wird, bis es trocken ist; Kinder bekommen Ziegen- und Schafhäute zur Kleidung. Das Gerben ist bei der hier besprochenen Völkergruppe nicht bekannt, nur die Somal üben es aus (vgl. Vorläuf. Bemerk. über Somal in Zeitschrift für Ethnol. 1875, S. 13).

sich an und um. Bald lernen sie, sich aus starkriechenden Grasblättern (III. E. 466) und Wurzeln (III. E. 482) Halskrausen flechten, oder schneiden die nach ihren Begriffen wohlriechenden Rhizome einer Juncusart in Perlen ähnliche Stücke, welche auf Bast- oder Lederstreifen gezogen, als Collier getragen werden (III. E. 282, 480). Auch Samen von *Coix lacrima* wird aufgereiht. Ihm gleicht eine aus China auf den Zanzibar-Markt gebrachte und so zum Innern gelangende Porzellan-Perle (vgl. E. III. No. 351), welche sehr gesucht ist, da sie zum Schutze gegen böse Geister getragen wird.[1]) Wenn die Knaben herangewachsen, begnügen sie sich nicht mehr mit solchen der Natur entnommenen Ornamenten. Auf den Handelszügen ihrer Verwandten, die sie begleiten, oder von den Küsten-Caravanen, die ihr Land durchziehen, erhandeln sie Glasperlen, Metalldraht u. s. w., welche Waaren nun zu allerlei Geschmeiden verarbeitet werden. Ihr Hauptschmuck ist ein wulstiger Gürtel aus erbsengrossen hellblauen oder (seltener) weissen Porzellanperlen. Er besteht aus einer einzigen Schnur, die in Hunderten von Windungen dicht um die Lenden gelegt wird; andersfarbige Sorten, z. B. rothe, schwarze sind untermischt und verbinden sich zu hübschen winkeligen oder runden Mustern. Auch weisse Seemuscheldeckel (so an No. 282) von doppelter Thalergrösse sind hieran in bestimmten Abständen befestigt. Ihnen ähneln rundgeschnittene Strausseneierschalenstücke. Häufig hängen auch Drahtkettchen[2]) fransenartig herab. Dieser oft 5 Kilo schwere Gürtel wird vor dem Schlafenlegen nach oben dem Körper entlang abgelegt. Neben diesem Gürtel binden sie auf Leder genähte Cauristränge um (sie kommen von der Küste) und, wenn die Mittel es erlauben, auf einen Faden gezogene Pesa (indische Kupfermünzen, die an der Küste gelten). Sehr beliebt wurden durch mich eingeführte messingne Spielmarken und deutsche Reichspfennigstücke, mit einem Loch dicht am Rande. Man reihte sie auf eine Schnur und spannte diese dann möglichst fest um den Bauch, so dass die Münzen wagerecht vom Körper abstanden.

---

1) In Zanzibar reiht man Jasmin- oder Orangenblüten (365) als wohlriechenden Schmuck auf. Dann auch schwarze *Canna*-Samen und die von andern Gewächsen, oft mit kleinen Cauris vermischt (379). Dort werden auch blendend rothe Perlen (ausHarz und Zinnober) gefertigt (366). Die Wataita hängen ihren Kindern Schnüre der Kerne aus den Früchten des Pfeilgiftbaumes um den Hals (480).

2) Diese Kettchen („kúfu“ auf Kiswaheli, „muyó“ auf Kikamba, III. E. 490 und an vielen Schmucksachen) sind sehr beliebt. Die von den Wanika und Wadjagga (III. F. 250) gefertigten bilden einen Tauschartikel im Masailande. Die Wakamba machen sie gewöhnlich nur für eigenen Gebrauch. Ihre Anfertigung ist der in Europa gebräuchlichen gleich, indem man um einen Draht-„Dorn“ von etwa Stricknadeldicke geglühten feineren Eisen- oder (seltener) Messingdraht (der von Europa importirt wird) in dichter Spirale windet. Diese Spirale trennt man mit scharfem Meissel einseitig durch einen Längenschnitt, wodurch sie in Glieder zerfällt, die einzeln in einander gehakt und durch Klopfen geschlossen werden. Wird eine solche Spirale von etwa bleistiftdickem Drahte nur je alle 6—8 Windungen getrennt, so entstehen lange, gewundene Perlen. Auch bohnengrosse rundliche oder Stabperlen schmieden sie über einen Dorn.

Um den Hals wird eine fingerdicke Schnur dunkelblauer durchsichtiger Ringperlen, „Burnaro“ bei den Mombassianern, „Pate“ der Wakamba, auch eine Anzahl Schnüre schwarzer („Buschuti“, „Goni“) und weisser (masiwa i. e. Milch-) Perlen getragen, auch zu fingerdicken Strängen verflochtene schwarz-roth-weisse Perlen. Ein sehr geschätzter Schmuck der Nord-Somalen, ja, fast der einzige, den die Männer tragen, besteht aus 2 bis 6 cm grossen wenig flachen Scheibenperlen aus echtem Bernstein, die durch einen Lederstreifen vorn am Halse gehalten werden. Dem Rücken entlang hängt ein Ende des Streifens lang herab. Selten fehlt, an langem Kettchen auf der Brust getragen, die bereits erwähnte Pinzette, die auch zum Ausziehen von Dornen oft genug Verwendung findet. Zuweilen sind diese Pinzetten sogar mit einem Schieber versehen (so No. 498), einem schiebbaren Drahtringe, um sie, wenn ausser Gebrauch, geschlossen tragen zu können. An solchen Kettchen hängt auch der bei Alt und Jung niemals vergessene Schnupftabaksbehälter. Zumeist aus kleinen, hübsch gewachsenen Flaschenkürbissen (III. E. No. 273, 389, 470—477, 594, 595 und andere), die zuweilen mit Verzierungen in punktirten Kreis- und Schlangenlinien und Dreiecken, auch mit Thiergestalten bekritzelt werden.[1]) Aus Elfenbein werden ebenfalls Tabakbehälter geschnitzt (469), ebenso aus Rhinoceroshorn (479), auch höhlt man dazu die hübsche schuppige Frucht der Raphia-Palme aus (478). Sogar getrocknete Bockhoden sah ich in Tabakdosen umgewandelt. In meiner Sammlung befinden sich auch viele dergleichen aus Ziegen- und Antilopenhörnern, mit Holzpflöcken verschlossen und mit metallnen Nägeln u. dgl. verziert. Sehr gewöhnlich, besonders bei den Wanika, sind hohle Rohrhalme von 2—3 dcm Länge, die in den Gürtel gesteckt werden. Sonst nimmt man auch — Küstenstämme, Wakikuyu — Bananenblattscheiden, worin der Schnupftabak eingefaltet wird. Er hält sich dadurch lange feucht, wie in einer russischen Rindendose. Der Tabak wird mit den Fingern, bei den Wataita auch mit einem aus Flaumfedern der Perlhühner gefertigten Pinselchen, welches zugleich den Stopfer der Büchse ausmacht, zur Nase geführt.

Ohrschmuck fehlt fast keinem der Wakamba-Männer. Es sind entweder kleine, doppelt gedrehte Messingdrahtringe (III. E. 269, die oft unten an einem ziemlich langen Kettchen, welches durch's Ohrloch geht, hängen, oder spiralig gerollte Scheiben von Eisen- und Messingdraht „Kilolo“ genannt, welche ins Orloch eingehakt werden (III. E. 459 und 463), sie erinnern sehr an prähistorische Funde. Allgemeiner noch in Mode sind Gehänge, welche aus einem zum Einhaken ungeschlossen gelassenen Ringe feinen Eisendrahtes bestehen, dem sich nach unten etwa

1) Um in die gelbe Rinde der Kürbisfrucht solche Ornamente zu schneiden, nehmen die Wakamba ein Messer zur Hand, dessen Klinge sie bis nahe der Spitze mit einem Lappen umwickeln. Sie führen es wie der Yylograph seinen Grabstichel und ritzen die gewünschten Verzierungen ein.

zolllange Windungen von Messingdraht anschliessen, welche mit einem eckigen Stückchen Blei endigen (III. E. 278). Sie werden, wie alle andern besprochenen Ohrgehänge, auch von Wanika und Wataita getragen. Letztere haben auch einen im nördlichen Afrika[1]) sonst nirgend bemerkten Ohrschmuck in Form von Käferflügeldecken und zwar von *Sternocera Hildebrandti Harold.*[2]) Sie werden einzeln oder zu zweien (III. E. 505) an dünnem Ohrring befestigt und klappern vermöge ihrer Härte. Ein characteristischer Ohrschmuck der Wataita sind auch bis 1 dcm haltende, weit vom Kopfe abstehende Ringe von feinstem Eisendraht, auf welche bunte, besonders rosa Perlen gereiht sind. Zu ihrer Aufnahme dient eins oder mehrere der Löcher oben an der Ohrmuschelrandfaltung. Die Stämme mit stark erweitertem Ohrloche tragen meistens einen entsprechend grossen Ohrpflock (III. E. No. 26, 27, 376, 492), oft sehr luxuriös aus Silber und Gold gearbeitet, so an der Küste; aber auch die Tabaksdose, Betelpriemchen oder eine frisch grüne Citrone u. dgl. finden ihren Platz hier. In die Randfaltenlöcher stecken die Waswaheli kleine Pflöckchen mit Knopfende (256), auch bleierne einfache (259) Ringe, für gewöhnlich aber nur einfache Hölzchen, wie Stücken Streichhölzer anzusehen. So auch die Stämme des Innern.

Finger-Ringe sind häufig aus der Haut des Opferviehs beim Bündnissschliessen geschnitten, bestehen auch aus Rhinoceroshorn u. dgl., gewöhnlicher aber aus Metall und zwar bei den Wakamba und Wataita in 2—3 Spiralwindungen dünnern oder dickern Drahts (III. E. 500, 502, 504), manchmal sind es aber platte Bänder oder sie sind ähnlich geformt wie die mit No. 278 bezeichneten Ohrgehänge (No. 501). Am interessantesten sind aber die „Streitringe“ der Wakamba (III. E. 506), welche langschildförmig den Mittelfinger und den Handrücken gegen Schwerthiebe decken. Sie sind übrigens heutigen Tages nur noch selten anzutreffen und scheinen von den Gala übergekommen zu sein.

Der Armschmuck ist mannigfachster Art. Ringe aus Viehhautstreifen am Handgelenk oder ein weisser Ziegenbart am Oberarm erinnern an fröhliche Gastmähler im Freundeskreise. Die glücklich heimkehrenden Masai-Krieger stecken sich Ringe aus weisser Kuhhaut an die Finger, während in Ukamba Ringe aus Elephantensohle am Oberarm (gewöhnlich mit eingeklopften Nägelchen ornamentirt) Jagdtrophäen bilden oder bei den Wanika ein Zeichen der „Kambi“-Würde sind. Sehr verbreitet in Ost-Afrika sind feine Reifen mit Messingdraht übersponnener Giraffen- und Elefantenhaare (III. E. 496—497), auch dicke Drahtringe, auf denen Spiralbänderverzierungen eingeschmiedet sind.[3]) Sie machen den Eindruck, als

1) Den Betchuanen-Kindern hängt man beim Zahnen als Amulet die harten Körper von *Brachycerus apterus* um den Hals. Wood. natural history of man. Afrika p. 323.

2) Beschrieben und abgebildet in Monatsbericht d. Akadem. d. Wiss. März 1878.

3) Derartige Verzierungen werden in eine entsprechende Form — wie auch in Europa

wären sie mit feinen Drath umwickelt (III. E. 498). Selten sind solche Ringe ganz geschlossen, die offnen Enden werden verdickt, rückwärts gerollt (494) u. s. w. Sehr beliebt in Ukamba ist als Unterarmschmuck auch ein mehrmals gewundenes Spiralband aus weichem Eisen mit Kerbungen am Rande (244). Solche Spiralbänder werden meist aus Kikuyu mitgebracht. Elfenbeinringe (es befinden sich verschiedene in meiner Sammlung) am Handgelenk oder Oberarm, oft von bedeutender Schwere, werden allenthalben in Ost-Afrika, bei den Wakamba aber nur von wenigen Noblen getragen. Ein sonderbarer Armschmuck ist den Masai eigen (No. 491). Er ist aus Büffelhorn geschnitzt und stellt zwei Spitzbogen [1]) dar, die an den zusammenhängenden Basen in zwei Schenkel verlaufen, nach oben aber divergirend eine Klammer bilden, in welche die Mausmuskel eingezwängt wird. Die freien Schenkel ragen etwas über der Schulter empor. Der Zweck der Muskeleinschnürung soll sein, diese zu verstärken. Das Gleiche suchen die Afrikaner durch festes Umlegen von Lederstreifen u. s. w. an den Beinen bei Ermüdung, oder um gegen diese zu schützen, zu bewirken. Den vornehmsten Schmuck des Armes — gewöhnlich nur des Unter-, oft auch noch des Oberarmes — bilden Stulpen aus bleistiftdicken Eisen- oder Messingdraht, dicht spiralig gewunden, haben sie die Form zusammengepresster Sprungfedern. Beim Kampfe sind sie zum Pariren von Keulen- und Schwerthieben wirksam. In der Nothwehr führt man auch einen sehr wuchtigen Schlag mit solchem Drahtpanzer. Viele afrikanischen Stämme tragen ihn.

Als Beinschmuck haben die Wakamba-Männer unter dem Knie einen Ziegenbart angebracht (No. 483) [2]). Ueber den Knöchel hängt gewöhnlich. ziemlich lose, ein feines Kettchen, an welchem von Stutzern kleine Glöckchen [3]) (III. E. 462 und andere) befestigt werden. Wanika umgeben die Knöchel mit einer grossen Anzahl Reifen, die mit feinem Drath umwickelt werden. Bei den Wadjágga sind ähnliche, aber dickere (III. E. No. 251) aus Kupferdraht in Mode.

Die verschiedenen Amulette, mit denen sich die uncivilisirten Menschen aller Erdregionen behängen, werden als eine Schutzwaffe angesehen.

---

warm hineingeklopft; bei den Wakamba ist für feinere Arbeiten ein Hippopotamuszahn als Hammer gebräuchlich.

1) Die Spitzbogenform und die des „maurischen Eselsrückens“ kommt überhaupt bei den Masai, wie den Somal häufiger vor, niemals bemerkte ich sie jedoch beim echten Neger. In ihr wie in manchem Andern liegt ein Anklang an asiatische Verwandtschaft dieser Stämme.

2) Man schneidet zu dem Behufe von der Haut des Bartes der geschlachteten Ziege über der Nase weg einen schmalen, zusammenhängenden Streif, der – noch frisch – an die Stelle gelegt wird, wo er verbleiben soll. Eintrocknend zieht er sich zusammen und presst die Muskel an.

3) Diese Glöckchen, „Yugu“ genannt, werden von den Schmieden an der Küste für den Binnenlandshandel, aber auch von den Eingeborenen selbst angefertigt. Man nimmt eine runde, dünne Eisenplatte und biegt sie zusammen, bis eine halbmondförmige, etwas bauchige Kapsel entsteht. Ein, auch zwei Eisenkügelchen bilden die Klöppel.

Sie verdienen also in einer ethnographischen Abhandlung den Platz zwischen Schmuck und Waffe. Bei den Wakamba bestehen sie (so z. B. III. E. No. 252, 253, 279, 307, 317, 320, 460) aus Holz- und Wurzelstückchen, hübsch mit Perlen und Kettchen verzierten Antilopen- und Ziegenhörnchen, die von einem Zauberer mit „Medizin" gefüllt sind, Leoporden- und Löwenkrallen, Eberhauern, Schlangenwirbeln (604), aus mit Figuren bekritzelten leeren, oder mit „Medizin" gefüllten Flaschenkürbissen etc. Auch einen Miniatur-Bogen mit aufliegendem Pfeile (484) kaufte ich in Kitui von der Brust eines M'kamba hinweg, welcher gegen Pfeilschüsse schützen sollte. Spiegel von 4—6 Zoll Quadrat glänzen auf der Brust der Zauberer. Bei den Muhammedanern sind bekanntlich Qorânsprüche und kabbalistische Zeichen auf Papierstreifen geschrieben, in Leder oder Zeugfutteralen (464), am gebräuchlichsten. Die Eigenthümer trennen sich meistens sehr schwer von ihrem Tand; sie glauben an die Schutzkraft desselben, wie man sich anderwärts mit Marienmedaillen und Heiligenbildchen zu schirmen vermeint. Asa foetida, in ein Säckchen eingenäht und am Halse getragen, soll, wohl nach indischer Idee, den Teufel abhalten.[1])

Zum Kriege und bei Festen schmückt sich der M'kamba durch erneutes Auftragen von Ockersalbe, wodurch die dunkle Haut genau die Färbung frisch gegossener Bronze erhält, gegen welche die blankgeputzten Eisen- und Messingornamente glitzernd abstechen. Ein steif abstehender Ring von Zebramähne kreuzt schärpenartig die Brust. Das trotzige Gesicht ist umrahmt von einem Kreise auf Leder befestigter schwarzer, kurzer Straussenfedern,[2]) aus welchem sich auf dem Scheitel hoch wallende weisse erheben, oder 3 keck emporgerichtete Hahnenfedern. Andere legen ein Pavianfell kappenartig über den Kopf (424). Die Knie zieren schwarzweisse Fellstreifen des langhaarigen Colobusaffen (514). In der einen Hand den Bogen, in der andern ein Bündel Giftpfeile, von wuchtigem Schwerte umgürtet, stürzt er mit wahnsinnigen Wuthsprüngen unter tiefgröhlendem Kriegsruf und angespornt durch das grelle Pfeifen der „Ngoli" (Kriegsflöte) in den Kampf, ein grauses Bild des Wilden.

Die Wanika haben als Kriegsschmuck eine Ledermaske (420) und kappenartigen Stirnaufsatz, mit Hühnerfedern besetzt (419), mit Röthel und Kalk phantastisch bemalt. Viele Ostafrikaner umgeben das Gesicht mit einem Zebramähnenkreise (421, 425). Masai, Wakwafi und Wakikuyu schminken sich für die Schlacht mit lang nachschleppenden Ueberwürfen von bunten Zeugen[3]), „Neivera" genannt.

1) Bei hysterischen Zufällen, die alle dem Teufel zugeschrieben werden, ist der „Teufelsdreck" auch wohl nicht ohne Wirkung.

2) Vgl. III. E. No. 513, welches Exemplar einen erschlagenen Mkwafi entnommen ist.

3) Diese Ueberwürfe werden von den Caravanen, fertig genäht, gebracht. Sie bestehen aus Streifen besonders weissen und rothen Baumwollenzeuges z. B. einer „Breite" weiss in der Mitte, eine halbe roth zu beiden Seiten und vice versa. Oben wird ein Schlitz zum Durchstecken des Kopfes gemacht. Da das benutzte Zeug sehr dünn, so flattert es lose im Winde.

Die Waffen der hier besprochenen Völkergruppe lassen ihre oft beregte Scheidung in noble Nomaden Nordafrikas und Negervölker deutlich hervortreten. Die Somal, Masai-Wakwafi und Gala führen Lanze und Speer, nur die unter ihnen wohnenden niederen Kasten, Midgu[1]), Waondorobo, Ariangulo, die vielleicht als letzte Ueberbleibsel einer echtafrikanischen Urbevölkerung anzusehen sind, welche durch die Einwanderer aus dem Nord-Osten unterjocht wurden, gebrauchen den weniger edlen Bogen. Jede Schusswaffe, erklären die Somal, ist die Waffe eines Feiglings, der Schwächste kann aus sicherm Versteck den Starken meuchlings umbringen. Auch das Feuergewehr hat aus diesem Grunde bei ihnen bis jetzt keinen Eingang gefunden. Die Wakamba, Wataita, näher den Neger verwandt, haben solche Scrupel nicht; der Pfeilbogen ist bei ihnen vielmehr die vornehmste Waffe.

Der Bogen der Wakamba (III. E. No. 399, 400) ist, wie bei den Wataita (III. E. 355) und Wanyamuezi-Völkern (556 bis 565 und 577 bis 580) von ziemlich hoher Wölbung. Die verlangte Biegung erhält und behält er, indem das nach den Enden gespitzt geschnitzte Holz mit Oel getränkt über leichtem Feuer langsam gekrümmt und gedörrt wird. Seltener bei den Wakamba als bei Wataita, Somal und andern Ost-Afrikanern sind, zur Vermehrung der Elastizität und gegen Rissigwerden des Holzes, Lederbänder umgelegt. Hierzu nimmt man gewöhnlich die Schwanzhaut verschiedener Thiere die, wenn noch frisch, in Ringen decm. um decm. überzogen werden. Eintrocknend legt sich die Haut fest um das Holz (III. E. 555). Die Bogenschnur wird meistens aus den Hals- und Achillessehnen des Viehs — auch wilder Thiere — hergestellt. Sie werden getrocknet, zu Fasern zerzupft und diese mit Oel getränkt gesponnen. Seltener sind feingeschnittene und gedrehte Lederstreifen, nur als Nothbehelf Bastschnüre in Anwendung. Die Kikamba und Kitaita Bogen spannen etwas über einen Meter, die der Wanyamuezi-Völkergruppe (von welcher sich eine grössere Anzahl in der Sammlung befinden) sind meistens etwas länger, auch weniger gewölbt.

Der Köcher ist meistens aus enthaarter Rindshaut zusammengenäht. Bei den Wakamba (III. E. 279, 339, 416, 539, 541) ist der Deckel gewöhnlich ganz abnehmbar, bei den Wataita (540) dagegen nur klappig aufsitzend. Der lederne Tragriemen wird mit Cauris oder Perlen geschmückt, einzelne Straussfedern zieren den Köcher ebenfalls. Die Köcher anderer Ost-Afrikaner weichen von diesen Formen wenig ab, dagegen sind die Pfeile bei verschiedenen Stämmen sehr unterschiedlich.

Die Pfeile der Wakamba sind etwa 6 dcm lang. Als Schaft dient seltener Rohr als geschnitzte Holzstäbchen, die möglichst gerade gerichtet,

---

1) Sehr auffallend ist, dass der Midgu-Bogen die Form des asiatischen hat, d. h. seine Wölbung ist eingedrückt (III. E. 236), während der afrikanische ein einfaches Kreissegment darstellt.

über Feuer gedörrt werden. Zur Erkennung, ob er ganz gerade ist, hat der M'kamba dieselbe Manipulation wie der Europäer, wenn er sich z. B. von der Güte eines Lineals überzeugen will — er hält es vor sich hin und lässt das Auge darüber gleiten. Am untern Ende des Schaftes wird sodann das Steuer aus 3 Federfahnen befestigt, die Schwingen grosser Vögel sind am beliebtesten, sonst nimmt man Perlhuhn — oder auch Hühnerfedern dazu. Sie werden durch umgewundenes Giraffenhaar oder feine Fasern festgehalten und mit Euphorbien- oder Sycomorensaft, der sehr kautschoukhaltig ist, verklebt. Sehr exact gearbeitet ist auch die Kerbe, worin die Sehne beim Anspannen des Bogens liegt. Dicht über derselben ist wiederum Giraffenhaar oder die zähe Haut der Stachelschweinborsten gewunden, um das Spleissen des Schaftes zu vermeiden. Dasselbe ist auch unter dem oberen, knopfförmig verdickten und ausgehöhlten Ende des Schaftes geschehen. In der Höhlung steckt, ziemlich lose, ein dünneres Holzstäbchen, welches an seinem Ende, in einer Spalte, die dreieckige eiserne Pfeilspitze trägt. Dieser Aufsatz bleibt sammt der Eisenspitze im Körper des Getroffenen zurück, wenn am Schafte ein Herausziehen des Pfeiles aus der Wunde versucht wird. Die Pfeilspitze stellt man meistens aus einheimischem Eisen her.[1]) Aus einer sehr dünn geschmiedeten Platte desselben wird sie mittelst Meissels ausgeschlagen und durch Feilen (europäische Sägefeilen werden importirt) und schleifen haarfein geschärft. Aufsatz und Spitze werden mit Gift dick beschmiert.

Das Pfeilgift[2]) (Mtchúngu) gewinnen die Wakamba, Wanika und Wataita aus dem Holze von *Carissa spec. an Schimperi DC.* (No. 2452 des herb. african. Hildebr., III. E. 554), welches möglichst fein zerspittert in Wasser viele Stunden lang gekocht wird, bis es die Consistenz und das Ansehen von Pech erhält. Der Bereiter begiebt sich dabei ganz allein in das dichteste Waldversteck, damit keines andern Auge, besonders keine Frau, sein Treiben beobachten kann und durch „bösen Blick" die Wirkung des Giftes schwächt. Die Wanika fügen Giftschlangenköpfe, Schlangengallen, die für besonders giftig gehalten werden u. dgl. hinzu. Der Giftbaum wächst auf den Bergen in Duruma, Taita, Ulu u. s. w. Sein Holz bildet einen Tauschhandelsartikel zu den Wakamba; es wird in armdicken ca. 0,5 m langen Stücken transportirt, Um das beim Trockenwerden ziemlich spröde Gift am Pfeile festzuhalten, wickeln die Wakamba einen Streifen pergamentartig bereiteter Ziegenhaut[3]) darum, welcher an der Spitze durch

1) Das Eisenerz wird mit Holzkohlenfeuer in Erdgruben geschmolzen und durch wiederholtes Umschmieden gereinigt. In Kikuyu wäscht man den eisenhaltigen Sand aus und streut die Metalltheilchen in's Schmiedefeuer, welches mit Blasebälgen (Ziegenhautsäcken) angefacht wird.

2) Vgl. Sitzungsbericht d. Ges. naturf. Freunde. März 1878.

3) Zu dem Zwecke wird die trockne Haut auf einem rauhen Sandsteine so lange gerieben, bis sie die nöthige Dünne und Weichheit erhalten. Man schlingt dabei den Streifen um einen auf der Erde liegenden Stein, den man mit einem Fusse niederhält und zieht ihn mit den Händen vielmals darunter hin und her.

einen Knoten verschlungen ist. Vor dem Gebrauche lösen sie diesen Knoten mit den Zähnen — so will es nämlich die Sitte — und entfernen die Hülle.

Die Pfeile der Somal (III. E. 82) sind denen der Wakamba ähnlich. Ihr Pfeilgift wird aus dem Wurzelholze von *Carissa edulis* durch gleiche Bereitung gewonnen. Wataita und Wanika führen kleinere Pfeile, meist mit einer Spitze aus hartem Holze (in III. E. 540). Entweder ist diese Spitze einfach pfriemenförmig, oder seitlich mit Widerhaken versehen. Das Gift, welches nicht umhüllt wird, sitzt in geringer Quantität am obersten Ende oder ist in regelmässig vertheilten Tüpfchen auf der ganzen Spitze angebracht. Die Gruppe der Wanyamuezi-Völker besitzt bedeutend grössere Pfeile, sie sind gewöhnlich nicht vergiftet, aber berechnet, möglichst grausame Verwundungen hervorzubringen und das Entfernen aus dem Körper des Getroffenen zu erschweren. Die Formen ihrer eisernen oder aus Ebenholz geschnitzten Spitzen lassen sich nur durch Abbildungen wiedergeben, sie spotten aller Beschreibung, es sind lanzettförmige, „hastate", einfach und doppelt widerhakige, mit rückwärts gerichteten Stachelreihen versehene u. s. w. (vgl. das ziemlich reichhaltige Material im ethnogr. Museum 566, 567). Zur Jagd auf kleinere Thiere, besonders Vögel, gebrauchen alle diese Völker meistens nur einfache, hölzerne Pfriemspitzen. Um aber die Sicherheit des Treffens zu vergrössern, nehmen sie auch ein breites Holzklötzchen (wie bei III. E. 403) statt der Spitze, oder stecken eine Maiskolbenscheibe darauf; ebenso befestigen sie seitlich in spitzem Winkel nach vorwärts abstehende Dornen daran, damit das Thier vielleicht von einem dieser geritzt werde.

Der Pfeilbogen gehört gewiss zu den am schwierigsten zu handhabenden Waffen. Von der ersten Jugend an übt der Wilde sich in seinem Gebrauche, stets, auch bei den kleinsten Gängen von Hause weg, im eignen Dorfe trägt er ihn bei sich. Ein guter Schütze trifft eine faustgrosse Frucht auf 30 Schritt fast Schuss um Schuss.

L a n z e und S p e e r, die vornehmsten Waffen der nordafrikanischen Nomaden, führen die Wakamba und Wataita nicht, nur hier und da dienen sie einem der Alten als Stütze und Zeichen seiner Würde. Die Somal und Masai haben beides, Lanze und Wurfspeer. Die Lanze des Somal [1]) trägt auf etwa 2 m langem wenig derben aber zähem Holzschafte bei den Nordstämmen ein flaches ca. 0,5 m langes, handbreites, langgespitztes Blatt (III. E. 538); bei den südlich wohnenden ist es gewöhnlich etwa fusslang, ziemlich breit, parallelseitig und erst gegen die Spitze hin plötzlich unter stumpfem Winkel verlaufend (146, 405). Die Masai-Lanzen [2]) (231, 408) sind sehr lang, gewöhnlich breit-lanzettförmig.

1) Sie wird, wie alle Eisenarbeiten, von der Kaste der Tomalo (Schmiede) aus europäischen Eisen gefertigt.

2) Die Wandorōbo, Hörige der Masai, schmieden sie.

Die Wurfspeere dieser Völker (Somali 147, 407, 538, Masai 232) sind gewöhnlich ähnlich geformt wie ihre Lanzen, jedoch selbstverständlich leichter und mit kürzerem Schafte. Bei den Somalen sind sie zuweilen auch am Grunde pfeilförmig. Die Wandorobo besitzen einen Wurfspeer mit 2 Gabelspitzen, die seitlich Widerhaken tragen (No. 511 Modell aus Holz). Er wird stark vergiftet und dient wie ein grosser breiter Pfeil (511a), zum Erlegen der Elefanten. Die verschiedenartigsten Formen von Lanzen und Wurfspeeren haben die Wanyamuezi-Völker (535, 536, 581 bis 587). Ihre Wurfspeere sind gewöhnlich in der Mitte des Schaftes mit einem spiralig umgelegten Metalldrathbande versehen, um beim Wurfe dem Blatte das Gegengewicht zu halten. Das Blatt selbst ist — wie bei den Süd-afrikanern — schraubenartig „Propeller" ähnlich gedreht d. h. eine Seite ist concav, die andere convex, also im Querdurchschnitte gestreckt Sförmig Hierdurch wird bedingt, dass sich der Speer beim Wurf durch die Luft um seine Axe dreht. Die Befestigung des Blattes am Schafte geschieht bei den Somal stets durch eine Hülse, in die das zugespitzte Schaftende steckt und (selten jedoch) mit einem Nagel gehalten wird. Bei den Wanyamuezi" steckt das Blatt zuweilen mit zu einem Dorne verdünntem Grunde im Holze des Schafts, der dann durch umgelegtes Leder- oder Eisenband am Spleissen gehindert wird. Der Grund des Schaftes ist entweder ein spitzer oder verbreiteter Eisenschuh zum Einstecken in den Boden, oder ein kurzer Spiralbandknopf. Zur Lanze gehört der Schild als Deckung. Die Völker, welche erstere nicht führen, haben — so die Wakamba, Wa-taita, Wanika u. s. w. — auch den letztern nicht.

Der Schild der Somal erinnert an den der Asiaten (z. B. der Süd-Araber und Belutschen). Er ist kreisrund, wenig gebuckelt und hat 3 bis 5 dcm Durchmesser. Man fertigt ihn aus Antilopen- (Beisa- III. E. 150 u. a.) oder Rhinoceroshaut (149)[1]) und verziert ihn durch eingedrückte Linien und Punctreihen. Die südarabischen Schwertfechter Zanzibars tragen einen dort gemachten runden Faustschild (III. E. 336) von meistens nur 0,25 m Durchmesser aber sehr hohem Buckel. Er wird gefertigt, indem man ein im Wasser aufgeweichtes Stück dickster Rhinoceroshaut über einen in den Boden geschlagenen niedrigen Pfahl hutartig spannt und in dieser Form durch Pflöcke in Löchern seines Randes bis zum Trocknen festhält. Dann wird er auf einer der dortigen primitiven Drehbänke in erhöhten Ring-verzierungen abgedrechselt. Die Masai-Wakwafi haben einen Schild von ähnlicher Form wie die südafrikanischen Stämme (z. B. Zulu). Er ist (III. E. 323) aus Ochsen- oder Büffelhaut, etwa 1,5 m hoch und halb so breit, nach den Enden verschmälert, mit einer leichten Mittelfaltung und etwas aufgebogenem Rande. Auf der Innenseite verstärkt ihn eine der ganzen Länge nach laufende breite flache Holzschiene die, in der Mitte ausgebogen

---

1) Siehe Vorläuf. Bem. über Somal a. a. O. Taf. II. Fig. 5.

zugleich den Griff bildet. Der Schild wird — auch hierin stimmen Masai und Zulu überein — mit Feldern in schwarz, weiss und roth bemalt.

Das Schwert der Wakamba (395a u. b) Wanika, Wazegua, Wadjagga, Wakikuyu (281), Masai und Wakwafi (275) wird entweder aus einheimischem Eisen geschmiedet oder aus zusammengeschweisstem europäischem Draht gefertigt. Schwertklingen bilden einen beliebten Tauschartikel der Binnenlandstämme unter einander. Sie sind ½ bis über 1 m lang und verbreitern sich aus fingerbreitem stumpfkantigen Grunde zweischneidig gegen die Spitze zu und zwar so, dass die breiteste (höchstens handbreite) Stelle zugleich diejenige ist, auf welcher beim Hieb die Wucht fällt. Ein gleichzeitiges Anziehen des Schwertes beim Schlage lässt die Schneide noch tiefer eindringen. Die Spitze biegt glötzlich ein, entweder spitzbogig oder „acuminat", sie ist nicht besonders scharf, da das Schwert niemals zum Stich benutzt wird. Der Griff ist für die Hand des Europäers ungewohnt dünn, da über das stumpfkantige Eisen nur ein einfacher Lederüberzug genäht ist, seltner darunter noch ein hölzernes Heft mit knopfförmiger Verdickung sich befindet. Ein Stichblatt fehlt. Die Scheide aus Holzschienen, die mit enthaarter Rindshaut überzogen ist, reicht meistens nicht bis zum Griffe hinauf, sondern umfängt die Klinge nur so weit, wie sie scharf ist — etwa ⅔ ihrer Länge. — Der Gurt wird aus mehreren übereinander genähten Lederstreifen gemacht, er ist häufig mit Cauris besetzt; statt Schnalle dient eine dünne Lederzunge, welche durch einen Einschnitt gezogen, mit einer Knotenschleife festhält. Uebrigens gürten diese Völker das Schwert selten um (bald an der rechten, bald an der linken Seite), sondern tragen es sammt Scheide in der Hand umher.

Verschieden hiervon ist das Schwertmesser der Somal (III. E. 127, 137, 531), welches dem abessinischen ähnelt, aber nicht so sehr gekrümmt ist. Es ist zwar zweischneidig, aber eine Seite stärker gebogen als die andere, also mehr säbelförmig. Es wird wie bei den Abessiniern an der Rechten gegürtet und seine Scheide in den langen Zeuggurt schräg eingebunden. In dieser Lage ist es stets handrecht zum Dolchstich von oben nach unten, wie die Yembie (25) der Araber. Die Klinge ist selten über 0.5 m lang, der Griff, in den sie wenig verschmälert übergeht, ist ziemlich bequem für die Hand. Er ist aus dunklem Horn in sehr schöner Form geschnitzt und mit eingelegten kantigen Zinnringen und zinnerner Endspitze versehen.[1])

Gebräuchlicher bei „Wanyamuezi" und Nyassa-Völkern, als bei andern Ost-Afrikanern sind etwa spannenlange Dolche (22, 456, 534), welche am linken Oberarm getragen werden. Die Klinge ist gewöhnlich lanzettförmig, Scheide und Griff aus Holz, oft hübsch geschnitzt und mit Metalldraht verziert.

---

1) In der Abbildung Wood's a. a. O. S. 658 mit der Bezeichnung „Dagger West-Afrika" kann ich nur ein Schwertmesser der Sómal erkennen.

Streitäxte sind bei den Nyassa-Stämmen, seltener bei Wanyamuezi gebräuchlich (III. E. 58, 391, 392, 524, 525, 526 etc.). Das meistens nach hinten lang verschmälerte und umgebogene Blatt sitzt im keulenförmig verdickten Stiele, welcher oft reich geschnitzt und mit Metall verziert ist.

Die Wurfeisen der central- und westafrikanischen Völker sind im Osten unbekannt, jedoch erinnern an sie die Wurfhölzer der Somal, knorriges, handartiges Astwerk, an dem die fingerlangen Zweige scharf zugespitzt und im Feuer gehärtet sind. Eine ebenfalls spitze Handhabe bleibt etwa fusslang stehen.

Die Keulen der Masai werden auf ziemlich weite Distanz mit Sicherheit geschleudert, bei den anderen Ost-Afrikanern jedoch gewöhnlich nur als Schlagwaffe gebraucht. Die Wakamba (304, 520 etc.) stellen sie aus faustdickem Holz- oder Rhinoceroshornkugeln mit armlangem dünnen Stiele dar. Ich sah Keulenknöpfe, die sehr hübsch mit eingeschlagenen Drahtringeln verziert waren.[1]) Aehnlich sind die Keulen der „Wanyamuezi" und Küstenvölker (III. E. 40, 223, 224, 521, 522, 523 etc. etc.), die Knöpfe sind häufig eckig und anderswie geschnitzt. Peitschen haben die Somal. Sie sind kurzstielig (Ochsenziemer) mit einem fingerbreiten (128, 141, 142) oder zwei schmälern Riemen versehen (74). Sie dienen zum Antreiben der Pferde und Sclaven. In Zanzibar bedient man sich für Sclaven (aber selten) einer aus Palmstroh geflochtenen Peitsche (Kamba No. 79, 386), zur Züchtigung derselben aber des Rhinoceroshautstockes oder der flexibeln Mtobuë-Lohden (89).

Auf Reisen tragen Wakamba wie auch Wataita, neben der geringen Kleidung und einigen Schmucksachen Sandalen, die aus Rindshaut sehr roh gefertigt sind. An langem, über die Schulter geschlagenen Riemen hängt das Sitzleder an der Seite herab; es ist ein Stück Ziegen-, Zebra- oder Leopardenfell (III. E. 313, 314, 517, 518, 519), welches beim Niedersetzen untergebreitet wird. Beliebter noch sind bei den Wakamba kleine Stühlchen (III. E. 287 bis 291), oft nur von 0,15 m Durchmesser der muldenförmigen Sitzfläche und ebensolcher Höhe. Sie werden aus einem Holzblock gehauen und haben gewöhnlich 3 gebogene Füsse. Man befestigt sie ebenfalls an einer kurzen Schnur irgendwo am Körper. Neben dem Gebrauch als Sitz dienen sie beim Schlafen als Kopfunterlage, wie bei den Somalen (III. E. 97, 98) und vielen andern Völkern die Nackenstütze. Hinten am Gürtel hängt auf dem Marsche die „Nyele" (343. 597, 598), die Längshälfte eines Flaschenkürbisses. Sie dient als Speisenapf und Trinkschale. In Djagga werden sie sehr hübsch aus Holz ge-

1) Diese Art der Verzierung ist bei den Wakamba, Wanika und andern Ost-Afrikanern, z. B. den Nyasser-Völkern beliebt. (vgl. Streitaxt 524, verschiedene Stühlchen der Wakamba etc.) Die Drahtringel, auch lose geflochtene Kettchen, halbmondförmig geschnittene Metallplättchen u. dgl. werden kalt in das harte Holz hineingeklopft und sitzen ziemlich fest.

schnitzt (548).[1]) Seltener wird auch noch ein kleiner einfacher Holzlöffel (284) mitgenommen. Das wichtigste Stück in der Reiseausrüstung eines M'kamba ist aber der Flaschenkürbis, worin sich sein Wasservorrath befindet (329a. b.). Oft ist derselbe mit Perlbändern und kurzen Kettchen verziert, der Lederstreif, welcher über eine Schulter geschlungen wird, ist meistens mit Cauris besetzt, in der Schale sind Verzierungen eingeschnitten. In diesen Flaschenkürbissen wird auch die — vorher gesottene — Butter und zuweilen Ricinusöl zur Küste gebracht, sie dürfen aber dann keine verletzte Haut haben, da sonst hier das Fett durchdringen würde. Die Somal, welche keine Flaschenkürbisse haben, flechten wasserdichte Flaschen aus Pflanzenfasern (III. E. 147). Die Maṣai, die keinerlei Pflanzcultur treiben, erhalten ihren Bedarf an Flaschenkürbissen von den umwohnenden Ackerbauern, übrigens kommen die Lagenarien auch verwildert bei ihnen vor. Als Kochgeschirre führen die Reisenden thönerne Töpfe (wovon später näheres) mit. In solchen Kochtöpfen darf, nach Caravanensitte, niemals Wasser geschöpft oder auch nur vom Wasserplatz zum Lager getragen werden, sondern nur in den Kürbissen. Auch das Feuerzeug wird auf der Reise nicht fehlen. Es besteht bei den Wakamba aus einem etwa 0,1 m langen und 0,95 m breiten viereckigen Brettchen weichen Holzes, in dessen Rand kleine Mulden eingekerbt sind (der Operirende hält es mit den Füssen fest). In eine der Mulden wird ein etwa 0,4 m langer, fingerdicker Stab harten Holzes gehalten und durch Quirrlen mit den Händen Feuer gemacht. Die Somal und andere Afrikaner nehmen statt des Brettchens einen zweiten Stab (III. E. 82). Noch ist bei der Reiseausrüstung der Wakamba eine kleine dreieckige lederne Umhängetasche (III. E. 550, welche aus Taita stammt) zum Transportiren von allerlei Kleinigkeiten zu nennen. Am Somali-Köcher (82) befindet sich eine Tasche, in der ein Stein zum Schärfen der Pfeilspitze, ein Knäuel Thierflechsen zum Nähen und Repariren der Bogensehne, einige Seemuscheln, die der frühere Besitzer wohl seinen Kindern im fernen Innern mitbringen wollte u. dgl. aufbewahrt werden.

Die Obersten einer Kikamba-Caravane tragen als sichtbares Zeichen ihrer Würde eine Paviankopfbedeckung, oder sonst welchen phantastischen Schmuck, als hörbare Insignie erklingt von ihrem Gürtel eine Glocke (509) aus Eisen, wie solche auch den Leitthieren ihren Heerden umgehängt werden. Bei den in's „Masai-Land“ reisenden Caravanen dürfen nur die Führer Hemden mit Aermeln tragen, während die Träger blossarmig gehen

---

1) Zu diesen und anderen Holzarbeiten, die bei den Männern als Zeitvertreib sehr beliebt sind, bedienen sie sich des kleinen, bereits erwähnten Beils, welches jedoch derart in einen kurzhakigen Stiel befestigt ist, dass es wie eine Hacke quer zur Längsaxe des Stiels steht. Rhinoceroshaut, die nass überzogen und antrocknen gelassen, vereinigt aufs festeste Blatt und Stiel.

müssen. Nur derjenige, welcher ein neues Handelsgebiet erschlossen hat, setzt sich, gleichsam als Orden, einen rothen Fez auf.

Wenden wir uns jetzt zur Kleidung der Wakamba-Frauen. Schon in der ersten Jugend wird bei Mädchen die Idee eines Schurzes durch einige kurze Kettchen angedeutet. Den Hintern verhüllt ein Stück weich gewalkten, stark geölten Leders, welches unten in zwei lange, schmale Zipfel getheilt, die Form eines Schwalbenschwanzes hat. Der Säugling wird von der Mutter auf dem Rücken in einem meist mit Cauris verzierten Gehäuse aus steifem Leder tagsüber bei allen Arbeiten mit umhergetragen. Durch einen um den Leib der Mutter gebundenen Riemen und einen andern vor der Stirn gespannten wird dies Futteral gehalten. Das Kind sitzt rittlings auf dem nackten Rücken der Mutter. Kopf, Aermchen und Beinchen ragen hervor. Auf den Boden des Gehäuses werden weiche grüne Blätter gelegt, welche die Stelle der Windeln vertreten und nach Bedürfniss erneuert werden. Schreit das Kleine, so schaukelt es die Mutter mit dem Körper zu seiner Beruhigung und macht psch, psch, psch — tout comme chez nous. Um es aus dem Gehäuse herauszunehmen, hebt die Mutter es über ihren Kopf hinweg.

Die heranwachsenden Mädchen werden bald mit einem geölten Schurzlappen versehen, den auch die ärmern Frauen tragen. Wer es aber erschwingen kann, hat einen Schurz aus, im Lande von eingeführten Eisen-, Messing- und Kupferdraht gearbeiteten Stabperlen, die durch feine Lederstreifen zusammen gereiht sind. Die drei Metallfarben sind zu hübschen Mustern gefügt. Die Form dieses panzerartigen Schurzes erinnert an die eines Wappenschildes. Bei Wohlhabenden reicht er bis ans Knie und ist dann seine Schwere beträchtlich; auch ist er, trotz einer der Länge nach verlaufenden Faltung, seiner Steifheit wegen, sehr unbequem. Die Wataita-Weiber tragen vorn und hinten Schwalbenschwanzleder, oft mit Cauris benäht, oder einen vielfaltigen bis zum Knie reichenden, einem Frauenrock ähnlichen Zeugschurz. Dieser ist bei den Wanika allgemein im Gebrauch.

Bei Regen und Kälte bedienen sich die Weiber der Wakamba eines grossen Ueberwurfes aus enthaartem, durch Kneten mit Butter oder Ricinusöl weich gewalkten und mit Röthel gefärbten Ziegen- oder Schafhäuten, dessen oberen Zipfel vorn am Halse verknüpft werden. Aehnlich ist das „Dú“ der Somalinnen (III. E. 154) aus rothgegerbtem, tuchweichem Schafleder, welches mit einem Leibgurt geschnürt wird. Dies tragen auch die Süd-Gala. In der Kleidung der Waswaheli-Frauen hat sich die arabische Mode eingebürgert. Originell ist aber der Gebrauch von einem Stück (½ Dutzend) bunter baumwollner Taschentücher, welches über den Brüsten befestigt ist und ein ebensolcher Schurz; auch viele indischen Tücher trägt man. Die Frauen der „Wilden“ lassen die Brüste stets unbedeckt.

Der Schmuck der Wakamba-Frauen ist fast ebenso, wie der bereits beschriebene der Männer, wenn möglich wird natürlich noch mehr

um- und angehängt. Den Weibern eigenthümlich ist aber ein ledernes Stirnband dicht mit schwarzen, rothen und weissen Perlen in eckigen Mustern bestickt. Das Bein ist vom Fussknöchel bis zur Wade und nochmals unter und über dem Knie in dichter Windung von einer Schnur feiner Perlen bekleidet; dieses hat das Aussehen von Perlgamaschen. Bei den Wataita und Wanika ist dieser Schmuck gebräuchlicher als bei den Wakamba. Auch der Oberarm ist zuweilen derartig geschmückt. „Drahtstulpen" tragen die Weiber ebenfalls. Nur bei wenigen Alten gewahrt man noch den echt barbarischen Schmuck einer handbreit und breiter spiralig gerollten Eisendrahtscheibe, wodurch der Kopf sich wie auf einem Teller präsentirt. Die Wataita-Schönen umgeben Hals und Nacken mit einem festen Wulste aus Perlschnüren von der Dicke einer Schlafrolle. Da er bis dicht unter das Kinn reicht, so ist ihnen ein züchtiges Niederblicken unmöglich gemacht. Diese Rolle wird Nachts nicht, wie der dichte Perlgurt, abgelegt, sondern dient als Schlafunterlage, daher der Name „Schlafrolle" gut passt. Die Wanika-Frauen tragen zuweilen einen sehr schweren Gürtel aus rundgeschnittenen, thalergrossen Muschelschalen-Stücken, welche durch ein centrales Loch aufgereiht werden (III. E. 493).

Die Waswahelinnen tragen einen bis handbreiten Bauchgurt aus Perlen (372), die Wadjagga besticken einen Lederschurz dicht mit feinen Perlen (372).

Besondere Kopfbedeckung haben die Wakamba-Frauen nicht, die Somalinnen legen jedoch ein blaues Tuch nach der Heirath auf. Die Waswahelinnen bedecken das Haar mit der ebenfalls aus indigoblauem dünnen Stoffe genähten „Ukāya„ (430), sie wird mit bunten baumwollenen Schnüren unter dem Kinn festgehalten, hinten hängen 2 schmale lange Streifen bis zur Erde. Schleier sind bei allen Ost-Afrikanern nicht gebräuchlich.

Die schweren, unbequemen orientalischen Holzsandalen, welche auch die faullenzenden Weiber Zanzibars umherschleppen (III. E. 113) und die ebenfalls den Südsomalen bekannt sind (93), kennen die arbeitsamen Eingeborenen des Innern nicht.

Zum Transportiren der Feldfrüchte u. dgl. dienen den Wakamba, wie auch den Wataita, korbartige Säcke von verschiedener Grösse, „Tchondó" (551). Sie werden auf dem Rücken, „im Kreuze" getragen, mit einem Riemen vor der Stirn. Dieselben sind aus Adansonienbastfäden dicht geflochten, roth und schwarz gefärbte Streifmuster werden in den braunen Grundton hineingewirkt. Das Flechten dieser Tschondós beschäftigt die Frauen in den Mussestunden etwa wie in Europa das Strümpfestriken. An der Zanzibar-Küste sind Körbe aus Hyphaene- und Cocoslaub (z. B. III. E. 69, 90) im Gebrauch.

Das Wasser zum Haushalte der Wakamba, welches oft aus weiter Entfernung herbeigeholt werden muss, tragen die Weiber und selbst kleinsten Mädchen in grossen Calabassen auf dem Rücken, ebenfalls mit dem Riemen vor der Stirn gestüzt. Zum Schöpfen nimmt man die Nyéle, halbirten

Flaschenkürbis, deren ebenfalls halbirter Hals eine gute „Tülle“ zum Einfüllen abgiebt. In „Zanzibar“, wo alles auf dem Kopfe getragen wird, gebraucht man meist aus Indien eingeführte thönerne Gefässe zum Wasserholen. Aus tieferen Brunnen schöpft man mittelst der „Mabuyu“, hohle Adansonienfrüchte (103), von denen 1—3 an einem Cocosstricke befestigt sind; sie haben an der Seite eine Oeffnung, wo das Wasser eintritt. Sonst schöpft man mit Cocosnüssen, die an einem Stiele befestigt sind (92 a. b.) Auf der Comoreninsel Johanna sah ich Wasser in verstopften Cocosnüssen tragen, ganz in der primitiven Art, wie in den süd-afrikanischen Wüsten Strausseneierschalen als Wasserflaschen benutzt werden.

Die Behausungen der hier zu besprechenden Völkergruppen sind je nach den klimatischen Verhältnissen ihrer Wohnsitze, je nach ihrer Lebensweise und Beschäftigung verschieden. Als primitivster Aufenthalt können die Hyphaene-Gebüsche gewisser Afer- (Danakil) Familien [1]) angesehen werden, dann folgt ein „Dass“ genanntes Obdach desselben Volkes [2]), durch konisches Zusammenstellen von Baumstämmen und Astwerk gebildet, ohne Ausfüllung der oft grossen Lücken, (es regnet dort äusserst selten). In den tropischen Regengebieten errichtet man temporäre Hütten aus Astwerk mit Grasüberdeckung. Hierauf folgt die transportable Zelthütte der Nomaden, wo über ein Bügelgestell aus dünnen Lohden Palmstrohmatten geheftet werden. Solche Matten sind bei den Somalen der regnerischen Berglande aus Gras- und Bastgeflecht hergestellt (III. E. 151, 152), welches auf der Aussenseite plüschartig gelassen, vor Nässe schützt. Die Másai verwenden Rindshäute zum Decken der Zelthütten; in der Regenzeit machen sie dieselben durch Kuhmist-Ueberlage dicht. Die feststehenden Hütten im trocknen Aferlande sind grösser, aber ebenfalls nur aus dünnen Hyphaene-Strohmatten hergestellt, ihre Decke ist gewölbt. Bei den Somal des Nordens ist das Mattendach sogar flach, eine Bauart, wie sie (auch bei Steinhäusern) nur in regenarmen Gegenden entstehen und bestehen kann. Sonst findet man in den ost-afrikanischen Küstenländern, vom Rothen Meere bis Mossambik dem arabischen „Arisch“ ähnliche Hütten mit Giebeldächern, dort mit Gras oder (bei den Süd-Somalen) Schilf, hier mit Cocospalmblättern [3]) gedeckt. Das Knittelholz-Fachwerk der Wände wird mit Steinen, die mit Lehm oder — bei den Somal — Kuhmist verschmiert werden, aufgebaut. Die Wanika haben ebenfalls noch Giebeldächer, die Hütten der Wakamba dagegen zeigen die echt afrikanische „Tokul“-Form, d. h. auf runder, etwa 1,5 m hoher Umfassmauer aus Steinen und Lehm oder Knittelholz wird das nach oben spitz verlaufende Dach aufgesetzt, sein Rand ist etwas überstehend, das

1) Vgl. meine „Erlebnisse auf einer Reise in d. Gebiet der Afer“ in Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdk. X S. 31.

2) Ebendaselbst S. 8.

3) Die verschiedenen Arten, wie das Palmblatt zu Schindeln verarbeitet wird, siehe in meiner Sammlung im kgl. landwirthschaftl. Museum zu Berlin.

Gerippe wird aus netzig verbundenem Astwerk errichtet und mit dicker Lage Gras oder Sorghum-Stroh überdeckt. Eine niedrige Thür giebt Luft und Licht wenig Zutritt. Die innere Einrichtung ist etwa folgende: In der Mitte ist der Heerd aus 3 Steinen zur Kesselunterlage, wo Tag und Nacht Holzfeuer unterhalten wird. Der Rauch entweicht theils durch die Thüre, theils sucht er an schadhaften Stellen des Daches Ausweg; übrigens ist der ganze obere Theil der Behausung pechbraun angeraucht, was auch den Maiskolbenbüscheln, die von der Decke hängen, nicht gerade gut thut. Gelegentlich ist auch ein Elefantenzahn im Dachstroh versteckt, man findet sie daher oft mit sehr gebräunter Rinde im Handel.

An den Seiten, rechts und links von der Thür, erheben sich, auf erhöhtem Gestell mit Rohrboden, durch dichtes Rohrgitter verschlossen, die Schlafplätze der Familie. Eine Rinds- oder Ziegenhaut bildet die Schlafunterlage, bei kleinen Kindern (der Reinlichkeit wegen) ein Bündel frischer grüner Blätter; die Kleider des Tages dienen zur Bedeckung der Schlafenden. Die Wakamba kennen nicht die hübsch geflochtenen Schlafmatten, die sonst in Ost-Afrika so gebräuchlich.[1]) Als Kopfunterlage dient den Wakamba das oben erwähnte Stühlchen. Viele Afrikaner, besonders die Kinder, schlafen ohne jede Erhöhung des Kopfes auf ganz ebener Fläche, woran sich der Europäer wohl nur schwer gewöhnen würde.

Der Raum unter der Schlafstelle wird zum Aufbewahren von Brennholz etc. gebraucht, hier nachtet auch das Kleinvieh der betreffenden Familie und die Kälber und Hühner. An Mobiliar haben die Wakamba ausser einigen etwas grösseren Stühlen nichts; ihnen fehlt auch der transportable Sitz, der sonst als „Angareb", „Kitanda" u. s. w. aus Afrika sehr bekannt geworden. In den oben genannten „Tschondós" (Säcken), bewahren sie Getreide und die „Kleinodien" ihres Besitzes auf, denn die Lederschläuche der Nord-Afrikaner, die hübsch mit Muscheln verzierten Taschen der Somalen (163), fehlen ihnen. Der Wasservorrath befindet sich in grossen Calabassen; auch die Milchgefässe und solche zum Buttern wachsen als fertige Behälter auf ihren Feldern. Mühsamer zu machen, aber auch hübscher, ist dagegen das dicht aus Dumblatt oder Pflanzenfasern geflochtene, reich mit Muscheln behangene Milchgefäss der Somal („Delo" 165) und das ähnliche „Schötti" (166), worin Speisen bewahrt werden. An langen Schnüren hängen sie von der Decke der Hütte herab. In einem grösseren, ebenfalls geflochtenen Behälter, „Han" genannt, schütteln die Somal die saure Milch zum Buttern.[2])

Die Kochtöpfe werden in Ukamba, Taita, Unika und an der Zanzibar-

---

1) Vgl. Exemplare in der Sammlung z. B. 114, auch Reiseerlebnissne a. a. O. S. 9. III E 104 ist ein Kiswaheli-Schlafsack „Fumba", welcher, an einer Seite offen gelassen, zum Hineinkriechen bei Thau und Regen dient. Besonders ist er auf Seereisen im Gebrauch.

2) Der festschliessende Deckel desselben passt mit seinem Rande in den Hals des Gefässes hinein, wie dies ja auch bei den blechernen Kannen unserer Milchhändler der Fall ist.

Küste von den Weibern angefertigt, bei den Somal meistens von den der Tomālo-Kaste, bei den Masai von den Wandoróbo. Als Material dient Lehm. Sie formen dieselben aus freier Hand, vom Boden anfangend und glätten sie mit den grossen Bohnen gewisser wildwachsender Papilionaceen. Fertiggestellt, werden sie zuerst an der Sonne getrocknet, dann in hellem Grassfeuer, im Somallande auch im heissen Kamelmistfeuer gebrannt. Die Form ist gewöhnlich rundbauchig mit aufrechtstehendem oder ausgebogenem Rande, die bei den Wakamba lang eiförmig, ohne Henkel oder mit kurzen, zuweilen in Paaren dicht übereinander stehenden Griffen. Meist sind dieselben ohne Deckel. Die Waswaheli haben — nach arabischer Mode — sehr verschiedene Töpfe im Gebrauch (vgl. Sammlung), darunter solche, deren Deckel weit übergreift und zum Schmoren mit Kohle bedeckt werden kann.

Sonst enthält die Wakamba-Hütte noch einen Getreide-Mahlstein [1]) mit dem doppelfaustgrossen Reibsteine, den grossen hölzernen Mörser zum Enthülsen des Getreides und zum Stampfen des Zuckerrohrs. Eine Wanne benutzen die Wakamba aus Aberglauben nicht, sie würde den Regen verscheuchen, sagen sie. Statt dieser lassen sie das gestampfte Korn von einer „Nyele“ (Flaschenkürbisteller) in die andere durch die Luft fallen, der Wind bläst die Spreu aus. [2])

Statt der sonst in Afrika so hübsch geschnitzten Kochlöffel (vgl. z. B. III E. 195 der Somali-Sammlung, welcher an beiden Enden Mulden trägt, um in zwei Gerichten rühren zu können), benutzten die Wakamba einen unten zugeflachten Stab. Auch Esslöffel (284) sind bei ihnen wenig gebräuchlich, wohl aber bei Somal (z. B. 191—194), in Zanzibar (107, 110, 270), in Johanna (310, 271) aus Cocusnussschale die Wakamba schlürfen eben alles Flüssige aus ihren Flaschenkürbisschalen. Auch Siebe kennen die Wakamba nicht. [3])

---

1) Er ist gewöhnlich etwa 0,8 m lang und halb so breit, dreifingerdick und etwas muldenförmig ausgehauen. Beim Mehlreiben wird er gehalten etwa wie bei uns ein Waschbrett; die Weiber (denn nur sie bereiten Mehl) knieen dabei. Das Korn wird etwas angefeuchtet. Das geriebene Mehl fällt auf eine untergelegte Haut oder Matte. Das nicht ganz zerkleinerte Schrot wird nochmals gerieben. In Taita sah ich seichte Mulden zum Mehlreiben in den nackten Fels bei den Dörfern gehauen. Die asiatische Handmühle ist auch in Zanzibar, aber nicht im Innern des Continentes, im Gebrauch. Sie besteht aus 2 runden Steinen von c. 0,5 m Durchmesser und 0,1 m Dicke, ist also ziemlich schwer. Der untere, festliegende trägt im Centrum einen Dorn aus Eisen, der obere dort ein etwa handbreites rundes Loch, wo das Getreide eingeschüttet wird. In dieses Loch ist ein Holzstäbchen horizontal eingespannt. Ausserdem hat er, nahe der Peripherie, einen aufrechtstehenden Griff; bei der Drehung an diesem Griffe bewegt sich der obere Stein natürlich excentrisch — zugleich reibend und schiebt das Mehl zur Peripherie, worüber hinweg es auf die unterliegende Matte fällt. Der untere Stein heisst im Kiswaheli „Mama“, Mutter, „Weibchen“, der obere „Mwana“, „Männchen“.

2) Sonst sind in Ost-Afrika Wannen wohl gebräuchlich. Vgl. Sammlung des landw. Museums.

3) Bei den Waswaheli sind sie aber zu finden (No. 213). In Zanzibar gebraucht man auch einen „Kifumbo“ genannten, engen Sack aus Palmstroh (246, 249), durch dessen Maschen der Saft von Früchten, Cocosnussschabseln u. dgl. mittelst Ringen gepresst wird.

An der Wand der Hütte, an leicht zugänglichen Stellen, hängen die Waffen.

Die Getreidemagazine der Wakamba stehen in kleinen separaten Hütten. Es sind bis 2 Meter hohe und breite, nach oben in einen kurzen Hals verlaufende Körbe aus dicht geflochtenem Zweig- und Strohwerk, welche gegen Bodennässe und Termiten auf einem Gestell von Balken ruhen.

Die Behausungen der Ackerbauer stehen inmitten ihrer Felder, zu Dörfern beisammen. Man sucht hierzu vornehmlich einen von dichtestem Dorngehölz umgebenen Platz aus. Durch Beifügung stachlicher Aeste und, wo nöthig, Palisaden, wird dieses Dickicht noch vermehrt. So wird ein sehr wirksamer Schutz gegen andringende Feinde hergestellt, besonders da diese lebende Dornschanze nicht mit Feuersgewalt erstürmt werden kann. Der einzige Zugang zum Dorfe führt durch Palisadenreihen und wird Nachts mit einer Pforte[1]) geschlossen.

Die Hütten und Getreide-Depots gruppiren sich gegen den Zaun zu, während der mittlere Dorfraum für das Rindvieh reservirt ist. Einige schattenbringende Bäume in und beim Dorfe sind gern gesehen.

Aehnlich sind die Dorfstätten der Hirtenvölker angelegt. Auch die Caravanen benutzen die allenthalben auf den Pfaden Afrikas zu treffenden Dornen zur Befestigung ihrer allabendlich wechselnden Lager. Besonders geeignet hierzu sind die Schirmacacien. Man legt natürlich den Stamm nach innen, die Stachelkrone nach aussen. In die schmale Eingangsöffnung dieses Zaunes zieht man Abends einen letzten grossen Baum als Verschluss.

Die Dörfer der Wakamba können mit Familiensitzen bezeichnet werden, denen der Vater oder Grossvater als Oberhaupt vorsteht. Seine Frauen und die seiner Söhne bewohnen mit ihren Kindern je eine Hütte. Hierzu gesellen sich dann meist noch einige ärmere oder kleinere Familien; jede Frau bewirthschaftet ihr eigenes Stück Feld und zieht die Heerde auf.

Die Hauptbeschäftigungen der Wakamba bestehen in Ackerbau, Viehzucht, Jagd und Handel.

Zur Feldcultur sind die Uferebenen der Flüsse und Terrainsenkungen, wo sich die Feuchtigkeit lange hält, am geeignetsten, ebenso Waldlichtungen, dagegen ist Hochgrasland zu sehr ausgesogen.

Das Klären eines Ackerplatzes geschieht durch Feuer, mit der kleinen Axt (die der Küstenvölker ist grösser [220]) und einem breiten lanzenblattförmigen Faschinenmesser an kurzem Stiel. (In Zanzibar dient hierzu die „Mdu“ genannte „Hiepe“ [106, 589]). Grössere Bäume werden durch Entrinden getödtet. An den Ackerrändern legt man Dornäste, unter deren Schutz allmälig dichte lebende Hecken entstehen. Dann wird der Boden

1) Diese Pforte ist bei den Wakamba aus verticalen Balken construirt, durch deren oben durchlöcherte Enden ein wagerechtes Rundholz als Angel läuft. Hierdurch öffnet man also die Thüre von unten nach oben. Beim Verschluss wird sie unten zwischen Schwelle und vorgeschobenem Riegelbalken geklemmt.

mit einem hölzernen, an den Enden breitgeschärften Spaten [1]) gelockert und von Unkraut gereinigt. Eiserne Geräthschaften dürfen hierzu nicht angewendet werden, der Regen würde verscheucht. Diesem alten Brauche entgegen haben jedoch einige Fortschrittler die Hacke, „Yembe“ (III. E. 219) der Küstenvölker letzthin eingeführt. Nachdem so bei Beginn der Regen der Boden vorbereitet, schreitet der Säende über den Acker, bei jedem Schritte mit dem (nackten) Fusse ein Loch scharrend, in welches er einige Körner aus der Hand fallen lässt, der Fuss deckt sie zu und wenn der gute Zauberer genug Regen macht, der böse ihn nicht zurückhält, so ist bis zur Ernte nichts weiter zu thun, als einmal das mitgekeimte Unkraut zu jäten.

Die Wakamba bauen hauptsächlich *Pennicillaria spicata* „Mää“ in ihrer Sprache („Mawēle“ im Kiswaheli), Mais, „Mbemba“, („M'hindi“ i. e. indisches (Korn) Kis.), auch *Cajanus indicus*, „Ndoko“ („M'bāzi“ Kis.) und andere Hülsenfrüchte, als *Dolichos Lablab; D. tetraspermum*, *Phasaeolus Mungo* etc. [2]) — *Sorghum*, „Mūvia“, („M'tama“ auf Kis.), Manihot [3]) „Manga“ i. e. arabisches, („M'hogo Kis.) und Bataten werden weniger gezogen, da es — im Kitui wenigstens (1000 m Meereshöhe) — etwas zu kalt erscheint. An besonders feuchten und fruchtbaren Stellen, auch auf den durch Quellen bewässerten [4]) Matten der Taita-Berge, gedeihen Bananen und das geliebte Zuckerrohr „Iwa“ Kikamba, („Miwa“ Kis.).

Selten nur wird ein Feld mit einer einzigen Fruchtart bestellt, meist wird „zwischen gepflanzt“. So setzt man auf *Cajanus*- und *Sorghum*-Aeckern, welche zwei Regenzeiten bis zur Reife bedürfen, Bataten (aus Stecklingen gezogen) und Manihot (aus Steckholz) oder säet Bohnen, die bei ihnen eine Stütze der windenden Triebe und Schatten finden. Hier und da schlängelt sich auch ein Flaschenkürbis-Gewächs am Boden des Feldes. Tabak wird dicht bei den Hütten gepflanzt, wo er durch die dort angesammelten Düngstoffe [5]) sehr gut gedeiht. Es ist die rothblühende sgn. virginische Art. Er gebraucht ebenfalls zwei Regenzeiten zur Ausbildung. Ricinus-Bäume, eine grosskörnige Culturform, stehen in weiten Abständen zwischen

---

1) Dieser Spatenstecken heist auf Kikamba Muo. Auch Wataita benutzen ihn. Er ist 1 — 1,5 m lang, von handlicher Dicke und entsprechend gebogen. Er wird bei gebückter Körperstellung mit der Rechten geführt und zwar nach dem Einstecken in den Boden zum Körper hingezogen, während die linke Hand das durch ihn an der Wurzel gelösste Unkraut ausreisst und auf Häufchen zusammenlegt. Die Verfertigung dieser Spaten und ihr erneutes Zuschärfen ist eine Lieblingsbeschäftigung der Alten. Sie nehmen gewöhnlich Ebenholz-Aeste dazu. Aehnliche Stecken, jedoch mit eisernem Schuh, kennt man auch in Arabien.

2) Während *Arachis hypogaea* und *Voandzeia subterranea* nicht, wie an der Zanzibar-Küste, cultivirt werden.

3) Hier, wie überall in Ost-Afrika, die ungiftige Culturform Nur, wenn sie viele Jahre hintereinder auf demselben Felde gezogen wird, oder durch andere Ursachen verkümmert, nimmt sie, besonders roh genossen, wieder betäubende Eigenschaften an.

4) Das Wasser wird in Bananenscheiden geleitet.

5) Die Wirkung des thierischen Dunges ist ihnen nicht bekannt, sie würden es für eine grosse Beleidigung halten, wenn man ihre Felder derart beschmutzte.

andern Feldpflanzen. Das ganze Jahr hindurch wird gesäet und geerntet. Sorghum, welches in den Herbstregen gesäet wird, wächst etwa Meter hoch empor nnd steht dann in der trocknen Zeit still; in der grossen Frühjahrs-Regenzeit entwickelt es sich schnell zur Reife, die im Mai erfolgt. In den grossen Regen säet man Mais, Hülsenfrüchte, Kürbisse und andere schnell reifende Pflanzen. Wenn sie abgeerntet, baut man an ihrer Stelle *Pennicillaria*, die im Januar und Februar eingebracht wird.

Die Getreide-Aehren werden, ehe das Korn ausfällt, mit einem Messer einzeln abgeschnitten. Man lässt dieselben in der Hütte nachtrocknen. Gelegentlich werden sie auf hartem Boden oder glattem Fels als Tenne mit langen dünnen Lohden, an denen oben einige Seitenäste gelassen, gedroschen. Der Mehlbereitung habe ich bereits oben (Seite 370) gedacht.

Die Kochkunst der Wakamba steht auf einer sehr niedrigen Stufe. Das Hauptgericht ist eine steife Polenta aus *Pennicillaria*-, Mais oder *Sorghum*-Schrot, wie sie in Afrika — und Süd-Europa — allenthalben genossen wird, dann ein dünner suppenartiger Mehlbrei, der aus der „Nyele“ geschlürft wird. Er dient auch als Kinderpapp. Zwei bis drei Tage lang stehen gelassen, wodurch er natürlich säuert oder schimmelt, ist er als „Utchú“ ungemein beliebt. Bohnen — nur, wenn sie reif sind — siedet man weich und stampft sie zu Brei, der, wie auch die Polenta, mit saurer Milch oder, wenn es hoch hergeht, mit Butter übergossen wird. Manihot- und Batatenwurzeln röstet man in heisser Asche oder kocht sie in Wasser, junge Lagenarien und Kürbisse werden „abgequellt.“ Zu Spinat dienen die Blätter einiger Hülsenfrüchte, z. B. der „Kunde“, ebenso Manihot- und Kürbisrankenspitzen, auch einige wildwachsende Chenopodiaceen und Capparideen. Das wäre etwa die pflanzliche Kost der Wakamba. Von der Fleischkost, den Speisegesetzen u. s. w. werde ich weiter unten berichten. Die Zubereitung des Tabaks, der von Ukamba als Handelsartikel zu den Masai und selbst bis zur Zanzibarküste gebracht wird, geschieht auf die einfachste Weise. Die noch fast grünen Blätter werden abgepflückt, und nachdem sie leicht gelb geworden, feucht gestampft und in verschlossenen Flaschenkürbissen oder Bananenblattscheiden fest verpackt. Manche der Küstenstämme formen die gestampften Blätter zu Kuchen, wie es in Abessinien geschieht. In Zanzibar flechtet man sie in etwa dreifingerbreite Stränge, auf Johanna sind diese nur fingerstark und wird dort der Tabak „nach der Elle“ verkauft. Nur wenige Wakamba rauchen aus sehr hübschen Thonpfeifen (Nr. 449, 451). Bei den Wadigo, einem Subtribus der Wanika, ist Rauchen aber fast allgemein (Pfeifen 448, 450); so auch bei den Wanyamuezi (452 u. a.). Die orientalischen Wasserpfeifen (568, 454 aus Zanzibar) scheinen noch keinen Eingang zum Innern gefunden zu haben. In der Noth behilft sich der Neger (in Zanzibar (383) und Taita, (woher 453 stammt), mit einem ausgehöhlten Maiskolben als Tabakspfeife; der Somali nimmt den Markknochen eines Hammels (184) oder die Rindencylinder junger

Zweige (185) statt Pfeife. Der grösste Theil der Wakamba, wie auch Masai, Wakikuyu, Gala, Wataita und Wanika rauchen nicht, sondern kauen und schnupfen den Tabak. Zu Schnupftabak wird er auf einer flachen Steinplatte, die vorher über Feuer erwärmt worden, mit einem runden Steine zerrieben und gepulvert. Hierzu fügt man etwas Butter oder sonstiges Fett und ein Salz (Salpeter?) aus Djagga „Magadi" genannt. Letzteres ist auch, mit Kautabak gemischt, sehr beliebt. Wanika, Waswaheli und andere Ost-Afrikaner nehmen statt des „Magadi" die salzige Asche von Bananenfruchtstielen, welche sie auch zur Noth an Stelle des Salzes den Speisen zusetzen.

Berauschende Getränke bereiten die Wakamba aus Zuckerrohr, in dem dasselbe geschält und in kleine Stücke gesplissen in einem hölzernen Mörser (der, um festzustehen, in die Erde gesetzt wird) von den Jungen (das Getreide dagegen nur von den Frauen) gestampft wird. Der Saft wird unter Zusatz von Wasser dann mit den Händen ausgedrückt und durch beigefügte *Kigelia*-Fruchtstücke [1]) in Gährung gesetzt. Nach 1—2 Tagen ist das Getränk fertig. Aus Honigwasser wird ein besseres in gleicher Weise bereitet. Der abessinische Meth, „Tetsch", gährt unter Zusatz von *Rhamnus Zaddo*-Wurzeln oder *Rh. pauciflor.*-Blättern [2]). Die Wakikuyu trinken ihren „N'gōhi" (mit Kigelia gegohrenem Zuckerrohrsaft) nur aus Kuhhörnern, ganz nach abessinischer Art. Bier-ähnliches Getränk kennen die Wakamba nicht, wohl aber die Wanika, besonders die in Geriama. Sie bereiten es auf folgende Weise: Sechs Theile Sorghum-Körner und ein Theil *Eleusine Tocussa*-Samen werden, jedes für sich, 3 Tage lang in Wasser gelegt. Dann nimmt man das Sorghum heraus, trocknet es an der Sonne und zerreibt es auf einem Steine zu Mehl, fügt Wasser hinzu und kocht es etwa 6 Stunden lang. Die erkaltete Brühe lässt man 2 Tage lang stehen. Am dritten Tage setzt man das inzwischen lang gekeimte Eleusine-Malz, welches zerstampft worden, hinzu. Tags darauf wird das ganze Gebräu durchgeseiet und ist fertig zum Trinken. Die Bereitung des abessinischen Biers habe ich früher beschrieben [3]). Die Hirtenvölker, welche nichts cultiviren, bereiten natürlich auch kein Bier, Meth aber trinken die Masai ebenfalls, die Somal — strenge Mohammedaner — aber nicht.

Die Wanika und Wadjagga gewinnen auch aus Bananen einen Wein, der gewöhnlich nur durch Zusatz von Wasser zur zerquetschten reifen Frucht, denn aber auch mit Kigelia gegohren wird.

Die verschiedenen Palmen werden von den Stämmen der Küste angezapft. Besonders die Wanika verstehen sich darauf. Sie haben die böse

---

1) Die bis 0,5 m langen gurkenähnlichen Früchte der *Kigelia pinnata* werden hierzu in Längsstücke zerspalten. Diese lässt man viele Stunden lang bei gelindem Feuer in Wasser „ziehen" und dann werden sie getrocknet und bis zum Gebrauche aufbewahrt. So dienen sie viele Male als Gährstoff.

2) vid. „Gesammelte Notizen über Landwirthsch. u. Viehz. in Abessinien". Zeitsch. f. Ethnol. 1874 S. 340.

3) Ebendaselbst S. 326.

Gewohnheit, jeden Morgen stark dem „Frühschoppen“ zuzusprechen, so dass man gegen 9 Uhr kaum noch Jemanden nüchtern antrifft. Bei der Cocospalme wird der noch ungeöffnete Blüthenstand (welcher in diesem Alter das Ansehen eines grossen Maiskolbens hat) von unten bis fast zur Spitze mit einem Faserstricke in dichter Spirale umwunden. Die Spitze selbst schneidet man ab und quillt sodann aus den Blüthenstielen der Saft hervor (bei gesunden Palmen etwa 1 Liter per 12 Stunden), welcher in einer angehängten Calabasse gesammelt wird. Abends und Morgens bindet man ein neues Gefäss unter und schneidet zugleich eine Scheibe des Blüthenkolbens ab, um eine frische Verwundung hervorzubringen. Der Nachts ausgeflossene Saft ist anfangs nicht sehr stark und wird es erst im Laufe des nächsten Tages, der Tags über in der Sonnenwärme gezapfte dagegen ist bereits Abends moussirend. Schnelle Gährung wird auch in vielgebrauchten, ungereinigten Calabassen erzielt. Zum Palmweinzapfen nimmt man gewöhnlich nur alte, nicht mehr tragende Bäume; sie werden dadurch noch mehr erschöpft, gehen aber deswegen nicht ein. Um sie leichter ersteigen zu können, werden Stufen in den Stamm gehauen. Palmwein bildet auch gute Brothefe. Nach 1 — 2 Tagen wird er sauer und dient allgemein an Stelle des Essigs. Von der Borassuspalme wird Wein in gleicher Weise gewonnen. Er ist stärker als der der Cocos.

Bei Hyphaene und Phoenix silvestris dagegen schneidet man den vorher der Blätter beraubten Vegetationskegel an[1]), wodurch der betreffende Stamm verblutend zu Grunde geht. Hanf *(Cannabis indica)* „Bangi“ auf Kiswaheli vom indischen „Bang“, wird von der hier besprochenen Völkergruppe weder angebaut noch genossen; in Zanzibar (III. E. 606) dagegen und bei den Nyassa-Völkern hat sich diese verderbliche Sitte sehr eingebürgert. Aus Europa eingeführte Spirituosen werden von den Ost-Afrikanern, wenn sie sich nicht etwa „Christen“ nennen, nur im Geheimen genossen. Zum Innern sind sie noch nicht gedrungen.

Die Viehzucht wird, wie ich bereits Anfangs dieses Berichtes hervorhob, von der hier zu behandelnden Völkergruppe als edelste Beschäftigung anzusehen.

Der Viehbestand der Abessinier[2]), der Somal, Gala und Másai ist ein sehr bedeutender, in Ukamba finden sich nur in den Districten Kitui, Ulu und andern östlich gelegenen grössere Heerden, während in Malemboa, Ikanga und den übrigen nur etwas Kleinvieh von den räuberischen Masai verschont geblieben ist, Auf den schwierig zugänglichen Berggehängen Taita's Djagga's und in Kikuyu weidet ebenfalls noch manche schöne Heerde. Den Wanika ist aber wenig übrig geblieben, denn fast in jedem Jahre erscheinen die gefürchteten Schaaren der „ostafrikanischen Hunnen“ in den Küsten-

---

1) Wie es die Afer machen; vgl. Zeitschr. S. Ges. f. Erdk. X. S. 30.

2) Vgl. „Gesammelte Notizen.“ a. a. O.

regionen, selbst bis Angesichts der Stadt Mombassa, alles niederwerfend, was sich ihrem jähen Anprall widersetzt. Nach ihren Traditionen sind sie von Anbeginn die einzigen rechtmässigen Besitzer alles Viehs, sie erobern also nur ihr Eigenthum zurück. Nach ihren wilden Sitten muss der Jüngling das Vieh, um welches er sein Weib von ihrem Vater freit, im Kampfe selbst erlangen. Fast immer kehren sie siegreich mit vieler Beute zu den Ihrigen in die heimathlichen Ebenen zwischen Kilima ndjaro und Kenyá zurück. Aus gleichem Motive, d. h. um des Viehraubes willen, haben die Somal sich immer weiter südlich ausgebreitet, die Gala-Stämme in den letzten 15 Jahren vom Jub bis über den Tana hinaus überfluthend. Die central- und südafrikanischen Sclavenjagden haben viel analoges mit diesen Viehrazzien. Der Nomade will aber keine Sclaven, welche die edlen Erzeugnisse seiner Heerden mit verzehren, den Schutz und die Wartung seiner Lieblinge vertraut er keiner fremden Hand, am allerwenigsten einer erzwungenen an. Die Besitzzeichen werden durch Schnitte in den Ohren oder durch Brennen mit glühenden Eisen angebracht. Im Hüten des Viehs wechseln sich die männlichen Eigenthümer der gemeinschaftlichen Dorfheerde ab, bei den Wakikuyu beziehen die Knaben und Jünglinge oft weit vom elterlichen Dorfe entfernte Weiden, wo sie ein Hirtenlager errichten, welches von keiner Frau betreten werden darf. Die Hirten tragen ausser ihren Waffen, einen langen Stab („M'bolōi" kikamba) mit einem Hakenzweige am Ende zum gelegentlichen Einfangen eines Stückes, indem der Haken um die Fussbeuge desselben geklemmt wird. Auch lederne Riemen mit Schlinge benutzen sie hierzu. Beim Scheuchen der Heerde springen sie, grell schreiend und Grimmassen schneidend, mit hoch erhobenen Armen vor den Köpfen der Thiere empor, beim ruhigen Treiben pfeifen die Wakamba ununterbrochen in jodelnder Weise, wie es auch die europäischen Hirten thun. Die Leitthiere der Heerden tragen eine Glocke am Halse, bei den Somal ist sie aus Holz (III. E. 94)[1]), bei den Wakamba aus Eisen (599).

Das Vieh übernachtet im Dorfe und wird Morgens, nachdem der Thau etwas abgetrocknet, ausgetrieben, der junge Nachwuchs bleibt zurück.[2]) Es wird Morgens und Abends gemolken, bei den Wakamba nur von den Männern, bei Wakikuyu auch von den Weibern. Die Somal benutzen, wie die Abessinier, geflochtene Tröge zu Milchgefässen, sonst dienen Calabassen dazu. Alle räuchern die Gefässe vor dem Melken über dem Feuer aus, die Wakikuyu nehmen Erythrina-Holz hierzu, welches sie von den

---

1) In der Form den Mombuttu-Glocken ähnelnd, oft mit 2 Klöppeln.

2) Zum Entwöhnen binden die Wakamba den Kälbern ein Lederband, aus dem lange Acacienstacheln hervorragen, auf die Nase, es kann dann fressen, will es aber an der Mutter saugen, so sticht es diese in das Euter und sie verstösst es. Die Somal binden den Kälbern zu demselben Zwecke einen Maulkorb (III E 116, 117) um. Die Araber umgeben das Euter (wenigstens der Ziegen) mit einem Zeugsacke.

Ufern des Tana holen. Sie räuchern nur alle 5 Tage, an den andern werden die Gefässe vor Aufnahme der Milch nur mit Wasser ausgespült. Die Wakikuyu legen ein kleines Stück Rhinoceroshaut in die Milch, damit wilde Thiere dem Vieh nichts anhaben, in gleichem Glauben verwenden die Wakamba ein Stückchen einer gewissen (?) Holzart. Die Masai-Wakwafi trinken die Milch roh, selten die von Tags vorher übrig gebliebene gesäuert. In Abessinien wirft man im Feuer erhitzte Steine in die frisch gemolkene Milch, um sie zu kochen, sonst kocht kein ostafrikanisches Volk die Milch. In Ukamba geniessen nur alte Männer und Kinder gelegentlich frische Milch, alle anderen Buttermilch. Die Wakikuyu vergeben keine Milch an Fremdlinge aus dem Glauben, es könne dem Vieh Schaden bringen. Die Masai-Wakwafi bereiten keine Butter, die Wakikuyu nur bei der Geburt eines Kindes, welches damit eingerieben wird und auch alle Tage etwas davon zu essen bekommt. Alle andern Ost-Afrikaner buttern, indem die saure Milch (nicht nur der Rahm) in den jeweiligen Gefäese geschüttelt wird, bis sich unter Zusatz von kaltem Wasser die Butter sondert, die dann roh, häufiger jedoch gesotten verzehrt wird. Um sie lange aufzubewahren, siedet man sie in offnem Topfe so lange, bis die wässrigen Theile verflüchtigt sind, dann nimmt man sie vom Feuer und streut Getreideschrot (oder auch gepulverten Kuhmist) hinein, wodurch sich die Unreinlichkeiten zu Boden setzen und eine klare ölige Flüssigkeit bleibt. So wird sie in den Handel der Stämme unter sich und mit den Orientalen zur Küste gebracht.

Wie die Milch, geniessen die Masai-Wakwafi, Gala, Wakikuyu, Wakamba, Wataita, Wanika und verwandte Stämme das Blut des Viehs. Es hat eine etwas berauschende Wirkung[1]) und grosse Nahrkraft. Es wird aus einer der grossen oberflächlich gelegenen Halsadern entnommen, die vorher durch starkes Schnüren des Halses mittelst einer Riemenschlinge unterbunden wird. Ein kleiner Pfeil (der der Wakamba No. 598), dessen Spitze gerundet wie die eines Tischmessers ist und damit sie nicht zu tief eindringe, an einer gewissen Stelle dick mit Faden umwunden worden, wird mit einem kleinen Bogen in die Ader geschnellt — ein „Schnepper“ primitiver Art. — Von einem starken Ochsen lässt man ungefähr 1 Liter Blut ab. Nach etwa einem Monat kann dasselbe Stück wiederum zur Ader gelassen werden. Das Blut wird für sich allein. oder mit frischer Milch vermischt gequirlt[2]) und roh getrunken. Dieses ur-

1) Die Somal trinken — als Mohammedaner — zwar kein Blut, aber essen grosse Massen ausgelassenen warmen Schaftag. Er soll ebenfalls „in den Kopf steigen“, welche Wirkung ja nach Schweinfurth auch Menschenfett hervorbringt. Rhinocerosfett bringt, wie die Waswaheli sagen, solche Hitze in den Körper, dass man in der kältesten Nacht keiner Decke bedarf.

2) Der ost-afrikanische Quirl besteht aus einem Stabe, an dessen unterm Ende kreuzweise Stäbchen befestigt oder Aestchen stehen gelassen sind. Er wird gehandhabt wie bei uns. (109 und 355.)

wüchsige Getränk schmeckt nicht unangenehm, etwa wie Braunbier- mit Milch-Suppe, aber nicht so bitter, sondern mehr salzig. Es scheint, als ob die Nomadenvölker, welche kein Salz zu ihren Speisen fügen, dasselbe zum Theil wenigstens, durch dieses Blut zu sich nähmen.[1]) Das Blut, welches beim Schlachten des Viehs fliesst, wird natürlich ebenfalls genossen. Masai und Wakikuyu stechen, um das Rind zu tödten, ihm ein kleines scharfes Messer in's Rückenmark beim Hinterhauptloch und bewegen es hin und her, worauf das Thier zusammenstürzt. Kleinvieh wird von ihnen durch Zuhalten der Nase und des Mauls erdrosselt. Die Wakamba erwürgen auch das Rindvieh, wozu mehrere Mann gehören, sie helfen dabei durch Keulenschläge auf den Hinterkopf Tod oder Betäubung beschleunigen. Hühnern wird der Hals zugehalten, bis sie verenden. Sobald das Vieh bewegungslos daliegt, streifen sie die Haut vom Halse ab und suchen die Schlagader, die sie durchschneiden und das Blut in Gefässen auffangen oder mit dem Munde aussaugen. Das Blut, welches nach dem Abhäuten und Ausweiden in der Bauchhöhle sich angesammelt findet, wird meistens mit rohen Fleischstücken vermengt genossen. Rohes Fleisch essen alle diese Völker, besonders die Abessinier. Bei den Somal ist aus ihrer vormohammedanischen Zeit nur noch die Liebe zum rohen Kamelknochen-Mark übrig geblieben.

Die Speisegesetze dieser Völker beziehen sich auf Fleischkost, nicht auf vegetabilische. Die Masai und Wakwafi leben nur von ihrem Vieh, keine Vegetabilien, kein wildes Thier irgend welcher Art, dient ihnen zur Nahrung. Hühner werden von ihnen, den Gala, Wadjagga, Wakikuyu und Somal (obgleich es letztern, als Mohammedanern, erlaubt wäre[2]) nicht gegessen, ja nicht einmal gehalten, ebensowenig deren Eier oder die Eier anderer Vögel. Auch Wakamba und Wataita verschmähen Eier, sie seien Excremente der Vögel, sagen sie, und Excremente ässen sie nicht. Die Hühner selbst aber verzehren sie wie auch andere Vögel. Allen diesen Völkern, mit Ausnahme der küstenbewohnenden Somal, sind auch Fische ein Gräuel, sie sagen, wie die Hühner zu den unreinen Geiern gehörten, so seien die Fische mit den Schlangen verwandt.[3]) Bei den Masai essen die Krieger die Fleischtheile des Viehs, das Innere und der Kopf bleibt

---

1) Auch in der Form von Holzasche, worin sie Fleisch rösten und durch die vielfach brackigen Quellen nehmen sie Salz zu sich. Die Somal reichen sogar dem Vieh Salpeter zum lecken hin, welches sich in ihren Kalksteinfelshöhlen findet. Salz an Geldesstatt ist aus Abessinien bekannt. An der Zanzibar-Küste gewinnt man Kochsalz, indem man Sand- und Salzgemenge des Meeresstrands in Körbe füllt und Seewasser darauf giesst, welches als Lacke durch das Korbgeflecht filtrit und in Kochtöpfen abgedampft wird. Im Innern nehmen die Wakamba- und Waswaheli-Caravanen den Salzschlamm der Bachufer, schütten Wasser darauf und setzen dieses den Speisen zu.

2) In den Küstenstädten ziehen sie Hühner für die passirenden Schiffe auf.

3) Diese Annahme findet sich auch — nach Livingstone — bei den Betchuana. Diese haben auch „a sort of obliance to serpents by clapping their hands to them and refusing to destroy them.“

für die Weiber und Kinder. Den Wakamba-Weibern ist nicht erlaubt, Ruthe und Hoden zu essen. Die Frauen der Wakikuyu dürfen am Tage kein Fleisch essen, überhaupt nehmen sie nur in ihrem Hause Speise zu sich. Sie halten die Mahlzeiten mit ihren Kindern ab, der Mann isst getrennt von der Familie und aus anderer Schüssel. Die Masai essen am gleichen Tage nur einerlei Kost, z. B. nur Milch, am andern Tage nur Fleisch und Blut, am dritten nur Milch und Blut u. s. w. Die Krieger (Muran) leben auf ihren Zügen nur vom Fleische des mitgenommenen und erbeuteten Viehs, allenfalls trinken sie auch dessen Blut, aber keine Milch. Gewissen Familien in Habab ist es verboten, Leber zu essen.[1])

Die Vertheilung der Fleischrationen bei den Caravanen, die in's Masailand und nach Ukamba gehen, ist nach alter Sitte folgende: Der Kopt gehört dem Zauberer resp. Schreiber, das Brusstück dem Flaggenträger, das Schwanzstück dem Hauptführer, das Herz dem Hornbläser, ein Keulenstück nebst Fuss dem Ausrufer, alles andere kann der Kaufmann, dem die Caravane gehört, uach eignem Gutdünken vertheilen.

Wenn die Träger aus eingenen Mitteln ein Stück Vieh kaufen und schlachten, sind sie nicht verpflichtet, etwas davon abzugeben.

Nach den Jagdgesetzen, welche bei diesen Carawanen herrschen, gilt derjenige als Erleger, welcher zuerst anschiesst. Er erhält bei der Theilung Zunge, Herz, Leber und Nieren, dann wird das Wild in 2 Hälften zerlegt, wovon eine Hälfte die gesammte Caravane, die meist unter verschiedenen Unternehmern steht, bekommt. Die zweite Hälfte nimmt die Caravane des Kaufmanns, in welcher der Erleger dient. Diese Hälfte wird wiederum halbirt, ein Theil kommt dem Erleger zu, der andere dem Kaufmann und seinen Leuten. Wenn jemand aus der Caravane einen Elefanten erlegt, so gehört ein Zahn dem Schützen, der andere seinem Herrn. Letzterer entscheidet, welcher Zahn dem Schützen zu geben ist. Ausser dem Zahne bekommt der Schütze ein Geschenk etwa 25 Dollar für einen grossen (über 50 Kilogr. wiegenden) Zahn.[2])

Die Zubereitung der Fleischkost ist bei diesen Völkern verschieden. Am einfachsten ist Braten am Spiess, wozu man aber nur kleinere Stücke Fleisch nimmt. Auch Vögel und Fische, letztere in einen gespaltenen Stock eingeklemmt, bratet man am offnen Feuer. Um Fleisch zu conserviren, schneidet man es im trocknen Ost-Afrika in lange Streifen, die über Buschwerk an der Sonne bald trocknen. Im feuchten Zanzibargebiete errichten die Eingebornen einen Rost aus Stäben über ein Feuer, wo das Fleisch geräuchert und haltbar wird. Die Afer (Danakil) und andre Bedja braten Fleisch auf heissen Steinen, die Masai-Wakwafi machen eine Grube, legen

1) Vgl. „Notizen über Landwirthschaft" a. a. O. S. 333.

2) In ähnlicher Weise muss in Pagamojo an der Zanzibar-Küste der Schwanztheil des Dugong (Halicore) vom Erleger des Thieres an die Dorfältesten abgegeben werden.

Holz, darauf Steine, oben wiederum Holz darin und zünden das Ganze an. Wenn ausgebrannt, entfernen sie die Asche und legen die Fleischstücke auf die erhitzten Steine. In Südarabien backt man in ähnlicher Weise ganze Schafe und Ziegen, die man ausgeweidet, aber nicht abgehäutet hat, nur nimmt man dort keine Steine, sondern erhitzt einfach die Wände der Grube. Ist das Thier hineingelegt, so macht man aus Zweigen, Gras und Erde eine dichte Decke darüber. In diesem primitiven Backofen bleibt das Fleisch ausserordentlich saftig, selbst die Haut, von der die Haare leicht zu entfernen sind, wird gelatinös und schmackhaft. Neben diesen Zubereitungsarten wird übrigens das Fleisch von allen diesen Völkern auch in Wasser gekocht, man schneidet es gewöhnlich in faustgrosse Stücke. Die (christlichen) Abessinier schütten die erste Brühe fort, um gar kein Blut mitzuverspeisen (dabei essen sie rohes Fleisch). Knochen werden (roh und im Feuer geröstet) zwischen Steinen zerklopft. Das Mark verwendet man vorzüglich zum Einfetten der Speere und Schwerter, verzehrt es aber natürlich ebenfalls.

Ueber die Hausthiere dieses Gebietes füge ich noch folgendes hinzu.[1])

Pferde werden nur von den Somal gehalten, das Kamel gedeiht nur in der trocknen Zone, nördlich vom Tana.

Esel, welche ähnlich dem afrikanischen Wildesel sind, haben die Masai, Gala, Wanyamuezi u. a. In Ukamba halten sie sich der „Dondorobo-Fliege“ wegen, schlecht. Wakamba essen übrigens den Hausesel, mästen ihn sogar vorher, was mir sonst von Ost-Afrikanern nicht bekannt geworden ist.

Das Rind ist vom Zebustamm, jedoch durchgängig länger gestreckt, als das indische, kurzhörnig, gelbbraun, schwarz-weiss oder gelbweissschwarz. Das Tiefbraune oder Fuchsrothe der europäischten Zuchten ist in Afrika sehr selten, Fettbuckel und Wamme sind stark entwickelt. Es wird nur zur Arbeit benutzt und auch (wenigstens von den Wakamba) nur wenn es krank ist, „um das Leben zu retten“, geschlachtet. Man castrirt junge und alte Bullen, indem man vor jedem Hoden die Haut durchschneidet, den Hoden herauszieht und abschneidet. Zur Heilung streut man Holzasche in die Wunde. Die Wakamba exportiren Vieh nach Mombassa und bis in die Küstenstädte gegenüber Zanzibar, von wo es zur Insel geschafft wird.

Viele Ziegen werden gezüchtet, hochbeinige Gestalten mit kurzen, meist gemsenartig nach vorn gekrümmten Hörner (beim Bock auch nach hinten und stärker entwickelt), glatthaarig oder (der Bock) gemähnt und gebärtet, meistens mit Fleischglöckchen am Halse. Die Ohren sind klein und aufgerichtet; alle Farben kommen vor. Bei Maith an der Nordsomali-Küste fiel mir auf, dass der grösste Theil der Ziegen weiss mit schwarzem Kopfe waren, ganz die Färbung der dortigen persischen Schafrace. Ziegen

---

1) Als Erweiterung meiner „Notizen“ und „vorläuf. Bemerk. über d. Somal.“ a. a. O.

liefern gutes Fleisch, auch Milch und Butter. Sie werden (von Wakamba und Wanika) castrirt, indem man eine stricknadelartiges Eisen glühend in die Adern, die zu den Hoden führen, sticht, ebenso macht man es mit Schafen.

Schafe halten die Masai, Wakamba etc. weniger. Sie bilden eine Mischung der bei den Somal, Gala und andern gezüchteten persischen und der Kiswaheli-Form. Erstere ist jedoch vortretender, während längere, wolligere Haarung von meist gelbbrauner oder schwarzer Farbe und mehr hängender, jedoch stark entwickelter Fettschwanz an letztere erinnert. Hammel erreichen bedeutende Grösse. Schafmilch verwendet man nicht, ebensowenig die Wollhaare.[1]) Die Wakikuyu trinken auch keine Ziegenmilch.

Die Hühner der Wakamba, Wataita und Wanika sind wenig ausgezeichnet, mittelgross und bringen ziemlich kleine Eier. Die Hähne haben oft ebenso schöne grünschwarze Schwanzfedern wie die Furopas. In Yomvo bei Mombassa beobachtete ich eine Race, deren Federn vom Körper stark abstanden. Sie sahen aus als hätten sie sich „gepustert". Man sagte, sie stammten aus Barawa an der Süd-Somali-Küste, wo ich sie aber früher nicht bemerkte.

Perlhühner domesticirt man nicht.

Die Hunde der Wakamba sind meistens von Art der orientalischen Strassenreiniger, jedoch mit stärker eingerolltem Schwanze; eine andere Race ist dem auch sonst in Afrika vorkommenden Windhunde verwandt. Der M'kamba behandelt sie freundlich, ziert sie auch durch Stutzen der Ohren und des Schwanzes, ganz wie bei uns. Als Lockton pfeift er sie; um sie anzuhetzen ruft er sonderbarer Weise: hetze, hetze, hetze oder macht ks, ks, ks, auch letzteres, wie es der Europäer thut, aber etwas langsamer. Die Masai-Wakwafi-Kinder bekommen als Gespielen einen Hund bald nach der Geburt.

Hauskatzen giebt es in diesen Gebieten nicht.

Die Bienen[2]) der Wildniss haben sich gewöhnt in ca. 1 m langen ausgehölten Baumstämmen (Mizinga (kis. was auch Canonen bedeutet) zu nisten, die in die Aeste hoher Bäume gelegt werden oder an Stricken von ihnen ein Stück herunter hängen, um Honigräuber, wie *Mellivora leuconota Sclater*, abzuhalten. Etwas Wachs, welches an die Thüre der „Mizinga" geschmiert wird, zeigt den Bienen den Weg zur neuen Wohnung. Zur Erlangung des Honigs werden die Bienen im Stocke durch Rauch getödtet, von den Comoranern jedoch mit dem Dampfe grüner Manihotblätter nur betäubt. Den Honig bewahrt man in Ukamba und Taita in Schachteln aus

---

1) Vgl. Sammlung i. kgl. landwirthsch. Museum zu Berlin.

2) Die ost-afrikanische Bienenart ist *Apis mellifera L. Ligustica Spind. var. fasciata Latr.* dieselbe, welche auch in Süd-Europa und Aegypten und überhaupt in Nord-Afrika verbreitet ist.

Baumbast mit Lederdeckel und Boden, welche die Form unserer Bandschachteln haben.[1]) Dem Rufe des bekannten honigweisenden Kukuk's, *Indicator minor*, wird von den Wakamba nur mit Vorsicht gefolgt, da er manchmal auch zum Versteck wilder Bestien leiten soll — ein Aberglaube, der in vielen Theilen Afrikas herrscht.

Als dem menschlichen Haushalte schädliche Thiere gelten vornehmlich die vielen körnerfressenden Vögel, welche die Jugend durch Schreien und Steinwerfen vermittelst Schleudern (III. E. 48 aus Zanzibar) von den Feldern scheucht, oder ihrer mit Pfeilen, Sprenkeln und Leimruthen habhaft zu werden versucht. Noch mehr verhasst sind Hundsaffen und *Cercopithecus* Arten. Letztere werden von den Wataita gegessen. Wildschweine und Flusspferde hausen oft, trotz Trommelns und Hornblasens der Wächter, Nachts in den Pflanzungen[2]). *Herpestes* und *Viverra*-Arten[3]), neben einigen vom Katzengeschlecht, stellen, wie auch viele Raubvögel, dem Federvieh nach. Die Ratten, Haus- und Feldmäuse sind im Innern durch besondere Species vertreten: *Mus Hildebrandti Peters*, *M. fumatus P.*, *M. minimus P.*, *Gerbillus vicinus P.*, *G. pusillus P. u. a.* Die Wanika essen die meisten derartigen Thiere, die Wakamba jedoch haben mehr Scrupeln. Sie tödten z. B. keine Klippdachse, *Hyrax mosambicus*, wohl weil ihr Dung zum Stillen des Blutens beim Beschneiden dient. Die Wataita verspeisen sie dagegen. Schlangen, besonders aber die doch ganz unschuldigen Chamaeleonen, werden gemieden[4]). Wenn die Wakamba eine Schlange in der Hütte antreffen, so tödten sie dieselben — nach Sitte der Gala — nicht, sie wolle Freundschaft machen. In den Pflanzungen aber vertilgt man sie. Noch mehr gefürchtet sind bei den Wakamba die Bartvögel *Trachyphonus squamiceps* und *T. erythrocephalus Cab.*[5]) Das Vieh soll behext sterben, wenn sie sich auf seinen Kopf (Insecten suchend) setzen und picken. Als Schicksalsvögel gelten den Wakamba besonders die Spechte. Je nachdem früh Morgens beim Aufbruch der Caravane das weithin schallende Lachen derselben rechts oder links, vorn oder im Rücken der Reisenden vernehmbar, bedeutet es Glück oder Unglück, Blut oder Frieden auf der Reise. Spechte werden als böse Zauberer gefürchtet; um sie aus der Nähe der Dörfer zu verscheuchen, befestigt man — ich weiss nicht, ob mit Erfolg — irdene Töpfe in die Bäume und zwar

1) Aehnliche Schachteln haben die „Wanyamuezi" (III E. No. 212, 326, 327, 330 etc.) für Mehl u. dgl.

2) Die Wataita geben krankem Vieh Wildschweinmist in Wasser ein, wohl nach dem Prinzip des Sündenbocks.

3) Vgl. Peters in Monatsbericht der Academ. d. Wissensch. 18 März 1878.

4) Es war mir nicht erlaubt, Reptilien in meinem Lager oder gar in einem Kikamba-Dorfe von der Jugend zu erstehen. Der Handel musste möglichst weit in der Wildniss abgemacht werden. Eine Schlangenart besonders bringt dem, der sie zuerst sieht, Unglück, es stirbt einer aus seiner Familie. So ist der Glaube der Waswaheli.

5) Vgl. Cabanis Journ. f. Ornithol. 1878.

derart, dass durch den eingeschlagenen Boden des umgestülpten Topfes ein Zweig geleitet wird. Die Schleiereule (*Strix flammea*) gilt in ganz Ost-Afrika als Todtenvogel, lässt sie ihren Ruf nachts beim Dorfe erklingen, so wird Einer dort sterben. Die Masai und Wanika (nicht die Wakamba) haben eine Art Hyänencultus [1]). Stirbt eine Hyäne, so trauert der ganze Stamm mit allen Ceremonien (davon unten), stirbt ein Häuptling, so wird nur in seinem Dorfe die Todtenfeier veranstaltet. Der Todtschlag eines Menschen kann bei den Masai mit Blutgeld gesühnt werden, der einer Hyäne aber muss durch Blut gerächt werden. In Unika lässt sich aber hierfür Sühngeld entrichten. Wer in Unika die Stimme einer Hyäne nachahmt, muss Strafe bezahlen; es wird als eine Art Lästerung dieses geheiligten Thieres angesehen. In Usambara ahmt der König als Zeichen seiner Würde und Gunst das Gebrüll des Löwen nach, wer von seinen Unterthanen gleiches thut, verfällt der Strafe. In Djagga ist es verboten, weisse Geier zu tödten, da sie — nach Kersten — die unbeerdigten Leichen verzehren. Die Wataita belästigen sie ebenfalls nicht, sie sagten mir, dieselben frässen Heuschrecken in den Feldern und seien desshalb nützliche Vögel [2]). Auf der Comoro-Insel Johanna lebt in einem Bache ein grosser Aal. Zu diesem ziehen die Eingeborenen bei Dürre und anderer schweren Noth, beten und essen und werfen ihm die Speiseüberreste zu.

Der Adansonie wird fast in ganz Afrika Verehrung gezollt, so auch in unserem Gebiete. Die Waswaheli opfern unter ihrem Schatten Fähnchen (III. E. 552) und verbrennen Weihrauch, dabei Allah um Kindersegen und bei Krankheiten anrufend. Auf M'Nasi mōja bei der Stadt Zanzibar steht ein solcher Baum, in dessen dicken Stamm bei ähnlicher Noth grosse Nägel geschlagen werden. Die Wataita schlagen den Baum, um ihm den Bast zu Flechtwerk zu entnehmen, nur mit dem Schwerte, niemals mit der Axt. Der Faden zum Entbinden wird von den Wakamba aus Adansonienbast geflochten u. s. w. Bei den Afer wird *Caesalpinia elata* [3]), bei den Nord-Somal, Gala und Wakamba die Sycomore heilig gehalten u. s. w. Die Notiz Krapf's, dass das Umhauen einer Cocospalme von den Wanika dem Muttermorde gleich geachtet würde, habe ich nicht bestätigt gefunden. Die Masai-Wakwafi halten das Gras, das ihre Heerden ernährt, hoch in Ehren, nicht einmal zum Bedecken der Hütten oder als Ruhelager darf es abgeschnitten werden. Sie brennen auch nicht das Gras ab, wie es doch sonst in Afrika allgemein geschieht, um die Weide zu verbessern. Ja, wenn die arabischen Caravanen aus Unvorsichtigkeit im Masailande ein Grasland

---

1) Zur Erklärung dieser eigenthümlichen Thierheiligung mag vielleicht die Notiz Livingstone's dienen, dass ein Betchuanen-Stamm das Thier, nach dem er benannt, nicht tödten darf.

2) Wie der Ibis als Heuschrecken- und Raupen-Vertilger bei den alten Aegyptern — Diodor lib. I. cap. 87 — verehrt wurde

3) „Reise Erlebnisse" a. a. O. pag. 21.

anzünden würden, so wäre Krieg unvermeidlich. *Curcas purgans* und *Keramanthus Kirki* setzt man an der Zanzibar-Küste auf die Gräber.

Bei den Sómal hat das Ebenholz eine mystische Bedeutung. Die Frauen der Wer-Singeli tragen bis 40 Tage nach dem Gebähren einen Stab aus Ebenholz mit sich umher, legen ihn auch Nachts neben sich und das Kind „um den Teufel fern zu halten“.

Eine sehr beliebte Beschäftigung thatkräftiger Wakamba ist die Jagd. Von der ersten Jugend an in der Führung des Bogens geübt, erreichen sie bedeutende Geschicklichkeit. Zu zweien oder dreien vereinigen sich die Elefanten-Jäger zu ihren oft weit ausgedehnten Streifzügen. Die Masai-Wakwafi, wie auch die Gala und Somalen halten es unter ihrer Würde, Wild zu erlegen, nicht aber von den unter ihnen lebenden Wan'dorōbo-Ariangulo-,Midgu-,Jägern den Löwenantheil der Beute zu erpressen. Die Wan'dorōbo und Wakamba erlegen den Elefanten mit vergifteten Pfeilen, erstere auch mit vergifteten, doppelspitzigen Wurfspeere. Die Somal, vornehmlich die Midgu, zerhauen ihm die Achillessehne mit dem Schwerte. Originell ist die Art, wie Wan'dorōbo und andere Ost-Afrikaner den Straussen nachstellen. Finden sie ein Gelege derselben, so stecken sie vergiftete Pfeile zwischen die Eier, sodass die Spitze eben vom Sande bedeckt ist. Kommt nun der Vogel, um zu brüten (beim Strauss brüten beide Geschlechter) oder Eier hinzuzulegen, so verletzt er sich und stirbt nach wenigen Zuckungen. Fallgruben und Schlingen zum Fangen wilder Thiere sind natürlich ebenfalls bekannt.

Der Handel in unserem Gebiete ist ein Tauschverkehr der Stämme unter sich und mit der Küste. Unter den Eingeborenen sind es besonders die Wakamba, welche ihn vermitteln. Jedes Jahr, wenn nach der grossen Regenzeit die Flüsse passirbar geworden, also etwa im Juli, formen die Bewohner eines Districtes Handelscaravanen, um das erbeutete oder von andern Stämmen eingetauschte Elfenbein, Vieh, Butter, Taback u. dgl. zur Küste zu bringen. Oft zählt ein solcher Zug mehrere Hundert Theilnehmer. Die Jüngern und Besitzlosen stellen sich gegen Lohn unter die Leitung der Erfahrenen und Reichen. Alle gehorchen einem erwählten Hauptführer. Der ganze Tross ist bewaffnet. Im Tragen der schweren Elfenbeinzähne lösen sich die Mitglieder einer bestimmten Section untereinander ab, die Leergehenden bilden inzwischen die Bedeckung. Nachts bezieht die ganze Caravane ein gemeinschaftliches Lager, welches gewönlich mit einem Dornzaun umgeben wird. Längs der Handelsstrassen trifft man häufig Stein- oder Holzhaufen, zu welchen jeder M'kamba, welcher des Weges zuerst zieht, einen Stein, resp. ein Stück Holz beifügen muss. An einer für Vieh besonders schwierig zu passirenden Stelle beim Uebersteig über den N'dúngu-Hügelzug, Māďe genannt, salbt jeder Vorüberreisende einen gewissen Felsblock mit Butter oder anderem Fett[1]). Bei der Ankunft in Taita erhält —

1) Am Fusse des Yomvo-Hügels bei Mombassa, zieht sich ein Meeresarm hin, der bei

nach Kiswaheli Sitte — jeder Neuling vom Caravanenführer drei Schläge mit einem grünbeblätterten Zweige auf die Schulter. Dann muss er einen Schmaus zum Besten geben.

Arabische Händler der Küste kommen den Binnenland-Caravanen weithin entgegen, so dass der Handel meist bereits in Durūma abgeschlossen wird. Als Wertheinheit wird bei grösseren Verkäufen Vieh betrachtet, dem ein gewisses Quantum Zeug, Perlen, Metalldraht u. s. w. aequivalent ist. Mit diesen Waaren beladen, treten die Wakamba bald darauf ihren Rückweg an und unternehmen von dortaus in kleineren oder grösseren Abtheilungen äusserst gefahrvolle Handelszüge in die nördlich oder westlich gelegenen Länder des unbekannten Innern So ist der Handel Ukambas fast ganz in den Händen der Landesbewohner, nur selten begeben sich Kiswahéli-Caravanen in ihr Gebiet, da ihnen meistens Fehden mit den eifersüchtigen Eingeborenen bevorstehen. Aus gleicher Ursache können die Araber keine Handelszüge in's Somaliland unternehmen, nur in neutralen Küstenplätzen treffen sie mit den Caravanen des Innern zusammen [1]).

Die von mir bereisten Gebiete liegen abseits der uralten ostafrikanischen Verkehrstrassen, von denen eine den Nil aufwärts, eine über Kiloa zum Nyassa, eine von Pagamōjo — Pa a mōjo heisst wörtlich: bis in das Herz (Afrikas) hineinführt. Auf diesen Routen haben sich die Eingeborenen an die mohamedanischen Händler seit lange gewöhnt, vermiethen sich sogar als Träger. Verschieden von diesen relativ sichern Unternehmungen sind Handelsexpeditionen in's Masailand. Sie gehen von den Küstenplätzen zwischen Pangani und Takaúnga (nördlich vom Mombassa gelegen) aus. Zu diesen gefahrvollen Zügen vereinigen sich — etwa im November jedes Jahres — die grösseren und kleineren Händler, denen Sklaven und Angeworbene als Träger und Eskorte untergestellt sind. Oft wächst die Caravane auf 2000 Mann an, welche fast alle mit Flinten bewaffnet sind. Strenge Gesetze halten Ordnung und Disciplin aufrecht. Unbedingten Gehorsam zollt selbst der reichste Kaufmann dem einmal anerkannten Führer. Trotz numerischer Stärke ist gar manche dieser Caravanen den tollkühnen Lanzenattaquen den Masai unterlegen. Besonders in den letzten Jahren ist die Blutfehde immer stärker entbrannt.

Die Kriegsschaaren der Masai-Wakwafi sind, wie wir später sehen werden, wohl organisirt. Die Wakamba dagegen scheuen den Kampf, besonders in offnem Felde. Bei Annäherung des Feindes verschanzen sie sich gern in ihren Dörfern, höchstens, dass sie aus sicherm Versteck den tödtlichen Giftpfeil schnellen. Nur kleinere Händel der Dorfschaften unter sich

---

Ebbe trocken liegt, bei Fluth aber von kleinen Fahrzeugen besucht werden kann. Aus dem Fahrwasser ragen einige Steinblöcke hervor, auf denen geopfert wird. Dieser Platz heisst Mzimu a wango a mawe.

1) Vgl. „vorläuf. Bemerk. über d. Somal" a. a. O. und Auszug aus einem Briefe in Ztsch. d. Gesell. f. Erdk. 1873.

oder die häufigen Zweikämpfe entscheiden sie Mann gegen Mann. Eine formelle Kriegserklärung ist bei diesen Völkern nicht gebräuchlich, nur in der Verachtung zeigenden Geberde, einem Feinde die Lanze umgekehrt entgegen zu halten, lässt sich ein Anklang daran finden.

Als Siegestrophäe emasculiren die Gala und mehrere Somali-Stämme die erschlagenen Feinde. Dieses thun auch die Wakamba und Wanika, schneiden aber auch (und dies ist selbst bei den Waswaheli Brauch) andere Gliedmaassen,[1]) Hände oder Füsse ab, die sie, siegreich nach Hause zurückgekehrt, in die Dorfbäume hängen. Die Waswaheli werfen sie dagegen nach den Triumpffestlichkeiten fort. Durch das streng geltende Gesetz der Blutrache gezwungen, ziehen sich die Streitigkeiten meistens lange Zeit hindurch fort.

Bei Freundschaftsbündnissen und Friedensschlüssen beobachtet man mehrere Ceremonien. Händereichen oder gar Küssen sind bei den Eingeborenen unbekannt. Das Entgegenhalten grüner Gras- oder Blätterbüschel gilt wie fast überall auf der Welt, als Zeichen freundlicher Gesinnung. Der Austausch von Ringen, die aus dem Fell gemeinsam verspeister Opferthiere geschnitten sind, verkettet die Freundschaft. Gegenseitiges Trinken eines Bluttropfens versinnbildlicht verwandtschaftliche Annäherung. Mehr bindend sind die Treuschwüre. Bei den Wakamba hocken sich die Abgesandten beider Parteien in einem Kreise zusammen, in ihrer Mitte steht ein etwa faustgrosses, roh aus Lehm geknetetes, an der Sonne getrocknetes Töpfchen, welches mit Wasser gefüllt ist. Der Sprecher der einen Partei nimmt ein Stäbchen in die Hand und redet unter fortwährendem Klopfen auf das Töpfchen, von den freundlichen Gesinnungen seiner Zugehörigen. Aehnliches spricht ein Vertreter der andern Seite, dann dieser und jener aus der Versammlung, stets seine Rede mit Klopfen begleitend. Zuletzt erhebt sich einer, nimmt das Töpfchen in die Hand und mit dem Spruche: „Wenn wir die Freundschaft brechen, die wir uns hier gelobt, mögen wir zerbrechen, wie dieser Topf hier“, zerwirft er ihn am Boden. Die mohammedanischen Waswaheli bedienen sich dieser Ceremonie an Eidesstatt. Sie zerwerfen eine Cocosnuss in der Moskee, sprechend: „Wenn ich lüge, möge ich zerschellen wie diese Nuss!“ Der Meineidige gegen diese Formel wird sammt seiner Familie ausgestossen, während ein falsches Zeugniss auf den Qoran beschworen, nur eine Achterklärung über den Thäter allein nach sich zieht. Eine Modifikation dieses Gebrauches haben die Wakikuyu, wo die Versammelten in ein gemeinschaftliches Gefäss uriniren, welches dann zerbrochen wird oder sie würgen ein Opferlamm, dessen Tod auch sie erleiden mögen, wenn sie den Treuschwur brechen.

Trotz diesen feierlichen Allianz-Formeln kann eine oder die andere

---

1) Solche Verstümmelungen scheinen auch bei den alten Aegyptern geübt worden zu sein. In Diodor's Beschreibung des Grabes des Königs Osymandyas (Diod. Lib. I. cap. 48) heisst es, (nach Wurm's Uebers.): „die Gefangenen, die der König mit sich führt, (sind) ohne männliche Glieder und ohne Hände.“

Partei das Bündniss lösen. Sie begiebt sich, ohne Vorwissen der andern an den Ort, wo der Congress stattgefunden hatte, schlachtet ein Schaf und giesst ein wenig seines Blutes in eine etwa noch vorgefundene Scherbe des Bündnisstopfes oder besprengt den ganzen Platz mit dem Blute. Hierdurch entbinden sie sich des Eides.

Unlöslich ist jedoch das Schutzbündniss, welches einer mit einem Stamme schliesst, wenn er im Kampfe oder sonstiger Bedrängniss um Pardon flehend ein weibliches Wesen (selbst ein kleines Mädchen) ergreift und an ihrer Brust saugt, oder den Penis eines seiner Feinde berührt. Der Stamm und besonders die berührte Person schützt von nun an nicht blos das Leben des Flehenden, sondern geht die engste Verbrüderung mit ihm ein, welche so weit reicht, dass er ihm Haus und Weib überlässt. Nach dem Tode des Schützenden geht dies Bündniss sogar auf seine Erben über.

Die schlauen Kiswaheli-Händler wissen diese Sitte zu ihrem Vortheile auszubeuten, indem sie mit einem der aus dem Innern kommenden Händler „Kuonga“ machen, wie man es nennt und ihn dadurch verpflichten im Hause des „Bruders“ zu wohnen und nur ihm Elfenbein zu verkaufen.

Die religiösen Ansichten der Wakamba sind sehr einfacher Art. Sie glauben an einen M'lúngu (Gott), der Gutes und an einen Teufel, der Böses schickt. Dem Gotte opfern sie in Nöthen und zum Danke für die Gabe schütten sie von jeder Speise und jedem Tranke — abgesehen vom Wasser — etwas auf die Erde. Dem Teufel begegnen sie mit Amuletten. Einen leichten Anklang an die Paradiessage haben sie in der Erzählung, dass im Anfange das ganze Firmament sammt der Sonne friedlich auf Erden verkehrt hätte. Als aber eines Tages die Sonne einer Adansonie zu nahe gekommen und dieser Baum dadurch verdorrt sei, brach ein Streit aus, der zu einer Scheidung der Gestirne von der Erde führte. Ein Leben nach dem Tode kennen sie nicht; der Name eines Verstorbenen wird möglichst wenig genannt. Letzteres ist auch bei den Masai Gebrauch, wo er sogar umgeändert wird. Die Masai-Wakwafi und Wakikuya verehren in „Eṅ āi“ den Himmel, Gott und zugleich den Regen; bei den Gala findet sich in „Waka“ ein Wort für den Regengott. Beim Regnen, also in seiner Anwesenheit, tritt jeder in's Freie, um den Segen, den er den Fluren bringt, auch auf seinen Körper zu empfangen. Tänze und Dankgesänge werden dann veranstaltet. In sonderbarem Einklange mit dem indisch-arischen Mythus, heisst bei den Masai-Wakwafi der Göttersitz „Meru“. Von einigen Stämmen als Kilima n'djaro, von andern als Kenyá gedeutet. Die Wakwafi, welche in den Ebenen um den Kenyá hausen, nennen das Land Kikuyu am Fusse dieses Schneeberges „Meru“. Ebenso heisst ein Berg dicht beim Kilima n'djaro. Vom „Meru“ stieg das erste Menschenpaar herab. Die Regenwolken, welche die Spitzen dieser Bergkolosse umhüllen, zeugen von der Anwesenheit Eṅ āi's.

Die „Schamanen“ dieser Stämme sorgen, wie überall, zu ihrem Vortheile, dass das Volk in Aberglauben verbleibt, während aufgeklärte Geister, z. B.

der Häuptling Milu in Kitui mir eingestand, er hielte Nichts von ihrem Hokuspokus, könne aber nicht offen gegen sie auftreten. Sie wahrsagen bei den Wakamba, Wataita, wie bei anderen Afrikanern, aus den Verschnörkelungen der Eingeweide eines Schafes, durch Würfeln[1]) u. s. w. Die Schamanen behandeln auch Krankheiten sowohl durch allerlei Kräuter, wie durch 3maliges Bespeien, wobei selbstredend allerlei unverständliche Gebetsformeln nicht fehlen.

Auch das inquisitorische Gerichtsverfahren ruht in den Händen der Schamanen, zu denen ja auch die (mohammedanischen) Geistlichen der Waswaheli zu rechnen sind. Eines Verbrechens Verdächtige werden durch verschiedene Gottesurtheile entlarvt, die alle darauf hinauslaufen, den Schuldigen in Furcht vor übernatürliche Zeichen und Strafen zu setzen und zum Bekenntnisse zu zwingen, was auch gewöhnlich geschieht und zwar ehe die betreffende peinliche Prozedur vollendet ist.

Hier mögen einige solcher Mittel, den Verbrecher zu entdecken, Platz finden:

„Ku piga bāo (Kiswaheli) heisst wörtlich, das Brett schlagen: Eine Schicht Sand oder Holzasche wird über ein glattes Brett gestrichen. Darin macht der Schamane unter Gebet Striche und wellenförmige Linien mit dem Finger, aus denen er den Namen des Schuldigen herauszulesen vorgiebt.

„Kiapo tχa miwāni“ Gottesurtheil der Brille. Der Angeklagte hält eine Hand in die Spalte eines Stabes. Ist er schuldig, so geht der Spalt zusammen und soll die Hand mit überirdischer Kraft so lange klemmen, bis er gesteht, während beim Unschuldigen die Spalte offen bleibt.

Kiápo tχa sindâno“, Urtheil der Nadel: Eine Nähnadel mit langem Faden wird dem Verdächtigen unter Gebet durch die Unterlippe gestochen. Der Schuldige schreit vor grausenhaften Schmerzen und Nadel wie Faden werden blutig, der Unschuldige dagegen spürt nichts, auch zeigt sich kein Blut.

„Kiápo tχa m'tēle“, Urtheil des gehülsten Reises: Der Schamane nimmt eine Priese Reis, betet und reicht sie dem Angeklagten zum Essen hin. Ein Unschuldiger verschluckt sie ohne Schwierigkeit, der Schuldige aber kauet und kauet, es wird mehr und mehr in seinem Munde, er erstickt beinahe. Jetzt giebt ihm der Schamane eine derbe Ohrfeige und der Reis wird zu Boden gespieen. Dies ist das Zeichen der Schuld.

Kiápo tχa χoka“, Urtheil des Beils: Das Eisen eines Beils wird in der Schmiede glühend gemacht. Unter beschwörendem Gebet des Schamanen leckt der Verdächtige dreimal daran, was, wenn er unschuldig ist, ohne Schaden gethan werden kann.

---

1) Dies bemerkte ich in Taita. Der Zauberer nahm einen langen Flaschenkürbisbecher, in welchem eine grössere Anzahl Bohnen und schüttelte sie. Dann schüttete er einen Wurf in die Hand und zählte sie. Ich konnte nicht erfahren, nach welchem Systeme, etwa „gerade oder ungerade“ oder dgl. der Ausschlag zu erkennen war.

„Kiápo tχa kanderínya“, Urtheil des Theekessels: Zwei verdächtige Personen halten die Spitzen der beiden Zeigefinger der rechten Hände dicht zusammen. Ueber der Berührungsstelle wird ein kleiner leichter Theekessel an seinem Henkel gehängt. Unter dem Gebet des Schamanen verlässt den Schuldigen die Kraft, der Kessel fällt auf seine Füsse und die Schuld ist erwiesen.

Die bis jetzt beschriebenen Gottesurtheile sind besonders bei den Waswaheli in Mombassa in Gebrauch. Neben diesen haben die Wadigo das „Kiraha tχa Kilχoa tχa mūtu“ Urtheil des Menschenkopfes (Schädels), dessen Mund als Trinköffnung dient. Er ist verziert. Aus ihm muss der Verdächtige einen „Trank“ nehmen. Ist er schuldig, so stirbt er. Bei dem „Kiráha tχa habassi“ Urtheil des Adansonienfruchtgefässes, wird in einem solchen der Gifttrank gereicht.

Um von den Pflanzungen oder sonstigem Eigenthum Diebe fernzuhalten, hängt man allerlei sonderbare Dinge z. B. beschriebene Eier, Maiskolben mit aufgesteckten Federn, Fähnchen u. dgl. auf. Am meisten gefürchtet sind die Rhizome und phallusähnlichen Blüthenknospen von *Hydnora*[1]. Wer in einer so geschützten Pflanzung stielt, wird nach einer — unbestimmten Anzahl Monaten syphilitisch. Rohe Nachbildung menschlicher Gliedmassen in Lehm, wie ich sie in den Wanika-Pflanzungen ausgelegt fand, bewirken die Furcht des Diebes vor Erkrankungen seiner entsprechenden Körpertheile.[2]) Den Wakamba ist das „Versehen“ schwangerer Frauen bekannt. In den Pflanzungen der Wataita darf man keine Sandalen tragen, damit dieselben nicht bezaubert werden. Gegen „bösen Blick“ schützen Waswaheli und Wakamba Speisen, besonders weisse Speisen, wie Mehl, Milch, Reisbrei, indem sie einen frischgrünen Grashalm oder sonstigen Zweig hineinstecken. Das Bedecken der Speisen wirkt aber ebensogut. Die grossen Somalen z. B. der Gerar Mohamed-Ali der Wersingelli hüllen, wohl aus ähnlichem Grunde, einem Fremden gegenüber, den ganzen Körper in ein Tuch, reichen auch ihre Hand zum Grusse nur durch dieses verdeckt, hin. Den Einfluss bösen Zaubers abzuwenden, blasen die Wakamba (und auch andere Stämme) gegen einen Verdächtigen hin. So gebehrdeten sich oft alte Weiber gegen mich. Sie blassen auch, wenn Zeug vom Stücke abgerissen wird, auf den Riss, damit es nicht „einreisst“. Morgens beim Abmarsch speihen die Waswaheli-Caravanenträger unter die Sandalen, um sich gegen Dornen, Schlangen und andere Gefahren zu feien. Die Waswaheli blasen kein Licht aus, sondern löschen es durch fächeln mit der Hand. Wer es ausbläst, wird Lügen sagen.

Um die Fruchtbarkeit der Felder und eine ergiebige Ernte zu versichern, werden verschiedene Opfer („Sadaka“ auf Kiswaheli) verrichtet.

---

1) Vgl. Sitzungsbericht d. Ges. naturf. Freunde 19. März 1878.

2) Genau ebenso, nur umgekehrt, verhilft in unsern Wunderwallfahrtsorten (z. B. in Kevelaer (vgl. Ascherson. Verh. d. Berl. Ges. f. Anth. 1874 p. 184 Taf. XII) die Darbringung von wächsernen Beinchen, Aermchen und ganzen Körperchen zur Genesung des Hilfesuchenden.

Beim Roden eines Stückes Land schlachten die Wanika ein Huhn (von beliebiger Farbe) und spritzen etwas von seinem Blute über die Fläche; beim Anlegen des Feuers, um das Feld zu klären, wird ein rothes Thier: Kuh, Ziege, Huhn geopfert. Bei der Aussaat stellen sie etwas gekochten Reis auf das Feld, gewöhnlich in einem Miniaturhäuschen, welches überhaupt die Stelle der Fetischhäuschen vertritt.

Die Waswaheli backen beim Säen ein grosses Brod und streuen etwas davon über den Acker, die Wakikuyu schlachten ein Schaf, sprengen dessen Blut mit einem Kuhschwanzwedel in die Luft und vertheilen seinen Mageninhalt über das Land, rühren auch etwas davon in ihre Speisen und verzehren diesen ekelhaften Stoff. Zum Erflehen des Regens opfern die Wanika ein schwarzes Huhn oder Schaf u. s. w.

Alle diese Ceremonien werden von den Schamanen geleitet. Schlägt ihre Kunst (besonders die des Regenmachens) fehl, so fallen sie oft als Opfer der Volkswuth. Bei den Wakamba werden böse Zauberer vor das Dorf geschleppt, und mit einem Scheite Holz in den Nacken geschlagen, bis der böse Geist mit ihrem Leben entflieht, die Wazegua hängen ihn auf. Wenn bei diesem Volke ein Kranker trotz der Medizin oder vielmehr wegen der Medizin eines M'gūoṅēzi (Zauberers) stirbt, so wird dieser flach auf die Erde gebunden, Holz über ihn gedeckt und dieses angezündet. Die Wanika begraben Hexenmeister lebendig.

Feste und Belustigungen werden bei den verschiedenen Lebensepochen (auf welche ich noch zu sprechen kommen werde) veranstaltet. Bei den Wanika ist jeder fünfte Tag ein Ruhetag. Die Wakamba und die viehzüchtenden Stämme haben aber keine so häufigen Feiertage, da ja ihre Thiere alle Tage gleich gehütet werden müssen.

Die Tänze sind für das Wesen der Völker sehr characteristisch, die der kriegerischen Stämme sind wild phantastisch, die der ackerbauenden gewöhnlich in langsamen, mehr schreitenden Figuren. Bei den Wanika und Wakamba nehmen die jungen Leute beiderlei Geschlechts daran Theil. Obscöne Körperbeugungen sind besonders den Aussaat- und Ernte-Tänzen eigenthümlich. Als Aufputz zum Tanze wird der Kriegsschmuck angelegt, oft mit Hinweglassung der Waffen, wenn nicht solche etwa aus Holz imitirt werden, wie die Nyasser-Streitaxt III. E. Nr. 303. Die Wakamba führen einen Schweisswischer aus Bast (295), von quastenartiger Gestalt.[1])

Die Tänze werden von Wechselgesängen begleitet, welche bei den Nomadenstämmen rasch und wild in Klangfärbung und Tempo,[2]) bei den

1) Aehnliche aber grössere Bastbündel (III E 112) dienen den Süd-Somalen an Stelle der Handtücher.

2) Auch die Geschmacksrichtung ist dem entsprechend. Die Somal baten mich einst, ihnen einige unserer Lieder vorzutragen. Ich begann mit: „Steh ich in finstrer Mitternacht,“ was ihnen zu weichlich war, „Keine Ruh' bei Tag und Nacht“ und „auf einem Baum ein Ku-i-kuk,“ „pakte“ dagegen das Auditorium Die Wiedergabe einiger Lieder der Eingebornen soll gelegentlich folgen.

sesshaften, ackerbauenden melodiöser und gemüthlicher sind. Die Einen singen von Krieg und Mannesmuth, die Andern von Liebe und Völlerei.

Auch an Musikinstrumenten sind die Nomaden weniger reich als die heitern Dorfbewohner. Somal und Masai haben eigentlich nur ihre Kriegshörner, wie sie überhaupt in Afrika fast allgemein sind (z. B. 411, 412, 457, 543). Die Mundöffnung liegt unten an der Seite. Besonders Antilopenhörner nimmt man zu ihrer Anfertigung. Ebenfalls führen es die Caravanen als Signalhorn. Es hat die beiden Töne *in octavo* wie unser heimatliches Hirtenhorn. Auf den Comoren ist (malayischen Ursprungs?) das Muschelhorn (III. E. 293, 294) im Gebrauch.

Bei den Wakamba ruft die „N'gōli“ (Flöte) (III. E. No. 510) zum Kampfe. Sie ist aus fingerdickem Rohr gefertigt, etwa 0,12 lang und an beiden Seiten offen. Sie wird gerade — nicht quer, wie bei der eigentlichen Flöte — vor den Mund gehalten und der Ton durch Blasen gegen die dem Munde gegenüberliegende innere Kante der oberen Oeffnung hervorgerufen, ungefähr, aber nicht ganz so wie beim Flöten „auf dem Schlüssel“. Drei Löcher bedingen drei weitere Töne und deren Octave. Die Kinder machen sich nach demselben Prinzipe grössere Flöten aus hohlen Stengeln krautiger Pflanzen. Die Wataita fertigen sie aus dicken Grashalmen, unten durch einen Knoten geschlossen. Dicht darüber ist ein kleiner Einschnitt angebracht, der ein schmales, zungenförmiges Stück der Wandung theilweise ablöst. Beim Blasen vibrirt dasselbe. Auch musiciren die Kinder auf Grashalmen, in denen ein Spalt gemacht wird.

Pauken sind in verschiedenen Arten in Ost-Afrika zu finden. Die Wakamba nehmen hierzu ein 1 bis 1,5 *m* langes, armdickes Stück hohlen Bambusrohrs[1]), dessen Oeffnung mit einem Fell überspannt ist, möglichst viele der oben erwähnten Glocken (Yuyu's) sind daran befestigt. Die Tanzenden stampfen mit diesem Instrumente nach dem Takte auf die Erde, wodurch ein dumpfer, rasselnder Tou ensteht.

Die Trommeln der Nyassa-Völker und Wanyamuezi, welche auch sonst in Afrika gewöhnlich vorkommen und auch ebenso in Zanzibar gebräuchlich (324, 325), sind mancherlei Art. Einige sind tamburinartig nur auf einer Seite mit Fell[2]) überzogen; sie haben 2 bis 3 *dcm* Durchmesser und werden mit der offnen Seite des breiten Holzrahmens gegen den Brustkasten gestemmt, um die Resonanz zu verstärken. Man schlägt sie mit den Händen. Andere, grössere werden mit krummen Stäben bearbeitet. Ihre Form ist kesselartig; nach unten, wo sie ebenfalls durch ein Fell geschlossen sind, verschmälert. Man trägt sie entweder vorne an einem

---

1) Solche Rohre werden aus Kikuyu eingeführt. Das Bambus wächst auf den Abhängen des Schneeberges Kenya.

2) Inwendig wird das Trommelfell — zu welchem man am liebsten Schlangen- oder *Varanus*-Haut nimmt — um es geschmeidig zu erhalten — mit Kautschouk oder Ricinusöl dick beschmiert, besonders gegen das Centrum hin. Vor dem Gebrauche „stimmt“ man es nahe dem Feuer.

Riemen um den Hals (so die Uganda-Trommel No. 600) oder schleppt sie, wenn hierfür zu gross, beim Tanz zwischen den gespreizten Beinen nach. Noch grössere, ja bis 2 *m* hohe und oben sehr weite Kesselpauken sind in den Dörfern und Plantagen aufgehängt. Sie geben das Signal zum Kampf, Tanz und zur Arbeit.

Die „Muānza-" Pauke[1]) der Wanika lassen die Häuptlinge derselben (vgl. weiter unten) bei feierlichen Gelegenheiten ertönen.

Beim „Goma a pepo", Geister- (Teufels-) Tanz, manchmal auch bei gewöhnlichen Tänzen, binden sich die Wanyamuezi und Neger in Zanzibar einen Kranz der apfelgrossen, harten hohlen Früchte einer Schlingpflanze (No. 257), in denen einige Steinchen gethan, um die Fussknöchel, was beim Aufstampfen rasselt. Sonst nimmt man statt dieser die mehrfach erwähnten Glocken. Die Nyassa-Völker haben eine Rassel, bestehend aus einem hohlen Flaschenkürbisse mit Steinchen darin, der auf einem kurzen Stab, als Griff gesteckt ist (III. E. No. 102), ein ebenfalls weit über Afrika verbreites Instrument. Es wird beim Tanz und bei Krankheitsbeschwörungen gebraucht. Im Zanzibar-Gebiete findet sich noch eine andere Art Rassel (III. E. No. 23) „Kiyamba" genannt, bestehend aus hohlen Rohrhalmen von ca. 3 *dcm* Länge, welche zu einem flachen Gitterwerke verbunden werden. Innen sind Sand- oder Sorghumkörner eingeschlossen. Dies Instrument wird zum Takte des Gesanges wagerecht in den Händen geschüttelt. Ein anderes Instrument haben die Eingeborenen an der Zanzibar-Küste bei Pagamōjo (III. E. No. 218). Es ist ein armdicker hohler Euphorbien- oder sonstiger Baumast, auf welchem ein langes, schmales mit vielen tiefen Kerben versehenes Brettchen gebunden ist. Fährt man über diese Kerben mit dem Rücken eines Messers oder dergleichen hin und her, so entsteht ein lautes schnarrendes Geräusch.

Die Waseramo haben die weit über Afrika verbreitete „Marimba" (III. E. 601), bestehend aus einer Anzahl handbreiter unter sich verschieden langer und breiter Bretter aus leichtem, trocknen Holz. Diese werden auf zwei frische Bananenstämme oder, was besser Resonanz erzielt, auf hohle Flaschenkürbisse in eine Reihe gelegt und mit Stöcken durch eine oder zwei Personen bearbeitet, also nach dem Princip unserer Kinder-Glasharmonika. Die grösseren Bretter geben die tieferen, die kleineren die höhern Töne.

Auch die weitverbreitete afrikanische „Sansa" findet sich bei den Negern

---

1) New, in „Life, Wanderings etc. in Eastern Afrika" pag. 112, beschreibt dieselbe folgendermassen: „The (Muānza) is a kind of drum about six feet long: A portion of the trunk of a tree about this length is hollowed out to within an inch of an end. Over the open end is streched the skin of a goat or a sheep, through the centre of which a thong is passed, being kept in place by a knot on the inner side. The instrument is rudely carved and painted. The natives operate upon is by taking a wisp of cocoa-nut fibre in each hand seizing the thong, pulling at it, hand over hand, and allowing it to slip by rapid jerks through their grasp. The vibration thus produced creates some of the most hideous sounds imaginable." Die „Waldteufel" unserer Kinder sind nach ähnlichem Princip construirt.

in Zanzibar-Gebiete (III. E. No. 604.) Auf einem Brett, oder Resonanzboden in Form eines hohlen Kastens, sind dünne Holz- oder Eisen-Streifen befestigt, deren Enden aufrecht gebogen sind. Werden diese Enden niedergedrückt und dann losschnellen gelassen oder sonst wie in Vibration gesetzt, so entsteht ein Klang. In vervollkommnetster Form finden wir dieses Instrument in unsern Spieldosen wieder, nur werden statt der anschlagenden Stiftchen die Finger, besonders die Daumen gebraucht. Die „Sansa“ dient zur Begleitung des Gesanges.

Die Saiteninstrumente der Neger unseres Gebietes (bei den Nomaden bemerkte ich keine) sind in einfachster Form vertreten durch einen flachen Pfeilbogen, an dessen Holz ein hohler Flaschenkürbis als Resonanzboden befestigt wird. Die Lehne wird, etwa in ihrer Mitte durch eine Schnur an einen „Steg“ gespannt, der den Ton zum Resonanzboden leitet. Mit einem dünnen Rohrstäbchen klopft man auf die Saite. Der Ton ist, wie sich denken lässt, nur schwach, so dass das Instrument nur zum Amusement des Spielers selbst dient. Die „Sese“ (III. E. 345) und „Kinanda“ (346) sind den Lauten ähnlich.

Eigenthümliche Hazard-Spiele habe ich bei den Ost-Afrikanern nicht bemerkt, auch haben die Mohammedaner, denen dieselben nach ihrer religiösen Vorschrift verboten sind, keine eingeführt. Kartenspiele sind erst von den Europäern gebracht, haben aber bis jetzt nur beim Auswurf der Zanzibar-Neger Eingang gefunden.

Die Waswaheli und nach ihnen einige Stämme des Innern, vertreiben sich die Zeit mit „Bão-“ (Brett-) Spiel. Es besteht aus einem Brette mit 32 Löchern in 4 Reihen, als Spielsteine dienen die Samen von *Caesalpinia Bunduk*. Das Spiel erinnert in seinen Regeln an „Puff“. Einige der Kinderspiele der Wakamba sind den europäischen gleich, z. B. „Haschen“ und „Verstecken spielen“, auch tragen sich die Kleinen, ganz wie unsere, nicht nur „Huckepack“, sondern auch Rücken an Rücken mit verschränkten Armen und schaukeln sich in dieser Stellung hin und her. Kleine Mädchen pflücken sich manchmal einen Strauss grellfarbener Blüten. Die Jungen machen sich den Spass, einen frischgrünen Sorghumhalm in der Asche eines Feuers zu erhitzen. Wenn hierdurch die Luft in den inneren Zellräumen desselben in Spannung versetzt ist, schlagen sie den Halm auf einen Stein, wodurch er mit starkem Knall zerplatzt. In Zanzibar haben sich viele indische, ja selbst europäische Kinderspiele, Ballwerfen, Drachensteigen lassen u. s. w. eingebürgert. Dort giebt es auch Kinderspielzeug z. B. Puppen (III. E. 308, 413), aus Palmstroh oder aus bunten Zeuglappen geflochten, mit Sand gefüllte unförmliche Gestalten. Nachahmungen der Menschengestalt habe ich sonst nur zweimal in Ost-Afrika angetroffen. Das eine Mal war es in Uzeramo, ein ziemlich wohl gelungenes Schnitzwerk von etwa 0,2 *m* Höhe. Obgleich die Eingeborenen angaben, die Kinder spielten damit, so glaube ich dennoch, dass es ein Idol gewesen. Es war

mir nicht möglich, dasselbe in meinen Besitz zu bringen. Dagegen gelang es mir, in Zanzibar ein roh aus Holz geschnitztes Männlein und Fräulein im Costüm der Wahiaoh zu kaufen (III. E. No. 305, 306). Auch hier gab man an — wohl nur ausweichend — es sei Spielerei.

Ein unzweifelhaftes Idol befindet sich dagegen[1]) in Gross-Rabbai bei den Wanika, ein (wahrscheinlich Heiligen-) Bild, welches die Portugiesen bei ihrer Vertreibung aus Mombassa zurückgelassen haben und das nun als eine Art Schlachtengott die Krieger zu Heldenthaten entflammt.

Ueber die Gebräuche, welche sich an die verschiedenen Lebensepochen der Wakamba und ihrer Nachbaren knüpfen, habe ich folgendes in Erfahrung gebracht:

Die Haltung der Mutter während der Geburt ist bei den Wakamba stehend, nach hinten übergebeugt, zwei Freundinnen unterstützen sie dabei zu beiden Seiten, eine dritte empfängt das Kind. Bei den Wanika legt sich die Gebährende platt auf den Rücken, ein altes Weib ist Geburtshelferin. In Kikuyu kombiniren sich gleichsam diese beiden Stellungen, indem die Frau sich in die Rückenlage beugt, aber dabei mit den Armen den Körper vom Boden erhebt und stützt. Jederseits wird sie dabei von einer Freundin gehalten, eine dritte nimmt das Kind in einem Leder auf. Die Somali-Frauen halten sich in den Wehen an einem Stricke in aufrechter Körperstellung,[2]) ein anderes Weib empfängt das Kind. Die Wazegua-Frauen hocken während der Gebährung[3]). Die südarabischen Frauen (bei Aden) hocken ebenfalls nieder, beugen sich aber dabei nach vorn über, mit den Händen sich auf die Erde stützend.. Gewöhnlich geht die Geburt sehr leicht vor sich, im andern Falle wird durch Kneten mit den Händen oder (bei den Waswaheli) selbst mit den Füssen, indem sich das helfende Weib auf den Brustkasten der (auf dem Rücken liegenden) Kreisenden stellt und mit den Zehen auf den Unterleib drückt, Hilfe zu leisten versucht.

Zur Entbindung nehmen die Wakamba Adansonienbast-Fäden, die etwa 2—3 Zoll vom Nabel nahe bei einander umgeschnürt werden. Die Nabelschnur wird mit einem gewöhnlichen Messer durchschnitten. Bei den Waswaheli bleibt die Nabelschnur sehr lange stehen und trocknet erst allmälig ab. Es finden sich bei ihnen später oft faustdicke Nabel.

Die Nachgeburt wird bei diesen Völkern gewöhnlich nicht auf künstliche Weise entfernt. Die Somal trinken warmes Schaftalg, welches bei seiner laxirenden Wirkung auch die Abführung der Placenta befördert. Sonst ist die Diät der Wöchnerin wenig verschieden von der des gewöhnlichen Lebens. Bei den Waswaheli und Nyassa-Negern nimmt sie

1) Vgl. Krapf Reisen I 423.

2) So auch die Dar-Fûr-Bewohner (vgl. Hartmann Naturg. med. Skizze d. Nilländer p. 405).

3) Also in einer Stellung wie bei Nothdurftverrichtung.

stark mit Cayennepfeffer und sonstwie gewürzte Speisen zu sich. Die Nachgeburt wird von den Wakamba-Geburtshelferinnen in ein Bündel Gras gepackt und in den Wald getragen. Die Masai begraben die Nachgeburt unter die Lagerstätte der Mutter.

Uneheliche Kinder tödten die Habr-Yunis Somalen. Bei den andern Ost-Afrikanern sind sie zwar schandbar, aber werden meistens mit in die Ehe genommen.

Missgestaltet geborene Kinder oder solche, welche sich in anderer als der Kopflage präsentiren, ebenso von Zwillingen das Zweitgeborene (Wakikuyu) (auch beim Rindvieh sammt dem Mutterthiere), Frühgeburten und solche Kinder, deren obere Zähne vor den untern durchbrechen, werden von den Wakikuyu, Wanika, Wazegua und andern ostafrikanischen Völkern, worunter aber nicht die Masai und Wakamba, getödtet. Die Wakikuyu Mutter muss am Tage der Geburt eines solchen „Mana mugirro" dasselbe in eigner Person in eine Haut gebunden in den Wald tragen, in eine seichte Vertiefung legen, mit Holzasche überdecken und den Hyänen zum Frass überlassen. Auf diesem schweren Gange wird sie von zwei Dorfältesten begleitet und wenn nöthig, gestützt. Kommt die Mutter nach Hause zurück, so wird sie von einem alten Weibe rasirt, bekommt Zaubertränke vom Schamanen eingeschüttet und ist dann wieder vollkommen „rein", so rein dass, wie mein Berichterstatter sich ausdrückte, sie Einem sogar Tabak anbieten darf. In Unika erdrosseln die „Muānza" besitzenden Häuptlinge das Kind im Walde, bei den Wazegua drehen die geburtshelfenden Weiber ihm den Hals um, tragen es in den Wald und stülpen einen leeren Kochtopf über die (unbeerdigt bleibende) Leiche.

Die Reinigung der Mutter geschieht gewöhnlich nur durch Waschungen mit heissem Wasser, bei den Abessiniern und Somalen finden auch Räucherungen der Schamtheile[1]) statt; die Somal schmieren halb gelöschten Kalk, die Waswaheli-Frauen zuweilen Citronensaft in die Vagina, um sie zu contrahiren. Bei den Wakamba muss am 3. Tage nach dem Gebähren der Ehemann einmal Umgang mit der Wöchnerin haben, erst dann ist sie rein. Das Kind bekommt zum Abzeichen, dass diese Sitte ausgeführt worden, ein Armband, „Idā" genannt. Eine bestimmte Zeit zum Abhalten des Wochenbettes und zum Enthalten des Beischlafes ist gewöhnlich nicht festgesetzt. Sie sind meistens schon nach 4—6 Tagen wieder bei der Arbeit. Nur bei den Wazegua muss die Wöhnerin 14 Tage das Bett hüten. Eine glückliche Geburt wird meistens durch ein Ess- und Trinkgelage gefeiert, bei Söhnen mehr als bei Töchtern.

Die Reinigung der eben geborenen Kinder geschieht bei den Süd-Arabern erst 2 Stunden nachdem sie das Licht der Welt erblickt haben, so lange bleiben sie in ein Tuch gewickelt, liegen. Man nimmt laues Wasser dazu. Auch die Somal, Wakamba, Wanika, Wa-

2) Bei den Somalen vom 4ten bis 20ten Tage.

kikuyu waschen das Kind mit Wasser ab, und salben es — die Wakikuyu sogleich, die andern nach einigen Stunden oder (Masai) Tagen — mit frischer Butter. Die Masai und Waswaheli bestreuen das eben geborene Kind mit dem säuerlich-adstringirenden Fruchtmehl der Adansonien, wodurch das Reinigen erleichtert wird, welches bei den Masai-Wakwafi ohne Wasser, mit einem weichen Leder- oder Zeuglappen, bei den Waswaheli aber durch Waschen vollendet wird.

Säuglinge bekommen ausser der Muttermilch bei den Masai und Wakikuyu vom 2. Tage etwas frische Butter[1]) in den Mund gestrichen, bei den Wakikuyu ausserdem vom 10. Tage an gekaute süsse Bananen, welche mit dem Speichel der Mutter vermischt sind, die Wakamba geben ihren Kleinen bald nach der Geburt Mehlbrei als Zukost, die Somal flössen ihnen bis sie 6 Monate alt sind, täglich etwas Myrrhensaft ein.

Stirbt die Mutter oder ist sie unfähig, das Kind zu säugen, so ziehen es die Wakikuyu mit Kuhmilch, die Waswaheli mit Ziegenmilch auf. Gleichsam als Schadenersatz schenkt der Vater dem erwachsenen Kinde zwei Sclaven.

Die Fruchtbarkeit ist bei den Stämmen des Innern anscheinend eine ziemlich grosse, die Mutter eines meiner Kikuyu-Leute hatte 13 Kinder geboren. Der Häuptling Milu hatte mit 10 Frauen etwa 25 Söhne. Töchter werden nicht gerne aufgezählt. Die Küstenvölker sind als Mischlinge sehr heterogoner Racen, durch mancherlei Unsitten und Krankheiten welche geschlechtlichen[2]) oder climatischen Ursprungs sind, weniger kinderreich.

Die Säugezeit währt bei den Südaraberinnen 2 Jahre, bei den Waswaheli 1—2 Jahre, bei den übrigen Ost-Afrikanern ebenfalls lange, gewöhnlich so lange als die Mutter noch Milch hat. Die Waswaheli-Frauen säugen selbst dann noch, wenn sie wieder schwanger sind, solcher Säugling heisst bei ihnen „Patcha ja n'ye" i. e. äusserlicher Zwilling.

Zur Entwöhnung schmiert man in Süd-Arabien Myrrhe oder Asa foetida auf die Brustwarzen; die Somal nehmen hierzu den bittern frischen Saft durchbrochener Aloe-Blätter, in Zanzibar gebraucht man zum gleichen Zwecke Cayennepfeffer oder auch Aloeharz (welches aus Socotra stammt). Entzünden sich die Brüste der Mutter bei der Entwöhnung, so legen die

---

1) Welche besonders für diesen Zweck bereitet wird.

2) In Ost-Afrika kann man behaupten, dass die geographische Grenze der „Civilisation" mit der der „Syphilisation" zusammenfällt. Onanie wird in den Kiswaheli Harîm vielfach getrieben. Die Weiber bedienen sich dazu eines aus Ebenholz gedrechselten Pflockes von Penisgestalt, durch dessen Mitte eine hohle Röhre führt, welche mit Fett ausgefüllt wird. Dieses Instrument bindet ein anderes Weib (Sclavin) beim Scheincoitus vor. Auch Paederastie ist (den küstenbewohnenden Somalen wenigstens) bekannt. In Aden erfuhr ich einen Fall, dass ein Somal-Junge mit einer Kuh Unzucht trieb etc. —

Süd-Araberinnen Schlamm aus Süsswassertümpeln oder Lehmbrei darauf, drücken auch zu sehr angesammelte Milch aus. Diese wird ceremoniell begraben.

Die Namengebung geschieht am Tage der Geburt und zwar bei den Masai vom Vater, bei den Wakamba von der Mutter, bei den Wanika bei Knaben durch ein männliches Mitglied der Familie, Vater, väterlicher Onkel, Neffe etc., bei Mädchen durch die Mutter, mütterliche Tante, oder Nichte, bei den Wazegua durch den Bruder der Mutter. Wenn eine Sclavin einem freien M'Swaheli ein Kind gebiert, so ist sie (nach mohammedanischem Gesetze) frei. Als eine Art Ehrentitel führt sie fortan den Namen ihres Kindes, sie heisst Mutter (des) so und so.

Der einmal gegebene Namen bleibt bei diesen Völkern durch's Leben.

Die Wakamba hängen, ähnlich den Arabern, den Namen des Vaters ihrem eignen als Familiennamen an, z. B. Katummo wa Milu, Katumo, (Sohn) des Milu. Kennt ein Fremder den Vornamen nicht, so sagt er einfach wa Milu, bei Mädchen Muēta wa Milu, Tochter des Milu.

Bei der Namengebung finden keine besondern Ceremonien statt.

Vor der Beschneidung werden die Kinder dieser Völker mehr oder weniger als unrein angesehen. Bei den Oigób (Masai-Wakwafi) und Wakikuyu dürfen die Knaben keine eisernen Waffen haben, für ihre Kriegsspiele verfertigen sie sich dieselben aus Holz. Nicht einmal ein eisernes Messer können sie besitzen, gebrauchen sie ein solches zu irgend welcher Arbeit, so müssen sie es von einem Erwachsenen entlehnen und baldigst wieder zurückstellen. Sollte bei den Masai ein Mädchen, ehe es beschnitten worden, ein Kind gebären, so ist sie und ihr Sprössling dem Tode verfallen.

Das Alter, in welchem die Kinder — bald nur die männlichen, bald auch die weiblichen — beschnitten werden, ist bei jedem dieser Völker verschieden. Die Süd-West-Araber beschneiden Knaben und Mädchen (letztere nicht bei allen ihren Stämmen) am 7., 14., 21. oder an anderm mehrfach 7ten Tage, oft erst nach mehreren Monaten, da grosse kostspielige Festlichkeiten veranstaltet werden müssen.

Die Kiswaheli-Knaben (Mädchen nicht) werden etwa im 7. Jahre beschnitten, bis dahin blieben sie unter der Obhut der Mutter, nun aber besuchen sie die Schule und treten in's Leben ein. Auch die Somali-Knaben und Mädchen werden erst mit 8 bis 10 Jahren [1]) beschnitten, die Mädchen zugleich, nach Weise der Gala und Abessinier, „vernäht", indem die verwundeten Schamlippenränder mit Pferdehaaren an 2—3 Stellen zusammengeheftet werden. Sie verwachsen bis auf einen engen Canal zum

---

1) Haggemacher in Peterm. Ergänzungsh. 47 pag. 27 giebt den 40. Tag nach der Geburt an, was ich nicht bestätigen kann. Auch Burton sagt in „First footsteps" etc. p. 121 „they are circumcised at the age of seven or eight."

Entleeren des Urins. Die andern hier zu besprechenden Völker nehmen diese Maassregel zur Sicherung der Junfernschaft nicht vor. Die Wazegua beschneiden nur die Knaben und zwar, wenn sie 1—2 Monate alt geworden sind. Die Masai-Knaben werden im 3. Jahre „gereinigt". Die Wanika (Wadigo), Wakamba, Wadjagga, Masai und Wakikuyu beschneiden die Mädchen nach dem ersten Zeichen der Pubertät[1]) (im 8—10. Jahre), oder auch noch später, kurz vor der Heirath. Die Operation geschieht durch Abschneiden des Praeputium clitoridis. Während die anderen Ost-Afrikaner in der gewöhnlichen Weise der Orientalen und der anderen Afrikaner die langgezogene Vorhaut der Knaben mit einem Messer abschneiden, wird von den Masai, Wadjagga und einer Anzahl Kikuyu-Familien[2]), die Vorhaut nur eingeschnitten und zwar durch einen Längsschnitt oben auf der Eichel. Zur Seite des unverletzten Bändchens bleiben zwei heruntergeklappte Lappen stehen.

Bei den Mohammedanern der Zanzibar-Küste werden gewöhnlich die gleichalterigen Knaben einer Verwandschaft oder Freundschaft am gleichen Tage beschnitten. Bei den Masai, Wakamba, Wanika, Wakikuyu und andern vereinigen sich hierzu jedes 3. oder 4. Jahr alle reifen Kinder eines kleinern oder grössern Districtes. Die Knaben werden getrennt von den Mädchen, von einem Zauberpriester, die Mädchen von einer alten Frau beschnitten. Das von den Wakamba gebrauchte Operationsmesser wird von einem bestimmten Schamanen aufbewahrt. Es wurde mir als etwa 0,1 m lang, sehr dünn und von weichem Eisen gemacht, spatelförmig und nur an einer Seite schneidig, beschrieben. Dasselbe Messer wird, nachdem die Operation an den Knaben vollzogen ist, zur Beschneidung der Kikamba-Mädchen benutzt, zu diesem Zecke aber oben an der gerundeten Spitze umgebogen. Grosse Festlichkeiten beschliessen diesen Act bei den Wakamba. Aehnlich bei den Wakikuyu. Hier werden die Jünglinge von 16—17 Jahren d. h. wenn sich bereits Bartflaum zeigen, und die mannbaren Mädchen eines Districtes am gleichen Tage beschnitten. Zuerst auch hier die Jungen. Sie hocken alle in einer Reihe. Der Beschneider, der aber kein Zauberer ist, hat sich festlich geschmückt, ihm hilft ein hinter der Reihe stehender anderer Mann, welcher das Glied des Jünglings festhält. Der Operateur beginnt beim ersten in der Reihe. Sein Messer ist etwa 0,2 m lang mit lanzenförmiger, zweischneidiger Klinge. Er hält es beim Schnitte in eigenthümlicher Weise, indem der Mittelfinger hinter dem Messerhefte, die andern Finger vor demselben zu liegen kommen. Die abgeschnittene Vorhaut wird vor jedem in die Erde vergraben, wozu sich der Beschneider eines spitzen Stabes bedient. Das Blut wird zur

1) Bei der ersten Menstruation werden die Kiswaheli-Mädchen geschmückt und von ihren frohlockenden Freundinnen begleitet, durch die Strassen der Stadt geführt, gleichsam um öffentlich zu zeigen, dass sie mannbar seien.

2) Diese, sie sind in Minderzahl, werden mit „N'gōi" bezeichnet zum Unterschiede von den „Duāra," die auf gewöhnliche Art beschneiden.

Erde rieseln gelassen und später bedeckt.[1]) Die Kikuyu-Mädchen werden von einem alten Weibe mit einer der dort gebräuchlichen dreieckigen Rasirmesser operirt, d. h. das langezogene Praeput. clitorid. abgetragen. Zum Auffangen des Blutes wird das junge, noch unaufgerollte Spitzenblatt der Banane vorgehalten, welches dann sammt dem Fleische verscharrt wird. Nachdem die Prozedur an allen Kindern vollzogen ist, führen die Aeltern und die Kinder einen grossen Tanz auf, die männlichen Mitglieder des Districtes um die Jünglinge, die weiblichen um die Jungfrauen. Die Operirten, welche auf der Erde hocken bleiben, werden in ein grosses Ledertuch gehüllt, nur ihr Kopf bleibt frei. Die Angehörigen schütten ihnen grosse Massen frischer Milch über den Kopf und Körper und sie sind unter die Erwachsenen des Stammes aufgenommen. Dann erst erhalten sie vom Vater Waffen. Auch 2—3 Ochsen geben die Eltern jedem der Jünglinge. Diese begeben sich gemeinschaftlich weit von den Dörfern weg in den Wald, schlachten dort die Ochsen und verzehren deren Fleisch. Nach etwa einem Monat kehren sie zum elterlichen Dorfe und Hause zurück, erhalten nochmals Vieh und ziehen wieder in ihr Waldversteck. So treiben sie es, so lange Fleisch da ist oder bis sie des Fressens und Faullenzens müde und „stark und fett“ geworden sind. Dann verschaffen ihnen die Väter Weiber[2]). Ehe sie aber in den Vollbesitz einer Frau treten können, müssen sie für dieselbe eine Hütte bauen und ein genügendes Stück Ackerland für ihre Bewirthschaftung aufweisen, ebenso 4 Milchkühe. So lange dies nicht geschehen, bleibt die Braut bei ihrer Mutter. Beim Einzug in ihr neues Haus bringt auch sie drei Milchkühe mit. Diese sieben machen den Anfang der Heerde des neuen Hausstandes aus. Jeder streitbare Mann in Kikuyu ist „Anake“, i. e. Junge, Krieger. Vor einem Kampfe wählen die „Anake“ einen „N'yàmba“, Anführer, welcher als tapfer bekannt ist. Er scheint ziemliche Autorität zu besitzen. Vor der Schlacht holt er sich bei einem „Mundu múgo“ (Schamanen) „Medizin“. Das patriarchalische Oberhaupt einer Dorfschaft wird „Mundu muδuru“ genannt. Die Aδuri (pl. von „mundu muδuri“) bilden den Rath eines Districtes. Die Aturi (sing. Muturi) sind die Schmiede, Eisenarbeiter, Schwarzkünstler unter den Wakikuyu. Sie werden als solche gefürchtet, erhalten auch bei jedem Schlachtefest einen Antheil. Sie stehen übrigen im Stammesverbande und heirathen in andere Familien hinein.

Der Prototyp dieser Kikuyu-Sitten ist bei den Oigob (Masai-Wakwafi) zu suchen. Sie sind in Altersstufen eingetheilt. Alle etwa 10 jährigen Knaben eines Districtes verlassen gemeinschaftlich die Obhut ihrer

1) Zur Stillung übermässiger Blutung der Beschneidungswunde stecken die Kiswaheli-Knaben das Glied in heissen Sand. Die Somal und Wakamba streuen gepulverte Hyrax-Losung oder andere adstringirende Stoffe auf. Zur Heilung nimmt man Fett, Ricinusöl oder dgl.

2) In Kikuyu erhält der Vater für eine hübsche Tochter etwa 4 Milchkühe, 1 Ochsen, 4 Ziegen, 3 Hammel, eine Quantität Honigwein u. s. w.

Mutter und treten als „il Barnód" (sing. „orl Barnódi"), was so viel wie „Topflecker", Calabassenschraper bedeutet, in den Dienst der Krieger, welche sie auf ihren Zügen begleiten. Mit ungefähr 14 Jahren wurden sie in den Verband der „ru Muran" (sing. „orl murani"), Krieger aufgenommen. Diese wählen einen Anführer der, wenn er sich nicht bewährt, abgesetzt werden kann. Die Beute an Vieh theilen sie unter einander und geben sie daheim den Vätern in Verwahrung. Im 24 oder 25 Jahre haben sie ihrer Wehrpflicht Genüge geleistet und genug errungen, um ein Weib zu erwerben und zu ernähren. Sie liefern dann ihre Waffen an die bis dahin aufgewachsenen „Barnód" ab, welche nun „Muran" werden und gründen als „Murú" einen Hausstand, denn bis dahin durften sie nicht heirathen, mussten sich sogar jedes geschlechtlichen Umganges enthalten.

Die Mädchen des Districtes sind in parallele Altersstufen eingetheilt. Den Barnód entsprechen die „Ingēra", dem „Muran"-Alter die „Dito" (Jungfrauen). Am Tage der Entlassung aus dem regelmässigen Kriegsdienste, der zugleich der Hochzeitstag der „Muru" mit den „Dito" ist, rasiren sich beide Geschlechter. Die Mutter der Braut giebt einen Mastochsen zum Feste, dem Meth wird tüchtig zugesprochen, der Tanz dauert bis Sonnenuntergang und jedes Paar begiebt sich in seine neu errichtete Hütte. Uebrigens trennt die Verheirathung keineswegs das Band engster Verbrüderung, welches das Jugendleben einer gleichen Altersklasse verknüpfte, ihr Eigenthum ist auch fortan gewissermassen gemeinschaftlich. So wird die Hospitabilität gegen einen Genossen sogar bis zur zeitweiligen Ueberlassen des Weibes ausgeübt. Diese Sitte herrscht auch in Kikuyu.

Als Häuptling einer Dorfschaft wird der ältesten, einflussreichste Familienväter angesehen.

Auch bei den Wanika sind ähnliche Stufen eingerichtet:[1]) „Aniere" Jugend, „Kambi" „Unterhaus", zu dessen Mitglied man erst durch grosse Abgaben in Form von Festgelagen wird, endlich „Mvaya" „Oberhaus"; Berather „des Schaha" erblichen Häuptlings.

Die Wazegua-Districte haben ihren „Zumbe" als Oberhaupt, dem ein „Akida" (Stellvertreter) zur Seite steht. Diese doppelte Oberhoheit scheint von den Süd-Gala entnommen zu sein. Diese wählen[2]) alle 8 Jahre einen Präsidenten „Heiyu" aus einer von 5 Familien, dem ein Viceregent beigegeben ist, welcher, im Falle der „Heiyu" während der Regierungszeit stirbt, dieselbe an seiner Statt zu Ende führt. Die „Lubu" sind Räthe der Nation.

Bei den Wakamba finden wir nichts von alledem. Hier herrscht rein patriarchalische Regierungsform in den Dörfern, ein gemeinschaftliches Oberhaupt fehlt.

---

1) Näheres vgl.: New, Wanderings in Eastern Afrika p. 107ff.
2) New. p. 273.

Die Wakamba heirathen erst bei ziemlich reifem Alter[1]) und zwar nehmen sie nur Wakamba aus anderen Dörfern zu Weibern, so viele, wie sie erlangen und erhalten können. Die Erwerbung der Braut geschieht gewöhnlich mit deren Einwilligung[2]) von ihrem Vater oder zeitigen Beschützer, welcher die Morgengabe, bestehend in Vieh oder dessen Werth, erhält. Entweder wird dieser Preis auf einmal bezahlt oder (bei ärmeren) in Raten, oft durch mehrere Jahre hindurch. Erst wenn die ganze Summe realisirt ist, tritt der Bräutigam öffentlich in den Besitz der Tochter, welche bis dahin im väterlichen Hause verblieb. Uebrigens entstehen in dieser Quasi-Verlobungszeit häufig Kinder, welche dann mit der Heirath in ihre vollen Rechte eintreten.

In früheren Zeiten war — so erzählt man — bei den Wakamba Brautraub, mit blutigen Gefechten verbunden, gebräuchlich. Ein Anklang daran findet sich heute noch in der Sitte, dass am Hochzeitstage ein Bruder oder Freund des Bräutigams die Braut, wenn sie sich vom Hause entfernt, um Wasser am Flusse zu holen, überfällt, ihr Gesicht und Schultern mit Butter salbt und dem Erwählten trotz scheinbaren Sträubens zuführt. Zuweilen stiehlt mit stillschweigendem Vorwissen des Brautvaters, das junge Ehepaar am Abend der Hochzeit einen Theil des Viehes, welches der Mann entrichten musste, zurück. Mit diesem Vieh begründen sie dann ihre eigene Heerde.

Die Frau bearbeitet mit ihren Kindern ein Stück Land, welches zu ihrem Unterhalte dient; auch zieht sie das Vieh auf. Dadurch ist sie die factische Besitzerin des Hausstandes, dem Manne gehört er nur der Theorie nach. Bleibt die Frau kinderlos, so kann sie der Mann den Eltern zurückstellen, er erhält dann den ehemals erlegten Preis retour gezahlt. Dies geschieht jedoch sehr selten, da ja die Frau als Arbeiterin nur den Wohlstand des Mannes erhöht. Auch bei Ehescheidungen aus anderer Ursache wird das Heirathsgut zurückgegeben.

Das Enthalten des geschlechtlichen Umganges ist bei den Wakamba und Wakikuya geboten: so lange das Vieh sich auf der Weide befindet, also tagsüber vom Austreiben am Morgen bis zum Eintreiben am Abend. Ferner gehen diese Völker nicht zum Weibe, so lange sie sich auf einer Reise befinden, selbst nicht zu ihrem eignen, wenn es sich in der Caravane befinden sollte. Die Kikamba-Reisenden widerstehen auf's strengste den Verführungen, die ihnen in den Küstenstädten entgegengebracht werden.

---

1) Die Wazegua und zuweilen auch die Waswaheli nehmen besonders hübsche Mädchen bereits in's Haus, wenn sie noch sehr jung sind. Sie lassen sie Arbeiten verrichten, bis sie mannbar geworden.

2) Die Wanika haben eine bestimmte Verlobungs-Ceremonie, indem das Mädchen vor ihrer versammelten Familie erklärt, dass sie den Freier liebe. Sie reicht dann Palmwein herum und zwar zuerst dem Vater. Nimmt dieser den Trank an, so giebt er dadurch seine Einwilligung zum Bündniss zu erkennen, ebenso die anderen Verwandten. Zuletzt kredenzt sie dem Geliebten den Wein und der Bund ist gesschlossen.

Aus diesem Grunde haben sie auch die Syphilis in ihrem Lande noch nicht eingeführt. Ist in Ukamba ein Dorfbewohner auf einer Reise begriffen und stirbt während seiner Abwesenheit jemand im Dorfe, so darf kein geschlechtlicher Umgang stattfinden, bis der betreffende zurückgekehrt ist. Als Trauer beim Tode eines Angehörigen, Häuptlings, oder einer Hyäne (vgl. oben) sind die Wanika gehalten, drei Tage auf dem Boden (auf keiner Bettstelle) zu schlafen und während dieser Zeit nicht zum Weibe zu gehen.

Dagegen ist der Beischlaf bei den Wakamba geboten:

1) Wenn eine Wittwe heirathen will, dann muss ein fremder Mann — z. B. M'swaheli oder M'kamba aus anderer Gegend — vorher mit ihr einmal Umgang gehabt haben. Dieser Mann erhält zum Lohn einen Ochsen.

2) Stirbt eine Kikamba Frau und findet aus irgend einer Ursache Blutausfluss statt, so muss — horribile dictu — ein fremder Mann die nächste Nacht bei der Leiche liegen. Morgens findet er eine Milchkuh in der Nähe angebunden. Diese Sitte wird geheim gehalten und nur im Geheimen ausgeführt.

Bei herannahendem Tode giesst man dem M'swaheli — nach arabischer Weise — einen Löffel Honig oder Rosenwasser in den Mund, um die Entleerung der Eingeweide zu veranlassen. Die Leiche wird mit Wasser gewaschen und alle Oeffnungen des Körpers werden mit roher Baumwolle, in welcher Kampfer, Gewürznelken und andere Gewürze, verstopft. Auch auf die Brust, in die Armachseln und Kniekehlen, überhaupt an alle besonders schweissigen Stellen, legt man Baumwolle. Die Leiche wird auf ein grosses, neues Tuch gelegt und dieses über Kopf, Brust und Kniee zusammengebunden. Das Begräbniss findet an demselben oder am folgenden Tage statt. Die Ceremonien beim Begräbnisse, die künstlichen Klagelieder, Todtenschmäuse u. s. w. sind denen der andern Mohammedaner gleich. Das Grab wird im Innern Süd-West-Arabiens, wo der Erdboden fest und lehmig ist, etwa 5 Fuss tief gesenkt. Am Boden desselben gräbt man eine seitliche Nische aus, in welcher die Leiche beigesetzt wird. Dadurch verhindert man, dass die eingefüllte Erde den Körper direct berührt. An der Küste, wo der Boden locker, macht man eine einfache Grube, senkt die Leiche in die Tiefe und fertigt dicht über dieselbe aus Stäben und Matten einen Rost, auf dem die Erde ruht. Besondere Beigaben scheinen den afrikanischen Mohammedanern nicht in's Grab gelegt zu werden.[1]) Wie erwähnt, werden *Curcas purgans* und *Keramanthus Kirki* an die vier Ecken des Grabes gepflanzt. Manchmal errichtet man auch ein leichtes Dach aus Cocosblattgeflecht, auf vier Pfählen ruhend, über den Grabhügel, bei Reichern werden Steinplatten zu Kopf und Füssen oder mehr oder weniger grosse, schöngebaute Grabmonumente errichtet. Zu gewissen

1) Die Angabe Krapfs, (a. a. O. I. p. 427.) dass den Kiswaheli-Leichen Ricinus-Körner in die Hand gegeben würden, fand ich nicht bestätigt.

Jahreszeiten werden Gebete und Weihrauchopferungen auf den Gräbern der Mohammedaner verrichtet.

Die Wanika haben viele Ceremonien der Mohammedaner angenommen. Stirbt ein angesehener M'nika, so wird die grosse Dorftrommel geschlagen, um Verwandte und Freunde herbeizurufen. Jeder bringt einen Ochsen, Ziege, Schaf oder Huhn mit, welche am Sterbeplatze gegessen werden. Alle Leidtragenden rasiren sich. Der Todte wird ebenfalls rasirt, sein Schmuck entfernt, mit Ricinusöl eingerieben (nicht gewaschen) und in ein neues Tuch gewickelt, welches mit Fäden (die vom gleichen Tuche ausgefranselt) festgebunden wird. Ueber dieses Tuch legt man noch ein zweites und verknotet es über dem Kopfe und unter den Füssen. Hierauf wird die Leiche auf einer leiterartigen Bahre zum Grabe getragen. Dieses ist bei Angesehenen in der Kaya (Dorfumzäunung), bei Geringeren aussen eingesenkt. Es hat die Tiefe, dass ein darin stehender Mann bis unter die Arme verdeckt ist. Die Leiche wird liegend beigesetzt (Kopf nach keiner bestimmten Richtung) dann die Erde aufgeschüttet und Verwandte und Freunde wälzen sich heulend auf dem Grabe und bestreuen sich mit der Erde. Auch werden Todtentänze aufgeführt, und zwar unter bärenartigem Watscheln der Beine und des Körpers. Die Arme werden dabei über die Brust gekreuzt und mit der rechten Hand auf dem linken Oberarme der Takt geklatscht. Darauf schüttet man 1—2 Maass Sorghum oder Mais auf das Grab, giesst auch wohl eine Flasche Palmwein darüber aus und begiebt sich nach Hause, um den Todtenschmaus fortzusetzen. Die Trauer um einen gewöhnlichen M'nika dauert bei den männlichen Verwandten und Freunden 3 Tage, um einen Häuptling länger, in welcher Zeit sie (wie oben bemerkt) auf keine Bettstelle schlafen, auch den Beischlaf nicht ausüben dürfen. Die weiblichen Verwandten müssen 8 Tage auf dem Erdboden schlafen. Nach Ablauf dieser Zeit ist nochmals ein grosses Fest mit Trinkgelag. Dann wird auch die Erbschaft geregelt. Die Wanika opfern bei Krankheiten und zum Erflehen von Regen, Kindersegen u. dgl. Palmwein auf den Gräbern der Anverwandten. Zauberern legt man Hörner, Schlangen u. dgl. Attribute ihrer Kunst auf das Grab.

Bei den Wazegua lässt man nur den im Kriege gefallenen die Ehre eines Begräbnisses angedeihen. Dem Körper wird sein voller Schmuck belassen. Er wird mit Ricinusöl gesalbt und von den Freunden in eine hockende Stellung gebogen und durch Schnüre und Tücher in dieser erhalten. Das Grab, welches ausserhalb des Dorfes gelegen, ist oft bis 8 Fuss tief. Das Gesicht des Todten kehrt man nach West (zum Binnenlande hin). Ueber die Leiche wird Reisig gelegt und dann die Grube mit Erde angefüllt. Ueber dem Grabe lässt man eine Kuh oder Ziege verbluten, deren Fleisch von den Leidtragenden verzehrt wird.

An Krankheiten gestorbene Wazegua wickelt man einfach in eine Matte, bindet sie an einem Pfahl und trägt sie in den Wald an eine bestimmte

Stelle, nicht weit vom Dorfe, „K'orohómbŏa geheissen", wo sie von den Hyänen verzehrt werden. Das Volk meidet diese Stelle.

In gleicher Weise entledigen sich die Waswaheli der Städte der Leichen von Fremdlingen.

Bei den Wadjagga wird (nach Kersten) derjenige, welcher kinderlos stirbt, nicht beerdigt, sondern den Geiern zum Verzehren überlassen.

Die Wakamba, Wakikuyu und Oigób begraben ihre Todten ebenfalls nicht. Keine künstlichen Wehklagen finden statt, selbst die natürlichen Ausbrüche des Schmerzes beim Verluste eines Familiengliedes werden möglichst unterdrückt. Kleine Kinderleichen werden in Ukamba sammt dem Ledergehäuse, worin die Mutter sie im Leben getragen, vom Vater oder Dorfältesten in ein Bündel Gras gewickelt und in den Wald getragen. Dort entblösst man die Leiche, und legt Schmuck und Kleidung neben sie hin. Erwachsene binden die Verwandten in die Schlafhauf oder Kleidung ein und tragen sie an einen Pfahl gebunden, oder schleifen sie an einen um die Füsse gebundenen Strick in den Wald, auch sie werden entblösst und den Hyänen zum Frasse überlassen. Die Geräthschaften und die Hütte des Verstorbenen werden fortan nicht mehr berührt. Stirbt aber ein Häuptling, so wird sein ganzes Dorf ferner nicht mehr bewohnt, sondern dem Verfalle überlassen und siedeln sich dann die Einwohner an eine andere Stelle an. Auch wenn mehrere Stück Vieh in einem Dorfe oder auf einer Weide starben, verlässt der Eigenthümer die ungesunde Gegend.

Bei den Wakikuyu sind mehr Ceremonien gebräuchlich. Der Vater wird vom ältesten Sohne, die Mutter von ihrem Bruder oder Vater, das Kind von der Mutter (ungewaschen oder gesalbt und nach Entfernung des Schmuckes) in eine Haut eingebunden und hinaus in den dichten Wald an eine möglichst verstekte Stelle getragen. Dort schlachtet der Bestatter eine Ziege, zieht ihr die Haut ab und schneidet dieselbe der Länge nach in zwei Hälften. Eine Hauthälfte legt er unter die Leiche, mit der andern bedeckt er dieselbe. Er biegt den Körper so, als ob er schliefe, d. h. einen Arm unter den Kopf gelegt und die Beine leicht eingezogen. Der Kopf (resp. die Verlängerung des Hinterkopfes) ist nach dem Kikuyu Schneeberge Kiliñága (Kenyá) gerichtet. Die Perlen und der sonstige Schmuck werden neben die Leiche gelegt. Dann isst der Bestatter etwas vom Fleische der Ziege, das übrige bleibt liegen und wird, wie die Leiche selbst, von den vielen Hyänen bald verzehrt. Der Bestatter begiebt sich nun zurück zum Sterbehause, darf aber nicht durch das Thor des Dorfes schreiten, sondern muss sich einen Weg durch den Dorfzaun bahnen. Er bleibt 8 Tage lang allein in dem Hause. Das Essen wird ihm von den Verwandten vor die Thür gesetzt. Es besteht aus Vegetabilien. Fleisch, besonders aber Milch, darf er nicht zu sich nehmen. Nach Verlauf der 8 Trauertage kommt ein altes Weib und rasirt sein Kopfhaar, wofür sie eine Ziege erhält. Er nimmt dann seinen Weg durch die Hecke zu den Aeltesten

und Zauberern, welche vor dem Dorfe versammelt sind. Diese schlachten eine Ziege und beschmieren ihn von Kopf bis zu Fuss mit dem Mageninhalte derselben. Ein Zauberer schüttet ihm einen Trank ein und er geht wieder gereinigt durch die Thüre zum Dorfe ein und „darf dann wieder Milch trinken". Das Sterbehaus wird von den Aeltesten abgebrochen, vor das Dorf getragen und dort sammt den Geräthschaften des Verstorbenen verbrannt.[1])

Die Oigób (Masai-Wakwafi) werden gleich nach dem Tode in ihre Schlafhaut eingebunden und zwar mit Lederriemen über Kopf, Brust und Kniee und von den Aeltesten in den Wald unter einen Baum getragen. Blattreiche Zweige[2]) deckt man über die Leiche und errichtet neben — nicht über — derselben einen grössern oder kleinern Haufen Steine. Der Leichnam wird den wilden Thieren Preis gegeben. Darauf gehen die Aeltesten nach Hause, nehmen zwar keine besondere Reinigung vor, dürfen aber 2 Monate lang sich nicht rasiren. Im 3. Monat und zwar am 6. Tage nach dem Neumonde rasiren die Anverwandten, Männer und Weiber, Haupthaar und alle übrige Behaarung, ziehen vor das Dorf, schlachten mehrere Ochsen und verzehren das Fleisch an einem Tage. Dabei finden keine besondern Ceremonien statt, der Name des Verstorbenen wird fortan nicht mehr genannt.

Die eben besprochenen Steinhaufen der Oigób als Grabmonumente finden wir im Somali-Lande, bei den Afer, Habâb und verwandten Völkern wieder. Bei den Habâb wird der Leichnam in eine sargähnliche Mulde aus flachen Steinen gelegt, die nur wenig in den Boden gesenkt ist und mit Steinplatten bedeckt wird. Darüber erhebt sich ein domförmiger Haufen grösserer oder kleinerer Steinbrocken von 4—6 *m* Durchmesser, welcher an seinem Umfange von einem 1—2 *m* hohen Mauerkreise aus flachen, oft nach Farben zu Mustern geordneten Steinen ohne Kalkverband, begrenzt wird. Zuweilen umgiebt das Ganze noch ein zweiter concentrischer Steinkreis.[3]) Ganz dieselben Monumente finden sich in grosser Anzahl im Nordsomali-Lande. Die Eingeborenen sagen, es seien Gräber ihrer (heidnischen) Vorfahren. Sonst setzen die jetzigen Somalen, nach Art anderer Mohammedaner, aufrechte Steinplatten auf die Gräber. Jedoch bemerkte ich bei Ras el Kitib in der Nähe von Meid, statt dieser, Kreuze[4]) aufgerichtet. Dieselben sind

1) Bei den Somal zerwirft die Wittwe alle Töpfe des Hausstandes. Dies ist wohl ein Anklang an die Zerstörung des ganzen Hauses, wie es früher dort stattgefunden haben mag.

2) Kein Gras, welches, wie oben bemerkt, überhaupt dem Vieh ganz gelassen wird.

3) Bevor dieser Steinhaufen fertig dasteht, darf kein Mitglied des Dorfes, welchem der Verstorbene angehört hatte, eine andere Arbeit verrichten. Bei den Wadjanga (ein Subtribus der Wamakúa) werden beim Tode eines Dorfbewohners alle Feuer ausgelöscht. Erst nach dem Begräbnisse zündet man im Sterbehause neues Feuer an, von welchem sich die übrigen Dorfbewohner versorgen. Die Waswaheli löschen und erneuern am Neujahrstage ihre Heerdfeuer.

4) Auch auf Socotra werden von den mohammedanischen Einwohnern Kreuz-Zeichen auf die Gräber gesetzt, vgl. Hunter, Notes on Socotra, in Journ. of the anthrop. Inst. 1878 p. 370.

ungefähr einen Meter hoch. Um ein Holzgestell in aufrechter Kreuzform wird Stroh gewickelt und auf diese Verdickung Kalk aufgetragen.

Die Frauen eines Verstorbenen können bei den Süd-West-Arabern vom Bruder geheirathet werden, jedoch muss derselbe den frühern Brautpreis nochmals an den Vater zahlen. Bei den Somal braucht er nur die Hälfte dieses Preises zu entrichten. Bei den Wakamba, Wanika und Wazegua erbt sie der Bruder unentgeltlich. Die jüngern Weiber werden bei den Wakamba von den Söhnen der andern Frauen geheirathet.

Erbe: Bei den Süd-Arabern, Somal und Waswaheli erhalten — nach mohammedanischem Gesetze — die Söhne je einen Theil, die Töchter je einen halben Theil der Hinterlassenschaft. Die Masai vertheilen das Erbe so, dass die Söhne je 50 pCt. mehr als die Töchter bekommen. Der älteste Sohn empfängt ausserdem die Waffen seines Vaters. Beim Tode einer Frau erhalten deren Kinder, sind solche nicht vorhanden, ihre Geschwister ihr Erbe. Bei Wakamba und Wanika wird alles Hinterlassene unter die männlichen Nachkommen vertheilt, die weiblichen erhalten nichts.

An Stelle der gesetzlichen Blutrache tritt bei diesen Völkern gewöhnlich die Entrichtung eines Blutpreises. Er beträgt bei den Habâb 100 Stück Vieh oder 100 Mar. Ther. Thaler, die der Vater erhält. Auch bei den Süd-West-Arabern kommt er dem Vater zu. Tödtet dort jemand seinen eignen Vater, so ist er des Todes schuldig, für Ermordung seines Bruders kann ihn der Vater mit dem Leben strafen. Das geschieht jedoch selten, vielmehr errichtet er den Blutpreis an den Vater. Der Blutpreis für einen Kinika-Mann beträgt 4 Sclaven oder 12 Milchkühe, für eine Frau 3 Sclaven oder 9 Milchkühe. In Ukamba dagegen sind 12 Kühe zur Tilgung der Blutschuld nothwendig.

Miscellen und Bücherschau.

Reise S. M. Schiff Hertha nach Ost-Asien und den Südsee-Inseln. 1874—1877. 357 Originalphotographien vom Zahlmeister Herrn G. Riemer aufgenommen und im Verlage vom J. F. Stiehm in Berlin erschienen.

Ueber die Reise der gedeckten Korvette Hertha und über die während dieser Fahrt aufgenommenen Photographien hat Referent bereits in einer Sitzung der Berliner anthropologischen Gesellschaft vom Nov. 1877 (Jahrgang 1877 Heft V. der Zeitschr. f. Ethnologie) ausführlicher berichtet. Auf specielle Anregung des Assistenzarztes der Hertha Herrn Dr. Königer und des Unterzeichneten hat alsdann Herr Zahlmeister Riemer seine Platten dem durch treffliche Originalaufnahmen sowie durch den Vertrieb der Dr. Falkenstein'schen Photographien aus Loango rühmlichst bekannten Photographen Herrn Stiehm zur Vervielfältigung übergeben. Wenn einerseits Herr Riemer durch sein uneigennütziges, opferi muthiges Vorgehen, durch seine technische Geschicklichkeit und durch seine tactvolle, treffende Wahl der Gegenstände sich als ein Mann erwiesen, den die Wissenschaft der Ethnologie entschieden zu ihren Förderern zählen wird, so hat andererseits Herr Stiehm durch gewandte und bewährte Behandlung des (photographischen) Verlagsgeschäftes sich ebenfalls Verdienste erworben.

Es ist zunächst ein stattliches, äusserlich wohl ausstaffirtes Album in gross Quart zusammengestellt worden, in welchem wir die Photographien in Visitenkarten- und in Kabinetsform finden. Eine literarische Beigabe des Herrn Riemer: Tagebuchauszug betreffend die Reise S. M. Schiff Hertha nach Ost-Asien und den Südsee-Inseln 1874—1877 erhöht den Werth dieses Albums. Ausserdem hat Herr Stiehm aber 357 Stereoskopbilder und viele Kabinets-Darstellungen zur Publikation vorbereitet, Bilder, deren Schärfe kaum genugsam anerkannt werden darf. Es verdienen namentlich die prächtigen ethnologischen Aufnahmen aus China, Japan, von den Marianen-, Karolinen-, Palau-, Samoa- und Tonga-Inseln, von Neu-Seeland, Australien, vom Suez-Kanal etc. hervorgehoben zu werden. Das Album ist bei Herrn Stiehm, Berlin N., Schönhauser-Allee 169 für den Preis von 150 ℳ, je 100 Stück Einzelbilder sind daselbst für 50 ℳ käuflich zu erwerben.

Wir wünschen diesem für unsere Wissenschaft so sehr nützlichen Unternehmen den besten Erfolg.

C. B. Klunzinger: Bilder aus Ober-Aegypten, der Wüste und dem rothen Meere. 2. Ausgabe. Stuttgart, Levy und Müller 1878. Mit einem Vorwort von Dr. Georg Schweinfurth und mit 22 Holzschnitten nach Originalzeichnungen des Verfassers. 400 S. 8.

Wir kommen auf dies schon früher hier besprochene Werk noch einmal zurück. Der Verfasser brachte viele Jahre in der ägyptischen Hafenstadt Kossêr am rothen Meere als „Sanitätsarzt" zu, übte hier eine reiche, segenbringende Praxis, namentlich als Arzt der armen

Fellachîn aus und beschäftigte sich nicht nur eingehend mit der Erforschung von Land und Leuten, sondern er vollführte auch sehr eingehende zoologische Studien über die Fische und Evertebraten des rothen Meeres. J. Klunzinger hat eine Reihe Publikationen wissenschaftlichen Inhaltes von grosser Bedeutung veröffentlicht. Vorliegende ist unstreitig eine der besten derselben. Schweinfurth vergleicht Dr. Klunzinger mit den vorzüglichsten früheren Erforschern neu-ägyptischen Lebens, mit Lane und Burkhard, er schildert mit bestem Humor die Art und Weise, wie unsere Niltouristen vom bequemen Hôtel und von der Dahabîeh aus das Pharaonenland in Augenschein zu nehmen pflegen. Schweinfurth sagt in der Vorrede: „Sowie in neuerer Zeit sich das Leben der Europäer im Orient überhaupt gestaltet, kann man .seine zwanzig Jahre in Aegypten verlebt haben, ohne von Land und Leuten beträchtlich mehr zu wissen, als in hundert Büchern steht, wo Stubengelehrte über Dinge berichten, die sie nie gesehen haben. Nein zu dieser Kategorie von Leuten gehörte mein Freund (Klunzinger) nicht. Wie ich ihn da fand, in seinem Hause von rohen Erdziegeln der Armenpraxis beflissen, von Blinden und Lahmen umlagert, deren Lippen manch salbungsvollen Spruch zum Segen des aufopfernden und uneigennützigen Menschenfreundes ertönen liessen, während er aus den Händeu Anderer als ärztliches Honorar zoologisches Material empfing, da musste ich zu meinem Genossen hinaufblicken, an dessen Vorbilde meine Augen mit Bewunderung hafteten.“ Besser konnte das Wesen unseres Verfassers nicht charakterisirt werden.

Klunzinger bietet uns folgende Kapitel dar: 1) Vier Tage in einer Landstadt. 2) Wanderung auf dem Land und dem Flusse. 3) Werk-, Feier-, Jubel- und Trauertage. 4) Die Wüste. 5) Am rothen Meere. 6) Die Naturschätze des rothen Meeres. 7) Die geheimen Wissenschaften der Moslimin.

Scharfe Beobachtungsgabe und lebendige Darstellungsweise zeichnen eine jede dieser Schilderungen aus, wie sie überhaupt nur ein Forscher zu geben wusste, dem eine vollständige Beherrschung des Landesdialectes zu Gebote stand und seine öffentliche Stellung mit allen möglichen Schichten der Bevölkerung in steten Konnex brachte. Die Illustrationen sind einfach gehalten, aber treffend und machen dem bildlichen Auffassungstalente des Verassers alle Ehre. Die baldige Veranstaltung einer zweiten Ausgabe spricht für den guten Erfolg des ganzen Werkes.

Fr. Ratzel: Die vereinigten Staaten von Nord-Amerika. I. Band: Physikalische Geographie und Naturcharacter. Mit 12 Holzschnitten und 5 Karten in Farbendruck. München, R. Oldenbourg 1878. gr. 8. 667 S.

Verfasser bereiste im Auftrage der Herausgeber der Kölnischen Zeitung 1873 — 1875 einen grossen Theil des von ihm beschriebenen Gebietes. Er hat im vorliegenden Werke eigene reiche Erfahrungen, mit fremden Beobachtungen verquickt, vor die Oeffentlichkeit gebracht. Sein Buch soll nach den Worten der Vorrede den Character eines praktischen Nachschlagewerkes neben dem eines wissenschaftiichen Handbuches tragen. Es ist daher einerseits alles Theoretisiren vermieden, das znm Verständniss der Erscheinungen nicht nothwendig zu sein schien, andererseits aber der Darstellung soviel Klarheit und, was nöthig war, sogar Lesbarkeit zu geben versucht, als mit dem massenhaften und meist spröden Stoff vereinbar ist.“ Verfasser hat dies Vorhaben getreulich ausgeführt. Das topographische Material ist mit Fleiss und Umsicht behandelt. Vortrefflich ist der ein sehr reiches Programm gewährende schildernde Theil. Wir finden da ein vom Geiste eines vielseitig gebildeten Forschers durchdrungenes Naturgemälde des merkwürdigen Landes, in welchem trotz der von Jahr zu Jahr sich mehrenden riesigen Kulturfortschritte noch weite Gebiete voll wildpoetischen, urwüchsigen Wald- und Prairienlebens sich erstrecken. Wir erinnern uns nicht, seit dem bekannten Handbuche von Karl Andree über Nordamerika, das trotz aller seiner vorzüglichen Eigenschaften nunmehr veraltet erschien, ein Werk von ähnlicher Tüchtigkeit über den betreffenden Gegenstand in die Hände bekommen zu haben. Die berühmte Verlagsfirma hat auch hier für vortreffliche Ausstattung gesorgt.

R. Oberländer: West-Afrika vom Senegal bis Benguela. Reisen und Schilderungen aus Senegambien, Ober- und Nieder-Guinea. Mit besonderer Rücksicht auf die deutsche Expedition an der Loangoküste und deren Ausgang. 3. Auflage. Leipzig, O. Spamer 1878. Mit 170 Text-Abbildungen, fünf Tonbildern, sowie zwei Karten in Farbendruck. 512 S.

Diese neue Auflage des mit Recht anerkannten und gerühmten Buches, welches allen Gebildeten eine gut geschriebene, belehrende und anregende Zusamenstellung gewährt, ist gegen die früheren wesentlich ergänzt, u. A. durch eine kritische Uebersicht der Arbeiten auf der deutschen Station Chinchoxo, am Ogôwê, in Angola u. s. w. Unter den vielen und zum Theil recht guten Illustrationen erblicken wir hier eine Anzahl neuer, nach Dr. Falkenstein's Originalphotographien angefertigter Holzschnitte. Den ethnologischen unter letzteren hätten wir nur, im Interesse der Zerstörung manches herrschenden Vorurtheils, eine sorgfältigere Behandlung der Extremitäten-Partien gewünscht.

R. Oberländer: Der Mensch vormals und heute. Geschichte und Verbreitung der menschlichen Rassen. Eine Völkerkunde für Jung und Alt. Mit über 100 Text-Illustrationen, fünf Tonbildern u. s. w. Leipzig. O. Spamer 1878. 308 S.

Eine kurzgefasste, aber sehr lesbare Völkerkunde, welche den neuesten Standpunkt unserer Wissenschaft vertritt und das belehrende Element mit dem unterhaltenden in sehr günstiger Weise vereint.

H. Stanley: Durch den dunklen Welttheil oder die Quellen des Nils, Reisen um die grossen Seen des äquatorialen Afrika und den Livingstone-Fluss abwärts nach dem atlantischen Ozean. Autorisirte deutsche Ausgabe. A. d. Engl. von Professor Dr. Böttger. I. Band. Leipzig. F. A. Brockhaus 1878. Mit Karten und Abbildungen. 567 S. 8.

Stanley's Zug quer durch Afrika bildet bekanntlich eine der bedeutendsten geographischen Thaten aller Zeiten. Trotzdem der kühne Reisende sich selbst bescheidentlich nur für einen Zeitungsreporter ausgiebt, so müssen wir ihm doch aus vollster Ueberzeugung die Lorbeeren eines Helden und die einem geistreichen Manne schuldige Anerkennung zugestehen. Wenn es nun Stanley an genauen Kenntnissen in der Naturgeschichte, namentlich auch des Menschen, gebricht, so theilt er diesen Mangel mit den meisten neueren Pioniren, die durch Centralafrika gezogen sind. Dafür weiss aber Stanley die von ihm erschlossenen Gebiete in fesselnder vorurtheilsfreier Weise zu schildern und wir haben alle Ursache, ihm für so mannigfache Anreguug zu danken, die er uns in seinen frischen Darstellungen z. B. über Uganda und seinen grossen König Mtêsa, ferner über das Leben am Ukerua-See vulgo Victoria-Nyanza —, giebt. Eine genauere Analyse von Stanley's ethnologischen Bemerkungen, haben wir theils für den Bericht über die Juli-Sitzung der anthopologischen Gesellschaft zum Druck gegeben, theils behalten wir uns einen solchen für eine noch andere Gelegenheit vor. Die Illustrationen Stanley's, mit Sorgfalt theils nach Photographien, theils nach mittelst der photographischen Camera aufgenommenen Originalzeichnungen in Holz geschnitten, erscheinen uns weit brauchbarer, wie diejenigen der Cameron'schen Reisebeschreibung.

Mit Spannung erwarten wir den II. Theil dieses von der Verlagshandlung so vortrefflich besorgten und auch gut übersetzton Werkes. R. Hartmann.

Neuere archäologische Funde in Galizien.

Von

Albin Kohn.

Der in Krakau lebende lithauische Archäolog Adam Kirkor, der Schöpfer des archäologischen Museums in Wilna, hat während der zehn Jahre, die er in Krakau lebt, es dahin gebracht, dass man sich auch in Galizien an eine systematische Erforschung des Landes in archäologischer Beziehung machte, und hierdurch hat er thatsächlich sehr viel zur Bereicherung der archäologischen Wissenschaft, wie auch zur Aufhellung der Vorgeschichte des Landstriches beigetragen. Als Mitglied und Delegirter der Academie der Wissenschaften in Krakau hat er vor vier Jahren die Erforschung des „Pokucia" genannten Landstriches und des galizischen Podoliens begonnen, und daselbst eine Menge vereinzelter Gräber, ganzer Begräbnissplätze, Kurgane (Hügelgräber) u. s. w. erforscht. Seine Berichte werden in den Annalen der Academie und nebenbei in besondern Broschüren veröffentlicht, und Herrn Kirkor verdanke ich, — was ich hier dankend anerkenne, — dass mir möglich geworden ist das nöthige Material zu meinem zwei Theile füllenden Werke „Materialien zur Vorgeschichte des Menschen im östlichen Europa"[1]) anzusammeln. In Folge der unermüdlichen Thätigkeit des Herrn Kirkor füllt sich das archäologische Museum in Krakau immer mehr mit Denkmälern des Alterthums, welche in verschiedenen Broncen, keramischen Gegenständen, Steininstrumenten u. s. w. bestehen.

Auch in diesem Jahre (1878) hat Herr Kirkor wiederum im Auftrage der Academie einen Ausflug nach dem galizischen Podolien unternommen. Bei dieser Gelegenheit entdeckte er an der Mündung der Strypa in den Dniestr, in der Nähe des Dorfes Znibrody (im südlichen Theile Podoliens) einen ganzen aus Kurganen bestehenden Begräbnissplatz. Obgleich in dieser höchst fruchtbaren Gegend jede Spanne baubaren Bodens bereits vom Pfluge durchwühlt ist, hat doch der Aberglauben des Volkes, die heilige Scheu vor den Verstorbenen, die Znibroder Kurgane vor der Vernichtung geschützt. Das Volk hat dort immer Gespenster, Geister und brennende Lichter gesehen und diesem Umstande verdanken wir die Erhaltung dieser Denkmäler oder Ueberreste des Alterthums.

Herr Kirkor hat bereits eine grössere Anzahl dieser Kurgane geöffnet. und hat in ihnen ausser Skeletten sehr schöne Gegenstände aus Stein Feuerstein, Bronce, ja sogar aus Eisen gefunden.

In Bilcz befindet sich eine der grössten Höhlen Polens. Herr Kirkor hat in ihr sehr werthvolle, im byzantinischen Stile bemalte keramische Geschirre und einige Skelette gefunden, welche Gegenstände ins Krakauer Museum gewandert sind.

In Kuszydlowca hat er ein Steinkistengrab mit einem Skelette und neben diesem Steingeräthe entdeckt und erforscht. In einigen anderen Ortschaften hat er Gräber unter Steinplatten mit sehr werthvollen Gegenständen gefunden.

Bis jetzt haben die Galizischen Forscher über Mangel an Schädeln geklagt, da dieser Mangel die anthropologischen Forschungen sehr erschwerte und unsicher machte. Kirkor's diesjähriger Ausflug hat die Schädelsammlung des anthropologischen Museums der Academie um 40 Exemplare bereichert, und so nicht wenig zur Aufhellung der ethnologischen Streitfragen beigetragen.

In Gesellschaft des Kreisingenieurs von Podolien Herrn S. Grzegorzewski, machte Herr Kirkor eine weite Fussreise, um den Zustand des sogenannten Trajanswalls zu erforschen. Diese altertümliche Erdaufschüttung hat schon seit lange die Aufmerksamkeit aller auf sich gelenkt, jedoch hat sich bis jetzt Niemand daran gemacht sie auf der Strecke von Germanowka am Zbrucz bis nach Bielowo am Dniestr zu erforschen. Es war dies Herrn Kirkor vorbehalten. Er hat an vielen Stellen im Walle Durchstich bis zur Tiefe von 1 *m* unter dem Boden, auf dem der Wall aufgeschüttet ist, gemacht, um sich zu überzeugen, ob die Aufschüttung Terramara ist, wie sie Dr. Virchow an der Theiss in Ungarn entdeckt hat.

---

[1]) Verlag von Hermann Costenoble in Jena 1878.

Diese neuen Durchstiche wie die früher behufs Durchführung von Strassen, oder Erbauung von Wirthschaftsgebäuden gemachten, haben den sichern Beweis geliefert, dass der sogenannte Trajanswall keine Terramara sei. Im Gegentheile dürften die gefundenen schönen Bronzen, welche unbestreitbar römischer Herkunft sind, so wie eine grosse Anzahl römischer Münzen, die immer noch in der Nähe des Walls gefunden werden, die Ansicht bestätigen, dass die Römer diesen Wall aufgeschüttet haben, um so die Grenzen des ehemaligen Daciens zu bezeichnen, zu welchem auch der nicht grosse Theil des galizischen Podoliens gehören konnte, welcher sich am Zbrucz und Dniestr hinzieht und gleichsam den Grenzdistrikt zwischen Bessarabien und dem russischen Podolien bildet.

Zu den wichtigsten diesjährigen Forschungsresultaten Kirkor's dürfen wir wohl einen Besuch der sogenannten „Bolden" oder „Berden" am Abhange der Beskiden zählen. Kirkor untersuchte diese ungemein interessanten Denkmäler des Alterthums mit dem Mitgliede der anthropologischen und archäologischen Kommission der Academie der Wissenschaften in Krakan, Herrn Wladislaus Przybystawski-Czortowiec. Der Bolden wurde bis jetzt häufig von den polnischen Schriftstellern gedacht, jedoch hat sie keiner wie die Herrn Kirkor und Przybystawski erforscht. Das Resultat der Forschungen dieser beiden Herrn dürfte eine Aufklärung der Bedeutung dieser Denkmäler sein, welche den Charakter heidnischer Tempel an sich tragen. Diese Tempel befinden sich hauptsächlich bei Polanica am Sukiel und bei Rozhureze am Stryj. Es sind dies grosse, von Menschenhänden in Felsen gehauene Gemächer von sehr bedeutendem Umfange mit Fenstern, Thüren, Ornamenten, Plattformen, Treppen u. s. w. Die Höhe dieser Gemächer rivalisirt mit der Höhe der höchsten Thürme. In Polanica und Rozhureza hätten sich somit die wichtigsten und grossartigsten Denkmäler der vorgeschichtlichen Zeit Galiziens bis auf unsere Tage erhalten, und ich werde nicht ermangeln ihre eingehende Beschreibung dem Leser mitzutheilen, sobald der betreffende Bericht von der Academie der Wissenschaften veröffentlicht vorliegen wird.

Unangenehm berührt in der mir mitgetheilten Skizze der diesjährigen Resultate der Forschungen Kirkors die Bemerkung, dass Graf Blücher, ein Deutscher, Resitzer von Germanowka, den Trajanswall ohne sichtlichen Grund, und augenscheinlich nur des materiellen Nutzens wegen abgraben lässt, um die gewonnene Erde abzufahren. Es ist dies ein Verfahren, zu dessen Bezeichnung wir thatsächlich kein entsprechendes Wort finden und wir wollen hoffen, dass Graf Blücher, wenn ihm diese Zeilen zu Gesichte kommen, sein wenig wissenschaftlichen Sinn verrathendes Verfahren einstellen wird.

Auch der Zufall kommt häufig den Forschern zu Hülfe, wie es in diesem Jahre in Galizien geschehen ist. Wir entnehmen der Lemberger „Gazeta Lwowska" folgende vorläufige Notiz über einen durch Zufall gemachten Fund. Am 17. Juli (1878) scharrte das Hütemädchen Danylczykow in Michalkowo, Kreis Borazezow, aus durch Regen angeschwemmtem Boden einen Schatz aus der Erde, welcher aus folgenden goldenen Gegenständen besteht; ein erhaben gearbeiteter Becher: Stürzen in Form von Rosetten; zwei Stürzen mit grossen runden Beulen; eine Stürze mit gebogenem Rande; eine glatte Stürze; zwei grössere glatte Armbänder und zwei kleinere; 60 grössere Kugeln; 23 längliche Röhren; drei ganze und drei etwas beschädigte Fibeln; vier Fibeln in Brocheform, aus Blech geschnitten, in Stückchen, zwei kleinere Fibeln; zwei Schlüssel von denen einer zerbrochen ist; Perlen verschiedener Form auf einer Schnur, so wie endlich ein spiralförmig gewundener Draht, ebenfalls auf einer Schnur Alle diese Gegenstände sind aus Gold, von dem das Loth 3 Ducaten werth ist, und wiegen zusammen 168 wiener Loth. Ausserdem haben andere Bewohner von Michalkowo 2198 Stück goldene Perlen getriebener Arbeit gefunden, welche zusammen nahezu 14 Loth wiegen. Der Bevollmächtigte des Grafen Dzieduszycki kam absichtlich nach Michalkowo, um die ausgegrabenen Gegenstände in Augenschein zu nehmen und sie, im Falle sie wirklich archäologischen oder historischen Werth besitzen, mit Erlaubniss der betreffenden Behörde und derer, die sie gefunden, für das gräflich Dzieduszycki'sche Museum in Lemberg anzukaufen.

Die Genesis der Entdeckung obigen Fundes ist folgende: Nach den Regengüssen im Juli riss der durch Michalkowo fliessende Bach, welcher sich in den Dniestr ergiesst, ein bedeutendes Stück seines Ufers los, und das oben genannte Hirtenmädchen, welches am 16. Juli Abends nach Hause kam, erzählte der Mutter, dass es etwas Gelbes, wie Messing am Ufer

bemerkt habe. Die Mutter ging am folgenden Morgen selbst dahin, füllte ihre Schürze mit den Gegenständen und trug ihre gegen 6 Pfund betragende Last zum jüdischen Müller des Dorfes, dem sie sie zum Verkaufe anbot. Nachdem dieser erfahren hatte, wo sie das „Messing" gefunden, entliess er die Frau, ohne von ihr die Gegenstände zu kaufen, bestellte sie auf Morgen zu sich und eilte selbst an die ihm bezeichnete Stelle. Von einem andern im Dorfe wohnenden Juden forderte die Frau 8 österr. Gulden für das Messing zu „einem Leuchter", doch dieser gab ihr nur 50 Cent. Als die Bewohner des Dorfes nun eifrig nach dem Messing zu graben begannen, wurde die Sache ruchbar und der Gemeindevorsteher (Wojt), der Gemeindeschreiber und Probst mischten sich sofort ein. Das was die Frau gefunden hatte, wurde dem Grafen Borkowecki in Mielnica zum Kaufe angeboten und bei dieser Gelegenheit stellte es sich heraus, dass sämmtliche Gegenstände aus reinem Golde sind und die zum Kauf ausgebotenen Gegenstände einen Goldwerth von 6000 öst. Fl. haben.

Der archäologische Werth des Fundes übersteigt bei Weitem seinen materiellen Werth. Das grösste Stück ist eine goldene Krone, sehr alterthümlicher Arbeit, gehämmert und mit verschiedenen goldenen Zierrathen ausgestattet; weiter eine grosse Fibel oder Broche, in der Form eines Thiers, wahrscheinlich eines Drachens, von höchst primitiver Arbeit; ferner Knöpfe, wie es scheint von Kleidern, Armbänder, eine grosse Masse Golddraht, goldene Perlen von verschiedener Grösse, auf Golddraht gereiht, welche wahrscheinlich zur Verzierung der Krone gedient haben u. s. w. Der Schatz ist derzeit im Lemberger Industriemuseum ausgestellt.

Hochwichtig sind auch die Entdeckungen, welche Dr, Kopernicki und Herr Przybystawski im vorigen Jahre (1877) in Horodnica am Dniestr gemacht haben und welche der erstere in einer ziemlich umfangreichen Broschüre unter dem Titel: „Poszukiwania archeologizue w Horodnicy nad Dviestrem" (Archäologische Forschungen in Horodnics am Dniestr) (Krakau 1878) veröffentlicht hat.

Da wir auf diese Arbeit des gelehrten Forschers s. Z. nochmals zurückkommen werden, um sie eingehender zu besprechen, bemerken wir hier nur, dass, wie die sogenannten Ring- oder Burgwälle in Lithauen und Ruthenien die Hypothese umstossen, dass sie einst ein Befestigungssystem einer gewissen Gegend gebildet haben, der Ringwall von Horodniza die Hypothese von der Existenz eines sogenannten Burgwalltypus der Thongefässe umstürzt. Wenn schon die Namen der Burgwälle in slawischen Gegenden, und zwar da, wo die Schweden nicht hingekommen sind, also nicht Veranlassung gegeben haben die Wälle „Schwedenschanzen" zu nennen, darauf hindeuten, dass sie nicht Befestigungen zur Vertheidigung, sondern Umwallungen zu bürgerlichen (und religiösen) Versammlungen gewesen sind, so muss dies der Burgwall von Horodnica in noch höhrem Maasse thun, denn er beweist deutlich, dass er in dem Maasse vergrössert worden ist, in welchem die Bewohnerzahl von Horodnica gewachsen ist. „Grod" aber heisst heute noch auf polnisch die Stadt, auf russich „Gorod" (Городъ), auf ruthenisch „Horod" wovon die Städte- und Ortsnamen Grodzisk (im Posenschen in Grätz umgewandelt), Grodno, Gorodok, Horodlo, Horodnica u. dgl. herstammen. Im Burgwalle von Horodnica aber wurden so viele verschiedene Gegenstände, welche aus der sogenannten Steinperiode stammen, und bis in die Periode des Eisens hineinreichen, unter diesen thönerne Gefässe und Scherben, sowie auch Glas gefunden, dass von einem „Typus", der einem gewissen Stamme oder einer gewissen Periode eigenthümlich sein müsste, nicht mehr die Rede sein kann.

Ausser dem Burgwalle von Horodnica haben Dr. Kopernicki und Herr Przybyslawski auch in der Nähe noch eine grössere Anzahl von Kurganen, Steinkisten- und Steinplattengräbern gefunden und geöffnet und aus ihnen 23 Schädel herausgeschafft, von denen 12 unzweifelhaft Frauenschädel, 4 Kinderschädel von Kindern zwischen 12—16 Jahren, und 2 Schädel von Kindern sind, welche zu zahnen begonnen hatten. Der Bau der männlichen Skelette war sehr kräftig, zweier sogar athletisch. Zwei der gefundenen Schädel gehören der Klasse der kurzköpfigen an, die andern sind ausgesprochen langköpfig.

Die Hauptmaassverhältnisse sämmtlicher Schädel sind:

	der männlichen	der weiblichen
Länge	= 180—200 *mm*	172—179 *mm*
Grösste Breite . . .	= 128—149 „	127—142 „
Höhe	= 130—146 „	126—139 „
Horizontalumfang .	= 500—555 „	480—510 „

Dieser Schädelfund bestätigt augenscheinlich Dr. Kopernickis bereits früher ausgesprochene Ansicht, dass in vorhistorischen Zeiten in Galizien eine langköpfige Menschenrace gelebt habe. Ob die wenigen kurzköpfigen Schädel, welche bisher im galizischen und russischen Podolien gefunden worden sind, einer neben der langköpfigen Race lebenden kurzköpfigen angehört haben, oder ob sie zu individuellen Abweichungen gehören, vielleicht auch Zeichen einer vorgefallenen Kreuzung zweier Menschenracen sind, das werden eingehendere Untersuchungen dieser Schädel, sowie der in diesem Jahre von Herrn Kirkor gefundenen, entscheiden.

Der zweite Band der bei Brockhaus erschienenen deutschen Ausgabe von H. Stanley's: „Durch den dunklen Welttheil" ist nun auch erschienen. Derselbe führt uns durch Udjidji, nach dem Tangania-See, (so schreibt und spricht Stanley, nicht Tanganyika) durch Manyema, den Livingstone-Fluss (Lualaba) hinab zwischen Wanya-Ndjara und den Isangila-Fällen, dann zum Congo nach Bomma, endlich über Cabinda, S. Paulo de Loando, die Cap-Stadt und Zanzibar heimwärts. Viele interessante Völker werden hier geschildert. Viel Leid und viel Gefahr ist mit tief ergreifenden Zügen dargestellt worden. Der Held, welcher mit unbeschreiblicher Ausdauer und mit nie gebeugtem Muthe sich seine Gasse quer durch den dunklen Welttheil gebahnt, lobt mit sympathischer Energie seine schwarze Bedeckung, von der so viele ihr Leben für ihn geopfert: „Die armen, treuen Seelen! Mit einem Eifer und einer Treue, wie ich sie nicht erwartet, und mit einem unbegrenzten Vertrauen waren sie mir gefolgt, selbst bis in den Tod. Zwar hatte wohl die Negernatur oft ihre Rechte behaupten wollen, aber es war trotz alledem doch auch eine menschliche Natur. Sie hatten sich nie gerühmt, dass sie Helden seien, und doch besassen sie alle das Zeug, das zu einem Helden gehört, indem sie mit den vielfach wechselnden Schrecknissen der bisher unbetretenen und scheinbar endlosen Wildnisse des breiten Afrika kämpften." (S. 531). Möchten diese schlichten Worte Stanley's doch von allen Denjenigen beherzigt werden, welche dicke Bücher über die Neger und deren Charakter schreiben, ohne vielleicht je andere Schwarze als etwa den livrirten Kutscher irgend eines vornehmen europäischen Sonderlings gesehen zu haben.

Dieser Band ist ebenfalls reich und gut illustrirt, auch durch vortreffliche Karten geschmückt. Im Anhange sind 110 Begriffe aus der täglichen Welt durch Vokabeln aus 54 afrikanischen Sprachen wiedergegeben worden, eine werthvolle Beigabe zur linguistischen Erkenntniss des auch in dieser Hinsicht so sehr vernachlässigten afrikanischen Kontinentes.

F. Freiherr v. Andrian: Prähistorische Studien aus Sicilien. Supplement zum 10. Jahrgange dieser Zeitschrift. 92 S., VIII Tafeln in Steindruck und viele eingedruckte Holzschnitte.

Dem vorzüglichen Geologen F. v. Andrian bot ein Aufenthalt in Sicilien im Winter 1876 bis 1877 reichliche Gelegenheit, nicht allein Höhlen auf ihre prähistorischen Funde direct zu untersuchen, sondern auch die Materialien der Sammlungen der Universität und des Nationalmuseums zu Palermo in vergleichender Weise benutzen zu können. Die Resultate dieser Untersuchungen sind in dem vorliegenden stattlichen Hefte veröffentlicht worden. Dasselbe enthält eine genauere Beschreibung der sicilianischen Höhlen, Topographie, interessante Bemerkungen über die daselbst gefundenen zum Theil sehr gut gearbeiteten Steingeräthe und Töpferwaaren, sowie auch werthvolle Beiträge von Teller über die aufgedeckten Thierknochen und von Zuckerkandl über die aufgedeckten Menschenreste. Die Ausstattung des Werkchens ist vortrefflich. Dasselbe regt ungemein zu ähnlicher monographischer Behandlung der Höhlen auf Malta, Sardinien und Corsica an, wo neben phönizischen, griechischen, syrisch-arabischen, berberischen und romanischen Elementen auch sehr wahrscheinlich noch urthümliche Reste gefunden werden.

Andrian's Buch bietet ja hierzu die nöthigen Vergleichungsobjekte dar. Referenten fallen dabei immer wieder die von ihm, dem ermatteten, Wanderer 1860 nur flüchtig besuchten Höhlen unterhalb Citta vecchia auf Malta ein, ferner jene den Kalkboden der Insel durchfurchenden Grotten von Marsa Scirocco, Makluba, Melleha, Hagiar Kim, Mnaidra, Malak, Nadur u. s. w., deren paläethnologische Bedeutung immer noch nicht völlig sicher gestellt ist. Wie reiche Funde selbst noch auf Malta zu heben sind, beweisen unter vielem Anderen die von A. L. Adams erworbenen und so gut beschriebenen Schätze.

Dr. G. Jaeger: Die menschliche Arbeitskraft. München, R. Oldenburg 1878. (Die Naturkräfte, eine naturwissenschaftliche Volksbibliothek, XXVI und XXVII. Band), 536 S. und 12 Holzschnitte.

Ein geistreicher Versuch des vietbewanderten Verfassers, den Mechaniimus der menschlichen Lebensthätigkeit zu erklären und in populärer Weise darzustellen. Jaeger redet der Abhärtung das Wort, gewiss etwas Beachtenswerthes für unsere Zeit, in welcher die Jugenderziehung und das ganze Kulturleben überhaupt vielfach auf schiefe Wege gerathen sind. Die dringende Forderung des Verfassers, die Körperorgane durch verständiges Inthätigkeitsetzen derselben zu stärken, den Sport, das Turnen, Exerciren u. s. w. zu betreiben, werden nicht allein der Pädageg und Arzt, sondern auch der Physiolog zu würdigen verstehen.

R. H.

Notizen zu den Ausgrabungen von Samthawro 1872.

Von

F. Bayern in Tiflis.

Not. 1 S. 4. Mzcheth ist richtig Seumara (Strabo. Plin.) nicht Zeugma.[1]) das nach Syrien gesetzt wird; dieser Theil von Iberien wird bei Strabo und Ptol. Albanien genannt und die Hauptstadt Seumara Strabo ist die Stadt Albanus Ptol. Mzcheth halte ich für Sebasta = Augusta = Schomron (1. Reg. 16, 24. 22, 52. 2. Reg. 17, 24. Jerem. 23, 13. Ezech. 16, 46.) welches später als Samaria (Strab. S. 760) nach Palästina gesetzt wird. (cf. Jos. An. 13, 10. 15, 7.)

Zizamuri gehört an das linke Arago- (= Albanus) Ufer, gegenüber Mzcheth ungefähr; ich irrte daher es mit Mzcheth zu identifizieren, die Ursache dieses Irrthums geschah, weil Spruner, in seinem historischen Atlas, Seumara an das linke Arago-Ufer setzte, wo auch wirklich Zizamuri steht und wo man Spuren einer alten Stadt findet.

Not. 2. S. 4. Es ergiebt sich endlich, dass dieses Loch nicht immer vorhanden ist und, dass die kleinen Thiere, wie Mäuse und Eidechsen auch an den, nicht hermetisch die Kisten schliessenden Decksteinen in die Gräber kamen und dort verhungerten.

Not. 3. S. 5. Der Mörtel findet sich nur in den Ecken, namentlich in den Ostecken, am Boden der Kisten, nie oben, hier schliessen die Seitenwände nicht immer, und in solchen Fällen wurden diese Löcher, am Grunde der Kisten, mit Mörtel oder blauem Thone überstrichen, sonst ist in den Gräbern von keinem Mörtel die Rede!

Not. 4. In den meisten Fällen ist dies Durcheinanderliegen der Gebeine sicherer Beweis, dass das Grab geplündert wurde, wie es sich denn auch durch meine letzten Ausgrabungen auf Samthawro grossartig erwiesen hat, wobei ich nicht alleine die im Grabe zurückgebliebenen Lampen der Grabplünderer, sondern auch in einem Grabe noch den verschütteten Leichnam des Räubers sammeln konnte, der sicher von seinen Gefährten verschüttet

---

1) Ausser Cyrrhestica sei identisch mit Cyrusgebiet, dann eben gehörte Zeugma an das linke Cyrus Ufer, also an den Phrath.

wurde, nachdem die Sachen heraus gereicht waren und er selbst aus dem Grabe, durch ein Seitenloch steigen wollte, das von oben, in der Eile verstopft, den armen Kerl erstickte, so dass nur seine Füsse in das Grab reichten; daher es auch jetzt erwiesen, dass nur in höchst seltenen Fällen man ein nicht geplündertes Grab auf Samthawro findet; das Merkwürdige aber ist, dass in den geplünderten Gräbern stets mehr Funde gemacht werden, als in den nicht ausgeraubten. Die armen Leute liess man ungestört.

Not. 5. S. 10. Spätere Studien haben mir gezeigt, dass Suram, identisch mit Kyropolis und Karrá, sehr wahrscheinlich einer der Sommersitze der iberischen Könige gewesen.

Auch aus der Geschichte der Bagrutiden geht hervor, dass das heutige Suram, oder eine Stadt in der Nähe von Suram, am Cyrusflusse, die Haupt- und Residenzstadt der Iberier war; daher der Ort auch Batne hiess, was Herrenstadt bedeutet, während Albanus Ptol., Seumara Strabo das heutige Mzcheth, der Sitz der Magier und hebräischen Priesterschaft, und als Salbungsort, nur zeitlicher Sitz der Könige, so wie die Stadt Ur, heute Urbnissa, unweit Suram, der Sitz der chaldäischen Priesterschaft, identisch mit den Sabäern, ist mehr als wahrscheinlich. Die Chaldäer halte ich nicht für ein Volk, sondern für Priester des Zeus- oder Jehova-Kultus, der eine Art Feuerkult war, verschieden von den Magiern darin, dass sie mehr mosaischen Gesetzen huldigten.

Der Sitz der iberischen Könige im Salbungsorte = Mzcheth selbst, scheint erst während dem Christenthum der eigentliche Königssitz geworden zu sein, von wo aus er aber auch bald wieder in die Satrapenresidenz = Tiflis versetzt wurde.

In Urbnissa fand ich auch die, von Ptol. an die Küste des Kaspischen-Meeres (welches er, oder seine Erklärer, wie z. B. Mannert, für das heutige Kaspische Meer fälschlich halten) gesetzten Sabäischen Altäre, die zwischen dem Cyrus (bei Suram) und dem Kambyses (bei Gori), folglich an dem nördlichen Rande des Spaute-See's, zwischen der Schlucht von Bordschom (wo der Cyrus in den Spaute-See mündete,) und der Mündung von Kambyses, der heutigen Liachwa, in den Kurfluss = früher Phrath an dieser Stelle genannt, (bei Gori,) stehen, (cf. Mannert. Geogr. der Griech u. Römer V. B. p. 132 auch meine Note 29, und über die Chaldäer Dr. Jakob Matters-krit. Geschichte des Gnosticismus, von Ch. H. Dörner. Heilbronn 1844. S. 48 f.)

Not. 6. S. 11. Aus Samara wurde Seusamara und Seumara, beide verschrieben und schlecht ausgesprochen, später nannte man den Ort Ptol. Albanus.

Wer den ersten Irrthum beging, den iberischen Kaspi-See mit dem Hyrkanischen- und dem Kaspischen Meere der heutigen Geographen zu identifiziren, zugleich einen noch zu suchenden See, den Hyrkanischen, für das heutige Kaspische Meer auszugeben, folglich drei total verschiedene

Seebecken unter einen Hut zu bringen, weiss ich noch nicht; das heutige Kaspische Meer hat bisnoch keinen bekannten Namen, nur die Bibel, namentlich Josua, nennt dies Meer, Salzmeer. Der Hyrkanische See ist bisnoch niemanden bekannt und wird sicher einer der abgeflossenen süd-kaukasischen Seen sein! ich würde ihn auf der Lorier-Hochebene suchen, denn hier finden wir auch das Hyrkanische Gebirge, heute Jarkandagh genannt, am Südweststrande der Hochebene von Lori; aber diese Hochebene ist mit tiefen vulkanischen Spalten, sogenannten Barancos, durchsetzt, welche sicher vorgeschichtlich sind, und tausende von Jahren früher dagewesen, als der Name Hyrkania. Doch mag es sein, dass hier in Somchetien, am oberen Theile der Hochebene von Lori, bei und oberhalb Schach-Nazar, noch ein See stand, der den Namen Hyrkan-See tragen konnte, denn dieser Theil der Hochebene ist heute noch sehr sumpfig. Dieser See scheint es zu sein, welchen Hecat. fr. 172. Hyrcanisches Meer nennt; Herodot aber scheint, unter dem Namen Kaspisches Meer, bald den iberischen Kaspi-See bald das heutige Kaspische Meer zu besprechen.

Not. 7. S. 12. Dieser Euphrat könnte sehr leicht der Phrath sein! dies stimmte dann mit Minginkaur, Berda und Salian, die alle am Phrath liegen.

Not. 8. S. 12. Mit den Albanen müssen wir noch vorsichtig sein, sie gehören, nach Strabo, in den Osten von Iberien, dies Strabonische Iberien aber dehnte sich nicht weiter aus, als bis an den Kaspi-See bei Gori; von Gori beginnt Albanien und endet in Tuschetien und mit dem Aluzon, an seiner Mündung in den Cyrus. Schirwau gehörte nie zu Albanien, daher die Albanen identisch mit den Iberiern Strabo's den heutigen Grucinern sind, deren Hauptstadt Mzchetha, bei Strab. u. Plin. Seusamora und Seumara bei Ptol. Albanus hiess.

Das Gebirge zwischen der Jora (Gerrus) und der Aluzon (Aluzonius) heisst heute noch Alwani, der Name ist alt, und gab, leicht möglich, auch den Einwohnern dieser Gegend den Namen, denn es ist im südlichen Kaukasus angenommen, das Volk, nicht nach dem Stamme, denn dieser ist so ziemlich einer und derselbe, sondern nach der Gegend die bewohnt wird, zu benennen, so die Bergvölker = Altiuli, die Thalvölker = Chevi (Cheviter der Bibel und unserer heutigen Chevsuren, dann die Diesseitigen = Ameri (die Amoriter der Bibel) und die Jenseitigen = Imeri. (Pheresiten der Bibel) folglich die mythischen Amorrhäer und Perrhäbier = Phrygier; so dürfte es sich nun auch mit den Albanen verhalten, was Bewohner der Alvani-Gebirge bedeuten kann, welche dann dem südöstlichen Kaukasus, namentlich dem Gebiete zwischen der Kura, Jora (Hereth der Chronik) und Jora bis zum Tuschetinischen, auch Perekliteller Aluzon genannten Flusse in Tuschetien angehörten, folglich weit nördlicher, als der Kachetinische Aluzon, den man für den Aluzonius Strabo hält, und der es auch sein mag, sich ausbreiteten. Die Bibel nennt ebenfalls ein Thal Ajalon, dieses halte ich für das Tusche-

tinische Aluzonthal, in welchem sich der Stamm Dan festsetzte; dies entspricht dann so ziemlich der Beschreibung Strabo's, der die Albanen in den Osten von Iberien setzt und den Cyrus durch ihr Gebiet ziehen lässt. Albanien kann, diesem nach, nur hier gesucht werden, denn sie nur in der Kaukasischen Centralkette zu suchen, obgleich sie auch einen bedeutenden Theil der Kerauni-Gebirge, zwischen Darial bis an den obern Lauf des Arguns inne hatten, und als Grusiner im Tuskthale und als Chevsuren im Argunthale, noch inne haben, so wie ganz Tuschetien bewohnen, wohin sie von allen Gelehrten gesetzt werden und wo wir jetzt vom albanischen Stamme nur Pschaven, Chevsuren, Tuschen (die alten Tusken) und Didoizen finden, geht schon darum nicht, weil dieser Theil der Kaukasischen Centralkette, auch von Kisten, Tschetschenzen und Dagestanern bewohnt wird, die alle andern Stämmen angehören.

Der Name Kerauni-Gebirge, = Jeorim der Bibel, ist ein alter Name, dem Iberischen Kheravi entnommen, was Zelt bedeutet; den Namen erhielt dies Gebirge von seiner zeltförmigen, ganz eigenthümlichen Abdachung, die mit dem Zelte Abrahams, dem Garizim oder Grisim der Bibel, Gargar bei Strabo, Gergetis-Uta der Grusiner und fälschlich Kasbek der Geographen, beginnt und am heutigen Kaspischen Meere, bei Kuba bei Derbend, endet; das Kerauni-Gebirge bildet folglich die südöstliche Hälfte der Kaukasischen Centralkette. In den östlichen und nördlichen Theil dieser Kette, setzt doch niemand von den Alten die Albanen, ebenso wenig, wie nach Schirwan, denn die östliche Grenze Albaniens war die Aluzon-Mündung in den Cyrus; oder nach dem südlichen Dagestan, wie dies Forbiger, vor ihm auch Andere, und ich, verleitet durch die iberische Chronik, thaten.

Not. 9. S. 12. Soll Schirwan heissen; den alten Namen kenne ich noch nicht, und diese Provinz bleibt daher noch ein geschichtlich total unbekanntes Land für mich, obgleich Baku ein sehr berühmter Ort gewesen sein muss in der Geschichte der Feueranbeter, daher auch überall, wo ich hier von Albanien spreche, Schirwan verstanden werden muss!

Not 10. S. 13. Hier heisst der Fluss im Alterthume Phrath, der Name Mkuari ist grusinisch und neu, Cyrus hat der Kur hier nie geheissen vor Strabo; Prokop nennt ihn Mygdon, was Strom bedeutet, und das Volk kennt den Namen Cyrus nicht.

Not. 11. S. 13. Soll, aus Mangel eines besseren Namens, das Morgen-Meer heissen, ein Name welcher den mythischen und biblischen Berichten am Besten entspricht (vgl. mein Eden).

Not. 12. S. 13. Trialet heisst das frühere Mesopotamien oder auch Syrien genannt; durch die Seleuciden scheinen aber diese beiden alten Namen, sammt dem Phrath, dieser aber, zum Unterschiede vom alten Phrath, als Euphrat, nach Westasien gewandert zu sein, und daher ihr Syrien zwischen zwei Phrath lag. Prokop nennt dies Gebiet schon Armenien und sehr wahrscheinlich auch Leukosyrien!

Am Phrath liegt Netschpis = (Nysa-Skythopolis?) und es wird dieser Ort derselbe sein, der als Nisibis der Gnostiker bekannt ist, und an den Euphrat gesetzt wurde; für diese Annahme sprechen der Name Syrien, welchen dieser Theil des südlichen Kaukasus trug; der Name Phrath, welcher wohl nur durch Irrthum in Euphrat umgeschrieben wurde; hauptsächlich aber spricht für diese Annahme, Nisibis mit dem heutigen Nitschpis zu identifiziren, die Nähe von Samara (Mzcheth), wo die Magier- und Chaldäer-Schulen waren, denn es ist sehr wahrscheinlich, dass das Chaldäa des Herodot = Iberien Strabo's sammt seinem Albanien, am linken Phrathgebiete; Medien Herodot's aber, Armenien Prokop's, und Syrien Herod., aber Mygdonia und Armenien bei Prokop hiessen, und diese dem rechten Phrathgebiet angehören, dessen unterer Theil, unterhalb der Akstapha, Persien war, infolge dessen der persische Cyrus identisch ist mit dem albanischen Cyrus, dem Medischen und dem Armenischen, folglich nichts anderes, als das rechte Kurgebiet, unter den Namen Medien, Persien und Armenien verstanden waren.

Hier, in diesem Syrien, nun suche ich auch das berühmte Nisibis, und in diesem Nisibis die berühmte gnostische Schule. In Samara suche ich die Gräber des Märtyrer Justin und des Magiers Simon; so wie auch die Gräber des Bardesanus und des Ephräm in diesen beiden Städten zu suchen sein werden!

Not. 13. S. 14. Dies muss in soweit berichtigt werden, dass Herodot gerade den Theil, welchen Strabo Iberien und Albanien nannte, Chaldäa hiess. (cf. Not. 12.) Da es jedoch dieselbe Nation war, und noch ist, welche ebensogut am linken Kuragebiete, das ist in Iberien, als am rechten in Mygdonien, (Prok.) Syrien und Medien (Herod.), hier freilich mehr gemischt mit Armeniern, hausten, scheint es, dass dies ganze Gebiet früher, ebenso wie heute, ein Ganzes bildete, das mit Kurthli jetzt bezeichnet wird, und vielleicht auch früher so genannt wurde.

Der Name Aegypten, für Grusien scheint nur ein vorübergehender, der Zeit des Pharnavaz angehörender gewesen zu sein, und von den Fremden für den ganzen iberischen Kaukasus angewendet, denn das eigentliche Aegypten der Alten war das linke Kuhbahngebiet, im engern Sinne wohl auch nur das Anaper Gebiet, welchem die Grusiner ebensogut entstammen, als die Perser und die Griechen!

Not. 14. S. 14. Tiflis hiess die Satrapenresidenz, wie ich vermuthe, (cf. Plin. 6, 26. Mannert V. B. S. 275. Anm. m.)

Not. 15. S. 14. Dies erklärt sich nun, denn Strabo war selbst ein Semite, und vermied sicher die Geheimnisse seiner Glaubensgenossen bekannt zu machen, so wie Herodot die Geheimnisse der Aegypter verschweigt.

Not. 16. S. 14. Dies ist das eigentliche Iberien Strabo, Chaldäa Herod., es ist noch nicht mit Bestimmtheit anzunehmen, dass das Gebiet von Gori bis Mzcheth auch noch zum Strabonischen Iebrien gehörte, denn

Strabo nennt diesen Theil schon Albanien, setzt aber die Hauptstadt der Iberier an den Arago und nennt sie Seumara, nun ergiebt es sich, dass dieser Arago bei Ptol. Albanus heisst, und das alte, iberische Samara, die Hauptstadt der Albanen bei Ptol. Albanus genannt wird, woraus hervorgeht, dass dies Albanus identisch ist mit Seumara Plin. und Strabo, folglich auch Iberien und Albanien identisch werden.

Die ältere Bevölkerung von Mzcheth scheint, den Gräbern nach zu urtheilen, rein Medisch gewesen zu sein, deren Gräber sich unter den Steinkisten der Iberier, und bedeutend tiefer, finden, dabei total verschieden sind. Das Volk kannte die Steinkisten noch nicht, hatte Bronze und Eisen-Waffen und Pfeilspitzen von Bronze und Stein, so wie, ausser rohen Karneolperlen und Glaskorallen, keine Schmucksachen der Kunstperiode.

Not. 17. S. 15. Der mesyhische Gebirgszug ist, wie alles Alt-geographische im Kaukasus, sobald es älter ist, als die byzantinische Periode, ebenfalls total falsch bestimmt. Mesyhien hiess das Gebiet von Achalziche, namentlich das Koblianthal mit seinen Persat-Gebirgen und der Stadt Moche, die heute noch steht. Das Mesyhische Gebirge war daher nur das Gurisch-Achalziger Grenzgebirge und dieser Name reichte höchstens bis zum Ausgange der Schlucht von Bordschom, und dies bezweifle ich noch. Der nördliche Fortsatz dieses Gebirgszuges, das Ibero-Scharopaner Grenzgebirge, hiess Lyki, und heisst noch so! er trennte Ameri (= Iberien Strabo) von Imeri, dem alten Phrygien. Die Provinz Scharopan, früher Sarapanis, in Imeretien, hiess im grauen Alterthume sicher Lykien, so wie ich auch annehme, dass damals Iberien Lykaonien genannt wurde, in welchem König Lykaon Herr der Amorrhäer war, und wo ich ein nachpelasgisches Lykasura suche, (wenn dieser Name nicht nur Allegorie ist, die dem Pelasgus angehört, wo Abraham, identisch mit Lykos II., lebte,) am Sur oder Sper (= Spaute) See, bei Suram. Die Geschichte Abrahams lässt sich im Pelasgus, allegorisch, ebensogut erklären als topographisch bei Suram am Lykigebirge und am Sara-See — Sur und Sper-See genannt; dazu heisst Suram auch Haran, Karrá etc. Kamen diese Namen mit dem Mythus nach Iberien oder kamen sie von Iberien in den Pelasgus?

So glaube ich auch in Surium, dem heutigen Scharopan, von welcher Stadt nur noch die Festung Sarapanis als Ruine übrig blieb, die mythische Stadt Sardes wieder zu finden, ebenfalls an einem, jetzt verschwundenen See, den ich für den Askanius der Iliade ansehen möchte, welchen Brosset, in seiner Uebersetzung der grusinischen Chronik, mit dem Sper-See identificirt und ihn in den Pontus, wie er das Schwarze-Meer nennt, an die lazische Küste verlegte.

Der Mesyhische-Zug wäre daher der südwestliche-, der Lyki-Zug der nordwestliche Theil des Gebirgszuges, welcher den südwestlichen Theil des südlichen Kaukasus, vom südöstlichen trennt, der sich an den Quellen des

Kambyses (Liachwa = Lykus?) entwickelt und mit seinem Südwestende sich in den sogenannten Tauros Kleinasiens verliert.

Den Mythus nicht richtig verstehend, haben Herod., Xenaphon und Andere, ebenfalls an mehrere Stellen einen Tauros gesetzt; der eigentliche Taurus der Mythe ist die Kuhbahn. Auch hier die Allegorie nicht fassend, haben die Mythographen das, von diesem Strome durchbrochene Gebirge, das Nordwestende der kaukasischen Centralkette, einmal Tauros, ein andersmal Kaukasus genannt und die Geographen beide Namen in verschiedene Weltgegenden versetzt. Kaukasus bedeutet Kuhgasse, ist ein alt-germanischer Ausdruck für den Durchbruchskanal durch das Gebirge in das Delta, und hiess, bei einem andern Sprachstamme Ganges. (vgl. mein Eden.)

Not. 18. S. 15. Dies sind die Kolchi des Herodot, nicht aber der Argonautika, diese Letztern gehören in den Pelasgus und sind allegorische Bezeichnungen gewisser Naturproducte und Elemente, namentlich Feuer, Schwefel, Gold und Quecksilber, nicht aber Menschen! Der ältere Name des mythischen Kolchis war Chaldäa, (in der Bibel) dann Chalcis und ver dorben Kolchis (vgl. meinen Art. Kolchis).

Not. 19. S. 15. Mit den Chaldäern müssen wir auch bald in's Reine zu kommen suchen, denn der Eine macht sie zur Priesterkaste und einer Abtheilung von Magiern, der Andere zu einem Volksstamme, und beide Theile scheinen recht zu haben. Nach meinen Untersuchungen ergiebt es sich, dass der älteste, der biblische Name, Allegorie ist; später, als die Pelasger schon sich in andern Welttheilen ausbreiteten, finden wir diesen Namen ebensogut im Iberien des Kaukasus, als im Iberien am Westende von Europa, in Spanien, dort in den Basken und den Cantabrern (Cant-Iberier) die sich selbst Escalduni nennen; hier im Kaukasus als Chaldäer und Iberier aber als Bezeichnung eines Hexenmeisters ebenfalls Es-Chalduni genannt. Früher, wie auch aus Herodot hervorzugehen scheint, nannte sich das Volk selbst, in Iberien, Chaldä, dieser Name scheint denselben Sinn gehabt zu haben, wie die heutigen Benennungen Christen, Muselmänner, Katholiken etc. etc. und so dürfte auch der Name Jude und der Name Skythe, denn beide Namen sind identisch und nur dialektlich verschieden, nicht ein Volksname, sondern eine Glaubensbezeichnung gewesen sein. Der Name Cheta, wieder identisch mit Skythe = Jude, iberisch Dschula, hat folglich denselben Sinn; dann der der Philister, ein Name der wieder keinem bestimmten Volke eigen gewesen zu sein scheint, sondern sicher wurden unter dieser Bezeichnung nur die Krieger bei einem gewissen Volke bezeichnet, die bei einem andern sehr wahrscheinlich Cheta-Skytha oder Jude benannt waren.

Den Namen Cheta leite ich ab, von der Waffe; diese Waffe war die Keule, iberisch Cheti genannt, die als symbolisches Zeichen fast in allen Gräbern der Iberier, als Thränenfläschchen von Glas, erscheinen, welche stets die Form einer Keule, oder eines Streitkolbens erkennen lassen.

Wenn daher David die Frau eines Cheta geheirathet, ist damit noch nicht gesagt, dass der Cheta einem andern Stamme angehörte; der Stamm war Uria, aus welchen sicher, irriger Weise, die Erklärer eine Person machten, wie sie aus Chetha den Volksnamen machten, der ganz demselben Stamme Uria angehörte wie David, der Sohn Isai des Bethlehemiten (Sam. 16, 1.) selbst, nur aber einer andern Kaste, und sicher einem andern Hause des Juden- oder Skythen-Stammes angehörte; denn die zwölf Judenstämme anerkenne ich nicht, sondern sind dies, nach mir, zwölf Häuser einer Familie eines Stammes und selbst hierin finde ich den Ausdruck Stamm nicht richtig angewendet, weil ich die weisse Rasse in drei Stämme getheilt finde, Sem, Ham und Japhet, der Skythe gehört daher einer der vielen Familien an, welche dem Sem-Stamme entspringen und diese Familie theilt sich wieder in zwölf Unterabtheilungen, das sind die zwölf Familien, von denen David einer, und Uria der andern Unterfamilie angehören konnte, daher nicht der König einem Stamme, der Uria einem andern angehörte.

Leviten und Chaldäer, ja selbst die Magier, scheinen wieder identisch, wieder aber auch nur Namen verschiedener Sprachstämme vielleicht, drei verschiedenen Völkern angehörend, für die gleiche Kaste; diese drei Namen aber können auch nur Seitenunterschiede, in einer Familie bezeichnet haben wobei der Levite dem Mosaismus, die Chaldäer dem Zoroastrismus mit mosaischen Gebräuchen, das ist dem Sabäismus theils huldigten, und die Meder und Perser ihre Magier hatten, die Sabäer waren, aber dem reinen Zoroastrismus huldigten.

Wir können noch nicht mit Bestimmtheit wissen, zu welchem Stamme die unter dem Namen Semiten begriffenen Chaldäer und Phöniker, denn die Juden sind Skythen daher Semiten, zu stellen sind, als Rasse bleibe ich bisnoch bei der Bezeichnung kaukasische Rasse Blumenbach, die ich die weisse Rasse nenne.

Mit der Eintheilung in Rassen (Hollard im Dict. univers. d'hist. Nat. par Charles d'Orbigny Paris 1849. Tom 13 S. 8 ff.) bin ich nicht einverstanden, die raçe Syro-Arabe ou Sémite; die raçe Ariane und raçe Egyptienne sind nur Aeste (branches) der raçe Causasienne; das Wort raçe und das Wort type werden hier gleichbedeutend, denn die drei Rassen Hollard's sind bei mir nur drei Aeste der einen Rasse, welche uns die Bibel in drei Stämmen oder Familien giebt, Sem, Ham, Japhet und diesen gehören auch unsere Tscherkessen, Abshasen und Georgier, die Holl. ll. S. 28 als fremd den oben angeführten Aesten bezeichnet. Die schwarzen Aethiopen oder Aegypter kennt die Bibel nicht, obgleich sie von den Mohren spricht!

Der Name kaukasische Rasse ist gut gewählt, denn ich habe gefunden, dass dieses die Heimath der weissen Rasse ist, sie wäre ebensogut als Pelasgische, wie als libysche Rasse bezeichnet, weil diese Namen an dasselbe Gebiet gebunden und ältere Namen als der Name Kaukasus sind; dazu ist der Name Kaukasus kein Landesname, sondern nur eines sehr kleinen Theiles

des Kuhbahnlaufes. Der ältere Name dieser Heimath der weissen Menschen-Rasse hiess Libya (biblisch Hevila), der zweite Sint. (bibl. Sind) der dritte Peleyon oder Pelasgus, (bibl. Peleg). Mit Peleg war der Erdriss bezeichnet, welcher das Sinter- oder Sindergebirge durchrissen und der Kuhbahn den Eintritt in das Küstengebiet, im Delta bildete, dieser Kanal hiess die Kuh-Gasse, als Kaukasus, daher ist es von den Alten ein Irrthum gewesen, das Gebirge Sint selbst Kaukasus zu nennen, ebenso wie später Herodot den Namen Tauros, (der Kuhbahn) an dasselbe Gebirge Sint heftete. Prometheus ist ein allegorischer Name der Feuerspalte, Pelegin in der Kuhbahn; er wird in die Kuhgasse eingezwängt, dies nennen die Poeten „anschmieden“, an den Kaukasus, der Adler ist das Symbol der Feuerflamme, welche durch den Erdriss in dem Kuhbahnbette, also durch den Pelasgus drang; Herakles, die Feuerkraft, befreite ihn von dieser Plage, durch einen Vulkanischen Ausbruch, welchen der Mythus als Bau der Thürme von Babylon, und durch andere Mythen bezeichnet. Belos nämlich ist die Kuhbahn selbst, so wie Noa und Deukalion; der viert-ältere Namen dieses Gebietes war Pelasgos, und dann erst Thrakia. Der Name Chaldäa folgt gleich nach Peleg, wird aber in ein, dem Pelasgus fremdes Gebiet gesetzt. Bei dieser Gelegenheit finden wir schon zwei Volkstämme im Pelasgus bezeichnet, denn Thara kam aus Chaldäa, war daher ein Chaldäer, und liess sich unter den Lapithen (Japethen) wieder, deren Nachbaren die Kuhbahn bewohnen, die Kentauren, waren, dies jedoch sind wieder nur allegorische Namen, sich auf Naturproducte der Feuerspalte Peleg und der Kuhbahn selbst, beziehend; lassen sich daher nicht gut für Völker anwenden; als Völker aber angenommen, gehören sie der weissen Rasse, folglich der kaukasischen Blumenbach's, an und sind ebenso, wie in den Allegorien, sich identisch. Diesem zufolge ist es einleuchtend, dass wir im Mythus nur mit einer Rasse, wohl aber mit den verschiedenen Aesten derselben Rasse zu thun haben, denn selbst die Turaner, vom Strome Tauros = Thor = Thara abgeleitet, daher Japethen, und die Perser, im persischen Mythus, der ebenfalls nichts anders, als der pelasgische Mythus, anders erzählt und aufgefasst ist, gehören der pelasgischen, folglich der kaukasischen Rasse an und beide sind Japethen, während die Skythen Semiten sind, so wie die Hiksos und Aethiopen im pelasgischen Aegypten.

Die Semiten, Hamiten und Japethen der Bibel, sind identisch mit Zeus, Hades und Poseidon oder Minos, Rhadamantos und Sarpedon, = Danaus (Tanais) Kepheus (= Hades,) und Aegyptos (= Zeus = Men) und Andere, der sogenannten griechischen Mythe, stets die pelasgische Trias bildend; denn die Turaner der Mythe sind total verschieden von den Mongolen Ost-Asiens, da sich aber die Mongolen schon in der Mythenzeit in dem Kuhbahngebiete bewegten, mag es leicht möglich sein, dass auch dieselben vom Flusse Tur = Kuhbahn, an welchem sie sich bewegten, Turaner genannt wurden. Tur = Tauer bedeutet Stier und ist identisch mit Thor und

Poseidon (= Stierfluss!) folglich auch mit Japeth; welches die Mongolen total aus dem Geschlechtsregister der weissen Rasse verweiset.

Als Rasse haben wir daher, von den Pyrenaen, von den Iberiern, Galliern, Kelten und Britten beginnend, bis fast an die Grenze der Chinesen einerseits, so wie, mythisch genommen, von den Skandinaven bis zu den Aethiopen (nicht Mohren), nur die Kinder eines Vaters anzunehmen; ganz anders aber ist es mit den verschiedenen Volksabtheilungen, den Aesten und Zweigen dieser einen Rasse, die sich ebenso typisch als sprachlich scharf von einander trennen lassen. Diese Trennung geht in das unendliche, ich finde, bei alldem, doch nicht mehr, wie drei verschiedene, sich sogar nicht scharf begrenzende Gruppen, diese sind die Thrakische (brachycephal), in zwei Abtheilungen; *a* mit dünnen, zarten Schädelknochen, wozu die Tscherkessen des Stammes Natuchai gehören; *b* mit dicken, robusten Knochen am Schädel, z. B. die Ossetten zum Theil und die europäischen Türken, die ich beobachtete; dann folgen die Skythen (dolichocephal), repräsentirt von den Iberiern, Römern und den ältesten Juden; und endlich die Aegyptische Gruppe (microcephal) wenn man diesen Ausdruck für eine Gruppe anwenden kann, mit kleinen rundlichen Schädeln mit dicken Schädelknochen.

Diese drei Formen in verschiedenen Modifikationen, mit deutlichen Uebergängen zu einander, werden und müssen auch bei andern, vom Mythus nicht gekannten Rassen, wieder auftreten, wodurch an den Schädeln die Rasseunterschiede zu erkennen, erschwert wird, so z. B. die mythischen Aegypter, = Japethen, von Osiris = Taurus = Thor abgeleitet, mit zartem Schädelbau, ähnlich den Natuchai. Der Craniologe muss daher andere Momente an den Schädeln entdecken, welche ihm mit Gewissheit die Verschiedenartigkeit der Gruppe geben, denn der amerikanische Langschädel, wenngleich er mit dem kaukasischen sich identifiziren lässt, muss doch einen charakteristischen Unterschied darbieten, der ihn vom kaukasischen Typ trennt; denn, ebenso wie am lebenden Menschen die Hautfarbe, der Haarwuchs etc., der verscbiedenen Rassen, die Kennzeichen derselben bilden, ebenso muss auch am Knochengerüste sich ein solcher Unterschied darbieten, dies zu untersuchen aber ist Sache des Anthropologen. Wir haben es hier im Kaukasus nur mit einer Rasse, aber mit verschiedenen Volksstämmen dieser, sich stark vermengenden Rasse, zu thuen, und diese zu unterscheiden, geht an den Menschenresten bisnoch nicht, wohl aber an den Grabes-Beigaben, die sich neben diesen Resten finden, welche die Verschiedenheit der Gewohnheiten, der Sitten und Gebräuche, sowie des Kultes, charakterisiren und auf den ersten Blick von einem andern Stamme unterscheiden lassen.

Dass jedoch neben der kaukasischen Rasse auch, und schon im hohen Alterthume, Mongolen und häufig auch Neger, diese in einzelnen Individuen, als Gefangene und Sklaven, auftreten werden, liegt auf der Hand, denn den nördlichen Kaukasus durchwanderten schon in der Mythenzeit wandernde

Mongolen (Amalek? Exod. 17, 8) vielleicht identisch mit den Hippomolgen der Mythe. Die Neger, diese waren von jeher ein Luxusartikel bei den Grossen, wurden als Waare eingeführt. Wenn wir im Pelasgus, als Symbol der Höhe (das Quecksilber repräsentirend,) den indischen Pfau finden, warum sollten wir denn nicht auch den, ebenfalls als Waare eingeführten Neger finden, als Symbol des Hades oder des Pluto, nicht aber als hier hausendes Urvolk und Abtheilung einer der drei pelasgischen Rassen Sem, Ham und Japhet.

Not. 20. S. 15. Mit dieser Arbeit nun bin ich im Reinen; es hat sich ergeben, dass wir nur einen klassischen Mythus haben; welchen ich den Pelasgischen nenne; da aber die Menschenrasse, welcher dieser Mythus angehört, von Blumenbach die kaukasische genannt wird, wäre es auch gut den pelasgischen Mythus den kaukasischen zu nennen, besonders auch schon daher, weil derselbe wirklich auch dem Kaukasus angehört und nicht dem heutigen Aegypten, Griechenland, Italien, Skandinavien, Libyen oder Indien etc. etc. wohin die Mythographen, seit Herodot, selbst mit ihm beginnend, sie mit der Gewalt verpflanzen wollen.

Dieser pelasgische Mythus ist rein allegorisch gegeben, beginnt mit einer Genesis und geht, unbemerkbar, in eine dunkle Völkergeschichte über, deren Ende ich bei dem Tode Salmanassars finde. Mit Salmanassar hört die Allegorie und der allegorische Theil der Mythe auf, und nun beginnt schon reine Geschichte; freilich finden wir auch bei vielen anderen Völkern, namentlich bei den Skythen (Juden) lange vor Salmanassar, Geschichte, so der bekannte Skythen- oder Judenzug aus Aegypten, wobei ich aber finde, dass fast jedes Volk, welches seine Geschichte beschreibt, nur sich in schönes Licht zu stellen sucht, daher das Grosse von andern Völkern sich selbst zuschreibt!

Bis Salmanassars Ende nun ist fast alles allegorisch gegeben, in diesen Allegorien jedoch, von jedem Sprachstamme anders aufgeführt und erzählt, liegt Natur und Völkergeschichte so innig in einander verwebt, dass darüber noch viele Jahre verstreichen — und grosse Untersuchungen müssen gemacht werden, bis ein klares Bild über die Ur- und Mythenzeit vorliegen wird.

Das Land wo dieser Mythus beginnt, heisst, biblisch, Eden, dieses Eden wird aber bald, gleich im Anfang schon, verlassen und die Geschichte fährt nun fort im nordöstlichen Theile dieses Edens, wo sich alles, was weiter folgt, bis auf Jakobs und Joseph's Tod, ebenso in der Bibel, als in den pelasgischen Mythen, bei welchen wir keinen Anhaltspunkt bisnoch finden, auf ein ganz kleines Gebiet, Pelasgus genannt, zusammenzieht, in welchem nun alle Begebenheiten, allen im Mythus und in der Bibel bezeichneten Göttern, Helden, Völkern und einzelnen Personen, vorfallen sollen.

Die ältesten Namen dieses Landes sind Hevila in der Bibel, Libya bei

den griechischen Mythographen, Asia bei den Skandinaven, Thrakia, Aegypten, Pelasgus, Indien, Assyrien, Chaldäa, (= Kolchis,) Italia, Gallia, Keltia, Kimmeria (= Kimbria), Syrien, Lakonien, Kanaan, Argos, Attika, Messenien etc. etc., bei andern Sprachstämmen; selbst Assyrien, welches die Genesis in den nordöstlichen Theil des Edens setzt, folglich den nordöstlichen Theil des Kaukasus, der vom Hidekel, dem späteren Rha, bei den Juden auch Jordan genannt, umschlungen war, wird in der Iliade, als Allegorie in den Pelasgus gesetzt; kurz im Pelasgus spielen alle Länder, Meere, Gebirge, Städte und Flussnamen, ja so gar alle Burgen und Tempel, deren der Mythus Erwähnung thut; daher es so schwer ist, ohne die Allegorien zu kennen, ein klares Bild von den wirklich historischen Momenten im Mythus zu erhalten, denn viele der mythischen Namen, die z. B. Göttern oder Menschen etc. etc. gegeben werden, sind nichts als Allegorien, das ist Namen von Flüssen, Gegenden, Gold oder Quecksilber u. d. gl. nicht aber von Göttern oder Menschen, haben in Wirklichkeit nie als solche bestanden; Flammen wurden als Flüsse, Quecksilber als Meer diese aber auch als Ungeheuer z. B. Argos = Quecksilber, Quecksilber, Schwefel und Flamme als Chimära u. d. gl. bezeichnet und dieselben Flammen sind wieder Berge, Akropolis, und das Quecksilber als Götter, Städte oder Quellen etc. aufgeführt. Der grösste Theil der Namen des historischen Theiles der Mythe gehört wieder in Ländergebiete, die aufzufinden selbst den alten Mythographen vielleicht nicht möglich war, daher sie auch diese als Feuer oder Flamme, Gold oder Quecksilber, Amalgam, Schwefel oder Wasser, im Pelasgus thätig sein lassen; bei alle dem gehören doch die wichtigsten Begebenheiten, seien sie naturhistorisch, wie z. B. die Fluthsagen, der Jo-Mythus, der Herakles-Mythus, die Chimära etc. etc. oder geschichtlich, wie der Raub der Helena, der trojanische Krieg, wenigstens der Beginn desselben, der grösste Theil der Odyssee und der Aeneide so wie der biblischen Genesis, die Argonautika diese sehr wahrscheinlich identisch mit Salomons Ophirfahrt, dann die Theogonie Hesiod's und der grösste Theil der Metamorphosen Ovids, u. d. gl. dem Pelasgus, also dem Deltagebiete bei Anaga, selbst an, aus welchem, durch Auswanderung der Völker, auch die Sagen auswanderten, sammt den Namen der Länder, Gebirge, Flüsse, Städte, etc., welche dann von den Mythologen schon an ganz andern Stellen aufgesammelt und grösstentheils unrichtig aufgefasst, ja nach ihren unrichtigen Kenntnissen eingerichtet wurden, um sie, wie sie glaubten, verständlich zu machen, wovon man sich schon bei dem ältesten Mythographen in der Odyssee, von welcher wir leider nur, wie in der Bibel, schlecht aufgefasste und nicht verstandene Bruchstücke alter Documente, nach Herodotischer Geographie (so auch die Aregonautika) eingerichtet, und nicht mehr die Urtexte besitzen, eben so gut, wie bei dem letzten Mythensammler Stesch, B. überzeugen kann.

Thrakien, Aegypten und Taurien, sind die drei bleibenden Namen des spätern Bosporischen, ebenfalls verschollenen Reiches im Pelasgus, dem

heutigen Anapugebiete seit der Mythenzeit, bis zur Begründung des bosporischen Reiches in demselben Libyen, welches die Genesis Hevila, der Mythus auch Italia nennt. Durch genaue topographische Kenntnisse des Kaukasus ist es mir gelungen auch andere, vom Mythus in den Pelasgus gesetzte Völker und Ländernamen, wiederzufinden und naturhistorische und geologische Thatsachen bestätigen zu können, von welchen die Alten in diesen Gebieten berichten; so z. B. lässt sich der Skythenzug, den die Bibel den Judenzug nennt und genau wie Herodot beschreibt, aus dem pelasgischen Aegypten Schritt für Schritt verfolgen, bis zum Uebergange derselben über den Jordan und bis Josuas Tod, sicher auch noch weiter, wenn man denselben verfolgen will, was ich bisnoch einer bessern Zeit überlasse! So lassen sich auch, jedoch die Allegorien mit berücksichtigend, die Wanderung der Jo, die des Herakles und seine Thaten und des Bacchus (Dionysos) identisch mit Osiris, dem Pse-Oseris der Natuchai-Tscherkessen, des Sarges des Osiris und viele andere Mythen, bis an ihr Ziel verfolgen ohne zu construiren oder in Hypothesen zu fallen, namentlich die Irrfahrt des Odysseus, ebenso geschichtlich-topographisch, als allegorisch, von seinem Troja, das total verschieden ist vom Pausanischen und Schliemannischen Troja, bis in seine Heimath Ithaka, so die Fahrt des Aeneas, von ebendemselben Troja, bis nach dem pelasgischen Italien identisch mit Thrakien und Aegypten; nur erweiset sich, dass der Verfasser der Odyssee, den man mit dem der Iliade identifiziren will, schon bekannt war mit der Herodotischen Geographie und infolge dessen den Odysseus im Zickzack reisen lässt, was er nicht konnte, selbst wenn er von den Stürmen verschlagen wird, die Topographie berücksichtigend, welche der Mythus bezeichnet, abgesehen von den nicht hierherpassenden Einschiebseln. Daher kommt es, dass Odysseus erst von der Kirke zu Skylla und Charybdis gelangt, welches Abenteuer eigentlich gleich als erstes nach der Abreise von Troja vorfallen müsste; aber nach Herodotischer Geographie wäre Aea der Kirke in der Südostecke des Pontus (Schwarzes Meer!) an der Mündung des herodotischen Phasis (Rhion!) zu suchen, dies ist aber ein Irrthum, das Gebiet der Kirke ist der Pelasgus allegorisch genommen, folglich die Heimath des Odysseus, das Kolchien der Argonauten! topographisch aber die berühmte Frauen-Insel Blagaweschenska = Samothrake, identisch mit Lemnos der Argonauten, Baal-Zephon und Wüste Sur der Bibel, Trinakria mit noch vielen andern Namen des Mythus, während, wenn wirklich die Iliade geschichtlich ist, Skylla uud Charybdis in die Nähe von Troja der Iliade, folglich an die kaukasische Küste gehören, Skylla wäre bei Gagra, und Charybdis bei Sotscha zu suchen. Letztere wäre die Cavo de Curo der Genuesen! Die Allegorie setzt Skylla und Charybdis an dieselbe Stelle, wohin sie auch die Insel der Küste, das Land des Aeetes, alle Länder, Inseln, Meere, Seen, Flüsse und Quellen etc. etc. setzt, dies ist die Feuerspalte des Pelasgus, und dies hat der Verfasser der Odyssee entweder übersehen oder nicht gewusst,

daher setzt er seine Skylla und Charybdis nach Tussla, der Einfahrt in die Meerenge von Kertsch, wie sich aus dem Gange seiner Geschichte schliessen lässt.

Not. 21. S. 16. Dor Belos ist topographisch der mittlere Lauf des Kubans, von der Mündung der Laba in den Kuban beginnend, bis zur Mündung des Adaghum (Anchi-Noe? der Mythe.) in denselben.

Um den Leser mit dem Geiste der Mythen und der Topographie derselben vertraut zu machen, bin ich gezwungen, häufige Wiederholungen, des schon Gesagten zu machen, dies nun ist auch hier der Fall mit der Kuhbahn, dem Strome, den alleine der Mythus nur kennt.

An der Vereinigung der Laba (Libya) mit der Kuhbahn. (Poseidon. = bibl. Pison mit Hevila, allegorisch Adam mit Heva) spaltete sich die Kuhbahn in zwei Arme, von denen der eine nach Norden, unter dem Namen Agenor (Abel der Bibel) in das Meer der Asen (Asow, nicht Mäotis), der andere, unter dem Namen Belos (bibl. Kain und später Noah) nach Südwesten, bis an das Sintergebirge (Taurus Herod., Kaukasus der Mythe und der neueren Geographen) zog, woselbst er sich mit der Anchi-Noe (auch Anchi-Rhoe,) verband und mit ihr, am Ostflusse dieses Nordwest-Ausläufers der kaukasischen Centralkette, durch den Liman von Tamyroka (Tjemruk = Tmutarakan?) ebenfalls in das Meer der Asen mündete, dies war aber noch vor der allgemeinen Fluth, wie man die Sindfluth heute benennt, die ich als pelasgische Fluth bezeichne.

Durch eine grossartige Erdrevolution zerriss das Sintergebirge an der Stelle, wo der Belos sich mit der Anchi-Noe (Okeanos mit der Parthenopaia) vereinigte und an das Gebirge anschlug, und verschaffte diesem Strome einen Abfluss in den Pelasgus und von hier in das Schwarze Meer (irriger Weise Pontus genannt!) Der Mythus sagt: Herakles (= Quecksilberkraft, das ist siedendes Quecksilber!) bahnte dem Okeanos einen Weg in das Meer, mit diesem Meere ist aber nicht das Mittelmeer, sondern das Schwarze-Meer (hier richtiger Weisses oder Thrakisches Meer zu bezeichnen!) zu verstehen.

Dieser Durchbruch des Ochsenstromes (= Okeanos = Belos = Poseidon = Pison, alles Namen die vom Ochsen und vom Urstier, Bos Urus abgeleitet sind, daher auch Uran; so wie vom Bos Bison, daher Pison und Poseidon, aber auch von Thor, Tauros oder auch von Bos und Ochs, daher Bosporos und Okean sowie Osiris, endlich auch von der Kuh, daher Kuhbahn und nicht Kuban) durch das Sinder- oder Sintergebirge, erhielt von einem pelasgischen Sprachstamme den Namen Kuhgasse (alt kau-kass) von einem andern, dem ersten verwandten Sprachstamme = Gangat (Ganges). Beide Sprachstämme erweisen sich als Germanisch.

Es war daher ursprünglich der Kuhbahn-Kanal durch das Gebirge Sind, welcher mit den Namen Kaukasus und Ganges bezeichnet wurde, von denen der Erstere später auf das Gebirge selbst überging, durch die

Erklärung des Prometheus-Mythus und des Jo-Mythus. Die Kuhbahn hiess auch Tauros, infolge dessen Herod. das Sinter-Gebirge Tauros nennt, welches die Erklärer Herodot's in die Krimm und nach Klein-Asien setzen, Namen die später sogar nach Indien gebracht wurden, wo wir wieder einen Kaukasus, einen Tauros und einen Ganges etc. finden; im Pelasgus blieb der Name Kaukass oder Kaugass dem Gebirge Sind zugetheilt, ein Name den später das ganze biblische Eden erhielt, während der Strom selbst den Namen Kuh-Bahn bekam, und die Bahn bezeichnete, welche Jo (Isis) als Kuh im Pelasgus machte, diese Bahn giebt die Bibel als Noa's Weg an, der die Sindfluth genannt wird, der Mythus nennt diese Bahn Hochzeit des Belos mit Anchinoé, Verbindung des Okeanus mit der Parthenopaia, und Deukalionische und Ogygische Fluth.

Diese Fluth überschwemmte nicht allein den Pelasgus (Libyen, = Aegypten = Thrakien,) sondern auch den Peloponnes, das ist das ganze Kuhbahn-Delta sammt der Halbinsel Taman (= Europa und Insel Asia); das alte Asia war das rechte Kuhbahngebiet bis Tjemruk, und als Insel Asia wurde nur der nördliche Theil der Halbinsel Taman, (das alte Attika wahrscheinlich?) mit Einschluss des ganzen Gebietes von Tjemruk (Ithaka wahrscheinlich, das ich auch für die mythischen Inseln Euböa und Rhodos halte) bezeichnet.

Europa ist der südliche Theil der Halbinsel Taman, sicher auch Argos und Mykene genannt, später auch Kimmerien, mit den beiden Städten Tanis (= Tanais = Tamis, früher auch Argos?), heute Taman und Phanagoria, auch Bosporos, früher Phönix, Insel Tyl, später Samos-Insel genannt, an der Mündung der Kuhbahn in das Schwarze Meer, durch den Kisiltasch Ciman (Erythräer-Meer, Mäotis, Triton-See und in der Bibel Schilfmeer genannt) welche Mündung Herakles-Kanal und später Bosporos, Bosporos Kimmerius und Bosporos Thrakikos, heute Bughos, was Mündung bedeutet, heisst; der Mythus kennt diese Mündung auch unter dem Namen Kuhmaul, und wurde ebenfalls irrthümlich nach Indien an den Ganges (Kuhgasse) gesetzt.

In Attika war die Hauptstadt Athena, hier fand der Streit des Poseidon (Kuhbahn) mit der Athene (die Feuerspalte am Kuhbahndurchbruch) statt, welcher auf Taf. I. im Omremr Umnepamopckou Apxeonorareckou Kommuocu 1872. gegeben und auf Taman gefunden worden ist. Dieser Streit erklärt viele Mythen, so das Zerspalten des Hauptes von Zeus durch Hephästos, durch welche Spalte Athene als Feuerflamme hervortritt, so die Bildung der drei Kuhbahn-Arme durch diesen Erdriss, symbolisirt durch den Dreizack des Poseidon (Kuhbahn), so das Leiten des Okeanos in das Meer durch Herkules etc. etc. durch welche Sagen die Fluthsagen entstanden, so wie die Sagen der Feuerverheerungen im Kuhbahndelta z. B. die Chimära, das Versinken der Atlantis und die biblischen Sagen von Sodom und Gomorrha etc.

Ich suche Athena als Ort, wie Moreau de Jonnès, bei Achtanis am Nordwestrande des Achtanisliman's (Tanis und Tanaquisl der Mythen).

Ein jetzt verschwundener Liman, (Bughasliman) trennte die Insel Europa von der Insel Tyr, also das Tamaner Gebiet Kimmerien von Phönikien. Am Nordrande der Insel Tyr (auch Samos-Insel genannt, mit der Stadt Phönix, später Phanagoria) dehnte sich das Tyrchener Meer, (Korokondamiter Thal) heute Zukurliman genannt, aus, an dessen Ostrande die Stadt Tyr (im Tyrrhenar Gebiete) später Samos, stand, daher dies Gebiet früher Phönikien, später Samos und Tyrrhenien hiess, welches den südöstlichen Theil der Insel Europa bildete.

Bei dem Durchbruche des Belos durch die Kuhgasse spaltet sich Belos (Kuhbahn) in drei Arme, den Tridens des Poseidon bildend, wodurch zugleich sich auch das Viergespann des Poseidon entwickelte. Dies sind die vier Kuhbahn-Arme, wozu der Agenor gehört, der jetzt durch den Protok ersetzt wird. Der nördliche Arm dieses Tridens erhielt den Namen Danaos, aus welchem Don, Dan, Donau, Tan, Tanis, Tanais, Tanaquisle, Tam, Tamis etc. etc. wurde, heute aber Achtanis heisst; lauter Namen die wir, wie den Ganges in ganz andern Gegenden wieder antreffen oder verloren gingen.

Der Danaos überzog die Halbinsel Taman und trennte dieselbe in zwei Theile deren nördlicher Insel Asia (vielleicht auch Attika und Itaka) deren südliche Insel Europa (vielleicht Argos) genannt wird; bildete einen grossen See der heute noch den Namen Tanis-See führt, denn er heisst Achtanisliman. Seine älteste Mündung ging bei der Stadt Tanais vorbei in den Sinus Karkinites (Kertsch) folglich in das Asov-Meer, in eine Bucht oder Meerenge, welche dieses Meer bei Karkinites und Tanais bildete, die fälschlich für den Bosporus Kimmerius angesehen wird.

Karkinites ist das Karthago der Aeneide, und liegt gegenüber Tanis oder Tanais, daher es sehr leicht möglick ist, dass die nach Afrika ausgewanderten Kimmerier (Kimbrer) schon damals unweit Karthago der spätern Geschichte, auch ein Tanis anlegten, das heute Tunis heisst.

Der mittlere Arm des Belos erhielt den Namen Kepheos, er theilte Europa von Libya (= Thrakia) bildete ebenfalls einen grossen See, den Kepheos-See, welchen der Mythus Phönizisches, Gadeirer, Ecythräer etc. Meer, Herodot aber Mäotis, ebenfalls dem Mythus entnommen, nennt, er heisst heute Kisiltmehliman, das ist Rother-Steinliman, und trug im Mythus noch sehr viele andere Meeres- und See-Namen. Die Kuhbahn, als Kepheos, zieht durch denselben, sich mit dem Aegyptus verbindend, und mündet bei Phanagoria, die am rechten Ufer dieses Kanales stand, als Herakles-Kanal (heute Bughos) in das Schwarze-Meer; diese Mündung nun ist der berühmte, in Spanien gesuchte Herakles-Kanal, der Bosporos der Geschichte, welchen die Kimmerier von Phanagoria, (auch Bosporos genannt) nach sich, den kimmerischen, die Herren des Landes, die Thraker, gegenüber Phanagoria aber nach sich, den Thrakischen Bosporos benannten. An den beiden

Seiten des Kanals standen Altäre, diese werden Säulen genannt. Auf der Säule der Insel Tyr, auf Europa, also auf Kimmerien (hier richtiger Phönizien) wurde in der Nacht Feuer erhalten, um den Schiffern die Einfahrt in den Bosporos zu bezeichnen, von dieser Säule erhielt die Stadt den Namen Phanagoria (die Leuchtende.) Auf der kleinen Säule auf libyscher, das ist thrakischer Seite, die auf einer langen Mauer stand, welche gezogen war, um den Kanal vorm Versanden zu schützen und die noch im Meere, an der Kuhbahn-Mündung Bughas, zu beobachten ist, wurde am Tage Rauch erhalten, um den Schiffen, Fischern und namentlich den Landreisenden, die Windrichtung anzuzeigen; eine homerische und heute noch nöthige Anstalt, besonders wegen der Landreisenden, die auf diesen schmalen Landzungen der Insel Blagoweschenska und die, von Anapa nach Blagoweschenska Dromos Achilleos der Mythe, Etham der Bibel, an der Küste von Anapa bis Phanagoria wandern, weil die Reisenden bei Nord- und Westwinden, auf dieser grossen Landstrasse, von den Meereswellen entweder in die Limane, oder in das Meer geschleift werden, und gerade hier war von jeher die grosse Landstrasse von Pantikapäum (Anapa) über die Insel Blagoweschenska, dem alten Samothrake, nach Phanagoria, (Mara der Bibel).

Die Insel hiess auch Trinakria (Hom. Od. 11,106 ff. 12.315. 330 etc. Dulichium und Lemnos, und führte noch viele andere Namen; es war das äusserste Kubandelta, am Ende der Gäacalso Libya), daher auch Insel Thule des Pytheas. (Strab. 1. S. 63. 2. S. 104. 114. 4. S. 201. Plin. 2, 75, 77.) genannt.

Die Insel war besonders den Frauen geweiht und es scheint der Sitz der Kabiren, Korybanten, Bacchanten etc. gewesen zu sein, daher sich der Samothrakische — besonders aber der Dolichenos-Kult entwickelte. Da wir nun wissen, dass Poseidon, folglich auch Belos der Chaldäer und Osiris der Aegyter, durch den Stier repräsentirt wird, dürfte sich dieser Dolichenos-Kult bald richtiger erklären lassen, als es dem Herrn Custos Seidl, in seiner schönen Arbeit, (Sitzungsberichte der Kais. Akad. der Wissenschaft. Philosophisch-historische Classe, XII. Band. I Heft. 1854) gelungen. Die Bibel nennt diese Insel Wüste Sur und die Stadt darauf Baal-Zephon und Mygdal (mythisch Myrina und Lemnos, später auch Pontium genannt) wird daher ebenfalls als heiliges Gebiet der Pelasger bezeichnet. Auf diese Insel fiel Hephaistos, als er vom Himmel geschleudert wurde, und ein grosser Theil der alten Mythen gehören dieser Insel an.

Der südliche Arm des Belos hiess Aegyptus, er bildete die Nordgrenze von Thrakien (Aegypten) folglich auch vom Herodotischen Taurien identisch mit seinem Skythien, und dem Strabonischen Sindika, dem berühmten, aber bis jetzt total verkannten Bosporischen Reiche, das einmal auch Lakonien und Makedonien, Messenien und Böotien, Italien, Gallien, Sicilien etc. etc. hiess, Namen die sich freilich später auch theilweise über Kimmerien und selbst, wie der Name Karia, über das Gebiet von Karkinites (also die

Halbinsel Kertsch, ausgedehnt haben. Von nun an, glaube ich, muss die Geschichte dieses Reiches einer gründlichen Umgestaltung unterworfen werden, ebenso wie das Reich der Parthen im südöstlichen Kaukasus.

Auch der Aegyptus bildete einen grossen See, den jetzt halb ausgetrockneten, aber von jeher seichten Kuhbahnliman, der sich mit dem Kisiltoschliman vereinigte und das mythische Erythräer-Meer, die Mäotis des Herod. bildete. Die Bibel nennt den Kuhbahnliman Schilfmeer und im Argonauten-Mythus ist dies der Tritonsee, daher es auch die Kuhbahn ist, welche der Mythus Thermodon nennt, während der Aegyptus den Tritonfluss gebildet haben wird, aber Strabo hält irriger Weise den Rha, das ist den Terek (Türkenfluss) für den Thermodon, weil er den Mythus nicht richtig fasste.

Not. 22. S. 16. Mäotis der Mythe und Erythräer-Meer sind identisch (cf. Not. 21). Die Mäotis ist daher nicht das Meer der Asen, ja selbst Herodot scheint noch diesen Liman Mäotis im Auge gehabt zu haben, wenigstens bin ich davon sehr überzeugt, denn er setzt ihn nach Taurien, und Taurien war gerade das Gebiet von Anapa, am Tauros-Strome.

Not. 23. S. 16. Sie sind gefunden (cf. Not. 10); in der Odysse werden sie die Feuer und Rauch auswerfenden Irrfelsen genannt (Hom. Od. 12, 59 ff. 202. 219) welche aber, wie die ganze Odyssee als Allegorie des Pelasgus in der Feuerspalte spielen. Die Bibel nennt sie auch Feuer- und Rauchsäulen, und lässt die Juden drei Tage von denselben begleitet sein oder geführt werden.

Not. 24. S. 18. Spätere Untersuchungen haben mir gezeigt, dass Sackineti westlich von Mzcheth am linken Kura-Ufer liegt und heute noch den Namen trägt, wo sich ebenfalls eine grosse Schlucht findet, die mehr der Lage der Turaner bei Mzcheth entspricht, als jene Schlucht von Armasi, auch scheint der König von Iberien nur Herr des linken Cyrusgebietes bis Mzcheth gewesen zu sein, folglich Sackineti in seinem Reiche war.

Not. 25. S. 19. Diese Sage ist nach Iberien mit dem Volke selbst gekommen, gehört daher ursprünglich nicht hieher, sondern in den Pelasgus, wo der Mythus ebenso allegorisch, wie geschichtlich sich erklären lässt, selbst der Name Pelasgus stammt von Peleg einem Sohne des Ebers (Genes. 10, 25.)

Not. 26. S. 19. Dieser Herodotische Namen muss verworfen werden für dies Land, denn es hiess Phrygien, heute heisst es noch Imeretien, was nur eine Uebersetzung von Phrygien, identisch mit Perrhäbien, nämlich das Jenseitige Land, ist.

Not. 27. S. 21. Mit diesen Skythen sind wir noch sehr im Dunkeln, viele Thatsachen sprechen dafür, dass jene und die Iberier Stammverwandte waren und dass es gerade dieselben Völker sein können, die Herodot als Wanderskythen, die Bibel als wandernde Juden oder Israeliten,

und wieder Herodot, als Hyksos bezeichneten, und es dieser grosse Skythenzug war, der dem südlichen Kaukasus die iberische Bevölkerung gegeben; ist dies, woran ich wenigstens fest glaube, so geräth die grusinische Chronik in einen eigenthümlichen Irrthum, indem sie die Skythen in ihr Land wandern lässt, die dasselbe verheeren, die Sprache und die Sitten verderben, während es sich ergiebt, dass es gerade sie sind, die man Skythen nannte, was darauf führt, dass sie medische Sagen copirten und für die ihren ausgaben, wie dies auch häufig in der armenischen Chronik, welcher die Iberische Chronik entnommen, zu finden ist.

Ob dieser Zug der Skythen vor oder nach dem trojanischen Kriege stattfand, bleibt jetzt die Frage; bei genauem Durchmustern des trojanischen Krieges, welcher ja nicht in Kleinasien gesucht werden darf, ergiebt es sich, dass dieser Krieg bedeutend älter ist, als man bis jetzt angenommen hat, dass diese Mysier und Phrygier, die man unter den trojanischen Völkern versteht und Griechen nennt, keine Griechen, sondern gradezu Semiten waren, die ich für Skythen ansehe, deren Urheimat der Pelasgus, folglich das Herodotische Skythien (= Taurien) war, aus welchem sie, vielleicht durch Naturereignisse, grösstentheils verdrängt, sich in einer sehr frühen Zeit, im südlichen Kaukasus festsetzten und namentlich die Stämme der Phrygier, Lykier, Lykaonier, Heniochen (Heneterstamm) und Mysier bildeten. Die Heniochen besetzten Mysiens Küsten- und Berggebiet, von wo aus sie Seeräuberei trieben, auf dem Meere, und Menschenraub in der Nachbarschaft.

Ein solcher Raub scheint die pelasgischen Achäer, (die nebst thrakischen und kimmerischen Stämmen, das Mischvolk der Hellenen bildeten, welche die Stammväter der Griechen genannt werden können,) betroffen zu haben, im Raube der Helena, wenn dieser Name Helena nicht nur eine allegorische Beziehung hat und identisch mit der Skandinavischen Hel und der pelasgischen Helle der Schwester des Phryxos, Feuerflamme wie Athene oder vielleicht Quecksilber wie Artemis allegorisirend ist. Die Thraker, zum Theil ebenso stammverwandt mit den Heniochen, Mysiern und Phrygiern, als mit den Kimmeriern und Joniern, suchten diesem Treiben der Heniochen ein Ende zu machen, indem sie sich zum Theil an die Achäer, Kimmerier und Jonier der Halbinsel Taman, anschlossen, was durch den trojanischen Krieg, den ich mir am Ingur vorgefallen denke, durchgeführt wurde. Der Mysier Amras suchte sein zerrüttetes Vaterland zu rächen und zog den Griechen und Thrakern in den Pelasgus nach, wenn vielleicht auch nicht gleich nach dem Falle Troja's, denn Thrakien hiess damals schon Italien, ein Name der jedoch schon in ältern Mythen, namentlich aber auch in der Odyssee als Aequivalent von Hevila oder Libya sich findet, denn Italia ist nur dialektlich verschieden von Gallia, Aila, Aeloth, Elath, Libya und Hevila; und diese beiden Kriegsexpeditionen waren es, welche zuerst die Süd-Kaukasier, später die Pelasger, nach andern Weltgegenden auszuwandern

zwangen, bei alle dem aber blieben an der kaukasischen Küste der Thrake als Tscherkesse und im südlichen Kaukasus der Skythe oder Hebräer als Iberier zum grössten Theile zurück und diese erhielten Handelsverbindungen mit ihren ausgewanderten Brüdern bis in die Römerzeit hinein. Der Pelasgus war und blieb die Gold- und Brod-Kammer der europäischen Griechen und Thraker und selbst der Italier, an den Küsten des Mittelmeeres, während der Kimmerier oder Phöniker, später auch Etrurier und Sikuler vielleicht genannt, also die iberische Bevölkerung mit seinen Brüdern und Stammverwandten in Klein- und West-Asien, Afrika, Sicilien, Etrurien, spanisch-Iberien und den Völkern an den nordischen Meeren in Verbindung waren und blieben.

Die Assyrier des nordöstlichen Kaukasus, nicht verwandte der südkaukasischen Iberier, bemächtigten sich der medischen Besitzungen im südöstlichen Kaukasus und waren lange Herren des ganzen südlichen Kaukasus, wie anzunehmen ist. In ihrer Zeit scheinen die Iberier das chaldäische Reich in West-Asien gegründet zu haben, verbunden mit den Medern, aber auch hier waren die nachziehenden Assyrier, die sich ebenfalls dort festsetzten, bis endlich ihre Macht durch die Iberier (Chaldäer) gänzlich gebrochen wurde, und später die Perser das chaldäische Reich besetzten.

Der babylonische Thurmbau und das grosse assyrische Reich eines Ninus, sind, wie die Sagen des Menes der Aegypter und der Semiramis der Syrier, pelasgische Fabeln, sowie auch Romulus und Remus der Römer, und naturhistorische Ereignisse im Pelasgus selbst, die in die graue Mythenzeit fallen, deren Sagen nach Babylon und Syrien am Euphrat, nach Aegypten in Afrika, und nach Rom am Padus, grösstentheils schon aus zweiter Hand aus Iberien und aus dem Pelasgus kamen. Die Chaldäischen Sagen kamen vielleicht hunderte von Jahren früher, als die aegyptischen und römischen, aus dem Pelasgus, zuerst nach dem südlichen Kaukasus, daher sie am Euphrat schon mit grossen Umänderungen auftreten müssen. Merkwürdig ist, dass ich von den chaldäischen Sagen in Spanien, ausser dem Namen Escalduni, den sich die Basken und Iberier aneignen, nichts finde. Sind sie älter als die asiatischen Chaldäer?

Die Urgeschichte der Chaldäer, sowie der Juden und Skythen, müssen wir, wie jene aller andern weissen Völker, im Pelasgischen Aegypten suchen; die der Assyrier ebenfalls im Pelasgus beginnend, finden wir in der Genesis, (?) im nordöstlichen Kaukasus, hier aber beginnt erst der Assyrier geschichtlich aufzutreten, als die Juden, (Skythen) den Jordan (Terek) überschritten hatten, die Geschichte der Assyrier jedoch bleibt noch im Dunkel eingehüllt, bis zum Tode Salmanassars, der, der Sage nach, die zehn Stämme der Juden aus ihrer Heimat schleppte und an nicht wiederzufindende Orte verpflanzte. Sollten dies nicht die zehn albanischen Stämme sein, welche den südlichen oder südöstlichen Kaukasus inne hatten und noch haben? und im Zusammenhange zu stehen scheinen, mit dem Aus-

führen der südkaukasischen Iberier nach Palästina. und der Gründung eines neuen Samaria daselbst, durch Assyrien, in Stelle der zerstörten und verödeten Samara in Albanien (Iberien). Durch das Versetzen der nordkaukasischen Juden (Mythen) in den südöstlichen Kaukasus, und das Versetzen der südkaukasischen Völker nach West-Asien, scheint Assyrien sich zum Gebieter von fast ganz West-Asien gemacht zu haben, denn diese Taktik hatte zugleich auch das Ziel, den ausgeführten Völkern bessere und reichere Länder zu geben, damit die Völker ihnen treu und ergeben blieben, wenn sie gleich als Sklaven behandelt wurden, daher auch hören wir von einer Rückkehr der, von den Assyriern ausgeführten Völker nichts weiter, während die Juden der babylonischen Gefangenschaft durch Cyrus in ihre Heimath zurückgeschickt wurden.

Der erste Skythenzug ging aus dem Pelasgus nur bis nach Assyrien, in den nordöstlichen Kaukasus, dauerte bis zur Begründung des Israelitischen Reiches, im nördlichen Kaukasus, ungefähr zweihundert Jahre, während welcher Zeit die Juden sicher auch eines grossen Theils des südlichen Kaukasus sich bemächtigt haben werden, so dass es sehr wahrscheinlich wird, dass schon die ersten drei Juden-Könige auch hier Herren des Landes waren, deren Residenzen daher wir auch hier suchen müssen!

Der zweite Skythenzug, in der iberischen Chronik Khazarenzug genannt, scheint mit der Begründung des assyrischen Reiches, in West-Asien, im Zusammenhange zu stehen und in diese Periode fällt auch das Ausführen der zehn Stämme aus dem nördlichen Kaukasus.

Ein genaues Studium der Bibel, verglichen mit den pelasgischen Mythen, lässt kein wirklich geschichtliches Assyrien in West-Asien, vor Salmanassars Tode erkennen und selbst das nordostkaukasische Assyrien erscheint, wie die Geschichte Aegyptens, vor der XII. Dynastie, und die Italiens, vor dem ersten punischen Kriege, in unausgesetzter unverständlicher Allegorie, im Pelasgus zu spielen, aus welcher aber, eben die oben angeführten, wirklich geschichtlichen Thatsachen, sich durchschauen lassen.

Not. 28. S. 22. Elias und Elissa, die gefeierten Propheten der Juden, gehören dem nördlichen Kaukasus, Galgei und Ossetien an, beide lebten in Jericho, heute Hairich im Galgai (= Gilgal der Bibel) Elias, der Hauptprophet der Osseten, bis auf den heutigen Tag hochverehrt, fährt gen Himmel vom linken Jordanufer, zwischen Balta und Darial, folglich im östlichen Ossetien, biblisch Gilead genannt (vgl. meine Art. Jordan, Skythenzug, und das Eden.)

Not. 29. Harmosika oder Harmastis glaubte ich, liegt am Ausgange der Schlucht von Bordschom, am rechten Cyrus-Ufer, gegenüber Thassis Khar (= feste Pforte) unweit dem alten Karrä oder Kyropolis, das ich für Strabo's Seusamara hielt. Der Ort, wo ich dieses Harmastis zu finden glaubte, heisst heute Sarmanuis-Khar; würde Strabo Harmastis nicht gegenüber Seumara setzen, so würde ich unbedingt das heutige Suram für

Seumara ansehen, besonders weil Strabo die Hauptstadt der Iberier Seumara nennt, der Name Karrä aber ist sicher aus dem Iberischen Khari (die Pforte) gebildet, daher müssen wir auch Seumara nicht mit Karrä identifiziren und auch nicht bei Thassis-Khari suchen, das wirklich gegenüber Sarmaniskhari liegt, beide am Ausgange der Schlucht vom Bordschom gelegen, welche die Römer Portus-Altus (Hohe Pforte), die Griechen die Iberische Pforte nannten. Diesem zufolge ergiebt es sich, dass wirklich Seumara das heutige Mzcheth, die Hauptstadt der Albanen, Albanus (Ptol.) am Albanus-Flusse (Ptol.) welchen Strabo Arago (das ist Fluss) nennt, war, wo gegenüber der Mündung dieses Albanus, die feste Stadt der armenischen Satrapen Harmastis, später Armas genannt lag.

Der Sitz der iberischen Könige, scheint nur im Winter in Seumara gewesen zu sein, während Karrä, auch Batne (das ist Herrenstadt) und Kyropolis genannt, ein Sommeraufenthalt der Könige, oder während Kriegszeiten, gewesen sein wird.

Not. 30. S. 23. In Tiflis hat sich ein sogenannter Civilisateur, zu deutsch Schulmeister, gegen meine Arbeiten aufgeworfen und ist gelehrt genug gewesen, die Herakles-Keule = iberisch Ccheti, mit Dyduora (sp. Dubina) das ist Klotz, zu übersetzen, infolgedessen ist auch seine Kritik klotzig geworden und zwar so klotzig, dass es nicht nöthig war, ihm zu antworten, seine Kritik war auch der ihn schlagende Klotz.

Not. 31. S. 23. Ephräm der Syrier, welcher zweiundfünfzig Hymnen gegen Barda-Sanes, Marcion und Manes verfasst, gehört der Schule von Nisibis, folglich Netschpis an, weil sicher aus dem iberischen Netschpis das griechische Nisibis oder aus Nisibis Netschpis gemacht wurde. Sein Vater war Priester des Abnil, es scheint daher dieser Abnil der medische, wenn nicht gar Ossetische Name des Hephaistos oder Baal Moloch der Chaldäer gewesen zu sein oder des Priapus, den ich ebenfalls für Moloch halte, und sich häufig am Kasbek in Gold und Bronze, oft zu Pferde findet (cf. Matters Gnost. von Dörner p. 19 f.)

Als der älteste Gnostiker wird, von Mosheim (cf. Häres. VI.) Euphrates Persicus bezeichnet, schon Matter zweifelt an der Wirklichkeit der Existenz dieser Person und ich stimme ihm bei. Mit Euphrates persicus war das rechte Cyrus-Gebiet, am untern Laufe dieses Stromes, die heutige Provinz Gandscha, zwischen der Akstapha und dem Terter, bezeichnet, sicher aber dehnte sich der Name in der jüngern persischen Zeit, aus Unkenntniss über das ganze rechte Cyrus-Gebiet aus, der persische Euphrat war daher identisch mit dem persischen Cyrus fälschlich Euphrat genannt; leicht möglich aber, dass der Phrath oder der Cyrus unter persischer Herrschaft ganz, vom Beginne bis zum Ende einmal persischer Euphrat, einmal persischer Cyrus, unter partischer Herrschaft Armenischer Euphrat und armenischer Cyrus und unter syrischer Herrschaft, die sich auch bis Iberien ausdehnte, syrischer Euphrat genannt wurde; daher scheint hier das „Persicus“

sich auf eine Zeit zu beziehen, wo die Perser im südlichen Kaukasus dominirten und den Phruth (= Euphrat) den persischen Euphrat nannten, aber den albanischen Cyrus des Strabo darunter verstanden, dies lässt sich um so mehr schliessen, als hier, mit dem Euphrates, die jüdische Secte und die Ophiten bezeichnet sind. Diese Secten konnten sich nur im Schosse des Judenthumes, folglich im Lande der Hebräer (Iberier) entwickeln in den Zeiten, wo die Perser (Sassaniden) Herrn des Landes waren. Diese Perser auch hatten in Mzcheth, neben der jüdischen, (Chaldäischen und Mosaischen) Priesterschaft, auch ihre Magier-Schule, von denen die Juden und Chaldäer die Lehren des Zoroastrismus, und die Magier die Lehren der andern Secten studieren konnten, wo sich denn auch die neuen gnostischen Principien bildeten, was nur in einem Lande mit gemischter Bevölkerung geschehen konnte, nicht aber in Babylon oder andern chaldäischen und persischen Orten, wo der Jude nur sporadisch auftrat, während er in Mzcheth und Netschpis das Hauptvolk bildete und hier von vielen andern Völkern umkränzt war (cf. Matter l. l. p. 106).

Wir haber haben daher hier ein Beispiel, dass lange noch, nach Strabo, der Kurfluss den Namen Phrath führte, aber schon in jenen von Euphrat umgeändert, und oft mit dem westasiatischen Euphrat, verwechselt wurde, welches zu so vielen Irrthümern führte.

Not. 32. S. 30. Ich schickte die ganze Sammlung nach St. Petersburg, und so ward dieser Eimer leider nicht so gezeichnet, wie er sein sollte (cf. Отчетъ Императорской Археологической Коммиссіи За 1872 года Санкпетербургъ 1875. p. 174) daher auch kein Verständniss davon gegeben ist.

Ich finde, abgesehen davon, dass erst nach drei Jahren, diese für den Kaukasus so wichtigen Funde zur Kenntniss der gelehrten Welt gelangten, und auch von dieser Sammlung nur einige Stücke das Glück hatten einen Beschreiber zu finden, dass überhaupt, wie absichtlich, alle meine nach Petersburg gesendeten Sachen sehr stiefmütterlich und oberflächlich aufgenommen wurden und das Wenige (was von den dort behaltenen Gegenständen beschrieben wurde, obgleich die ganze Sammlung, schon weil es die Erste war, die aus dem Kaukasus kam, beschrieben zu werden verdient hätte) sehr unkritisch beurtheilt wurde. Es war ja mein Wunsch, dass diese Sachen der Eremitage einverleibt würden, als erste Entdeckung in Iberien, und einem würdigen Gelehrten zur Beurtheilung näher gebracht seien, ich bin aber in meinen Hoffnungen sehr getäuscht worden, denn das Wenige was beschrieben ist, zeigt sehr viele Citate, die in gar keinem Zusammenhange mit den Sachen stehen, aber wenig, was die Gegenstände eigentlich bezeichnen; und dies ist doch die Hauptsache zur Erkennung des Volkes und dessen Sitten und Gebräuche, von welchen die Sachen stammen! so vergleiche man meine, nicht gelehrte, aber, wie ich glaube, verständliche und richtig gedeutete Beschreibung des prachtvollen, in reinem semitischen Sinne gegebenen und sicher von Iberiern, die heute noch in den Silber-

arbeiten sehr hoch stehen, gearbeiteten Becher (S. 48 f.) mit jener im citirten Werke S. 143 ff. mit der Tafel II auf welcher, unästhetisch genug, der Becher unter einem andern, das ganze Blatt scandalisirenden, makedonischen Becher gesetzt wurde, so, dass es unmöglich ist, einer Dame die Tafel in die Hand zu geben. Der Priap, von Kasbek stammend, welchen ich leider ebenfalls zugleich nach St. Petersburg schickte, der aber der Beschreibung nicht für würdig gefunden wurde, hätte besser zu dem Becher am Kopfe dieser Tafel gepasst, und hätte der Welt gezeigt, dass die Nacktheit bei den Kaukasiern verabscheut war, denn selbst dieser Priap war geharnischt!

Die ältesten Ringe an den Beinen des Herakles, die ich später auch in den ältesten Gräbern von Samthawro fand, und einen der schönsten Beweise für das hohe Alter des Bechers liefern, sind vom Herrn Beschreiber des Bechers zu Stiefelschäften herabgewürdigt, Herakles selbst wird zu einem gewöhnlichen römischen Jäger gemacht, es werden ihm Stiefel angezogen, vielleicht die Stiefel Napoleon I. auf St. Helena, an denen man, als man ihn nach Paris brachte, ebenfalls die Fusszehen hervorstehen sah, wie am römischen Soldaten oder Jäger des Herrn Beschreibers meines Bechers. Jeder Archaeologe, ja selbst jeder Maler und Skulpteur muss den Herakles-Kopf auf den ersten Blick wieder erkennen, wäre er selbst barbarisch gearbeitet, was leider für den Beschreiber der Gegenstände nicht der Fall ist, Herakles wurde ein römischer Jäger, dafür ein wirklicher römischer, gestiefelter Soldat, mit dem römischen Adler auf der Schulter, und total bekleidet, erhielt die Ehre, zum gestiefelten Ares gemacht zu werden (cf. Taf. 3 Fig. 14 und S. 165 des besagten Werkes!)

Wie diese Irrthümer gemacht wurden, weiss ich nicht, so viel aber ist gewiss, dass der Herr Referent meine Beschreibung der Gegenstände, die ich beilegte, ganz ignorirte und auch meine hier vorliegende Arbeit vielleicht nicht gekannt, sonst hätte er in solche Fehler nicht verfallen können, was jeder, der diese beiden Abhandlungen vergleicht, und die Tafeln vor sich hat, sogleich finden wird.

Dass mein Name dabei nicht genannt zu werden verdiente, sieht aus wie ein Vorwurf, dem Herrn die Mühe gemacht zu haben, sich den Kopf und die Augen anzustrengen oder, dass ich mich unterstand, über Archaeologie zu urtheilen, da ich nicht einmal Akademiker, geschweige Doktor der Philosophie bin! Ich kann mich selbst nennen, wenn dies nöthig ist und der Sache Nutzen bringt, daher ist dies Uebersehen meines Namens verzeihlich und wir werden uns in Zukunft hüten, dem Herrn Hühe zu machen, was freilich, der Eremitage wegen, die von allen Seiten unterstützt zu werden verdiente, mir sehr leid thut.

Not. 33. S. 32. Die Karneolringe halte ich für Amulete, welche Kinder trugen um diesen oder jenen abergläubischen Zufällen nicht anheim zu fallen. Die Amulete in diesen Gräbern verdienen eine ganz besondere

Aufmerksamkeit, ebenso, wie die Fingerringe bald mit heidnischen, bald mit gnostischen Symbolen, die sicher grösstentheils als Amulete dienten, wobei besonders die rothen Steine: Korunt, Rubin, Sardonyx, Onyx, Karneol hervorzuheben sind. Diese Amulete erscheinen auf Samthawro von verschiedenartigem Material, besonders aber sind es Glasflüsse, Paste, Fisch, Thier und sogar vielleicht Menschenknochen; so besitze ich in meinem kleinen Museum der archaeologischen Gesellschaft, von mir selbst gesammelte Schweinstalus und Fischwirbel, die als Amulete am Halse getragen wurden, so wie ein, sehr wahrscheinlich von einer menschlichen Hirnschale gearbeitetes, durchbohrtes Stück, welches mit Glasperlen und kleinen Bronzeglöckchen am Halse von Kindern getragen wurde.

Not. 34. S. 33. Es hat sich, nach meinen minutiösen Studien der pelasgischen Mythen, ergeben, dass ebenso Dubois de Montpéreux, als Karl von Baer (Hist. Fragen, Petersb. 1873) so richtig sie auch die Weltgegend angeben, wo der Mythus der Lästrigonen spielte, doch sich darin irrten, diese an der Südküste der Krim zu suchen, denn die Krim ist weder das mythische Sicilien, noch die mythische Insel Trinakria, Sicilien war das Feuergebiet im Kuhbahndelta und hier spielen die Lästrigonen als Allegorie in der Feuerspalte am Kuhbahn-Durchbruche in den Pelasgus; Trinakria aber ist das Kuhbahndelta Blagoweschenska, beherrscht von den drei Cyclopen, das ist, den drei Kuhbahn-Armen! an welchem auch Baer Ophir suchen musste, denn dies gehört demselben Kuhbahndelta an.

Not. 35. S. 35. So leid es mir auch thut, die Bibel in den Kreis meiner mythischen Untersuchungen ziehen zu müssen, weil vorgefasste Irrthümer, unrichtige geographische Begriffe der biblischen Geschichte, so tief Wurzel geschlagen in der heutigen Menschheit, dass es sogar gewagt ist, diese Irrthümer zu berichtigen, so nöthig aber ist es, die Bibel nicht auf die Seite zu schieben, denn ohne die Bibel ist an keine Geschichte und an keine Geographie zu denken. Die Bibel alleine erklärt den sogenannten griechischen Mythus, und dieser wieder das, was wir in der Bibel nicht verständlich finden; z. B. die Genesis! Es ist daher Pflicht, nicht die Irrthümer in der Bibel, obgleich auch dahin sehr viele eingeschlichen, sondern die der Bibelerklärer zu berichtigen, wenn es möglich ist. Die ersten Bibelerklärer sind daher gerade die Zusammensteller derselben in Alexandrien, diese haben schon den wahren Gang der Geschichte umgemodelt nach Herodotischer Geographie, diese Herodotische Geographie ist nicht die biblische Geographie, und ist später ebenfalls nicht richtig aufgefasst worden, daher entstanden wieder neue Irrthümer. Herodot's Chaldäa, Syrien, Euphrat, Medien und Taurien mit dem Skythien daselbst, gehören nicht dahin, wo wir sie heute suchen und gefunden zu haben glauben, daher auch unsere neuern Geschichtsforscher ihre Geschichten über diese Länder, dann über die Geschichte der Juden und Perser, weder mit den Angaben der Alexandriner und Herodot, noch mit den Mythen und Sagen dieser Völker im Einklang sehen oder in

Einklang bringen können; nehmen wir z. B. den berühmten Judenzug, verglichen mit dem was alles darüber geschrieben, so finden wir immer Berichtigungen von Irrthümern, in welche die Bibel selbst verfallen sein soll, ja sogar finden wir Stellen, selbst in der Bibel, wo die Juden, statt nach Norden, stets nach Süden gehen, um im Norden heraus zu kommen an den ersehnten Jordan, welches nach Herodotischer Geographie sinnlos wird, während wir die richtige, biblische Angabe sogleich finden, wissen wir einmal das Wahre dieses Zuges und kennen das Land, dann geht alles in der schönsten Harmonie, sogar der Zug um Syrien, bevor die Juden Kanaan erreichen! wobei sich alle in der Bibel aufgenommenen Ergebnisse Schritt für Schritt verfolgen lassen, denn das von den Juden durchzogene Gebiet sieht heute noch so aus, wie damals, bis in die kleinsten Details, und da dieses heilige Land unserer Väter, gerade russischer, der ganzen gelehrten Welt zugänglicher Boden ist, so wäre es die höchste Zeit, dass wenigstens die russischen Gelehrten sich desselben annehmen und nicht taube Ohren, wie bis jetzt, zu allem Neuen, machen. Alles weiset auf die Ostecke des sogenannten Pontos hin, nur unter unsern heutigen Gelehrten findet sich selten Einer, der das Richtige sieht, aber aus Unkenntniss des Landes es nicht wagt sich weiter auszusprechen; dafür finden fast alle andern Gelehrten, viele mit ihren, häufig nicht verstandenen Citaten, den Keim der Civilisation in Aegypten und Phönizien, so recht sie aber auch darin haben, so wenig wissen sie, wo dies Aegypten und Phönizien lag, welche als Wiege der Civilisation zu betrachten sind.

Armer Nussbaum, deine Wurzeln verfaulen an der Kuhbahn, während deine Frucht als Bonbon nach Afrika wanderte, dort Wurzel schlug und die Geschichte seiner Väter, als die Seinige, der Zukunft erzählte, dies glaubte die spätere Welt, daher die Gelehrten steif und fest behaupten, dass die Heimath der Nuss in Aegypten zu suchen ist und an der Nord- und Ostküste des Schwarzen Meeres, griechische und phönizische Kolonisten sich bildeten, welche die Nuss, das ist die aegyptische Civilisation nach dem Osten verpflanzten, merkwürdiger Weise ist dies gerade umgekehrt.

Wenn ich daher die Bibel in den Kreis meiner Untersuchungen ziehe, ist es nur, um der Wahrheit näher zu kommen, hauptsächlich aber, weil hier im Kaukasus, wo ich schreibe, der Hauptheil der Bibel, die Geschichte der Juden, Chaldäer, Cheta, und Assyrier spielt, und gerade dieses Land das Feld meiner Untersuchungen ist, in welchem auch ein grosser Theil des Zuges Alexander des Grossen, wie ich entdeckte, spielt, der ebenso falsch erklärt wird, wie der Zug der Juden (Skythen).

Not. 36. S. 38. Spätere Funde haben gezeigt, dass dies Decktäfelchen von Emailbildern oder von Folio in Medaillons sind, wobei leider diese Bilder, durch den Rost der Einfassung in Eisen, gänzlich zerstört wurden, selbst die in Bronze gefassten Medaillons sind nicht mehr zu erkennen.

Not. 37. S. 52. Wie wenig Nutzen es gebracht, für die Geschichte

der Gräber, die Sachen nach Petersburg zu schicken, wird in Note 32 gesagt.

Not. 38. S. 53. Bei späteren Grabungen haben sich auch, leider fast total oxydirte Münzen gefunden, theils griechische Kolonial-Münzen von Bronze, theils Sassaniden, der Zeit Kabot; in den Ziegelkisten fanden sich auch Denare von Augustus, mit Cajus und Lucius Caesar, iberische Nachpräge, und Arsaciden von Gotharzes. Die Münzen der Ziegelkisten sind sogenannte Charons-Obole, sie finden sich unter dem Kopfe der Leiche; die Münzen der Steinkisten waren alle durchlöchert und dienten als Halsschmuck. Alle diese Münzen nun gehören nicht der alten Periode an, sondern zwischen das erste und vierte Jahrhundert nach J. Chr., was darauf hinweist, dass das Leichenfeld von Samthawro bis zur Einführung des Christenthums benützt (im fünften Jahrhundert n. Ch.) und das Volk ganz dasselbe war, welches wir heute noch, hier lebend finden, nämlich Grusiner, die Strabo Iberier und Albanen, ich aber Cheta nennen; dies widerlegt auf glänzende Weise die gedankenlosen und unkritischen Behauptungen neuerer Kaukasus-Reisenden von später eingewanderten Völkern, wie z. B. behauptet wurde, dass die Osseten, Chevsuren und Pschaven Rückbleibsel der alten Ritter, aus dem Kreuzzuge seien; suchten diese Einwanderer Jerusalem im Kaukasus?

Not. 39. S. 55. Vergl. Note 32.

Not. 40. S. 55. Aus welchem im genannten Werke (cf. Not. 32.) S. 165., ein Panzer gemacht wird.

Not. 41. S. 56. Abgebildet Taf. III. Fig. 12 im genannten Werke (cf. Note 32).

Not. 42. S. 57. Abgebildet ebendaselbst Fig. 13. (cf. Note 41).

Not. 43. S. 57. Abgebildet ebendaselbst Fig. 15. (cf. Note 41).

Not. 44. S. 57. Meine Untersuchungen jedoch führen gerade darauf, dass Alexander selbst den südlichen Kaukasus durchzogen. Bedenkt man, dass Mingrelien damals grosstentheils unter Wasser des Gihon-Sees der Bibel (Genes 2) = Mysien; — Imeretien = Phrygien; die Scharopan = Lykien; vielleicht zum Theil auch Lydien? — Iberien = Lykaonien und Chaldäa hiessen, der übrige südöstliche Theil des Kaukasus Medien und Persien, das rechte Cyrusgebiet bildend, und nur die Westecke des Cyrus, zwischen Tiflis und Chectoiss Syrien und Mesopotamien, genannt wurden; der Kurfluss der Herodotische Euphrat war, der iberische See Spaute zum Theil der Kaspisee genannt, bei den Alten stets als Meer bezeichnet wurde, und die Schlucht am Durchbruche der Rechula (Rhötaces) durch das Kaspi-Gebirge, nach Kaspi, die Kaspische Pforte hiess, so erklärt sich dieser Alexanderzug ganz natürlich, ebenso das Auftreten der Amazonen (Osseten oder Kabardiner)-Königin, entweder aus der Kabarda oder aus der obern Radfsche in Imeretien, im Dschodschora-Thale, oder aus dem Mamissonthale in Ossetien, bei Alexander am Kaspisee, der Grenze zwischen Chaldäa

und den Amazonen-Völkern, die zum Theil dem Ossetischen Stamme, grösstentheils aber dem Chevsuren- und Pschavenstamme, so wie dem Stamme der Kabardiner angehörten, bildete und es ist mehr als wahrscheinlich, dass Darius gerade zwischen Tiflis und Kaspi, am linken Phrath (Euphrat-) Ufer, dem Makedonier unterlag?

Not. 45. S. 62. Die Geschichte der Juden erhält durch meine spätern Untersuchungen ein ganz anderes Kleid, ich bin aber damit noch nicht zu Ende; so viel jedoch ist gewiss, dass es drei Abtheilungen von Parthenkönigen gab, die persische, oder Grossparthen, jedoch garnicht persischen Stammes; die armenischen und die iberischen Parthen.

Dem Stamme nach dürften sie Iberier gewesen sein, die einen Theil von Persien unterjochten und das parthische Reich gründeten im südöstlichen Kaukasus. Das Stammhaus des Araces suche ich in Somchetien, am Jerkandagh, aus welchem der Name Hyrkanien, für die Lorier-Hochebene, sich gebildet zu haben scheint; dieses Jerkanien, oder Hyrkanien verlor seinen alten Namen durch die Armenier, oder Perser, bei denen Herakles Som hiess, dessen Land daher Som-Cheti (Keule des Herakles) genannt wurde, daher auch der Name Sombat = Som-Bathossi Herr Som, bedeutet, und der Volkspatron, wie bei den Grusinern Karthli, war, was wieder darauf führt, dass die Somcheten ebensolche Herakliden waren, wie die Karthli, und als Stammverwandte betrachtet werden können; jetzt findet man in Somchetien nur Armenier und Tartaren. Sind es vielleicht Grusiner, welche den gregorianischen und den katholischen Kult annahmen? Dann müsste aber ihre Sprache grusinisch sein! oder sind die Grusiner aus Somchetien verdrängt oder ausgeführt? Diese Fragen kann ich noch nicht lösen.

Die Armenier, mit denen sich die Parthen verschwägerten, wurden unter den Parthenscepter gebracht, und später das iberische Reich ebenso, wie das armenische, mit einem Könige ihres Hauses belehnt. Die Könige jedoch waren nur Vasallen der Grossparthen, sogenannte Satrapen. Diese Satrapen scheinen zeitweise sich unabhängig gemacht zu haben von den, sich in Persien festgesetzten Grossparthen, und so finden wir denn zu Zeiten drei Parthen-Könige zugleich regieren und Münzen prägen, was sie als Vasallen sicher nicht wagten, oder sie hatten dazu die Erlaubniss, aber das Bild der Grossparthen-Könige auf die Münzen prägen mussten, wie wir dies an einigen Münzen sehen, welche Mordtmann fälschlich persepolitanische Münzen nennt, welcher Benennung die kaukasische Kopfbekleidung, der sogenannte Baschlik (auch phrygische Mütze genannt) widerspricht. Diese Kopfbekleidung, wo sie auch immer erscheinen mag, ist rein kaukasisch und das Haupt-Erkennungszeichen des kaukasischen Ursprungs der Person die sie trägt, z. B. des Paris, der Dioskuren und der Amazonen.

Die unabhängigen Könige treten erst nach Herodes I. auf, wenn nicht schon Herodes der Erste war, welcher das hebräische Reich, als Parthen-

könig, von Iberien bis Palaestina ausdehnte und den verschiedenen Reichen auch ihre Satrapen gab, wie vor ihm schon Mithridat.

Die unabhängigen Parthen-Satrapen führen theils griechische, theils rein iberische Symbole auf ihren Münzen.

In Iberien, giebt die grusinische Chronik an, regierten eine Zeit hindurch immer zwei Könige zugleich, der Eine am rechten, der Andere am linken Cyrus-Gebiete, wobei die merkwürdige Erscheinung sich darbietet, dass nie von dem einen Könige etwas gesagt wird, und dass, mit dem Tode des ältern, also des iberischen Königs von Mzcheth, auch der armenische aus der Geschichte verschwindet, der gegenüber Mzcheth, in Armasi regierte.

Der ältere König regierte, der Chronik zu Folge in Mzcheth, folglich in Albanus (Ptol.), Seumara (Plin. et Strab.) war daher der Regent des linken Kurgebietes, während der armenische König, den die Chronik jedoch stets Bruder des grusinischen Königs nennt, daher ebenfalls ein Grusiner sein musste, auf armenischem Gebiete lebte, gegenüber Mzcheth in der Stadt Armasi, und herrschte sehr wahrscheinlich nur über das rechte Kurgebiet, so weit sich die iberische Herrschaft erstreckte in dem, als Armenien bezeichneten grusinischen Reiche. Die Könige aber nannten sich stets Brüder, daher der armenische König auch ein Armenier oder Parthe sein konnte und wir deren Geschichte in der armenischen oder in der parthischen Geschichte nachschlagen müssen.

Der ältere Name von Mzcheth war Samara, das heisst heiliges Grab, daher auch Samara Karthlosiana- = Grab des Karthli; scheint Schomrom der Bibel zu sein, ebenfalls von Som (= Karthli) und rom (vielleicht Grab bedeutend,) sehr wahrscheinlich abgeleitet. Schamrom ist wieder identisch mit Sebaste, das ist Augusta (Jos. Ant. 13,10. 15,7) und gehört sicher nach Iberien und nicht nach Palästina, worauf auch die Münzen von Augustus mit Cajus und Lucius Caesar, die in Mzcheth geprägt wurden, hinweisen dürften, daher auch Nisa Scythopolis (Jos. Ant. 5, 1, etc. Steph. Byz. S. 609) kein anderer Ort ist, als Nisibis, folglich Netschpis, 20 Werst ungefähr oberhalb Armasi, das von Skythen (Juden) bewohnt war. In Mzcheth wurde auch das Grab des iberischen Patrons Karthli, vielleicht auch der Astrochiton gezeigt, so wie heute der Chiton Jesu in der Kathedrale von Mzcheth liegen soll; der Ort war daher ein heiliger und sehr besorgter, in welchem sich besonders die theogonischen und gnostischen Ideen entwickelten und berühmte Schulen sich bildeten aus welchen auch der Keim zum Christenthume hervorging.

Hier nun in Mzcheth finden wir einen König Aderk der 4 oder 2 vor J. Ch. auf den Thron kömmt und 56 Jahre n. Chr. stirbt, dieser Aderk war ein Parthe (Arsacide) und König der Iberier (Hebräer), dessen Reich sich, wie die Chronik sagt, bis Mingrelien erstreckte. Aderk ist identisch mit dem persischen Orod, (das ist Orod war der persische Ausdruck für Aderk)

und dem griechischen Hyrod, folglich dem Herodes der Juden entsprechend; Aderk war daher ebensogut ein Juden- (Hebräer = Iberier)- als ein Parthen-König; nun finden wir aber in derselben Zeit auch einen Juden-König Herodes II. genannt. Herodes Antipas, als Herodes II., regierte von 4 vor J. Ch. bis 39 nach J. Ch. in Judäa wie es heisst, daselbst aber regierte in derselben Zeit auch Philippus der Tetrarch von Trakonien (4 vor bis 34 n. Chr.), so dass es leicht möglich ist, dass Herodes II. gar nicht nach Judäa, sondern nach Samara in Iberien gehört. Zugleich finden wir auch einen Parthen-König Hyrodes II., das ist Orodes II. also ebenfalls Hyrodes der Münzsammler; er wird als Zeitgenosse des Augustus und Tiberius angeführt, von ihm aber weiss die Geschichte nichts mehr zu sagen, als dass er ein Parthe war.

Aderk nun, ebenfalls ein Parthe, ist wieder ein Hyrodes oder Herodes, dazu König der Hebräer, es wird wohl einleuchtend sein, dass nicht drei Herodes zugleich auftreten und zugleich absterben, denn mit den iberischen Data's sind wir noch nicht im Reinen; Augustus aber war der Beschützer dieser Hebräer und seine Dinare waren das Silbergeld derselben; dieser Aderk oder Hyrodes nun ist es, welcher einmal, weil Hebräer nach Judäa, ein anders mal, weil Parthe in die Reihe der Parthen-Könige gesetzt wurde und eine der schrecklichsten Rollen in der Geschichte des Christenthums spielt.

Ich besitze eine grosse Suite Münzen, die als Orodes II. in den Münzsammlungen figuriren; der grösste Theil meiner Münzen sind noch unedirt, der Typ der Münzen ist partisch, die Münzen jedoch an sich selbst, sind so verschieden von denen der Grossparthen, ebenso im Metalle, als in der Ausführung, dass sie in keinem Falle in die Reihe der Grosskönige gebracht werden können, wohl aber neben denen der Satrapen sich gut einreihen lassen. Das Metall ist reines Kupfer, die Symbole iberisch, der Fundort Iberien, namentlich Tiflis, und die Suite von Aderk zeigt den König von seiner Jugend bis in das hohe Alter, oft neben seiner Gattin, diese mit dem rein iberischen Kopfputze und hauptsächlich den vielen Nadeln auf dem Kopfe, die fast in jedem Grabe von Samthawro auftreten.

Herodes der Juden, dessen Geschichte doch bisnoch im Nebel liegt, und Hyrodes der Parthen, der ebenfalls wie der der Juden, als II. bezeichnet wird, müssen daher aus der Geschichte dieser Reiche gestrichen und mit Hyrodes, identisch mit Aderk, der Hebräer, diese identisch mit den Juden, den Iberier Strabos identifiziert werden, was freilich zu manchen Berichtigungen führen wird, die ich hier verschweigen muss.

Not. 46. S. 66. Der Stein findet sich photographirt in den Сапискн Общество любителей Кавкизскоп Археологій, Книго I. 1875. Тифлнія, wo S. 187 eine neue Lesung von Juda Tscherni gegeben ist, welche den Bestimmungen der Mzchether Funde, in Petersburg, besonders des Bechers, total entgegenspricht, zumal wenn man bedenkt, dass dieser Stein in einem Nachbargrabe

jenes Grabes mit dem Becher gefunden wurde, folglich in dasselbe Jahr, wenn nicht in denselben Monat gehört, wo diese beiden Gräber bedeckt wurden.

Not. 47. S. 67. Dank dem damaligen Sekretär der Geographischen Gesellschaft, der diesen Bericht von mir, an die Gesellschaft, auf die Seite schob.

Not. 48. S. 68. Mit diesen Arbeiten bin ich nun fertig, nach siebenjährigem Krieg mit den alten Klassikern, mit Homer und der Bibel beginnend die mir zur Seite standen, gegen Herodot und seine Nachfolger, bis auf Mannert, Köhler, Brosset, Dubois de Montpéreux, Forbiger und viele Andere der Neuzeit, welche sich als Erklärer Herodots, in meiner Bibliothek fanden. Das Ergebniss ist, dass alle Mythographen nur allegorisch, Naturerscheinungen im Pelasgus selbst geben, worauf schon der Alexandriner Judenphilosoph Aristobul hinweiset; es ergiebt sich aber auch, dass unter diesen Allegorien, die Geschichte der Pelasger und ihrer Nachbarn und Stammverwandten mit fortläuft. Es ergiebt sich endlich auch, dass alle diese Mythen, von Indien beginnend, bis an das Westende von Europa und Nord-Afrika, einer einzigen, der von Blumenbach richtig bestimmten, Kaukasischen Rasse sich in drei Bruderstämme scharf zertheilen lässt, die, von einem Sprachstamme Sem, Ham, und Japhet, als Kinder Noah's bezeichnet werden, von einem andern Sprachstamme als Zeus, Hades, Poseidon, als Kinder des Kronos; von einem Dritten wieder, als Minos, Rhadamantes und Sarpedon, als Kinder des Zeus und der Europa, wieder von einem andern Sprachstamme, als Odin, Wile und We, Kinder des Bör und der Bastle bezeichnet sind; und so finden wir diese Trimurti, die Repräsentanten der drei Haupt- und Urstämme der weissen Rasse, bei allen weissen Völkern wieder auftreten.

Merkwürdiger Weise erscheinen in der neuen Klassifikation der Völker wieder drei Namen, die bis jetzt, scheint mir, nicht richtig aufgefasst wurden, dies sind die Skythen, die nach meinen Untersuchungen sich als identisch mit den Semiten der Bibel erweisen, dann die Arier identisch mit den Skythen, als Kinder des Ares, des Sohnes des Zeus und der Here, und die Turaner, identisch mit den Japethen. Die Skythen werden von Herakles, wie die Iberier und Phönikier abgeleitet, und von der Echidna. Die Turaner leite ich unbedenkt von Tauros, Thor und Tur ab und identifiziere sie mit den Japethen, diesem scheint aber der indische Mythus zu widersprechen, doch leitet schon der Name Tur, identisch mit Thor, der Skandinaven, und Tauer der Skythen darauf, dass dies Asen, oder Asiaten des rechten Kuhbahngebietes, also Poseidons Kinder, identisch mit den Kindern des Osiris (eines Theiles der pelasgischen Aegypter!) waren, die sicher Nordasien nie gekannt, von wo aus die Gelehrten sie kommen lassen. Die Hamiten scheinen mir die, durch das Schurzfell charaketrisierten Assyrier, die Slaven, Syrier zum Theil und die europäischen Türken zu sein, wozu auch meine Landsleute, die Madjaren, gehören und vielleicht die Lappen,

so wie ein Theil der Skandinaven mit ihrem Hauptpatrone Thor mit dem Hammer (Zeus Sobradius), ein Name der vom Urstier abgeleitet, die Urheimat dieser Völker der Asen bezeichnet, in welcher Urheimat (Asaheim), Thor zugleich auch den Hauptstrom bildet. Dieser Strom ist es gerade, welcher die Skandinaven und ihre Stammverwandten in zwei Hauptstämme theilt, deren Einer fälschlich als arischen Ursprungs bezeichnet wird, bei welchem Thor mit Trinkhorn, den Poseidon, also Japeth, den Strom der Asenheimat repräsentirte, in folge dessen dieser Theil der Asen als Turaner gelten müssten, wenn nicht auch der zweite Theil dieser Asenvölker sich von Thor ableiten würden. Dieser Thor ist Hophaistos mit dem Hammer, der, als Sohn der Here, ein Semite, als Stellvertreter des Hades aber ein Hamite ist, wobei der Erste der Baal Tyr, der Zweite der Baal Gad, des Nachbaren der Asen, der Phöniker war, und als Kinder des Hades, dem Gebiet der Feuerspalte im Kuhbahndelta angehören.

Zu den Skythen gehören nun alle bis jetzt bekannten semitischen Völker, wie: Juden, Phöniker, Kimbrier, Iberier, Chaldäer, Römer und Andere.

Alle japethischen Völker werden zu den Ariern fälschlich gezählt, ob aber alle Perser, alle Inder, Germanen, Aegypter (identisch mit den Zigionern und den Tschechen = Tschechani und Zigani, so wie die alten Zigier), Hellenen und Kelten etc. auch wirklich Japethen sind, muss noch untersucht werden, vielleicht können uns die Gräber darüber belehren! nur aber muss die Bezeichnung Arier für diese Abtheilung der weissen Rasse nicht in Anwendung gebracht werden, ebenso wie die Herakliden aus dem Geschlechte der Japethen entfernt werden müssen.

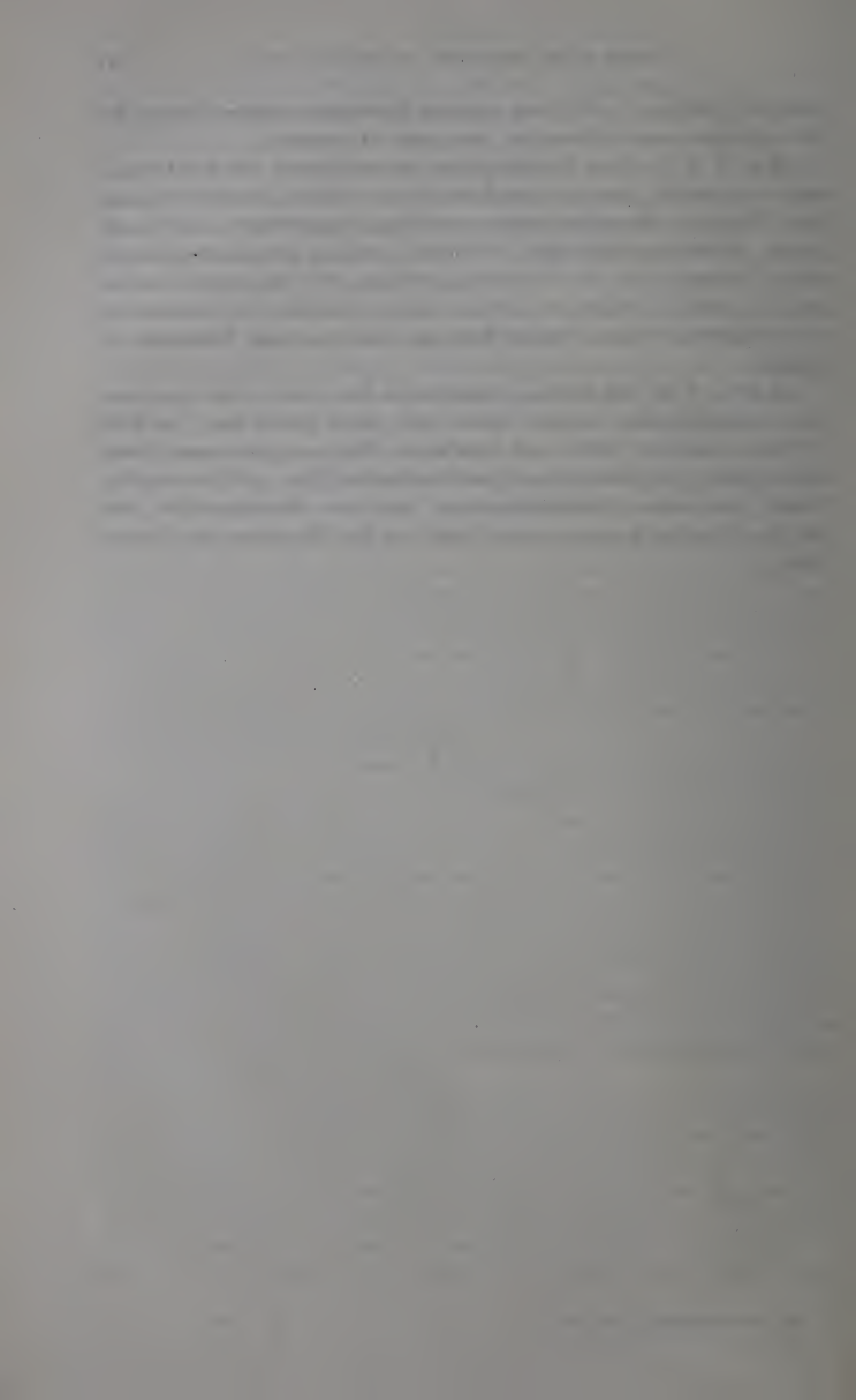
Wenn daher in den pelasgischen Mythen, wie ich die griechischen, mit Innbegriff aller andern Mythen der weissen Rasse, bezeichne, von Libyen und Aethiopien die Rede ist, dürfen wir ja nicht an die Aethiopen Blumenbach's denken, ebensowenig, wenn es in der Bibel Mohrenland heisst, an die Mohren Indiens oder Afrikas und deren Heimat, denn der Ausdruck Mohrenland bedeutet dunkles oder schwarzes Land, von den dunkeln Wäldern welche, vom Meere aus gesehen, an der Küste sichtbar sind, daher Aethiopia auch nur Waldland bedeutet haben wird. Von diesem Schwarzwaldlande erhielt auch das Schwarze Meer den Namen an dieser Küste, so wie die Küste des südwestlichen Kaukasus (fälschlich Kolchien genannt) die schwarze Küste hiess, bis in die Türkenzeit hinein, während die Tscherkessen-Küste, die Weisse (Leuce) genannt wurde.

Not. 49. S. 72. Spätere Funde, an andern Orten, wo der Grabesschutt gelbe Lehmerde war und wo, wahrscheinlich bei dem Ackern, eine Pflugschar, ähnlich den kleinen Pflugscharen der Gebirgsosseten, in eine Steinkiste gefallen und viele hunderte von Jahren hier begraben lag, denn sie zerfällt in Rostsplitter, fanden sich, an den Menschengebeinen, in der Nähe dieses rostenden Eisens, schöne Eisenoxydul-Dendriten, die folglich nicht sehr alt sein können; sollten daher in den Höhlen, wo an den Knochen

Dendriten auftreten, nicht auch rostende Eisenstücke gelegen haben? die, durch Sickerwasser die Knochen, wenn sehr alt errichten.

Not. 50. S. 72. Eine Kalendergrösse, grosser Freund von Beefsteak, fand es lächerlich, dass ich die Kanibalen das Fleisch gekocht verspeisen lasse. Nicht alle Menschen gehören zum Vampyrengeschlechte, wie besagte Grösse, die warmes Blut lieben. Die Iberier, wenn sie auch Anthropophagen waren, ebenso, wie die Germanen, welchen die Beefsteak - Autorität angehört, und die Italier zu gewissen Zeiten, kochten oder brateten ihr zu verzehrendes Fleisch, warmes Blut gab man nur dem Verbrecher zu trinken!

Not. 51. S. 75. Bei spätern Ausgrabungen fand sich in allen Amphoren eine sitzende Leiche, mitunter neben einer ältern Leiche auch ein Kind In diesen Amphoren finden sich stets kleine Töpfe aus gebranntem Thone neben Bronze- und Eisenschmuck und verschiedene Glas- und Steinkorallen. Schafs- und andere Hausthierknochen. Auf dem Steinkistenfelde fand ich bisnoch keine Amphoren, wohl aber vor dem Kloster an der Chausse häufig.



Ueber die Verwandtschaft des Yumasprachstammes mit der Sprache der Aleuten und der Eskimostämme.

Von

Wilh. Herzog.
Pfarrer.

Allen denen, welche sich eingehender mit amerikanischer Linguistik beschäftigen, ist es wohl bekannt, wie häufig schon von Reisenden und Forschern eine Verwandtschaft zwischen diesen und jenen amerikanischen Sprachen behauptet wurde, die bei näherer und genauerer Prüfung und Untersuchung von den Kennern als nicht vorhanden nachgewiesen wurde. Man erinnert in dieser Beziehung nur an die vielbehauptete Verwandtschaft des Nutka mit dem Aztekischen. Nicht wenige daher, welche obige Ueberschrift lesen, in welcher eine Verwandtschaft zwischen der Sprache der Aleuten und der Eskimostämme im äussersten Norden Amerikas einerseits und den sogenannten Yumavölkern am Rio Colorado und Rio Gila in Arizona andererseits behauptet wird, werden über eine solche Aufstellung lächeln und sie als ein Hirngespinnst verwerfen. Der Verfasser des vorliegenden Artikels war — er gesteht dies ganz offen — anfänglich gegen seine Wahrnehmung selbst im höchsten Grade misstrauisch und unschlüssig ob er mit einer solchen Behauptung vor die Oeffentlichkeit treten solle, zumal da das bisher über die Yumadialecte bekannte und zugängliche Material äusserst dürftig und lückenhaft, theilweise sogar unzuverlässig war. Nachdem nun aber der bekannte amerikanische Linguist Albert S. Gatschet in vorliegender Zeitschrift (Jahrgang 1877 und 1878) eine ausführliche Arbeit über diesen Sprachstamm veröffentlicht hat und nachdem eine genaue und eingehende Vergleichung zu dem gleichen Resultat wie früher geführt, zögert man nicht, diese für die amerikanische Linguistik und für die Wanderung der Indianer von Norden nach Süden so wichtige und folgenreiche Frage Sprachforschern vom Fache zur Prüfung und Entscheidung vorzulegen. Der Grundsatz, nach welchem der Verfasser verfuhr, war das Wort Spinozas in der Vorrede zu seinem Tractatus theologico-politicus: „Scio, me hominem esse et errare potuisse; ne autem errarem, sedulo curavi.“

Für die Sprache der Aleuten wurde benutzt das gesammte in Hermann

Ludewig's The Literature of American aboriginal Languages unter Aleutans Seite 4 aufgeführte Material mit Ausschluss von Weniaminows aleutischer Grammatik und Wörterbuch, die nicht zugänglich waren.

Für den Yumasprachstamm vorzüglich die obengenannte Arbeit Gatschet's, veröffentlicht in dieser Zeitschrift im Jahrgang 1877 und 1878 und sämmtliche in Schoolcraft Indian tribes II, Whipples Pacific Railroad Reports III, Buschmann's Spuren der aztekischen Sprache Band I Seite 510 flg. dem Journal of geographical Society of London vol. XI S. 246—50 und Hervas, Vocabulario polyglotto veröffentlichte Vocabulare dieses Sprachstammes.

Für die Eskimo-Dialecte wurden benutzt die allen Americanisten gleichfalls bekannten Werke: Albert Gallatins: Archaiologia Americana, Gallatins, Hale's Indians of North-West America in Vol. II der Transactions of the American Ethnological Society, Dall's Alaska, Adelungs Mithridates etc.

Ehe die Coincidenzen zwischen dem Aleutischen und den verschiedenen Yumadialecten im genauen Anschluss an Albert S. Gatschet's „Vergleichende Worttafel der Yuma-Dialecte" vorgelegt werden, sei noch bemerkt, dass das aleutische Idiom gleichfalls verwandt ist mit der auf der Vancouver Insel geredeten Nutka-Sprache oder der Sprache der Aht-Stämme, desgleichen mit Shasta, Khwakhamayu und der von Power's in seinem Werke: „The tribes of California", sogenannten Pomo-Familie. Da es hier nur beabsichtigt ist, die Verwandtschaft zwischen dem Aleutischen und dem Yuma-Sprachstamme darzulegen, so genügt wohl vor der Hand diese einfache Andeutung.

I. Verwandtschaft zwischen dem Aleutischen und dem Yuma-Sprachstamme.

Deutsch.	Yuma-Dialect.	Aleutisch.
Weib (mulier).	Mohave: hanya-aga. L.	anhahenak.
	„ thiny' áka. G.	angaginak.
	Kutchan: sinyàck Wh.	anagogenach.
		angagenach.
Knabe.	Cocopa: quanúko.	anek-thok
Mädchen.	Cocopa: quanúka.	angono-lokon = klein.
mein Bruder.	Cocopa: maishawe-unco.	
meine Schwester.	Cocopa: maishawe-unca.	angihn = Schwester.
		uñguχ.
Antlitz. Gesicht.	maricopa: e-dótche.	= Auge im aleutischen: wie in so vielen Indianersprachen.
	kutchan: èdotche.	'daχ. thaik.
		dhac. thak.
Auge.	maricopa: ayedotch.	'daχ. thaik.
	„ adoche.	dhac. thak.
	„ edóche.	
	kutchan: medok.	
	kutchan: êdotche-ido.	

Deutsch.	Yuma-Dialect.	Aleutisch.
Nase.	Cocopa: aho.	anko-zin.
	Mohave: iho. L.	angho-sin.
	„ hihu.! G.	anhozin.
		anγussiχ.
Zunge	Cocopa: inyapatch.	agnak.
	diegueño: anepáilgh. L.	a'gnaχ.
	„ anapaltch. B.	agonoc.
	h'taäm: hhena-pail	ahnak.
	kiliwi: nehhapal.	saste: ehena.
		„ annah.
		„ ahana. ahheh'noo.
Zähne.	Cocapa: iyahui.	keahoo-zen. englische Aussprache
	diegueño: i-yao L.	
	„ iyàou. B.	
Hals.	Cocopa: inilch; enyl.	nutka: iniyutl.
Hals.	mohave: hu-nak. Wh.	aht: win-nayk.
Hals.	cochimi: hatchak.	aleut.: stschoka.
		aht: atsaykuts.
Arm.	h'taäm: shahh.	aleut: tschaa. tschach. tschaχ. tscha.
Hand.	h'taäm: shahh.	aleut.: tscha. tschach. tschaa. chiakh
Finger.	h'taäm: shahh.	„ atchöχ. atchon.
Damen.	tonto: sha-kota. Wh.	aleut.: hootak.
	kiliwi: sal-kūtai.	
Leib, Körper.	tonto: matui.	nutka: oumatle.
	maricopa: ematish.	
	hualapai: mat.	
	kutchan: memata.	
	diegueño: amát.	
Knochen.	maricopa: e-schaques.	kagna.
	diegueño: āk. B.	χagnaχ.
	h'taäm: ok.	kaghna.
	kiliwi: hhak.	saste; ak. oek.
	cochimi hak. G.	
Haar.	mohave: imi. Wh.	aleut.: im-leen, emley.
		„ emlak, emelach, im-lin. emlih.
		„ imlisch, jemlä.
Freund.	maricopa: huego-owéwis.	nutka: huacas.
Bogen.	dieguño: atim. L.	saste: imakidi.
	„ atim.	aleutisch: agidak: Pfeil.
	kiliwi: hhetim.	
Himmel.	hualapai: amayá-a.	aleut.: inkamaguk. = Nebel, Wolken.
	mohave: amaya. L.	Fuca-Strasse: taciu-hamach.
	mohave: ummaya. G.	
	kutchan: ammai, amai.	
	Cocopa: ama.	
Sonne.	maricopa: n'yats. W.	aht: nas.
	kutchan: n'yatch. Wh.	
Mond.	tonto: h'lá.	cf. aleut.: Tag: an-galläk, añgáliχ, angalik.
	tonto: hallá. Wh.	weiss: kolla-lek.
	hualapai: hala-a.	licht: angalk.
	mohave: halya. L.	
	mohave: hal'la. G.	
Tag.	tonto: nasheta.	nutka: naschitl.

Deutsch.	Yuma-Dialecte.	Aleutisch.
Morgen.	maricopa: n'yamank.	cf. aleut.: weiss: ommeleek.
	diegueño: numesab.	weiss: koma-kuk.
		weiss: kumak.
Wind.	maricopa: metahai.	aleut.: matguk.
	hualapai: matahéga.	„ miduχ.
	mohave: mothá L.	„ mathuk.
	mohave: metahaik. G.	
	kutchan: mithav.	
	„ matahha.	
	h'taäm: m't'hha.	
Wind.	kiliwi: hha-äk	aleut.: unalashka: kycheek.
Donner.	diegueño: shulgtá-u. L.	aleut : shuluk-shik.
		aleut.: ssöljuχ; schjuljuch. ssöljuχ.
		aleut.: schuluk schik.
Fluss.	tonto: hahele.	
	kutchan: hawithl; hawil. Wh.	aleut.: hâ-witl: die Ebbe.
	kutchan: hhabil.	
Landsee.	maricopa: han'yotche.	aleut.: hanyak.
	mohave: hányo.	
Baum.	mohave: aha-á. G.	aleut.: yahak.
	diegueño: akhakunau. L.	
Schnee.	cochimi: kanak.	aleut.: kaneek. kanich.
		aleut.: kanneeh. kanek. χanich.
Flügel.	tonto: sha.	aleut.: = Arm, der. tscha. tschach.
Fisch.	tonto: idshi. Wh.	aleut.: koach. (engl. Aussprache).
	mohave: atsi. L.	aleut.: kach.
	mohave: atchi. G.	maka: ooash-taytl: fischen.
	kutchan: atchi. Wh.	nutka: keesapa.
	kutchan: atchī G.	
	diegueño: etchi. B.	
Weiss.	maricopa: hema-il.	aleut.: oomme-leek. koma-kuk.
	mohave: n'yamasába. G.	aleut : χoumaχ. kuñak.
	diegueño: nomoshab. L.	
	kiliwi: umesap.	
klein.	maricopa: ohnocoque. W.	aleut.: angonolokon. aangonolokon.
	kutchan, ono-coque. Wh.	„ añgounagouljuχ.
	kutchan: qunnuk. G.	
1.	diegueño: khink.	Tlaoquatch: tzank.
	diegueño: shen.	
	h'taäm: shin.	
Fleisch essen.	mohave: athó. L.	aleut.: kada.
Trinken.	mohave: ithïo. Wh.	aleut.: idhootsia.
	mohave: akha-thim.	„ anogata, taang-ata.
		„ tãñgagta: taangatha (ist wasser in der ersten Silbe des Wortes enthalten)
sprechen, reden.	tonto: kuaue.	Tlaoquath: aukoak.
	„ ikuavi. Wh.	
	hualapai: kvauk.	
sehen.	maricopa: eyũuk.	aleut.: okok-thakon: das Gesicht.
	hualapai: akhamuk.	
	kutchan: o-úk. Wh.	
kommen.	hualapai: yu-uk.	Tlaoqaatch: tchooqua.
Zauberer.	Chwachamayu: koó.	Aleut.: koohok.

Geht wohl schon aus diesen Vergleichungen zwischen den Yumadialecten und dem aleutischen und den mit diesem letzteren Idiome verwandten Sprachen die nahe Verwandtschaft beider Sprachtypen mit unleugbarer Gewissheit und Sicherheit hervor, so wird man in dieser Ueberzeugung noch um so mehr bestärkt, wenn man findet, dass auch in den Yumasprachen ein nicht unbeträchtlicher Bestandtheil eskimoschen Sprachgutes vorhanden ist. Der Beweis hierfür soll nun im II. Theile geführt werden.

II.

Bevor man dazu übergeht, die Coincidenzen zwischen dem Yuma- und Eskimo-Sprachstamm nachzuweisen, sei die Vorbemerkung gestattet, dass dieses Idiom mit dem Chinuk, dem Kutani oder Flatbow, dem Calapuia eine ganze Reihe von Worten gemein hat. Dies hier nachzuweisen, dürfte unnöthig sein, da es sich nur um die Hauptsache handelt, die Verwandtschaftsbeziehungen zwischen Eskimo und Yuma darzulegen. Auch hier folgen die Vergleichungen im genauen Anschluss an die vergleichende Worttafel der Yuma-Dialecte von Gatschet.

Deutsch.	**Yuma-Dialecte.**	**Eskimodialecte und verwandte Sprachen.**
Weib (mulier).	tonto: make.	Calapuia: pum-maike.
Knabe.	tonto: h'mé.	Calapuia: amuü: jung.
	„ himi. Wh.	
	mohave: humara, humar. L.	
	kutchan: hhomara. G.	
	h'taäm: hūme.	
Knabe.	mohave: ekinya G.	Ekogmut: ignyakuk = Sohn.
Weib.	mohave: hanya-aga. L.	Ekogmut: okhának.
	„ thiny'áka. G.	Mahlemut: okanok.
	kutchan: sīnyàck. Wh.	Chugachimut: áganak.
Mädchen.	Cocopa: quanúka.	Kadiack: aghanok = Jungfrau.
mein Bruder.	tonto: ha-uákui. Wh.	Kadiack: avaga-toga = Sohn.
Kopf.	maricopa: tchuks-tchassese.	Watlala: ukuçςu = Haar. Dass in vielen Indianersprachen für Kopf und Haar ein und die nämliche Bezeichnung vorhanden ist, ist allen amerikanischen Linguisten eine wohlbekannte Thatsache. cf. Kuskutchewak = uksiu. Kwigpak.
	mohave: thuksa. L.	
	mohave: tchūksa. G.	
	kutchan: tchūkūsa. G.	
Kopfhaar.	hualapai: ko-au.	Kitunaha: aqo-klam.
Antlitz, Gesicht.	hualapai: yu-u.	Labrador Eskimo: iye. eye.
	cocopa: i-uahó.	Northumberland: éye.
	h'taäm: ye-ū.	
Stirne.	diegueño; akhualkh.	Eskimo = Auge, wie in vielen Indianersprachen.
		Labrador Eskimo: keuk. kauk.
Auge.	tonto: yu.	Labrador Eskimo: iye.
	hualapai: yuu.	Hudsons Bay: aiiga.
	cocopa: ihu, agu.	Kadiak: iik.

Deutsch.	Yuma-Dialecte.	Eskimodialecte und verwandte Sprachen.
	diegueño: hiyé-u. L.	ekogmut: eekhka.
	diegueño: yio-u. B.	Northumberland: eye.
	h'taãm: ye-ū.	kitunaha: ako-klèχl.
	Kiliwi: ayu.	lower chinuk: siakhos.
Nase.	mohave: ihu. L.	kitunaha: akunikak.
	mohave: hiho. G.	kadiack: kinaga.
	cocopa: aho.	Echeloots: igitç.
	diegueño: khu. L.	
	„ h'ho. B.	
	h'taãm: hho.	
Bart.	maricopa: yebomits.	Kotzebu's Sund: oomich.
	cocopa: ilamyss.	Hudsons Bay: umitki.
Hals.	tonto: yebuka.	calapuia: mámböki.
	maricopa: mipokish.	
	hualapai: ipuk.	
	diegueño: ipuk. L.	
	„ ipo-uk. B.	
Brust.	diegueño: itchikh.	kadiac: tschekiähat.
Knochen.	maricopa: eschaques.	watlala: eqótço.
	diegueño: ak.	chwachamayu: igja.
	kiliwi: hhak.	Telame: ejacô.
		Kotzebue Sund: oaeeyak.
Herz.	tonto: ihuaya.	San Antonio: aahuu.
	hualapai: yuvaya.	
Herz.	mohave: hiw akoya-oya.	Saste: hiwasori.
Ansiedlung, Dorf.	tonto: uame-yuva. Wh.	Calapuia: suihámih.
		Lower Chinuk: ili-kham.
		Saste: oma = Haus.
		San Antonio: tra-amah.
Freund.	diegueño: kunyuai. L.	Aleut: kinoghtaka.
	„ kunehuaia. Sc.	Nuniwoken: kunukaka.
Haus.	kutchan: nya.	Nuniwoken: na.
	diegueño: iniju-a. L.	Kwigpak: yna = Sommerwohnung.
		Kaviagmut: innuh = Winterhaus.
Pfeil.	cochimi: kata.	Chugachimut: h'hūt.
		Ekogmut: khot.
		Aleut.: ahathak.
Messer.	tonto: akvá.	saste: akhwa = Eisen.
	hualapai: kva-a.	watlala: kewéoke. kewéoqe.
	mohave: akhkvue. L.	lowe chinuk; ekewékkhe.
	mohave: ákwe.	Eskimodialecte: tshawek. shawik.
Tabakspfeife.	cocopa: noquain.	Kotzebue Sund: nukkak.
Himmel.	hualapai: amayá-a.	kadiac: amähgalok = Nebel.
	mohave: amaya. L.	Chugachimut: amigliuk = Himmel.
	mohave: ummáya. G.	Chinuk: kumma-taz = Luft.
	kutchan: ammai.	Calapuia: amiank.
	cocopa: ama.	
Sonne.	tonto: nyã.	Eskimo, Kotzebues Sund: náiya.
	hualapai: inyá-a.	Hudsons Bay: náiya.
	mohave; unyá. L.	Labrador Eskimo: naiia.
	mohave: ūnya. G.	
	kutchan: hhnya. G.	

Deutsch.	Yuma-Dialecte.	Eskimodialecte und verwandte Sprachen.
	diegueño: inya. L.	
	„ nya. B	
	h'taäm: nya.	
Sonne.	cocopa: inugh.	Kotzebue Sund: ighnuk = Feuer.
		„ „ ighnik.
		Grönland: ingnek. etc.
		tschuktschi: aunak.
Tag.	mohave: unyá. G.	cf. Sonne.
	diegueño: inyá.	
Nacht.	cocopa. nuatch.	Hudsons Bay: unuak.
		Kuskutchawak: unuk. etc.
Blitz.	tonto: votabe.	watlala: wáto tχl.
Regen.	diegueño: ikvui. L.	calapuia: ukwii. newittee. tshäuk=Wasser.
		lower chinuk: tkhl-tsokwa = Wasser etc.
Schnee.	diegueño: alúp. B. kutchan: halup.	calepuia: alupaik.
Schnee.	cochimi: kanak.	Chuklukmut: kanig.
		Kaviagmut: kanik-tak.
		Hudsons Bay: kanniak-pok = es schneit.
Feuer.	hualapai: tuga.	Newittee: adak.
Feuer.	cocopa: ahi.	kitunaha: akinakoko.
Wasser.	mohave: akha. L.	Calapuia: 'mpahke. Tschugazi: mmak.
	mohave: akh'ka. G.	Eskimodialecte: imak, immek. immik,
	diegueño: akha. L.	muk.
Eis.	kutchan: shokine. Wh.	kadiack: tschiguh.
	h'taäm: shuquir.	Kuskwógmut: chiko.
		Unaligmut: séko.
Erde.	mohave: amata. L.	kitunaha: amak.
	„ ammata G.	
Erde.	cochimi: akug.	aleutisch (atkhan): chegak.
Berg, Hügel.	diegueño: umatete = Fels, oben.	kadiack; jamakch = Stein.
	h'taäm: quomai.	kadiack: yamak.
Insel.	mohave: kható.	Nushergagmut: kightak
	diegueño: kható.	Mahlemut: kikhtuk.
		Kaviagmut: kikhtak.
		Chukluckmut: ketchet.
		Kadiack: kightak.
Eisen.	siehe Messer.	
Holz.	mohave: a-i L.	Hudsons Bay: kaiyu.
	mohave: aha-á.	„ kaiyu.
	cocopa: iya.	Kotzebue's Sund; keiyu.
Blatt Laub.	tonto: vila-shoa.	Kadiack: pelu. (engl. Aussprache.)
	cocopa: howilu.	
Baumrinde.	cohimi: yami.	Hudsons Bay: amia = Haut, Fell.
Fleisch.	maricopa: emákis.	kadiac: kamok
		calapuia: ömhók Chugachimut: kumik.
Fleisch.	mohave: ithók.	kitunaha: akot-lak.
	cocopa: akwaitch.	kitunaha; ahcootlack.
	h'taäm: quok.	
	kiliwi: ahhok.	
Hand.	tonto: tsata.	kitunaha: χaatχtlsin.
	hualapai; akhat.	watlala: qotqot. kiutan. qóutqóut.
	diegueño: khat.	Clatsop: kl-kotko.

Deutsch.	Yuma-Dialecte.	Eskimo-Dialecte und verwandte Sprachen.
Fuchs.	tonto: kogoda. Wh	Kotzebue's Sund: kioktoot
	mohave: gogo. L.	
Hirsch, Reh	tonto: kvoaki.	aleut.: it-hayok.
	hualapai: agoaga.	„ it-kayech = Rennthier.
Hase.	tonto: akolá.	Hudsons Bay: ukalik.
	„ kulá.	Kotzebue's Sund: quelluk.
	hualapai: gula.	Telame: côl.
Pferd.	tonto: khata	chinuk: kuetan.
	mohave: ahát. L.	calapuia: kuetan.
	kutchan: ahhat.	
Schlange.	tonto: illui, illo-ui. Wh.	Kotzebue Sund: malli-gooiak. (?)
	hualapai: aluy'e.	
weiss.	maricopa: hema-al.	kalapuya: kommoú.
	kiliwi: umesap.	Labrador Eskimo: kauma-wok = es ist hell, glänzend, licht.
schwarz.	hualapai: niágh.	Labrador Eskimo: unuak = Nacht.
roth.	hualapai: kokhoát.	Labrador Eskimo: auk, aggut = Blut.
	mohave. agho-athum.	kadiack, kajuhk = Blut.
		Kotzebue Sund; aook = Blut.
jung.	maricopa: homarsh.	calapuia: amúü.
	hualapai: hemé-iga.	
klein.	maricopa: ohnocoque, W	kadiack: tanoghak = Knabe.
		chinuk: tanasse = Kind.
du.	tonto: ma-a.	calapuia: máha, mah.
	hualapai: ma-a.	
ja.	maricopa: eh.	Norton Sund: eh.
	mohave: ẽ. é.	
4.	maricopa: tchumpap .	Kuskwogmut: t'chamik.
	mohave: tchaimpapk	Kuskutchewak: tchamik.
10.	maricopa: shahoque.	aleut.: hasuk.
	kutchan: sahhuk. W.	aleut. : asik.
	,, sauhük.	„ assach. at'uk.
	cocopa: sah'hoke.	„ hasc.
	diegueño: shahok.	„ gasuk.
		„ hasuk.
essen.	maricopa: má-om.	Hudsons Bay: tamooa-woke.
	kutchan: hamow. G.	aht: hâoom = Nahrung.
	cocopa: ahma	ekogmut: tama-luk.
	kiliwi: tmá.	Chinuk: mucamuc.
tanzen.	tonto: mima. W.	Hudsons Bay: momek-pok.
	mohave: imuk. G.	
	kutchan: memak. G.	
schlafen.	kutchan: asiniah.	Hudsons Bay: sinik-pok.
		„ seenik-poke.
sprechen, reden.	Tonto: kuaue.	Hudsons Bay: okak-poke.
	,, ikuavi. Wh.	Mahlemut: okok-tuk. cf. Zunge in Eskimo.
	Hualapi: kvauk.	
	Mohave: tchakoark.	
tödten.	Hualapai: tokvánaga.	Hudsons Bay; toku-pok.
		„ tokoo-poke.
sitzen.	maricopa: nacóm.	Ekogmut: akūm.
	mohave: inak.	Unaligmut: akómi.

Deutsch.	Yuma-Dialecte.	Eskimo-Dialecte und verwandte Sprachen.
	diegueño: enúk. L	
	„ nok. B.	
gehen.	tonto: hánû.	Hudsons-Bay: anni.
stehlen.	hualapai: ti-ituk.	Ekogmut: tigaliktuk.
		Kaviagmut: iktigalik.

Ausser diesen mögen noch folgende andere Aehnlichkeiten aufgeführt werden.

Licht.	mohave: enyaik (ényaik). Wh.	Tschuktschi: annak = Feuer.
		Kadiak: nock = Feuer.
		Kuskutchewak: knuik.
Singen.	mohave: imak.	Hudsons Bay: imniek-pok.
Osten.	mohave: aniá-ak. L.	Hudsons-Bcy: niyak.
Rabe, Krähe.	mohave: agá-agá. L.	Aleut.: aga-juk =Seerabe.
		Kadj: aga-schok = „
		Tschugazzen: aga-juk= „
Nadel.	mohave: aúga. L.	Kwigpak: tschikuk.
Gans.	mohave: niago-e. L.	Kadiack: nachklaüt.
		Kwigpak: nyklyk.
husten.	mohave: ó-otchk. L.	Kwigpak: kusgju.
		Tschuagmjuten: kusg-u.
Melonen verzehren.	mohave: tchakao. L.	Newittee: khaoku = essen.
		Aleut.: χakouχiñg.
		saste: itskuk.
Thier.	cochimi: tendà. H.	Kadiack: toondoo = Rennthier.
		Eskimo: Kwizpak: tuntut = Hirsch.
		Tschuagmjuten: tuntuk = Hirsch etc.
weiss.	cochimi; gala. H.	Aleut.: kolla-lek.
sehr hoher Berg.	cochimi; kaikang G.	Eskimo: kakkak = Berg.
		Cathlascon: kakam.
gross.	cochimi; caoko-o. G.	Tschuktschi: kaaguk.
sie lieben.	cochimi; känogodoño. H.	Aleut.: kanuk = Herz.
	diegueño; kunguai.	Kadiac: kanok = Herz.
		Tschuagmjut: kunakaga = Liebe.
		Nuniwoken: kunakaka = Freund.
Bär.	hualapai: nagoa.	Kotzebue's Sund: tsunak.
	tonto: nakatya.	
	„ nogudia.	
Wolke.	mohave: nuhávuk.	Grönländisch: núja.
		Labrador Eskimo: nuvuia.

Genügten diese Beweise nicht, um die Verwandtschaft der Yumavölker mit den Bewohnern der Fuchs und Andreanowskischen Inseln im Behringsmeere und dem Eskimosprachstamme zu erklären, so können aus der von Stephan Powers sogenannten Pomo-Familie (zu dieser Sprachgruppe rechnet dieser Gelehrte: 1) Pomo, 2) Gallinomero, 3) Yokaía, 4) Batemdakaii, 5) Chauishek, 6) Yukai, 7) Kulanapo, 8) H'hana, 9) Vanaambakiia, 10) Kábinapek und 11) Chwachamaju, alle diese 11 Stämme sind enge und nahe mit dem Yumasprachstamme verwandt, wie ein einfacher Blick in die von dem genannten Forscher in seinem Werke: „The tribes of California 4.

Washington 1877 Seite 491—517 veröffentlichten Vocabulare zeigt) viele Beispiele beigebracht werden, um die These zu einer unwiderleglichen zu machen. Nur einige wenige mögen angeführt werden.

Holz.	kulanapo: kaih. kaikh.	Hudsons Bay: keiyu.
Hund.	kulenopo: haiuh, haiuu.	Aleut.: aykok, uikuk.
Eisen:	kulanapo; kamah.	Aleut.: kom-legu.
Himmel.	kulanapo: khalih, khalikh	Hudsons Bay: kailak.
5.	kulenapo: léma.	Kadiack: ta-liman. talimik.
Salz.	Venaambakiia: takhu.	Kadiack: tajauck.
		Aleut.: attaguhk etc.

Ebenso liefert das Shasta, das gleichfalls in enger Beziehung zum Yumasprachstamme steht, eine Reihe ganz interessanter Wörter z, B.

Stirne.	shaste: oonahk'.	Aleut.: tannikk.
Hals.	saste: hukaka-iruma.	Aleut.: oouk
	Shaste: ihkohk.	Ekogmut: wee-akúk.
	Shasta: ikook.	
Blut.	saste: ime.	aleut.: amak.
Pfeil.	saste: akidi.	
	Shasto: ahkith.	aleut.: agidak.
	shastika: a'chet.	
Feuer.	saste: imá	calapuia: hamméih. hámai.
	shastika: im'mah.	Labrador Eskimo: ik-kuma.
Rinde.	saste: itska.	aleut.: katschka = Haut. etc.

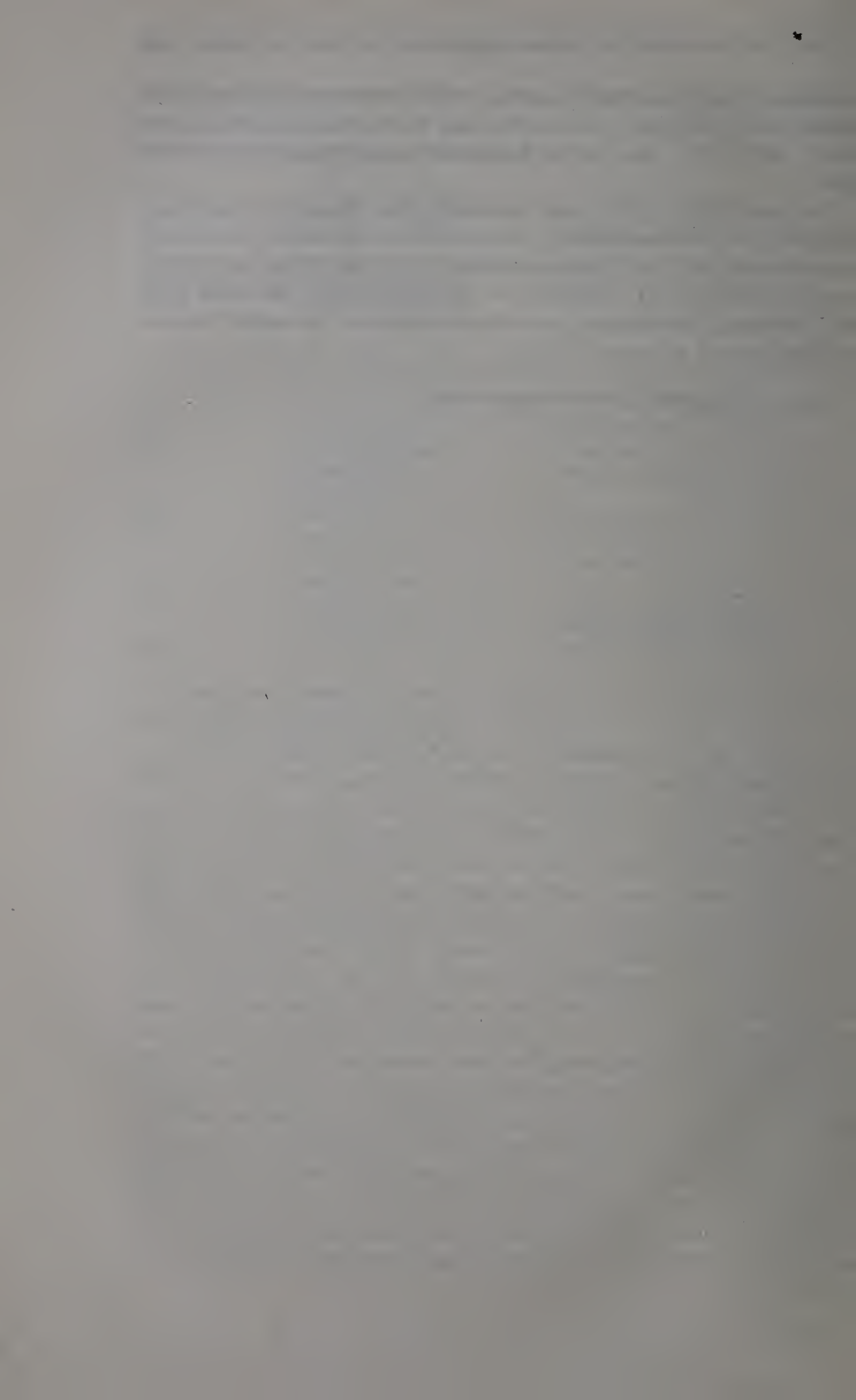
Auch in Chimariko (Powers, Seite 475—477) finden wir viele mit Yuma genau verwandte Worte.

Welch wichtige Folgen sich an diese Thatsache, wenn sie richtig ist — woran ich keinen Augenblick zweifle — knüpfen, sowohl für die amerikanische Linguistik als auch für die Wanderung der einzelnen Horden aus dem Norden nach dem Süden, ist unnöthig, weiter anzuführen. So manche Hypothese über die Eskimos, dass sie eine ganz eigene abgeschlossene Race seien, dass sie mit den Indianern Nichts gemein hätten, wird damit hinfällig. Nicht minder ist das Factum von Interesse für die Wanderung der Indianerstämme. Wurde schon durch die Entdeckung der Verwandtschaft des Apache mit dem Tinne ein ungeahntes Licht über die Lüge dieser wilden Stämme verbreitet, so wäre dies, falls das in Frage stehende Factum als begründet anerkannt würde, noch in weit höherem Grade der Fall, weil dadurch der Beweis, dass die Urbevölkerung Amerikas aus Asien stammt, wenigstens für einen Sprachstamm erbracht wäre, da bekanntlich die Tschuktschen am Tschuktschen Vorgebirge und am Anadyr die Eskimosprache reden. Die Hoffnung, welche Herr Gatschet am Schlusse seines Analytical Report upon Indian Dialects, spoken in Southern California, Nevada, an the lower Colorado River (8. Washington 1876) ausgesprochen hat: „I conclude this brief notice on the eleven idioms studied in 1875 by Dr. Oscar Loew with the remark that, when his collection of words and

sentences shall have appeared in print, carefull comparative studies of their contents will undoubtely throw more light on the origin . . of these languages" würde sich also für die Yumadialecte einigermassen rasch erfüllt haben.

Ich kann diesen Artikel nicht schliessen, ohne Herrn Dr. Oscar Loew in München für die Freundlichkeit, mit welcher er dem Verfasser Gatschets Separatabdruck über den Yumasprachstamm, sowie das Werk von Stephan Powers „The tribes of California" zur Verfügung stellte, mit deren Hülfe seine bisherigen Vermuthungen erst zu unumstösslicher Gewissheit wurden, herzlichst gedankt zu haben.

Oppau (Rheinpfalz) am 18. August 1878.



Steininstrumente im nördlichen und östlichen Sibirien.

Von

Albin Kohn.

Die Erforschung Sibiriens in archäologischer Hinsicht soll jedenfalls erst beginnen; bis jetzt hat man sich mit einzelnen, wenigen Mittheilungen über zufällige Funde begnügt. Mir selbst sind nur eine kurze Notiz über alterthümliche Funde im Barguter Kreise jenseits des Baikalsees, einige kurze Notizen über Funde im Minusinsker Kreise und ein Artikel Erman's „Ueber zwei auf Kamtschatka und Ochotzk gefundene Antiquitäten" (im „Archiv für wissenschaftliche Kunde von Russland", 1845, Band V, S. 399—404, Taf. II) bekannt geworden. In neuester Zeit veröffentlicht endlich Herr N. Popow in den: Извѣстія восточно-сибирскаго отдѣла императорскаго русскаго географическаго общества" (Mittheilungen der ostsibirischen Abtheilung der kaiserl. russischen geographischen Gesellschaft) Th. IX, Nr. 1—2 für Mai 1878 einen Artikel, der einiges Licht auf die Vorzeit des ungeheuren, „Sibirien" genannten Landstriches wirft, und den ich im Folgenden theilweise wiederhole.

Zur Zeit der Unterwerfung Nordostsibiriens im 17. Jahrhundert kannten nur die Jakuten die Bearbeitung des Eisens. Nach den in Archiven erhaltenen Zeugnissen hat die Production von eisernen Geräthschaften bei ihnen bereits eine sehr hohe Stufe erreicht, denn sie verfertigten nicht nur die unumgänglich nothwendigen Waffen, wie Messer, Beile, Lanzen, Pfeile und Streitäxte, sondern auch „Kujaks" (d. h. lederne Panzer, welche mit kleinen eisernen Platten benäht waren), Helme etc. Von den Jakuten lernten ihre nächsten Nachbarn, die Lamuten und Tungusen, den Gebrauch des Eisens kennen. So heisst es in der Mittheilung des Unterbeamten Sjemjen Jepischew (1652) an den Wojewoden von Jakutsk, Dimitr Franzbek: „Wir gelangten übers Meer an die Mündung des Flusses Ochota, als sich dort eben zahlreiche Tungusenfamilien, an tausend und

mehr befanden, die uns gewappnet und bewaffnet mit Bogen und Lanzen und mit „Kujaks“ und Helmen aus Eisen und Knochen empfingen, uns in die Ochota nicht hineinlassen und uns schlagen wollten.“

Zur Zahl der Beweise, dass den Jakuten die Bearbeitung und die Verwendung des Eisens bekannt gewesen ist, dient auch die unter den Archäologen verbreitete Ansicht, dass sie aus einer höher cultivirten Gegend, namentlich aus der Gegend des Baikalsees, oder gar aus Centralasien nach dem nördlichen Sibirien gekommen sind, dort aber mussten sie mit Volksstämmen, wie die Chagasen, Kidanen, Tschurtschenen und Mongolen in Berührung gekommen sein. Ihre Uebersiedelung fällt übrigens in eine nicht zu entlegene Periode.[1])

Die andern Völker und Volksstämmchen des nördlichen Sibiriens, welche von der übrigen Welt durch unermessliche Schneewüsten und die Tundren (unübersehbare Moräste) abgeschnitten waren, blieben ohne Verkehr mit civilisirteren Völkern und lediglich auf sich angewiesen. Sie wurden von den Russen überrascht, als sie sich noch in ihrer Steinzeit befanden. Messer und keilförmige Beile aus Stein, Lanzen- und Pfeilspitzen aus Feuerstein und Knochen, Angelhaken aus Zähnen des Walrosses und aus Fischgräten, Nadeln aus Zobelknochen, Sicheln zum Schneiden von Gras und Sträuchern aus geschärften Schulterblättern u. dergl. waren die einzigen Waffen und Geräthe, zu deren Anfertigung sie sich emporgeschwungen haben. Solche Waffen wurden auch im 17. Jahrhundert von den Russen bei den Kamtschadalen in Kamtschatka[2]), bei den Omoken, Chodynzen und Tschuwanzen im Gebiete der unteren Kolyma[3]), bei den Bewohnern der Inseln im nördlichen Eismeere[4]) sogar noch im 18. Jahrhundert vorgefunden. Wenn man bei diesen Volksstämmen auch irgend welche eiserne Gegenstände vorgefunden hat, so kann doch mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden, dass sie nur zufällig zu ihnen gelangt sind, z. B. durch japanische Schiffe, welche an den Küsten Schiffbruch gelitten haben. So

---

1) Wrangel sagt, dass er in der „Sulyi Etar“ (Pferdetrift) einen 82jährigen, noch sehr rüstigen Jakuten kennen gelernt habe, welcher der russischen Sprache ganz mächtig und in seiner Art gebildet war. Dieser Greis beklagte die jetzige Unwissenheit seiner Landsleute, welche früher sogar Schriftzeichen gekannt haben sollen, und den sittlichen Verfall. Er behauptete, dass die Jakuten aus dem fernen Süden hier eingewandert seien, worauf die Volkssage, in welcher von Gold und Edelsteinen, Löwen und Tigern die Rede ist, hinweist. Vor ihnen hätten schon die zum Theil ausgestorbenen Shelagen, Tungusen und Jukaghiren im Jakutenlande ihre Wohnsitze gehabt, aber nichts für die Cultur gethan. Den Jakuten soll das Verdienst gebühren, in die unwirthlichen Gegenden Viehzucht und allerlei landwirthschaftliche Industrie eingeführt zu haben.

2) Krascheninnikow: Beschreibung des Landes von Kamtschatka, Petersb., 1755, Th. II, S. 31 - 32.

3) Argentow: Reisenotizen, (in den Mittheilungen der sib. Abth.), 1858, Heft IV, S. 9.

4) Neue nordische Beiträge von Pallas. Bd. I, S. 312 (Erläuterungen über die im östlichen Oceane zwischen Sibirien und Amerika geschehenen Entdeckungen).

erklärt namentlich Krascheninnikow das Vorhandensein eiserner Gegenstände bei den Kamtschadalen, ehe die Russen von der Halbinseln Besitz ergriffen hatten.

Dies ist auch höchst wahrscheinlich; denn nach Pallas fand man auf der Insel Tschignut in der Nähe von Aljaska im 18. Jahrhundert, als die Russen dort das erste Mal hinkamen, noch die Ueberreste eines von den Wellen auf's Land geworfenen zweimastigen, wahrscheinlich japanischen Schiffes. Auf welchem Wege aber die eisernen Gegenstände zu den Bewohnern des fernen Nordens gelangt sein mögen, mag wohl gleichgültig sein; so viel steht fest, dass sie nicht örtlichen Fabrikats gewesen sind und deshalb auch nicht dafür zeugen können, dass ihre Besitzer die Bearbeitung des Eisens gekannt haben. Sie kannten nicht einmal die Bearbeitung des Kupfers, das man in den von ihnen bewohnten Gegenden in Ueberfluss findet. Nach Krascheninnikow haben die Tschuktschen, Kamtschadalen und die Bewohnern der nördlichen Inseln, schon lange nachdem die Russen nach den nördlichen Gegenden Sibiriens Eisen eingeführt hatten, es nicht verstanden, es im glühenden Zustande zu bearbeiten, sondern es nur kalt, auf und mit Steinen umgearbeitet.

Durch die Berührung mit den Russen lernten die unterworfenen Volksstämme das Eisen kennen und seine Verwendung breitete sich sehr schnell unter ihnen aus. Die Vorzüge der Waffen aus diesem Metall vor den selbstgefertigten steinernen und knöchernen waren in die Augen springend. Nicht ohne Grund bemerkt Kraschaninnikow, dass die Kamtschadalen zur Anfertigung einer Krippe, d. h. eines sog. Einbaums, mit ihren steinernen, keilförmigen Beilen mindestens ein Jahr, zur Anfertigung eines Bootes aber drei Jahre gebraucht haben, weshalb auch grösse Boote und Einbäume Gegenstände der grössten Bewunderung waren, mit denen jeder Inselbewohner sich vor seinen Nachbarn wie mit einem höchst seltenen Gegenstande brüstete. Es ist ja möglich, dass in dieser Angabe einige Uebertreibung liegt, immerhin ist sie der Wahrheit sehr nahe.

Es ist wohl erklärlich, weshalb den Bewohnern des hohen Nordens nach dem Branntwein und Tabak das Eisen ein höchst wichtiges Bedürfniss geworden ist. Mit ihm kommt ja zum neuen Unterthanen des russischen Caren der Kosak, welcher den Jassak beitreibt, der Kaufmann und der Missionar. „Gross ist der russische Gott“, sagen sie, indem sie ihnen die nie gesehenen Aexte und Messer zeigen, „vergleicht eure steinernen Waffen mit den eisernen und glaubt!“ Die Wilden verglichen, bewunderten, glaubten und — unterwarfen sich.

Bei ihren Verbindungen mit den Russen haben sie nichts so gern gekauft und eingetauscht wie eiserne Gegenstände; goldene und silberne Sachen hatten in ihren Augen gar keinen Werth. In ihren Berichten über die Jukaghiren an der Indigirka sagen beispielsweise die Wojewoden:

„ausser одекую[1]) und Eisen kaufen sie keine andern Waaren“. Die Russen benutzten auch diese Neigung der Halbwilden und verkauften ihnen mit bedeutendem Vortheil die ihnen unentbehrlichsten Gegenstände, wie Messer, Aexte, Lanzen, Streitäxte etc., und nahmen z. B. für ein Messer ein sehr gutes Zobelfell. Nach dem Zeugnisse Krascheninnikow's (1737—43) wurde von den Kamtschadalen auch das geringste Stückchen Eisen nicht weggeworfen; auch aus ihm verstanden sie es noch, einen ihnen nützlichen Gegenstand zu verfertigen. Selbst eine Nadel, deren Oehr abgebrochen war, reparirten sie noch. Zu diesem Behufe wurde das Oehrende etwas breit geklopft und mit einer anderen Nadel ein Loch durchgeschlagen. Dies wurde so oft wiederholt, wie es überhaupt möglich war.

Von den Tschuktschen, einem unruhigen und kriegerischen Stamme, dem nach einem Verbote des Wojewoden kein Russe Waffen oder sonstige eiserne Gegenstände verkaufen durfte, sagt derselbe Krascheninnikow, dass sie dermassen auf Eisen erpicht waren, dass sie um hohe Preise eiserne Kessel und andere gleichgiltige eiserne Gegenstände kauften, aus denen sie dann mit grosser Mühe mit Hülfe von Steinen Messer, Lanzen, Pfeile etc. machten. Wenn man einerseits die starke Neigung der Volksstämme Nordsibiriens, ihre steinernen und knöchernen Waffen und Gebrauchsgegenstände durch eiserne zu ersetzen, andererseits aber auch die Neigung der Russen erwägt, ihnen solche mit grossem Gewinne zu liefern, wird man sich auch nicht wundern, dass bei den Stämmen, welche in der Nähe russischer Ansiedelungen hausten, wie z. B. bei den Kamtschadalen, beim Beginn des 19. Jahrhunderts das Eisen bereits Stein und Knochen aus dem Gebrauche verdrängt hatte, so dass diese Volksstämme sich sogar nicht mehr erinnern, dass sich ihre Väter noch vor Kurzem steinerner und knöcherner Geräthe und Waffen bedient haben. Deshalb ist es auch, um den verhältnissmässig schnellen Uebergang dieser Völker aus der Stein- in die Eisenperiode zu erklären, nicht nothwendig, wie Erman (1828 — 30) will, anzunehmen, dass dies die Folge eines regelmässigen Handels mit den Japanesen sei, denn hierzu reichte schon eine zweihundertjährige fast ununterbrochene Berührung der Kamtschadalen mit den Russen hin. Wenn schon zur Zeit Krascheninnikow's, nachdem Kamtschatka erst seit hundert Jahren dem russischen Reiche einverleibt gewesen, der Gebrauch des Eisens unter den Kamtschadalen sehr verbreitet gewesen ist, braucht man sich wohl nicht zu wundern, dass zur Zeit Erman's, also fast hundert Jahre später, das Eisen völlig steinerne und knöcherne Geräthe und Waffen verdrängt hat, so dass selbst die Erinnerung an sie verschwunden ist. Krascheninnikow lässt noch den Handel zwischen den Japanesen und den Bewohnern der Kurilischen Inseln zu, von wo er selbst einen japanischen Säbel, ein lackirtes Tablett und silberne Ohrringe erhalten hat. Diese Gegenstände sind zwar aus Japan

1) Soll wohl heissen одеждою (Kleidung, vielleicht Tuch zur Kleidung); das im Texte angeführte „Odjekuju“ lautende Wort ist wohl nur ein Schreibfehler.

zu den Kurilen gekommen, jedoch gewiss auch erst kurze Zeit vor der Ankunft der Russen auf den Kurilischen Inseln. Alterthümliche Handelsverbindungen zwischen Japan und Kamtschatka, welches letztere den Japanesen unbekannt gewesen ist und von den Japanischen Inseln entfernt liegt, scheinen nach Obigem nicht bestanden zu haben.

Wenn bei den Kamtschadalen, ja sogar bei den Aleuten, welche beständig in engeren Verbindungen mit den Russen stehen und deshalb russificirt sind, das Eisen im Laufe der Zeit den Gebrauch steinerner und knöcherner Geräthe und Waffen gänzlich verdrängt hat, so kann man dies durchaus nicht von andern Bewohnern des nördlichen Sibiriens behaupten. Noch bis heutigen Tages giebt es im fernen und unermesslichen Norden Gegenden, in denen das Eisen gänzlich unbekannt oder nur in sehr geringem Masse im Gebrauch ist, wo also der Gebrauch steinerner und knöcherner, — ja hauptsächlich hölzerner — Gegenstände noch jetzt in voller Blüthe sein muss. Aber das Eisen ist auch wegen seines hohen Preises nicht für Jedermann zugänglich; selbst bei den Kamtschadalen wurde, nach dem Zeugnisse Krascheninnikow's, derjenige für reich und glücklich gehalten, dem es gelungen ist, sich ein Messer oder gar ein Beil zu verschaffen. Man kann ohne Uebertreibung sagen, dass im äussersten Norden die Periode des Steins noch heute existirt. Bekannt ist übrigens, dass bei den Volksstämmen, welche die Inseln zwischen Sibirien und Amerika bewohnen, noch ganz am Ende des vorigen Jahrhunderts Stein und Knochen im Gebrauch waren. Bekannt ist auch, dass in der einst von den Schelagen bewohnten Gegenden, am Cap Schelag und am Tschaunbusen, nur Stein- und Knochengeräthe gefunden worden sind, als die Jukaghiren und Renthiertschuktschen am Ende des vorigen Jahrhunderts jenen Volksstamm durch verschiedene Bedrückungen gezwungen hatten, nach Amerika auszuwandern. Der Begleiter Hedenström's, Sannikow, hat im Jahre 1809 auf der wüsten Insel Fadejew einen jukaghirischen Schlitten und auf diesem einen bearbeiteten Knochen gefunden, der so eingerichtet war, dass an ihm ein dünner, scharfer Stein befestigt werden konnte. Ein solches Instrument, das die Jukaghiren „Angandschi" nennen, dient ihnen zum Abschaben der Haare von den Rennthierfellen. Derselbe Sannikow hat auf Neu-Sibirien ein Stück Mammuthknochen gefunden, das nach Art der Tschuktscher keilförmigen Beile bearbeitet war. Von den jetzigen, auf dem Festlande angesiedelten Jukaghiren konnte dies Instrument nicht herstammen, denn diese besuchen, nach ihrer eigenen Aussage, niemals die Inseln im Eismeere, ja sie nähern sich der Küste nur, um Holz zu holen. Ausserdem aber brauchen sie keine steinernen und knöchernen Beile und Messer, da sie seit lange von den Russen mit eisernen versorgt werden.

In Ustjansk und an der Indigirka wurde Hedenström und seinen Begleitern die Tradition mitgetheilt, dass vor 150 Jahren Jukaghiren des Festlandes sich wegen der damals grassirenden Pocken auf die Inseln geflüch-

tet haben; die oben erwähnten steinernen und knöchernen Instrumente mögen also wohl von diesen Ansiedlern herstammen. Da gegen Ende des 18. und im Anfange des 19. Jahrhunderts die Inseln Fadejew und Neu-Sibirien unbewohnt gefunden worden sind, kann wohl angenommen werden, dass jene Jukaghiren später nach andern Inseln des Eismeers oder auf's feste Land übergesiedelt sind. Nach dem Zeugnisse Hedenström's sieht man nördlich von der Fadejew-, und nordwestlich von der Kostel-Insel Gebirge anderer Inseln. —

Nach dem Zeugnisse des Dr. Kiber[1]) bedienten sich die Tschuktschen noch zu seiner Zeit (1823) steinerne Beile und Walrosszähne als Brechstangen zum Aufeisen der Flüsse, und noch heute findet man bei ihnen neben Eisen auch Stein und Knochen im Gebrauche.

Ich darf wohl, ehe ich zu meiner Mittheilung über die Funde übergehe, aus Autopsie bemerken, dass auch die Ostjaken heute noch in der Uebergangsperiode vom Stein zum Eisen leben. Sie kennen zwar das Eisen und bedienen sich seiner, doch scheint es bei ihnen eher Luxusartikel als nothwendiger Gebrauchsartikel zu sein. Ihre leichten Boote und Narten (Schlitten) werden (wie bei den Tungusen) lediglich aus Holz und Birkenrinde, ohne Eisen, angefertigt, und der Bogen ist ihnen auch heut noch lieber als die russische (sehr primitive) Feuerwaffe.

Gegen 60 Werst von der Mündung des Amur, und zwar an seinem linken Ufer, 10 Werst von Nikolajewsk am Wege nach Tschnyrry, da wo das Flüsschen Pachta sich in den Amur ergiesst, wurden im Jahre 1865 beim Graben in der Tiefe von 6 Fuss einige steinerne Instrumente und in der Tiefe von 3 Fuss Scherben von Thongeschirren nebst Kohlen gefunden. Diese alterthümlichen Gegenstände wurden in viereckigen Löchern von verschiedener Grösse (3—27 Fuss Länge und Breite und 3—5 Fuss Tiefe) gefunden. Die Löcher lagen reihenweise neben einander und jedes von ihnen war von einem mehr oder minder deutlichen Walle umgeben, der wahrscheinlich den Ueberrest einer Erdhütte bildet. Im Innern vieler dieser Löcher fand man verfaulte Stubben und Wurzeln riesiger Bäume und an den Wänden andere Stubben abgehauener Lärchenbäume, was auf ein sehr hohes Alter dieser Löcher, also auch der in ihnen gefundenen steinernen Gegenstände hindeutet. Diese Alterthümer wurden vom Inspektor der sibibirischen Flottille, Dr. Pfeiffer, der Academie der Wissenschaften überbracht und werden im ethnographischen Museum aufbewahrt. Nach Lerch sind es folgende Gegenstände: 7 Pfeilspitzen, von denen sechs aus Feuerstein, die siebente aus Obsidian gemacht sind; 2 Meissel und 3 Beile aus hellgrauem Thonschiefer, eine fast 8 Zoll lange und 1 Zoll breite Lanzenspitze aus Schiefer, ein geschliffener stumpfer Nefrithammer von Milchfarbe, mit zwei Löchern im obern Ende; ein runder Hammer; ein länglicher Stein

1) Im „Spasskis Courrier“ .ür 1824. Th. II, S. 121 u. 125, Artikel „die Tschuktschen“.

mit einer eingeschliffenen ringförmigen Vertiefung und Scherben von Gefässen sehr roher Arbeit.

Aus dem Briefe Dr. Pfeiffer's an den Academiker Maximowitsch ist zu ersehen, dass Dr. Szyszkiewicz ganz in der Nähe von Nikolajewsk eine grosse Anzahl ähnlicher Gegenstände ausgegraben hat. Diese Steingeräthe wurden den Giliaken gezeigt, um von ihnen zu erfahren, ob sie etwa selbst noch solche Gegeustände besitzen, oder ob sich bei ihnen die Tradition über den Gebrauch derselben erhalten hat. Jedoch vergebens. Sie kannten keinen der ihnen vorgelegten Gegenstände und wussten nicht, von welchem Volke sie herstammen. Trotzdem behauptet Lerch, dass, wenn sich auch bei den Bewohnern der Gegend nicht die Tradition über den Gebrauch dieser Steininstrumente erhalten hat, man doch denen, welche in der Nähe des Amur gefunden wurden, nicht ein hohes Alter zuschreiben darf. Es sind nämlich Anzeichen vorhanden, dass in einer China näher liegenden Gegend namentlich bei den zwischen der Schamosteppe und dem Oceane nomadisirenden Stämmen der Stein erst im 16. Jahrhundert durch Kupfer und Eisen ersetzt worden ist. Dies erhellt aus den: „Mémoires concernant l'Histoire et cet. de Chinois, par les missionaires de Pékin. Paris 1776. Vol. IV, S. 474.

Ausser den soeben aufgeführten Steininstrumenten sind noch zwei in dieser Gegend gemachte Funde bekannt, namentlich: ein Beil aus Diorit und eins aus Nepterit, welche beide bei Wladiwostok in der Nähe des Meerbusens beim Graben eines Kellers in der Tiefe von ca. 3 Fuss und ein Beil aus Nephrit, welches bei Panam gefunden worden ist.[1])

Im Museum der ostsibirischen Abtheilung der k. russ. geographischen Gesellschaft befinden sich einige Exemplare solcher steinerner und knöcherner Instrumente aus dem Norden und Osten Sibiriens, die wir hier der Reihe nach aufzählen wollen.

1. Ein keilförmiges Beilchen von der Insel Sachalia, welche von den Ainos bewohnt ist.

2. Eine knöcherne Pfeilspitze ebenfalls von der Insel Sachalia.

Diese beiden Gegenstände wurden dem Museum der Gesellschaft von einem Herrn Depreradowitsch im Jahre 1871 geschenkt.

3. Zwei Pfeilspitzen, beide nicht vollständig bearbeitet. Die eine ist, nach der annähernden Bestimmung des Herrn J. D. Tscherski, aus Jaspis, die andere aus einem kryptokrystallinischen, schwarzen Steine. Trotzdem beide Stücke nicht ganz fertig sind, ist doch die Hand des Menschen deutlich an ihnen zu erkennen, denn man bemerkt an ihnen die Spuren eines harten Instruments. Die Länge der einen dieser Pfeilspitzen beträgt gegen 7 *cm*, ihre grösste Breite 3 *cm*; die Länge der zweiten beträgt 6, ihre grösste Breite 2,5 *cm*. Beide Gegenstände wurden im Gerölle des

1) Graf Uwaraw: „Anhang zur Uebersicht über Denkmäler der Steinperiode in Russland", S. 6.

Flusses Mana, welcher sich in den Witim ergiesst, gefunden. Bei der Ablieferung der beiden Pfeilspitzen an die ostsibirische Abtheilung der geographischen Gesellschaft wurde die Bemerkung hinzugefügt, dass sich in der Gegend, in welcher sie gefunden worden sind, die Gattungen Steine, aus denen sie gemacht sind, nicht vorfinden, was jedoch noch zweifelhaft ist.

4. Eine knöcherne Pfeilspitze, deren Länge 20,5 und deren grösste Breite 2,5 *cm* beträgt. Sie ist kantig, jedoch flach; die beiden Kanten sind nicht hoch. Auf der ihnen entgegengesetzten Fläche zieht sich eine lange schmale Vertiefung hin. Es ist möglich, dass diese Vertiefung mit irgend einem Gifte bestrichen wurde, um den Tod des getroffenen Thiers zu beschleunigen und so ein weites Entfliehen zu verhindern. Bei dem tungusischen Stamme der Maniagren, welcher am Amur haust, wird, wie R. Maack behauptet, noch jetzt faulendes Fett mit grossem Erfolg als Pfeilgift benutzt.

5. Ein massives Instrument aus feinkörnigem Grünstein. Es hat eine Länge von 27, eine (grösste) Breite von 10, eine Dicke von ca. 5 *cm*, und wiegt etwas weniger als 5 russ. Pfund. Es ist von beiden Seiten rund, da jedoch die eine Seite convexer ist als die andere, so muss angenommen werden, dass es unter einem rechten Winkel an den Stiel befestigt wurde, und zwar so, dass der Stiel perpendikulär auf die Breitseite fiel, wie dies bei der Kartoffelhacke und Querhaue, nicht aber beim Beile der Fall ist. Dabei war auch wohl die convexere Seite nach vorn gerichtet. So konnte dies Instrument wohl als Streitaxt oder als Hammer gedient haben, mit dem Fische unter dem Eise betäubt werden konnten.

Es bleibt jedoch auch die Annahme nicht ausgeschlossen, dass dieser Gegenstand mit dem Stiel in horizontaler Richtung verbunden gewesen ist, in welchem Falle er als Brechstange zum Aufbrechen von Löchern im Eise sehr gut benutzt werden konnte.

Die beiden unter 4. und 5. beschriebenen Gegenstände wurden der ostsibirischen Abtheilung der k. russ. geographischen Gesellschaft vom Missionar der Tschuktscher-Tschaunsker Parochie, A. Argentow, mit der Bezeichnung „Omoksker Instrumente“ übersandt.

6. Ein dem vorigen ganz ähnliches Instrument, das ebenfalls aus feinkörnigem Grünstein angefertigt ist. Seine Länge beträgt 17, seine grösste Breite 8 und seine grösste Dicke 3 *cm*. Ein Theil der weniger convexen Seite ist abgeschliffen, so dass es den Schein hat, als ob dieser Gegenstand als Schleifstein benutzt worden ist, auf welchem eiserne Instrumente geschliffen worden sind, wozu es möglicherweise sein späterer Besitzer benutzt hat. Der Fundort dieses Gegenstandes ist nicht genau bekannt.

7. Ein Beilchen aus grünlichem Nephrit. Die Länge dieses Instruments beträgt 12,2, seine Breite an der Schneide 7,5 und seine Dicke 2,5 *cm*. Auch der Fundort dieses Instruments ist mit Sicherheit nicht bekannt, doch kann man mit einiger Sicherheit annehmen, dass es von den

Tschuktschen stamme, denn nach Hedenstrem haben sich dieselben noch im vorigen Jahrhundert solcher Beile aus Nephrit bedient.

8. Ein Beilchen aus kryptokrystallinischem Feldspath vom Flusse Anadyra. Es hat eine Länge von 13,2 *cm*, ist an der Schärfe 7,5 breit und hat eine grösste Dicke von 3 *cm*. Dieses Instrument wurde der ostsibirischen Abtheilung der k. russ. geographischen Gesellschaft vom Chef der zu den Tschuktschen im Jahre 1868—70 gesandten Expedition, Herrn L. Maidel übergeben. Herr K. K. Neumann, der Begleiter Maidel's erklärte, dass die jetzigen Bewohner der Gegend, in welcher das Beilchen gefunden worden ist, nicht begreifen können, wozu es gedient hat, da sie sich seit lange eiserner Beile bedienen.

Ich mache hier auf die Form der beiden zuletzt beschriebenen Gegenstände aufmerksam, welche sich auch bei uns sehr häufig wiederholt.

9. Ein Instrument aus einem schwarzen kryptokrystallinischen Steine. Die Länge dieses Fundstückes beträgt 16,5, seine (überall gleiche) Breite 5, und seine Dicke 2,5 *cm*. Die eine Seite ist etwas abgerundet, die andere ganz flach, und das eine Ende ist absichtlich geschärft, weshalb man dies Instrument wohl füglich als Stemmeisen betrachten kann. Dass es als solches benutzt worden ist, darauf scheint das abgenutzte Kopfende hinzudeuten.

10. Ein diesem ähnliches, jedoch nicht fertiges Instrument aus metamorphem Jaspis. Seine Länge beträgt 23,5, seine Breite am unteren Theile 6,5 und seine Dicke 3,5 *cm*.

Im Allgemeinen muss bemerkt werden, dass die eine Seite aller unter 5—9 beschriebenen Instrumente gewölbter ist, als die andere Seite, weshalb auch die erste Seite gegen die Schneide hin unter einem grösseren Winkel abfällt. Dies scheint darauf hinzudeuten, dass alle diese Gegenstände entweder lediglich zum Stemmen benutzt worden sind, oder dass sie, als Beile benutzt, quer am Stiele befestigt waren, etwa wie unsere Queräxte, mit der erhabeneren Fläche nach aussen.

Ein Fundstück, welches Erman vom „Tojen“ (Aeltesten) von Muschur auf Kamtschatka erhalten hat, besteht aus schwarzem Obsidian. Der Tojen hat es lange vor der Ankunft Erman's auf der Halbinsel in der Nähe seines Hauses gefunden und sorgfältig aufbewahrt. Er selbst erklärte dem Reisenden, dass dies Stück augenscheinlich von Menschenhand bearbeitet ist.

Diesem der Form nach ganz ähnliche Gegenstände aus Feuerstein werden häufig im skandinavischen Norden gefunden und Alterthumsforscher halten sie für Bruchstücke von Pfeilspitzen.

Dass aber auf der Halbinsel Kamtschatka Instrumente aus Stein angefertigt worden sind, darauf weist ein von Erman gefundener Feuersteinkern und mehrere Späne hin, wie ähnliche nicht allein im europäischen Norden, sondern auch in Mitteleuropa sehr häufig gefunden werden. An ihnen ist deutlich die Bearbeitung durch die Hand des Menschen zu er-

kennen. Auch hier dürfte wiederum zwischen den auf Kamtschatka und in Europa gefundenen Nucleen und Steinspänen der Unterschied sein, dass die ersteren aus Obsidian, die letzteren aber aus Feuerstein sind, der eben so leicht wie jener zu bearbeiten ist, also ihn auch vertreten kann.

Herr Popow hat in Sitcha vom bekannten Mineralog Chlebnikow eine Pfeil- oder Lanzenspitze aus Obsidian erhalten, welche uns an viele ähnliche in Europa gefundene Spitzen aus Feuerstein erinnert, und wie sich (dem Materiale und der Form nach) ganz gleicher noch heute die Indianer in Neu-Californien bedienen.

Ausserdem wurden in Ostsibirien gefunden: 1. mehrere steinerne Stöpsel; sie stammen von der Halbinsel Katschatka und befinden sich derzeit in der Sammlung der Geographischen Gesellschaft; 2. eine Lanzenspitze aus Obsidian von fast ovaler Form, von einer Länge von 68 und einer Breite von 43 *mm*, welche auf den Aleutischen Inseln gefunden worden ist und 3. ein Beil aus Thonschiefer, welches im Jahre 1849 im Jakutsker Lande gefunden worden ist. Die beiden letztgenannten Gegenstände befinden sich im geologischen Museum zu Petersburg.

Zum Schlusse will ich noch auf die Mittheilung hinweisen, welche der k. russ. geographischen Gesellschaft am 5. (17.) April 1878 vom Vicepräsidenten Herrn Semenow gemacht worden ist.

Herr J. P. Poljakow wird, wie Herr Semenow sagt, in Kurzem die Resultate seiner im Gouvernement Wladimir und in Litthauen gesammelten Resultate seiner Forschungen veröffentlichen. Die Expedition dahin war zu dem Zwecke ausgesandt, die in jenen Gegenden gefundenen Spuren der Steinzeit zu studiren. Es ist dies als eine Fortsetzung der Forschungen zu betrachten, welche Poljakow vor mehr als zehn Jahren (1867) durch die Entdeckung von Steininstrumenten in der Ebene am Irkut begonnen hat. Später, und zwar im Jahre 1871 hat er Instrumente derselben Art im Gouvernement Olonesch, am Ufer des Ladoga-, Kenesees etc. gefunden. Weiterhin fand er im Iahre 1874 solche Gegenstände noch an den Ufern der Seen im Gebiete der oberen Wolga. Im Jahre 1876 unternahm Herr Poljakow eine Reise in das Obithal und er hat sich während derselben nicht allein davon überzeugt, dass in Westsibirien Spuren der Steinzeit vorhanden sind, sondern er hat sich auch veranlasst gefunden, Aufschluss über den Gebrauch solcher Steininstrumente bei Volksstämmen zu suchen, welche, wie z. B. die Ostjaken, noch auf einer niederen Culturstufe stehen. Diese verschiedenen Reisen haben es Herrn Poljakow ermöglicht, eine ziemlich ansehnliche Sammlung von Steininstrumenten und sehr interessante Daten über die Naturgeschichte der Steinzeit herbeizuschaffen.

Es sind nun auch thatsächlich neue Entdeckungen gemacht worden, und zwar eine durch den Grafen Uwarow, im Kreise Murom, Gouvernement Wladimir, eine zweite in derselben Gegend durch den Fürsten Golicyn, und eine dritte durch den Grafen Sievers in Esthland, am Ufer des

Burtreksees, wo man einen ganzen Hügel, der Spuren von Küchenüberresten enthält, gefunden hat. Alle diese Funde haben Herrn Poljakow bewogen bei der Gesellschaft zu beantragen, dass sie ihn in das Gouvernement Wladimir und nach Esthland sende, auf dass er diese neuen Spuren an Ort und Stelle prüfe. Am meisten Anziehendes hat für Herr Poljakow der Umstand, dass sich unter den Spuren aus der Steinperiode auch Anzeichen dafür gefunden haben, dass während dieser Periode in den kleinen Süsswasserseen eine besondere Species Phoken gelebt habe, die durch ihre Grösse und Eigenthümlichkeiten an die Phoken von Grönland und an die des Caspischen Meeres erinnert. Eine andere bemerkenswerthe Thatsache ist, dass im Kreise Murom neben Steininstrumenten auch Ueberreste eines Mammuths gefunden worden sind.

Herr Poljakow will, nachdem er die vom Grafen Uwarow, Fürsten Golicyn und Grafen Sievers entdeckten Spuren der Steinzeit untersucht haben wird, nach Stockholm, Kopenhagen und anderen Städten reisen, um in den dortigen archäologischen Museen Studien behufs Vervollständigung seiner die Steinzeit betreffenden Materialien zu machen.

Ich glaube hier nochmals auf die ungemeine Thätigkeit der russischen Forscher aufmerksam machen zu dürfen, welche seit vielen Jahren bemüht sind, die Vorgeschichte des weiten, das russische Reich bildenden Gebiets aufzuhellen und so zur Aufklärung der Vorgeschichte der Menschheit überhaupt nach Kräften beitragen. Einen Belag hierfür bietet nicht bloss das oben Mitgeiheilte, sondern in noch grösserem Masse die Arbeiten vieler anderer Forscher, von denen ich nur Prof. Samokwassow, Graf Uwarow und Prof. Bogdanow nenne. Namentlich schafft Graf Uwarow immer mehr archäologisches Material herbei und können wir wohl seine umfangreiche Arbeit: „Etude sur les peuples primitifs de la Russie. Les Merins“ zu den schätzenswerthesten Werken auf diesem Gebiete zählen. Er eröffnet uns in dieser Arbeit eine neue Perspective auf das Leben und Treiben eines Volksstammes, dessen Namen sich in der Bezeichnung einer bedeutenden Anzahl von Ortschaften erhalten hat und dessen culturelle Entwickelung theilweise aus seinen zahlreichen Gräbern zu uns spricht. Ich glaube noch auf diese hochwichtige Arbeit zurückkommen zu dürfen.

Miscellen und Bücherschau.

Gerichtlich-medicinische Untersuchungen über das Skopzenthum in Russland nebst historischen Notizen von E. Pelikan. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Russischen in's Deutsche übersetzt von Dr. Nicolaus Iwanoff. Mit 16 chromolithographischen Karten, 3 geographischen Karten und mehreren in den Text gedruckten Holzschnitten. Giessen, J. Rickler'sche Buchhandlung. 1876. St. Petersburg, Carl Rickler. gr. 4. 238 S.

Der berühmte, um die Medicinalpflege seines Vaterlandes so hochverdiente Verfasser hat es in diesem Werke unternommen, eines der schlimmsten Uebel, an welchem die Gesellschaft des grossen Ostreiches leidet, mit rücksichtsloser Offenheit aufzudecken. Die Leser dieser Zeitschrift wissen bereits aus einem sehr interessanten hier abgedruckten Artikel (Jahrgang 1875, S. 37) was wir unter Skopzen und Skopzenthum zu verstehen haben. Im vorliegenden Buche folgt auf eine verschiedene gouvernementale Gutachten über Kastration enthaltende Einleitung eine geschichtliche Uebersicht der Gründe und Verbreitungsweise der Kastration im Allgemeinen. Wir ersehen daraus, dass christlicher Fanatismus von jeher eine beträchtliche Zahl von Opfern dieser Scheusslichkeit geliefert hat, wie ja denn auch gewisse heilige Kirchenväter (Origenes, Leontius etc.) die Selbstverstümmlung an sich vollzogen haben. Wir möchten dieser Uebersicht noch die bereits anderweitig bekannten Thatsachen hinzufügen, dass Ausschneidung der äussern Geschlechtstheile bei Besiegten behufs Errichtung blutiger Trophäen schon von den Pharaonen reichlich geübt wurde, und dass diese Unsitte noch heut unter christlichen Abessiniern, heidnischen oder mohammedanischen Gala, Somal u. s. w. herrscht. Seit dem ersten Auftreten des Skopzenthums im Orloff'schen Gouvernement i. J. 1757 hat dasselbe bis auf den heutigen Tag leider recht beunruhigende Fortschritte gemacht und scheint zu einer wirklichen drohenden Gefahr für das zum Theil noch so ungebildete und religiöser Aufregung so zugängliche russische Volk geworden zu sein. Wir wünschen daher der Regierung des Czaren aufrichtig die nöthige zähe Energie, um dies finstere Uebel, sei es auch mit den allerstrengsten Mitteln, ausrotten zu können. Wir haben ja selbst in unserem Europa noth, die unter dem schillerndem Gewande unserer Kultur von Zeit zu Zeit, hier und dort sich regenden Ausbrüche gemeiner Barbarei, Ausbrüche, welche die verschiedenartigste Form annehmen und die verschiedenartigste Namengebung ermöglichen, gewaltsam niederdrücken zn müssen. Es sind das bestialische Regungen der menschlischen Natur, welche den vernünftigen Theil der Gesellschaft gegen sich in Waffen rufen. Uebrigens heisst ein gründliches, freimüthiges Darlegen von gesellschaftlichen Uebeln, wie das Skopzenthum, die ersten Schritte zu deren erfolgverheissender Bekämpfung thun. Diesen Zweck erfüllt das vorliegende Buch. Es wird selbst manchem Schwächling, für welchen der heimlich bohrende Fanatismus jenes scheusslichen widerlichen Skopzenthumes ein schleichendes Gift werden könnte, die Augen öffnen.

Im I. Abschnitt werden das Verschneiden der Männer und Weiber, Versuche darüber an Thieren und an der Leiche, die Entstehung von Hodenatrophien aus anderen Ursachen, die Verstümmelung der weiblichen Brüste u. s. w. beschrieben. Im II. Abschnitt findet man eine genaue Auseinandersetzung der Folgen der Verschneidung. Im III. Abschnitt werden materielle Beweise und juridische Indizien für die Verschneidung geliefert. Der IV. Abschnitt macht uns mit einigen religiösen Gebräuchen der Skopzen in gerichtlich-medicinischer Beziehung bekannt. Endlich sehen wir die wichtigsten medicinischen Schlussfolgerungen über das Skopzenthum zur Kenntnissnahme und Anleitung für Aerzte und Juristen zusammengestellt. Statistische Tabellen über die Verbreitung der Skopzensecte finden sich im Anhange.

Das ist eine ungefähre Uebersicht des reichen Inhaltes jenes Werkes, welcher durch und durch wissenschaftlich gehalten, klar und sehr angenehm geschrieben ist. Die Ausstattung erweisst sich als eine vorzügliche. Die chromolithographischen Tafeln können für ethnologische Werke geradezu als Muster dienen. Das ganze Unternehmen macht den Herrn Verfasser, Uebersetzer und Verleger hohe Ehre.

Studien unter den Tropen Amerikas. Von Dr. Franz Engel. Jena Fr. Mauke (E. Schenk). 1878. 8. 392 S.

Hr. F. Engel ist den Besitzern der früheren Jahrgänge unserer Zeitschrift bereits als ein fleissiger und gerngelesener Mitarbeiter bekannt geworden. In dem vorliegenden stattlichen Bande finden wir die an verschiedenen Stellen veröffentlichten Essays des Verfassers über Land und Leute in Venezuela zu einem Ganzen vereinigt. In blühendem und doch nicht gesuchtem Style geschrieben, nimmt man diese Schilderungen immer wieder gern zur Hand. Sie können gewissermassen als Ergänzung zu Appun's Buch „Unter den Tropen“ dienen, kranken aber zum Glück nicht an den in letzteren sich häufig kundgebenden Aeusserungen eines Verfolgungswahnes, wie er dem Tropenwanderer, dem Gefährten des Llanero, Faccioso und Indio bravo, dem Unzen- und Tapirjäger schlecht genug ansteht.

Die Vorgeschichte des Nordens nach gleichzeitigen Denkmälern von J. J. Worsaae. In's Deutsche übertragen v. J. Mestorf. Hamburg, Otto Meissner. 1878. 8. 128 S.

Der dänische Titel dieser in der Nordisk Tidskrift for Vetenskap Konst och Industrie Stockholm 1878, I.—III. Heft) publicirten Arbeit lautet: Nordens Forhistorie efter samtidige Mindesmaerker. Wenige Gelehrte beherrschen das hier behandelte Gebiet in so ausgedehntem Masse, wie Prof. Worsaae, welcher nicht allein die vorhandene Literatur in ausgiebiger Weise benutzt, sondern auch seine eigenen überreichen Erfahrungen überall zu Rathe gezogen hat. Wir können dies Schriftchen, welches uns in höchst anmuthiger und fesselnder Form allgemach von der älteren Steinzeit durch die Bronzezeit zur Eisenzeit führt, eine wahre Perle der vorhistorischen Literatur bezeichnen. Joh. Mestorf, bekanntlich eine hervorragende Kennerin der skandinavischen Sprachen und der skandinavischen Literatur, hat sich unseren Dank für eine Uebersetzung erworben, welche sie, dem Geschrei eigenartiger literarischer Klopffechter zum Trotz, bestens durchgeführt hat.

Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Carl Arendts in München. A. Hartleben's Verlag, Wien, Pest, Leipzig. gr. 8. Heft I, II, Octbr., Nov. 1878.

Bringt kurze theils schildernde theils belehrende Artikel geographisch-statistischen Inhaltes, z. B. über Cypern, Zoppot (Seebad), die Maltesischen Inseln, Afghanistan, Frankreich, Berchtesgaden etc. in bunter Reihe, auch eine Menge von Miscellen. Leidliche Holzschnitt-Illustrationen und lithographirte Karten begleiten das neue Unternehmen. R. H.

Die Zähne der Mount-builder (Mount builder).

Dr. T. S. Sozinskey öffnete vor einigen Wochen in Gemeinschaft mit mehreren Mitgliedern d. Acad. d. Wissensch. von Kansas vier im County Clay (in Missouri) vorhandene Gräber der Mountbuilder (mound = Damm, Wall, Verschanzung) und untersuchte die Zähne der gefundenen Schädel genauer. In seinen, im „Dental Cosmos“ über diesen Gegenstand veröffentlichten Mittheilungen weis't er nach, dass in allen von ihm untersuchten Kinnladen die Zähne regelmässig standen, mit Ausnahme, in denen die Molaren etwas von der Linie abwichen und sehr dicht zusammenstanden. Jeder Kiefer, bis auf einen, enthielt sechzehn wohl entwickelte Zähne. Die Ausnahme bildete ein sonderbarer, augenscheinlich von einem Erwachsenen herrührender Unterkiefer, welcher nur vierzehn Zähne und zwei Molaren auf jeder Seite hatte. Bei sämmtlichen Schädeln boten die Caninen nichts besonderes dar; bei allen aber waren die Incisoren besonders gross und fast kreisförmig gestaltet — eine sehr bemerkenswerthe Erscheinung. Die Kronen sämmtlicher Zähne waren mehr oder weniger abgenutzt und flach, so stark, dass sie mit den Zahnfleischwänden in gleicher Linie standen. Dies gab den Vorderzähnen ein auffallendes Ansehen. Nicht ein einziger von den untersuchten Zähnen war abgesplittert, oder abgebrochen, oder krank.

Dr. Sozinskey folgert, dass die Mountbuilder — wahrscheinlich zum grössten Theile von ungekochten — Nahrungsmitteln lebten, welche starkes und anhaltendes Kauen erforderten. Wohl selten nur versuchten sie ihre Zähne an Nüssen oder ungekochten Körnerfrüchten, sonst würden sie mehr oder weniger abgesplittert gewesen sein, was nicht der Fall war. Aus der Thatsache, dass die Kronen der Schneidezähne ganz flach abgenutzt waren, ergiebt sich, dass sie ihre Nahrung nicht im Munde selbst mittelst der Zähne, sondern vielmehr auf irgend eine mechanische Weise zu zertheilen pflegten. Die Vorderzähne jedoch, welche durch das Zerbeissen der Nahrungsmittel in Stückchen scharf erhalten wurden, mussten sich nothwendiger Weise abnutzen, sobald die Molaren und die Bicuspidaten sich bis zu einem bestimmten Grade abnutzten. Vielleicht gaben diese Menschen ihrem Unterkiefer beim Kauen eine besondere, uns unbekannte Drehung, durch welche Annahme der verstümmelte Zustand ihrer Vorderzähne erklärlich wird. Da der Schmelz der Zahnkronen bei den Mountbuilder während eines grossen Theils ihrer Lebenszeit fehlte und die Zähne doch gesund blieben, so ergiebt sich, — der gewöhnlichen Annahme zuwider — dass, wenn ein Theil des Emails entfernt wird, eine Zerstörung der übrigen Zahntheile nicht nothwendig die Folge sein muss.

Das Ergebniss dieser Untersuchung, welche die gesunde Beschaffenheit der Zähne dieser vorgeschichtlichen Menschenrasse, folglich das Fehlen von Zahnschmerzen (und Zahnärzten! —) feststellt, giebt einen ferneren Beweis für die von Sozinskey an anderem Orte aufgestellte Behauptung, „dass die Zähne von den wildesten Wilden an, bei denen sie gesund und regelmässig sind, progressiv schlechter werden und bei den auf dem höchsten Kulturgrade stehenden Menschen am schlechtesten sind.“ —

Scientific American vom 12. Oktober 1878.

Druck von Gebr Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

Erziehung des Farbensinns in den untern Schulklassen leiten soll. Mittelst dieser Tafel, zu der noch ein Sortiment farbiger Wollen gehört, würde es leicht und ohne sonderliche Mühe gelingen, bereits bei dem kleinsten Schüler auf eine geregelte Erziehung des Farbensinns einzuwirken. Das von mir vorgeschlagene System ist so einfach, dass jeder Lehrer es ohne Weiteres üben und es dem, ja ohnehin obligatorischen Anschauungsunterricht einfügen könnte. Heilen kann man mit meinem System einmal bestehende Farbenblindheit in keinem Falle, doch ist dies höchst wahrscheinlich überhaupt nicht möglich, dagegen könnte mein System auf dem Wege der allmählichen Erziehung des Farbensinns die Verbreitung der Farbenblindheit vielleicht über kurz oder lang einschränken. Natürlich kann aber dieser Zweck nur erreicht werden, wenn es gelingt, die Erziehung des Farbensinnes der Elementarschule, sowie den Vorbereitungsklassen der höheren Schulen zu überweisen. Wenige Stunden in der Woche, vielleicht zwei Mal wöchentlich eine halbe Stunde, würden genügen, um eine geordnete Erziehung des Farbensinnes zu bewirken." —

Hr. Virchow bemerkt, dass er jeden Versuch einer pädagogischen Ausbildung des Farbensinnes bei unserer Jugend mit Freuden begrüsse und ihm die besten Erfolge wünsche. Seit Jahren beschäftige er sich damit, die Augen der jungen Mediciner für die pathologische Anatomie zu entwickeln, leider mit geringem Erfolge. Er empfehle in jedem Semester von Neuem praktische Uebungen mit Farben, weil er wisse, dass die Mehrzahl unserer jungen Männer ausser Stande sei, die feineren Nuancirungen der gewöhnlichsten Farben mit Sicherheit zu bezeichnen. So sei es eine Ausnahme, dass ein junger Mediciner sofort richtig angebe, ob Roth in Schwarz, in Blau oder in Braun, Gelb in Grau, Weiss oder in Grün schattire. Diese optische Hülflosigkeit sei höchst beklagenswerth, und der grösste Theil derselben beruhe keineswegs auf Farbenblindheit, sondern auf Farbenunkenntniss und Mangel an Uebung. Dem lasse sich sicher durch Erziehung vorbeugen. Eine nicht geringe Erschwerung bilde der Mangel geeigneter Farbentafeln und, wie sich nicht verkennen lasse, der grosse Mangel unserer Sprache an Ausdrücken zur scharfen Bestimmung der einzelnen Farbennuancirungen. Hier könne nur durch vereinte Anstrengung geholfen werden. —

(7) Hr. Woldt legt das neue Werk von O. Fraas, „Aus dem Orient, II. Theil. Geologische Beobachtungen am Libanon"[1]) vor.

(8) Hr. Virchow zeigt eine, von Fräul. Hilbrecht ausgeführte Zeichnung eines neuen

Bronzeschmucks von Babow (Spreewald).

Da der Besitzer denselben wahrscheinlich dem Königl. Museum abtreten wird, so steht zu hoffen, dass wir sehr bald das Original sehen werden.

(9) Hr. Virchow erstattet den Bericht über die diesjährige

Excursion nach Luckau und Umgegend.

Die Expedition, welche wir am letzten Sonntag nach Luckau und Umgegend

1) Daselbst sind S. 118 ff. auch die Höhlenfunde von Faraiya behandelt, welche sich in unserem Besitz befinden. Irrthümlicher Weise hat Hr. Fraas angenommen, dass sie dem anatomischen Museum überlassen seien.

machten, war durch die Anzahl der Theilnehmer die grösste, welche wir bis jetzt überhaupt veranstaltet haben. Wir hatten fast die dreifache Zahl von Personen von hier aus mitgebracht, die wir sonst zu einer Excursion stellen, und die Lausitz hatte sich ebenfalls in allen ihren Abtheilungen betheiligt, so dass wir an dem Abende unseres Excursionstages 90 Mann stark zu Tische sassen, — eine sehr respectable und durch die Theilnahme der hervorragendsten Persönlichkeiten aus Luckau und der Umgebung ausgezeichnete Gesellschaft.

Was den Tag selbst anbetrifft, so wurde das sehr reiche Programm vollständig erledigt, und wenngleich für einzelne der Theilnehmer nicht alles das geleistet sein mag, was sie erwartet hatten, so muss man doch sagen, dass an jeder Stelle sehr charakteristische und für Jemanden, der unsere Prähistorie noch nicht kennt, ungemein lehrreiche Funde vorgeführt werden konnten.

Wir wurden zuerst von Luckau aus genau südlich nach einer Stelle geführt, die allerdings ohne Specialkenntniss wohl kaum als ein Burgwall erkannt oder in der auch nur ein solcher vermuthet worden wäre. Denn sie erscheint inmitten eines etwa 1/2 Quadratmeile grossen Wiesenmoores, an dessen Westseite das Dorf Gossmar gelegen ist, als eine, kaum über den Boden sich erhebende Fläche. Als man uns plötzlich sagte: Hier ist der Borchelt von Gossmar, so war das wohl die grösste Ueberraschung, die uns im Laufe dieses Tages zustiess. Ich bin fest überzeugt, dass ohne besondere Anleitung fast jeder von uns über den Burgwall hinweggegangen wäre, ohne eine Ahnung davon zu haben, dass er sich auf einer klassischen Stelle befinde[1]). Es stellte sich heraus, dass der grösste Thei des Walles abgefahren und seit Jahren beackert ist, und dass wir nur noch die letzten Reste desselben vor uns hatten. Das schwarze Feld war sehr reich an Scherben aller Art, so dass jeder sehr schnell eine Sammlung davon zusammenbringen konnte.

Nachträglich ist uns durch Hrn. Dr. Behla von Luckau, der die eigentliche Arbeit des Tages zu leisten hatte, ausser verschiedenen anderen Dingen, welche an dem Tage ausgegraben wurden, eine Tafel mit einer Auslese von Burgwallscherben aus dem Gossmarschen Borchelt, wie man ihn in der Gegend nennt, zugegangen, welche sofort eine Uebersicht der Hauptfundgegenstände darbietet. Dieser Borchelt ist trotz seiner Armseligkeit meiner Meinung nach der interessanteste Punkt unserer Expedition, weil die Untersuchung ergab, und auch Alles, was jetzt vorliegt, dieses bestätigt, dass wir es hier mit einer Ansiedelung zu thun haben, welche sich von der grossen Mehrzahl unserer Burgwälle durchaus unterscheidet. Die Mehrzahl unserer Burgwälle erweist sich ja, wie so oft erörtert ist, als vollkommen gleichartig in ihren Funden; sie geben immer wieder dieselbe, ziemlich eintönige Ausbeute, die übereinstimmt mit dem, was wir in allen nachweisbar slavischen Ansiedelungen finden. Wir haben uns deshalb, wie ich glaube, ziemlich allgemein daran gewöhnt, dass das slavische Burgwälle seien. Nun haben wir aber schon zu wiederholten Malen hier und da einen Burgwall gefunden, der nicht in dieses Schema passt. Es war auf einer der ersten Excursionen unserer Gesellschaft (1871), wo wir einen der grössten unserer Burgwälle, den berühmten Schlossberg bei Burg an der Spree besuchten, dass wir vergebens nach den Sachen forschten, die wir anderswo finden (Sitzung vom 15. Juli 1871. Verh. S. 117. Zeitschr. f. Ethnologie

---

1) Der von Hrn. Schuster (Die alten Heidenschanzen Deutschlands S. 96. Nr. 116) aufgeführte „Sumpfwall bei Riedebeck" ist mit dem hier besprochenen nicht identisch, wie ich von Hrn. Behla erfahre.

Bd. III.); vielmehr zeigte sich ein anderer Typus des Topfgeräths, der sich äusserlich sogleich dadurch zu erkennen giebt, dass in grösserer Zahl Henkelstücke vorhanden waren, die niemals in slavischen Burgwällen vorkommen, — ein Merkmal, welches jetzt durch die böhmischen Funde bestätigt ist. Andererseits fehlten die Ornamente des slavischen Thongeschirrs, die so scharfe und charakteristische Anhaltspunkte ergeben. Seit jener Zeit ist eine grössere Zahl solcher nichtslavischer Burgwälle bekannt geworden und zu ihnen gehört auch der Borchelt von Gossmar Die hier gefundenen Scherben zeigen allerdings meist sehr grobe Formen: es sind grösstentheils dicke, schlecht gebrannte, matt aussehende Stücke, in welche eckige Kiesbrocken eingesetzt sind. Aber sofort treten breite Henkel mit sehr enger Oeffnung, zu klein, um einen Finger hineinzubringen, hervor, welche unter dem Rande angesetzt sind. Die Bodenstücke sind flach, die Randstücke einfach, und nur zuweilen umgelegt. Was von Ornamenten vorkommt, beschränkt sich auf einfache lineare, horizontale Vertiefungen oder auf kräftige, leistenförmige Vorsprünge, welche durch tiefe Eindrücke eingekerbt sind. Die grosse Mehrzahl dieser Stücke gehört offenbar zu weiten Töpfen oder Häfen; nur einige, welche etwas dünner und glatter sind, scheinen zu Schalen oder schalenartigen Näpfen gerechnet werden zu müssen. Hr. Bartels hat die Güte gehabt, aus einem grossen Quantum von Scherben, die er selbst gesammelt hat, diejenigen herauszulesen, welche sich einigermaassen durch Besonderheiten auszeichnen. Sie werden aber sehen, dass auch unter diesen nichts Besonderes vorhanden ist. Nur ein Stück ist darunter, von dem ich vermuthen möchte, dass es einer späteren Periode zuzurechnen wäre. — Ausser dem Thongeräth finden sich hie und da zerschlagene Thierknochen, namentlich vom Schwein. Auch hat Hr. Behla nachträglich ein scheinbar bearbeitetes Stück Glimmerschiefer eingesandt; dasselbe ist jedoch so unregelmässig, dass es höchstens als ein Instrument zum Schärfen von Metallgeräthen angesehen werden könnte.

Alles zusammengefasst, müssen wir also zu dem Ergebniss kommen, dass der Gossmarer Borchelt eine differente Species von Burgwall ist, und zwar nach meiner Rechnung eine ältere. Ich würde ihn für vorslavisch halten und insofern für eine bemerkenswerthe Localität.

Am Rande dieser niedrigen trockenen Stelle, oder wie Hr. Friedel sagen würde, dieses Horstes, befindet sich etwas, was man geneigt sein könnte, einen Pfahlbau zu nennen. Ich war um so begieriger darauf, es zu sehen, als ich schon durch briefliche Mittheilungen der Herren Veckenstedt und Behla Nachrichten über die ersten Untersuchungen erhalten hatte. Der erstere hatte mir schon am 12. April geschrieben, dass sich in der Richtung von Gossmar nach Luckau in einer Länge von etwa $^3/_4$ Stunden Pfähle in so verschwenderischer Fülle fänden, dass die Bauern ganze Wagenladungen von da geholt hätten. Die Eichenpfähle, etwa 3 Fuss lang, vom Moor etwa $^1/_2$ Fuss überwachsen, ständen sämmtlich senkrecht, nirgends wagerecht, im Boden und seien mit einem scharfen Instrument, also mit Eisen, behauen. Da indess die Pfähle nur in einer Breitenfläche von etwa 10 Fuss gefunden seien, so wäre es möglich, dass sie zu einer langen Pfahlbrücke gehörten, welche zu dem Burgwall geführt habe und welche dann zu vergleichen wäre mit dem heiligen Wege bei Schlieben. Auch zwischen Burg und Fehrow, beziehungsweise Schmogrow seien in einem Wege, der zum Schlossberge führt, Pfähle gefunden worden. Hr. Behla hatte noch hinzugefügt, dass man nach einem tiefen Spatenstich im Torf auf eine mit Steinen und Topfscherben, zuweilen auch mit erhaltenen Gefässen gemischte, weissgraue Sandschicht stosse.

In der That ist ein Abschnitt der südwestlichen Ecke des Borchelt mit einer Reihe von grossen Pfählen besetzt, von denen wir eine grössere Zahl in Bewegung

brachten. Sie standen reihenweise in einer gegen das Moor ziehenden Richtung und hatten sämmtlich scharf zugehauene Spitzen und breite Flächen, auf denen man lange glatte Axthiebe gut erkennen konnte. Unmittelbar am Rande des Borchelt fanden wir auch einige Löcher von der früheren Untersuchung, aus denen Topfscherben zu Tage gekommen waren, aber wir selbst waren insofern unglücklich, als wir bei einer ziemlich angestrengten Arbeit absolut nichts von menschlichen Ueberresten neben und an den Pfählen entdecken konnten. Somit stellt sich die Ueberzeugung fest, dass wenigstens der Theil, mit dessen Untersuchung wir uns beschäftigten, kein Pfahlbau im engeren Sinne des Wortes gewesen sei. Es wurde dann ermittelt — einige Mitglieder haben das Moor in seiner ganzen Breite überschritten —, dass sich von dieser Stelle aus bis zum jenseitigen Ufer einige Reihen von Pfählen verfolgen liessen. Ich kann daher nicht anders sagen, als dass ich es für sehr wahrscheinlich halte, dass in dieser Richtung eine alte Brücke über das Moor herübergeführt hat. Das würde in keiner Weise ausschliessen, dass nicht doch am Rande ein Pfahlbau existirt habe. Ich halte mit unserer Untersuchung die Sache keineswegs erledigt. Es ist sicher, dass an der Stelle und in der Richtung, wo wir untersuchten, keine bewohnte Pfahlansiedlung existirt hat, aber ich muss anerkennen, dass es sehr auffallend war, an der früher untersuchten Stelle des Randes, etwa 20 Schritte weiter östlich, ein verhältnissmässig grosses Quantum von Scherben zu Tage gefördert zu sehen. Andererseits ist es nicht zu übersehen, dass an keiner anderen Stelle des Umfanges des Borchelt irgend etwas von Pfählen bemerkt ist, und dass auch unsere Ausgrabungen auf dem Borchelt selbst schon in der Tiefe von wenigen Fussen auf gewachsenen Boden führten. Ich will mich trotzdem keineswegs absprechend über diese Localität äussern; im Gegentheil, ich möchte es für einen Gegenstand weiterer Erforschungen halten, an diesem Punkte weiter zu graben [1]).

Von diesem Punkt aus begaben wir uns programmmässig nach dem grossen Burgwall von Freesdorf, der noch innerhalb derselben Moorfläche, jedoch nahe an ihrem östlichen Rande gelegen ist. Das ist eine sehr umfangreiche Anlage, die auch für uns schon etwas abgehärtete Burgwallbesucher dadurch lehrreich war, dass etwa ein Drittel derselben von den Besitzern abgetragen ist und wir auf diese Weise ausgezeichnete Durchschnitte zu sehen bekamen. Es ist ursprünglich ein nicht

---

1) Ich möchte bei dieser Gelegenheit das entschieden negative Ergebniss einer anderen Untersuchung erwähnen. Hr. Veckenstedt hatte mir im April mitgetheilt, dass in einem der Waldthäler bei Steinitz, in der Nähe von Drebkau, scheinbar ein Pfahlbau gefunden sei. Die Höhen seien mit Kiefern bewachsen, dagegen träten im Teich- und Wiesenmoor stellenweise Eichenstämme zu Tage, und die Leute hätten im Hochsommer an den tiefsten Stellen des Teiches Scherben von „Ludkitöpfen“ und Hirschgeweihe gefunden. Ich besuchte in Folge dieser Benachrichtigung am 20. April mit den Herren Veckenstedt und Rabenau, denen sich Freunde aus Drebkau und Cottbus angeschlossen hatten, die bezeichnete Stelle, und es wurde eine systematische Ausgrabung vorgenommen. Aus dem von O. nach W. streichenden Höhenzuge, der dicht hinter dem recht angenehm gelegenen Dorfe Steinitz anhebt, öffnet sich von Westen her gegen das Dorf ein niedriges Längsthal, welches den Fuss der Höhe der Länge nach durchschneidet. Der Eingang ist trocken, später wird der Grund nass und am Ende moorig; an einer Stelle ist ein kleiner Teich. Hier stiessen wir alsbald auf ein dichtes Geflecht von horizontal gelagerten Baumstämmen und es schien anfangs, als wären regelmässige Vierecke durch Aufpackung grosser Aeste errichtet. Allein die fortgesetzte Grabung liess keine Zweifel darüber, dass wir nur umgestürzte Bäume vor uns hatten. Nicht ein einziger, senkrecht eingetriebener Pfahl wurde aufgefunden; Spuren menschlicher Bearbeitung traten nirgends hervor. Dagegen kamen wir am Uferrande der Stämme auf die Wurzelvertheilung und gegen die Thalmitte hin auf die Verästelung. Auch wurde nicht das kleinste

ganz regelmässiger Rundwall mit tiefem Kessel und hohen, steilen Wänden gewesen; er ist überdiess an seiner östlichen Seite, da, wo er sich dem Lande nähert, noch mit einem halbmondförmigen, jedoch viel niedrigeren Vorwall versehen[1]). Nach der Angabe der Leute habe dort, längs des nach Luckau ziehenden Baches oder Grabens früher noch ein dritter grösserer Langwall gelegen. Ob derselbe in der That den anderen gleich zu stellen ist und zu ihnen gehörte, steht dahin. Jedenfalls war es eine ganz nach Art der vollkommenen Rundwälle mit einer Vorburg eingerichtete Anlage.

Bei diesem Burgwall stellte sich sofort heraus, dass er der slavischen Gruppe angehört. Er ist ganz verschieden von dem Gossmarer, obgleich sie nur $^1/_4$ Meile in gerader Linie von einander entfernt sind und von vorneherein angenommen werden konnte, dass beide in ähnlicher Weise den Bewohnern der verschiedenen Dörfer, welche auf beiden Seiten des Moores liegen, als Refugien gedient hätten. Indess der Freesdorfer Wall enthielt nicht eine Spur von dem Topfgeräth, das Sie auf der Tafel des Hrn. Behla sehen, während der Gossmarer Borchelt wiederum nichts von demjenigen führte, was sich so reichlich in dem Freesdorfer fand. Es waren hier überwiegend die grauen, schwachgebrannten, mit groben Bruchstücken von Granit und anderen Geschieben durchsetzten Scherben, welche die bekannten slavischen Ornamente trugen. Ausserdem zahlreiche geschlagene Knochen von Säugethieren und zwar vorwiegend von gezähmten, verkohltes Holz u. dgl. Diese Sachen kamen namentlich in grösserer Zahl zu Tage aus einem Graben, den Hr. Behla auf meinen Wunsch durch den Grund des Kessels hatte ziehen lassen. Nachträglich hat Hr. Dr. Behla auch noch ein paar bearbeitete Sachen geschickt: einen scharf zugespitzten, aber sonst groben Pfriemen aus Hirschhorn und ein kleines, stark patinirtes, geschlagenes Feuersteinstück, das ganz den Eindruck macht, als ob es als Pfeilspitze benutzt werden sollte.

Der aufgeschüttete Wall selbst bestand aus einer Reihe übereinander gelagerter Schichten, die offenbar der Hauptsache nach der Nachbarschaft entnommen waren. Einzelne derselben waren ganz schwarz, moorig, andere weiss von Wiesenkalk, andere endlich thonig. Sie enthielten zahlreiche Einschlüsse von Conchylien. Wir haben daher — Hr. von Martens war mit von der Partie — viribus unitis ge-

---

Stück eines Topfscherbens oder eines künstlich zerschlagenen Thierknochens aufgefunden. Einige Feuersteinsplitter waren das einzige, was bei mildester Beurtheilung an menschliche Einwirkung erinnern könnte, indess auch darunter war nichts, was eine ausgesprochen künstliche Form dargeboten hätte.

In einer Mittheilung vom 18. Juli berichtet Hr. Behla, der schon früher die Vermuthung ausgesprochen hatte, dass auch Luckau auf einem Pfahlbau sich entwickelt habe, dass kürzlich bei Anlegung eines Brunnens am Markte in einer torfigen Schicht etwa 10 Fuss tief neben anderen Pfählen ein Pfahlstück blossgelegt und endlich herausbefördert wurde, an dem man noch deutlich den Ueberrest eines quereingefügten Balkens sehe. Er hat mir dasselbe zugeschickt und ich muss anerkennen, dass auch ich diesen Eindruck empfangen habe, da das quereingefügte Stück sich keineswegs verhält, wie ein natürlicher Ast. Unmittelbar darüber haben überdiess zwei (gleichfalls mitgeschickte) Lehmklumpen gelegen, welche stark mit Stroh durchmengt sind. Auch sollen Knochen dabei gelegen haben, jedoch ist davon nichts gerettet worden. — Seitdem hat mir Dr. Behla noch zwei der von uns am Rande des Borchelt ausgezogenen grossen, scharf zugespitzten Pfähle geschickt, welche ich an das Märkische Provinzialmuseum abgegeben habe.

1) Hr. Schuster (Heidenschanzen S. 96. Nr. 115) giebt an, dass er 210 Schritt im Umfang hatte, aussen 24, innen 10 Fuss hoch war und ein abgerundetes Viereck vorstellte, das an der einen Seite noch ein halbmondförmiger, 6—12 Fuss hoher Vorwall deckte von 100 Schritt Länge.

sammelt, was zu sammeln war, und das Interesse steigerte sich dadurch, dass die Herren von Luckau, welche allerlei Gegenstände, die in der Nähe gefunden waren, als Ausstellung in dem Kessel aufgestellt hatten, auch einige grössere Conchylien gebracht hatten, deren Vorkommen in einem Lausitzer Moor sehr ungewöhnlich schien. Aus dem, was Hr. v. Martens schriftlich darüber mitgetheilt hat, will ich nur hervorheben, dass unter den grösseren Conchylien zunächst gewöhnliche Austernschalen aus der Nordsee, möglicherweise aus dem Mittelmeer, vorkamen, von denen ein Stück am Wirbel künstlich durchbohrt und mit einer Drahtschlinge durchzogen war; dann 3 Schalen einer andern Ostrea, die sicher in der Nordsee nicht vorkommt, und endlich eine Oliva reticularis aus Westindien von noch ziemlich frischem Aussehen Es wurde allerdings behauptet, dass auch sie in der nächsten Umgebung gefunden sei, indess werden wir sie wohl ausschliessen können. Weiterhin hat Hr. von Martens diejenigen Conchylien, die wir in den Schichten des alten Walles fanden, bestimmt, und es hat sich herausgestellt, dass ein ungewöhnlich grosser Reichthum von Arten vorhanden ist: 14 Arten Landschnecken und 5 Arten Süsswasserconchylien, im Ganzen 19 Arten, sind allein aus diesem Burgwall bestimmt worden. Die weiteren Bemerkungen des Hrn. v. Martens werden Sie aus seinem angefügten Berichte ersehen.

Von dieser Stelle begaben wir uns dann nach einem benachbarten Dorfe, Kahnsdorf, welches merkwürdiger Weise noch jetzt ringsum mit einem vollständig erhaltenen viereckigen Erdwall und Graben umgeben ist. Die Aufmerksamkeit lenkte sich damit auf die älteren Lausitzer Dörfer, und da ich die Ehre hatte, mit dem ehemaligen Ministerpräsidenten Freiherrn von Manteuffel zu fahren, so erhielt ich eine Menge von sehr schätzenswerthen und eingehenden Mittheilungen über die Geschichte und Einrichtung der Dörfer. Ich habe hier in meiner Hand eine Mittheilung von Dr. Jentsch aus Guben, den ich veranlasst habe, eine mir von Sr. Excellenz mitgetheilte Nachricht weiter zu verfolgen. Hr. v. Manteuffel war der Meinung, dass Freesdorf eigentlich Friesendorf hiesse und in altem Gegensatz stehe zu dem benachbarten Frankendorf. Diese Erklärung ist an sich möglich, da im Laufe des 12. Jahrhunderts eine grosse Menge von Colonisationen vom Niederrhein und den Küsten des nördlichen Meeres nach dieser Richtung stattgefunden haben, allerdings überwiegend jene Einwanderungen, die gewöhnlich mit dem Namen „flämische“ bezeichnet werden, da sie von Flandern und den nächsten Theilen des Niederrheins und der holländischen Seeküste ausgingen. Indess ist auch von den alten Chronisten der Friesen gedacht, wenn auch in beschränkter Weise. Nichts desto weniger finden sich Angaben über das Vorkommen von Friesen bei uns und Sie begreifen, dass, nachdem ich mich 3 Jahre lang mit der Craniologie der Friesen beschäftigt habe, es mir interessant war, plötzlich Anhaltspunkte zu finden, um möglicherweise die Craniologie dieser Einwanderer auch in der Lausitz festzustellen. Hr. Dr. Jentsch hat es übernommen, die verschiedenen Quellen, welche ihm zugänglich waren, durchzusehen. Das Ergebniss ist aber bis jetzt ein sehr ungünstiges gewesen: es hat sich namentlich die merkwürdige Thatsache herausgestellt, dass ganz analoge Namen in Mähren und Böhmen in grösserer Zahl vorkommen und zwar immer bei solchen Orten, welche im Slavischen an der Stelle des F ein weiches B haben. Friesedorf heisst mährisch Brezina, und Friesehof Bresna. Es scheint, dass daher vielmehr umgekehrt nach und nach der alte slavische Name Briesen, der so viel verbreitet als Dorfname in Pommern, der Mark, Posen, der Lausitz vorkommt und uns Allen so geläufig ist, germanisirt und in Friesdorf oder Friesendorf übergegangen ist. Hr. Jentsch hat eine ganze Reihe solcher Beispiele beigebracht, die alle auf dasselbe hinausgehen. Ich habe aus

seinen Zusammenstellungen mit Interesse ersehen, dass es auch in Steyermark, wie in der Mark, ein Friesack giebt; dort heisst es slavisch Brězow. Es ist mir daher zweifelhaft geworden, ob man mit dem Friesendorf bei Luckau in ethnologischer Beziehung irgend etwas anfangen kann. Indess giebt diese Notiz vielleicht Einem, der mehr der linguistischen Seite zuneigt, Veranlassung, sich der Sache weiter anzunehmen. Ich habe früher eine ähnliche Notiz über Görlitz gefunden, dass dort zu einer gewissen Zeit Friesen als Bürger angenommen seien, bei genauer Forschung liess sich das aber auch nicht feststellen. —

Schon bei meiner vorletzten Excursion in die Lausitz, kurz vor Ostern, sind mir von Hrn. Veckenstedt einige umwallte Dörfer bezeichnet worden, allerdings weiter südlich gegen das Gebirge hin in der Gegend von Drebkau, namentlich Papproth und Wolkenberg, welche noch jetzt mit Steinringen eingehägt sein sollen. Mir fehlte leider die Zeit, sie zu besuchen, da wir uns zu lange in einem Braunkohlenwerke aufgehalten hatten. Immerhin scheint es, dass hier in der Lausitz in viel grösserer Ausdehnung, als wir es sonst gewöhnt sind, planmässige Dorfbefestigungen bestanden haben.

Schliesslich endete unsere Expedition in ihrem technischen Theile in dem Dorfe Zaako, östlich von Luckau, in dessen Nähe ein sehr leicht zugängliches, allerdings zum grössten Theil durch das Sandgraben schon entleertes Urnenfeld sich befindet. Es gelang uns, mit geringer Mühe aus dem ganz losen Sande noch eine Reihe von oberflächlich gestellten Urnen selbst hervorzufördern. Sie gehören dem bekannten Lausitzer Typus an: helles gelbliches, ziemlich feines Material, glatte Oberfläche, Henkel, sehr entwickelte Ornamentik mit Buckeln, Knöpfchen, Reifen, geometrischen Zeichnungen u. s. f. Dr. Behla hat uns unsere Funde zugeschickt. Es kam auch eine Kleinigkeit von Bronzen zu Tage, die zwischen den gebrannten Gebeinen in den Urnen lagen. Es handelt sich hier also um das Nehmliche, was wir sonst schon so viel aus der Lausitz kennen: ein Urnenfeld, welches, wie es scheint, einer vorslavischen Periode angehört. Fügen wir hinzu, dass wir vorher einen slavischen und einen vorslavischen Burgwall gesehen hatten, so ist das für die wenigen Stunden gewiss ein sehr reiches Resultat.

Nach der Rückkehr von Zaako besuchten wir noch die Kirche in Luckau, um die daran befindlichen zahlreichen Grübchen und Rillen zu untersuchen. Grade, als wir vor der so oft besprochenen Südthür standen, traf ein Begrüssungstelegramm von Dr. Veckenstedt aus Paris ein. Die Grübchen waren von um so grösserem Interesse, als sie sich hier nicht sowohl in Backstein, sondern ganz überwiegend in Bruchstein finden. Das Fundament der alten Kirche ist bis über Mannshöhe in einem harten, eisenfarbenen Conglomerat ausgeführt, welches in einiger Entfernung von der Stadt anstehend gefunden wird. Die Steine sind zu regelmässigen Quadern von mässiger Grösse behauen. Daran finden sich, ganz besonders häufig in der Nähe der Thür in der südlichen Seitenwand, gut gerundete Grübchen oder Näpfchen, zuweilen in Quincunx-Form, meist jedoch unregelmässig zerstreut. Wir haben hier also, wenn auch nicht das erste, so doch vielleicht das schönste der bis jetzt bekannten Beispiele, wo die Näpfchen auch an Quadersteinen ausgehöhlt worden sind.

Den Schluss des Tages bildete jenes schon erwähnte Essen. Vorher war der Gesellschaft jedoch noch ein anderer Genuss geboten, indem man in ähnlicher Weise, wie es bei den letzten Excursionen Gebrauch war, aus der Umgegend alles zusammengebracht hatte, was an prähistorischen Funden zu erreichen war. Es war eine Localausstellung des Kreises Luckau, zu der Gross und Klein im reichlichsten

Masse beigesteuert hatte. Ich will Sie mit dem Einzelnen nicht belästigen, Dr. Behla hat mir ein Verzeichniss der sämmtlichen Funde des Luckauer Kreises zugehen lassen.

Zweierlei ist mir aber besonders aufgefallen. Aus der Gegend von Weissagk, welche sehr reich ist an allerlei Funden, bemerkte ich ein Paar falzartig eingreifende Urnendeckel, — eine Einrichtung, welche an das erinnert, was ich Mützenurnen genannt habe, wo ein bald flacher, bald gewölbter, kappenartiger, gewöhnlich ornamentirter Deckel mit einem vorspringenden Rande in die Mündung der Urne eingreift, während die gewöhnlichen Deckel über den Rand übergreifen. Es waren zwei solcher Deckel vorhanden, die ersten, die mir in dieser Art in der Lausitz vorgekommen sind. Dann ist auf dem Borchelt von Weissagk wieder einmal ein grosser flacher Mühlstein gefunden, der zu meinem Erstaunen aus demselben Material bestand, welches ich schon an mehreren Orten gefunden habe. Ich habe früher einmal mit dem verstorbenen Gustav Rose Vergleichungen über das Material veranstaltet; er kam zu der Ueberzeugung, die ich nur theilen kann, dass es sich um Niedermendiger Stein handle. Derselbe muss also zu dieser Zeit schon ziemlich weit über diese Länder verbreitet gewesen sein, und man muss schliessen, dass schon in altslavischer Zeit ein Handel mit rheinischen Mühlsteinen stattgefunden hat.

Zum Schlusse kann ich auch hier nur wiederholen, was ich schon in Luckau selbst gesagt habe, dass wir den Herren zu ganz besonderem Dank verpflichtet sind für die ehrenvolle gastliche Aufnahme, welche sie uns bereitet haben, und für die umsichtige Vorbereitung der Excursion, wodurch es uns möglich wurde, im Laufe eines einzigen Tages eine so grosse Fülle von Erfahrungen zu sammeln. —

Hr. Behla übersendet folgendes

Verzeichniss der aus Luckau und Umgegend bekannten Funde.

I. Steingeräthe.

1) Beim Freesdorfer Burgwall ein Steinhammer, durchbohrt. (Privatsammlung des Dr. Behla).
2) Im Freesdorfer Torfmoor Lanzenspitze. (Desgl.).
3) „ „ „ Wetzstein. (Desgl.).
4) „ „ „ polirter Steinkeil. (Desgl.).
5) „ „ Burgwall Steinmesserchen. (Desgl.).
6) Bei Freiwalde mehrere Pfeilspitzen. (Desgl.).
7) „ Riedebeck Steinmesser. (Desgl.).
8) Auf Weissagker Burgwall Handmühle. (Desgl.).
9) Bei Krossen Steinhammer. (Staatsminister a. D. von Manteuffel)

II. Bronzegeräthe.

1) Bei Langengrussau Bronzecelt. (Privatsammlung des Dr. Behla).
2) „ Freiwalde mehrere Bronzeringe. (Desgl.).
3) „ Zaako mehrere Bronzeringe und geschmolzene Bronzestücke. (Desgl.).
4) „ Weissagk Bronzeperle und Bronzenadel. (Desgl.).
5) „ „ Bronzenadel. (Rittergutsbesitzer Zimmermann in Weissagk).
6) „ Kümmeritz Pfeilspitze. (Privatsammlung des Dr. Behla).
7) „ Sellendorf Schnalle. (Desgl.).
8) „ ? Bronzebeil. (Desgl.).

III. Eisengeräthe.

1) Bei Fürstlich Drehna grosser Schlüssel. (Privatsammlung des Dr. Behla).
2) „ Boresdorf Sporn. (Freiherr von Thermo).
3) „ Grünswalde zwei Schlüssel. (Desgl.).
4) „ Sandow Streitaxt. (Privatsammlung des Dr. Behla).
5) In Luckau beim Fundamentiren Schlüssel und Axt. (Desgl.)
6) Bei Kümmeritz mehrere Nadeln und Schmucksachen aus Urnen. (Desgl.).

IV. Thongefässe.

1) Bei Zaako. (Privatsammlung des Dr. Behla).
2) „ Zaakoer Heide. (Desgl.).
3) „ Freiwalde. (Desgl).
4) „ Garrenchen. (Desgl.).
5) „ Zinnitz. (Desgl.).
6) „ Fürstlich Drehna. (Desgl.).
7) „ Weissagk. (Desgl.).
8) „ Waltersdorf. (Desgl.).
9) „ Ukro. (Superintendent Tzschabrau).
10) „ Krossen. (Staatsminister a. D. von Manteuffel).
11) „ Grünswalde. (Freiherr von Thermo).
12) „ Gahro. (Förster Rössler).
13) Scherben aus Burgwall bei Freesdorf, Gosmar, Riedebeck. (Privsamml. d. Dr. Behla).
14) Scherben von einer Gesichtsurne bei Freesdorf. (Desgl.).
15) Ein tiegelförmiges Gefäss bei Weissagk. (Desgl.).
16) Bei Zinnitz Thonperlen aus Urnen. (Desgl.).
17) Mehrere Urnen. (Gymnasialsammlung Luckau).
18) Ein Horn aus Thon bei Krossen. (Staatsminister a. D. von Manteuffel).

V. Knochen.

1) Bei Freesdorf 2 Mammuthzähne. (Privatsammlung des Dr. Behla).
2) „ „ Mammuthzahn. (Gymnasialsammlung Luckau).
3) „ Boresdorf im Torf rechte Hüfte eines Elengeweihes. (Gymnasials. Luckau).
4) Im Freesdorfer Moor Elengeweih, ganz. (Hr. Müthsam, Luckau).
5) „ Lehm bei Wittmannsdorfer Ziegelei mehrere Pferdezähne. (Privatsammlung des Dr. Behla).
6) „ Freesdorfer Burgwall eine Hornnadel. (Desgl.).
7) „ „ Moor mehrere Muschelgeräthe. (Desgl.).
8) Bei Freiwalde und Zaako mehrere Menschenzähne aus Urnen. (Desgl.).

Hr. v. Martens hat an den Vorsitzenden folgenden Bericht erstattet über die

Conchylien aus dem Burgwall von Freesdorf.

In der Anlage erlaube ich mir Ihnen die Namen der bei der Exkursion am letzten Sonntag von Ihnen und anderen Theilnehmern im Freesdorfer Burgwall gefundenen Conchylien nebst einigen „räsonnirenden" Bemerkungen darüber zu schicken, sowie auch, was ich über die drei grösseren dort gezeigten Stücke zu sagen weiss.

Vielleicht dürfte es Sie auch interessiren, dass das Gosmar'sche Moor mir grade da, wo ich mich etwas zu weit hineingewagt hatte und mit dem einen Fuss durch-

gebrochen war, eine in Norddeutschland seltene Wasserschnecke, Limnaea peregra, geliefert hat, welche häufiger in den kälteren Gewässern des südlichen Deutschlands, in Bächen und höher gelegenen Torfmooren ist.

Liste der Conchylien,
welche im Freesdorfer Burgwall gefunden worden sind während der Excursion der anthropologischen Gesellschaft, 30. Juni 1878.

a) Landschnecken.

Hyalina nitida Müller.
Helix pulchella Müller, zahlreich.
„ rubiginosa Ziegler.
„ bidens Chemnitz.
„ fruticum Müller.
„ arbustorum L., ziemlich zahlreich.
„ hortensis Müller.
Buliminus obscurus Müller.
„ tridens Müller (siehe unten).
Cionella lubrica Müller.
Clausilia laminata Montagu (bidens Drap.)
Pupa muscorum L.
Succinea oblonga Drap.
Carychium minimum Müll. . . . . 14 Arten.

b) Süsswasser-Conchylien.

Bithynia tentaculata L. (Paludina impura Lam.), zahlreich.
Planorbis marginatus Draparnaud, zahlreich.
„ spirorbis L.
„ nitidus Müller.
Cyclas cornea L. . . . . 5 Arten.
19 Arten.

Bei Betrachtung dieser Liste müssen wir zuerst Buliminus tridens von den übrigen absondern; diese Art allein ist nur an dem Abstich links von unserem Eingang in den Burgwall gefunden worden (die anderen rechts), sie allein ist auch lebend auf dem Wall gefunden worden und sie liebt überhaupt sonnige, mit kurzem Rasen bewachsene Abhänge; die todt gefundenen Exemplare haben also wahrscheinlich auch am Wall, wie er jetzt ist, gelebt. — Die übrigen Arten sind theils Bewohner stehenden Wassers, auch kleiner sumpfiger und mooriger Gewässer; die aufgeführten Landschnecken theils charakteristisch für Uferränder und Sumpfgräben (Helix bidens, rubiginosa, Hyalina nitida), theils Bewohner der Gebüsche und des Laubwaldes (Helix hortensis, arbustorum, fruticum, Clausilia laminata, Buliminus obscurus). Alle kommen noch jetzt lebend in der Mark vor und ihre leeren Schalen findet man auch jetzt oft im Wasser. Sie deuten also darauf hin, dass das Material einer sumpfigen, aber doch auch mit Gebüschen und Bäumen besetzten Gegend und mindestens zum Theil aus stehenden Gewässern entnommen ist. Nicht vertreten unter denselben sind: 1) die charakteristischen Arten grösserer Seen und Flüsse, und 2) alle diejenigen Arten, von denen man mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit annehmen darf, dass sie erst durch die fortschreitende Kultur in der Mark eingebürgert sind, so Helix nemoralis, die hauptsächlich in Parken und künstlichen Anlagen; H. pomatia, die an den Stellen alter Klöster, H. obvia, die an Eisenbahnböschungen vorkommt, und Dreissena polymorpha, welche in unserem Jahrhundert

durch Flossholz eingeschleppt wurde. Es ist die Schneckenfauna des vom Menschen noch nicht veränderten Bodens.

Die grösseren Conchylien, welche uns bei dem Besuche des Burgwalles als frühere Funde gezeigt wurden, gehörten drei verschiedenen Arten an, alle drei Meerbewohner:

1) Gewöhnliche Austerschalen, wahrscheinlich Ostrea edulis L. aus der Nordsee, doch kann ich nicht dafür stehen, ob sie nicht auch aus dem Mittelmeer kommen, stark abgerieben, das eine Stück nahe am Wirbel künstlich durchbohrt, und eine Drahtschlinge durch dieses Loch gezogen, als ob das Stück irgendwo aufgehängt gewesen wäre.

2) Drei in natürlicher Weise an einander aufgewachsene halbe Schalen einer anderen Art der Gattung Ostrea, ohne merkliche Spuren von Bearbeitung. Eine Art mit derartig faltigem Rande findet sich sicher nicht in der Nordsee, wahrscheinlich ist es die ostindische Ostrea cucullata Born, ich will aber ohne nähere Vergleichung die Möglichkeit nicht ausschliessen, dass es Ostrea cristata Born aus dem Mittelmeer sein könnte.

3) Oliva reticularis Lam. aus Westindien, Aussehen und Farbe noch ziemlich frisch, die Spitze fehlt, ob absichtlich abgeschliffen oder zufällig zerstört, wie man es öfters bei am Strande aufgelesenen Exemplaren findet, konnte ich nicht unterscheiden. Ueber die Gattung, die den europäischen Meeren vollständig fremd ist, kann kein Zweifel sein, und auch in der Artbestimmung glaube ich mich wohl nicht zu irren. Andere ähnliche Arten finden sich in Ostafrika und Ostindien. Ich wüsste nicht, dass diese oder eine ähnliche Art bei irgend einem Volke als Schmuck verwendet wird, aber sie gehört wie die Cypraea zu denjenigen Conchylien, welche ihrer Schönheit wegen seit lange von Matrosen u. A. nach Europa mitgebracht werden und daher in keiner noch so kleinen Privatsammlung fehlen.

Nr. 2 und 3 machen mir den Eindruck, als ob sie aus irgend einer modernen Conchyliensammlung eines Liebhabers stammen und nur aus Missverständniss unter die Alterthümer gekommen wären. —

Hr. Jentsch hat dem Vorsitzenden folgende Mittheilungen zugehen lassen über den

Namen Friesendorf.

Ueber den Ursprung des Namens Freesdorf habe ich sogleich nach meiner Rückkehr von Luckau recherchirt, vor Allem nach einer älteren urkundlichen Form desselben. Es ist aber weder mir, noch dem Historiker unserer Anstalt gelungen, im Verzeichniss der Luckauer Magistratsurkunden (Lausitzisches Magazin Bd. 46), in Worbs Codex diplomaticus Lusatiae inferioris 1620, in den Destinat. litterar. Lusatica, welche eine Geschichte des Klosters Dobrilugk enthalten, dessen Afterlehen mit Frankendorf zugleich Freesdorf war, eine alte Form ausfindig zu machen. Berghaus citirt im Landbuch von Brandenburg (III. S. 615) allerdings aus dem Jahre 1596 unter den Dobrilugker Besitzungen „Franken- und Forstdorf, d. i. Frankena (das aber bei Kirchhain liegt) und Freesdorf“, aber die Deutung des ersten Namens muss gegen die des zweiten misstrauisch machen, zumal da Berghaus selbst ein Vorwerk Forst in der Nähe von Dobrilugk erwähnt. An einer anderen Stelle giebt er ohne Zeitbestimmung die Nebenform Fressdorf an. Am ersten würde in den Acten des Rentamtes zu Lübben (jetzt vielleicht in Frankfurt a. O.) Auskunft zu erlangen sein, unter dem Frankendorf und Freesdorf standen (nach Vetter, Chronik von Luckau S. 4), allenfalls vielleicht in den Pfarr-

acten von Görlsdorf (1397 als Gerlichsdorf, 1400 Gerlisdorf erwähnt, wohl Gerlachsdorf), wohin beide Dörfer, Frankendorf mit Filialkirche, eingepfarrt sind.

In der gegenwärtigen Form des Namens liegt ein zwingender Hinweis auf die Friesen nicht, insofern die Herleitung desselben aus dem Wendischen nicht ausgeschlossen, sondern durch Analogieen gestützt ist. Aus ta bråsa die Birke sind nach Buttmann, „Die deutschen Ortsnamen mit besonderer Berücksichtigung der ursprünglich wendischen in der Mittelmark und Niederlausitz." Berlin 1856. S. 89 f. (wo Freesdorf selbst nicht erwähnt wird), die Namen Briesen, Bresinchen, Gross-Breesen, Briesko bei Senftenberg (wendisch bråski) gebildet, durch Uebersetzung Birkenberg, in dessen Nähe ein Hügel brôsow. Einige andere Buttmann'sche Ableitungen, die hier nicht in's Gewicht fallen (Brietzen, Briest, Briesnick, Pritz, Pritzen) sind von Bronisch, Lausitz. Magaz. Bd. 6, S. 197 bestritten. Ein noch deutlicherer Anklang an den Volksnamen Friesen als in Freesdorf tritt nach Buttmann a. a. O. S. 90 im mährischen Friesedorf, Brezina, und Friesehof, Bresna, auf, also in Gegenden, für deren friesische Colonisation wohl Nichts spricht.

Immisch schreibt in seiner Abhandlung: Die slavischen Ortsnamen in der südlichen Oberlausitz, Zittau Schulprogramm 1874. S. 8: bei brěza die Birke: „Die Verhärtung des b in p ist nicht gewöhnlich, dagegen die Erweichung des „b in f. Die Ortsnamen Friesen und Friesendorf in Mähren heissen brězina, Frie-„sach in Steiermark brezow, in Kärnthen brěze. Wahrscheinlich gehören hierher „auch die Ortsnamen Gross- und Kleinfriesen bei Plauen, Friessnitz bei Weida. „Dagegen sind die Friesendorf wohl Ansiedlungen von Friesen." (Ein Satz, der dem vorhergehenden über das mährische Friesendorf widerspricht). „Vielleicht „können auch Ortsnamen, welche mit Wr beginnen, von brěza abgeleitet werden, „da ein Ort Wiesa bei Camenz (mit Weglassung von r) wendisch brěznja heisst." —

Andrerseits wird dieser Herleitung aus dem Wendischen gegenüber in einer göttinger Abhandlung über die dortigen Familiennamen von Dr. Fick 1875. S. 5. — für jene Gegend allerdings unter anderen Voraussetzungen, als sie zunächst für die Lausitz gelten, — die Namensform Frees anf den Volksstamm bezogen. Er führt die Formen Freise, Frisius, Frees an.

Sprachlich würden also beide Ableitungen möglich sein. Von geschichtlichen Nachrichten ist mir nur zugänglich gewesen, was ohne Quellenangabe im Lausitzer Magazin Bd. 3 (1824) S. 204 mitgetheilt ist (Aufsatz eines ungenannten Verfassers über die Einwirkung der Colonisation auf den Gubener Obstbau). „Vom Jahre 1123—1131 verwüsteten Erdbeben und Ausbrüche des Oceans „sowie innere Unruhen Holland, Friesland, Brabant und Flandern. Viele . . . . . „wanderten aus. — — Erzbischof Wichmann von Magdeburg, Bischof Gerung von „Meissen, Conrad I. von Meissen und (Nieder-)Lausitz nahmen sie auf . . . Con-„rad I. versetzte diejenigen Holländer und Flandern, die zu ihm ihre Zuflucht ge-„nommen hatten, in die Niederlausitz, wo sie sich in Guben, Fürstenberg, Sommer-„feld, bei Sorau niederliessen — etwas vor 1154." — Angaben, die für diese spezielle Frage ohne Beweiskraft sind.

(10) Hr. Hartmann sprach über die

ethnologischen Ergebnisse neuerer afrikanischer Expeditionen von Cameron und H. Stanley.

Bereits früher, in meinen Nigritiern Th. I., S. 92, habe ich über gewisse Vorgänger der neuesten kühnen Reisenden meine Meinung geäussert. Am wenigsten konnte ich mich von den ethnologischen Ergebnissen der Unternehmungen

eines R. Burton befriedigt fühlen. Dieser höchst begabte und muthige Forscher, dieser überaus fruchtbare Schriftsteller, dem es auch keineswegs an Erzählungstalent, sowie an einem erfrischenden Humor gebricht, malträtirt mir die Schwarzen des ostafrikanischen Gebietes in ihren ethischen und moralischen Beziehungen etwas gar zu sehr, und er ermangelt jener ruhigen, objectiven, menschlich-gemüthlichen Betrachtungsweise, welche mir eine ganz unerlässliche Bedingung für jeden Darsteller ethnologischer Verhältnisse zu sein scheint. Diese Betrachungsweise bedarf nicht der priesterlichen Salbung und der phantastischen Schwärmerei, wobei Uebertreibungen und Schönfärberei geläufig sind, wie das vielen unserer ehrenwerthesten Philanthropen und Glaubensboten eigen ist, sie soll aber auch nicht caustisch, nicht hart, nicht absolut abweisend sich verhalten. Nirgend ist ein gewisses Pharisäerthum, ein Brüsten mit unserer Civilisation, so unwürdig und schädlich, wie bei einer Beurtheilung des Charakters von Naturvölkern. Vergessen wir nie, dass auch unsere hochgepriesene Civilisation kein Schutzmittel gegen sittliche Fäulniss gewährt. Trotz jener unserer Civilisation geschahen ja gerade in den kürzlich verwichenen Tagen Scheusslichkeiten, deren sich selbst mancher rohe Wilde schämen dürfte.

Speke und Grant sind in die von uns an Burton gerügten Fehler nicht verfallen. Sie beurtheilen ihre Leute nicht unter dem Einflusse jener herben, ja ich möchte sagen, verbissenen Stimmung, welche die europäischen, unter Hitze, Strapazen, Entbehrungen und oft recht kleinlichen Nörgeleien seufzenden Afrikareisenden so häufig irre leitet. Es ist jene Stimmung die Folge eines nervösen Leidens, welches ich — sit venia verbo — tropische Berserkerei, Furor tropicus, nennen möchte. Diese Krankheit sucht sich in Afrika ihre Opfer keineswegs allein. Sie ist auch in den ungangbaren Wildnissen anderer heisser Länder zu Hause. Den Einen erfasst sie nur leicht, vorübergehend, den Anderen für längere Zeit, sie währt manchmal nach längst gethaner Reise noch das halbe Leben hindurch. Sie steht in genauem Zusammenhange mit der ursprünglichen Gemüthsbeschaffenheit des Betroffenen. Offene, heitere, lebenslustige und bei alledem ernster Forschung geneigte Naturen werden jenem Leiden am wenigsten leicht unterliegen.

Speke und Grant verdanken wir manche gute, wohl zu verwerthende Bemerkung über die von ihnen durchmessenen Gebiete und über deren Bewohner. Aber wir vermissen bei ihnen das, was Burton in seinen Reiseberichten nicht vermissen liess, nehmlich zusammenfassende, resumirende Artikel über die beobachteten Völker. Wenn wir daher auch Burton's Standpunkt gegenüber den ostafrikanischen Naturvölkern anfechten, so müssen wir doch wieder der von ihm gewählten Methode einer Rubricirung Lob spenden.

Cameron ist ein Reisender, von dessen mildem, wohlwollendem und ruhigem Charakter jede Zeile seines Reiseberichtes Zeugniss ablegt und der doch trotzdem alle jene Eigenschaften zeigt, welche den ritterlichen, heldenhaften, Albions Fluren entsprossenen Pionier auszuzeichnen pflegen. Cameron offenbart viel Beobachtungstalent, er schildert mit Geschick und einer gewissen einfachen Treue. Aber er behandelt die Ethnologie der von ihm durchreisten, gerade für unsere Wissenschaft so ungeheuer interessanten Gebiete gar zu aphoristisch und verräth nur wenig Verständniss für die vielen Fragen, wie sie heuer die Erforschung der Völkerkunde Afrikas bewegen.

Stanley ist ein echter Feuergeist, ein Mann, hinter dessen selbstgewähltem bescheidenem Titel eines Zeitungsreporters sich eine grosse Seele birgt. Gewaltig in seinen Entschlüssen, ist er heroisch in deren Ausführung. Man hat diesen

Amerikaner, der zugleich ein African at home ganz besonderer Art geworden ist, geziehen, seine Wege durch den „dunklen Welttheil" mit Blut und Brand gezeichnet zu haben. In der That hat Stanley oftmals seine Musketen knallen lassen und mancher schwarze Widersacher ist von ihm und seinen Getreuen auf den Waldboden oder den Flusssand Inner-Afrikas niedergestreckt worden. Allein wenn man Stanley's so einfache, nüchterne, zierlose Darstellung der von ihm bestandenen Kämpfe liest, wenn man zugleich aus Selbstanschauung mit den Mysterien der afrikanischen Wildniss vertraut ist, so wird man schliesslich das Urtel fällen müssen, dass Stanley weiter nichts gethan, als gerechtfertigte Nothwehr geübt hat. Nicht jeder Mann ist dazu geeignet, feindselige Behandlung ohne Repressalien zu erdulden, — am allerwenigsten ist diess Stanley. „Schlag um Schlag" gilt ihm als Regel. Soll man ihn deshalb tadeln? Ich selbst möchte es gewiss nicht, denn männlicher Muth erscheint auch mir eine den Afrikaforscher ganz besonders zierende Eigenschaft zu sein. Ich bin daher recht froh, dass meine anthropologischen und geographischen Freunde, sowie ich selbst jenen Entrüstungs-meetings fern geblieben sind, die in gut gemeinter, aber missverstandener Weise das Vorgehen unseres ausgezeichneten Reisenden zu verunglimpfen für gut befunden haben. Wir folgen seiner Schilderung mit schlagenden Pulsen, wir glauben wieder die Speere der schwarzen Krieger blinken zu sehen und das Rauschen in den alten Urwaldbäumen zu vernehmen, wenn wir ihn im Geiste zu den Hoflagern Mtesa's oder zu den Livingstone-Fällen u. s. w. begleiten. Wir können unmöglich die Rührung bewältigen, wenn Stanley den jähen Untergang treuer Gefährten schildert, wenn er der aufopfernden Dienste seiner dunklen Reisigen gedenkt. Fürwahr ein ganzer Mann! Er fasst gut auf und schildert anmuthig. Seine Darstellung des Lebens der Wagandabauern ist ungemein anziehend. Etwas stark sanguinisch, preist er den immerhin bedeutenden Despoten Mtesa wohl gar zu hoch, lässt sich auch zu sehr von christlicher Missionsschwärmerei beeinflussen. Reicht dem Nigriter erst den Grabscheit, lehrt ihn gut bauen und dann lehrt ihm erst die Bibel! Aber sucht nicht unmittelbar unverstandene Glaubenslehren auf das brutale Heidenthum des ungezügelten Wilden oder Halbwilden zu pfropfen!

Stanley, Cameron und deren Vorgängern fehlt eins, nehmlich die vergleichend-ethnologische Methode. Sie sind eben keine Naturforscher, sie erzählen schlichthin, was ihnen aufgestossen ist, und versuchen keine Seitenblicke zu thun. Einschlägige, die entfernteren oder benachbarten Gebiete behandelnde Literatur ist ihnen gleichgültig. Wir erhalten von ihnen keine landschaftliche Schilderung im Sinne der Humboldt, Martius, Poeppig u. A. Ich habe mir bis jetzt eine Vorstellung der Kalihari-Natur erst nach Aquarellen von Baines und nach Holzschnitten von Fritsch machen können, nicht aber nach den Schilderungen der Livingstone u. s. w., denen das Talent und die wissenschaftlichen Kenntnisse zur getreuen Naturmalerei in Worten mangeln. Wie die Wälder am Ukerua und am Tanganika aussehen, davon geben mir jene Reisenden keine Idee, wogegen mich Schweinfurth auf einer halben Seite davon unterrichtet, wie denn ein Uelle-Forst eigentlich beschaffen sei. Baker hadert über die herzbrechende Langweiligkeit der Ufer des weissen Nils, deren Natur doch selbst einfachen wiener Volksschullehrern und schlichten tyroler Seminaristen zu imponiren vermocht hat. Man bleibt darüber ungewiss, ob man die Ufer der Bacher-el-Gebel oder die Lamentos eines Baker für das Herzbrechendere, Langweiligere erklären solle!

Aehnlich wie mit der Landschafts-Schilderung verhält es sich mit den ethnologischen Darstellungen der oben erwähnten Reisenden. Ihre Völker treten mir gar zu kalt und zu unvermittelt in die Erscheinung. Nicht lerne ich, ob z. B. die

Waganda, Wanyoro, die Leute von Karague u. s. w. direct Wahuma, Orma, oder Gala sind oder ob sie mit dieser ausgedehnten Völkerfamilie nur eine nähere oder entferntere Verwandtschaft haben. Ueberall fehlen hier die vergleichenden, verbindenden Elemente. Mag das unzureichende Verfahren jener Reisenden, wie so vieler anderer, in den Augen feuilletonistisch und encyclopädisch gebildeter Leute, seien sie Beamte, Kaufleute u. s. w., denen specielle Studien fern liegen, ausreichend, ja vorziehbar erscheinen, vorziehbar allem „gelehrten Kram." Allein die Afrika-Forschung kann dem grossen Publikum überhaupt nur wenig zu Gute kommen. Der Epicier und verwandte Berufsklassen fragen selten viel danach, wie z. B. ein afrikanischer Wald beschaffen sei und was eigentlich für Leute darinnen wohnen, wenn diese nur als recht schwarz und mit recht viel Glasperlen behangen geschildert werden, womöglich den unanfechtbaren Affenstammbaum vor der Stirn. Im Uebrigen aber sehnt sich diese Leserklasse nach Abenteuern, Jagd- und Mordgeschichten. Das liest sich so schön im Schlafrock und in Pantoffeln, das hat u. A. Baker so populär gemacht. Der ganze ethische Gewinn, welchen die gelehrte Afrikaforschung gewährt, fällt nur wenigen Auserwählten zu. Aber dieser Gewinn will auch erst durch harte wissenschaftliche Arbeit ermöglicht werden. Das kann in ethnologischer Hinsicht nur von tüchtig durchgebildeten, mit gehörigen anatomischen Kenntnissen ausgerüsteten und in ikonographischer Darstellungsmethode oder im Photographiren geübten Anthropologen geschehen. Letztere sollte man vor allen Dingen nach Afrika senden, besonders um in jenen Gebieten die Nachlese zu halten, welche die kühnen Burton, Speke, Grant, Cameron, Stanley und Livingstone vorbereitend durchzogen haben.

Die Werke der letzterwähnten Reisenden sind mit zahlreichen, auch Völkertypen und ethnographische Gegenstände vorstellenden Illustrationen versehen. Ich habe schon früher (Nigritier I., S. 108) mich veranlasst gefühlt, die Burton'schen ethnologischen Carricaturen scharf zu tadeln. Ein Kenner lacht vielleicht kaum über dieselben; der Laie und Dilettant aber werden durch solche abscheulichen Niggerfratzen in ihren Vorstellungen über die Schwarzen irregeleitet. Dergleichen Zerrbilder sind geeignet, in halbgebildeten und unklaren Köpfen eine wahre Verwüstung anzurichten. Die Leistungen der Speke, Livingstone und Cameron sind in dieser Hinsicht besser. Indessen merkt man auch ihnen an, dass sie daheim in den Ateliers der vorzüglichen Darsteller Wood, Wolf, Zwecker u. s. w. nach meist geringfügigen Materialien entstanden seien.

Stanley, welcher seine Typen direct mit dem photographischen Apparat gearbeitet, zum mindesten mit Hülfe der photographischen Camera aufgenommen hat, kann auch hierin Anspruch auf grössere Genauigkeit machen. Man findet unter seinen Bildern in der That einige interessante und charakteristische Köpfe.

Werfen wir nun noch einen kurzen Blick auf die von jenen Reisenden berührten Völkerschaften Ostafrikas. Die hier und da gewählte Bezeichnung derselben als „Negroiden" halte ich für nichtsbedeutend. Es fehlt auch mir leider noch an einem passenden Gesammtnamen für die unstreitig in einer grossen Völkergruppe zusammengehörenden Afer oder Danakil, Somal, Gala, Orma oder Wahuma, Bedja und nördlichen A-Bantu. Ich habe in meinen Nigritiern S. 403 die Organisation der Wamasay eine derjenigen der Bantu ähnliche genannt. An die Amazulu erinnert die Fechtweise jener kriegerischen Widersacher v. d. Deckens und anderer unserer Reisenden in geschlossenen Massen. Ein von Hrn. Hildebrandt mitgebrachter riesiger Masay-Schild entfernt sich nicht weit von demjenigen der Kaffern. Der Stosslanze der letzteren gleicht diejenige der Masay. Ich habe (a. o. a. O. S. 403) die letzteren für Verwandte der Orma erklärt. Hr. Hildebrandt hält sie, soviel

ich weiss, für den Somal nahestehend. Das würde fast auf Dasselbe herauskommen. Denn Orma und Somal sind zwar politisch von einander getrennt, aber doch weit weniger ethnisch. Klammere ich mich nun an die geringen, von unseren Reisenden gegebenen Daten, ferner an einiges zerstreute Museum-Material, so finde ich eine gewisse Aehnlichkeit zwischen Wagogo und Mandinka, zwischen Mandinka, Wanyamezi und Balonda, Niam-Niam und Fan, auch anderen Stämmen des Gabon-Gebietes, zwischen Uguha, Manyema und Monbuttu, zwischen Waganda, Wanyoro und Gala, zu welchen letzteren ferner auch Wasongora, Rumanyka's Unterthanen und viele andere Stämme um die grossen Seen, selbst die Gambaragara Stanley's gehören dürften. Die Watuta erklärt letzterer selbst für Bantu (Amatabele). Derselbe Reisende erwähnt, dass ihn König Mtesa von Uganda lebhaft an die altägyptischen Statuen erinnert habe. Das kann mich aber keineswegs Wunder nehmen, denn altägyptischen Köpfen bin ich häufig genug unter lebenden Berabra, Bedja, Gala, Funje, Denka und anderen centralen Nigritiern begegnet. Ja selbst unter einzelnen Suaheli, welche doch beträchtlicher Mischung unterliegen, finde ich ägyptische Köpfe. Die Form der in Ugogo u. s. w. üblichen, in Ostafrika Tembe genannten, eckigen, mit schrägem Strohdach versehenen Hütten erinnert an die im Westen Afrikas gebräuchlichen, mit denen wieder die Bauten der Monbuttu der Gabon- und Loango-Völker übereinstimmen. Die Form der Waffen bei den ostcentralen Stämmen, bei Balonda u. dergl. ruft diejenige der westlichen Stämme in unser Gedächtniss zurück. Ja selbst ein von Dr. Pogge mitgebrachtes Idol zeigt uns mit gewisser Deutlichkeit ein altägyptisches Götterhaupt mit dem Sχent etc. Eine ganze Kette von Verwandtschaften, Aehnlichkeiten und intimen Berührungen sowohl im friedlichen Verkehr als auch in kriegerischem Verhältniss, welche in die Leere unserer Kenntniss innerafrikanischer Ethnologie doch immerhin einzelne Lichtblitze werfen!

(11) Hr. Virchow zeigt eine sehr vollständige Sammlung

prähistorischer Thon- und Steingeräthe aus Virginien.

Durch die besondere Gefälligkeit des Hrn. Mann S. Valentine zu Richmond in Virginien habe ich eine ungemein reiche Sammlung prähistorischer Fundgegenstände erhalten, welche dieser Herr mit seinen Söhnen, grösstentheils selbst, auf alten Mounds seiner Heimath, namentlich dem Hero Mound an den White Cliffs, Virg., gesammelt hat. Er begleitete die Sendung mit folgendem Briefe d. d. Paris, 26. Juni:

„The arrow heads are those which were used by the Powhatan, Chickahomany, and Manikin Indians. These were powerful tribes and all lived within twenty miles of my city — Richmond. The history of Powhatan and his daughter Pocahontus, as connected with Capt. John Smith and the early settlement of Virginia are, not doubt, familiar to you. The specimens of pottery are from various portions of Virginia (small pieces only brougth over by me for convenience). These show the different material and ornamentation, and this pottery is from the various mounds of Virginia to indicate the character of these mounds. I send along with the objects, a pamphlet by Dr. Pickett, a friend of mine in Tennessee, a state adjoining Virginia. In one of the cases will be found a piece of skull to show the preservation in the mounds. A piece of shell also, from which the beads were made. Pack of a rude pipe-stone (but pipes both of clay and stone of good form and high polish are in the collection at home.) The round object with a hole in it is not of frequent occurrence, although we have some of four inches across of handsome geometric

forms and fine polish. The flat stone with two holes, various uses have been claimed for it, this stone is also found with different number of holes, and sometimes without any hole. Two pieces of pottery are sent to show what sort of handles were made to the pots. The pots were curved in such a way at the bottom that they were not expected to stand alone. We have whole pots, and if you are curious to see them, will send you photographs of these or any other objects in the collection. I send you an old river worn axe, and two rough tomahawks. These rude implements are found on the surface. The polished implements are of the mounds, and evidently made by a higher order of men than the American Indian. — But time alone and a close scrutiny and comparison of objects can determine the history and utility of these stones. Within the next few years, by the energetic efforts of my sons, this collection will be one of much importance. I have some objects along with me which they would not permit me to pack with as they have no duplicates. When they shall have duplicates, then, for the good of science, they shall be distributed to such points as shall throw light on this interesting subject. On my return to America, I shall excavate a reputed wall, — such a thing is previously unknown east of the Mississippi river.

I am glad to be enabled to furnish this little sample lot of specimens for your comparison with objects of resemblance in Europe, and hope either in this or some future finds to have it in my power to add to information on the subject.“ —

Die in dem Briefe erwähnte Schrift des Hrn. Thos. E. Pickett (The testimony of the mounds, ein Abschnitt aus Collin's History of Kentucky. 1871) ist mir gleichfalls zugegangen. Ich erwähne daraus, dass der Verfasser das Alter der Mounds bis auf mindestens 8 Jahrhunderte zurückdatirt und dass er der Meinung zuneigt, dass das Volk der Mound-builders mit den alten Tolteken zusammengehangen habe.

Hr. Pickett verweilt mit einer gewissen Vorliebe bei der Besprechung der Topfreste, welche sich in den Mounds vorfinden. Wie ich selbst seit Jahren bemüht gewesen bin, diese dankbarsten Zeugen des menschlichen Kunstfleisses in der Meinung der Menschen zu heben, so betont auch er, dass die Trümmer des Thongeschirres sich erhalten haben, während die Palläste der Könige in Staub zerfielen. So mag es sich denn auch erklären, dass ich in der Sendung des Hrn. Valentine, so vortrefflich und mannichfaltig das Steingeräth darin vertreten ist, doch mit ganz besonderer Aufmerksamkeit die Topfscherben musterte.

Es war nicht das erste Mal, dass ich Topfscherben von Mounds erhielt. Schon vor mehreren Jahren brachte mir Hr. Alexander v. d. Horck, dem ich meinen Wunsch ausgesprochen hatte, eine kleine Sammlung von den Mounds in Ohio mit. Indess im Ganzen sind unsere Sammlungen sehr arm an diesen Dingen, und es ist ein grosser Vorzug, dass wir hier so grosse und gut charakterisirte Stücke vor uns sehen. Sie haben mit denen von Ohio viel Aehnlichkeit.

Alle übersendeten Topfscherben zeigen Merkmale des Brandes. Einzelne sind von ziegelrother Farbe, andere haben ein mehr schwürzliches Aussehen; die meisten sind von hellerer, mehr röthlichgelber oder gelbgrauer Färbung. Der Bruch hat häufig dieselbe Farbe, wie die Oberfläche; manchmal zeigt er dasselbe schwärzlich graue oder einfach graue Aussehen, welches an unseren prähistorischen Scherben so gewöhnlich ist. Das Material ist, wie auch Hr. Pickett angiebt, ein verschiedenartiges. Er unterscheidet hauptsächlich einfachen Thon und Thon mit Gyps gemengt. Ich finde in manchen Stücken eine sehr gleichmässige, feine Masse, in der Mehrzahl jedoch Beimengungen gröberer, eckiger, meist weisser Brocken, die, wie es scheint, künstlich eingeknetet sind. Einzelne Stücke haben eine so dunkel-

rothe oder braunrothe Farbe, dass es den Eindruck macht, als seien sie mit einem färbenden Stoff bestrichen worden. Zeichen der Töpferscheibe habe ich an ihnen nicht auffinden können.

Meist sind die Stücke so flach oder doch so wenig gebogen, dass man die Angabe des Hrn. Valentine, sie stammten von sehr grossen Gefässen her, als durchaus zutreffend bezeichnen muss. Die Randstücke sind fast sämmtlich ganz einfach, ohne alle Um- oder Ausbiegung, gerade zufgerichtet und höchstens am oberen Umfange abgestrichen. Nur an einem, leider sehr kleinen Stück findet sich ein ausgelegter, nach aussen stark verdickter Rand, welcher mit einem Kranz tiefer senkrechter Eindrücke an seinem unteren Umfange verziert ist. Zwei grössere Topfscherben sind mit grossen, seitlich angebrachten Knöpfen, sicherlich zum Anfassen, versehen. Beide haben verschiedene, aber durchaus solide Knöpfe: an dem einen ist derselbe konisch und stark vorspringend, an dem anderen niedriger, in der Breite ausgezogen, oben und unten abgeplattet. An einem dritten Stück, welches aussieht, als habe es zu einem Deckel gehört, findet sich ein platter, runder Knopf von etwa 4 cm Durchmesser und 0,5 cm Höhe, der wie eine Scheibe auf ein (leider zu kleines) stärker gewölbtes Fragment aufgesetzt ist.

Ein grosser Theil der Scherben ist ornamentirt. Einige haben nur parallele Vorsprünge und Vertiefungen, welche in regelmässigen Abständen um das Gefäss laufen und ihm eine leicht gerippte Oberfläche geben. Andere zeigen ziemlich rohe lineare Einritzungen. Andere dagegen haben zusammengesetzte Zeichnungen. Mehrfach wiederholen sich korbartige oder geflechtartige Eindrücke mit sehr verschiedener Maschenweite, welche vielleicht darauf hinweisen, dass die Töpfe wirklich in Körben angefertigt worden sind. Andere wieder haben sehr regelmässige Einritzungen, welche sich unter spitzen Winkeln und in geringen Abständen durchkreuzen und kleine rautenförmige Abtheilungen erzeugen. Häufig und besonders zierlich ist ein Ornament, welches durch kurze, senkrechte, sehr dicht stehende, in Querbändern angeordnete, lineare Eindrücke gebildet wird. Indem eine Reihe solcher Eindrücke sich der andern anschliesst, und zwischen je zwei solcher Reihen ein kleiner Zwischenraum bleibt, so wird dadurch eine die ganze Oberfläche überziehende, von Weitem leicht gerippt aussehende Zeichnung hervorgebracht, welche je nach der Länge und Tiefe der einzelnen Einritzungen, der Dichtigkeit derselben, der Grösse der Zwischenräume eine grosse Mannichfaltigkeit darbietet. Aber alle diese Einritzungen und auch die ganzen Reihen sind so unregelmässig, so schief, dass man deutlich erkennt, es sei das Drehen des Gefässes bei der Herstellung der Einritzungen aus freier Hand geschehen.

Ein einziger, sehr kleiner Scherben zeigt ganz kleine, rundlich eckige, fast punktförmige Eindrücke von verhältnissmässiger Tiefe. Diese Punkte sind in grosser Zahl neben und übereinander gestellt und bilden bandartige Ringe quer um das Gefäss.

Zwei der Topfscherben haben ziemlich regelmässig geformte, durchgehende Löcher von einigen Millimetern Durchmesser.

Trotz mancher grosser Analogien mit unseren prähistorischen Scherben kann ich doch sagen, dass mir noch nirgend in Europa ein Gesammtbild der alten Töpferei, wie dieses, entgegengetreten ist. Namentlich bildet die Ornamentik einen so grossen Gegensatz, dass ich vorläufig sagen möchte, man könne daran eine Art von diagnostischem Hülfsmittel gewinnen.

Ausserdem ist in der Sammlung noch ein thönernes Stück: ein Wirtel oder ein kleiner Netzsenker, bestehend aus einer dicken, runden, im Centrum mit einem Loch von 0,5 cm Durchmesser; die ganze Scheibe hat nahezu 3 cm im

Querdurchmesser und wenig über $^{1}/_{2}$ cm im Dickedurchmesser. Ihre platte Oberfläche ist gleichfalls mit linearen Eindrücken verziert.

Die übrigen Sachen sind fast durchgehends Steingeräthe, meist Waffen. Ein Paar grössere, ganz roh zugeschlagene Steine (Beil- oder Tomahawkform), die jedoch schon sehr bestimmte Formen erkennen lassen, sind von Chesterfield Co. Va. Ein anderes grösseres Stück von Gillies Creek, Hannover Co. stellt einen plattkonischen, an der dicken Seite stumpf gerundeten, im Ganzen ziemlich glatten Stein dar, welcher unter der Spitze eine tiefe, quere Einschnürung zeigt; obwohl vielleicht ursprünglich ein Rollstein, ist er doch offenbar später bearbeitet worden. Ein anderes sehr gut zugeschlagenes Stück gleicht einer Spitzhacke. Der, im Briefe des Hrn. Valentine erwähnte flache Schiefer hat eine unebene Oberfläche und eine unregelmässig wetzsteinförmige Gestalt; die beiden Löcher, von denen er durchbohrt ist, sind von beiden Seiten her gebohrt, so dass der durchgehende Kanal in der Mitte am engsten ist.

Unter den weiter ausgearbeiteten Waffen herrschen die Pfeilspitzen und die Lanzenblätter vor. Erstere namentlich sind in jeder Form, Grösse und Farbe vorhanden. Schöne weisse und Rosen-Kiesel, durchsichtige Bergkrystalle, graue und rothe Quarzite u. s. w. sind dazu verwandt. Die Form der Pfeilspitzen ist vorwaltend die aus ganz Nordamerica bekannte: ein dreieckiges oder lanzettförmiges Blatt mit abgesetztem Stiel. Aber es findet sich darunter auch eine nicht kleine Anzahl solcher, meist kleinerer, denen der Stiel fehlt und welche dafür einen sichelförmig oder auch geradezu spitzwinklig ausgeschnittenen Hinterrand mit längeren, flügelförmig nach rückwärts gerichteten Spitzen haben. Obwohl bei allen die Ränder uneben und zackig sind, so zeigen einzelne doch auch jene stärkere, mehr sägeförmige Behandlung des Randes, von welcher wir namentlich aus Chile so ausgezeichnete Exemplare erhalten haben. (Vgl. Sitzung vom 15. Januar 1876. Verh. S. 12. Zeitschr. für Ethnol. Bd. VIII.)

Die Lanzenblätter sind im Grossen nach demselben Typus gebildet, wie die Pfeilspitzen: dreieckige oder lanzettförmige Blätter mit einem kurzen platten Stiel, der nur nicht an seinem Ansatze eingeschnitten ist, wie bei den Pfeilspitzen. Indess ist diess doch auch nicht bei allen Pfeilspitzen der Fall.

Sehr bemerkenswerth ist es, dass unter der ganzen Sendung auch nicht ein einziges geschliffenes Stück vorhanden ist.

Ich darf wohl kaum hinzufügen, dass, so dankbar ich Hrn. Valentine für seine prächtige Sammlung bin, ich sein freundliches Anerbieten, auch von den Ergebnissen seiner weiteren Sammlung und Erforschung Nachricht zu geben und Photographien oder Fundstücke zu senden, mit grösstem Vergnügen annehme. Ich werde nicht verfehlen, sobald mir etwas der Art zugeht, der Gesellschaft dasselbe vorzulegen. —

(12) Hr. Virchow erwähnt der zu Paris am 16. August beginnenden Conférences anthropologiques, welche sich unmittelbar der zu Kiel, Hamburg und Lübeck stattfindenden Generalversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft anschliessen werden.

(13) Eingegangene Druckschriften:

1) Nachrichten f. Seefahrer N. 26. 27. 28. IX. Jahrg.
2) Annalen der Hydrographie. VI. Jahrg. Heft 6.
3) Anzeiger f. Kunde der deutschen Vorzeit. Nr. 6.

4) Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg. Jahrgang 14. (1873).
5) Dr. G. Berendt, Die Pomerellischen Gesichtsurnen. Königsberg 1872.
6) R. Klebs, Bericht über die neuen Ausgrabungen in Tengen bei Brandenburg (Natangen).
7) H. Blümner, Ueber H. Schliemann's Ausgrabungen in Troja.
8) Dr. G. Berendt, Altpreussische Küchenabfälle am frischen Haff.
9) H. Dewitz, Alterthumsfunde in Westpreussen.
10) Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Nr. 5 und 6.
11) Accademia dei Lincei. Vol. II. Heft 6.
12) v. Levezow, Ueber die Aechtheit der Obotritischen Runendenkmale. Gesch. d. Hrn. Bartels.
13) v. Lenhossek, Die künstlichen Schädelverbildungen. Gesch. d. Verf.

Sitzung am 19. Oktober 1878.

(1) Der Vorsitzende, Hr. **Virchow** begrüsst die Gesellschaft nach Ablauf der Ferienzeit in dem neuen provisorischen Sitzungslokal, in dem gastlich gewährten Vorlesungssaal des „Deutschen Gewerbemuseums“. Nachdem die Bergakademie, deren Bibliotheksaal bisher in freundlichster Weise der Gesellschaft zu ihren Sitzungen geöffnet war, die „alte Börse“ geräumt und ihr neues Gebäude in der Invalidenstrasse bezogen hat, musste auch die Gesellschaft sich nach einem andern Sitzungssaale umsehen. Sie hat zunächst das deutsche Gewerbemuseum gewählt, weil in Zukunft in unmittelbarer Nähe des neuen Gebäudes derselben das ethnologische Museum errichtet werden wird; sie behält sich jedoch vor, gelegentlich von der gütig gewährten Erlaubniss des Directors der Bergakademie, Hrn. Hauchecorne, Gebrauch zu machen und auch dort Sitzungen abzuhalten.

Die Generalversammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft hat programmmässig in Kiel, mit einer Vorversammlung in Hamburg und einer Nachversammlung in Lübeck, stattgefunden und ist in glücklichster Weise verlaufen. Aller Orten waren die Vorbereitungen mit grösster Sorgfalt getroffen, die Sammlungen in neuer Aufstellung geöffnet, und die Zeit konnte in lehrreichster Benutzung verwerthet werden. Der Bericht wird, wie in den letzten Jahren gewöhnlich, in Kürze im Correspondenzblatt erscheinen.

Unmittelbar nach Schluss der Generalversammlung begab sich Hr. Virchow zu dem internationalen anthropologischen Congress nach Paris und verhandelte dort im Auftrage der deutschen Generalversammlung mit den Vertretern der Pariser anthropologischen Gesellschaft über die allerseits als wünschenswerth anerkannte Verständigung wegen der craniometrischen Methoden. Ein Abschluss konnte vorläufig nicht erzielt werden, da die beiden anderen Delegirten, die HHrn. Ecker und Schaaffhausen nicht anwesend waren. Die Weltausstellung gewährte in Bezug auf Prähistorie und Ethnologie den reichsten Genuss. Nicht nur die in einem besonderen Gebäude untergebrachte anthropologische Ausstellung, sondern auch verschiedene Abtheilungen der Exposition retrospective im grossen Palast des Trocadero und manche Landesausstellungen waren ungemein reichhaltig. Fast sämmtliche Privatbesitzer und Provincialsammlungen Frankreichs hatten ihre besten Sachen ausgestellt, und es war daher für vergleichende Studien volle Gelegenheit geboten. Leider haben auch diessmal die Deutschen am wenigsten von dieser Gelegenheit Gebrauch gemacht.

(2) Der stellvertretende Vorsitzende, Hr. Bastian, hat eine neue, auf mehrere Jahre angelegte Reise nach dem Osten angetreten und ist, neueren Nachrichten zufolge, nach einem sehr beschleunigten Courierritte durch Persien, leider in sehr

angegriffenem Zustande am 3. September in Bushire und von da in Kuratshi angelangt.

Die HHrn. Ráya Rájendra Lála Mitra, Bahàdur, Dr. Shortt, Don Moreno, Dr. Ernst, v. Roepstorff und Dr. A. Burnell haben schriftlich ihren Dank für ihre Ernennung zu correspondirenden Mitgliedern der Gesellschaft abgestattet.

Zum correspondirenden Mitgliede ist ernannt Hr. General A. Houtum Schindler, Generalinspector des persischen Telegraphenwesens in Teheran.

Als ordentliche Mitglieder sind der Gesellschaft beigetreten:

Hr. Dr. Benda und
Hr. L. Heinrich Harms in Lübeck,
Hr. Dr. Emil Schmidt in Essen a. d. Ruhr,
Hr. Banquier Heinrich Goldschmidt in Berlin.

Wiedereingetreten ist

Hr. Dr. Lassar in Berlin.

(3) Der Congrès international des Americanistes, dessen dritte Session vom 23.—26. September 1879 in Brüssel gehalten werden soll, hat unter dem Protektorat des Königs von Belgien sein Bureau gebildet und auch für Deutschland Delegirte ernannt, unter denen sich der Vorsitzende unserer Gesellschaft befindet.

Die schon früher erwähnte anthropologische Ausstellung in Moskau findet im Sommer 1879 statt. Das Programm bestimmt Folgendes:

Zur Ausstellung werden zugelassen:

1) Gegenstände, welche sich auf die Anthropologie der jetzigen Volksstämme beziehen. (Anthropologie Russlands).

2) Gegenstände, welche sich auf die vorgeschichtlichen Volksstämme Russlands beziehen. (Prähistorische Anthropologie).

3) Gegenstände, welche sich auf die allgemeine Anthropologie und auf die Systematik der Volksstämme beziehen. (Allgemeine Anthropologie).

Die zur Ausstellung zugelassenen Gegenstände sind in folgende Gruppen zu ordnen:

1) Abhandlungen zur Anthropologie, Ethnographie und prähistorischen Archäologie Russlands.

2) Karten über die Verbreitung der Volksstämme und der vorgeschichtlichen Denkmäler.

3) Photographien einzelner Rassen; Ansichten von Localitäten, welche für das Leben der einzelnen Völker charakteristisch sind, Photographien und Zeichnungen von Kostümen, Hausgeräth, Wohnungen, wie Scenen aus dem Leben früherer und noch jetzt lebender Volksstämme.

4) Büsten und plastische Nachahmungen der verschiedenen Volksstämme.

5) Modelle von Wohnungen und Kostümen von Völkern der Vorzeit.

6) Gegenstände des häuslichen Lebens, des Cultus und des Gewerbes von Völkern der Vorzeit.

7) Statistische Tafeln über Geburten, Sterblichkeit etc.

8) Modelle von Kurganen und Gräbern.

9) Gegenstände, welche in alten Gräbern gefunden sind, oder welche der vorgeschichtlichen Zeit angehören.

10) Geologische Profile und Karten solcher Localitäten, welche auf die vorgeschichtlichen Menschen Bezug haben. Pläne, Modelle und Zeichnungen von Höhlen.

11) Probestücke derjenigen Mineralien, aus welchen der vorgeschichtliche Mensch und die Urvölker ihre Werkzeuge anfertigten, und Karten ihrer Verbreitung.

12) Proben von solchen Gewächsen und Pflanzen, welche für das Leben der vorgeschichtlichen Völker wichtig waren.

13) Reste derjenigen Thiere, welche für die Lebensweise der vorgeschichtlichen Völksstämme charakteristisch sind. Skelette und Präparate jetzt lebender Thiere, welche zum Vergleich mit den ausgegrabenen nöthig sind.

14) Apparate zu anthropologischen Untersuchungen.

15) Anatomische Präparate zum vergleichenden Studium der Rassen, anatomische Präparate zum Unterricht und zum Studium der allgemeinen Anthropologie.

16) Resultate chemisch-technischer Untersuchungen von Gegenständen der vorgeschichtlichen Archäologie.

17) Lehrhülfsmittel, um beim Vortrage der Geographie und Geschichte in den mittleren und niederen Schulen die allgemeinen Kenntnisse von den Rassen zu erläutern.

(4) Der Oberpräsident der Provinz Hannover übersendet mittelst Schreibens vom 3. August im Auftrage dns Hrn. Cultusministers ein Exemplar der von dem Conservator der hannoverschen Landes-Alterthümer, Hrn. Müller herausgegebenen Abhandlung über die Reihengräber zu Rosdorf bei Göttingen.

(5) Hr. Schlossprediger Dr. Saalborn zu Sorau in der Nieder-Lausitz überschickt in zwei Briefen vom 5. und 6. August weitere Berichte über die

Alterthümer des Kreises Sorau.

Die Zahl der von mir ermittelten Fundstätten prähistorischer Art hat sich bis zum 4. August cr. auf 240 erhöht, und zwar liegen 183 im Kreise Sorau und 57 an der Grenze desselben. Die Zahl der prähistorischen Fundstücke beträgt bis zu demselben Datum: 1046, nämlich 882 in Thon, 30 in Stein, 118 in Bronze, 14 in Eisen, 1 mit 42 in braunen und blauen Perlen von Email (?), 1 Perle in Holz (?).

Unter den Steingeräthen sind einige von auffallender Gestalt; sie sind theils walzenförmig, theils gleichen sie einem Doppelkegel, theils dreikantig mit zugespitzten Enden. Wenn auch zunächst ein durch Wasserkraft und Reibung gewirktes Naturspiel in ihnen vorliegt, so sind doch auch Spuren des häuslichen oder gewerblichen Gebrauches an ihnen sichtbar. Das Volk nennt sie nach ihrer Gestalt „Gurkensteine“ oder nach ihrem Fundorte auf Hügeln „Gorkensteine“ (slav. gora Berg, Hügel, gorka „Hübel“). Die Masse besteht aus erratischem Granit mit Hornblende (?) oder aus einem kalkartigen Stoffe; die Länge variirt zwischen 17 und 32 cm., die Stärke in der Mitte zwischen 5½ und 10 cm. Die Fundstellen befinden sich an prähistorischen Wohnstätten und Urnenhügeln bei Gr. Särchen, Nieder-Ullersdorf und Sorau. Die Anzahl beträgt 2—3 Dutzend; die meisten sind von Liebhabern ausserhalb des Kreises erworben; ich bin deshalb nur in den Besitz von 6 gelangt. Zwei derselben scheinen in früherer Zeit auch als Uhrgehänge benützt worden zu sein.

An „Schlossbergen“ (Sandhügel, einige auch auf Planken und Steinen aufgeschüttet), Rund- und Längswällen, excl. der „Schwedenschanzen“, glaube ich

13 im Kreise Sorau ermittelt zu haben, nehmlich bei Bademeusel, Bahren, Berthelsdorf, Gurkau-Brestau, Liebsgen, Sorau, Koyne, Legel, Mulknitz, Syrau, Witzen, Särchen, (Zilmsdorf,) Ober-Ullersdorf, und am Kreise bei Quolsdorf, Priebus, Poydritz, Nimbsch a./Bober = 4, Summa 17; an Opferstätten 7, nehmlich bei Kemnitz, Nissmenau-Friedersdorf, Kromlau, Billendorf, Liebsgen, Ober-Ullersdorf-Teichdorf, Sorau, und 2 am Kreise, bei Popowitz a./Bober und bei Bohsdorf bei Kölzig, Summa 9.

Am 12. Juni 1878 habe ich den „Schlossberg" zwischen Witzen, Tauchel, Sablath und Meyersdorf besucht; er liegt in dem „Sablather Lug" (slaw. za = an, hinter, bloto = der Sumpf mit Laubholz, besonders mit Elsen, za-blotje Gegend hinter dem Sumpfe; wendisch lug (deutsch „Luch") = Moorgrund, Wiesengrund lugka = Wiese; holländ. loo, der Sumpf, Moorland). Dieser „Schlossberg" ist wohl unter allen in der Niederlausitz der grösste. Ich habe seine Grösse nach Schritten abgemessen und folgende Angaben gewonnen. Er hat an der äusseren Grundfläche einen Umfang von etwa 750 Schritt, einen Durchmesser von etwa 110 Schritt durch die schmale Fläche (die Längsfläche konnte ich nicht abschreiten, da der Hügel mit Roggen bestanden war). Die Aussenhöhe des Walles beträgt noch 15 bis 20 Fuss; der Böschungwinkel schien 45 Grad zu zeigen. Der „Schlossberg" ist also fast so gross, wie der grösste in der Oberlausitz, nehmlich der bei Schleife (westlich von Muskau), welcher 800 Schritt im Umfange hat. Der Form nach ist er ein ovaler Ringwall mit einem Kessel. An ihm und neben ihm sind früher und neuerdings eichene Pfähle und Planken ausgegraben, welche in der Bearbeitung eine ebenholzähnliche Politur annahmen. Im Fundamente des Aussenwalles liegen, wie es scheint auf einem Roste, Steine ohne Mörtel und über denselben ist diluvialer Sand, der wohl von dem $^1/_4$ Stunde entfernten Höhenzuge herzugeholt worden ist, aufgeschüttet. Im Kessel selbst, mit Sand überschüttet, befinden sich an mehreren Stellen Mauern ohne Mörtel, etwa 3 Fuss tief und 5 Fuss breit. Auf demselben liegen viele Urnenscherben, aus der Zeit vor dem 12. Jahrhundert, mehrere Jahrhunderte repräsentirend, doch ohne den Burgwalltypus. Seit fünfzehn Jahren sind in ihm gegen 60 bronzene Nadeln, Ringe, Lanzenspitzen u. s. w., auch ein Geräth mit einer Gold (?) scheibe, gefunden worden; leider sind diese Fundstücke bis auf 2 (Ringe im Durchmesser von 9 und 12 cm, einer mit 46 Perlen) an Händler und Liebhaber abgegeben und nicht mehr zu ermitteln. Den Zugang zum Schlossberge bildet ein langer Damm von diluvialem Sande; er hatte nur diesen einen, und zwar auf der Südseite. Vor dem Schlossberge, auf der südwestlichen Seite, lag ein Vorwall, der aber seit einigen Jahren zur Hälfte abgefahren ist; diesem schräg gegenüber liegen die Reste eines Längswalles. Auf der Ost- und Nordseite durchziehen das Lug der „Mühl- und Landgraben". Auch am Mühlgraben sind bronzene Nadeln und 1 Spiess[1]) zwischen den Wurzeln von Elsen beim Krebsen gefunden worden vom Lehrer Reichenbach (als Knabe in Witzen, jetzt in Nieder-Ullersdorf bei Sorau). Der Besitzer des Schlossberges beabsichtigt in diesem Herbste die Steine jener Mauern, neben welchen Urnenscherben in Masse liegen, auszugraben und abzufahren. Es ist anzunehmen, dass weitere Stücke mancherlei Art dabei gefunden werden.

Wünschenswerth aber wäre es, wenn das Ausgraben von einem Sachverständigen geleitet und beaufsichtigt werden könnte. Der Besitzer heisst Tillack und

1) Dieser Spiess (1835 gefunden) war etwa 1 Fuss lang; die Spitze war zweischneidig; am andern Ende war ein Gewinde mit einem Knopfe; die Stärke des Gewindes = etwa $^1/_4$ Zoll im Durchmesser.

wohnt in Witzen. Witzen liegt 1 Stunde weit ab von der Bahnstation Gassen an der Niederschlesisch-Märkischen Bahn.

Die erwähnten 2 Ringe, (der eine mit 46 Perlen, der andere mit unregelmässigem Gewinde, also dass er sehr glänzend gewesen sein muss) sind käuflich. Die Goldscheibe, in der Grösse eines Zweithalerstückes ist an einen Goldarbeiter in Sorau für 5 Mark verkauft und eingeschmolzen. Das Gefäss, an welcher sie haftete, war eine Schale in der Gestalt eines Leuchterfusses; der Finder hat sie für einen Metallspiegel gehalten. Ein Speer war etwa 10 Zoll lang, mit einer Höhlung von 3—4 Zoll Länge; die Seiten waren scharf; die Masse schien Stahl zu sein. Auch sind angekohlte Getreidekörner daselbst gefunden worden; desgleichen Theile von bronzenen Urnen oder Hausgeräthen. —

Der zweite Brief lautet:

„Es ist in mir, nachdem ich meinen Bericht über den „Schlossberg" im Sablather Lug, Kreis Sorau, abgesandt, der Gedanke entstanden, dass jener für einige Mitglieder der Gesellschaft ein besonderes Interesse haben könnte. Ich ergänze ihn deshalb mit einer Beschreibung des Sablather Lugs.

Dasselbe zeigt zur Zeit meist eine Wiesenfläche, in welcher mehrere mit Wasser angefüllte Stellen sind, die man nicht hat entwässern können. Es gehörte bis zum Anfange dieses Jahrhunderts zum Theil zu den 87 herrschaftlichen Teichen Sorau's, aus denen jährlich mehr als 100 Centner Karpfen nach Berlin geliefert wurden. Der grösste derselben war das genannte Lug, welches eine Ausdehnung von einer halben Stunde hatte. Mit bedeutenden Kosten und Schwierigkeiten ist es von der Herrschaft Sorau's durch den Landgraben zum Theil entwässert. Der letztere geht über Sablath, Guschau und Witzen und fällt bei Belkau in die Lubus (Lubessa). Der nicht entwässerte Theil wurde noch um's Jahr 1800 zeitweilig mit 200 Schock Karpfen besetzt; zum Ablaufen des Wassers behufs des Fischens war eine Zeit von 8 Wochen nöthig. Stellenweise wurde das Lug aber auch schon damals besäet; beim Schlossberge ist es seit 15 Jahren erst der Fall. Wilde Enten hielten und halten sich noch zahlreich daselbst auf. Jährlich wurden sie ein Mal im „Entenschlage" gejagt. In der Nähe des Luges hielten sich damals auch wilde Schwäne, Taucher, Fischreiher, Seegänse und Kormoranscharben auf. Im Landgraben zeigten sich zu Zeiten auch Schildkröten.

Das ist die Stätte, in welcher man den „Schlossberg" anlegte. Für den Charakter desselben ist sie sehr bezeichnend.

Der Sablather Wall zeigt in seiner Anlage die noch einfache Verschanzungsart; die nicht vom Wasser oder Morast geschützte Wallstirn liegt auch hier, wie bei den meisten anderen Wällen, nach Süden; ihre Lage war aber in diesem Falle durch die Oertlichkeit bedingt.

Die Annahme, dass der Kessel zum Theil auch als Begräbnissstätte benutzt sei, ist zulässig, wenigstens für die Zeit einer andauernden Belagerung; für die Zeit, in welcher der Wall errichtet ist, erleidet sie sicherlich diese Einschränkung, wofür auch, abgesehen von der Bestimmung des Walles als Asyl und vielleicht auch als Opferplatz, der Umstand spricht, dass in der Entfernung von $^1/_4$, $^1/_2$, $^3/_4$ Stunden vom „Schlossberge" grössere Begräbnissstätten lagen und noch liegen, in welchen Urnen derselben Art, wie die im Schlossberge gefundenen theilweise waren, gefunden sind oder wohl noch stehen. Preusker ist geneigt, die erste Anlage der Wälle den Germanen und die fortgesetzte Benutzung den Slaven zuzuschreiben. Es dürfte dieser Annahme wohl nichts entgegenstehen, um so weniger, als Dittmar Mart. ad a. 1005 berichtet, dass damals in der hiesigen Gegend nur

ein Mensch, nehmlich ein Bienenvater, von dem Heere Heinrich's II. angetroffen sei. Die reinslavischen Namen in der Lausitz dürften einer späteren Zeit angehören, als die erste Anlage der Wälle, die Liebusch zumeist den Sueven zuweist.

(6) Hr. Direktor Dr. W. Schwartz übersendet mit einem Briefe an den Vorsitzenden d. d. Posen, 16. October, neue Berichte über

posensche Alterthümer.

1) Die eingesandte Posener Zeitung vom 16. Juni 1878 berichtete von der Ausgrabung in Słaboszewo (Kreis Mogilno) bei Hrn. Tiedemann, wo sich Gerippe mit Schläfenringen fanden. Die HHrn. Krämer und Kohn haben im August d. J. noch einmal das Terrain untersucht und berichtet darüber der erstere Herr: „Es wurden noch 8 Skelette gefunden. Die meisten waren gut erhalten und lagen mit einer Ausnahme von NNW. nach SOS. Drei derselben wurden gemessen, das eine hatte vom Scheitel bis zu den Füssen eine Länge von 1,49 m; das zweite vom Hals bis zu den Füssen eine Länge von 1,58 m; das dritte vom Scheitel bis zu den Knieen eine Länge von 1,79 m. In der Lage der Schädel trat eine Verschiedenheit hervor; die meisten lagen mit dem Gesicht naeh oben, einer jedoch auf der rechten Seite, einer auf der linken, und einer, der schon zertrümmert war, auf dem Gesichte. Bei einem Schädel erschien der Mund weit aufgesperrt, der Unterkiefer lag auf den Halswirbeln.

Beigaben wurden nur wenig gefunden. Ein Schädel ruhte auf einem wohl zu diesem Zwecke ausgewählten Stein. Neben einem anderen Gerippe lag an der Gegend des Knie's auf der rechten Seite ein kleiner Schleifstein mit einem Loche zum Durchziehen des Riemens versehen (75 mm lang und 15 mm breit) und unter demselben eine eiserne Messerklinge (12,4 cm lang, 2 cm breit und 4—5 mm dick). An der linken Seite eines andern Skelets wurden einige Urnenscherben und Reste von verfaultem Holze gefunden, die wohl von dem Schafte einer Lanze herrühren.

Wie sich am Schlusse der Ausgrabung herausstellte, scheint der Begräbnissplatz die Form eines Halbkreises gehabt zu haben. Im Ganzen sind in diesem Sommer circa 30 Gerippe gefunden worden. August 1878 (cf. den Bericht des Hrn. Albin Kohn in der Posener Zeitung vom 11. August 1878).

Nach Mittheilung des Hrn. Fehlan-Kaźmierz ist auf seinem Vorwerk Dolnepole in diesem Jahre auch ein Gerippe mit einem Schleifstein zur Seite gefunden, von den Arbeitern aber wieder anderweitig vergraben worden, ehe er davon Kenntniss erhielt.

2) Landrath Graf zu Solms hat auf seinem Gute Radajewice (Kreis Inowrazlaw) zahlreiche Steinsachen gefunden und mir eine kleine Collection von zierlichen Pfeilspitzen und Messern aus Feuerstein übersandt.

3) Von Hrn. v. Lutomski habe ich die Reste eines bronzenen, kronenartigen Diadems erhalten, welches auf einer Urne lag, die auf seinem Gute Staw (Kreis Wreschen) gefunden worden. Ist gleich das Diadem, wie erwähnt, nicht vollständig und hat es zum Theil sehr von Feuer gelitten, so kann man doch aus den Stücken die Gesammtform abnehmen. Sie stimmt zu der von Sadowski in seinem Buche abgebildeten (Krakauer) Krone.

Einen ähnlichen Schmuck besitzt Hr. Justizrath Jařdzewski hierselbst aus der Gegend von Wronke.

4) Ueber die diesjährige Ausgrabung in Kaźmierz (Komorowo) berichtete die

eingesandte Posener Zeitung Nr. 343 vom 18. Mai. Waren bei derselben der gefundene sogenannte Schläfenring und die grosse Menge meist blauer Perlen (von einer Thonmasse) besonders charakteristisch, so hat Hr. Fehlan nachträglich noch daselbst drei Gräber öffnen lassen, von denen das eine besonders merkwürdig ist, indem es Stein-, Bronze- und Eisensachen neben einander aufwies. Ich denke im Oster-Programm des hiesigen Königl. Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums im nächsten Jahre darüber ausführlicher zu handeln.

Eine beim Hrn. v. Pluciński in Trzebaw auf der Höhe am Gorka-See unternommene Ausgrabung lieferte kein Resultat. Früher waren daselbst vereinzelt Urnen gefunden worden.

Ein Mammuthstosszahn ist hier dicht bei Posen beim Fortbau, ein Kauzahn beim Eisenbahnbau bei Obornik und nicht weit davon ein Schwanzwirbel desselben Thieres gefunden worden. Ich habe sämmtliche drei Stücke an das Königliche Museum schicken können.

Burgwälle (Schwedenschanzen) und dergleichen.

1) Untersuchung einer Schwedenschanze bei Grzybowo (Kreis Gnesen) im September 1878. Besitzer Hr. v. Lubomski.

Es ergab sich, dass es eine, mit einem circa 10 Meter hohen Wall umgebene Anlage ist, welche annähernd die Form eines Vierecks mit abgerundeten Ecken hat. Durch Abschreiten wurde festgestellt, dass der Umfang circa 700 Meter beträgt. Der von Ost nach West gehende Durchmesser beträgt circa 200—220 m, der von Nord nach Süd reichende 190—200 m. Die grösste Höhe des Walls ist im Osten; die beiden Enden, welche sich von der Ostfront nach Westen abbiegen, senken sich von ihrer Mitte an gerechnet, nicht unbedeutend; die Westfront, welche die Seitenfügel verbindet, ist am niedrigsten, vielleicht weil sie von einem Terrain begrenzt wird, das noch nach Erinnerung des jetzigen Besitzers ein vollständiger Sumpf war.

Während diese Westfront nach dem Dorfe Grzybowo hin sich erstreckt, liegt vor der fortifikatorisch stärksten Ostfront kein Sumpf, sondern freies, hochgelegenes Feld, und der Wall zeigt hier in den zahlreich vorhandenen Fuchslöchern nicht blos Erde, sondern meist auch grosse Stücke von einem Gemenge aus wahrscheinlich ehemals gebranntem Kalk, grobem Sand und Lehm und leicht zerbröckelnder Holzkohle.

Einmal ist schon innerhalb des Walles ein Hammer von Diabas-Porphyr, und zwar in der Tiefe von einem Meter gefunden worden[1]. Mehrere Gräben, welche innerhalb des Terrains gezogen worden, brachten Knochenstücke mit Scherben, darunter auch welche mit dem üblichen sogenannten Burgwalltypus zu Tage[2]. Dasselbe Resultat ergab eine Untersuchung des Terrains an der Südostseite ausserhalb des Walles[2].

Zu bemerken wäre noch, dass in der Nähe der Anlage sich fünf Strassen kreuzen; ob dies schon alt, wäre noch zu untersuchen; jedenfalls spricht für die Bedeutsamkeit der Anlage die Grösse derselben, und dass sie in jener Gegend die einzige sein soll, also wohl für einen grösseren Gau eine Bedeutung gehabt haben mag.

2) In Betreff des gemeinsam von uns besuchten Burgwalls bei Mokre-Dakow theilt mir Hr. Feldmanowski Folgendes mit: Eine neue Nachgrabung innerhalb

---

1) 10½ cm lang und am Ende die vier Seitenkanten zierlich abgeplattet.

2) Proben eingesandt.

des Burgwalls hat wieder Massen von Knochen, Hörnern und Scherben (im Burgwalltypus) zu Tage gefördert. Einzelnes ist an das hiesige Museum gelangt, darunter zwei Wirteln und ein Stück Knochen mit kurzen ausgefeilten Zähnen, so dass es als Kamm gedient zu haben scheint. Ausserhalb des Walles sollen Schädel und Waffen gefunden sein, worüber noch nähere Mittheilungen zu erwarten.

3) Dombrowka an der Märkisch-Posener Eisenbahn in der Nähe von Posen. Besitzer Hr. v. Tempelhof. Südlich von dem Orte liegen mitten in Wiesen zwei Burgwälle nur etwa 5 Minuten von einander, aber durch einen Graben und Sumpf geschieden. Der grössere hat circa 250 Schritt im Umfang und 60 im Durchmesser, der kleinere 90 im Umfang und 15 im Durchmesser. Innerhalb beider fanden sich circa 2 Fuss tief Knochen und Scherben, im ersteren namentlich massenhaft von der Art des sogenannten Burgwalltypus. (Proben eingesandt). Juli 1878.

4) Mlodasko, Kreis Samter. Dicht bei dem Dorfe erhebt sich ein aufgeschütteter Berg, 160 Schritt im Umfang, circa 40 Fuss hoch, oben von N. nach S. 11 Schritt, von O. nach W. 13 Schritt lang. Eine Nachgrabung ergab in einer Tiefe von etwa 3 Fuss einzelne Knochen von Thieren und einige Urnenscherben, deren Grösse es aber zweifelhaft erscheinen liess, was sonst nach der ganzen Sachlage zu vermuthen gewesen wäre, dass sie nehmlich bei der Anschüttung des Hügels mit herangefahren. Weiteres war für jetzt nicht zu constatiren, indem die Arbeit je tiefer desto schwieriger wurde, da das Erdreich sehr fest war, so dass erst mit Picken vorgearbeitet werden musste, ehe man zur Schaufel greifen konnte. Vielleicht bietet sich im nächsten Jahre eine Gelegenheit, einen Stollen unten hineinzutreiben, um zu ermitteln, ob sich auf dem Boden des Hügels etwas findet. (Proben der Fundstücke eingesandt.) Juni 1878.

5) Oestlich von Radojewo (bei Posen) nach der Warthe zu an einem Abhang des alten Wartheufers zieht sich eine Art Dünenzug hin. In diesem finden sich auf einer Strecke von circa 20 m Spuren alter Feuerstätten mit Knochen und Topfscherbenresten (wellenförmige saubere Verzierung), verbrannten Steinen, Asche und Kohlen, ungefähr bis 3 Fuss tief, meist unter dem offenbar einst von der Warthe angeschwemmten Sande. Gesammelte Proben erfolgen anbei.

Parallel davon etwas mehr landeinwärts, findet sich ein Höhenzug, auf welchem laut Mittheilung des Hrn. v. Treskow stellenweise Reihen von Steinkränzen waren (circa 20 — 30 Schritt im Durchmesser, von kopfgrossen Steinen). In der Mitte dieser Kränze standen ziemlich tief Urnen (nicht von Steinen umstellt oder bedeckt), in denselben waren einzelne Beigaben, besonders Bronzeringe, Glasflussstücke. Geöffnet wurden einige dieser Gräber in Anwesenheit des früheren Posener (später Berliner) Polizei-Präsidenten v. Minutoli.

In Umedlowo, welches gleichfalls Hrn. v. Treskow gehört, wurde nach Mittheilung desselben auf dem Nordabhange, und zwar auf dem höchsten Punkte, ein Steingrab gefunden; dasselbe bildete einen viereckigen Kasten mit einer grossen Deckplatte. In demselben standen 7 Urnen ohne Beigaben.

(7) Hr. Treichel überschickt

Funde von Strugga und Alt-Paleschken (Kreis Berent, Westpreussen).

Die Sendung besteht überwiegend aus Steinsachen. Darunter befinden sich ein Paar grob geschliffene Steinbeile oder genauer Steinhämmer. Hr. Treichel schreibt darüber Folgendes:

„Beim Steinbeile A. ist der Stiel jedenfalls in das darin befindliche Loch befestigt worden. Es ist verhältnissmässig weiches Gestein, so dass der Meissel zur Ausbohrung des inwendig ganz glatt gewordenen Loches keine allzu schwere Arbeit gehabt haben kann. — Es entstand mir nun die Frage, welche Seite des Steines als die obere und welche als die untere zu halten wäre? Das Loch ist an einer Mündung von weiterem Umfange und sollte man demgemäss meinen, dass gerade die weitere Oeffnung zum Einführungspunkte des Stieles hätte benutzt werden müssen, weil die Stärke des Stieles natürlich nach oben hin abnehmen muss. Doch scheint mir dem nicht also! Die mit der weiteren Mündung versehene Steinseite muss dennoch die obere sein, weil sie die an und für sich schmälere ist und weil man einem Gegenstande, der als projectile Waffe gebraucht werden soll, grössere Wucht zu geben im Stande ist, wenn man das Minus an Ausdehnung und also auch an Gewicht (bei vorausgesetzt gleichartigem Bestandtheile) zu oberst kehrt. Uebrigens liesse sich für die grössere Weite des obern Lochumfanges, wenn man nicht einen Irrthum des Verfertigers annehmen will, der Grund anführen, dass man an dieser Stelle, wie es noch heutigen Tages geschieht (man nennt es: breit verkeilen), Behufs besserer Befestigung einen Keil von oben her in den Stiel hat eintreiben wollen. Der Platz dafür scheint allerdings deswegen unnöthig zu sein, weil der Keil bei gleich bemessenem Umfange der Oeffnung nur kleiner zu sein brauchte. — An der als untere angesprochenen breiteren Seite des Beiles finden wir eine kleine Vertiefung, welche, wenn sie nicht schon von Natur früher dagewesen sein mag, wohl ebenfalls zur Hervorbringung einer grösseren Wuchtigkeit für die vordere Spitze hat dienen sollen. — Der Stein wird von einigen härteren Adern quer durchzogen, welche ihn wie aus mehreren Bestandtheilen zusammengesetzt erscheinen lassen und welche im Innern des Stielloches ebenfalls gesehen werden können. Das Gestein ist von grauer Farbe mit stellenweise röthlichem Anhauche, welchen ich dem Eisenocker seiner Fundstelle zuschreiben möchte. Gefunden ist dieses Beil etwa in den Jahren 1869 oder 1870 auf der Feldmark Strugga auf einer torfigen Wiese unterhalb der daselbst vorbeiführenden Chaussee (vielleicht auch gelegentlich vor deren Bau) unweit des Sees von Gora im westpreussischen Kreise Berent und verdanke ich dessen Erwerbung für meine kleine Sammlung der Güte des Hrn. Xaver von Wolski. Ob noch andere Gegenstände in Verbindung mit diesem Steinbeile aufgefunden wurden, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

„Das Steinbeil B. ist ein solches, welches Mangels eigenen Loches nothwendig in einen gelochten Stiel hat hineingesteckt werden müssen. Schon die übergrosse Härte des sich fettig anfühlenden, wohl selteneren Gesteines (vielleicht ein solcher, wie man ihn heute zu Schleifsteinen benutzt), wird die subtilere Bearbeitung der Durchlochung verhindert haben, obschon die Spitze durch Anprall auf gleich hartes Material sichtbar gelitten hat. Selbstverständlich ist hier die breitere Seite die Spitze und die schmälere für die Einfügung in die Stielhöhlung bestimmt. An den beiden Querseiten ist der Stein ebenfalls bearbeitet, wenn auch nicht so glatt, da er viele und unregelmässige Einbuchtungen zeigt, welche am Ende auch später durch Gebrauch oder Einfluss der Zeit entstanden sein können. Würde man die Breitseite als die zur Einfügung bestimmte betrachten wollen, so käme für die Vorstellung eher ein Steinhammer heraus. Ich betrachte den vorliegenden Gegenstand jedoch eher als ein Beil, da an der Spitze eben Abschwächungen durch äussere Gewalt sichtbar sind. Dieses Steinbeil ist etwa im Jahre 1860 auf der Feldmark Hoch-Paleschken, ebenfalls Kreis Berent W./Pr., wahrscheinlich obenauf

liegend, gefunden und mir durch Güte meines Stiefvaters A. Mehring überlassen worden."

Der Vorsitzende constatirt in Bezug auf die anderen, von Hrn. Treichel überschickten Stücke, deren Bearbeitung der Einsender übrigens selbst in Zweifel gelassen hat, dass die Mehrzahl derselben nach dem Urtheile der Anwesenden natürliche Bildungen seien. Ein Paar könnten allerdings möglicherweise die Einwirkung der menschlichen Hand erfahren haben, indess seien sichere Spuren daran allerdings nicht nachzuweisen.

In Bezug auf eine, gleichfalls übersendete eiserne Figur, welche 1874 beim Beackern eines früher mit Wald bestandenen Ackers auf dem Vorwerk Zourze (zum Gut Blumfelde, Berenter Kreis, gehörig) gefunden wurde, hatte Hr. Treichel selbst schon bemerkt, dass sie von Gusseisen sei und auch der Darstellung nach der neueren Zeit angehören müsse.

Hr. Friedel ist der Meinung, dass die Figur ganz modern sei und aus einer Eisengiesserei der letzten Zeit herstammen müsse. —

(8) Hr. Friedr. Schwarzer hat mit einem Schreiben d. d. Zilmsdorf bei Teuplitz, 26. August, eine Kiste mit 122 Steinen eingesendet, welche in der Nähe des reichen und durch die Beschreibung des Hrn. Joh. Traugott Schneider bekannt gewordenen Gräberfeldes von Zilmsdorf in der Niederlausitz gesammelt worden sind.

Die Gesellschaft erklärt, dass es sich um jene „geschliffenen" Steine handelt, über welche in früheren Jahren zu wiederholten Malen discutirt worden ist, bis man sich allerseits überzeugte, dass es natürliche Gebilde seien.

(9) Hr. L. Schneider hat einen neuen Bericht über mehrere Gräberfelder und Burgwälle in Böhmen nebst zahlreichen Fundgegenständen eingesendet. Derselbe wird in der nächsten Sitzung vorgelegt werden.

(10) Hr. Veckenstedt berichtet über den, schon in der Sitzung vom 20. Juli (Verh. S. 280) angezeigten und neuerlich in den Besitz des Königl. Museums gelangten

Bronzeschmuck von Babow (Spreewald).

Der Bronzeschmuck, welchen ich vorlege, ist zwischen Babow und Mieschen auf einer sumpfigen Wiese, dem Eigenthum des Hrn. von Schönfeld, bei Ziehung eines Grabens gefunden worden. Er hat 2—3 Fuss tief unter der Oberfläche, etwa in der Mitte der Wiese, gelegen. Die Wiese, einige hundert Schritt lang, kaum hundert Schritt breit, ist aus einem alten Seebecken herausgewachsen; sie hat eine eiförmige Gestalt, der sie einschliessende Acker ist höher gelegen. Die Anwendung der Probirnadel ergab, dass an der Fundstelle sogenannter Mutterboden erst bei etwa 8 Fuss Tiefe erreicht wird.

Der Fund zerfällt der äusseren Form nach in mehrere Klassen. Er besteht aus 34 Armringen, einem Armring mit gegossenen Oehsen (Fig. 3), vier offenen Halsringen, welche durch einen Stift zu einem Halsschmuck verbunden waren und von denen der grösste mit einem Gehänge von 10 Metallplatten verziert ist (Fig. 1), und 5 grossen, wie es scheint, Halsringen, von denen einer hohl ist, vier aber massiv sind.

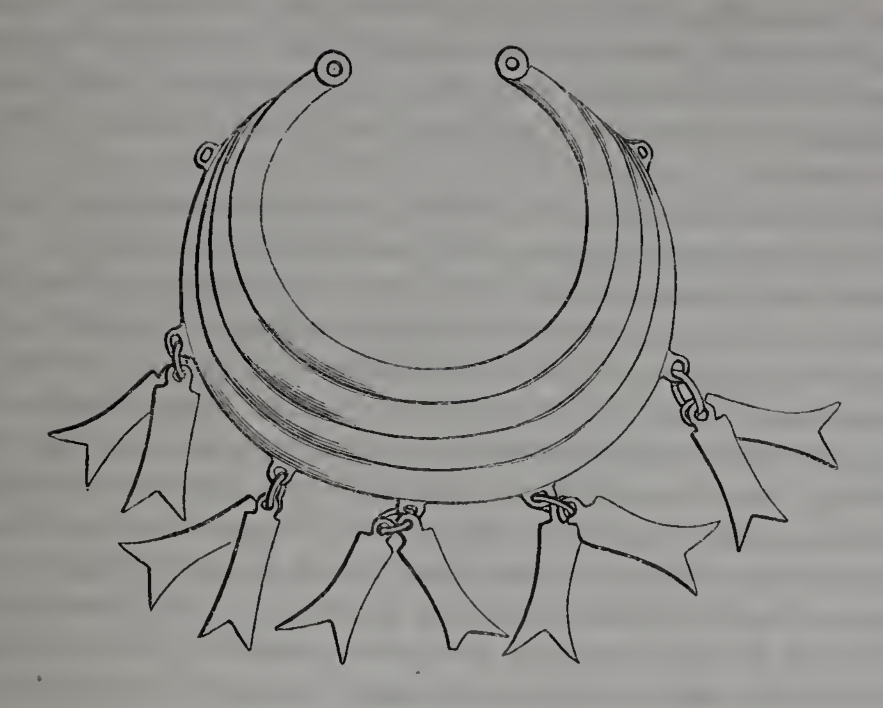


Fig. 1. Halsschmuck.

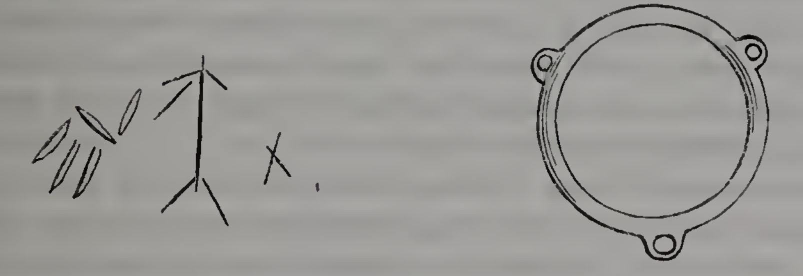


Fig. 2. Einritzungen auf den massiven Ringen. Fig. 3. Bronzering.

Die Fundobjekte sind nach den Untersuchungen des Hrn. Zesch in Cottbus alte Bronze, d. h. eine Composition von Kupfer und Zinn.

Der Technik nach gehören sie zwei Kategorien an: die Armringe nehmlich und der Halsschmuck weisen an vielen Stellen rothe Färbung auf. Nach den Untersuchungen des Hrn. Zesch haben wir darin Spuren einer Metallplattirung zu sehen. Dass diese vielen rothen Metallflecke nicht einer mangelhaften Legirung ihr Dasein verdanken, ergiebt sich nach unserem Gewährsmann daraus, dass dieselben, wenn man mit einem Messer daran schabt, leicht abspringen.

Nun fragt es sich, ob die rothen Metallstreifen und -Platten Kupfer oder eine rothe Legirung sind. Nach Hrn. Zesch wäre wahrscheinlich an eine rothe Legirung und dann Plattirung zu denken. Aber selbst wenn die rothen Metallstückchen Kupfer wären, so müssten sie durch Plattirung aufgetragen sein: da nehmlich das Kupfer zum Schmelzen bei Weitem höhere Hitzegrade verlangt, als die Bronze, so ist es nicht möglich, dass der Metallring in flüssiges Kupfer getaucht ist, um den rothen Ueberzug zu erzielen. Hr. Goldschmied Baumann meint freilich, es sei eine solche Plattirung bei gehöriger Erhitzung von Bronzering und Kupferplatte wohl ausführbar gewesen.

Die Oehsen, welche an dem grossen Halsringe sich befinden, sind aufgelöthet. Nach Hrn. Zesch ist dabei das Schlagloth benutzt worden. Auffallend ist bei dem

zum Löthen verwandten Metall die Weichheit und der weisse Schimmer: eine chemische Untersuchung wäre hier erwünscht. Die Löcher am Ende der 4 Halsschmuckringe sind ursprünglich, d. h. also eingegossen; der Stift, durch welchen die Ringe verbunden wurden, war von Eisen, wie der Rost beweist, welcher in den Löchern sich findet.

Die 4 Ringe des Halsschmuckes haben ziemlich an derselben Stelle Marken, durch Feilung verursachte Einschnitte, drei von ihnen haben 4, einer 5 Kerben.

Besonders bemerkenswerth ist noch, dass die 4 Halsringe durch Schläge mit einem Instrument leichte, regelmässige Vertiefungen zeigen. Es ist klar, dass diese Schlagmarken eine besondere Art von Ornamentirung ergeben haben. Die von dem Schlaginstrument nicht berührten Stellen stehen höher, behielten also ihren vollen Glanz, während die Schlagmarken tiefer lagen, somit bald eine dunkle Färbung annahmen. Die Ornamentik ist eigenartig und muss von interessanter Wirkung gewesen sein; wie es scheint, soll sie eine Schlangenhaut nachahmen.

Der grosse, hohle Ring ist nach Hrn. Zesch in zwei Stücken gegossen und dann gelöthet. Von den beiden Luftlöchern ist das eine offen, das andere verkeilt: wahrscheinlich ist demnach auch das jetzt offene verkeilt gewesen. Der Ring weist dreimal 6 Einschläge mit einem Meissel auf, 6 auf der Aussenseite und je eben soviel auf den beiden Seiten: die 18 Einschläge stehen ziemlich genau aufeinander, rechtfertigen aber durch kleine Incorrektheiten die Annahme nicht, dass der Arbeiter seine Kenntniss von der Sechstheilung des Kreises habe erweisen wollen.

Besonders bemerkenswerth sind an den massiven Ringen die Marken; dergleichen Zeichen gelten bekanntlich für Eigenthumsmarken. Auffallend ist dann immerhin, dass dieselben so verschieden sind, während die Ringe doch wahrscheinlich nur einem Eigenthümer gehört haben.

Ob sich durch verschiedene Combinationen ein Alter für den Fund wird feststellen lassen und ich Ihre Zustimmung gewinnen werde für die Annahme einer Zeitepoche, in welcher mir der Schmuck versenkt zu sein scheint, werde ich versuchen.

Der Bronzeschmuck ist als Schatz des Wendenkönigs von mir in der März-Sitzung indicirt worden. Damals nehmlich konnte ich von der wendischen Sage berichten, nach welcher der Schatz des Wendenkönigs bei Babow versenkt worden ist. Ausser jener, damals von mir mitgetheilten Sage, welche ich mythisch gedeutet, habe ich dann noch erfahren, dass auf der Wiese, unfern der Stelle, wo der Bronzeschmuck gefunden, der Schatz des Wendenkönigs versenkt, der König in einem silbernen Sarg soll beigesetzt sein. Der frühere Besitzer des Schatzes, Hr. von Schönfeld, hat noch von den Wenden erfahren, es seien die vier Mann, welche den Leichnam ihres Königs getragen, umgebracht worden. (Die Wendensage berichtet, die vier Mann wären erschossen worden; sie beweist damit, dass sie möglicherweise die Erinnerung an analoge Vorgänge der Wirklichkeit bewahrt und die Modificationen mitgemacht hat, welche das wirkliche Leben im Gefolge hat.)

Wir stehen Alles in Allem vor einer Thatsache, welche volle Analogie zu den Schliemann'schen Funden gewährt. Heroen- und Göttersagen indiciren einen Fund, welcher an der betreffenden Stelle wirklich gemacht wird. Denn, wie die homerischen Helden, ist der Wendenkönig keine historische Person gewesen, — dies Resultat aus den Wendenkönigssagen gewonnen zu haben, darf mein Vortrag ja wohl beanspruchen — und doch wird an den Stellen, welche von den Sagen in Kleinasiens Gefilden, wie im Spreewald, umspielt werden, ein Fund nach dem andern gethan, von denen der eine wichtiger ist als der andere. Es hilft eben nichts, der Mythologe —

und auch ich bin in diesem speciellen Falle meinem Vortrag gegenüber in der Lage — muss dem glücklichen Finder und Ausgräber Concessionen machen. Freilich würde ich in den Fehler Schliemann's fallen, wollte ich nun vom Schatze Chestowo's oder Ziscibor's, Pribislaw's oder Juro's sprechen. Aber wenn wir in der Niederlausitz im Verfolg der Königsmythen, der Riesen- und Zwergsagen an mehr als an einer Stelle auf Spuren, welche Menschen der früheren Zeit zurückgelassen, stossen an Orten, wo nicht umgekehrt Funde zu den Sagen Veranlassung gegeben, so sind eben in diesen Mythen und Sagen Reste alter Erinnerungen an wirkliche von Menschen geübte Thaten und an ihren einstigen Besitz lebendig.

Einen überaus interessanten Beweis, wie die Wendensage alte Erinnerungen an wirkliche Vorgänge bewahrt hat, sehen wir auch in der hier vorliegenden genauen Nachbildung des Bronzewagens, welcher zwischen Frankfurt und Drossen gefunden, jetzt dem Neuruppiner Gymnasium angehört, vor uns. Die Nachbildung gehört Hrn. Oberstlieutenant von Neindorf in Sorau, welcher die Güte hatte, sie mir zur Verfügung zu stellen. Der Bronzewagen ist bekanntlich der zuerst gefundene Deichselwagen, von denen es jetzt vier giebt, und welche alle dem mittleren Oder- und Spreegebiet angehören. Die Wagen sind als Cultwagen gedeutet worden und ich glaube ernsthafte Zweifel werden gegen diese Deutung nicht sich erheben: einzig scheint mir fraglich zu sein, ob sie wirklichen Cultvorgängen gedient oder Abbilder von Cultwagen gewesen, wie z. B. jetzt ein kleines Kruzifix so manchen Altar schmückt.

Die Mythologie und Sagenforschung ist sogar im Stande, für den Deichselwagen diese Hypothese zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit zu erheben. Als Hr. Virchow am 16. November 1876 den zweiten Bronzewagen aus Burg in der Königl. Akademie der Wissenschaften vorlegte, wurde von Hrn. Prof. Weber darauf hingewiesen, dass die Asvins der indischen Mythologie einen dreirädrigen Wagen fahren. Diese mythologische Notiz gewährt in der That eine gewisse Einstimmung zu den Deichselwagen, während die biblische Beschreibung vom ehernen Meer und die bekannte Stelle in der Ilias, in welcher Dreifüsse auf goldenen Rädern stehend beschrieben werden, für die Kesselwagen ihre Bedeutung haben. Aeusserst interessant wäre es nun, würden die Wöns- und Nerthuswagen der deutschen Mythologie mit den Plattenwagen in einen gewissen Zusammenhang zu bringen sein. Bekanntlich nimmt auch Kuhn in seiner Herabholung des Feuers an (S. 97), dass die deutschen Gebräuche, ein brennendes Rad vom Berge herabzurollen, nur die dramatische Darstellung der vom Himmel geholten Anschauung sei, wie sie das Lied besingt (R. IV. 28. 2): Mit dir vereint Indu, riss Indra sogleich mit Kraft das Rad der Sonne nieder, das über dem gewaltigen Gipfel stand. (Ich muss aber darauf aufmerksam machen, dass andere Sanskritgelehrte die betreffende Stelle sehr abweichend erklären.) Vielleicht dass einmal einer der Herren Sagenforscher, dem die grossen Bibliotheken offen stehen, eine Zusammenstellung aller mythischen und sagenberühmten Wagen, mit den semitischen Cultvorgängen beginnend, vornimmt.

Ausserordentlich interessant ist ferner, dass die Wendensage auf unseren Cultwagen hindeutet.

Als ich meine slavische Sagensammlung durchging, fand ich darin aus Radensdorf bei Drebkau die Notiz: Der Wendenkönig besass einen Wagen eigener Art; es sassen auf den Rungen zu den Seiten des Wagens Adler, und wenn der Wendenkönig den Wagen fuhr, drehten sich die Adler. Es ist klar, dass hier Erinnerungen vorhanden sind an einen Wagen, nur nicht an einen solchen, der wirklich

gefahren ist. Auch Hr. Lehrer Boit in Syhlow, bekannt durch seinen Aufsatz über den Wendenkönig im Serb. Zasn., behauptet bestimmt, er habe unter den Wenden von dem mit Vögeln besetzten Wagen des Wendenkönigs reden hören. Diese Sagen sind aber keine Ilias post Homerum, da sowohl in Badensdorf als in Syhlow die Sagen vor den Funden bekannt waren, in beiden Dörfern noch jetzt nicht die geringste Kenntniss von den wirklich mit Vögeln besetzten Bronzewagen, welche im mittleren Oder- und Spreegebiet gefunden sind, vorhanden ist.

Somit gewähren uns denn indische Mythologie und wendische Sage die Elemente, aus welchen der Cultwagen zusammengesetzt ist, und das sind die Mythen von dem dreirädrigen Wagen der Asvins und dem mit Vögeln besetzten Wagen des Wendenkönigs. Ferner ist die Thatsache bemerkenswerth, dass die Asvins einem Vorstellungskreise angehören, welcher dem nicht fern liegt, aus welchem der Wendenkönig stammt. Aber ich muss doch auch darauf aufmerksam machen, dass wirkliche Einstimmung — soweit eine Sage das ermöglicht, welche eben keine Geschichte ist, — zu unserem Wagen nur die Wendensage gewährt. Lasse ich alle Einzelheiten bei Seite, welche in den Versen sich hinsichtlich des Wagens der Asvins finden, so muss ish doch auf die Stellen aufmerksam machen, welche uns sagen, wo die drei Räder am Wagen der Asvins sich befanden: Sie lauten: „Vorne habt ihr ein drittes schönes Rad, nur als Zierde am Wagen befestigt. „Eures Wagens Rad geht herum, vorne eilt von euch das eine.“ Und endlich: „Golden ist die Deichsel, die zieht, golden die Achse, beide Räder golden.“

Das berührte Material legt den Gedanken nahe, den dreirädrigen Vogelwagen dem slavischen Göttercult zuzuweisen.

Denn es scheint die Thatsache, dass die Wendensage Erinnerungen an den mit Vögeln besetzten Wagen bewahrt hat, zu dem Schluss einzuladen, dass die vier im Oder- und Spreegebiet gefundenen Bronzewagen dem Wendenkultus angehört haben. Ist es doch, denke ich, unmöglich, dass die Wendensage von dem mit Vögeln besetzten Wagen reden könnte, wäre der Wagen vorslavisch, also germanisch, oder wir müssten wissen, ob sich in den Mythen der Germanen ein entsprechender Vorstellungskreis findet, während doch in den mythischen Götterwagen der Germanen eine Spur davon nicht zu erweisen ist. Selbst die Benennung des grossen Bären mit dem Ausdruck Wönswagen erlaubt nicht anzunehmen, dass derselbe auf einen vogelbesetzten, dreirädrigen Wagen hindeutet: das Sternbild spricht sogar gegen eine solche Annahme.

Für slavische Cultwagen würden nicht zum wenigsten auch die Fundorte sprechen, wenn man auf Fundorte ein grosses Gewicht legt.

Wenden wir uns unserem Bronzeschatze wieder zu, so ist es klar, dass wir trotz Indicirung der Sage nicht vor dem Schatz eines Wendenkönigs stehen können, so wenig wie die Forschung einen Schatz des Priamos anerkennen kann, ist doch der Wendenkönig Heros und Gott, wie Saturnus und Romulus, Achilleus und Siegfried, aber eben auf versenkte Schätze der Priester oder Wendenhäuptlinge deuten denn doch die Wendensagen, welche sich nicht mit mythischen Schätzen beschäftigen, hin wie der Fund von Babow beweist.

Denn der Babower Bronzefund ist versenkt gewesen. Die Wiesenflur hiess sanack: die Slavengelehrten stellen den Namen mit der Wurzel „verbergen“ zusammen. Die Arbeiter erzählten mir, die Ringe wären so gefunden worden, dass die kleineren in der Mitte der grossen gelegen haben, der Schatz selbst fand sich etwa in der Mitte des alten Seebeckens. In einem See oder unter einem Fluss aber haben nicht nur die Deutschen ihre Helden und deren Schätze beigesetzt

oder versenkt, auch die Wendensage berichtet mehrfach davon. Dass speciell heilige oder Tempelschätze so geborgen wurden, wissen wir nicht nur aus Südamerika, wenn wir uns der Inca-Schätze erinnern, sondern auch aus Strabo, welcher von dem Tolosanischen Schatze sagt, dass er theils ἐν σηκοῖς, theils ἐν λιμναῖς ἱεραῖς aufbewahrt sei, ja die Römer verkauften sogar die heiligen Seen Galliens, und eben nach Strabo sind viele Schätze darin gefunden worden.

Die Wendenkönigsmythe aber kann nur Erinnerungen an den Vogelwagen und den Bronzeschatz von Babow bewahrt haben, wenn sowohl Schatz als Cultwagen in oder nach dem vierten Jahrhundert versenkt sind.

Nun ist immerhin die Möglichkeit zu erwägen, ob der Schmuck nicht von den vorslavischen Deutschen herrührt: vielleicht dass man sich versucht fühlt, bereits bekannte Bronzehalsschmucke, welche in deutschen Gegenden gefunden sind, als Beweis dafür anzusehen. Legt man nun Fundorten überhaupt ein so hohes Gewicht bei, so würden die Bronzewagen, welche eigentlich alle vier gleich sind, gewaltig für slavische Cultwagen sprechen. Ich muss ferner darauf aufmerksam machen, dass die Analogie mit den vorhandenen Halsschmucken eigentlich nur soweit sich erstreckt, als die Idee des Halsschmuckes dieselbe ist, alle Einzelheiten divergiren gewaltig: die Zahl der Ringe ist eine verschiedene, die Ornamentik, die Technik. Auch soweit wird man den in deutschen Gegenden gefundenen, aber im Einzelnen so verschiedenen Halsschmucken nicht zu Liebe gehen wollen, einem Slavenpriester oder Häuptling einen Schmuck zu versagen, welchen man einem Germanen gewährt. Die Wendensage kann endlich nach meiner Ansicht nicht Erinnerungen an Details bewahrt haben, wie sie Fundstelle und Fund aufweisen, wären dieselben nicht aus der Wirklichkeit geflossen, rührten die Funde von vorslavischen Germanen her. Müssten doch dann die vorslavischen Germanen in der Völkerwanderung sitzen geblieben sein, sich aus Germanen in Slaven metamorphosirt, trotzdem aber die Erinnerung an Vorgänge aus der Zeit, wo sie noch Germanen waren, bewahrt haben. Nun ist aber der Wendenkönigmythus national-slavisch — das Resnltat gewonnen zu haben, darf mein Vortrag ja wohl beanspruchen — und etwa anzunehmen, dass ein Vorgang, wie die Versenkung eines Priesterschatzes oder die Erinnerung an die eigenthümliche Gestaltung eines Cultwagens, sich so dem Gedächtniss der Germanen eingeprägt, dass sie auch als Slaven noch davon reden, bin ich nicht geneigt. Mir scheint die Annahme den Bronzewagen, von dem die Sagen deutliche Beziehungen zum Wendenkönigsmythus bewahrt hat, es sei derselbe den Germanen zu überweisen, nicht wohl statthaft. Haben die Wenden, als sie in die Wendentiefebene einzogen, mindestens dieselbe, wenn nicht eine höhere Cultur gehabt, als die Germanen, welche sie in dieser Zeit über die Elbe hinaustrieben, so werden sie auch den Bronzewagen und den Bronzeschmuck haben besitzen können. Zeitlich übrigens würden wir kaum grosse Unterschiede anzunehmen genöthigt sein, ob Germanen oder Slaven den Schatz versenkt haben, da sich Ende des vierten Jahrhunderts Slaven und Germanen in der Wendentiefebene berühren, aber die nationalen Scheidungen müssen damals zu scharf vollzogen gewesen sein, als dass wir germanische Erinnerungen in der Slavensage in einem der concreten Fälle annehmen könnten.

Auf verhältnissmässig späte Zeit weist, denke ich, auch der Fundort hin. Wenn es auch sehr trügerisch ist, aus dem Wachsen der Wiesen und dem sich Ausfüllen der Seen und Moräste Zeitrechnungen festzustellen, so ist es doch klar, dass ein Anwachsen von 2 — 3 Fuss in einer Moorwiese nicht auf allzuferne Zeit zurückweist, zumal die Wiese früher mit Eichen und Erlen bewachsen war.

Endlich spricht auch die hoch entwickelte Technik, die Anwendung des Schlaglothes, des Eisenstiftes, der Plattirung, der eigenartigen Ornamentik für eine Zeit, von der ich anzunehmen geneigt bin, dass sie auf ein Jahrhundert hinweist, in welchem die Slaven die Wendentiefebene als Herren inne hatten.

Dann aber stehen wir vor der interessanten Thatsache, einen der wichtigsten Bronzefunde, welcher in Deutschland gemacht ist, den Wenden als einstigen Besitzern zuschreiben zu können, und ich denke, die in der Wendensage lebendige Traditionen werden Sie gleichfalls geneigt machen, eine Zeitbestimmung auch für unsere Bronzewagen anzuerkennen, welche derjenigen nicht eben fern liegen wird, die ich dem Bronzeschmuck von Babow zu vindiciren versucht habe. —

Hr. Virchow: Die Combinationen, welche Hr. Veckenstedt uns vorgetragen hat, sind gewiss in hohem Maasse überraschend, und er wird uns Zeit zur Ueberlegung gewähren müssen, ehe wir ihm unsere Zustimmung aussprechen. Indess möchte ich schon heute zweierlei bemerken: Erstlich in Betreff der Bedeutung von Sagen zur Feststellung chronologischer Daten. Genügte die volksthümliche Ueberlieferung zu einer solchen Feststellung, so wäre z. B. der berühmte Kesselwagen von Peccatel, von dessen Existenz in dem betreffenden Grabe die Sage gleichfalls berichtet, auch ein slavischer. Umgekehrt könnte man aus der Persistenz germanischer Götternamen und Sagen in der Mark beweisen, dass daselbst überhaupt keine volle Auswanderung der Deutschen stattgefunden hat. Hier ist überall eine sehr genaue Prüfung der Localverhältnisse nöthig, und diese können wir im Augenblick nicht anstellen. Vorläufig können wir nur daran festhalten, dass der Schlossberg bei Burg die Merkmale eines slavischen Burgwalles nicht an sich trägt, obwohl die wendische Sage an ihn anknüpft, und werden wir es daher als möglich zugestehen müssen, dass mancher Fund der Nachbarschaft, wenn er sich auch in loser Weise mit gemeinsamen arischen Erinnerungen in Beziehung setzen lässt, darum noch kein slavischer zu sein braucht. Zweitens in Bezug auf die Objekte selbst, welche den Fund von Babow ausmachen, wird zunächst eine viel genauere chemische und archäologische Analyse erforderlich sein. Ist das Metall in der That „alte Bronze", so wird es etwas schwer sein, den Schmuck einer späten Zeit zuzuschreiben. Wie die Stiere, die Bronzewagen und die Bronzeeimer unseres Alterthums, so schliesst sich auch der Schmuck mit seinen Klapperblechen den Hallstädter Funden näher an, als irgend einer anderen bekannten archäologischen Periode. Indess soll mit diesen Bemerkungen kein entscheidendes Urtheil, sondern nur eine Mahnung zu einer sorgfältigeren vergleichenden Untersuchung ausgesprochen sein. —

Hr. Voss: Aehnliche Colliers, wie das hier vorgelegte, aber ohne Klapperbleche, sind in Südwestdeutschland gefunden worden. Hr. Professor Fraas besitzt ein solches, welches in Württemberg, dem Aussehen nach im Moor, gefunden wurde. Ausserdem befindet sich im Museum zu Darmstadt, das jetzt vielleicht nach Mainz in das römisch-germanische Museum gekommen ist, ein ebensolches. Wie ich daher glaube, dürfte das Vorkommen ähnlicher Schmuckgegenstände in Gegenden, in welchen niemals slavische Völker gewohnt haben, gegen den slavischen Ursprung der eben vorgelegten Gegenstände sprechen[1]. —

---

1) Nachträglich wünscht Hr. Veckenstedt noch Folgendes zu bemerken: Leider beherrsche ich den Stoff, wie ja das bei meinem gewöhnlichen Aufenthalte in Cottbus nicht anders der Fall sein kann, nicht genug, um über den Peccateler Fund sicher urtheilen zu

(11) Hr. Veckenstedt berichtet ferner über

prähistorische Funde von Vehlitz.

Die nähere Gegend von Magdeburg ist für die prähistorische Forschung noch wenig erschlossen. Wie reiche Fundobjekte auch jene Gegend birgt, mag die Verschiedenheit der Objekte, welche ich heute vorlege, erweisen.

Dem Königl. Museum habe ich kürzlich zwei Mühlensteine zusenden können: es sind dieselben ein Geschenk des Gutsbesitzers Friedrich Lange; er hat sie auf den Ardbergen beim Pflügen gefunden. Die Ardberge sind mit Urnenscherben besät, hin und wieder wird auch eine ganze Urne dort gefunden. In der unmittelbaren Nähe der Stelle, auf welcher die Mühlensteine lagen, habe ich Urnensplitter und gespaltene Knochen gegraben. Die Mühlensteine selbst weisen einen geringen Grad von Technik auf, obgleich sie den Typus der späteren Zeit tragen. Man begreift, wenn man solche Steine zieht, wie die Zwergsagen der Niederlausitz viel von dem Brode der Zwerge, welches zwischen den Zähnen geknirscht habe, zu erzählen wissen.

Auf der anderen Seite des Dorfes sind von mir durchbohrte Vogelknochen gefunden worden in einer Urne, welche der Gutsbesitzer Brand mir überwiesen hatte. Die Vogelknochen befanden sich in der Gesellschaft von Bronze; man darf von ihnen wohl annehmen, dass sie als Amulett-Schmuck gedient haben.

Der Gutsbesitzer Grafe, dem das Königl. Museum einen prächtigen polirten Steinhammer verdankt, hat auf seinem Plane am Abhange des Lieneberges beim

---

können: nur denke ich zu wissen, dass er der jüngeren Bronzezeit zugeschrieben wird. Je näher ich nun die Quellenschriftsteller, Slavenchronisten und Wendensagen kennen lerne, um so mehr bin ich in der That geneigt, den Slaven der Wendentiefebene, ihrer früheren Cultur entsprechend, viele der Funde zuzusprechen, welchen man germanischen Ursprung vindicirt. Auch darauf möchte ich hinweisen, dass die Analogie mit den Hallstädter Bronzen mir nur eine entfernte zu sein scheint, wie diejenige mit den Colliers aus Südwestdeutschland: gerade das archäologische Detail am Babower Fund ist eigenartig, mit den Colliers deckt sich eigentlich nur, wio ich schon vorhin bemerkte, die Idee des Schmuckes, nichts weiter.

Was nun die Verwendung von Sagen zur Feststellung der Chronologie und Nationalität betrifft, so liegt darin gewiss eine Gefahr, der ich mir bewusst bin, allein nach wiederholter Prüfung aller Einzelheiten möchte ich doch daran festhalten, dass in unserem Falle diese Verwendung wohl zulässig sei. Zeichnen sich doch die Sagen, die Localität des Fundortes, der Name der Localität selbst durch ihre Correctheit vortheilhaft aus. Auch in dem Falle würde der Fundort für einen Slavenschatz sprechen, wenn derselbe für einen heiligen oder Priesterschatz zu halten ist; unfern der Moorwiese nehmlich wird ein Hügel mit prähistorischer Siedlung gezeigt, auf welchem der Wendenkönig soll gelebt haben, — wo also ein slavischer Gott mag verehrt sein.

Was nun Burg anbetrifft, so habe ich selbst in meinem Vortrage über den Wendenkönig darauf aufmerksam gemacht, dass der Burgberg für eine germanische Siedelung gilt, dass die Sagen, welche sich mit dem Burger Wendenkönig beschäftigen, zum Theil ein fremder Ton durchklingt. Aber ich wage nicht so weit zu gehen, anzunehmen, dass alle Sagen und alle Funde, welche auf Burg Bezug haben, germanische Elemente bergen oder ganz und gar germanisch sind. Bereits Schwartz hat die Frage aufgeworfen, „ob nicht etwa an alter, durch heilige Schrecken geheiligter Stelle die neuen Herren des Landes ihre slavischen Götter aufgestellt haben" — und ich meine, die Frage ist bejahend zu beantworten, auch für Burg. Beachtenswerth scheint mir noch, dass Burg verhältnissmässig sagenarm ist, dass die Wenden, oft schon in grosser Nähe von Burg, in einem ausgesprochenen Gegensatz zu Burg stehen.

Pflügen vielfach Urnen gefunden: nach seiner Beschreibung muss in diesen Urnen Bronze und Bernstein gefunden sein.

Als wir das Urnenfeld besichtigt hatten, begaben wir uns auf den Lieneberg: dort ist jetzt eine Kiesgrube angelegt und in dieser Kiesgrube, auf der Höhe des Hügels habe ich einen prähistorischen Begräbnissplatz entdeckt, von dem ich glaube, dass er für die Forschung von einer gewissen Bedeutung ist. Zu drei verschiedenen Malen habe ich dort gegraben, und dem Königl. Museum eine erhebliche Anzahl von Feuersteinsplittern, gespaltenen und abgenagten Knochen, Schädeltrümmern, drei Urnen und interessant ornamentirte Urnenscherben übergeben können. Bedenken, welche ich hatte, es möchten die so interessant ornamentirten Urnensplitter etwa mit denen identisch sein, welche sich auf dem Urnenfelde am Abhang des Berges finden, sind durch die in drei verschiedenen Zeiten öfters wiederholten Ausgrabungen beseitigt worden. Auf dem Lieneberge ist ein Begräbnissplatz nur mit Feuersteinbeigaben. Ausgeschlossen ist bei diesen Beigaben die Möglichkeit, dass die Feuersteinmesser und -Schaber ein Spiel des Zufalls sind: findet sich der geschlagene Feuerstein doch nur in einem durch schwarze Aschenerde, abgenagte Knochen, Urnenscherben kenntlichen Begräbnissplatz; er fehlt absolut in den Erdschichten, in welchen Spuren von Urnen, Knochen und Asche sich nicht finden.

Wichtig wird dieser Begräbnissplatz auch dann, wenn Urnen und Urnensplitter auf eine Zeit hinweisen, für welche man jetzt nur geneigt ist zuzugeben, dass das Feuersteinmesser religiösen Gebräuchen noch gedient hat. Es unterliegt aber keinem Zweifel, dass den Menschen vom Begräbnissplatze des Lieneberges das Feuersteinmesser und der Feuersteinschaber noch die gewöhnlichen Schabe- und Schneideinstrumente waren: ich habe circa 15 Grabstätten genau durchwühlt und in jedem 2—4, ja 6 und mehr Messer und Schaber gefunden in absolut harmloser Gesellschaft von gespaltenen und abgenagten Knochen.

Weisen aber die Urnen und mannichfach ornamentirten Urnensplitter keineswegs auf Urzeiten hin — Hr. Dr. Voss schrieb mir sogar, dass slavische Urnensplitter sich unter den eingesandten Objekten befänden — so würden wir mit dem analogen Material, das die zahlreichen Feuersteinfundstellen der Niederlausitz und der Mark an die Hand geben, eine Zeitgrenze gewinnen, bis zu welcher die Feuersteine rechts der Elbe geschlagen sind und Feuersteinmesser, -Schaber, -Pfeile in allgemeinem Gebrauch waren. Die vielen Stellen nehmlich, welche ich bei Cottbus gefunden und an welchen Feuersteine geschlagen sind, d. h. an welchen Urnen, Pfeilspitzen, Messer und Schaber, von denen das Königl. Museum jetzt eine sehr grosse Anzahl besitzt, gefunden wurden, dürfen als typisch betrachtet werden. In kleinen Thälern, welche mässige Sandhügel umgeben, finden sich die geschlagenen Feuersteine. Mitunter ist der Boden des Fundortes mit Asche gemischt, hin und wieder liegen einige calcinirte Knochen zu Tage, immer aber bilden die Gesellschaft der gespaltenen Feuersteine Urnensplitter, und zwar mitunter slavische, meist aber wie man gewöhnlich annimmt vorslavische, also germanische.

Bemerkenswerth ist, dass die umgebenden Hügelchen keine geschlagenen Feuersteine oder Urnensplitter bergen: man stösst auch nicht mehr auf diese Zeugen der Vergangenheit, sobald man 3—4 Zoll gräbt in den Boden der kleinen Thäler, von denen man annehmen möchte, die Arbeiter hätten sie gewählt, um im Schutz vor dem Wind arbeiten zu können. Von grösster Wichtigkeit ist endlich die Thatsache, dass sich Feuerstein- und Urnensplitter jedesmal nur auf einer verhältnissmässig kleinen Sandfläche finden. So z. B. sind die sogenannten Märzdorfer Alpen eine Dünenbildung von circa $^1/_4$ Stunde im Quadrat. Vergeblich durchwanderte ich mit den Lehrern Langer und Proposch die Dünen, wir fanden keine Spur,

auch nicht die leiseste, vom prähistorischen Menschen. Endlich liess ich mich von Hrn. Proposch zu die Stelle der Dünen führen, wo nach der Sage die Ludki sollten gehaust haben. Mir wurde ein kleines Thal gezeigt und alssobald fanden wir dort Kerne, Messer, Schaber, Pfeilspitzen und Urnensplitter. Urnen aber, welche etwa zu den Ludki-Sagen hier hätten Veranlassung geben können, sind in dem kleinen Thale nie gegraben worden, sind in demselben auch nicht vorhanden.

Somit beweisen diese Funde und Fundstellen, welche mit dem von Fraas im Orient beobachteten volle Analogie gewähren, (Aus dem Orient. Von Dr. Oscar Fraas, Th. II., S. 110—112, Stuttgart 1878) zweierlei: erstens dass die Feuersteinsplitter Artefakte sind, was solche Funde, wie die vom Vehlitzer Lieneberge und die Feuersteinpfeilspitzen und -Kerne von selbst ergeben, zweitens dass der geschlagene Feuerstein rechts der Elbe noch in der germanisch slavischen Zeit nicht nur zu Culthandlungen benutzt, sondern noch im profanen Gebrauch war. Möglich auch wäre es, dass die Vehlitzer und niederlausitzer, sowie die märkischen geschlagenen Feuersteine Sklaven und Leibeigenen gedient haben, während die deutschen und slavischen Herren längst sich der Metallgeräthe bedienten, welche eine gleichzeitige höhere Cultur und reichere Mittel ihnen bereitwillig gewährten.

Sehr interessant ist ferner, dass unter den Brand- und Begräbnissstätten auf dem Lieneberge eine Horizontalschicht von Geröll, Kies und weissem Sand sich befindet, welche eine Mächtigkeit von 4—5 Fuss aufweist. Unter dieser Horizontalschicht wird wieder eine Culturschicht blosgelegt. In dieser Culturschicht habe ich einige Knochen beim Graben gefunden; einige grössere Knochen, von denen ich glaube, dass man bestimmen kann, welchem Thiere sie angehört haben, sind von Hrn. Schramm dem Königl. Museum überwiesen worden.

Von den Urnen des Lieneberges ist die eine mit einem eingebohrten Loche versehen. Als ich in der April-Sitzung auf diese in die Urnen gebohrten Löcher zuerst aufmerksam machte, sprach ich die Vermuthung aus, sie möchten Wege für die Seele gewesen sein. Hr. Professor Bastian erwähnte bei dieser Gelegenheit die Graböffnungen in den Dolmen und erörterte die Vorstellungen von der Seele, welche verschiedene Völker haben (das Material findet sich auch in seinem Vortrage über die Seele) und wodurch meine Vermuthung weiter begründet wurde. In Paris lernte ich kürzlich die Ansichten und die glänzenden Arbeiten unseres verehrten Mitgliedes, des Hrn. Professor Broca kennen. Der hochverdiente französische Gelehrte lässt bekanntlich die prähistorische Trepanation des Schädels in der neolithischen Zeit deshalb vorgenommen werden, damit, bei epileptischen Kindern, die zweite Seele einen Ausweg habe.

Mir scheint, es sei jetzt Material genug vorhanden, dass wir den prähistorischen Seelenweg in einem gewissen Umfange herstellen können. Wissen wir doch jetzt, dass die vorgeschichtlichen Völker die Schädel durchbohrten, die Dolmen (Meadows Taylor fand in dem Distrikt Bellary in Dekhan von 2129 Dolmen über 1100 mit dem eingebohrten Loche versehen) und die Urnen, offenbar um der Seele beliebig freien Ein- und Ausgang zu gewähren. Wie häufig auch die Löcher in den Urnen vorkommen, mag daraus hervorgehen, dass mir die ersten Beobachtungen in dieser Hinsicht von dem Todtengräber von Berge, Hrn. Opitz, mitgetheilt wurden, dass Hr. Dr. Siehe schon seit Jahren darauf aufmerksam geworden war, dass sie in der Sammlung von St. Germain gleichfalls reichlich gefunden werden.

Nun glaube ich ist die Aufmerksamkeit besonders darauf zu richten, festzustellen, von wann bis wann diese Vorstellung sich als wirksam erweist. Bereits in einem Vortrage in Paris wiess ich darauf hin, dass Spuren dieser Vorstellung noch

heute bei uns zu finden sind, mir sind von durchaus glaubwürdigen Leuten Fälle berichtet worden, dass man in die Grabgewölbe Löcher gemacht hat, welche offenbar abergläubischen Zwecken zu dienen bestimmt waren, denn der Sterbende hatte ihre Herstellung ausdrücklich gewünscht: öffnet man doch noch heute im Krankenzimmer das Fenster, sobald der Todeskandidat den letzten Athemzug gethan, um die Seele hinausfliegen zu lassen. Aus einem ähnlichen Vorstellungskreise mag die von Broca angeführte Thatsache hervorgehen, den Schafen, welche die Drehkrankheit haben, den Schädel zu trepaniren. Es wäre sehr interessant, festzustellen, ob die auch in Deutschland geübte Trepanation des Schafschädels, von der ich bei Magdeburg und bei Cottbus erfahren, nicht nur chirurgischen, sondern auch abergläubischen Zwecken gedient hat.

Die Herstellung des Seelenweges haben auch in Amerika die Mound-Erbauer sich durch Trepanation des Schädels angelegen sein lassen, und diejenigen Rothhäute, welche noch heute der Sitte der Väter gemäss leben, bohren ein Loch in den Deckel des Behältnisses, welches den Leichnam aufzunehmen bestimmt ist.

Somit reichen sich Vergangenheit und Gegenwart in diesem Punkte die Hand: Gebräuche der sogenannten neolithischen Zeit sind erkennbar in abergläubischen Vorstellungen unserer Tage.

Mir scheint, es wäre nun wichtig durch Ansammeln von Material festzustellen, wie gross das Gebiet je eines dieser Vorstellungskreise ist. Löcher z. B. weisen die Schädel des Beinhauses bei Sedlec zu Hunderten auf, und zu Hunderten fand ich Löcher in den Schädeln der Pariser Katakomben. Ob aber diese Löcher in den Schädeln nur medicinischen Zwecken gedient, oder die chirurgische Trepanation unter dem Einfluss von abergläubischen Vorstellungen geübt ist, werden erst spätere Untersuchungen feststellen können. Vielleicht ist es auch nicht zu kühn, wenn ich auszusprechen hoffe, dass die semitischen Archäologen Analoga finden werden. Mir scheint, als ob die Uebergangsländer, Kleinasien mit seinen Löchern in den Grabbauten, Aegypten mit seiner Mumificirung und der Seelenwanderung, den Erfolg für eine Forschung in diesem Sinne auch im Thale des Euphrat und Tigris verbürgen werden; glauben doch die Forscher und Ausgräber im Orient und speciell in Syrien sich dann vor Betrügereien gesichert, wenn Löcher in den Grabmonumenten die Unversertheit des Grabes anzeigen.

Die beiden Schädel, die gespaltenen und abgenagten Knochen, das Feuersteinmesser, welches ich hier habe, sind die einzigen Ueberbleibsel von einem reichen Funde. Auf der sogenannten Dorfstelle nehmlich, im Süden von Vehlitz, wo das Dorf Nebelitz gestanden hat, von dem man sagt, dass es im dreissigjährigen Kriege oder in der Zeit als Moritz von Sachsen Magdeburg belagerte zu Grunde gegangen ist, hat der Gutsbesitzer Chr. Lange einen grossen Feldstein sprengen lassen. Um diesen Feldstein nun haben etwa 7 Skelette gelegen, von denen 6 so beigesetzt gewesen sind, dass je 2 Skelette einander gegenüber lagen. Die Knochen sind vom Steinsetzer verkauft, die Schädel theils zerschlagen, theils in unversehrtem Zustande wieder beigesetzt worden. Von diesen Schädeln habe ich die beiden vorliegenden wieder ausgegraben.

Die Leute, welche mir von dem Funde erzählten, meinten nun, es sei hier ein Begräbniss aus dem Freiheitskriege blosgelegt worden: in der That hat auf der Dorfstelle auch jenes Gefecht gewüthet, durch welches die Franzosen am 23. April 1813 wieder in Magdeburg hineingeworfen wurden. Allein die Art des Begräbnisses, die zerspaltenen und abgenagten Knochen, das Feuersteinmesser weisen auf altheidnische Zeit hin. Freilich will der Steinsprenger auch Eisenbeigaben gefunden

haben, allein Eisen und Feuerstein, auch sonst zusammen gefunden, haben auch die megalithischen Denkmäler bei Vehlitz früher geborgen. So entsinne ich mich, dass ich als Kind mit einem Eisen-Schwerte gespielt habe; kürzlich habe ich an der Stelle, wo das megalithische Denkmal gesprengt und das Schwert zu Tage gekommen ist, einen Feuersteinsplitter gefunden.

Wie schädlich hier die Erinnerung an den Franzosenkrieg eingewirkt hat mag auch daraus als erwiesen gelten, dass der Steinsetzer mir erzählte, er habe unfern der Stelle, wo die Schädel gelegen, eine ganze französische Küche gefunden, die Geräthe aber als werthlos nicht beachtet. Wir haben da offenbar den Verlust von werthvollen prähistorischen Geräthen zu bedauern.

Hat nun das Begräbniss in altheidnischer Zeit Statt gefunden, so denke ich, haben wir die Reste eines germanischen oder slavischen Häuptlings vor uns, dem zur Begleitung in das Jenseits Sklaven beigegeben sind. Möglicherweise sind beide Schädel solche von Sklaven.

Endlich habe ich hier noch den Boden von einem Bronzegefäss.

Das Bronzegefäss, von welchem der Boden herrührt, ist zusammen mit Urnen auf der Feldflur Dalchau gefunden worden. Im Westen des Dorfes überragt der sogenannte Dorberg die kleinen Hügel der Umgebung. Auf dem Dorberge nun, einem Kieshügel, erhebt sich etwa 15 Fuss hoch eine schwarze Schicht von Culturerde, gemischt mit Knochen und Urnensplittern. Das scheint entschieden auf einen Opferberg hinzuweisen. Unmittelbar nun auf der Höhe des Kiesberges sind die Urnen und das Bronzegefäss gefunden worden, von welchem der Finder die abgefeilten Theilchen benutzt hat, sie durch das Licht zu blasen, damit seine Kinder das Vergnügen hätten, den Blitz zu sehen.

Die Bronze ist, wie mir Hr. Dr. Voss sagt, wahrscheinlich römisches Fabrikat und als solches, wie ich glaube, interessant genug, um die Vorlegung hier zu rechtfertigen. —

Hr. Voss: Hinsichtlich des Vorkommens von regelmässig gestalteten Löchern im Boden oder in der Seitenwandung von Urnen möchte ich mir erlauben, nochmals an das in der vorigen Sitzung bei Gelegenheit der Vorzeigung eines Gefässfundes aus dem Urnenfelde auf dem Steinhardtsberge bei Schlieben von mir Gesagte zu erinnern. —

Hr. Virchow erkennt an, dass Feuersteinspähne auch noch in einer unzweifelhaft späten slavischen Zeit geschlagen worden seien. Er habe sowohl in Pfahlbauten, als in Burgwällen von anerkannt slavischem Charakter ganze Haufen davon gefunden. Er behält sich vor, darauf zurückzukommen, und er erinnert daran, dass ein dahin gehender Vortrag von ihm einige Monate hindurch während des letzten Sommers in den Tagesordnungen der Gesellschaft angekündigt worden war, und dass nur die Ueberfüllung der Sitzungen mit anderweitigem Stoff ihn bestimmt habe, denselben zurückzuziehen.

Er bezeugt ferner, dass die Drehkrankheit der Schaafe auch in Deutschland nicht nur Seitens der Thierärzte, sondern auch Seitens der Landwirthe mittelst Trepanation behandelt werde, und dass es zuweilen gelänge, die Ursache der Krankheit, einen grossen Blasenwurm (Coenurus cerebralis), durch das Loch im Schädeldach auszuziehen. Er habe selbst der Sammlung des Pathologischen Instituts einen, durch einen Gutsbesitzer auf diese Weise glücklich extrahirten Coenurus eingefügt. Wie weit rückwärts sich diese Trepanation verfolgen lasse, wisse er

nicht; jedenfalls sei es mehr als bedenklich, sie mit der vorhistorischen Trepanation in Verbindung zu bringen. Er bezweifle desswegen keineswegs, dass man in prähistorischer Zeit Menschen trepanirt habe, wie er diess auf dem Congress von Budapest Hrn. Broca gegenüber offen anerkannt habe[1]). Auch jetzt habe er in der Pariser Ausstellung in der Exposition retrospective einen, aus einem Grabe der Steinzeit herrührenden trepanirten Schädel nebst den sonstigen Fundstücken gesehen. Wenn indess das Trepanationsloch, das nach der Ansicht der französischen Untersucher dazu bestimmt war, gelegentlich den bösen Geist, von dem ein Epileptiker befallen war, zu entlassen, den Löchern in den Urnen in einer gewissen Weise angenähert werden könne, so möge man doch nicht übersehen, dass jene Ansicht selbst lediglich auf einer Vermuthung beruhe. —

Hr. Veckenstedt: Es ist möglich, dass die Löcher in den Schädeln in einem zu losen Zusammenhange mit dem prähistorischen Seelenwege, den Löchern in Grabmonumenten, Urnen und Dolmen stehen, als dass ihre Herbeiziehung allgemeine Billigung findet. Indess möchte ich doch noch Folgendes der Erwägung anheimgeben. Die leitende Idee, welche die Löcher in Grabmonumenten, Urnen und Dolmen mit den Löchern in den Schädeln in Verbindung zu setzen erlaubt, ist nach meiner Ansicht die Vorstellung ven der körperlichen Beschaffenheit der Seele und der Dämonen. Spricht sich doch diese Vorstellung noch in den homerischen Gedichten absolut klar aus. Es ist wohl nicht zu kühn, anzunehmen, dass die prähistorischen Völker eine solche Vorstellung nur um so prägnanter zum Ausdruck werden gebracht haben, als Reste dieser Verstellung noch in den abergläubischen Gebräuchen unserer Tage als wirksam sich erweisen, wenn z. B. ein Crefelder Todeskandidat ein Loch in seinem Grabgewölbe anzubringen hiess, wenn in Deutschland und Frankreich noch heute im Augenblick des Todes das Fenster für die Ausfahrt der Seele geöffnet wird.

(12) Hr. Voss berichtet über eine

Urne von Elsenau (Kreis Schlochau).
(Hierzu Taf. XX.)

M. Hrn.! Gestatten Sie mir, Ihnen die Abbildung einer Urne vorzulegen, welche hinsichtlich der auf ihr befindlichen Darstellungen bis jetzt einzig in ihrer Art dasteht. Das Königl. Museum verdankt dieselbe der Güte des Hrn. Dr. Krüger in Preuss. Friedland. Dieses Gefäss wurde nach Angabe des genannten Herrn, der sich an Ort und Stelle begeben hat, um den Fundort zu besichtigen, beim Umroden einer Waldfläche, welche in diesem Sommer mit Buchweizen bestellt war und eine weitere Durchforschung zur Zeit nicht erlaubte, umgeben von sechs anderen kleineren von welchen trotz alles Forschens jedoch nichts mehr zu entdecken war, gefunden. Der Inhalt bestand aus „Asche und Knochen“. Das Grab befand sich auf dem Görzberge, nordöstlich von Elsenau in Kreise Schlochau, westlich vom Wurchausee, eine viertel Stunde westlich von der Kramskermühle, und soll nach Aussage der Leute aus einer Steinkammer bestanden haben, bedeckt mit einer Steinplatte. Jedoch wäre diese Steinkammer nicht mit Steinen bedeckt gewesen. Die Urne ist von schwarzer Farbe; die zum Theil eingeritzten, zum Theil in punktirten Linien dar-

1) Compte-rendu de la 8me session du congrès international. Budapest 1877. Vol. I. pag. 194.

gestellten Ornamente zeigen stellenweise noch Reste einer Füllung mit weisser Masse, wodurch dieselbe sich von dem dunkeln Grunde stark abhoben. Die Form ist eine birnenförmige, der zugehörige Deckel ist mützenförmig, der Typus des Gefässes der der Gesichtsurnen. (Höhe 36 cm; Umfang 104 cm. Katalog-Nr. I. 5468a und b.)

Im Einzelnen ist Folgendes zu bemerken: der Deckel (Siehe Abb. auf Taf. XX.) ist am Rande eingefasst von einer dreifachen punktirten Zickzacklinie, welche zwischen zwei eingeritzten concentrischen Kreislinien verläuft. Zwei an entgegengesetzten Seiten angebrachte Figuren, gebildet aus doppelten punktirten Kreissegmenten, welche nahezu mit dem Centrum des Deckels concentrisch sind und durch punktirte radiäre Doppellinien nach der Innenseite zu begränzt und durch eine dritte ebensolche halbirt sind, bilden das Ornament des Mittelfeldes. Die Durchschnittspunkte der radiären Linien mit den Kreisbogen sind noch besonders durch punktirte Doppelkreise hervorgehoben. Auf dem Gipfel des in seinem oberen Theile kugelsegmentförmigen Deckels, also im Centrum des Letzteren, sind vier punktirte concentrische Kreise angebracht. Am unteren Deckel des Randes befindet sich ein hoher Rand, bestimmt in die leider am Rande defecte Mündung des Gefässkörpers einzugreifen, nach Art unserer Kaffeekannen und der bisher bekannten Gefässe vom Typus der Gesichtsurnen. Es ist möglich, dass auch an diesem Gefässe an der leider ausgebrochenen Stelle des Mündungsrandes sich die Darstellung von Theilen eines menschlichen Antlitzes befand, jedoch ist jetzt keine Spur mehr davon vorhanden. Der nach oben sich verjüngende, konisch geformte Hals ist an seinem unteren Rande, ähnlich dem Rande des Deckels, ebenfalls mit einer zwischen zwei parallelen eingeritzten Doppellinien doppelten punktirten Zickzacklinie von dem bauchigen Theile des unteren Gefässkörpers geschieden. Nahe jenem Defect des Mündungskanals befindet sich eine Zeichnung aus zwei senkrecht übereinander gestellten punktirten Kreiszeichnungen, welche durch eine senkrechte punktirte Doppellinie mit einander verbunden sind und nach derselben Seite hin in zwei eingeritzte, etwas convergirende Linien auslaufen (Taf. XX.). Dieselben stellen wahrscheinlich ähnlich wie bei der Urne von Tlukom (Verh. der Anthropol. Gesellschaft, Jahrg. 1877, S. 451, Taf. XX., Fig. 7a), zwei Nadeln dar, welche in diesem Falle vielleicht durch eine Kette verbunden waren. Der eigentliche stark ausgebauchte Gefässkörper wird in der Mitte durch ein ringsumlaufendes horizontales Band, ebenfalls aus einer punktirten doppelten Zickzacklinie zwischen zwei parallelen eingeritzten Linien bestehend, nach Art eines Gürtels in eine obere und eine untere Hälfte geschieden. Die untere ist ohne Verzierungen. Die obere zeigt auf der Rückenseite, wenn man die mit den vermuthlichen Darstellungen von Nadeln als die Vorderseite betrachten darf, zwei Figuren aus dreifachen punktirten Linien bestehend, welche aus je drei von dem oberen Zickzackbande nach unten divergirenden und an ihren unteren Endigungen sich wiederum in drei kurze Abschnitte theilenden Linien gebildet werden. Vielleicht waren es troddelähnliche Zierrathe, ähnlich wie auf der Urne von Rombczyn (Verh. der Anthrop. Gesellsch. Bd. VI., S. 217, Taf. XVI.). Zur Rechten vom Beschauer sieht man ferner eine rhombische Figur, aus dreifachen punktirten Linien gebildet und durch eine senkrechte ebenso dargestellte Linie halbirt, deren Ecken, ähnlich den beiden Figuren auf dem Deckel durch punktirte Doppelkreise markirt sind (Taf. XX.) Vielleicht war es eine Art Agraffe, ähnlich jener, welche in der Nähe der Gesichtsurne von Tlukom gefunden wurde. (Verh. der Berl. Anthrop. Gesellsch. Jahrg. 1877. S. 451). Zur Linken dieser Darstellung nun ist die Zeichnung eines vierrädrigen mit zwei

durch ein Joch verbundenen Pferden bespannten Wagens angebracht (Taf. XX.). Die vier Räder des Wagens sind durch punktirte concentrische Doppelkreise dargestellt, ohne Andeutung von Speichen, und sind demnach wohl als sogenannte Block- oder Scheibenräder aufzufassen. Eine Deichsel scheint nicht vorhanden zu sein, wenn nicht etwa eine, die Fläche des Wagens in ihrer Längsrichtung halbirende Linie etwas ähnliches bedeuten sollte. Dagegen sind die Leinen zum Lenken der Rosse durch zwei, von den Hälsen derselben nach dem hinteren Theile des Wagens verlaufende, eingeritzte Linien angedeutet. Die Zeichnung der Pferde ist eine höchst primitive: drei stärkere horizontale Punktreihen bilden den Körper, je zwei senkrechte die Vorder- und Hinterfüsse, je zwei und drei gleiche einfach auf- und abwärts in starken Winkeln gebogene Hals und Kopf. Die Schweife sind durch schräg eingeritzte Linien angedeutet. So primitiv nun auch diese Darstellung ist, so bietet dieselbe dennoch viel Interesse, denn es ist die erste Darstellung eines vierrädrigen Wagens, welche in unseren Gegenden gefunden wurde. Zweirädrige Wagen finden sich in Schweden auf dem Kivikmonumente (Nilsson, Bronzealter pag. 49, Fig. 7) und einem Steine des Wilfarahügels (Nilsson a. a. O., Nachtrag S. 42) dargestellt. Die Pferde sind auf dem letzteren ebenfalls mittelst eines Joches angespannt, die Wagen haben deutliche Deichseln und die Räder sind mit vier Speichen versehen. Nur auf dem sogenannten Igelsteine bei Igel, dem bekannten Monument aus Römischer Zeit in der Nähe von Trier ist auf der Westseite desselben ein zweirädriger und ein vierrädriger mit drei Pferden bespannter Wagen dargestellt. (Wagner, Handbuch der vorzüglichsten in Deutschland entdeckten Alterthümer. Weimar 1842). Auch bei diesen Wagen sind die Räder mit Speichen versehen[1]). Was nun die auf unserer Urne dargestellten Pferde anbetrifft, so entsprechen dieselben hinsichtlich ihres Typus anderen uns überlieferten Darstellungen. Die hier veranschaulichten Exemplare zeichnen sich aus durch einen sehr langen Leib und langen Schweif, kurze Beine und Hals, und wie es scheint, verhältnissmässig starken Kopf, ganz ähnlich wie auf den Felsenzeichnungen Scandinaviens (Montelius: La Suède préhistorique f. 58, 59, 60 und 65). Sie zeigen aber auch die grösste Aehnlichkeit mit anderen bei uns gefundenen Darstellungen von Pferden. An Zeichnungen ist abgesehen von den auf einem Bronzemesser (J. Mestorf: Die Vaterländischen Alterthümer Schleswig-Holsteins. Hamburg bei Otto Meissner. 1877. Taf. V. Fig. 9), und einer Bronzeflasche, (Lindenschmit, Alterthümer unserer Heidnischen Vorzeit, Bd. III. Heft V. Taf. 2) ein Exemplar gefunden, in dem Gräberfelde von Zaborowo (Verhandl. der Berl. Anthrop. Gesellsch. Jahrg. 1875, S. 154, Taf. XI., Fig. 1), welches den bei Montelius a. a. O. Fig. 59, wiedergegebenen Darstellungen, namentlich aber den Zeichnungen auf einem Bronzemesser bei Engelhardt (Guide illustré, Kopenhagen 1876, p. 9, Fig. 2), höchst ähnlich ist und dieselbe Pferderasse repräsentirt, wie auf der hier vorliegenden Urne. Ausser Zeichnungen besitzen wir aber auch noch figürliche Darstellungen in Bronze. Eine der ältesten bekannten ist wohl die im Königlichen Museum aufbewahrte (Katalog Nr. II., 608), welche unter calcinirten Knochenresten eines Kindes in der Urne eines Grabhügels an der schwarzen Elster (Klein-Rössen) gefunden wurde. (Klemm: Handbuch der germanischen Alterthumskunde pag. 366, Taf. XXII.) Dieses Exemplar scheint jedoch eine andere Rasse darzustellen, da Hals und Beine schlanker und länger geformt sind. Dagegen dürfte unzweifelhaft die bei Seelow gefundene Bronze hiehergehören. (Verhandl. der Berliner Anthropol. Gesellsch. Jahrg. 1875, S. 87 und 114 und Taf. VII., Fig. 7). Jedenfalls haben wir in dieser Darstellung ein Pferd vor uns und wohl nicht ein Reptil, da die Stellung des Kopfes, welche zu der Richtung der

Wirbelsäule in rechtem Winkel steht, letzterer Annahme widerspricht, denn wäre die Darstellung eines Reptils beabsichtigt gewesen, so hätte die Richtung des Kopfes mit der der Wirbelsäule gleich sein müssen. Was aber noch mehr dagegen spricht, ist die höchst ähnliche Darstellung auf einer in dem Grabfelde bei Hallstatt gefundenen Bronzeaxt, (v. Sacken: Grabfeld von Hallstatt, Taf. VIII., Fig. 4), wo auf dem ganz ähnlich geformten Thiere eine menschliche Figur reitet. Wir haben demnach wohl eine kleine Pferderasse vor uns, deren Verbreitung sich vom Norden Europa's bis zum Süden erstreckte. Vielleicht glückt es von dieser Rasse noch umfangreichere Reste zu entdecken als bisher. Vorläufig besitzt, als wahrscheinlich hier in Betracht zu ziehen, das Königl. Museum nur einige Zähne, aus dem Römischen Funde von Buckowin bei Schlieben stammend, (Verhandl. der Berl. Anthrop. Ges. Jahrg. 1877, S. 208), und aus Urnen, welche in der Nähe von Lissa (v. Ledebur: Das Königl. Museum Vaterländischer Alterthümer S. 39) bei Nordhausen (Kat. Nr. II. 2490) und in Dänemark (Kat. Nr. II. 2494) gefunden wurden. Vielleicht bieten auch die Grabhügel und Reihengräber Süddeutschlands und der Rheinlande, in welchen ja mehrfach Bestandtheile von Wagen und Pferdereste gefunden wurden, einschlägiges Vergleichsmaterial[2]).

(13) Hr. Virchow spricht über die zur Zeit

in Berlin anwesenden Nubier.

(Hierzu Taf. XXI.)

Die Nubier habe ich nicht deshalb auf die Tagesordnung gesetzt, weil wir fertige Resultate unserer Beobachtung vorzulegen haben, sondern nur, weil die Leute noch hier sind und manche der sich etwa aufwerfenden Skrupel noch im Laufe der nächsten Wochen durch weitere Nachforschungen gelöst werden könnten. Ganz besonders bestimmt mich aber der Umstand, dass Hr. Hagenbeck, der das grosse Verdienst hat, diese Kinder des fernen Südens in so grosser Zahl zu uns gebracht zu haben, auch noch die weitere Liebenswürdigkeit gehabt hat, die anthropologische Gesellschaft einzuladen, übermorgen früh die Gesammtheit der Leute anzusehen, und zwar in bequemerer Weise, als es bei dem gewöhnlichen Besuch „auf der Karavanenstrasse“ möglich ist. Für diesen Besuch aber wird es sehr nützlich sein, wenn vorher eine gewisse Orientirung stattfindet. Ich will mich in dieser Beziehung nur als einleitendes Element betrachten, da für die afrikanische Ethnologie viel competentere Persönlichkeiten unter uns sind, von denen ich hoffe, dass sie dazu beitragen werden, diese Verhältnisse zu klären. Ich habe diesen Männern gegenüber nur insofern vielleicht einen kleinen Grund mehr, über die Nubier zu sprechen, als ich in Ermangelung eines Anderen, der diese Aufgabe in die Hand genommen hätte, mich ziemlich anhaltend mit der Individualuntersuchung, namentlich mit der Messung der Leute beschäftigt habe. Ich kann wenigstens

1) Vergl. Otto Jahn: Ueber Darstellungen des Handwerks und Handelsverkehrs auf antiken Wandgemälden. Leipzig 1868, Taf. III., 10; V., 1 und 2. Ebendaselbst sind auch Taf. III., 3, und Taf. V., 3, zweirädrige Wagen mit Scheibenrädern dargestellt.

2) Siehe auch Joh. Scheffer: de re vehiculari veterum libri duo. Francofurti 1671; Peucker: Das Kriegswesen der Urzeit. Bd. II., Capitel: Pferde und Pferdeausrüstung und Wagenburg; Max Jähns: Ross und Reiter, S. 174 u. ff.; Ad. Schlieben, Die Pferde des Alterthums, Leipzig 1867, S. 140 u. ff, und S. 153 u. ff.; Lindenschmit: Alterth. d. fürstl. Hohenzoll. Samml. 1860, S. 136 u. ff.; Müller: Reihengräber zu Rosdorf, Hannover 1878, S. 17. H. A. Mazard: Essai sur les chars Gaulois de la Marne (Revue archéologique Nouv. série, vol. XXXIII., fasc. III., p. 154, fasc. IV., p. 217. 1877).

einen Theil der Resultate schon heute mittheilen, obwohl ich noch nicht ganz fertig bin, ja nicht einmal in der Lage war, bei meiner ausserordentlichen Ueberhäufung mit Geschäften alle die Berechnungen anzustellen, welche nöthig sind, um alle Verhältniss- und Mittelzahlen festzustellen. In dieser Beziehung werden mancherlei Nachträge nothwendig sein. Indess auch das, was ich Ihnen sagen kann, wird vielleicht Einiges dazu beitragen, den Boden der Betrachtung für Sie ein wenig zu ebnen.

Es handelt sich bei dieser Betrachtung um 32 Personen. Nachdem auch die bisher in Frankfurt ausgestellte Gruppe hier eingetroffen ist und bis zum zweitnächsten Montag, wo die Abreise der Leute in ihre Heimat stattfinden soll, hier bleiben wird, so ist dadurch eine Sammlung anthropologischer Typen gewonnen, wie wir kaum erwarten konnten, sie jemals unter uns zu sehen. Meine Untersuchungen über die Mitglieder dieser Frankfurter Gruppe sind noch nicht beendet. Was ich Ihnen zu sagen habe, bezieht sich daher in erster Linie auf die alte, Ihnen wahrscheinlich Allen bekannte Berliner Gruppe, wird aber auch die Frankfurter, soweit thunlich, berücksichtigen.

Nach den Angaben der Leute selbst und nach den Zeugnissen der verschiedenen europäischen Agenten, welche mit bei der Karavane sind, und welche nicht blos in jeder Beziehung glaubwürdig erscheinen, sondern zum Theil durch langen Aufenthalt in Afrika ein mehr gesichertes Urtheil haben, als es einem blossen Reisenden möglich wäre, setzt sich die Karavane (ich gebrauche der Kürze wegen diesen auch sonst wohl gehörten Ausdruck) aus Mitgliedern einer ganzen Reihe verschiedener Stämme zusammen, welche jenes grosse Gebiet bewohnen, das sich von den Grenzen des eigentlichen Aegyptens bis zu den Grenzen von Abessynien und vom Rothen Meere bis an den Nil, und zwar im Süden bis an den blauen Nil erstreckt. Von jenseits des Nils stammt nur ein einziger Mann, der in Wadai zu Hause ist. So mannichfaltig die Stämme sind, welche über dieses weite Gebiet zerstreut wohnen und welche unter unseren neuen Freunden vertreten sind, so handelt es sich doch, genau genommen, eigentlich nur um zwei Stämme, welche in einer etwas stärkeren Zahl von Individuen vertreten sind und für welche durch diese grössere Zahl die Möglichkeit geboten ist, individuelle Besonderheiten einigermaassen auszuschliessen und auf ein mehr generelles Urtheil zu kommen.

Am zahlreichsten vertreten ist der Stamm der Halénga, aus welchem 14 durchweg jugendliche und kräftige Männer vorhanden sind. Die nächst grössere Gruppe bilden die Márea, welche in der Zahl von 6, darunter die viel besprochene Hajíja oder Chadídscha, das einzige überhaupt vorhandene Weib, sich Ihnen vorstellen werden. Nächst dem haben wir

3 Djālin,
2 Hadéndoa,
2 Beni Amr,
je 1 Mann von den Homrān,
Abábde,
Takrūri,
Dabáina und
von Massaua.

Begreiflicher Weise muss jeder Schluss von einzelnen Individuen auf die Stämme, welchen sie zugehören, um so mehr in Zweifel gestellt werden, als, wie Sie aus der weiteren Erörterung entnehmen werden, unsere Betrachtung sich auf einem Ländergebiet bewegt, in dem nicht blos gegenwärtig, sondern seit wer weiss wie langer Zeit die allermannichfaltigsten Mischungen des Blutes stattgefunden

haben. Die Frage, wie viel und wie wenig der Einzelne, der hier ist, den Stammescharakter repräsentirt, lässt sich auch nicht durch seine Untersuchung lösen. In dieser Richtung werden die Afrikareisenden, die wir in grösserer Zahl unter uns sehen, ein ganz anderes Urtheil aussprechen können, als ich. Ich werde mich daher mit den isolirten Personen weniger beschäftigen und mich wesentlich an die grösseren Gruppen halten.

Was diese Gruppen anbetrifft, so läge es sehr nahe, noch ein zweites Eintheilungsprinzip, ausser der blossen Stammeseintheilung, heranzuziehen, dasjenige nehmlich, welches für zahlreiche Klassifikatoren dieser Völker massgebend gewesen ist: das sprachliche.

Auch in dieser Beziehung ist jedoch die Gegenwart schon sehr ungünstig, insofern sich in Folge der eigenthümlichen politischen Entwickelung dieser Länder ein immer stärkeres Umsichgreifen der arabischen Sprache zeigt. Alle unsere Leute sprechen arabisch; einzelne von ihnen haben überhaupt keine andere Sprache als die arabische, ohne dass man desshalb ohne Weiteres schliessen darf, sie stammten direct von Arabern ab. Denn alle Reisenden bezeugen, wie nach und nach in immer grösseren Kreisen eine sprachliche Umwandlung stattfindet und unter der fortschreitenden Staatenbildung sich mehr und mehr die arabische Cultursprache gegenüber den einheimischen Sprachen geltend macht, so sehr, dass unzweifelhaft in gewissen Gegenden, wo früher eine eigenthümliche Sprache geredet wurde, nichts mehr davon übrig geblieben ist und das Arabische jetzt als wirkliche Muttersprache herrscht. Ich muss auch nach der eingehenden Untersuchung der Personen, die wir hier haben, ausdrücklich erklären, dass jeder Grund fehlt, aus der physischen Beschaffenheit der Leute, welche zu den nur arabisch sprechenden Stämmen gehören, zu schliessen, dass die Stämme selbst Araber seien.

In dieser Beziehung will ich namentlich der Djālin erwähnen, welche den Vorzug haben, dass sie der Zahl nach (3) wenigstens in der dritten Reihe unter den hier vertretenen Stämmen stehen. Sie zeigen in ihrer äusseren Erscheinung mancherlei Annäherungen an den eigentlichen Negertypus. Während sie keine eigene Sprache haben, während sie sprachlich scheinbar die am meisten ausgesprochenen Merkmale eines eingewanderten Stammes besitzen, so erscheinen sie physisch, wenigstens nach den bei uns weilenden Persönlichkeiten, als der am meisten verunreinigte Stamm. Man kann diess einigermaassen begreifen, wenn man erwägt, dass die Djalin weit und breit zerstreut wohnen. Nach den Mittheilungen, welche einer der Agenten des Hrn. Hagenbeck, Hr. Pieroth, der die Verhältnisse dieser Stämme seit 17 Jahren kennt, mir gemacht hat, ist das Volk durch die Türken[1]) gänzlich zersprengt worden, so dass sie nirgends mehr einen festen Kern haben. Noch Burckhardt kannte Shendi (am Nil, unterhalb Khartum) als den Mittelpunkt der Djalin, zu welchen selbst der mächtige Stamm der Sheygya oder Shakieh[2]) gerechnet wurde (Prichard, Researches into the physical history of mankind. Lond. 1837. Vol. II., p. 260). Seitdem sind sie, — wie

1) M. Th. v. Heuglin (Reise nach Abessinien, den Gala-Ländern, Ost-Sudan und Chartum in den Jahren 1861—62. Gera 1874. S. 424) erzählt die Geschichte genauer. Darnach hatte der Schech der Djalin in Schendi, nach der Eroberung des Sudan durch die Türken, im October 1822 den Sohn Mehemed Ali's, Ismail Pascha mit seinem ganzen Gefolge ermorden lassen; die Provinz wurde darauf von den Türken verwüstet und der Schech selbst flüchtete weit südlich bis an den Setit, einen Arm des Atbara, auf abyssinisches Gebiet, wo er sich ansiedelte.

2) Hr. Pieroth stellt die Verwandtschaft der Scheygye oder Scheikie mit den Djalin entschieden in Abrede.

Munzinger (Ostafrikanische Studien. Schaffhausen 1864. S. 81, 565), der sie allerdings gelegentlich unter das „zusammengelaufene Volk“ rechnet, der aber (in Bezug auf ihre geistigen Eigenschaften) von ihnen aussagt, sie hätten sich von allen afrikanischen Arabern am besten erhalten, weitläuftiger dargelegt hat, — nun auf ziemlich weite Entfernungen aus einander gesprengt und durch fremde Stämme getrennt. Man trifft sie am östlichen Ufer des Nils und am Atbara, doch auch ganz weit nördlich, und andererseits in Kordofan, in kleineren und grösseren Ansiedelungen, allen den Mischungseinflüssen ausgesetzt, welche mit einem solchen Zerstreuungszustande nothwendig gegeben sein müssen. Der Handel mit schwarzen Frauen bietet überdiess Gelegenheit genug zu Mischehen.

Es ist ja sehr zu bedauern, dass gerade bei diesem, so viel besprochenen Stamme die Ungunst des Zufalls, der uns nur 3 Individuen davon zugeführt hat, uns ganz in den Zweifel stellt; ich vermag in keiner Weise zu sagen, ob die Mehrzahl der Djālin dieselben Erscheinungen darbieten, wie die hier anwesenden Personen. Ich kann nur sagen, dass fast alle namhaften Reisenden dieses Jahrhunderts gerade die Djālin als ein rein arabisches Volk, welches aus Arabien eingewandert sei, bezeichnet haben. Munzinger handelt ganz umständlich davon. Er ist überzeugt, und, wie er sagt, zieht niemand im Sudan es in Zweifel, dass die Djalin arabischer Abstammung seien. Wenn er auch ihrer eigenen Angabe nicht traut, dass sie von Abbas, dem Onkel des Propheten, herstammen, so hat er doch nichts gegen ihre Erzählung, dass sie beim Zerfall der Chalifenmacht im 12. oder 13. Jahrhundert ausgewandert und über Aegypten, nicht über das Rothe Meer, in ihre späteren afrikanischen Sitze gekommen seien. Ich vermag das Gewicht der Gründe, welche Hr. Hartmann (Die Nigritier. Berlin 1876. I. S. 330) dagegen beigebracht hat, nicht zu beurtheilen. Aber, so sehr ich auch geneigt bin, die gerade für dieses Gebiet entscheidende Autorität Munzinger's anzuerkennen, so glaube ich doch von den uns hier entgegentretenden Persönlichkeiten, dass Jedermann wird zugestehen müssen, dass sie den arabischen Typus nicht besitzen, dass sie vielmehr eine gewisse Zahl innerafrikanischer Merkmale darbieten.

Wenn wir von diesen arabisch sprechenden, aber vielleicht nur arabisirten Stämmen absehen, so stellt sich heraus, dass die Mehrzahl unserer anderen Gäste, namentlich die so stark vertretenen Halénga, der Sprachfamilie des Bedja oder wie sie es nennen, To'Beḍauīe oder Bedjoīe angehören, einer Sprache, deren Stellung, so viel ich habe ermitteln können, sei es aus Büchern, sei es aus persönlichen Mittheilungen, noch eine ungemein zweifelhafte ist. Jedenfalls hat sie weder mit dem Arabischen, noch mit semitischen Sprachen überhaupt etwas zu thun; die allgemeine Meinung geht augenblicklich dahin, dass in ihr eine heimische Sprache erhalten ist, welche noch aus der alten Zeit der Kuschiten stehen geblieben ist. Munzinger, der ihr ein eigenes Kapitel gewidmet hat (S. 341), sagt, dass sie die Originalsprache der alten sogenannten Bedja, sowie die Sprache aller Besharin und Hadendoa und eines Theils der Beni Amr sei, dass sie also zwischen Meer und Nil von Oberaegypten bis an den Fuss des abessynischen Hochlandes reiche.

Ich hatte gestern das Glück, drei hervorragende Sprachforscher unserer Stadt im zoologischen Garten zu vereinigen: Hrn. Lepsius, der gerade die Bedjasprache schon seit Jahren zum Gegenstand seiner Betrachtungen gemacht hat, Hrn. Dillmann, der die altabessynischen Sprachen mit anerkanntem Erfolge kultivirt, und Hrn. Praetorius. Sie hatten die Güte, sich eingehend mit den Leuten zu beschäftigen und das, was ich Ihnen mittheile, stützt sich mit auf diese Zeugen.

Gegenüber den Bedja-Stämmen steht nun eine Reihe von Personen, welche, wie sie sagen, Chasīa (oder Hasīa) sprechen, eine Sprache, welche von allen

Lokalforschern, so auch von Hrn. Praetorius, als jüngstes Derivat der altabessynischen Gheez-Sprache angesehen wird. Während die letztere nur noch als todte Kirchensprache erhalten ist und das Amhara als officielle Sprache im eigentlichen Habesch dient, wird in der Provinz Tigrié noch ein Dialekt, das Tigriña, und weiter nördlich ein anderer, das Tigreh oder Chasia (auch Chassa, Hasa, Hasi) gesprochen [1]). Munzinger nennt alle diese Stämme Ag'azi und rechnet zu ihnen die Bewohner des Sambar und der Küste bis Aqiq, die Stämme des Anseba (Habab, Bedjuk, Mensa, Bogos, Takue, Marea), einzelne Ansiedelungen im Barka und die Halenga. Von letzteren sagt er freilich (S. 81), dass sie auch Bedauie und Arabisch sprechen; ich kann aber nur erklären, dass von sämmtlichen, jetzt hier anwesenden Halenga auch nicht ein einziger das Tigré versteht, so wenig als einer der Beni Amr. Chasīa sprechen von unseren Gästen nur die Márea, also sechs Personen, und ausserdem der junge Mann von Massaua.

Ein einziger von den Leuten, der Takruri [2]) aus Wadai, obwohl seiner Angabe nach von einem Araber stammend, spricht eine Negersprache. Alle anderen theilen sich, abgesehen von denjenigen, welche nur Arabisch sprechen, in diejenigen, welche als Muttersprache Bedauie, und die, welche Chasīa sprechen. Ich bemerke aber ausdrücklich, dass auch diese sämmtlich Arabisch verstehen.

Wenn man die Sache rein linguistisch betrachtet, so sollte man annehmen, dass diejenigen Personen, welche Chasīa sprechen, dem altabessynischen Stamme näher stehen, und da dieser Stamm von allen Seiten als ein semitischer angesehen wird, so sollte man schliessen, dass gerade in den Márea ein mehr semitisches Volk uns entgegentritt.

Gerade umgekehrt verhält es sich mit den Stämmen, welche Bedauie reden. Die mir bekannten Quellen weisen alle darauf hin, und auch Hr. Lepsius theilt, wie ich ihn verstehe, diese Auffassung, dass es sich hier um eine Sprache handelt, welche möglicher Weise bis in eine sehr weite Vorzeit zurückreicht, welche vielleicht schon gesprochen wurde, als noch das alte Aegypten existirte. Der Gedanke liegt also nahe, dass wir in den Bedja-Stämmen die Repräsentanten, wenn auch nicht nothwendig der Urbevölkerung, so doch wenigstens einer uralten Bevölkerung vor uns sehen. Zu ihnen gehören nach Aller Zeugniss die Hadéndoa [3]), vielleicht die Dabáina, und, wenigstens nach den bei uns vertretenen Personen, die Halenga.

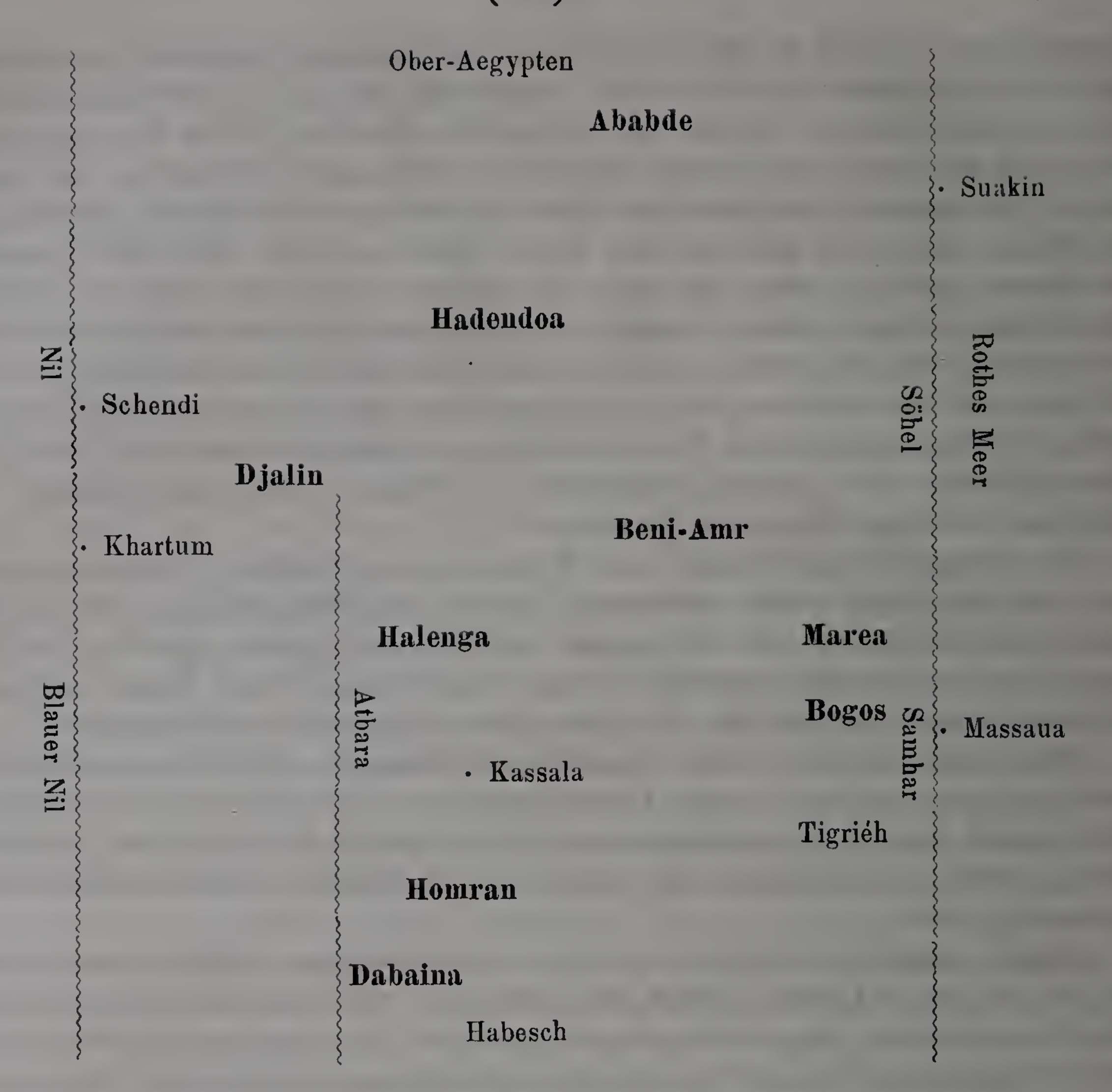
Zum Verständniss der geographischen Verhältnisse wird es zweckmässig sein, eine kleine Skizze der geographischen Position der Stammeswohnsitze (nach der Dichtigkeit der Ansiedelung) zu geben:

---

1) Munzinger S. 72. v. Heuglin S. 96, 264.

2) Nach einer Mittheilung des Hrn. Nachtigal ist es ihm nicht gelungen, irgendwo einen Stamm der Takruri zu entdecken. Der Name findet sich weit verbreitet vom Atbara bis westlich zu den Fellata, meist angewendet auf umherziehende Personen, namentlich auf Mekka-Wanderer. Idrisi spricht von einem Reich Tokrur, das nach Hrn. Nachtigal am Niger gelegen haben muss. Unser Takruri nennt sich selbst el Arab, dagegen seinen mütterlichen Stamm Maba.

3) In dem Vocabularium der Bedja-Sprache von Munzinger finde ich, dass o'hadda Herr oder Häuptling und o'endoa Stamm heisst. Hadendoa könnte also den herrschenden Stamm oder den Hauptstamm bedeuten.



In Wirklichkeit schieben sich die Stämme freilich viel mehr durch einander. Nicht allein die Djalin sind weit und breit auseinandergesprengt, sondern auch manche der anderen Stämme kommen in vielfacher Vermengung vor. Hadendoa findet man von Suakin am rothen Meer bis südlich über Kassala in der neuen ägyptischen Provinz Taka. Auch ihre östlichen Nachbarstämme, die Beni Amr, wandern bis in das Küstengebiet des Söhel und ihre Sitze erstrecken sich südlich bis an die Gebirge von Abessynien, so dass sie noch als westliche Nachbarn der Bogos erscheinen. Am meisten geschlossen sind die Mārea in ihrem ziemlich abgelegenen Hochlande, welches östlich durch den unteren Lauf des Anseba von dem Lande der Habab geschieden wird. Westlich und nördlich sind sie von den Beni Amr umrahmt, südlich grenzen sie an die Beit Takue, die nördlichen Nachbarn der Bogos. Nächst ihnen sind als verhältnissmässig umgrenzt zu nennen die Dabáina (auch gesprochen Dabáṇya) und die Homrān; jene am obern Atbara und an der Nordwestgrenze von Abessynien, diese nördlich von ihnen in dem Winkel, welchen der gerade von Osten nach Westen dem Atbara zuströmende Setit macht. Munzinger (S. 432) sagt von letzteren, dass sie zu den Schukrie gehören, die wahrscheinlich Araber seien; Hr. Pieroth schliesst aus seinen Nachrichten, dass die Schukrie aus dem Hedjas eingewandert seien. Auch die Halenga, deren Hauptsitze in der Gegend von Kassala am unteren Gash, einem östlichen Nebenflusse des Atbara, sind, mögen sich längere Zeit abgeschlossen erhalten haben; gegenwärtig haben sich zahlreiche Ansiedelungen fremder Stämme zwischen sie eingeschoben.

Die Geographie lässt uns also nicht minder im Stiche, wie die Linguistik. Weder aus den gegenwärtigen Sitzen, noch aus den Sprachen der einzelnen Stämme

an sich sind feste Kriterien für das Urtheil zu gewinnen. Ja, dasselbe gilt auch für die Religion. Zwischen Aegypten und Abessynien eingeschoben, sind diese Stämme, je nach der besonderen politischen Gestaltung der Machtverhältnisse, bald mehr dem nördlichen, also in der neueren Zeit dem mohamedanischen, bald mehr dem südlichen, also dem christlichen Einflusse ausgesetzt gewesen, und die Religion hat daher bei denselben Stämmen gewechselt. Nur an wenigen Orten hat sich noch das alt-heidnische Wesen erhalten, und es würde gewiss von grösstem Interesse sein, gerade diese Stämme genauer zu untersuchen. Leider bietet unsere Karawane dazu keine Gelegenheit. Alle unsere Leute sind der mohamedanischen Religion zugethan. Wir müssen uns dem gegenüber daran erinnern, dass aus diesem Umstande an sich nichts folgt. Gerade die Mārea, die uns geographisch unzweifelhaft die besten Anhaltspunkte gewähren, bieten ein höchst bezeichnendes Beispiel für die Zweifelhaftigkeit sowohl der religiösen, als der linguistischen Anhaltspunkte.

Munzinger, der erste und, soviel ich weiss, noch jetzt der einzige Europäer, welcher das Land der Mārea betreten hat, giebt (S. 225) eine Stammestafel des Volkes, welche durch 20 Generationen zurückreicht, und er datirt daher die Besitznahme des Landes in die Mitte des 14. Jahrhunderts. Nach der Tradition waren die ersten Vorfahren Koreischiten, Kinder eines Onkels des Propheten. Sie fuhren über das Rothe Meer nach Buri (an der Bucht von Hànfila) und siedelten sich im Samhar an. Von ihnen sollen auch die Mensa stammen, von welchen wiederum die Mārea ein Zweig seien. Diese nahmen das Christenthum und die Tigré-Sprache an. Während aber die letztere noch jetzt die herrschende ist, so ist im Laufe dieses Jahrhunderts die christliche Religion aufgegeben. Nach Munzinger (S. 228), dessen Werk 1864 erschien, wäre dies Seitens der schwarzen Mārea erst vor 40, Seitens der rothen Mārea sogar erst vor 25 Jahren geschehen. Jedenfalls fällt mit dieser Geschichte, deren Werth ich nicht unterschätzen, jedoch auch nicht als entscheidend ansehen möchte, jede Möglichkeit, aus der gegenwärtigen Religion und Sprache der Stämme irgend ein ethnologisches Urtheil zu folgern.

Einigermaassen ähnlich verhält es sich mit den Beni Amr. Während ein grosser Theil dieser weit verbreiteten Stämme, namentlich die im Barka wohnenden, Bedauie sprechen, — dazu gehören auch die 2 Männer unserer Karawane, — wird von einem andern, wie es scheint, kleineren Theil Chasia (Hassa) gesprochen. Munzinger (S. 282) giebt an, dass sowohl die im Söhel, als die an den Grenzen von Abessynien wohnenden Beni Amr noch Chasia sprechen. Ihr Land ist, wie er sagt, „der Kampfplatz zwischen dem To'bedauie und dem Tigré.“ Aber es scheint kaum zweifelhaft, dass sich das Gebiet des Chasia von Tag zu Tag verkleinert, während das Bedauie um sich greift und eine Sprache zurückdrängt, die ursprünglich wenigstens von einer grösseren Culturnation getragen war. Ob aber die Beni Amr ursprünglich Bedja oder Aethiopen oder gar, wie ihr Name andeuten könnte, Semiten waren, das geht aus alle dem nicht hervor.

Nun habe ich aber einen vielleicht glücklichen Umstand zu erwähnen. Munzinger (S. 283) giebt an, dass im oberen Barka zwischen den Beni Amr noch Reste von zwei kleineren Stämmen wohnen, welche, wie er glaubt, früheren Völkerschaften angehören. Dieselben würden demnach, so zu sagen, als Ueberreste einer „Vor-Beni-Amr-Zeit“ anzusehen seien. Den einen dieser Stämme bezeichnet er mit dem Namen der Kelou, deren letzte Reste, die Haffara, einige Dörfer am Gash bewohnen; die anderen nennt er Heikōta (auch Haza). Sie wohnten noch in neuerer Zeit am Gash oberhalb Kassala, wurden aber später nach Kufit in das Land der Bārea und endlich nach Dunguaz übersiedelt. Beide Stämme gelten nach

Munzinger als Aboriginer, während die gewöhnlichen Tigré ebensowohl, wie ihre Herren, sich eingewandert glauben. Als ich diese Stelle neulich las, überraschte mich sofort die Erinnerung, dass unsere beiden Beni Amr zu ihren Namen den Zusatz Heikota machen: der eine nennt sich Idrīs Heikota (Taf. XXI. Fig 3), der andere Hamet Heikōta· Als ich dann weiter nachforschte, so erklärten sie, es sei diess ihr Stammesname, sie bildeten Glieder eines besonderen Stammes, sie hätten jedoch nichts mehr von einer besonderen Sprache an sich. Es ist also möglich, dass gerade diese Personen ein höheres Interesse beanspruchen dürfen. Wenn sie wirklich einer Urbevölkerung, einer „Vor-Beni-Amr-Bevölkerung" angehören, so würden wir ihnen nothwendig einen höheren Werth beilegen müssen. Jedenfalls wäre es sehr wünschenswerth, dass Herr Hagenbeck bei einer etwaigen nächsten Expedition andere Heikōta-Männer brächte, damit wir sehen können, wie weit diese beiden, die übrigens Brüder und demnach vielleicht demselben Familiengesetz unterworfen sind, dem allgemeinen Typus des Stammes entsprechen.

Im Allgemeinen ergiebt sich also, dass unter den uns beschäftigenden Völkern, die nur gelegentlich mit dem jetzt für die hier vorgeführten Individuen geläufigen Namen der Nubier bezeichnet werden dürfen und die namentlich mit den so viel besprochenen Nuba allem Anschein nach nichts zu thun haben, eine fortschreitende sprachliche Verwandlung stattfindet, indem das Bedauie Fortschritte macht und Stämme, welche ihm früher nicht angehörten, occupirt. Aehnlich, wie ich Ihnen früher geschildert habe, dass das Lettische in den Ostseeprovinzen allmählich sich der finnischen Liven und Kuren bemächtigt hat, so sehen wir hier, dass das Bedauie in grossen Landstrichen das Chasia verdrängt. Ihm nach folgt das Arabische, und es könnte leicht sein, dass, wie nun einmal die Verhältnisse liegen, das Bedauie von dem Arabischen verschlungen wird, während das Chasia oder Tigré sich noch länger, freilich in Gegenden, die uns hier nicht mehr beschäftigen, erhält. Wie wenig Motive uns die Linguistik für unser Urtheil darbietet, liegt auf der Hand. Munzinger (S. 562) sagt freilich mit Bezug auf das Arabische, es komme in der Ethnologie nicht darauf an, was für eine Sprache ein Volk spreche, denn wir kennten viele Beispiele von Sprachentlehnungen, sondern wie es sie spreche. Indem er diese Erwägung anstellt, kommt er aber zu dem Urtheil, dass die Djalin und Shukrie, wahrscheinlich auch die Hassanie, die Hamr, die Kababisch und die Baggara Araber seien. Aber leider lässt sich nicht leugnen, dass alle diese Stämme durch Kreuzung mit Bedja- und Chasia-Stämmen, ja mit eigentlichen Negern es uns ungemein erschwert haben, ihre ethnologische Stellung zu fixiren. Zum mindesten mögen wir aus diesen Beispielen lernen, dass wir mit der Verwendung der sprachlichen Erfahrungen für die ethnologische Klassifikation sehr vorsichtig sein müssen und dass selbst da, wo wir scheinbar so positive Anhaltspunkte besitzen, wie sie in einer besonderen Sprache gegeben sind, wir uns nicht ohne genaueste Prüfung darauf einlassen dürfen, von vornherein alle Stämme oder Personen, welche dieselbe Sprache reden, als zusammengehörig anzusehen.

Wenden wir uns nun zu der äusseren Erscheinung der Leute, so muss ich sagen, dass, wenn man von den, durch Negerblut influenzirten Persönlichkeiten absieht, die Verschiedenheiten der Einzelnen sich für die Betrachtung keineswegs so scharf markiren, dass man selbst bei anhaltendem Verkehr mit den Leuten etwa lernte, aus der äusseren Erscheinung sofort zu erkennen: Das ist ein Mārea, das ein Haléngi. Ich bin noch jetzt nicht in der Lage, jedesmal sogleich, wenn eine von mir vielfach untersuchte Persönlichkeit mir entgegentritt, mich zurecht zu finden, und anzugeben, zu welchem Stamme sie gehört. Es sind so vielfache Aehnlichkeiten unter ihnen vorhanden, dass man bei der Unterscheidung der Einzelnen

sehr leicht in Verlegenheit geräth. Natürlich influenzirt auf unser Auge eine Menge von Aeusserlichkeiten. Bei diesen Leuten, die, was Kleidung anbetrifft, sehr geringe Ansprüche machen, ist es hauptsächlich die Haartracht, welche uns von vornherein gefangen nimmt. Sieht man die Leute darauf an, so kann man, wie sich thatsächlich ergeben hat, sehr leicht falsche Schlüsse machen, indem man die besondere Haartracht etwa als einen Anhalt für die Scheidung der Stämme nimmt.

Wir treffen bei ihnen im Augenblick drei verschiedene Haartrachten. Unter den eben angekommenen Frankfurtern befindet sich der 17 jährige Hassan von Massaua. Er trägt ein grosses und in seiner Weise sehr elegantes Toupé von weit abstehenden, rings um den Kopf radienförmig aufgerichteten krausen Haaren, wie es vielfach von den Abessyniern geschildert und abgebildet ist, z. B. bei Waitz (Anthropologie der Naturvölker. Leipzig 1860. II. S. 493), nicht unähnlich dem, welches von den Bewohnern der Viti-Inseln und Neu-Guinea's bekannt ist. Hassan's Haare sind fein und stark gewunden, aber es bedarf einer sorgfältigen Toilette, um sie in die künstliche Form zu bringen.

Dann kommt eine zweite Gruppe, welche die Haare mehr oder weniger tief abgeschnitten und mit einer weissen cylindrischen Mütze bedeckt trägt. Das sind nun aber Mitglieder ganz verschiedenartiger Stämme. Einige derselben befinden sich in einem intermediären Zustand, sie haben früher die Haare geschoren und sie nachher wieder wachsen lassen; sie bilden daher jetzt ein Uebergangsstadium zwischen den verschiedenen Haartrachten. So nähert sich augenblicklich Machmud Wod Mohamed, ein Märea, dem Massaua-Mann, während die Djalin und der Abadi die Haare noch ganz kurz tragen. Gerade bei diesen Leuten tritt aber ein nicht zu unterschätzender Unterschied in der Beschaffenheit des Haares gegenüber dem eigentlichen Negerhaar, wie es der Takruri in ausgezeichneter Weise zeigt, hervor. Bei den Djalin und dem Abadi ist das Haar stark, kraus, jedoch mehr wellig; auch legt es sich mehr reihenweise in breite, zusammenhängende, wie frisirte Locken, so dass es z. B. bei Hassan Rubo, einem Djalin, an das Haar eines nicht zu kurz geschorenen Pudels erinnert. Bei Saleh, dem Takruri, dagegen findet sich feines Wollhaar, welches eine ganz dichte Perrücke um den Kopf bildet und sich wie ein Polster anfühlt. Für die Trennung der Djalin von den Negern scheint mir diese Differenz ungemein charakteristisch.

Alle übrigen, also die grosse Mehrzahl, tragen jene eigenthümliche Frisur, wo die Haare rings um den Kopf mit grosser Sorgfalt in kleine Flechten oder Zöpfchen gelegt, dagegen auf dem Scheitel in die Höhe gerichtet werden. Die Haare werden also lang getragen; man schneidet sie in der Regel erst in der Höhe des Kieferwinkels ab, so das sie dass äussere Ohr ganz verdecken. Bei der, mit grosser Sorgfalt vorgenommenen Frisur theilt man sie zunächst in zwei grosse Abschnitte durch eine horizontale Linie, welche etwa in der Höhe der Parietalhöcker um den Kopf läuft; alsdann werden die oberen Haare aufgerichtet, während die anderen in kleine Zöpfe geflochten werden, welche am Ende aufgelöst sind. Bevor dies geschieht, wird das Haar mit Hammeltalg durchdrückt, so dass es in der Lage stehen bleibt, in welche es gebracht wird. Bei der gegenwärtigen niedrigen Temperatur bleibt das Talg so fest, dass bei stärkeren Bewegungen Stücke davon sich ablösen und umherfliegen.

Herr Woldt hat mich gebeten, Ihnen einige merkwürdige Körper vorzulegen, welche bei diesen Operationen gewonnen sind. Die Nubier nehmen dazu nicht geschmolzenes Hammeltalg, sondern das native Fett, wie es vom frisch geschlachteten Hammel kommt. Das wird in grossen Massen in den Mund gepfropft, und längere Zeit durchgekaut; nachdem es möglichst zerkaut ist, schiebt es der Mann

allmählich aus dem Munde hervor, wie aus einer Maschine, und endlich beisst er es ab. So entsteht ein zusammenhängender, fast genau zungenförmiger Klumpen, der hinten eine concave Basis hat; bei einzelnen liegt auf beiden Seiten ein Abbiss. Herr Woldt hat von diesen Klumpen Gypsabgüsse herstellen lassen, welche die Oberflächenform ungleich deutlicher zeigen, als die natürlichen Klumpen. Man sieht daran längs der ganzen Oberfläche eine Reihe paralleler Eindrücke, welche durch das Gebiss hervorgebracht werden, je nachdem das Talg vorgeschoben wird. Das Talg wird, sobald es aus dem Munde hervorgenommen ist, in die Haare eingestrichen. Nachdem dieselben dadurch hinreichend starr gemacht sind, beginnt die eigentliche Frisirung, wozu ein langes, drehrundes, glattes, an einem Ende zugespitztes Holzstäbchen benutzt wird. Mit diesem Stäbchen werden die Haare in einzelne Strähnen gesondert und ausgestrichen[1]). Nachdem die untere Haarabtheilung geflochten und ausgelegt ist, bildet sie eine rings um den Kopf abstehende Decke (Taf. XXI. Fig. 1—5). Schliesslich wird das Stäbchen durch die obere Haarkrause quer hindurchgeschoben und in dieser Art getragen. Da die Operation ziemlich umständlich ist, so wird dafür Sorge getragen, dass die Haare nicht jeden Tag ganz und gar wieder frisirt werden müssen. Die Leute schlafen daher zu Hause auf hölzernen Nackenklötzen, in Ermangelung derselben freilich auch auf Steinen, wie sie denn hier z. B. gebrannte Mauersteine dazu verwenden. Dafür erhält sich die Frisur aber auch so gut, dass die Scheitelkrause als Aufbewahrungs-Ort für kleinere Gegenstände benutzt werden kann. So hatten sie hier die Gewohnheit, die ihnen geschenkten Geldstücke in die Krause hineinzulegen.

Diese Art der Haartracht ist nicht etwa einem oder dem andern Stamme eigenthümlich, sondern sie findet sich bei Halenga so gut, wie bei Mārea, bei den Hadendoa, wie bei den Heikota. Auch ist es aus den vorhandenen Abbildungen leicht ersichtlich, dass sie in der grössten Ausdehnung und mit geringen Modifikationen über einen grossen Theil der ostafrikanischen Völker verbreitet ist. Das Bild, welches Prichard (Vol II. p. 161. Fig. 2) von einem Bischarin von Suakin (p. 186. Not. †) giebt, und die Zeichnung von Bedja-Nomaden bei Hartmann (Nigritier. Taf. XXI.) stimmen ganz und gar mit dem oben Beschriebenen überein. In Abessynien werden die Frisuren komplizirter, indem namentlich die oberen Haare in mannichfaltiger Weise geflochten, in Ringel und Rollen gelegt werden (Wood Natur. hist. of man. Lond. 1868. Africa p. 716, 725, 727). Bei den Leuten von Schendi und bei den Fungi gehen die Flechten über den ganzen Kopf (Hartmann Taf. V. Fig. 5, Taf. VI. Fig 1), manchmal mitten über den Scheitel auseinandergetheilt (Prichard l. c. p. 158. Pl. 2). Indess kommt Aehnliches doch auch nördlicher vor z. B, bei Bischarin (Pickering The races of man. U. S. Exploration Pl. X). Es ist möglich, dass es sich hier um eine durch Ansteckung sich weiter fortpflanzende Mode handelt, indess wird man doch den wesentlichen Unterschied von den Negervölkern festhalten müssen, dass bei allen nordöstlichen Stämmen das Haar lang genug wächst und bei einiger Sorgfalt sich soweit ausglätten lässt, dass es unschwer in Formen gebracht werden kann, für welche der eigentliche Negerkopf gänzlich unbrauchbar ist. Hierin liegt unzweifelhaft ein diagnostischer Rassen-Charakter.

Sehr gewöhnlich wird der vorderste Theil der Haare an der Stirn, jedoch nur in einer schmalen Zone, ganz abrasirt, ebenso und noch etwas höher hinauf an

1) Ein recht anschauliches Bild dieser Operation, wie des ganzen Karavanenzustandes im zoologischen Garten, gewährt eine Zeichnung des Hrn. Paul Meyerheim in der illustrirten Frauenzeitung Nr. 41.

der Schläfengegend. Dadurch isolirt sich in der Vorderansicht der Scheitelbusch noch mehr. Es ist dies in so fern bemerkenswerth, als weiter südlich die Rasur sich immer mehr um den ganzen unteren Theil des Kopfes erstreckt. Man vergleiche nur die Beschreibungen des Herrn Hildebrandt (Zeitschr. für Ethnol. 1878. S. 350) von den Wakamba, Wataita und Wanika, und die Haartrachten, wie sie bei den Kaffern gebräuchlich sind.

Die Haarnadel, welche durch die Frisur hindurchgesteckt wird, ist aus Holz geschnitzt und gewöhnlich schwach gebogen. Im Haar steckend giebt sie dem an sich hoch getragenen und nicht weiter bedeckten Kopf einen gewissen kühnen Anstrich. Schon Pickering wurde darauf aufmerksam, dass die Haarnadeln der Somal denen der Viti-Insulaner ganz ähnlich sind. Wie erwähnt, dient die Nadel gewissermassen als Kamm; zugleich ist sie das Instrument, welches sie gelegentlich zum Kratzen des Kopfes benutzen, und welches ihnen gestattet, durch die starken Haare hindurch zu kommen, ohne die Toilette zu verderben.. Es ist also gewiss ein typisches Instrument.

Ihm parallel steht die Zahnbürste, welche hier sogleich mit erwähnt sein mag. Einige handhaben sie mit solcher Leidenschaft, dass sie sie auch beim Sprechen nicht aus dem Munde nehmen. Es ist dies einfach ein flach zugeschnittenes und am Ende angekautes Stück Holz, aber es genügt, um eine Sauberkeit der Zähne zu erhalten, die in der That höchst empfehlenswerth ist. Ich glaube nicht, dass man 32 Europäer zusammenbringen könnte, bei denen die Untersuchung des Mundes so appetitlich wäre, wie bei diesen dunklen Männern. —

Nachdem ich somit die sprachlichen und die mehr zufälligen äusserlichen Verhältnisse der Stämme dargelegt habe, möchte ich von den Zahlen reden, welche ich bei meinen Messungen gewonnen habe. Hier kann ich zunächst hervorheben, dass ich selbst überrascht gewesen bin von der Präzision, mit der schliesslich die Zahlen eine analoge Scheidung ergeben haben, wie man sie bei einer kritischen Erwägung der geographischen Vertheilung der Stämme und der sprachlichen Eigenthümlichkeiten, soweit man dieselben übersehen kann, erhält. Die Halenga und die ihnen zunächst wohnenden Stämme, namentlich die Hadendoa, sowie die leider nur vereinzelten Homrān und Dabáina, ergeben nehmlich eine ziemlich durchgreifende Differenz gegenüber den Mārea, den Beni Amr und den Djalin, von der ich bis jetzt wenigstens nicht sagen möchte, dass sie mir zufällig zu sein scheint.

Wenn ich mich zuerst zu den Mārea wende, so will ich vorausschicken, dass ich bei allen Erörterungen über die physischen Verhältnisse zunächst von der einen (Mārea-) Frau absehe, um so mehr als dieselbe in Bezug auf die Reinheit ihrer Abstammung auch nach der Ansicht der Führer zweifelhaft erscheinen kann: sie hat gewisse Eigenthümlichkeiten der Gesichtsbildung, die ein wenig an Negerfrauen erinnern. Ich beschränke mich also auch bei den Mārea auf die Männer. Keiner von diesen macht irgendwie den Eindruck, als ob ein grösseres Quantum von Negerblut in ihn hineingelangt sei. Bei der Schädelmessung habe ich als Gesammtresultat der 5 Mārea das dolichocephale Mittel von 75,3 für den Längenbreitenindex erhalten. Ein einziger (Idris Radi) ist darunter, der ein etwas höheres, nahezu an die obere Grenze der Mesocephalie reichendes Maass von 79,7 hat; er allein erhebt das Mittel des Breitenindex durch seine Zahl. Lassen wir ihn aus der Rechnung, so erhalten wir das ganz entschieden mitten in der Dolichocephalie stehende Mittel von 74,1. Dieses wird nur um ein Paar Decimalen verändert, wenn wir auch noch die Hajija hinzurechnen.

Dem gegenüber steht die Gruppe der Halenga mit einem mesocephalen Mittel von 77. Im Einzelnen stellen sich, wie überall, gewisse Differenzen heraus, welche individuell ziemlich gross sind, denn wir finden neben einem Dolichocephalen von 73,9 Index (Mohamed el Arab) einen Brachycephalen (Musa Kerai) von 81,4 Index, also eine Differenz von 7,5. In Wirklichkeit stellt sich die Gruppe jedoch so dar, dass unter 14 Halenga

3	Dolichocephalen	= 21 pCt.
10	Mesocephalen	= 71 „
1	Brachycephaler	= 7 „

sind, und dass 2 von den 3 Dolichocephalen einen Index von 75 haben, also an der oberen Grenze zur Mesocephalie stehen. Die grösste Personenzahl, nehmlich 5, fällt auf die Indices zwischen 77 und 78. Einer der Dolichocephalen (Index 75) ist der 13jährige Knabe Djafr, den ich nicht ausschliessen wollte, da er einen gut entwickelten Kopf hat; freilich muss ich hinzufügen, dass sein Gesicht, namentlich seine Nase, ganz negerartig aussieht. Er ist jedoch nach der Aussage der Führer anständiger Eltern Kind und eine Negerabstammung bei ihm nicht bekannt.

An die Märea schliessen sich zunächst die beiden Heikōta (Beni Amr), die ein Mittel von 74,5 ergeben. Umgekehrt erhalte ich für die beiden Hadendoa, im Anschlusse an die Halenga, ein Mittel von 77,9, wobei freilich eine gewisse Kluft existirt, indem der Index von Ibrahim 76, der von Adam Babekr 80 beträgt.

Ich kann nicht behaupten, dass diese Maasse genau ebenso bei der Messung der blossen Schädel ausfallen würden. Indess darf ich mich auf eine Reihe von Mittheilungen in früheren Sitzungen beziehen, wonach bei der strammen Handbabung der Instrumente meine Messungen an Lebenden immer dieselben Verhältnisszahlen ergaben, wie die Messungen an Schädeln derselben Rasse. Ich glaube also auch ziemlich sicher sagen zu können, dass die mitgetheilten Indexzahlen den Schädeltypus ausdrücken, der den Personen eigenthümlich ist. Natürlich wird das Ergebniss immer unsicherer, je weniger Personen von einem Stamme vorhanden sind. Dagegen kann man wohl sagen, dass 14 Halenga und 6 Märea schon beachtenswerthe Zahlen darstellen, und wenn die ersteren ganz überwiegend mesocephale, die letzteren dolichocephale Köpfe zeigen, so ist dieser Unterschied zwischen den Bedja- und den Chasia-Leuten immerhin recht bemerkenswerth.

Der mesocephale Kopfbau der Bedja-Leute erscheint insofern besonders bemerkenswerth, als, wie Ihnen bekannt ist, die eigentlichen Negerstämme fast durch den ganzen Continent hindurch dolichocephale Verhältnisszahlen ergeben. Bis jetzt ist nur eine kleine Gruppe schwarzer Stämme an der Mündung des Gaboon, theils durch Hrn. Barnard Davis, theils durch die französischen Untersuchungen bekannt geworden, welche mesocephal oder selbst brachycephal sind.

Alle übrigen Neger gelten allgemein als wesentlich dolichocephal. Indess ist die Zahl der Schädeluntersuchungen von gut bestimmten Negerschädeln nicht allzu gross, und ich möchte gleich erwähnen, dass unser Takruri, dessen Negerhabitus von Allen anerkannt ist (Taf. XXI. Fig. 6), gleichfalls einen mesocephalen Index von 77,1 besitzt. Es wäre also leicht möglich, dass die fortschreitende Erfahrung uns auch hier bald andere Thatsachen ergiebt. Indess kann uns das nicht hindern, unsere Nord-Ost-Afrikaner wenigstens unter einander zu vergleichen.

Sehr viel mehr schwankend ist der Höhenindex. Ich habe, wie Sie wissen, dadurch, dass ich die Messung der senkrechten Höhe des Schädels vom äusseren Ohrloche aus eingeführt habe, die Möglichkeit gewonnen, auch an Lebenden einen regel-

rechten Höhenindex festzustellen. Freilich steht derselbe dem andern, der nur nach Messungen am Schädel berechnet werden kann, indem die senkrechte Höhe vom vorderen Rande des grossen Hinterhauptsloches (Foramen magnum) bis zum Scheitel bestimmt wird, nicht nur nicht gleich, sondern er ersetzt denselben auch nicht ganz. Aber er giebt doch für sich selbst ein ganz korrektes Maass und er erscheint mir für die physiognomische Anschauung ungemein bedeutungsvoll zu sein. Jedoch mag es sein, dass die Auricularhöhe für die Charakteristik des Individuums mehr Werth hat, als für die Bestimmung des Stammes. Jedenfalls habe ich nicht ebenso durchgreifende Stammesunterschiede gefunden. Allerdings stellt sich heraus, dass unter den Halenga eine grössere Zahl von Individuen mit niedrigem Auricularindex vorhanden ist, als unter den Märea und Beni Amr, aber im Mittel beträgt der Auricularindex der Halenga fast ebensoviel, als der der Märea: jene haben 60,9, diese 60,7, und nur, wenn die Hajija hinzugerechnet wird, 61,6. Freilich findet sich unter den Halenga ein Mann, Adam Musa, der durch seinen extrem hohen Index von 68,8 das Mittel so sehr erhöht, dass die Differenz gegen die Märea fast 0 wird. Lässt man ihn weg, so beträgt das Gesammt-Mittel der Halenga nur noch 60,3. Im Ganzen zeigt sich auch hier, dass, was dem Schädel in der Breite fehlt, sich meist in der Höhe ausgleicht. Dies ist am meisten auffällig bei den Djalin. Während sie unter allen hier vertretenen Stämmen am meisten dolichocephal sind (Breitenindex 74,2), so haben sie den grössten Auricularhöhenindex, nehmlich 64,4. Der Abadi besitzt allerdings noch einen grösseren Auricularindex, nehmlich 66,6, aber er ist ein einzelner Mann und man kann daher über ihn wenig aussagen.

Aehnliche Differenzen ergeben sich in Bezug auf den Breitenhöhenindex, wo der Gegensatz noch etwas schroffer wird. Ich erhalte für die Djälin einen Breitenhöhenindex von 86,7 und für den Abadi von 85,1, dagegen für die Märea 80,7 (mit der Hajija 81,9), also eine recht erhebliche Differenz. Die Halenga liefern ein Mittel von nur 79,1, fast genau so viel, wie die Hadendoa, bei welchen es 79,2 beträgt. Die Heiköta schliessen sich auch hier den Märea an, indem sich ihr Breitenhöhenindex auf 83,6 berechnet. Der Dabáina hat nur 74,5, der Homran dagegen 80,9 und der Takruri 82,0. —

Für die äussere Betrachtung verschwindet der eigentliche Schädel bei der Mehrzahl dieser Personen ganz, denn die eigenthümliche Haartracht macht es uns in der That unmöglich, das, was wir bei Europäern mit relativ kurz geschorenem Haar mit Leichtigkeit durch den blossen Anblick constatiren, ob sie dolichocephal, mesocephal oder brachycephal sind, auch nur annähernd zu erkennen. Ich habe mich wiederholt bei der äusseren Betrachtung der Leute durch ihr Kopfhaar täuschen lassen. Für diese Betrachtung ist von viel grösserem Interesse die Bildung des Gesichts. Auch in dieser Beziehung habe ich Ihnen schon bekannt, dass ich mich bis jetzt noch nicht so weit orientirt habe, um bei dem blossen Ansehen überall die Stammes-Verschiedenheiten feststellen zu können. Nichtsdestoweniger kann ich mittheilen, dass auch hier die Indexmittel schliesslich eine wirklich positive Differenz ergeben.

Nehmen wir z. B. die Nase. Bei ihr ist eine Vergleichung der an Lebenden und am Skelet gewonnenen Maasse an sich auch nur wenig zutreffend, und es fehlt noch ganz an den vorbereitenden vergleichenden Untersuchungen derselben Individuen im fleischigen und knöchernen Zustande. Das Höhenmaass (von der Nasenwurzel bis zum Ansatz des Nasenstachels) ist allerdings in beiden Zuständen ziemlich gleich. Dagegen ist das Längenmaass des Nasenrückens am Skelet gar nicht zu ermitteln, und das Breitenmaass der unteren Nasentheile (Basis nasi) fällt stets

am Lebenden grösser aus, als das Breitenmaass der Apertur am Skelet, da sich die Nasenflügel an dem Rande der Apertur nach aussen ansetzen und sehr verschieden stark auftragen. Indess ein anderes Breitenmaass ist nicht zu haben, und so muss auch bei den Lebenden der Nasenindex aus der Höhe und der Breite berechnet werden, obwohl die Zirkelspitzen zur Breitenbestimmung aussen an den Ansatz der Nasenflügel, also noch weiter vom Rande der Apertur entfernt, angelegt werden müssen.

Der Nasenindex der lebenden Halenga berechnet sich im Mittel auf 74,8, während der Mārea-Nasenindex nur 61,3 (mit der Hajija 62,9) ergiebt, also eine ganz wesentliche Verschiedenheit. Diese Verschiedenheit lernt man mit der Zeit auch bei der einfachen Betrachtung erkennen; ja, ich kann sagen, dass sie sowohl für die künstlerische, als auch für die physiognomische Betrachtung geradezu ein Hauptmerkmal liefert.

Die Differenzen werden hier allerdings höchst prägnant. Der Takruri mit seiner typischen Negernase hat einen Index von 93,4. Ihm zunächst reihen sich der Abadi mit 80,2 und die Djālin mit (im Mittel) 76,2 (bei Schwankungen im Einzelnen von 67,0—83,3) an, und wir können nicht zweifelhaft sein, dass gerade diese Nasenbildung ein Hauptverdachtsmoment für die Zumischung von Negerblut abgiebt. Die Heikota mit 70,7 stehen zwischen Mārea und Halenga mitten inne, aber zwischen sie und die Mārea schieben sich noch die Hadendoa mit 67,6, der Homran mit 64,6 und der Dabáina mit 64,0 ein. Noch jenseits der Mārea steht der Massauaner mit 60,0; er ist der Sohn des französischen Consuls und bietet in seinem Gesicht manche europäische Anwandlung dar.

Die Form der Nase hängt aber in mannichfacher Beziehung mit der Form des Gesichts zusammen, und ehe ich über die erstere noch weiter spreche, wird es zweckmässig sein, einige Angaben über die Ergebnisse der Gesichtsmessung zu geben. Ich muss mich freilich auch hier auf einige Hauptverhältnisse beschränken.

Als ein solches hebe ich zunächst den (frontalen) Gesichtsindex hervor. Ich berechne ihn aus der Gesammthöhe, d. h. der geraden Entfernung des Haarrandes vom unteren Kinnrande, — ein Maass, welches sich bei unseren Leuten durchweg correkt feststellen liess, da sie sämmtlich noch kräftige Männer, der Mehrzahl nach sogar noch jugendlich waren und ein Haarschwund bei keinem von ihnen eingetreten war. Die Rasur des Haarrandes störte die Grenzbestimmung der behaarten Kopftheile nicht. Als Breitenmaass wurde die grösste Distanz der Jochbogen von einander gewählt. Der Gesichtsindex gibt demnach das procentische Verhältniss der Jugalbreite zur ganzen Gesichtshöhe.

Die Zahlen werden hier mehrfach etwas verworren. Es erklärt sich diess zum Theil aus dem verschiedenen Alter der Individuen. Je stärker sich die Kieferknochen entwickeln, um so grösser wird natürlich die Gesichtshöhe, und um so kleiner wird der Index. Während z. B. unter den Halenga der 13jährige Djafr einen Index von 80 hat, zeigt der viel bewunderte Führer der Karawane, Bedri (Taf. XXI., Fig. 1) nur 76, und Belāl, der Goldschmied, nur 73. Nach dieser Richtung liessen sich mancherlei Correkturen anbringen, indess möchte ich darauf für jetzt nicht eingehen, da mit jeder neuen Correktur auch wieder eine Quelle des Irrthums eröffnet wird. Ich beschränke mich darauf, vereinzelte Stammesglieder ihrer Jugend wegen aus der Vergleichung auszuschliessen, z. B. den sehr anziehenden 17jährigen Abdallah, den einzigen anwesenden Homran, der einen Index von 84,6 hat.

Der nasale Gegensatz der Mārea und der Halenga wiederholt sich, wenngleich weniger stark, auch in dem Gesichtsindex. Bei den Mārea beträgt derselbe 71,

bei den Halenga 76. Der Gegensatz tritt noch mehr schlagend hervor, wenn man kleinere Gruppen nach den Indexzahlen bildet:

Gesichtsindex.	Mārea.	Halenga.
unter 70	1	—
70—72	3	2
73—75	—	4
76—78	1	6
79—81	—	2

Die Hadendoa stehen auch hier zwischen beiden Gruppen; ihr Index ist 73. Dieselbe Zahl ergiebt der Dabáina-Mann. Dagegen entfernen sich die Heikota ganz von den Mārea; sie stehen mit 76,4 noch jenseits der Halenga. Die Djalin (71,9) und der Ababdi (70) nähern sich auch hier dem Takruri (72,9), aber zugleich gruppirt sich diese ganze Gesellschaft in nächster Nähe der Mārea.

Neben diesem grossen oder frontalen Gesichtsindex kann man einen kleinen oder maxillaren berechnen, indem man als Höhenmaass die gerade Entfernung der Nasenwurzel von dem unteren Kinnrande, als Breitenmaass die gerade Entfernung des unteren Endes der Sutura zygomatico-maxillaris beiderseits wählt. In diesen Maassen ist hauptsächlich das Gesicht im engeren Sinne des Wortes und in seiner Abhängigkeit von der senkrechten Entwickelung der Kieferknochen dargestellt. Hier nähern sich die beiden Hauptgruppen der Mārea und der Halenga bedeutend: bei den ersteren beträgt der Index 83,6, bei den letzteren 83,0. Ihnen schliessen sich die Djalin mit 83,3 an. Dagegen entfernt sich hier der Takruri gänzlich von allen anderen Personen; bei ihm berechnet sich der Index auf nur 62. Zwischen ihm und den Halenga stehen die Hadendoa mit 69,8 und der Dabáina mit 78,8. Hinwiederum die Heikota (Beni Amr) stehen mit 87,6 weit über die Mārea hinaus; nur der Abadi mit 87,3 kommt ihnen nahe.

An sich hat dieses Maass wenig Empfehlendes an sich. Es stört die Betrachtung mehr, als es sie begünstigt. Trotzdem scheint es mir, dass es nicht unterdrückt werden sollte, denn es erklärt sehr gut, wie es zugeht, dass in der vollen Vorderansicht die Aehnlichkeit der Leute grösser erscheint, als sie wirklich ist. Namentlich die im Profil so stark hervortretende Nase gelangt in der Vorderansicht nicht zu ihrer Wirkung, oder die Verhältnisse der Flügelbildung beherrschen den Eindruck. Der maxillare Gesichtsindex ist daher einigermaassen einer in voller Vorderansicht aufgenommenen Photographie vergleichbar. Er giebt gleichsam ein Contourbild des vorderen Abschnittes des Gesichts.

Das Profilbild wird dagegen in erster Linie durch die Nasenform bestimmt. Zahlenmässig können wir uns in verschiedener Weise darüber Rechnung geben. Ich will in dieser Beziehung nur die Zahlen für Länge und Höhe der Nase hier kurz erwähnen. Ich nenne Länge das Maass des geraden Nasenrückens von der Wurzel bis zur Spitze, Höhe das Maass der Entfernung der Wurzel von dem Ansatz der Scheidewand. Nun ergiebt sich für unsere Gäste, dass bei ihnen sowohl grosse Differenzen in Bezug auf die Länge, als auf die Höhe bestehen. Wenn ich auch von Frau Hajija und dem Knaben Djafr absehe und nur die erwachsenen Männer in Betracht ziehe, so ergiebt sich doch eine Maximaldifferenz von 15,0 mm für die Höhe zwischen den einzelnen Individuen und von 15,5 mm für die Länge. Beidemal stehen dieselben Stämme an den Enden der Liste: die Hadendoa (im Mittel 56,5 mm Höhe und 53,5 mm Länge) und der Massauaner haben die grössten, der Abadi (Höhe 45,5, Länge 39,5 mm), der Takruri (46 mm Höhe und ebensoviel Länge), der Homran (49,5 Höhe und 44 Länge) und die Djalin (im Mittel

48,6 Höhe und 46,8 Länge) die kürzesten Nasen. Die Mittelstellung nehmen die Mārea, die Heikota und die Halenga ein:

	Höhe der Nase	Länge der Nase	Differenz
Mārea . . .	51,4 mm	48,9 mm	2,5 mm
Heikota . . .	51,2 „	49,0 „	2,2 „
Halenga . .	50,3 „	49,0 „	0.4 „

Man mag diese Zahlen wie immer interpretiren, so geht doch das daraus hervor, dass die grosse Mehrzahl sowohl der Bedja-, als der Chasia-Stämme eine kräftige und verhältnissmässig lange Nasenbildung zeigt, und dass sie sich dadurch sehr auffällig nicht bloss von dem Wadai-Mann, sondern auch von den Djalin und dem Abadi unterscheiden. Der eine Homran kann hier nicht in Betracht kommen, dagegen dürfte auf die Zahlen der Djalin und des Abadi wohl um so mehr Gewicht zu legen sein, als auch die Personen eine unverkennbare Aehnlichkeit zeigen.

Es liegt auf der Hand, dass mit der zunehmenden Verkürzung der Nase auch ihre Neigung, eine stumpfe oder aufgeworfene Form anzunehmen, wächst. Alle die zuletzt genannten Leute haben solche Nasen. Dazu kommt, dass bei ihnen die Länge des Nasenrückens noch schneller abnimmt, als die Höhe der Nase. Bei dem Abadi beträgt die Differenz zwischen Höhe und Länge, und zwar zu Gunsten der Länge, 6 mm, bei dem Homran 5,5. Umgekehrt wächst mit der Länge die Neigung zur Zuspitzung, zur Krümmung des Rückens und endlich zum Ueberhängen der Spitze. Dieses zeigen die vorher genannten, langnasigen Stämme, also die Mehrzahl der hier vorhandenen Leute. Indess sind Biegung und Ueberhängen der Nase nicht einfache Folgen der Länge, und sie lassen sich daher aus den Differenzzahlen nicht deutlich erkennen. Vielmehr kommt es hier auch auf die Grösse der Projektion an, und so geschieht es, das die Mārea trotz geringerer Länge doch stärker gekrümmte und überhängende Nasen haben, als die Mehrzahl der anderen Stämme: Idries Radi (Taf. XXI., Fig. 4) und Omar (Fig. 5) können als Mustertypen für sie dienen. Bedri, der Halengi (Fig. 1), Idrīs Heikota (Fig. 4), auch Ibrahim, der Hadendoa (Fig. 2) zeigen stolze, verhältnissmässig europäisch aussehende Nasen, im geraden Gegensatz zu der aufgeworfenen Negernase des Takruri Saleh (Fig. 6).

Die andere, das Profil bestimmende Erscheinung, ich meine die Kiefer- und Lippenbildung, hat uns hier weniger zu beschäftigen. Mit Ausnahme des Takruri, der auch hier als ganz typisch gelten darf, zeigt sich allerdings bei allen kurznasigen Individuen, also namentlich bei dem Homran, dem Abadi und den Djalin, eine vollere, mehr vortretende Lippenbildung und eine ganz schwache Prognathie. Dagegen müssen alle die anderen Stämme und Individuen als völlig orthognath angesehen werden. Ihre Lippen sind meist zart; der Mund allerdings in der Regel breit, aber in keiner Weise vortretend.

Aus dieser Erörterung der Verhältnisse des Kopfes und des Gesichtes ergiebt sich in Bezug auf die Gesammtstellung der Hauptgruppen, dass, obwohl sämmtliche Stämme und Individuen den dunklen Rassen zugehören, sie doch weit davon entfernt sind, irgend eine nähere Beziehung zu den gewöhnlichen Negerphysiognomien darzubieten und dass sie unter sich offenbar eine viel grössere Verwandtschaft haben, als mit irgend einem der eigentlichen Negerstämme. Ich bin leider nicht in der Lage, aus persönlicher Anschauung urtheilen zu können über die dunkel gefärbten Stämme, welche westlich vom Nil bis zum Nordrande des eigentlichen Negergebiets wohnen. Auch besitzen wir zu wenig ausreichende Be-

schreibungen über sie. Fehlen uns doch selbst die Materialien über die Gruppe der eigentlichen Nuba, auf welche Hr. Lepsius sein Hauptaugenmerk als auf die wahrscheinlichen Ueberreste der alten Nubier gerichtet hat. Ich enthalte mich daher auch jedes Urtheils darüber, ob Verwandte der Hadendoa oder Halenga westlich vom Nil zu finden sind. Das aber kann ich aussprechen, dass, soweit die hier anwesenden Personen als typische anzusehen sind, sie meiner Auffassung nach, und zwar sowohl die Chasia-Gruppe als die Bedja-Gruppe, einander näher stehen, als wenigstens der Mehrzahl ihrer westnilotischen Nachbarn. Ja, wir dürfen keinen Anstand nehmen, anzuerkennen, dass sie den sogenannten Mittelmeer-Völkern, sogar den Europäern näher stehen, als den wahren Negern. Damit ist keineswegs gesagt, dass sie selbst „Kaukasier" seien, oder dass die Chasia- und Bedja-Stämme zusammengeworfen werden müssten. Im Gegentheil, ich habe ja dargethan, dass erkennbare Unterschiede zwischen ihnen bestehen. Aber diese Unterschiede gehen nicht so weit, dass wir sie bestimmt als Rassenunterschiede hinstellen können. Die Märea sind diejenigen, unter welchen wir semitische Physiognomien (Taf. XXI., Fig. 4—5) in den ausgeprägtesten Formen antreffen, so dass der Gedanke, in ihnen asiatisches Blut zu sehen, sich sofort aufdrängt. Aber auch unter den Halenga finden sich verwandte Physiognomien, und wenn wir die Männer aus dem alten Stamme der Heikota, wenn wir die Hadendoa, die doch als die reinsten Bedja gelten, heranziehen, so stossen wir nicht auf so grosse Unterschiede, dass wir eine nachweisbare Allophylie daraus ableiten können.

Das, was für uns in einem so hohen Maasse überraschend wirkt und was uns allerdings den Gedanken, dass wir es hier mit einer uns näher stehenden Völkerfamilie zu thun haben, ungemein erschwert, ist die in der That sehr tiefe Dunkelheit des Colorits der Leute. Ich habe in den letzten Tagen mit Hülfe sehr zahlreicher Kritiker versucht, die Farbe der Haut, der Nägel, der Lippen und der Augen nach der französischen Scala, welche in den Instruktionen der Societé d'anthropologie de Paris enthalten ist, zu bestimmen. Wir sind bei diesen Bestimmungen vielfach bis an die äussersten Farbengrenzen dieser Tafel gekommen, ja sie genügte zuweilen nicht ganz und es stellte sich heraus, dass bei einzelnen der Leute noch dunklere Hautfarben vorkommen, als in der Scala überhaupt angenommen worden. Leider ergab sich auch, dass diese Farbentafel absolut ungenügend ist, um die verschiedenen feineren Nüancen des Colorits zu bestimmen, welche sich uns darstellen. Sie werden bemerken, wenn Sie sich genauer mit den Personen beschäftigen, dass fast überall an der Haut eine Mischung von zwei Farben hervortritt. Man sieht nehmlich zunächst eine gleichmässige Unterfarbe, welche an einzelnen Theilen mehr, an anderen weniger bemerkbar wird und welche bald mehr in Gelb, bald mehr in Roth neigt. Darüber breitet sich dann, an einzelnen Theilen so stark, dass man kaum etwas Anderes sieht, ein Schwarz, welches an einigen Theilen mehr rein schwarz, an anderen mehr grauschwarz erscheint, aber an keiner dieser Personen vollkommen blauschwarz ist, wie es bei ausgemachten Negertypen der Fall ist. Durch das Gemisch dieser zwei Farben, ich möchte sagen, der Grundfarbe und der Deckfarbe, entsteht eine sehr grosse Mannichfaltigkeit von Farbentönen, welche im Einzelnen schwer zu bestimmen und noch schwerer zu benennen sind. Am meisten dürften die verschiedenen Farben von gebranntem Kaffee oder, wie Hr. Hagenbeck sehr richtig bemerkte, die verschiedenen Farben von Cigarren geeignete Vergleichsobjekte darbieten.

Wie es mir scheint, haften beide Farben an dem Rete Malpighii. Indess dürfte der Unterschied sein, dass die lichtere Grundfarbe gleichmässig durch die Zellen des Rete vertheilt ist, die dunklere Deckfarbe dagegen durch stellenweise Ver-

mehrung des Pigments bedingt wird. Wenigstens erscheint die dunklere Farbe zuerst in fleckiger, gesprenkelter Form, jedoch mit ganz verwaschenen Grenzen; weiterhin nimmt die Zahl der Flecke zu, um zuletzt zusammenzufliessen. Am besten sieht man diese Uebergänge an den Schleimhäuten des Auges und des Mundes. Namentlich die Conjunctiva bulbi sieht zuweilen über der Sclerotica gleichmässig lichtgelb aus; andere mal zeigen sich kleine braune Flecke und Heerde. An den Lippen und der Gaumenschleimhaut kommen grössere, blauschwarze Flecke, Streifen und Marmorirungen vor, während die Grundfarbe schmutzig bläulich oder bräunlich schimmert.

Die Mehrzahl der Individuen behält jedoch irgend einen Hauptton bei, sei es dass derselbe mehr ins Gelbe oder ins Rothe, beziehungsweise ins Braune zieht, sei es dass er mehr schwarz wird. Diess ist so auffällig, dass die geläufigen Stammesnamen diese beiden Haupttöne unterscheiden. Unsere Mārea gehören sämmtlich zu dem Stamme der Mārea dsellīm, der sogenannten schwarzen Mārea. Der andere Hauptheil des Volkes führt den Namen Mārea quaiḥ, rothe Mārea. Munzinger (S. 230) sagt darüber: „Der Boden der rothen Mārea ist schwarz, der der schwarzen roth; daher heisst der erstere auch schwarzes Plateau (Rora tsellam), der letztere aber Rora quaiḥ (rothes Plateau), im Gegensatz zu dem Namen des Volkes.“ Er leitet die Farbendifferenz von der Abstammung her, indem die einen Söhne des Ahnherrn sehr hellfarbig, die anderen aber schwärzlich gewesen seien. Wir können diese Erklärung dahingestellt sein lassen. Da die schwarzen Mārea den südlicheren, die rothen den nördlicheren Theil des Landes einnehmen, so wäre es auch denkbar, dass verschiedene Mischungen mit Nachbarstämmen Einfluss geübt haben. Nur das möchte ich noch hinzufügen, dass nach Munzinger (S. 143) auch im Lande der Habab und im Samhar die Menschen in rothe (quaiḥ), dunkelrothe (hamelmil) und schwarze (dsellim) unterschieden werden und dass man zu den rothen auch die Türken und Europäer rechnet.

Nun zeigt sich ferner, dass sehr gewöhnlich an demselben Individuum an den verschiedenen Theilen des Körpers diese Farben wesentlich wechseln. Als Regel kann man sagen, dass durchschnittlich, abgesehen von der gar nicht oder doch nur wenig gefärbten Hand- und Fussfläche, das Gesicht der weniger gefärbte Theil ist, obwohl die meisten Leute keine Kopfbedeckung tragen, auch keinerlei sonstigen Schutz gegen die Sonne haben. Vergleicht man das Gesicht mit dem Hals, der Brust, dem Bauch und den Extremitäten, also mit Theilen, von denen einzelne anhaltend bedeckt gehalten werden, so ergiebt sich, dass die bedeckten Theile fast immer die dunkleren sind. Irgend ein Umstand, soweit ich es beurtheilen kann, der darauf hindeutete, dass die Hautfarbe der directen Einwirkung des Sonnenlichtes oder der strahlenden Hitze, welche direct von der Sonne herstammt, zuzuschreiben sei, lässt sich nicht erkennen; die sehr leicht sich darbietende Vorstellung, als ob der blosse Aufenthalt in dem sonnigen Lande diese Färbung mache, erweist sich als eine vollkommen irrige. Behauptet doch Munziger geradezu, dass das heisse Tiefland hell, die Bergluft dunkel mache (S. 553).

Was im Ganzen aber den Totaleindruck und auch nach der Vergleichung der Pariser Scala die wirklichen Grade der Dunkelheit anbetrifft, so muss man immerhin sagen, sie gehen bis an die Grenze des wirklich schwarzen Colorits, ein wenig mit Gelb und ein wenig mit Roth gemischt. Bei einzelnen Personen mildert sich das Schwarz mehr, bei anderen weniger. So erscheinen die „schwarzen“ Mārea etwas heller, als im Durchschnitt die Bedja-Leute. Da, wo nach der Physiognomie, der Bildung der Nase, der Configuration des Gesichts, Negerbeimischung wahrscheinlich ist, pflegt auch die Haut eine viel dunklere Färbung zu besitzen. Von

den Haaren und der Iris spreche ich nicht weiter: sie sind ausnahmslos ganz dunkel, erstere schwarz, letztere tiefbraun.

Eine sehr sonderbare Bemerkung trat mir bei diesen Farben-Untersuchungen entgegen. Ich war aus Motiven, die ich zum Theil schon früher (Sitzung vom 20. Juli. Verh. S. 289) entwickelt habe, darauf bedacht, zu constatiren, wie viel die Leute im Stande seien Farben zu unterscheiden und auch mit besonderen Namen zu benennen. Ich habe in einer der letzten Sommersitzungen den Fragebogen mitgetheilt, welchen in Bezug auf diese Verhältnisse Dr. Magnus in Breslau, in Verbindung mit Hrn. Dr. Pechuel-Loesche, hat ausgehen lassen, um Nachrichten über den Farbensinn der Naturvölker zu sammeln. Da in diesem Bogen auch eine Farbenscala gegeben ist, so wurde dieselbe mit in Anwendung gezogen. Hr. Dr. Nachtigal und Hr. Hildebrandt haben sich auf meine Bitte anhaltend damit beschäftigt, die Leute darauf hin zu prüfen. Die Mehrzahl der Leute hat mit einer gewissen Sicherheit nur die vier oberen Farben der Magnus-schen Scala unterscheiden und benennen können: schwarz, grau, weiss und roth. Von da begann die Schwierigkeit nicht blos in der Bezeichnung, sondern auch in der Wiedererkennung der vorher bezeichneten Farbe. Es wurden später grosse Bogen von gefärbtem Papier vorgelegt, um eine grössere Fläche zur Anschauung zu bringen und durch die Reinheit des Farbeneindrucks eine stärkere sinnliche Erregung zu erzielen. Dabei ergab sich, dass die Leute durchaus keinen Mangel an Farbensinn hatten. Sie fanden die übereinstimmenden Blätter leicht zusammen [1]). Was ihnen abgeht, ist also nur die sprachliche Unterscheidung der Farben, — ein gewiss nicht unerhebliches Ergebniss dieser Untersuchungen. Offenbar haben sie wenig Interesse an Farben; dieselben sind kein Gegenstand der Unterhaltung. Die Sprache ist nicht entwickelt in dieser Richtung.

Ich hatte schon vorher in Munzinger's Vocabularium des Beḍauie (S. 368) die Bezeichnungen für die Farben aufgesucht. Er giebt folgende an:

era, weiss (ohne Artikel m. ēráb, f. érat),
ádero, roth (ohne Artikel m. áderob, f. áderot),
hadel, schwarz,
dölif, braun,
o'hóbĕro, die Farbe.

Das von den HHrn. Nachtigal und Hildebrandt angestellte Interrogatorium lieferte folgende Ergebnisse:

1) Hr. Rabl-Rückhardt brachte zu der am folgenden Montage stattfindenden Vorstellung im zoologischen Garten eine grosse Sammlung gefärbter Wollenfäden mit. Als dieselben den Leuten vorgelegt wurden, zeigte keiner von ihnen irgend eine Schwierigkeit, die zusammenpassenden Fäden aus dem Convolut herauszufinden, gleichviel wie dieselben gefärbt waren.

Farbe.	Chasia.		To'Beḍauie.					Neger.
	Omar, Mārea.	Hassan, Massaua.	Hamet, Heikota.	Adam, Hadendoa.	Ibrahim, Hadendoa.	Mohamed Nur, Halengi.	Djafr, Halengi.	Sāleχ, Wadai.
schwarz	dalám	tsalímtŭ	hadáltŭ	hadél	hádel, hádal	hadáltu		dúlyuk
grau	kyabĕléi	dyabeléi	? hamáš ēl hōye	hamíš	ēl hamišt(ŭ)	? sotéi		kukọak
weiss	dadă	dadá	erátŭ	erá	u'ēra, elāt oder erāt	erā		făfárak
roth	kaïḥ	ei éχtŭ	adarótŭ	o'adará	u'adári, adarót(ŭ)	adarótŭ		kukīak
gelb	hắmelmīl, chabelú	—	? hamíštŭ	sotái (gelb und grün)	o'hamiš, hamišt(é)	amaškarḥeitu		kokóĭna
grün	sotéi (grün und blau)	? aχdértu	sotéit		i'ssōta, sotēi (grün und blau)	sôt hamištu	sotei	deríak
blau	? derúf	—	? hĭmām	—		ḍeriftŭ	? sot derif	firkāuĭ
violet	—	—	délefu ?	—	u'adār hamiš?	aradebît	derif	—
braun	—	—	—	—	adál delif	haḍómtu	hádômt	—

Bei einer ganzen Reihe von Ausdrücken waren die Leute zweifelhaft, welche Farbe damit eigentlich bezeichnet werde. Am meisten war diess für gelb und grün, sowie für grün und blau der Fall. Die Worte sotéi, sotái, sotéit, wurden im Beḍauie promiscue für alle diese Farben gebraucht, ja Omar Marea nahm ṣotéi (neben deruf) sogar in sein Chasia hinüber, wohin es doch sicherlich nicht gehört. Nicht minder schwer fiel es manchem, gelb und grau durch den Namen zu unterscheiden: o'hamiš, ḥamištŭ war dem einen gelb, dem anderen grau. Mohamed Nur war sogar geneigt, grau und grün zu identificiren; er sagte für beides sotéi. Für Orange sagte er, übereinstimmend mit Ibrahim Hadendoa, adal hamaštu (adár hamíst(u)), was offenbar nur dunkel- (hadel, hadal) gelb bezeichnen sollte, worin aber doch das früher von ihm nicht aufgefundene hamist steckt. Genau genommen, geht also die feste Terminologie über schwarz, weiss und roth nicht hinaus. Die Negersprache Sáleh's erscheint daneben sehr reich ausgestattet, jedoch war auch er sehr unsicher, welchen seiner beiden Ausdrücke (deriak und firkaui) er für grün oder für blau gebrauchen sollte. Ibrahim Hadendoa gestand zu, dass deríf (offenbar identisch mit Munzinger's dölif) eigentlich keine Farbe, sondern nur dunkel (von einer Farbe) bedeute, und es ist daher leicht begreiflich, dass es gelegentlich für blau, violett, braun auftritt. Eine Sicherheit ist jedenfalls nicht gewonnen, ob im Beḍauie oder Chasia ein bestimmtes Wort für blau existirt.

Um so mehr überraschte es daher, zu sehen, dass jeder der Leute, wenn seine Hand auf die Pariser Farbentafel gelegt wurde, sofort und viel sicherer, als wir selbst, im Stande war, dasjenige Viereck zu zeigen, dessen Farbe mit seiner eigenen Hautfarbe übereinstimmte. In Bezug auf die Bezeichnung dieser Hautfarbe bemerke ich, dass sie dunkel genug ist, um es zu rechtfertigen, dass die ganze Zahl unserer Gäste als Schwarze bezeichnet wird. Die vielfachen Nüancirungen ändern daran nichts. Wir finden dieselben Nüancirungen überall, und niemand nimmt desswegen Bedenken, solche Leute Schwarze zu nennen. Die Detailnachrichten über die Australier ergeben eine ähnliche Breite der Färbungen, sowohl der Individuen als der einzelnen Körpertheile.

Man könnte nun von vornherein die Meinung vertreten, es sei in allen dunklen Stämmen die Farbe, da sie von der Sonne nicht herrühren kann, auf den Einfluss von Negerblut zu beziehen. Dem gegenüber möchte ich besonders betonen, dass, wie schon seit langen Zeiten von den verschiedensten Seiten nachgewiesen ist, unzweifelhaft ganz analoge Farben sich weit über Afrika hinaus, namentlich auf das südliche Arabien und von da bis nach Indien zu den alten dravidischen Stämmen verfolgen lassen, mit mehr oder weniger viel Nüancirungen. Hr. Hildebrandt, in dieser Beziehung gewiss ein sehr competenter Zeuge, versichert, dass er in Südarabien eine grosse Zahl von Individuen gesehen habe, welche, sowohl was Farbe, als was sonstiges Aussehen anbetrifft, die grösste Aehnlichkeit mit unseren Leuten darboten. Ich darf besonders hervorheben, dass derjenige Gelehrte, der unter unseren modernen Klassifikatoren einen besonders hohen Rang einnimmt, Mr. Huxley, sogar so weit geht, dass er auf seiner ethnographischen Karte (Journ. of the Ethnolog. Society of London. 1870. New Series Vol. II. p. 404) die Bevölkerung aller der Länder, von denen ich hier hauptsächlich handle, als australoid mit derselben Farbe bezeichnet, mit der er den Continent von Australien und einen Theil des Dekhan in Vorderindien deckt.

Ich will auf die Frage nicht weiter eingehen, ob wirklich von den Nubiern bis zu den Australiern sich Verwandtschaften ergeben. Indess das möchte ich doch erwähnen, dass sonderbarer Weise eine jener volksthümlichen Uebungen, welche bei den Australiern am frühesten die Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, das

Werfen mit dem Bumerang, sich allerdings an den drei bezeichneten Punkten vorfindet: der Bumerang war sowohl in Vorderindien, als auch im alten Aegypten im Gebrauch. Da aber in ihm eine sehr sonderbare und vom Standpunkt der Technik aus bekanntlich höchst schwierige Aufgabe gelöst ist und es noch wunderbarer sein würde, wenn dies unabhängig an drei verschiedenen Punkten geschehen wäre, so liegt es allerdings nahe, die Frage aufzuwerfen, ob nicht eine wirkliche Tradition zwischen den drei Ländern stattgefunden hat. Trotzdem scheint es mir, dass man allen Grund hat, vorläufig in Bezug auf die Völkerverwandtschaft nicht so weit zu gehen.

Ungleich mehr berechtigt ist die Frage, ob nicht weniger gefärbte semitische Stämme, welche aus Asien eingewandert sind, in Afrika negrisirt worden sind. Diese Frage, welche schon von den älteren, sehr sorgfältigen Forschern aufgeworfen worden ist, und welche eine Reihe von Einzelverhältnissen betrifft, die wir nach und nach auseinanderlösen müssen, geht hauptsächlich darauf, die Stellung der verschiedenen Völkergruppen zu einander zu ermitteln, welche in Abessynien und von da zum Theil südlich, zum Theil nördlich bis über die Mündung des blauen Nil hinaus sitzen und die man sich gewöhnt hat, unter dem Namen von Aethiopen, Kuschiten, Hamiten, Semiten von den eigentlichen Negervölkern abzulösen. Sind diese Völker oder einzelne von ihnen asiatischen Ursprungs oder nicht? sind sie eingewandert oder ursprünglich? Einen einigermaassen festen Kern für den Aufbau dieses Wissens finden wir in den Verhältnissen von Abessynien, wo die Nähe der gegenüberliegenden Küste von Südarabien, die historischen Erinnerungen, die abweichende Sprache, — kurz Alles zusammentrifft, um uns darzuthun, dass hier wirklich ein Uebergang von Asien stattgefunden hat. Allein damit ist nicht ohne Weiteres die ganze Frage gelöst. Mögen wir uns daran gewöhnen, die Chasia-Stämme für eingewanderte zu halten; müssen desshalb auch die Bedja-Stämme fremde Eindringlinge sein? Müssen sie gerade von Südarabien gekommen sein? Dass auch über die Landenge von Suez eine Einwanderung aus Asien stattgefunden haben könne, liegt auf der Hand; dass eine solche wirklich stattgefunden habe, wird neuerdings von Brugsch auf das positivste angenommen. Dann aber müssen wir wieder fragen: sind die Bedja so früh eingewandert, dass wir ihre Einwanderung in die vorägyptische Periode setzen müssen, oder erst später? Wahrscheinlich sind sie früher eingewandert, denn woher sollten sie später ihre Sprache, diese so abweichende Sprache gebracht haben?

Kommt man zu einer solchen Beantwortung, so würde die von mir dargelegte physiognomische Aehnlichkeit der Chasia- und Bedja-Stämme unter einander nicht nothwendig so zu verstehen sein, dass diese Stämme einer einzigen historischen Begebenheit ihre Anwesenheit auf dem afrikanischen Boden verdanken. Es wäre sehr wohl möglich, dass zu zwei oder mehreren verschiedenen Zeiten, auch vielleicht auf verschiedenen Wegen, aber allerdings wahrscheinlich jedesmal von Osten her, aus Arabien oder Palästina, eine Einwanderung stattgefunden hat, und dass wir die Bedja als die älteren, die Chasia- und Araber-Stämme als die neueren Einwanderer anzusehen hätten.

In Bezug auf die andere Frage, wie sich die Bedja zu den alten Aegyptern stellen, will ich kein Urtheil aussprechen. Hr. Hartmann hat sich mit dieser Frage ausführlicher beschäftigt und ich will ihm in keiner Weise vorgreifen.

Ich behalte mir jedoch vor, über die übrigen Körperverhältnisse, namentlich über die Proportion der Glieder und des Rumpfes unserer Nubier anderweitig das von mir gesammelte Material zu veröffentlichen. Ich will nur eines dieser Verhältnisse, das sehr auffällig hervortritt, kurz erwähnen: das ist die ungewöhnliche Länge des Halses, welche sich durch die Messungen ergiebt und welche einen

auffälligen Gegensatz gegen die eigentlichen Negertypen darstellt. Man braucht nur unsern Saleh (Taf. XXI., Fig. 6) anzusehen und ihn mit seinen Genossen zu vergleichen, um die Grösse dieses Unterschiedes sofort zu erkennen.

Erklärung der Abbildungen auf Tafel XXI.

Sämmtliche Abbildungen sind nach sehr sorgfältig ausgeführten Original-Photographien des Hrn. Carl Günther ausgeführt. Der Kopf der abgebildeten Person war während der Photographirung genau in die „deutsche Horizontale" eingestellt, so also, dass das äussere Ohrloch und der untere Augenhöhlenrand in einer Horizontalebene sich befanden. Diess gilt sowohl für die Vorder-, als für die Seitenansicht.

Fig. 1. Bédri, ein Haléngi, der Karavanenführer.
„ 2. Ibrahim, ein Hadéndoa, der Führer der zweiten Gruppe, etwa 27 Jahre alt, auf einem Auge durch Hornhauttrübung erblindet.
„ 3. Idrīs Heikōta, vom Stamme der Beni Amr, 22 Jahre, Elephantenjäger.
„ 4. Idrīs Rādi, vom Stamme der Mārea dsellīm, 28 (?) Jahre alt, der Freund und Beschützer der Hajija, stark pockennarbig, von den HHrn. Hildebrandt und Nachtigal als besonders charakteristisch anerkannt.
„ 5. Omar, gleichfalls vom Stamme der schwarzen Mārea, 25 Jahre alt, von etwas jüdischem Aussehen.
„ 6. Saleh (Saleχ), ein Takruri aus Wadai, scheinbar ein Zwanziger, mit ausgemachtem Negertypus, obwohl er seine Abkunft von einem eingewanderten Araber ableitet; seine Mutter wnr eine Frau aus einem der „königlichen" Negerstämme.

Hr. Hartmann erklärt, angesichts der weit vorgerückten Zeit seinen Vortrag über die Nubier auf die nächste Sitzung verschieben zu wollen.

(14) Hr. Hildebrandt demonstrirt Waffen und Geräthe der Ostafrikaner im Anschlusse an seine ausführliche Abhandlung in der Zeitschrift für Ethnologie. 1878. S. 347.

(15) Eingegangene Schriften:

1) Aristides Rojas, Contribuciones a la Historia antigua de Venezuela. (Gesch. d. Hrn. A. Ernst.)
2) Ernst, Indianische Alterthümer aus Venezuela. (Vom Verf.)
3) A. Lorange, Bergens Museums antikvariske tilvex J. 1877. (Gesch. d. Verf.)
4) A few remarks with regard to Darwinism and the antiquity of man.
5) P. Broca, Anatomie comparée des circonvolutions cérébrales. (Gesch. d. Verf.)
6) Prof. Ph. Valentini, Vortrag über den mexicanischen Calenderstein. (Gesch. d. Verf.)
7) Prof. James D. Butler, Pre-Historic Wisconsin. (Gesch. d. Hrn. Wattenbach.)
8) J. H. Müller, Die Reihengräber zu Rosdorf bei Göttingen. (Uebersendet durch den Oberpräsidenten Hrn. v. Leipziger.)
9) Kopernicki, Archäologische Untersuchungen in Horsducca am Dniestr. (Gesch. d. Verf.)
10) Cora, Cosmos. Vol. IV. Heft 11, 12.
11) Cartailhac, Matériaux pour l'histoire de l'homme. Tom. IX. 4, 5.
12) Atti della R. Accademia dei Lincei. Vol. II.
13) von Andrian, Prähistorische Studien aus Sicilien. (Gesch. d. Verf.)
14) Verhandlungen der fünften allgemeinen Conferenz der europäischen Gradmessung. (Gesch. d. Vorsitzenden.)

15) W. von Maïnof, Resultate anthropologischer Beobachtungen unter den Mordwinen. (Gesch. d. Verf.)
16) J. M. Toner, Address before the Rocky Mountain Medical Association. (Gesch. d. Verf.)
17) Luciano Cordeiro, L'Hydrographie africaine au 16e siècle.
18) P. Kempermann, Reise durch die Central-Provinzen Japans. (Gesch. d. Verf.)
19) Mittheilungen d. Gesellsch. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens. Heft 11, 13, 14, 15.
20) Paolo Riccardi, Studi intorno ad alcune anomalie dell' osso malare nell'uomo. (Gesch. d. Verf.)
21) — —, Intorno ad una rara anomalia dell' osso malare dell' uomo. (Gesch. d. Verf.)
22) — —, Studi intorno ad alcune anomalie del sistema dentario nell' uomo. (Vom Verfasser.)
23) — —, Intorno ad un caso di dente soprannumerario nell' uomo. (Vom Verf.)
24) — —, Nota intorno ad alcune anomalie riscontrate nella regione palatina del cranio umano. (Gesch. d. Verf.)
25) — —, Contribuzione allo studio delle anomalie del sistema dentario nell' uomo.
26) Boletin da Sociedade de Geographia de Lisboa. Nr. 3.
27) K. Zöppritz, E. de Pruyssenaere's Reisen und Forschungen. (Gesch. d. Hrn. Hartmann.)
28) Stefano Zerafà, Storia artistica di Malta. (Gesch. d. Hrn. Hartmann.)
29) G. Schweinfurth, Viaggio nel Centro dell' Africa. (Gesch. d. Hrn. Hartmann.)
30) Pigorini, Nuove scoperte preistoriche nelle provincie napoletane. (Gesch. d. Hrn. Hartmann.)
31) G. Bellucci, Il Congresso internazionale di Archeologia ed Antropologia preistoriche à Stocolma. (Gesch. d. Hrn. Hartmann.)
32) Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft zu Wien. 1878. n. 5—9.
33) Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie. Heft 7—10.
34) Nachrichten für Seefahrer. Nr. 29—44.
35) Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Nr. 39.
36) Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Nr. 7, 8, 9, 10.
37) Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle a./S. 1878.
38) Bulletins de la Société d'Anthropologie de Paris. 1878. Fasc. 1, 2.
39) Mantegazza, Archivio per l'Antropologia. Vol. 8. Fasc. 2.
40) Bogdanoff, Verhandlungen der Moskauer Archäologischen Gesellschaft. Bd 25. Heft 3.

Sitzung vom 16. November 1878.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Als neue Mitglieder sind angemeldet:
Hr. Carl Hagenbeck in Hamburg,
Hr. Apotheker Reichert in Berlin.

(2) Hr. Dr. Max Buchner, der so eben im Auftrage der afrikanischen Gesellschaft nach Westafrika aufgebrochen ist, hat den Wunsch ausgesprochen, Seitens unserer Gesellschaft mit den nöthigen Messinstrumenten zur anthropologischen Untersuchung ausgerüstet zu werden. Dieselben sind ihm Namens der Gesellschaft übergeben worden. Der Vorsitzende spricht den Wunsch aus, dass der junge Reisende glücklich heimkehren und recht reiche Ergebnisse mit zurückbringen möge.

(3) Hr. Walter J. Hoffmann übersendet mittelst Schreibens d. d. Washington, 10. October, eine photographirte Copie der

Pictographien eines Dacotah-Häuptlings.

„Enclosed please find photograph of pictographs made by the Dakota Orator and Chief, „Running-Antelope“ — Ta-tó-ki-vn̍-ki. They were made for me by him, on sheets measuring about 10 × 14 inches, in colors, and illustrate the most important event in his life, as a Warrior. A complete history was given in MS. to Maj. Powell, from whose Office they will be published. During my residence at the Dakotā Agency, at Standing Rock, Dak. Terr., I became perfectly fluent with the language and manners, and have now under way an „Ethnography of the Dakotā Indians“, in addition to a work I have been for some time engaged, viz: The Bibliography of N. American Archaeology and Ethnology.

I mailed to the Society this week several over-sheet copies of papers published here upon various topics. In the next Annual Report for 1876, by Prof. Hayden, I have two Articles — one on a Cranium found in New Mexico, at a depth of sixteen feet below the surface; and a lengthy paper on the Ethnographic observations made in Nevada and Arizona in 1871.“

Die angezeigten Schriften sind bis jetzt nicht eingegangen.

(4) Hr. Dr. Clemens Čermák, Historiograph der Stadt Časlau, Böhmen, und Schriftführer des archäologischen Vereins, berichtet über

slavische Alterthümer und Ortsnamen.

Es ist bemerkenswerth, dass die meisten Urnen und überhaupt Gegenstände des prähistorischen Forschens bei solchen jetzigen Dörfern vorkommen, welche schon mit dem Namen bezeugen, dass sie eine wichtige Rolle im heidnischen Leben spielen. So ist es auffallend, dass nicht nur in Deutschland, sondern auch in Oesterreich,

in Russland, auf der Balkan-Halbinsel so viele Namen aus dem Stamme treb vorkommen. Und im Altslavischen bedeutet treba = треба soviel wie Opfer, wie es auch heut zu Tage in kirchlichen Büchern der russischen Kirche gebraucht wird. Der Berichterstatter hat im Orts-Lexicon von Böhmen und im gleichen von Oesterreich gesucht, die aus diesem Stamme entstandenen Ortsnamen zusammengestellt und in Böhmen 85 solche Ansiedelungen gefunden, die hier angegeben sind: Třebáň [1]), Třebouc, Třeboučeves, Třeboun, Třebousice, Třeb-čice, -ochovice, -ejice, -el, -elice, -enice, -estovice, -eš, -ešice, -ěšice, -ešov, -etin, Trebetisch (in der saazer Gegend, deutsch), Třeběvice, Třeb-ěvlice, -ejcina, -ičko, -ihošt', -ichovice, -in, -ine, -išov, -išlě, -ivlice, -íz, -kov, -nouševes [2]), -nice, Trebnitz (deutsch), Třeb -nuška, -obuz, -ohostice, -omyslice, Třeb-ou, -onice, -onín, -oradice, -osice, -ošnice, -ošov, -otov, -otovice, -ová česka [3]), -ovětice, -ovice, -ovle, -sín, -sko, -ušice, -ušin, -ušná, utičky, Trebutzka (deutsch). In Mähren sind: Třeb-ařov, -ová moravská [4]), Třebetín, -etice, -íč Trebitsch (deutsch), Třeb-ovice (Strrebowitz).

In Galizien und Bukovina sind: Trzebienczyce, Trzebiniaz, Trzebol, Trzeboš, Trzebownisko, Trzeb-unia, -ňska.

In Oesterreich Strebersdorf, Streibitzfeld.

In Kärnten, Steiermark, Krain, Küstenland und Dalmatien sind: Trebča Vas (Dorf), Trebeljevo, Treb-elnik, -elno, Trebin Verh (Opferberg), Trebeš, Treb-osin, -esing, -esse, -etnice, eunik, -ič, -inja, Trebna gorica (Opferberg), Treb-no, Trib-anj, -ulje, -unje, -uša, -uče.

In Ungarn und Siebenbürgen: Treb-asoč, -ele, -ichava, -hoszto, -ula, -ula Hajník (Opferhain), -usa.

In Slawonien und Kroatien: Trebarjevo, Trebeš, Trebinja, Trebovec.

Aehnliche Namen findet man an der Elbe und bis zur Wolga in Russland; es sind meistens Diminutiva oder Wörter zusammengesetzt aus dem Worte Opfer und Berg (hora, vrch, Kopec), Hain (Háj), Gast (host).

Eben so wichtig für den Prähistoriker sind die Stämme: Žel, žal (das Leid, Wehmuth, Betrübniss, želeti = beklagen, betrauern, bereuen), želka (Urne). Zum Beispiel böhmische Ortschaften: Zalany, Zal-hostice, Zalro, Zaly, Zel-čany, -eč 3, -echovice, -echy, -ejov ,-ejovice, -enice, -enky, -evčice, -evice, -ibořice, -ichov, -inka, -iv, -ivec, -ivec pod Křížky (unter den Kreuzen) -ivo, -izy, -kovice 3, -nice, -vice, Zely. In Mähren: Zel-etova, -ivsko. In Galizien: Zelibory. In Kärnten, Krain, Küstenl. und Dalmatien: Zal-e, -ec, -ece. — Mogila oder mohyla bedeutet Grabhügel (Mohelka, Mohelnice, Mohelno Ortschaften und Bäche); polnisch: Mogielnica, Mogila, Mogilany, Mogilno; südslawisch: Mohelče, Homolice, Homoličje. Aber auch Hroby = Groby, Rovy (Graben) kommt auf slawischem Boden vor so in Böhmen: Hrob, Záhroby, Hrob-ec, -ic, -ičany, -y. In Galizien: Grębow, Grębalow, Gręboszow, Grobla, Zagrobela; südslawisch: Groblja Ves, Groblje, Groblno, Grobnico, Grobnik, Zagreb. Ortsnamen, wie Rovně, Rovenec, Roviščе, sind in allen slavischen Ländern.

Beachtungswerth ist auch der Stamm: Zertw(a) = Opfer, Zar = Hitze, Glut. Zum Beispiel: Zár, Zaravice, Zarovná, Zar-ovice, -ošice, -a.

Sehr ausgebreitet sind mit Lib, Lub (lieben) anfangende Ortschaften:

In Böhmen: Lib-ákovice, -án 2, -ouň, -ouš, -čany, -čice 6, ečz, -eň 5, -ěšice, -ěšovice 2, -ětice 2, -ěvice, -hošt', -chava 6, -ice 3, -ič, -ichov 2, -ín 4, -iš, -čany, -ičice, -kov, -kova, -kovice 3, Liboc, Lubník. Lubno.

In Mähren: Lib-ava, -hošt', -ochov, -ojaty, -osvar (Streit), Libuše, Lube, Lubnik, -nice, -no, -ny, -omeř.

---

1) ř = рь weiches r. 2) ves = Dorf. 3) Böhmisch Trübau. 4) Mährisch Trübau.

In Galizien: Lib-iaž, -ichów, -uchova, -usza, -cza, -ela, -enia, -ezska, -iana, -iczko, -ień 3, -no 3, -ne, -ycza 3. Lubezina u. s. w.

In Steiermark, Kärnten, Krain, Küstenland und Dalmatien: Liboch, Ljubačno, Ljuben, Ljubenice, Lubinj, Lubnice, Lubno.

Die verschiedenen Erdwerke, prähistorischen Festungen und Wälle sind gewöhnlich mit den Namen: Stráž (die Wache), Hrad (die Burg) und davon entstandenen Namen bezeichnet.

In Böhmen und anderen slavischen Ländern findet man unzählige Berge und einige Ortschaften, welche heissen: Stráž, Stražište, Strážkovice, Strážky, Strážnice, Stražov, Stražovice, Strážisko, Straža, Stražišče, Stražica, Stražnik, Stračnjevec und ähnliche[1]). Auch von Hrad (Grad) oder Rad (gard) sind viele abgeleitet: Hradište, Hradiče, Hradisko, Hrádek, Radischen, Radotin, Radou, Radešič, Radkov, Radegund, Radenin (oder Hradenín). In der Slavischen Mythologie gehört Radihost, (Radhost, Radegast) zu den mächtigsten Göttern.

Die den alten Slaven heiligen Flüsse und andere Wässer haben diese Attribute: Svaty, Sventy (heilig), Smutná (die traurige), Kačice (die Ente), Labuš, (der Schwan), Mura (Abendfalter, Dämmerungsvogel), Cerná (die Schwarze). Mögen diese wenige Worte beim Suchen des prähistorischen Materials helfen!

(5) Hr. Friedel theilt, im Anschluss an frühere Mittheilungen der HHrn. Haug und Voss (Sitzungsberichte S. 11, 58 und 59) über

verglaste Burgwälle in Schottland,

den folgenden Auszug mit, entnommen der Schrift des Professors der Mineralogie, Dr. Arnold von Lasaulx: „Aus Irland. Reiseskizzen und Studien“, Bonn 1878, da die betreffende, auf schottische Glasburgen bezügliche Stelle nicht leicht in einem Buch über Irland gesucht werden wird. Wenn man von Glasgow mit dem Dampfer den Clyde abwärts fährt, so landet man bei dem um 1100 n. Chr. gegründeten Rothesay-Castle auf der Insel Bute. S. 219 heisst es:

„Auch im Innern ist die Insel Bute schon lange bewohnt; merkwürdige Ruinen alter Bauwerke erzählen uns von den ersten Bewohnern. Die Steinkreise von Kingarth und St. Colmac, aus 5 oder 7 im Kreise aufrecht gestellten Steinen bestehend, sind noch die besterhaltenen dieser Alterthümer, deren Spuren sich noch an manchen anderen Stellen der Insel verfolgen lassen. Am meisten Interesse bietet das sogenannte verglaste Fort von Dun-na-goil, am südlichen Ende der Insel gelegen. Es liegt auf einer Anhöhe unmittelbar am Meere, etwa 50 Fuss hoch, überall von fast steilen Abstürzen umgeben. Ein kreisförmiger Wall, der aus groben Basaltbrocken und Sandsteinblöcken aufgehäuft ist, umschliesst den Gipfel. Diese Steine sind unter einander durch eine Schmelzrinde zu einer einzigen festen Masse verbunden. Ueber diesem verglasten Walle ist dann noch anderer, lockerer Schutt zur Erhöhung desselben aufgehäuft, so dass jener nur den soliden Kern der alten Befestigung bildet. Die verglasten Basaltstücke gleichen ganz denen, die in dem kreisförmigen Walle auf dem schmalen Plateau des Breitenberges bei Striegau u. a. O. in Schlesien gefunden werden; die Sandsteinstücke zum Theil vollkommen den unter der Einwirkung des Basaltes angeschmolzenen und prismatisch abgesonderten Sandsteinen von Büdingen im Grossherzogthum Hessen. Diese Sandsteine von Dun-na-goil bestehen aus dünnen, abwechselnden Lagen eines

---

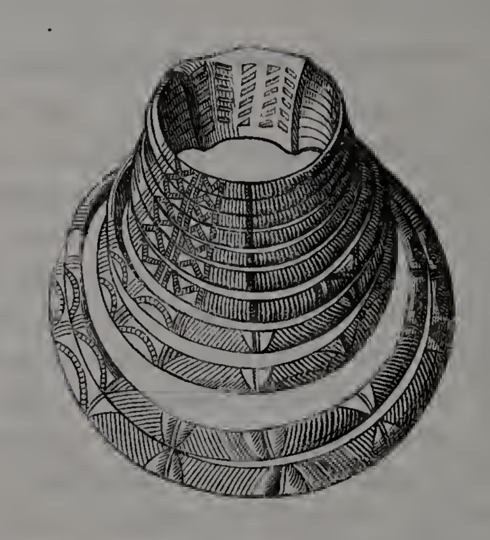
1) Dieselbe Bedeutung hat das russische Ostrog = Ostroh = островъ (eine Warte oder eine mit Pfählen befestigte Stelle; gewöhnlich eine elliptische Anhöhe zwischen zwei Flüssen). Im Munde des Volkes hört man manchmal Ostrov oder Wostrow, obzwar ostrow schon einen ganz anderen Sinn hat; wörtlich übersetzt ist es eine Insel.

braunen, blasigen Glases, und unveränderter, rissig und trübe gewordener Körner von Quarz während die Basaltblöcke nur oberflächlich mit einer glasigen Rinde überzogen sind, die aber zuweilen über 1 Centimeter Dicke hat. Nach J. Bryce (Geol. of Arran. Fourth Edit. 1872. p. 342) ist das Feuer, welches die Verschlackung des Steinwalls bewirkte, nur von aussen her wirksam gewesen, da die Innenseite keine Spur einer Feuerwirkung erkennen lässt."

(6) Hr. Friedel berichtet, im Anschlusse an die Vorträge des Hrn. Dr. Veckenstedt in der vorigen Sitzung, Folgendes:

a) Zu dem Bronzeschmuck von Babow.

In den eben erschienenen „Materialien zur Vorgeschichte des Menschen im östlichen Europa". (Nach polnischen und russischen Quellen bearbeitet und herausgegeben von Albin Kohn und Dr. C. Mehlis", I. Bd. Jena 1879, S. 112), ist Fig. 57 ein Bronzeschmuck abgebildet, der „aus elf Ringen und einem Schlosse besteht. Er befindet sich im Archäologischen Cabinet in Krakau unter Nr. 763 und wurde vom Prof. Dr. Lepkowski aus den einzelnen, ihm von Hrn. J. J. Kraszewski geschenkten Theilen zusammengesetzt. Ein ähnliches, im Posenschen gefundenes Halsband befindet sich im Museum des Vereins der Freunde der Wissenschaften in Posen." Die Herausgeber sind der Meinung, dass das Schmuckstück, dessen Abbildung hier wiedergegeben wird:



ein „Halsband, vielleicht auch Schulterbedeckung" gewesen sei. In unserer Gesellschaft wurde mehrfach geäussert, dass das Babower Stück auf Wolle, Filz, Leder oder Pelz befestigt, ein Kopfschmuck gewesen sei, wofür die anhängenden paarigen Klapperbleche sprächen, welche bei Bewegungen des Kopfes ein tönendes Geräusch gemacht haben könnten. Diese Klapperbleche fehlen dem Krakauer Stück, das von De. Theodor Donimirski in Telkwic bei Buchwald in Westpreussen gefunden ist, dagegen ist es durch das dem Babower Stück fehlende Schloss ausgezeichnet. Während die Ringe dieses Stückes durch Hämmern gleichsam getigert sind, sind die des Telkwitzer Fundes mit der bekannten Linearverzierung versehen. Die HHrn. Kohn und Mehlis setzen das Telkwitzer und das Posensche Stück unter die „Megalithgräberfunde", von denen sie im Allgemeinen sagen, dass sie sehr alt seien, aber dennoch theilweise auch bis in die Anfänge unserer Zeitrechnung hineinreichen (S. 84.)

b) Zu dem prähistorischen Funde von Vehlitz.

Aus dem grossartigen Wall, der Burgberg genannt, bei Burg im Spreewald, der Bronzen, aber auch Eisengeräth, geliefert hat, sind, und zwar aus dem

steilen Hange des Walles, der durch Abstechen gewonnen, die Schichten des gewaltigen Baus offenlegt, lege artis geschlagene prismatische Flintabsplisse im Märkischen Museum. Hr. Friedel hat ferner dergl. Flintsplitter für dasselbe Institut in dem Borchelt bei dem Gasthaus Kohlhasenbrück unweit Potsdam gesammelt, welcher Borchelt sehr viele wendische Eisensachen, auch mehrere polirte und durchbohrte Steinhacken geliefert hat. —

Hr. Voss macht gleichfalls

Nachträgliche Bemerkungen zu dem Bronzeschmuck von Babow.

Nach den ausführlichen Erörterungen des Hrn. Dr. Veckenstedt möchte ich mir noch einige Bemerkungen gestatten, um die Annahme eines höheren Alters, als die Zeit der Wendischen Herrschaft, etwas näher zu begründen.

Das hervorragendste Stück des Fundes ist das Collier. Dasselbe besteht aus vier aufeinanderliegenden, massiven, runden, kreisförmig gebogenen, an einer Seite offenen Reifen, von der Stärke eines kleinen Fingers, deren Durchmesser in der Weise verschieden sind, dass jedesmal der des zunächst oberen etwa um die Stärke des Reifens grösser ist als der des unter ihm liegenden. Concentrisch auf einandergelegt würden sie somit einen abgestumpften, an einer Seite offenen Kegel bilden. Ihre Anordnung ist jedoch eine excentrische gewesen und zwar in der Weise, dass die etwas verbreiterten und durchlochten Endigungen Oehsen bilden, welche bei der, für alle gleichen Oeffnungsweite von 7,8 cm aufeinanderpassten und durch zwei, leider verloren gegangene, senkrecht durch die Durchbohrungen durchgeführte Stifte zusammengehalten wurden. In Folge dessen bildete der Schmuck an dem hinteren Umfange zu beiden Seiten der oben und unten gleich weiten Halsöffnung eine steile Wand, welche nach der Brust zu sich allmählich abflachte und breit herunter hing. Sämmtliche vier Ringe sind glatt bis auf einige lineare senkrechte Einkerbungen an der Aussenseite, nahe der Halsöffnung. Der die Basis bildende Reif zeichnet sich noch besonders dadurch aus, dass an seinem äusseren Rande Drahtöhsen angelöthet sind, in welchen je zwei verhältnissmässig sehr kräftig gegossene Klapperbleche hängen, ähnlich jenen des Schwachenwalder Fundes (Bastian und Voss: Die Bronzeschwerter des Königl. Museums. Berlin 1878. Taf. III. Fig. 15a.). In der Anordnung gleicht ihm der bei Worsaae: Nordiske Oldsager, Fig. 225, abgebildete nur darin, dass letzterer noch mit einer Schliessplatte versehen ist.

Ausserdem gehören zu dem Funde vier grosse, geschlossene, massive und ein eben solcher hohler Ring von nahezu gleichem Durchmesser, etwa 21 cm. Dieselben haben ziemlich dieselben Dimensionen, wie die zu dem Funde von Floth gehörigen (Verh. d. Berl. Anthropol. Ges. 1876, p. 125 und 222, Taf. XVII., Fig. 4 u. 4a), nur dass sie sämmtlich nicht verziert, einige dagegen mit den im vorigen Sitzungsbericht abgebildeten Marken am inneren Umfange versehen sind und der hohle die von Hrn. Dr. Veckenstedt bereits erwähnten 18 scharfen Einschläge enthält. Ferner sind 24 kleinere, glatte, geschlossene, kreisförmige Ringe aus runden Stäben von 5,50 cm Durchmesser und 0,5 cm Stärke des Stabes, sowie zwei gleiche Exemplare mit je drei am äusseren Umfange angelötheten Oehsen (S. Abbild. in dem vorigen Sitzungsbericht) als zugehörig zu erwähnen.

Ich habe mir erlaubt, die einzelnen Theile des Fundes etwas ausführlicher zu recapituliren, um an die für die Vergleichung mit anderen Funden wichtigen Punkte bequemer anknüpfen zu können.

Wir wollen nun zunächst für die einzelnen Stücke des Fundes uns nach Parallelfunden umsehen, der Kürze halber aber uns hauptsächlich auf das in der Sammlung der Königl. Museen vorhandene Material beschränken. Wenn wir hierbei annehmen, dass in Folge eines Unfalles die Verbindungsstifte des Colliers

schon bei Lebzeiten des Trägers oder der Trägerin verloren gegangen, die Ringe dadurch von einander getrennt und vereinzelt auf uns gekommen wären, so würden wir eine Art von Fundstücken vor uns haben, wie sie bereits vielfach vorliegen, aber, so viel ich weiss, bis jetzt noch nicht näher betrachtet sind. Es sind nehmlich ziemlich oft einzelne grosse offene Ringe, die man auch meistens ganz richtig als Halsringe gedeutet hat, gefunden worden, den Ringen unseres Colliers völlig gleich geformt. Das Kgl. Museum besitzt deren zwei fast gleich grosse aus Sümeghes in Ungarn (Kat.-Nr. II. 5730 u. 5731), leider ohne nähere Fundangaben, ebenso befinden sich in Oesterreichischen Sammlungen, namentlich im Wiener Antiken-Cabinet ähnliche [1]). Es scheint daraus hervorzugehen, dass die Verbindungsstifte entweder wegen der nicht grade sehr zweckmässigen Form der Verbindung leicht zerbrachen, oder dass sie überhaupt aus einem weniger resistenten Material, vielleicht Eisen, vielleicht auch nur Bein bestanden. Ausserdem kommt aber eine Gattung von Halsringen vor, deren Endigungen nicht in ein gegossenes oder kräftig gebildetes Oehr auslaufen, sondern in dünne schmale Platten ausgehämmert und spiralig nach aussen aufgerollt sind, wodurch dann ebenfalls eine Oehse gebildet wird, ähnlich Worsaae, Nordiske Oldsager: Fig. 223 [2]). Dieselben sind öfters verhältnissmässig dünn und spiralig gewunden (torquesähnlich), wie bei dem Funde von Floth (Verhandl. der Berl. Anth. Ges. 1876, Taf. XVII., Fig. 9) und bei dem Funde von Schwachenwalde (Bastian und Voss: Die Bronzeschwerter des Königl. Museums, Berlin 1878, Taf. III., Fig. 20, S. 8). Ein Satz von 6 Exemplaren, glatt und von der Stärke eines kleinen Fingers mit spiralig aufgerollten Endigungen (Kat.-Nr. II., 2059—2064) kam mit einem ziemlich bedeutenden Bronzefunde, welcher im Jahre 1837 auf der Pfaueninsel bei Potsdam gemacht wurde, und mit dem vielleicht ein anderer dort gemachter Fund in nächster Beziehung steht, als Geschenk Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelms III. in die Sammlung. Zu diesen 6 gleich grossen Ringen gehört eine Anzahl offener, massiver, schwerer Armringe und 2 ziemlich enge cylindrische Spiralen. Durch diese massiven Armringe correspondirt der Fund mit dem Funde von Lunow bei Oderberg i. d. Mark (Kat.-Nr. II. 10 709—10 715), zu welchem ein Fragment eines Bronzepaalstabes mit hochstehenden Kanten (Montelius: Antiquités suédoises S. 45, Fig. 140 u. 141) und zwei Fragmente von einem Schmuckstück (Armschmuck?), ähnlich dem bei Lindenschmit: Die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit Bd. II. Heft I. Taf. 2, Fig. 5, abgebildeten und dem aus ähnlichen Stücken bestehenden Funde von Badingen bei Stendal (Kat.-Nr. II. 6623—6625), welchen das Museum der Güte des Hrn. Geh. Sanitätsrathes Frick verdankt, gehören. Es dürfte wohl anzunehmen sein, dass auch die erwähnten 6 Ringe des Fundes von der Pfaueninsel ein einziges oder zwei Exemplare eines dem Babower ähnlichen Colliers bildeten, und dass ebenso jene den Torques von Schwachenwalde und Floth ähnlichen Ringe, welche z. B. aus dem Funde von Morgenitz (im Museum zu Stettin) vorhanden sind, zu mehreren vereinigt und mittelst der Oehsen mit einander verbunden als Halsschmuck getragen wurden.

Wenn wir für das Collier als Ganzes Parallelen suchen, so müssen wir wohl der Gesammtform und dem Aufbau der einzelnen Theile nach, ausser den in der vorigen Sitzung erwähnten, in Würtemberg und Hessen-Darmstadt gefundenen, jene Schmucke als die ähnlichsten bezeichnen, welche aus flachen Reifen bestehen, aber ebenfalls durch einen Stift zusammengehalten werden, wie bei dem oben erwähnten Exemplare (Worsaae: Nord. Olds. Fig. 225). Dergleichen befinden sich in den Museen zu Kiel und Hannover [3]).

---

1) Siehe unten S. 364 u. ff.

2) Hampel: Antiquités préhistoriques de la Hongrie: Taf. XVI., Fig. 21.

3) Ein dem Babower sehr ähnliches, aus etwa sechs dünnen, runden Reifen bestehend,

Die beiden Exemplare der Kieler Sammlung gehören zu dem grossen Funde von Oldesloe (Nordisk Tidskrift f. Oldkyndighet Bd. I. 1832, S. 218 und Warnstedt: Ueber Alterthumsgegenstände. Eine Ansprache an das Publiknm. Kiel 1835, S. 55), mit welchem eine grosse Zahl anderer Bronzegegenstände, auch Celte, Sicheln, Plattenfibeln, Schildbuckeln und eine grosse Zahl von Armringen zusammengefunden wurden. Im Kopenhagener Museum befindet sich ein ganz ähnliches Exemplar mit vier Reifen, angeblich aus Süddeutschland stammend, ebenso im Antikencabinet zu Wien ein solches mit spiralig aufgerollten Endgängen der 4 Reifen, angeblich in Ungarn gefunden. In mancher Beziehung können auch die im Königl. Museum befindlichen Colliers von Prznskotowo bei Posen (Katalog-Nr. II. 4469) und Gluckau bei Danzig (Kat.-Nr. II. 5471), ähnlich dem bei Kohn und Mehlis: Materialien zur Vorgeschichte des Menschen im östlichen Europa 1879, S. 112, Fig. 57, abgebildeten Exemplare, als verwandte Formen betrachtet werden, wenngleich bei denselben die einzelnen Ringe nicht durch Stifte, sondern durch Schliessplatten mit einander verbunden sind. Namentlich deswegen aber würden dieselben hier zur Vergleichung herangezogen werden können, weil die auf der Vorderseite sehr reiche Ornamentirung durch bogenförmige Gravirungen, ähnlich wie auf den bei v. Estorf (Alterthümer der Umgegend von Uelzen 1846. Taf. X. Fig. 9 und 22) abgebildeten Ringen, am hinteren Umfange, nahe den Schliessplatten, nur aus einzelnen Gruppen senkrechter linearer Einkerbungen besteht, in gleicher Weise wie bei dem vorliegenden Schmuck von Babow, bei welchem, wie es scheint, die Ornamentirung in derselben Weise angefangen, aber unvollendet gelassen wurde.

Den fünf grossen Ringen ähnliche Exemplare kommen, wie schon erwähnt, bei dem Funde von Floth vor, nur sind alle fünf unverziert. Die auf einzelnen von ihnen befindlichen Marken zeigen eine gewisse Aehnlichkeit mit einigen auf den Hallstätter Bronzen vorkommenden (von Sacken: Das Grabfeld von Hallstatt, Taf. XX.)

Die kleinen Ringe sind wahrscheinlich als Armschmuck zu betrachten. Wahrscheinlich wurden sie satzweise getragen, in der Weise, dass auf jedem Arm eines der beiden mit 3 Oehsen versehenen Exemplare, welche vielleicht auch mit klapperähnlichen Anhängen geschmückt waren, zunächst dem Handgelenk getragen wurde, als Basis für die glatten, welche höher hinaufgestreift waren. Bei dem Funde von Schwachenwalde kommen ähnliche glatte, nur etwas stärkere Ringe vor (Bastian und Voss a. a. O. Taf. III., Fig. 21, S. 8.) Die Sitte, eine grössere Zahl einzelner kleinerer Ringe als Schmuck des Vorderarms zu tragen, war weit verbreitet und lange Zeit üblich. Vielleicht stellen sie eine weitere Entwickelungsform der cylindrischen Armspirale dar, denn mit ganz gleichartigen Colliers, ähnlich denen des Schwachenwalder Fundes (a. a. O.), wurden sowohl Armspiralen als auch einzelne Armringe gefunden. So enthält der Fund von Callies in Pommern Armspiralen, während eine aus der Sammlung des verstorbenen Baurathes Crüger zu Schneidemühl stammende Schmuckgarnitur aus der Gegend von Stargard in Pommern statt der Spiralen mit einzelnen halbhohlen Ringen aus dünnem Bronzeblech ausgestattet ist. Nach mündlicher Angabe des Hrn. Crüger wurde ihm dieser Fund, über dessen Zusammengehörigkeit allerdings keine speciellen Angaben existiren, von

---

befand sich früher im hiesigen Gewerbe-Museum und war wahrscheinlich italischen Ursprungs, jedoch liess sich Letzteres nicht mit völliger Sicherheit feststellen. Ebenso ist in der ehemaligen Wiggert'schen Sammlung, im Besitze der Frau Adelheid Brand in Magdeburg, ein bei Möckern im Magdeburgischen im Moor gefundenes Exemplar, welches aus acht Reifen besteht. Letztere sind mit Kreuzen und Querlinien, ähnlich wie der Griff des grossen Messers von dem Schwachenwalder Funde (Bastian und Voss a. a. O. Taf. III., Fig. 1), verziert. Jedoch ist es mir nicht mehr sicher erinnerlich, ob dieselben durch Stifte oder durch eine Schlussplatte zusammengehalten werden.

einem Baubeamten geschenkt. Die ganz gleiche Art der Erhaltung der Stücke lässt jedoch keinen Zweifel, dass dieselben zu einander gehören. Sollte letzteres aber noch nicht als beweisend gelten, so würden die 23 halbhohlen offenen Armringe von 3—3³/₄ Zoll Durchmesser aus dem Funde von Oldesloe, sowie jene 6 und 7 aus den Funden von Roga und Wesenberg (Balt. Stud. XI., H. 1, S. 32), und die Funde aus Fränkischen und Rheinischen Hügelgräbern, sowie aus der Gegend von Halle (Giebichenstein) dies genügend erhärten. Die Funde aus Franken bestehen nehmlich aus grossen, aber flachen Colliers, welche ebenfalls aus einzelnen, in einander passenden, hohlen oder massiven, ovalen Ringen (Lindenschmit: A. d. h. Vorz. II., Heft VIII., Taf. 5, Fig. 1 und 2) zusammengesetzt sind und zu denen jedesmal eine grössere Zahl schmaler, flach ovaler Ringe gehört, welche letzteren sogar bei einem Skelet an den Vorderarmen in situ gefunden wurden (Verh. d. Berl. Anthrop. Ges. 1875, S. 94). Bei den Funden von Giebichenstein besteht der Halsschmuck aus einem Torques, während die Armringe den fränkischen ganz ähnlich sind. Bei einigen Rheinischen Funden aus der Gegend von St. Goar bilden spiralig gewundene, grosse Ringe mit knopfförmigen, hakenähnlich gebogenen Endigungen, ähnlich den bei Lindenschmit (Alt. d. h. Vorz. II., H. VIII., T. 5, Fig. 7) den Halsschmuck, während, der Armschmuck bei dem einen Funde aus dünnen kreisförmigen Ringen mit dicht zusammengebogenen Enden, bei dem andern aus flach ovalen, denen von Giebichenstein ähnlichen, Ringen besteht.

Das Material des Fundes ist dem Anschein nach eine stark kupferhaltige Zinnbronze; eine chemische Analyse ist bis jetzt nicht ausgeführt. Der Erhaltungszustand ist der an Moorfunden allgemein beobachtete, nur sind manche Stücke, wie es scheint, vom Finder etwas stark geputzt.

Wir glauben nun in Obigem gezeigt zu haben, dass der Fund von Babow, wenn auch wegen der Form seiner Stücke bis jetzt eine Seltenheit, dennoch nicht in seiner Art eine so ungewöhnliche Erscheinung ist, sondern dass derselbe zu einer grossen Reihe von Funden eine nahe Verwandtschaft zeigt. Sehen wir deshalb von den einzeln, d. h. ohne Verbindungsstücke gefundenen Halsringen ganz ab, wenngleich dieselben trotz der spiralig aufgerollten Endigungen, welche ja bei dem Collier des Wiener Antikenkabinets, sowie bei dem einen Schwachenwalder Halsschmuck (Bastian und Voss, a. a. O. Taf. III., Fig. 26) und einem zu dem Funde von Callies gehörigen Exemplare auch vorhanden sind, wohl hierhergerechnet werden können, umsomehr, als ihre satzweise Verwendung durch die grosse Zahl, in welcher sie öfters gefunden werden, deutlich bezeugt wird[1]). Betrachten wir demnach nur jene Funde, welche mit dem Babower gewisse Formen gemeinsam haben, die Funde von Schwachenwalde, Floth und Oldesloe, so finden wir, dass ersterer sich hierdurch ganz eng an eine Masse von Schatzfunden anschliesst, auf welche Sophus Müller[2]) bereits aufmerksam gemacht hat und die er wegen

---

1) Im Wiener Antikencabinet befinden sich u. A. 7 Exemplare, bei Unterrötzbach in Nieder-Oesterreich gefunden; 30 Exemplare bei Aspern in der Nähe von Tulln gefunden. Zu dem oben erwähnten Morgenitzer Funde gehören 45 Ringe. Vergl. auch die Funde von Långbro, Spelvik, Vegestorp, Senåte bei Montelius: Antiquités Suédoises. Bei den letztgenannten Funden sind die vorkommenden Halsringe meist torquesähnlich gewunden und bilden dadurch die Uebergangsformen zu den Funden von St. Goar und Giebichenstein, sowie zu den Lausitzer Funden von Sommerfeld, Zilmsdorf und Sorau. Vergl. auch Soph. Müller: Die nord. Bronzezeit, übers. von J. Mestorf, Jena 1878, S. 101 Anm. 1 u. S. 102 Anm. 1. Ferner Engelhardt: Notice sur les statuettes de l'âge du bronze Sep. Abbd. S. 2, die dritte Figur rechts, welche ein aus zwei Halsringen gebildetes Collier und, wie es scheint, Spiralen oder aus vielen einzelnen Ringen bestehenden Schmuck an den Armen trägt; ebenso ist daselbst S. 4 eine mit zwei Halsringen geschmückte menschliche Figur abgebildet, welche mit einer in der Greifswalder Sammlung befindlichen Aehnlichkeit hat.

2) A. a. O. S. 133.

des Vorherrschens der Schmucksachen geneigt ist, als Eigenthum von Frauen anzusehen. Diese Funde zeigen nämlich eine gewisse Constanz in ihrer Zusammensetzung, indem gewöhnlich eine oder mehrere Schmuckgarnituren, bestehend aus einem Halsschmuck in Form eines selbsständig componirten Schmuckes, oder aus einem Satz von Halsringen, aus Armschmuck in Form cylindrischer Spiralen, oder einem Satz von einzelnen Armringen und aus einer oder mehreren grossen Plattenfibeln, zu ihnen gehören, die ich deshalb als eigene Fundklasse mit dem Namen Schmuckgarniturenfunde bezeichnen möchte. Weitere Bestandtheile desselben, jedoch nur accidentieller Natur sind: Buckel (Schildbuckel?), Gefässe (Hängebecken, Henkelschalen), Kopfringe [1]), Paalstäbe, Hohlcelte, Messer, Sicheln, Lanzenspitzen und Schwerter. Einer der vollständigsten der Art ist der Fund von Schwachenwalde (Bastian und Voss a. a. O.), der, wie es scheint, in einem grossen Bronzegefäss deponirt war, unter dessen Fundstücken sich jedoch kein Bronzegefäss befindet. Diese Funde kommen in Nord- und Ost-Deutschland, sowie in Skandinavien, wie oben schon erwähnt, meistens als Schatzfunde vor; in Süd- und West-Deutschland dagegen, wie bei den Funden von St. Goar und aus Franken mitgetheilt wurde, auch in Gräbern. Jedoch werden sie im Norden ebensowohl als Ackerfunde unter oder zwischen grossen Steinen angetroffen, wie z. B. die Funde des Kgl. Museums von Katerbow bei Neu-Ruppin, Callies in Hinter-Pommern, Steinbeck in der Prov. Brandenburg, Floth in Westpreussen, als auch aus Mooren zu Tage gefördert (wie z. B. die Funde von Schwachenwalde und von Lämmersdorf bei Prenzlau). Sie gehören zum Theil einer Gruppe der Moorfunde an, welche wegen eigenthümlicher Fundverhältnisse eine besondere Beachtung verdient. Es werden nehmlich häufig, nicht in eigentlichen Mooren, sondern in kleineren, manchmal auf Gränzscheiden belegenen Teichen und Tümpeln [2]), welche in den Fundberichten: „Soll“, „Wasserloch“, „Moderloch“, „Wasserpfuhl“ genannt werden, grössere Bronzefunde, theils in anderen grösseren Bronzegefässen, theils in Thongefässen, oder auch frei, zwischen kleinen Steinen verpackt, gefunden. Vielleicht waren in manchen Fällen diese Tümpel künstlich angelegt und erst zu dem Zweck, den Schatz zu verbergen, gegraben. Einer der interressantesten ist der in den Baltischen Studien XI., 1. S. 26 und ff. mittgetheilte Fund von Sophienhof bei Loitz [3]). Daselbst wurde im Jahre 1822 ein „Wasserpfuhl“ von 40—50 qr. ausgemodert. Nachdem dies bis auf ungefähr 3 Fuss Tiefe geschehen war, wurde der Teich zu künftiger, besserer Benutzung vertieft. Dabei zeigte sich zuerst etwa 1 Fuss unter dem Moder blaufarbige Erde mit so harter Rinde, dass ein beladener, vierspänniger Wagen darüber hätte hinweg fahren können. Darunter abermals Moder, 5 Fuss tief, ganz schwarz, vermengt mit verwestem Laub, verdorrtem Birken- und Haselholz, auch einigen Stücken Eichenholz von beträchtlicher Stärke, die noch nicht völlig zergangen waren. Von ihm bedeckt, lag etwa 4 Fuss tief im Moder das Bronzegefäss, in ihm eine erdige Masse von grauer Farbe. Umher standen an zwanzig Urnen aus Thon. Man fand ausserdem einige Golddrähte, Spindelsteine u. dergl.; 6 Fuss von dem bronzenen Gefäss lag ein goldener Schmuck. Das erwähnte bronzene Gefäss ist ein Hängebecken, der goldene Schmuck diente höchst wahrscheinlich

1) Jene meist als Diademe gedeuteten Schmuckstücke dürften vielleicht, wie auch ihre, den aus einer Platte gebildeten Colliers (Vergl. Worsaae: Nordiske Oldsager, Fig. 216 und 226; Montelius: Antiq. Suéd. Fig. 123) höchst ähnliche Form und Verzierungsweise anzeigt, ebenfalls als Colliers angesprochen werden können.

2) Auch die Fundstätte des Babower Fundes liegt auf einer Gränzscheide zwischen Babow und Müschen.

3) Ueber einen ähnlichen Fund vergl. auch Hosaeus: Die Alterthümer Anhalts. Dessau 1879, S. 20, unter „Ziebigk“.

als Collier (s. d. Abb. a. a. O. Fig. 1 u. 9), und die Golddrähte waren vielleicht Armspiralen, so dass auch hier möglicherweise zugleich der Fund einer Schmuckgarnitur vorliegen würde. Von besonderer Wichtigkeit, aber abweichend von dem gewöhnlichen Vorkommen, ist hier der Umstand, dass der Schmuckfund die Beigabe eines Begräbnisses bildete, und wahrscheinlich eines Frauengrabes, worauf einerseits das Fehlen jeder Art von Waffe, andererseits das Vorhandensein von Spindelsteinen deutet. Dies hebt auch Hr. Giesebrecht, dem wir die Publication verdanken, hervor und bemerkt dazu (a. a. O. S. 29): „Es war in kleinerem Maassstabe das Verfahren der Westgothen, als sie den Alarich unter dem Bette des Flusses Aretin sein unberührbares Grab bereiteten (Jornandes de reb. Get. 30). Das Verfahren wiederholt sich noch anderweitig. Decebalus, der König der Dacier, verbarg auf ähnliche Weise seine Schätze unter dem Flussbett des Sargetia (Dio Cass. LXVIII., 14).“ Auf die gallische Sitte des Niederlegens geweihter Schätze an heiligen Plätzen und des Versenkens derselben in heiligen Seen hat Schreiber zuerst aufmerksam gemacht[1]), der auch schon die von Hrn. Dr. Veckenstedt citirten Stellen aus Strabo und Sueton mittheilt. In den Baltischen Stud. XIII., 2, S. 99, ferner führt Giesebrecht bei Besprechung des Fundes von Peccatel auch bereits die durch Soph. Müller neuerdings bekannter gewordene Stelle aus den Ynglingasaga Cap. 8 an, wo es heisst: „Was an Habe der Todte auf dem Scheiterhaufen bei sich hat und was er selbst in die Erde vergraben hat, das kommt ihm in Valhöll zu Gute: so lautet Odins Lehre.“ Ausführlicher haben später Worsaae[2]), Engelhardt[3]) und Sophus Müller (Die nordische Bronzezeit. Jena 1878, S. 92 und ff.) über diese Art von Funden gehandelt. Letzerer hat sich namentlich, weil in der Regel keine eigentlichen Männer-Waffen dabei gefunden werden, für die Annahme ausgesprochen (a. a. O. S. 109), dass diese Funde, „zum wenigsten in gewissen nordischen Ländern, den vollständigen Schmuck der Frau vom Stande gebildet haben“, und (a. a. O. S. 109, Anm. 1) eine Reihe von solchen Funden, welche sich im Museum zu Kopenhagen befinden, aufgezählt. Ich möchte mich jedoch nicht so unbedingt dieser Annahme anschliessen, denn erstens befindet sich bei dem Schwachenwalder Funde (Bastian und Voss a. a. O.) ausser einem grossen, als Waffe benutzbaren Messer, ein Schwert; ausserdem kann für das Fehlen des Schwertes der Grund geltend gemacht werden, dass Bronzeschwerter in dem Verbreitungsbezirk dieser Funde überhaupt selten sind, wenngleich die dem Typus dieser Funde entsprechenden Schwerterformen fast die einzigen, in Nordost-Deutschland wenigstens, vorkommenden Gattungen repräsentiren[4]). Auch dürften vielleicht unsere Vorväter, ähnlich anderen Barbaren, es nicht verschmäht haben, ihren Körper mit glänzendem Schmuck zu zieren[5]). Es könnte mithin auch der Babower Schmuck immerhin einem Manne angehört haben, wenn nicht ein sehr gewichtiger Grund dagegen spräche, nehmlich die ausserordentliche Kleinheit der Armringe (Durchmesser des Lumen: 5,5 cm). Es würde kaum einem Manne nordischen Schlages möglich sein, dergleichen Ringe über die Hände zu streifen, weder einem Slaven, noch einem Germanen. Man könnte gegen die Annahme, dass der Schmuck für eine Frau bestimmt gewesen sei, die grosse Schwere und Plumpheit desselben anführen. Indessen wissen wir aus vielen analogen Fällen, dass die Eitelkeit des weiblichen Geschlechts auch heute noch, und nicht nur bei den Naturvölkern, die grössten Unbequemlichkeiten willig tragen macht.

---

1) Die ehernen Streitkeile zumal in Deutschland. Freiburg 1842. S. 77 u. ff.
2) Aarböger f. nord. Oldk. 1866; vergl. auch „Das Ausland“ 1868, Nr. 32.
3) Aarb. f. nord. Oldk. 1868, 121.
4) Bastian und Voss a. a. O. Taf. II, 5. Taf V., 8. Taf. XI., 1.
5) Schreiber a. a. O. p. 77 u. ff.

Aus Obigem, glauben wir, dürfte wohl zur Genüge hervorgehen, dass der Fund in seiner Totalität eine nicht ungewöhnliche Erscheinung ist, dass er vielmehr nahe Verwandtschaft zu einer Reihe von Funden zeigt, deren Alter wir relativ bestimmen können. Und wenn wir nun die Funde von Floth und Schwachenwalde als maassgebend betrachten, wozu wir durch den Parallelismus der Fundstücke veranlasst werden, so finden wir, dass er sich an die Gruppe der Hallstätter Typen eng anschliesst, mithin der vorrömischen Zeit angehört, dass also der Fund nicht slavisch ist.

Aber auch durch negative Beweise würde sich Letzteres leicht erhärten lassen. Die slavischen Funde unserer Länder haben, wie schon mehrfach von dem Vorsitzenden, Hrn. Virchow dargethan ist[1]), einen sehr bestimmt ausgeprägten Charakter; derselbe ist ein so einheitlicher in unseren Gegenden, dass die Vermuthung nahe liegt, alle jene slavischen Stämme, welche in die von den Germanen geräumten Gegenden des jetzigen Ostdeutschlands eingerückt sind, hätten vorher dicht zusammengedrängt gesessen in einer Gegend, wo sie in nächste Berührung mit der westländischen Cultur kamen, vielleicht in Nord-Ungarn. Die Gefässe zeigen im Allgemeinen in Form und Verzierungsweise den Typus der fränkischen, nur dass sie aus roherer Masse und schlechter gearbeitet sind. Von Metallarbeiten ist uns nur Weniges erhalten[2]). Hauptsächlich kennen wir Schmucksachen aus jener Zeit, meistens aus Silber gearbeitet und von einem sehr charakteristischen Gepräge, das trotz der häufigen Beifunde von orientalischen Münzen in einzelnen Formen von Ohrgehängen, zum Beispiel auch mit den gleichzeitigen des westlichen Europa, Verwandtschaft zeigt. Bronzeschmuck ist nur sehr selten gefunden worden, etwas reichlicher in den Gräbern von Kettlach[3]), deren slavische Nationalität wohl ziemlich sicher sein dürfte. Die daselbst gefundenen Stücke nähern sich dem spätrömischen Typus, sind im Allgemeinen klein und zierlich, wenn auch fabrikmässig gearbeitet, und zum grossen Theile emaillirt, vor Allem aber nicht im Geringsten mit dem Babower Funde verwandt.

Was die in der Sage erhaltene Tradition anbetrifft, dass der Wendenkönig im Babower Teiche seine Schätze verborgen habe, so kann hier ausser der von Hrn. Virchow bereits erwähnten Fundsage, welche sich auf den Bronzewagen von Peccatel bezog, an die Mittheilung des Hrn. Rabenau über die Sage von einem in den Erdboden versunkenen Förster, welche sich an eine flache, durch Nichts kenntliche, auf den Freibergen bei Kalau gelegene Stelle knüpfte, an welcher in einer brunnenförmigen Steinsetzung ein Urnenbegräbniss, mit Gefässen des Lausitzer Typus und einem Feuersteinbeil als Beigabe, bei der Nachgrabung gefunden wurde (Verh. der Berl. Anthrop. Ges. 1878, S. 55 u. ff.), sowie an die Mittheilung von Lindenschmit (Die Alterth. der fürstl. Hohenz. Samml. Mainz 1860, S. 136. Anmerk. 1) über den Fund im Gallscheider Hügel (bei St. Goar), in welchem als Grabbeigabe Radbeschläge von Eisen gefunden wurden und ebenfalls schon früher eine Sage von einem in dem Hügel verborgenen goldenen Wagen in der Gegend existirte, erinnert werden. Möglicherweise hatte sich in letzterem Falle die Sage

1) Correspondenzbl. d. Deutschen Anthrop. Ges. 1878. S. 128 u. ff. und S. 136.

2) Es ist zu bezweifeln, ob die bergmännische und metallurgische Technik der Slaven zu dieser Zeit eine so hohe Stufe einnahm, wie gewöhnlich mitgetheilt wird. Wäre dies der Fall gewesen, so würde man nicht noch im Jahre 805 das Verbot der Ausfuhr von Waffen in die Slavischen Gebiete (Keferstein: Ueber die Halloren, Halle 1843, S. 36 u. ff. und S. 117 u. ff.) als eine wirksame Maassregel zur Niederhaltung und Bekämpfung der Slaven angesehen haben.

3) v. Sacken: Die alterthümlichen Funde in Niederösterreich. Sep.-Abdr. aus der K. K. W. Akad. d. W. 1870.

in Folge eines ähnlichen früheren Befundes erst gebildet und war sie vielleicht nur auf diesen Hügel übertragen, denn Funde von Wagentheilen in Grabhügeln der Rheinlande und Süddeutschland kommen öfters vor. Ein anderes allerdings entfernter liegendes Beispiel, welches eine mehr unbestimmte Reminiscenz enthält, ist in den Baltischen Studien XIII, Heft 1, S. 187 u. ff. mitgetheilt, wo in der Gegend von Schönebeck bei Freienwalde i. Pomm. ein Bronzeschatz mit Hängegefäss zwischen dem „Glockenberge“ und dem Vossberger Moorbruche auf der Südseite eines etwa 3—4 Fuss im Durchmesser haltenden Feldsteins, welcher zum Chausseebau gesprengt wurde, kaum 10 Zoll tief unter der Erde gefunden wurde. Die Bauern des Ortes wollten die Sage überkommen haben, in der Gegend, wo die Alterthümer gefunden wurden, habe ein Städtchen, Namens „Rohrdumpf“, gelegen. Lassen wir nun auch die Mittheilung von Lindenschmit, wenn wir ganz scrupulös verfahren wollen, unberücksichtigt, so sprechen der sicher vorslavische Bronzewagen von Peccatel, das nach der Form der Urnen und dem vorgefundenen Steinbeil als altgermanisch anzusehende Grab auf den Freibergen bei Kalau, sowie die Sage von dem „Städtchen Rohrdumpf“ dafür, dass die Erscheinung, dass sich aus sehr alten Zeiten Traditionen bis auf unsere Tage fortgepflanzt haben, häufiger vorkommt und dass dies jedenfalls nur in Folge der Continuirlichkeit der Bevölkerung möglich war, — ein Beweis dafür, dass zur Zeit der slavischen Invasion Reste germanischer Stämme im Lande zurückgeblieben waren. Aehnliche Fundsagen dürften wohl noch in grösserer Zahl beigebracht werden können. Ausserdem möchte ich nur noch zur Charakterisirung der volksthümlichen Bezeichnungsweise von Alterthümern an die vielfachen Benennungen der alten Burgwälle als „Hussitenschanzen“, „Schwedenschanzen“, „Moskowiterschanzen“, ferner die Bezeichnung: „Wendenkirchhöfe“ für germanische Urnenfelder erinnern. Ich glaube demnach, dass auf die in der Sage vorkommende Bezeichnung des Schatzes als „wendisch“ kein grosses Gewicht gelegt werden kann und dass trotz derselben das vorwendische Alter des Babower Fundes als unzweifelhaft anzunehmen ist [1]).

(7) Die schon in der vorigen Sitzung erwähnte Sendung des Hrn. L. Schneider in Jičin bringt Mittheilungen über

böhmische Gräberfelder und Burgwälle.

„Ich habe einen längeren Urlaub zu einer Reise in das westliche Böhmen benutzt, dabei die Sammlung des Hrn. Pudil im Biliner Schlosse besichtigt und die Grabfelder von Zalany, Lyskovice, Bilin, Nehasice, Velemysloves, Hostomnice, Moraveves, Polepy und die Burgwälle Belina und Vlastislav untersucht. Ich machte dabei einige Funde, welche den Typus Přemysleni nach zwei Richtungen erweitern.

„Das Grabfeld in der Ziegelei von Zalany enthält grösstentheils Gräber, welche mit Asche gefüllt sind und sowohl der Form, als auch dem Inhalte nach mit Přemyšleni (Fig. 1) übereinstimmen; in dem unteren Theile desselben, näher am Bache, sind aber auch Gräber, welche nicht mit Asche, sondern mit schwarzer humoser Erde gefüllt sind. In dem Reste eines solchen Grabes fand ich eine Pfeilspitze von Quarz-Sandstein und ein Bruchstück eines ähnlichen Geräthes, dann Bruchstücke von vier Gefässen, von denen drei in sehr charakteristischer Weise aussen und innen verziert und aus einem eigenthümlichen Materiale verfertigt sind, welches das Waschen nicht verträgt. Sie verhalten sich in dieser Beziehung ebenso, wie andere aus diesem Grabfelde gewonnene, mitunter sehr roh gearbeitete Scher-

1) Hinsichtlich des Vorkommens von goldenen Schätzen in den Seen Südamerika's sei noch bemerkt, dass die ethnolog. Abtheilung des Königl. Museums 13 kleine flache Goldfiguren (Tunjos) aus dem heiligen See von Guatavita besitzt.

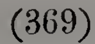


Fig. 1. Skizze der Lehmgrube bei der Ziegelei von Přemysleni mit alten Gräbern. Frühjahr 1878. Die Wand A ist 117, B 126 Schritte lang. Bei O der Ziegelofen. a, b bis dd Gräberstellen.

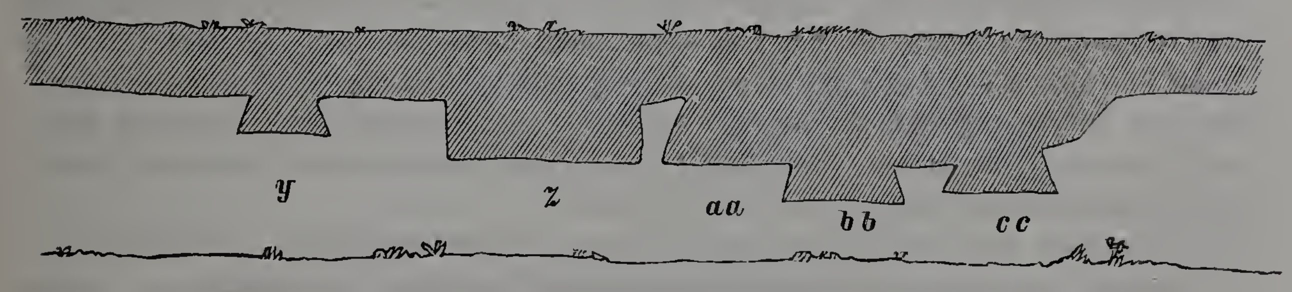


Fig. 2. Theil der Wand C mit Gräberstellen, 18 Schritte lang.

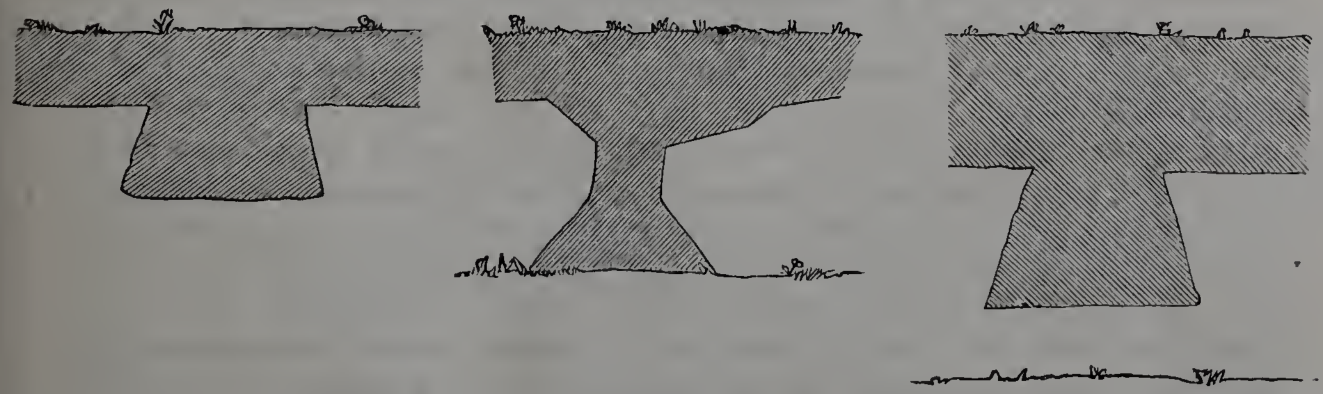


Fig. 3. Grab l in der Wand A. Fig. 4. Grab x in der Wand B. Fig. 5. Grab in der Sandgrube bei Libeň.

ben. Die Stücke aus Zalan gleichen ganz einem Gefässe, dessen Bruchstücke ich nahe an der Station Polepy der Nordwestbahn (Elbethalbahn) in derselben Materialgrube fand, aus welcher das ausgezeichnete, den von Cartailhac in den Dolmen von Aveyron gefundenen analoge Gefäss der Sammlung Pudil (VI. 9a) stammt.

„Die übrigen Zalaner Gräber enthielten Gefässe, welche denen von Přemyšleni ganz ähnlich sind, namentlich auch solche mit Graphitüberzug, bezüglich dessen ich der Meinung bin, dass feingeriebener Graphit beim Glätten der noch weichen Gefässe auf dieselben gestreut wurde. Anfänge dieser Technik (mit Anwendung von grobgepulvertem Graphit) zeigt ein Bruchstück aus Zalan.

„Einen andern sehr interessanten Fund machte ich in Moraveves bei Saaz. Das Dorf steht auf einem mächtigen Aschenlager, dessen Inhalt die Einwohner seit Jahren als Düngmaterial benutzen. (Davon handelt der Aufsatz meines Collegen Zeman.) Unter dem Aschenlager findet man sowohl kleinere kreisförmige, als auch grössere rechteckige Gräber. Kurz vor meiner Ankunft war von einer Parcelle die Asche abgegraben worden und ich sammelte hier ausser einem Gewicht aus gebranntem Lehm und von bekannter pyramidaler Form eine Partie bei Seite geworfener Scherben von geglätteten Gefässen und Thierknochen. Als ich die Scherben reinigte, war ich nicht wenig überrascht, darunter mehrere zu finden, auf denen die Spuren der Töpferscheibe ganz deutlich zu sehen waren. Ich habe dieselben beigelegt sammt einigen Scherben von eben dort, auf denen ich Spuren der Scheibe nicht bemerken kann.

„Zwei Tage später fand ich in dem weitläufigen, in mehreren Ziegeleien erschlossenen Grabfelde von Hostomnic, welches ebenfalls Gräber und Gefässe vom Typus Přemyšleni enthält, drei Bruchstücke auf der Scheibe geformter Gefässe, darunter ein sehr feines. Auch ein Gefäss aus Zalan ist wohl auf der Scheibe verfertigt.

„In Folge dieser Erfahrungen muss ich zugeben, dass auch die vorslavischen Bewohner Böhmens mit der Töpferscheibe bekannt waren, wenn auch ziemlich spät und vielleicht blos local, dass sie aber auch dann dem Glätten und den alten Gefässformen treu blieben. Dafür halte ich um so fester an meiner Unterscheidung der Gefässe in von freier Hand geformte und auf der Scheibe gedrehte, als ich mich nun überzeugt habe, dass auch eine ausgezeichnete Glättung nicht im Stande ist, alle Spuren der Scheibe zu verwischen. Ich brachte von Nehasice ($^1/_2$ Meile von Moraveves) Reste von 46 Gefässen, von denen kein einziges, auch die feinsten nicht ausgenommen, Spuren der Scheibe zeigt.

„Was die Henkel betrifft, welche ich in zweiter Reihe als ein Hilfsmittel zur Erkennung der bloss modellirten Gefässe ansehe, so ist es gewiss, dass ein Gefäss, dessen Henkel auch nur an einer Seite aus der Masse der Gefässwand selbst hervorgeht, unmöglich auf der Scheibe gedreht worden sein kann. Die durch die Wandung der Gefässe gesteckten Henkel sind mir wohl bekannt und ich fand sie gerade bei Gefässen, von denen ich nicht zweifeln konnte, dass sie von freier Hand geformt worden sind. Bei angeklebten Henkeln endlich müssen sich an den Ablösungsstellen die Spuren der Scheibe, wenn sie zur Verwendung kam, vollständig erhalten haben, da ja diese Stellen nicht geglättet und auch sonst geschützt waren. Die älteren slavischen Gefässe sind erwiesenermaassen henkellos; dass ihre Erzeuger aber das Bedürfniss fühlten, leichter tragbare Gefässe herzustellen, davon zeugt nicht bloss das eine Bruchstück aus Kouřim, sondern auch die neuerdings von mir im Burgwalle von Cešov und bei dem Dorfe Pecky gefundenen Scherben mit Oeffnungen zum Durchziehen einer Schnur.

„In Bezug auf die Zeichen der Gefässboden habe ich eine Unterlassungssünde zu bekennen. Die Stelle in meinem Originalartikel (Pamatky 1877, p. 745) lautet nehmlich: „Meiner Ansicht nach hatten diese Zeichen ursprünglich keinen anderen Zweck, als das Verschieben des Lehmklumpens zu verhindern, wozu sich parallele (Wocel Fig. 137) und kreuzweise gelegte Furchen (Fig. 139 und 125) eigneten. Durch später angebrachte Anhängsel entstanden immer complicirtere Zeichen, welche man wohl auch als eine Art „trade marke" ansehen kann, ohne aber eine besondere Symbolik darin zu suchen."

„Bei Hrn. Pudil fand ich eine sehr interessante Sammlung von Gefässen und von Geräthen aus Stein, Horn, Bein, Bronze und Eisen, namentlich aber vier Schädel und zwar zwei aus dem Grabfelde bei Bilin, einen aus Libčeves und einen aus Lyskovice. Bei Bilin ist unterhalb des Berges Chlum eine grosse Sandgrube, in welcher Hr. Pudil den für die fürstlichen Bauten nöthigen Sand graben lässt und dabei häufig auf Gräber stösst. (Ich fand hier ausser Gefässscherben vom Typus Přemyšlení auch zwei Stücke mit eigenthümlichen an Fig. 2, Taf. VII. der heurigen Verhandlungen mahnenden Verzierungen; diese Stücke hatten keine Kalkincrustation, lagen also nicht in Asche.) Hr. Pudil fand an einer Stelle, unterhalb einer leeren Steinkiste, 18 Zoll tiefer drei Skelette, von deren einem der eine Schädel herrührt. Den Schädel von Libčeves fand Hr. Pudil in einem mit Asche gefüllten Grabe ohne sonstige Skelettheile. Die ersten drei Schädel sind ausgezeichnet wohl erhalten, namentlich die Nasenbeine, welche sämmtlich die exorbitante Adlernasenform zeigen, welche Dr. Ant. Frič an einem Schädel von Kobylisy (im Museum geologicum) so auffallend fand. Bei dem Schädel von Lyskovice fehlt das Gesicht und auch die linke Seite des Schädeldaches ist sehr beschädigt. Die von mir, ohne Anspruch auf Genauigkeit, genommenen Maasse sind:

Chlum a.	Länge 181	mm,	Breite 130	mm,	Index	71,8,
Chlum b.	„ 172	„	„ 132	„	„	76,7,[1])
Libčeves	„ 175	„	„ 132	„	„	75,4,
Lyskovice	„ 188	„	„ 140 (?)		„	74,5 (?)

„Auf der Rückreise von Bilin suchte ich den noch wenig bekannten Burgwall von Vlastislav, zwischen Bilin und Leitmeriz, auf. Derselbe ist ziemlich klein (etwa 5000 □°) und besteht aus zwei Wällen, welche quer über eine, von zwei Bächen eingesäumte Gneissanhöhe aufgeworfen sind. Die Wälle bestehen nicht aus Erde, sondern aus grösseren und kleineren Stücken von Plänerkalk. Der Bauer, dessen Eigenthum der Burgwall ist, demolirt den inneren Wall, um die grösseren Steine als Baumateriale zu verkaufen. Der dadurch entstehende Durchstich im Walle ist sehr interessant; die Wand desselben sieht folgendermassen aus:

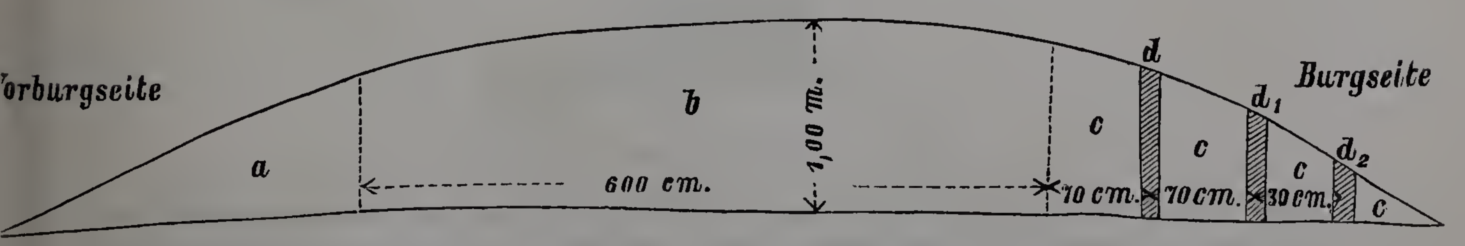


Fig. 6. a von Feuer gerötheter Plänerkalk, b unveränderter grauer Pläner, c weissgebrannter Pläner mit drei Reihen verkohlter starker Eichenholzbohlen d, d_1, d_2.

„Die von mir in der inneren Burg gesammelten Scherben zeigen ausser dem Wellenornament eine eigenthümliche, auch im Burgwall von Belina sehr häu-

1) Das Hinterhaupt erscheint eingedrückt.

fige, in den mittel- und ostböhmischen Burgwällen aber fehlende Verzierung. Von besonderem Interesse ist der Umstand, dass die Zeit der Errichtung und die Zeit der Zerstöruug (welche bald erfolgte) der Burg Vlastislav ziemlich genau bestimmt sind. Cosmas erzählt darüber: Zur Zeit des Herzogs Neklan (Grossvaters oder Oheims des ersten christlichen Herzogs Bořivoj) habe sich gegen denselben Vlastislav, der Fürst der Lučané (Saazer), aufgelehnt und an der Grenze seines Gebietes eine feste Burg errichtet, aus welcher seine Leute die dem Herzoge treuen Lemuzi (Biliner) und Lutomirici (Leitmerizer) hart bedrängten. Ein von Neklan abgeschicktes Heer unter Führung des Cestmír nahm und verbrannte zuerst die Burg Vlastislavs und schlug dessen Krieger in einem mörderischen Kampfe, in welchem beide Anführer fielen. Dieser Erzählung nach fällt die Errichtung und Zerstörung von Vlastislavs Burg (Vlastislav'grad) in die erste Hälfte des neunten Jahrhunderts.

„Bezüglich des Burgwalles von Bilin muss ich das anführen, worauf mich Hr. Pudil aufmerksam machte und was ich auch selbst sah, dass nehmlich in seinem Artikel über Bilin in den „Pamatky" durch ein Versehen der Redaction irrig behauptet wird, die Culturschicht finde man zwischen dem ersten und zweiten Walle, nicht aber in der inneren Burg, während gerade das Umgekehrte statt hat. Auch die in den Pamatky veröffentlichten Zeichnungen der Pudil'schen Gefässe sind nicht korrekt; namentlich das Gefäss 6c., Taf. VI., von dem ich einen grossen Theil erwarb, ist nicht mit hängenden Guirlanden, sondern mit wagerechten Parallelstreifen, deren Enden eben zufällig unter einem äusserst stumpfen Winkel zusammentreffen, verziert. Nebenbei muss ich noch bemerken, dass 10f., Taf. VI., nicht die Nadel, sondern den Rücken des Messers darstellt.

„Zugleich mit diesem Briefe erhalten Sie die Stücke des Schädels von Bydžov, soviel ich davon bisher erwerben konnte, dann zwei Geräthe von polirtem Stein, gefunden mit Gefässen des Typus Přemyšlení und zwar bei Nehasice, ein denen von Přemyšlení und Kobylisy ähnliches Beil, aus Hostomnice einen Steinmeissel, ferner verschiedene Knochenbruchstücke, welche sämmtlich aus Grabstätten vom Typus Přemýšlení stammen, mit der Bitte dieselben näher bestimmen zu lassen. Ein Wirbel aus Přemyšlení zeigt Spuren eines kräftigen Hiebes, ein Stück aus Zalany drei Schnittspuren und ein Stück Horn aus Hostomnic Spuren von Bearbeitung, interessant deswegen, weil das Schneidewerkzeug der Breite des Schnittes nach sägeartig und an den Seiten glatt gewesen sein muss."

In einem weiteren Briefe vom 14. September schreibt Hr. Schneider:

„Die drei an einander gelegenen ZiegeleienS im üden der Stadt Neu-Bydzov bergen Gräber aus allen Perioden der böhmischen Vorzeit. In der Ziegelhütte A

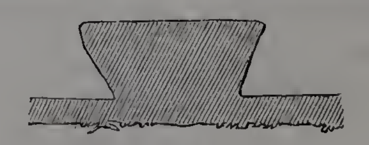


Fig. 7. Grab der Ziegelei bei Bydžov.

fand ich unter anderem zwei Reste von Gefässen ältester Art und so ziemlich an der gleichen Stelle drei Feuersteinsplitter, welche in der über den Gräbern gelagerten Humusschichte beisammen lagen. In derselben Ziegelhütte kommen auch Gefässe mit Graphitanstrich vor, welche von freier Hand geformt sind. Aus der Ziegelei B, welche von der vorigen gegen Westen jenseits der Strasse liegt, stammt der früher erwähnte Schädel, zu welchem ich den halben Unterkiefer und ein Bruchstück nachtrage. Beachtenswerth ist der Umstand, dass mit dem Skelet, wie ich

später erfuhr, Scherben zum Vorschein kamen, welche sämmtlich von Gefässen stammen, welche auf der Scheibe verfertigt und geglättet waren. Ich sammelte die Scherben in dem nunmehr ausgetrockneten Wassertümpel, in welchen der Arbeiter das Skelet geworfen hatte. Leider konnte ich über die einstige Anordnung derselben nichts erfahren, da der betreffende Arbeiter in der Hercegovina sich befindet. Die Gefässe sind merkwürdig wegen ihrer auffallenden Uebereinstimmung mit den Gefässen aus den 20 Meilen weit entfernten Grabfeldern von Hostomnice, Zalany und Moraveves.

„In der dritten Ziegelei (C), welche von A durch ein Feld von 70 Schritt Breite (in nördlicher Richtung) getrennt ist, fand ich eine mit aschen- und kohlenhaltiger Erde gefüllte Grube von 185 cm Tiefe, etwa 135 cm Breite, mit kesselförmigem Boden; da sich dieselbe aber in den Rain des Nachbarfeldes erstreckt, gewann ich daraus nur zwei Scherben (nehmlich ein Wandstück mit Wellenornament und ein Bodenstück mit Stempel), einen Wirbel und ein Stück Gebiss eines Thieres. —

„Ein anderer Platz, an welchem ich auf der Scheibe gedrehte, ausgezeichnet geglättete Gefässscherben fand, ist bei dem Dorfe Polepy, ½ Stunde südlich von der Stadt Kolin a. d. Elbe. Es ist diess, wie ich glaube, eine Heerdstelle, welche in einem Steinbruch zum Vorschein kam; ihre geringe Tiefe (80 cm), ihre sehr bedeutende Weite (4 m) und die geringe und ungleiche Mächtigkeit der, fast reine Asche enthaltenden Culturschicht, welche von gewöhnlicher lehmiger Ackererde überdeckt ist, sprechen dafür. Ich fand in der Asche Scherben mehrerer Gefässe, welche zum Theile von freier Hand geformt sind, zum Theil Graphitüberzug aufweisen, zum Theil endlich ganz ansgezeichnet auf der Scheibe fabricirt worden sind, — ausserdem auch Rippen und andere ungebrannte Knochen von Thieren, namentlich die beigelegten Gebisse, welche benagt scheinen.

„Ausser den bisher besprochenen Gegenständen habe ich noch zwei Stücke gebrannten Lehms und einen Scherben aus Starý Hrádek beigelegt. In der Prachover Felsgruppe bei Jičin befindet sich auch ein sehr ausgedehntes Felsstück, welches nur über einen 3 m breiten Felsrücken erreicht werden kann und „Starý Hradek“ (alte Burg) genannt wird, obwohl sich keine Spur von Mauerwerk darauf vorfindet. Professor Maloch fand hier unlängst Skelette unter Sandsteinplatten von 170 cm Länge, 60 cm Breite und 30 cm Dicke, mit den Köpfen gegen West gelagert, und den Beigaben nach zu schliessen, christlich-slavisch (Gefässe mit Wellenornament und Bronzeringe, wie Fig. 8.) Die schwarze Erde, welche das

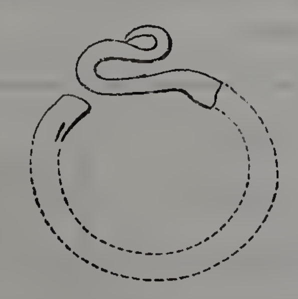


Fig. 8.

ganze, etwa 350 Schritt lange und 120 Schritt breite Felsstück bedeckt, enthält auch Scherben von geglätteten, mit Buckeln verzierten, ja selbst mit Graphitanstrich versehenen Gefässen, so dass ich glaube, es sei hier ein slavischer Begräbnissplatz, aber auf der Stätte einer vorslavischen Ansiedelung gewesen. An einer Stelle fand ich einen Haufen von gebrannten Lehmstücken, welche aus einem verbrannten Holzbaue herrühren, (an manchen Stücken sieht man ganz deutlich, dass sie die

Lücke zwischen zwei Rundhölzern ausfüllten) und eine Menge von Pflanzenabdrücken enthalten."

Der in dem ersten Briefe des Hrn. Schneider erwähnte Aufsatz des Hrn. Joseph Zeman, Chemikers in Bilin, (Oesterreich. Landwirthschaftliches Wochenblatt Nr. 32. S. 375) betrifft

Analysen von prähistorischen Gräbererden und von Braunkohlenaschen aus der Nähe Bilin's.

Der hauptsächliche Inhalt desselben ist folgender:

Vom fürstlich Lobkowitz'schen Domänenrath, Hrn. Baron Mořiz v. Imhof auf die Gräbererden und Braunkohlenaschen der Biliner Umgegend (Saazer Kreis in Böhmen) aufmerksam gemacht und gütigst unterstützt, führte ich, mit Rücksicht auf die Verwerthung derselben zu landwirthschaftlichen Zwecken, die Analysen einiger derselben aus.

Bei Bilin wurde in der Nähe des fürstlichen Kohlenwerkes „Josefizeche" im Sandlager ein vollständiges Gerippe vorgefunden, ausserdem befindet sich daselbst eine gemeinschaftliche Begräbnissstätte, sowie auch einzelne Gräber. Ebenso liegt noch heute im Felde des Hrn. Anton Richter in Staditz ein menschliches Gerippe in einem gemauerten Grab, sowie auch zerstreute Gräber. Ausser den Begräbnissstätten gab es auch eigene Plätze, Opferstätten, wo die den Göttern gewidmeten Opfer verbrannt wurden.

Die Begräbnissstätten, an deren Stelle entweder eine Hutweide, eine Baumanlage oder ein Feld vorkommt, sind an Aschenlagern erkennbar, welche eine Mächtigkeit von 1—6 Fuss (Hochpetsch) besitzen und oft einen Flächenraum von mehreren Hektaren einnehmen. Die Asche ist untermengt mit Scherben der zerstörten Urnen und Opfergefässe, mit thierischen Knochen, mit Holzkohle und mit Steinen der betreffenden Formationen. Ihre Beschaffenheit zeigt daher manche Verschiedenheit, wie aus den Analysen der Aschenlager am Berge Hradisch bei Bilin, von Hochpetsch, Pattogrö, Kolosoruk, Josefizeche bei Kuttořitz, Staditz und von Schiessglock zu ersehen ist.

Eine Probe vom Schlosspark am Hradisch enthielt Steine von der Grösse einer Haselnuss, bestehend aus Gneis, Pläner, Quarz und Urnenscherben 8,07 pCt., Steine derselben Art von der Grösse einer Linse 7,22 pCt., Griessand derselben Zusammensetzung 18,97 pCt., Knochenfragmente 0,65 pCt. und Feinerde 65,19 pCt.

Die Farbe der Asche ist grau.

	Gräbererde von		
	Hradisch	Pattogrö	Hochpetsch
	Gramm		
Absolutes Gewicht eines Liters lufttrockener Erde	1072,66	1163,42	1116,52
Specifisches Gewicht	2,48	2,25	2,24

Das Aufsaugungsvermögen (Capillaranziehung) der genannten drei Gräbererden für Wasser wurde in Glasröhren, deren Länge 53 cm und der Durchmesser 12 mm betrug, nach Dr. E. Wolff's Anleitung durch die Schnelligkeit des Aufsteigens des Wassers beobachtet und ergab folgende Resultate:

Steigung in Centimetern	Erde von		
	Hradisch	Pattogrö	Hochpetsch
5 Centimeter	1 Stunde 50 Minut.	1 Stunde — Minut.	1 Stnnde 20 Minut.
10 „	2 „ 35 „	2 „ — „	1 „ 40 „
15 „	4 „ 35 „	3 „ — „	2 „ 40 „
20 „	9 „ — „	3 „ 10 „	3 „ 30 „
25 „	14 „ — „	4 „ — „	8 „ — „
30 „	17 „ 30 „	6 „ 40 „	14 „ — „
35 „	24 „ — „	10 „ — „	17 „ — „
40 „	26 „ 40 „	13 „ — „	22 „ 50 „
45 „	29 „ 20 „	20 „ 30 „	26 „ — „
50 „	35 „ 30 „	27 „ — „	33 „ — „

Die wasserhaltende Kraft, bezogen auf die lufttrockene Erde, erreichte in Procenten:

68,52 Procent	57,78 Procent	68,37 Procent

Die Schnelligkeit und der Grad der Verdunstung des Wassers, berechnet auf die bei 80° C. trockene Gräbererde, wird durch folgende Zahlen ausgedrückt:

Temperatur.	Verdunstung des Wassers in Procenten			
	in Stunden	Hradisch	Pattogrö	Hochpetsch
		Procent		
22 Grad Celsius	54	32,49	31,12	33,52
„	69	47,74	44,25	47,88
„	93	65,27	55,79	61,23
„	102	69,07	57,84	64,07
„	118	72,52	59,30	66,67
„	140	74,47	59,70	68,33
45 Grad Celsius	145	79,58	64,00	72,67
80 „	149	81,25	65,55	75,61

Die Proben zu den nachstehenden Analysen wurden meist von der tiefsten, vom Pflug noch unberührten Stelle entnommen, die grösseren Steine, Knochen und Scherben ausgelöst, die klare Erde zur Feinerde vorbereitet und diese in heisser, concentrirter Salzsäure längere Zeit digerirt und das Filtrat untersucht.

Die in Salzsäure unlöslichen Rückstände waren meist Sand und zum geringen Theil Silicate. Die Phosphorsäure wurde mit Anwendung des molybdänsauren Ammon bestimmt.

Bezogen auf die bei 105° Celsius trockene Substanz	Gräbererden von												Braunkohlenaschen von			
	1	2	3	4	5	6	7	8	6	10	11	12	13	14	15	16
	Hradisch			Hochpetsch	Pattogrö	Kolosoruk	Josefizeche		Stabitz	Schiessglock	Urnenscherben		Meronitz		Ganghof	Neundorf
	Procent															
Wasser bei 105° C.	12,47	3,24	—	6,80	11,57	6,05	2,15	—	2,00	3,64	1,35	—	—	7,48	2,48	5,55
Glühverlust	12,67	14,43	—	9,45	8,04	—	4,64	—	7,49	4,79	3,68	8,03	—	—	—	—
Phosphorsäure	6,68	4,98	0,74	8,71	7,40	2,42	1,21	3,40	1,60	3,42	—	—	—	—	—	0,45
Eisen- und Aluminiumoxyd	—	—	—	—	—	11,76	9,99	—	—	—	—	12,13	22,65	21,42	9,40	—
Eisenoxyd	1,50	6,72	—	2,33	2,58	—	—	—	3,97	4,24	9,33	—	—	—	—	6,87
Aluminiumoxyd	2,04	8,93	—	9,91	7,08	—	—	—	2,94	6,58	11,45	—	—	—	—	12,62
Calciumoxyd	7,80	4,97	—	7,09	1,34	5,47	12,80	—	4,91	6,48	0,24	2,34	—	—	4,33	8,27
Magnesiumoxyd	1,33	—	—	0,85	—	1,69	0,73	—	0,14	1,20	—	—	—	—	—	0,82
Kaliumoxyd	0,48	0,84	—	—	—	0,25	0,35	—	0,32	0,67	—	—	—	—	—	1,39
Natriumoxyd	—	0,62	—	—	—	—	0,40	—	0,24	0,56	—	—	—	—	—	0,86
Kieselsäure	0,45	1,42	—	—	—	—	0,24	—	0,04	0,20	39,77	—	—	—	—	1,42
Schwefelsäure	0,25	0,06	—	Spur	—	0,08	—	—	Spur	0,14	—	—	34,65	21,00	11,13	19,93
Kohlensäure	3,38	4,21	—	3,58	—	6,80	14,35	—	3,36	2,48	0,15	—	—	—	—	—
Chlor	—	—	—	—	0,06	—	—	—	Spur	0,34	—	—	—	—	—	0,05
Unlöslicher Rückstand	54,00	51,46	—	65,26	55,35	68,58	54,94	—	88,90	68,24	32,68	—	6,81	29,75	66,35	45,81

Aschenlager Nr. 1 liegt am Berge Hradisch in der Stadt Bilin, der grössere Theil, mit Laubbäumen bepflanzt, bildet den Schlosspark, der kleinere Theil Nr. 3, der vom ersteren durch einen Hohlweg getrennt ist, dient als Acker.

Bei Nr. 3 kamen sehr wenig Knochen vor, der Phosphorsäure-Gehalt ist geringer, was eine grössere Ersehöpfung des Bodens vermuthen lässt. Nr. 2 wurde vom Rande des erwähnten Hohlweges entnommen. Bei Nr. 1, 4, 5 wurden die zahlreicher vorkommenden Knochenpartikelchen in die Analyse einbezogen, daher zeigt sich der grössere Phosphorsäure-Gehalt.

Probe Nr. 4 rührt von einer grösseren Begräbnissstätte, deren grösserer Theil sich nordwestlich vom Dorfe Hochpetseh im Brüxer Kreis ausbreitet und einige Joch Land einnimmt. Die Aschenlager, auf denen sich zum Theil das Dorf selbst befindet, haben zur Unterlage einen thonigen Letten und eine Mächtigkeit von 3 bis 6 Fuss und sind fast gänzlich erschöpft; die Dorfinsassen, welche Eigenthümer sind, verkauften die Gräbererde fuhrenweise zu Dungzweeken an die Fürstl. Lobkowitz'sche Oekonomie. Die Asche war mit Urnenscherben, mit Basalt, Gneis, Quarz und Knochenfragmenten und mit Holzkohle untermengt.

Gegen Norden vom Dorfe wurden in einer Mulde am herrschaftlichen Felde ebenfalls Aschenlager aufgefunden und ausgebeutet. Auch beim nahen Dorfe Polehrad sollen ähnliche Aschenlager vorkommen.

Aschenlager Nr. 5, ein herrsehaftliches Feld von mehreren Strich Area, liegt auf einem südwestliehen Abhange des Berges Zlatnik, etwa $1^1/_2$ Stunde von Bilin, beim Dorfe Pattogrö nächst der Prag-Duxer-Bahnstation Obernitz unweit des Bilaflusses. Auf diesem Felde, welches Praschnice genannt wird, liegt die Asche 2 Fuss tief und ist mit Basalttrümmern, Urnenscherben und Knochen untermengt.

Nr. 6 stammt vom Dorfe Kolosoruk, 2 Stunden südwestlich von Bilin, am Fusse des Kolosoruker Berges.

Nr. 7 ist einem Aschenlager zwischen Bilin und dem Dorfe Kuttořitz beim fürstlichen Kohlenwerke, „Josefizeche" genannt, entnommen. Hier liegt die Asche $^1/_2$—2 Fuss tief auf mächtigem Sandlager und wird theils von Hutweide, theils von Ackerland verdeckt. Aueh hier kommen zahlreiche Urnenseherben, ganze Urnen, Knochen, sowie auch Holzkohlenstücke vor. Die Gräbererden werden von der fürstlichen Oekonomie als Dünger verwerthet.

Nr. 8 stammt von einer anderen Probe von der Josefizeche.

Nr. 9 rührt von einer Probe her, welche vom Raude des dem Hrn. Anton Richter in Stadic, im Teplitzer Bezirk, gehörenden Felde hinter dem Stadicer Forsthaus entnommen wurde. Auf diesem Felde sollen sich nach einer Mittheilung des Eigenthümers noch mehrere gemauerte Gräber und ein menschliches Gerippe vorfinden. Unweit des Přemysl-Denkmals am Königsfelde bei der Bilathalbahn wurden neuerer Zeit Gräber, Urnen und Werkzeuge vorgefunden und vom fürstlichen Bauverwalter Hrn. J. Pudil in der arehäologischen Zeitschrift „Pamatky" 1875 des böhmischen Museums abgebildet und beschrieben.

Nr. 10 vom Aschenlager beim Dorfe Schiessglock im Postelberger Bezirk; auch von hier wurden die Gräbererden von der fürstlichen Oekonomie früher bezogen.

Nr. 11 und 12 sind partielle Analysen von starken Urnenscherben von der Josefizeche. Nr. 11 ein schwarzer, $1^1/_2$ cm starker, ungeglätteter, schwachgebrannter Scherben von einem grossen Gefässe. Nr. 12 ein Scherben mit groben Quarzkörnern. Die in den genannten Aschenlagern vorkommenden Scherben sind meistens schwarz, manche aber auch roth von verschiedener Stärke. Viele sind auf beiden Seiten

geglättet, von sehr fein zubereitetem Lehm, tragen die Spuren von verschiedenen Verzierungen und deuten überhaupt auf eine zierliche und nette Arbeit.

Die Braunkohlenaschen Nr. 13, 14, 15, 16 kommen in der Nähe Bilin's in grossen Halden vor, und werden wegen des bedeutenden Schwefelsäuregehaltes zu Dungzwecken verwerthet. In grösseren Mengen aufs Feld gebracht sind sie der Vegetation eher schädlich als nützlich. —

Hr. Virchow legt die von Hrn. Schneider eingesendeten Gegenstände vor und bemerkt dazu Folgendes:

Unter den von Hrn. Schneider gesammelten Thonscherben findet sich eine Kategorie, welche in viel höherem Maasse die Aufmerksamkeit der böhmischen Forscher verdient, als sie dieselbe bis jetzt gefunden zu haben scheint. Es sind diess Scherben mit einer Art von Verzierung, welche sehr ähnlich dem Schnur- oder Bindfaden-Ornament ist, so genannt, weil die aus kurzen Gliedern zusammengesetzten Linien desselben häufig den Eindruck machen, als seien sie durch das Eindrücken einer gedrehten Schnur oder eines Bindfadens hervorgebracht. In Mittel- und Norddeutschland finden sich so verzierte Gefässe überwiegend in alten Gräbern, in welchen geschliffenes Steingeräth allein oder vorwiegend vorkommt. Sie gelten daher als verhältnissmässig sehr alte Gräber.

Aus dem Gräberfeld von Zalany, wenigstens aus einem Theile desselben enthält die uns zugegangene Sammlung mehrere Stücke von Thongefässen, deren Form und Zeichnung mich an Urnen von Dehlitz (bei Weissenfels an der Saale)

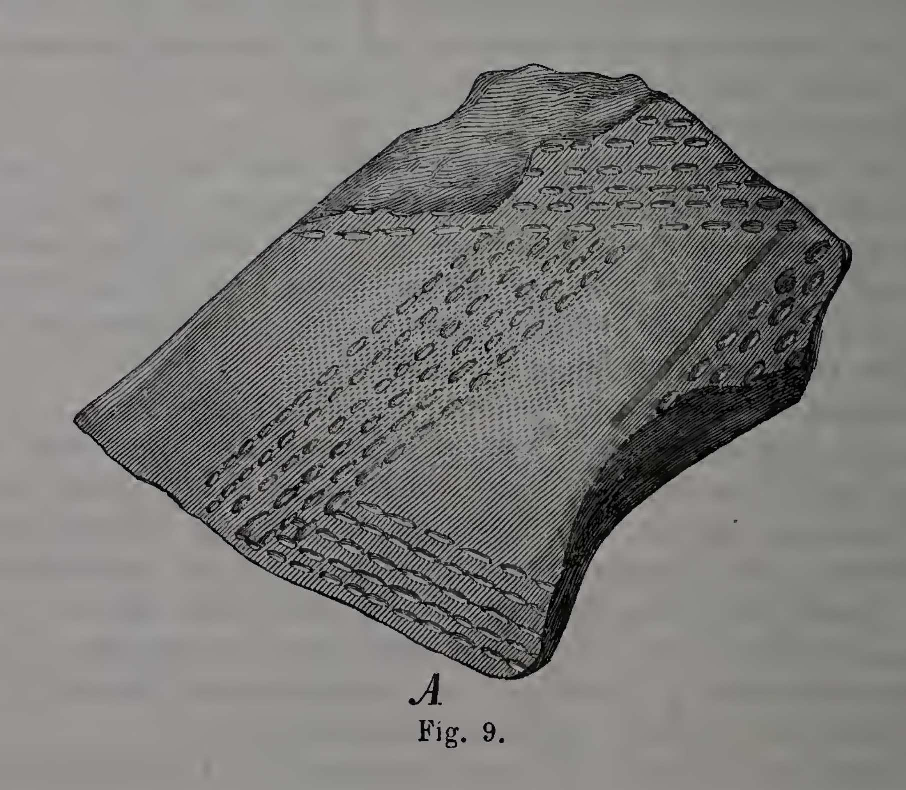
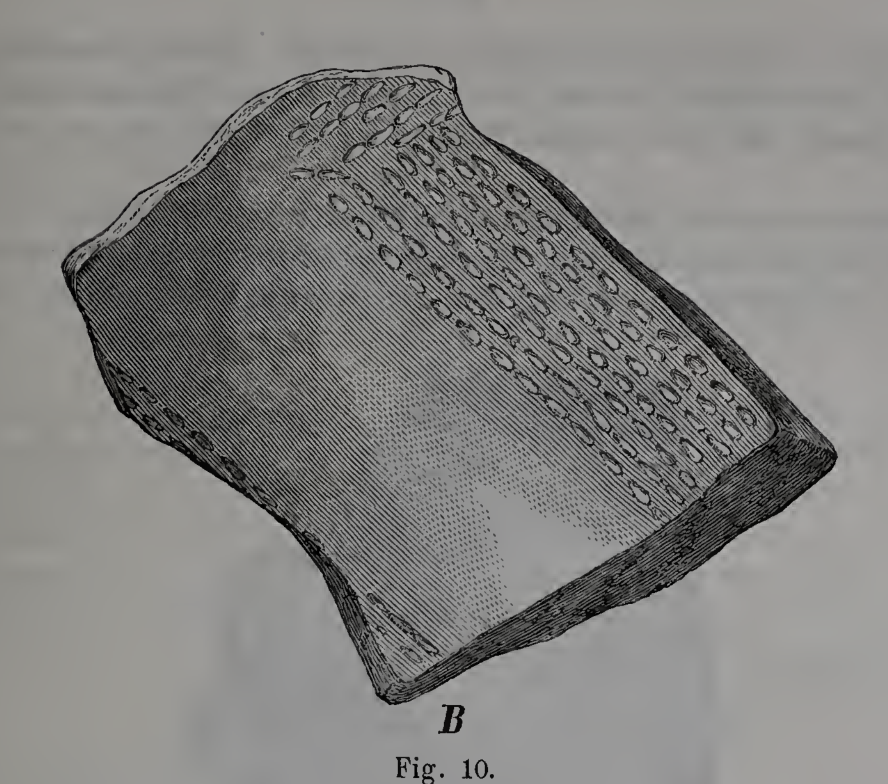


Fig. 9.

erinnert, welche ich in der Sitzung vom 28. November 1874 (Verhandl. S. 233. Zeitschr. für Ethnol. Bd. VI.) vorgezeigt habe. Die Scherben von Zalany haben das Besondere, dass, wie schon Hr. Schneider erwähnt, ganz ähnliche Zeichnungen, wie sie aussen angebracht sind, auch auf der inneren Seite des Gefässes zu sehen sind (Fig. 10). Ueberall sind es mehr geometrische Anordnungen aus queren, senkrechten und schrägen Gruppen von parallelen Linien, meist 5 Linien neben einander, jede Linie aus kurzen, tiefen, unterbrochenen Strichen zusammengesetzt. Am zierlichsten wird die Zeichnung dadurch, dass solche Gruppen spitzwinklig



B

Fig. 10.

an einander gesetzt, durch horizontale Gruppen umgrenzt und durch senkrechte in Felder getheilt werden. Die Linien sehen allerdings nicht so aus, als ob eine Schnur eingedrückt wäre, sondern vielmehr so, als ob sie durch ein gezähneltes Rädchen eingeritzt seien; trotzdem scheint mir die Zusammengehörigkeit mit dem Schnurornament wahrscheinlich. Einer der Scherben ist roth gebrannt, die übrigen zeigen nur ganz schwache Feuereinwirkung. Sie sind verhältnissmässig dünnwandig, von schwärzlich grauer Farbe und mattem Aussehen. Der Thon saugt Wasser mit der grössten Schnelligkeit auf. Ein etwas grösseres Stück zeigt einen hohen, fast geraden Hals mit ganz steilem Rande; am Bauche sitzt ein kleines Knöpfchen. Gleichzeitig sind ein Paar geschlagene Feuersteine, darunter ein Stück eines sehr regelmässigen Prisma's, eingeschickt.

Die übrigen Stücke von Zalany sind zum Theil sehr grob und dickwandig. Eines zeigt eine vorspringende Leiste mit Nageleindrücken. An einem befindet sich ein grösserer flacher Buckel mit einem napfförmigen Eindruck. Ueberall ist das Material glimmerreich. Ein Stück einer flachen, schwarzen Schale mit geglätteter, glänzender Oberfläche, welches Hr. Schneider als graphitisch bezeichnet, weil es zahlreiche kleine glänzende Blättchen enthält, nähert sich unserem lausitzer Typus. — Ein gewaltsam abgesprengtes Stück vom Becken eines Rindes (Büffels?) ist beigelegt.

In dieselbe Kategorie mit den zuerst erwähnten Scherben von Zalany gehören Scherben von Polepy (bei Kolin), nur dass die Linien aus etwas gröberen, viel tieferen und breiteren Gliedern zusammengesetzt sind. Daneben sind sowohl Stücke von einem sehr dicken und groben, weiten Gefässe mit einem Kranz von Nageleindrücken, als auch sehr glatte, dünne, glänzende, schwärzliche Randstücke von recht elegantem Aussehen zu erwähnen. Auch hier Alles sehr glimmerreich. Die beigefügten Knochen sind Bruchstücke von Schweinekiefern.

Von dem Gräberfeld von Hostomnice ist ein Stück eines polirten Steinkeils beigelegt, der gleichfalls an thüringische Formen erinnert. Er ist an einer Seite flach, an der entgegengesetzten flach gewölbt, gegen das eine Ende zugeschärft. Unter den Scherben ist ein grosser Henkel, so weit, dass man einen Finger durchstecken kann, und stark gebrannte, röthliche Stücke eines sehr grossen Gefässes aus

glimmerreichem Thon. Ein ganz feines, schwarzes, glattes Randstück zeigt die Linien der Töpferscheibe. Unter den Knochen finden sich solche vom Schwein, Rind und Schaaf; ein sehr starker Stirnfortsatz vom Widder zeigt scharfe Sägefurchen [1]).

Die Sachen aus dem Gräberfelde von Neu-Bydzow gehören in der That, wie Hr. Schneider angiebt, ganz verschiedenen Perioden an. Unter den von der Ziegelhütte A eingesendeten befindet sich ein ausgezeichnetes Stück, welches ganz

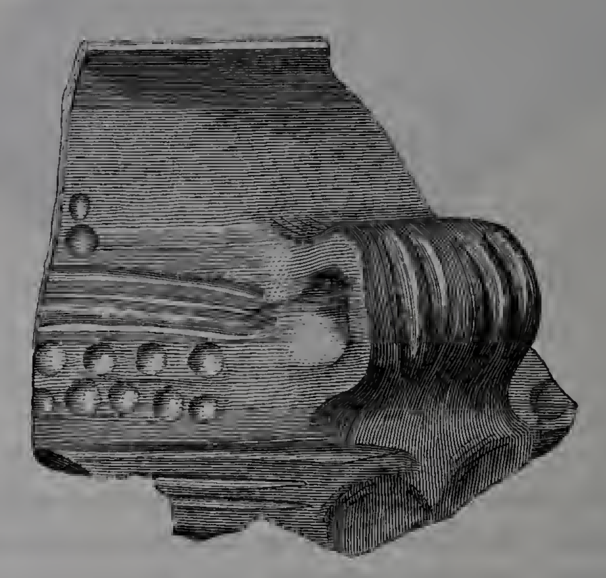


Fig. 11.

unserem lausitzer Typus entspricht. Es ist der Scherben eines kleineren dünnwandigen Topfes, von dem ein Theil des Randes, des Halses und des Bauches im Zusammenhang erhalten sind. Die Oberfläche ist glänzend schwarz, der Rand glatt und einfach, der Hals gerade aufgerichtet und gegen den Bauch scharf abgesetzt, an der Grenze von Hals und Bauch ein ziemlich weiter und breiter Henkel. Die Verzierung ist nicht sehr regelmässig, aber elegant: von dem Henkel aus zieht sich eine Linie linsenförmiger Grübchen in einer Reihe um die Basis des Halses, beiderseits von mehrfachen, linearen, etwas breiten Quereindrücken eingefasst; 3 grössere, gleichfalls linsenförmige Gruben stehen unter dem Ansatze des Henkels, welcher letztere mit mehreren breiteren Parallelfurchen besetzt ist. — Diesem Stücke schliesst sich das Bruchstück einer platten, geglätteten Schale mit leicht einwärts gebogenem Rande und schwärzlicher, etwas fleckiger Farbe an (Graphit?).

Neben diesen Stücken ist besonders bemerkenswerth ein grösserer Scherben, der durch sein mattes, schwärzlich graues Aussehen an die vorher erwähnten Stücke von Zalany und Polepy erinnert, wenngleich seine sonderbare Zeichnung ihn davon unterscheidet. Es ist ein Rand- und Halsstück von hoher, steiler Form, fast ganz bedeckt in grosser Ausdehnung mit Eindrücken, welche einigermassen die Form eines Hufeisens darbieten, nur dass der eine Schenkel weniger tief als der andere ist und beide Schenkel in einer mehr winkligen Form an einander gefügt sind. Diese Eindrücke bilden Querreihen, welche abwechselnd gegen einander gestellt sind, in der Art, dass von je 2 benachbarten Reihen die Glieder umgekehrt gegen einander stehen und jedesmal ein Schenkel eines Hufeisens der einen Reihe gegen die Oeffnung des Hufeisens der anderen Reihe gerichtet ist. Nach unten bleiben zwischen diesen Eindrücken grössere spitzwinklige Zwischenräume.

1) Von Przemysleni sind Knochen und Zähne vom Schwein, Schaaf, Rind (Büffel?) und Pferd vorhanden

Ein anderes, leider sehr kleines Stück gehört bestimmt in die Gruppe Zalany-Polepy. Es ist schlecht gebrannt, mit 2, dicht neben einander stehenden, spitzkonischen Knöpfen besetzt und mit kleinen Gruppen tiefer, kurzer, in Linien gestellter Eindrücke verziert.

Von den übrigen erwähne ich ein dickes, rohes, gelbröthliches, gebranntes Topfstück, welches dicht unter dem ganz einfachen Rande einen breiten, soliden Handgriff besitzt, und ein Bruchstück einer dicken, runden Thonscheibe von beträchtlicher Grösse. Ein offenbar geschlagenes Feuersteinstück hat keine bestimmte Form.

Von der Ziegelhütte B ist eine Reihe ungemein sauber gearbeiteter, glänzend schwarzer, geglätteter Randstücke vorhanden, welche deutlich die feinen Linien der Töpferscheibe erkennen lassen. Einige davon gehören zu Schalen mit weit eingebogenem Rande, andere zu Urnen, welche einen nach aussen vorstehenden, winklig angesetzten, breiten Rand besassen. Form und Ausführung lassen eine grosse Sicherheit des Handwerkers erkennen. — Der hier gefundene Schädel hat

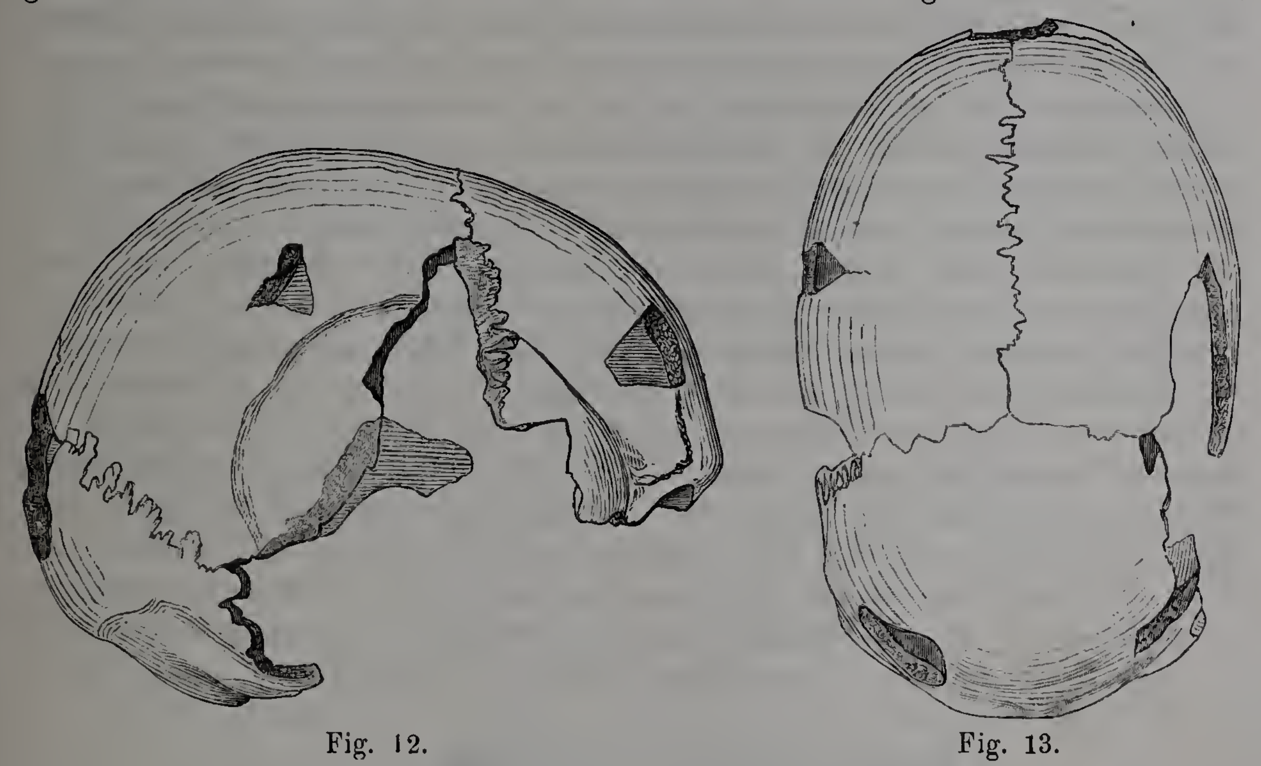


Fig. 12. Fig. 13.

sich zu einem grösseren Theile wieder zusammenfügen lassen, indess bin ich doch zweifelhaft, ob seine Form nicht durch seitlichen Druck erheblich verändert ist. Er ist lang und sehr schmal, die Stirn niedrig, die Scheitelcurve gestreckt und gleichmässig, das Hinterhaupt beträchlich vortretend. Vom Gesicht ist nichts, als ein halber Unterkiefer vorhanden; letzterer ist ziemlich gross und derb, lässt jedoch bei dem Mangel der Zähne die volle Bildung nicht erkennen. Immerhin wird man den Schädel als einen dolichocephalen bezeichnen können. Ob die Gefässscherben zu ihm gehören, dürfte einigermassen zweifelhaft sein.

Die Heerdstelle bei der Ziegelei C hat 2 Scherben von typisch-slavischem Charakter geliefert: ein Randstück mit schönem, etwas niedrigem Wellenornament und ein Bodenstück mit einem Bruchtheil eines Stempels, von welchem ein Theil des erhabenen Kreises und zwei in demselben enthaltene, gleichfalls erhabene Parallellinien zu erkennen sind. —

An diesen letzteren Fund schliessen sich zwei Scherben aus dem Burgwalle von Cešov. Der eine, welches gleichfalls das Wellenornament hat, zeigt unter dem Rande ein sehr regelmässig gebohrtes Loch von 3 mm Durchmesser, welches

trichterförmig von aussen nach innen geht. Das zweite Stück ist mit einer erhabenen Querleiste versehen. Hr. Schneider ist der Meinung, dass das Loch zum Durchziehen einer Schnur gedient habe; er zieht dafür ein Stück von Pečky mit heran. Dieses ist ein sehr dickes Randstück, welches dicht unter dem Rande eine vorstehende Leiste und darüber ein 8 mm weites Loch hat; letzteres ist offenbar erst nachträglich gebohrt, da es am inneren Rande ausgebrochen ist. Da man in beiden Fällen nur ein Loch hat, so ist es fraglich, ob dasselbe zum Durchziehen einer Schnur diente. Indess möchte ich ebensowenig sagen, dass es nach der, neuerlich von den HHrn. Voss und Veckenstedt vertretenen Ansicht eine symbolische Bedeutung gehabt habe. Auf Burgwällen findet man in der Regel nur Hausgeräth und keine Gräberurnen. —

Die alte Ansiedelung von Moraveves hat Scherben von ganz abweichender Form und Gestalt geliefert. Die Mehrzahl ist sehr glimmerreich und geglättet, jedoch matt, einzelne roth, andere schwärzlich, mit deutlichen Linien der Töpferscheibe. Verschiedene Scherben stammen von grösseren Schalen. An einem sitzt ein flaches, sehr enges Bodenstück mit stark vortretendem Rande und weit ausgelegtem Bauch. Ein mitgesendeter Wirbel ist vom Hund. Ein Scherben grau, ganz glatt, wie Steingut?

Aus dem ganz benachbarten Nehasice, von wo ein schön gearbeitetes, kleines, polirtes Steinbeil mit breiter, gewölbter Schneide mitgekommen ist, stammt eine Anzahl aus freier Hand geformter Scherben aus sehr feinem Thon, von denen einzelne Stücke schwarz, andere eigenthümlich hell gelbroth sind. Sonderbarerweise sind sie aussen etwas uneben, innen dagegen ganz glatt. Namentlich der etwas ausgebogene Rand ist aussen unregelmässig, innen dagegen in zierlicher Weise mit schrägen, breiten Eindrücken versehen, so dass diese Fläche wie gewunden aussieht.

Ungleich roher ist ein aus freier Hand gearbeitetes, übrigens geglättetes und namentlich innen glänzend schwarzes Randstück eines kleineren dünnwandigen Gefässes mit einfachem, geradem Rand und einem sehr weiten, dünnen, fast drehrunden Henkel, von Lyskovič (bei Bilin). Von ebendaher findet sich ein Büffel(?)zahn.[1] — Auch ein Stück von Chlum (Bilin) hat einen grossen Henkel mit einem Fingerloch und einem hohen Rand; es ist glatt und mit eingeritzten Dreiecken verziert, deren Innenraum von einer Reihe gerader und schräger Linien eingenommen wird.

Das von Hrn. Schneider weitläufiger erörterte Fundstück (Fig. 14) aus dem Burg-



Fig. 14.

1) Auf der Tafel des Hrn. Pudil sieht man von Hroby und Lyskovic eine Reihe von meist gehenkelten Gefässen, darunter einen sehr weiten Kochtopf, sowie mehrere weite Schalen

wall von Vlatislav (9. Jahrhundert) ist wegen der historischen Bedeutung von grossem Interesse. Es ist ungemein scharf geformt und zeigt die Töpferscheibe. Der Rand ist umgelegt, kantig, der Hals stark eingebogen und unter einigen Querlinien mit einem Kranz von blätterartigen, sehr tiefen und scharfen, etwas eckigen Eindrücken verziert. Die Oberfläche ist rauh, die Farbe gelblichgrau, das Material grob, mit Kieskörnern. — Genau dasselbe Muster, nur etwas anders, namentlich in flacherer Weise ausgeführt, zeigt der Scherben aus dem Burgwall von Bělina. Ich kann hinzufügen, dass ich ähnliche Muster auch bei uns in slavischen Ansiedelungen gefunden habe, namentlich auf der Oderinsel bei Glogau und im Pfahlbau von Wollin. Hier war jedoch der Kranz gewöhnlich so angeordnet, dass die Mittellinie durch eine Kante oder Leiste gebildet wird.

Auch der grosse, auf der Töpferscheibe gefertigte Scherben von Stáry Hrádek (eine offenbar mit Stargard identische Bezeichnung) hat das Burgwallornament der Slaven. —

Ich bin die ganze Reihe der Einsendungen des Hrn. Schneider durchgegangen, um daran zu zeigen, dass in der That die böhmischen Gräberfeldor, Burgwälle und Ansiedelungsstätten mit den unsrigen die grösste Aehnlichkeit haben. Auf eine Erörterung im Einzelnen verzichte ich für heute. Dagegen möchte ich die Bitte aussprechen, dass namentlich die Gräberfelder in Böhmen einer genaueren Untersuchung und Beschreibung unterworfen werden möchten. Es ist ja leicht begreiflich, dass sich an der Oberfläche eines solchen Feldes vielerlei durch einander mischt, was das chronologische Urtheil verwirrt. Was uns weit wichtiger wäre, das ist die genaue Constatirung der Beigaben in den Gräbern selbst, wobei allerdings die grösste Aufmerksamkeit darauf verwendet werden müsste, Oberflächenfunde nicht mit den eigentlichen Tieffunden zusammenzuwerfen. Natürlich ist auch die blosse Lage nicht immer entscheidend. Wenn, wie in Priment, ein christlicher Kirchhof auf einer altslavischen Ansiedelungsstätte errichtet wird, so kommen nach einiger Zeit mit Knochen der christlichen Zeit altheidnische Topfscherben auch aus der Tiefe. Es wird daher nöthig sein, dass durch berufene Männer die Untersuchungen geleitet und die Ausgrabungen persönlich beaufsichtigt werden; auf keine andere Weise ist man vor groben Irrthümern geschützt. —

(8) Nach Mittheilungen der HHrn. Desor in Neuchatel und Gross in Villeneuve an Hrn. Virchow ist neben vielen anderen Sachen kürzlich eine

eigenthümliche Knochenscheibe im Bieler See

gefunden worden, welche ihm zur genaueren Prüfung übersendet ist.

Hr. Desor schreibt darüber:

„Vor Kurzem hat Hr. Dr. Gross in einer neuen Pfahlbau-Station des Bieler Sees, nebst schönen Stein- und Bronzegeräthen, auch einen ziemlich vollständigen mesocephalen Schädel gefunden. Derselbe hat am Hinterhauptsbein ein grosses, rundes (aber nicht vernarbtes) Loch, ganz ähnlich den Trepanations-Löchern von Broca. In derselben Station ist nun beiliegendes Scheibchen von Knochen gefunden worden; es ist jedoch etwas grösser, als das Loch im Schädel.

„Darf man nun annehmen, dass dasselbe aus einer Schädelkapsel herausgeschnitten sei? Es ist doch gar zu dünn, obgleich die Maschen-Struktur zwischen den zwei Platten deutlich sichtbar ist."

---

oder Näpfe mit sehr engem Boden. Jedes Gefäss hat nur einen Henkel. Ausserdem ist eine dicke Nadel mit mehrfach gegliedertem Kopf aus Bein abgebildet.

Herr Gross schreibt Folgendes:

Vous aurez, je pense, reçu la rondelle osseuse que Mr. Desor vous a envoyée et qui a été trouvée á Locras (âge de la pierre), et j'aimerais beaucoup avoir votre opinion à son sujet, si vraiment, comme je le crois, elle appartient à un crâne d'enfant. Comme je suis occupé à publier une notice sur cette nouvelle station, je vous saurais bien gré de m'écrire deux mots à ce sujet. La même station m'a fourni un crâne avec ouverture de trépanation dans l'occipital. — Si cela vous intéresse, je pourrai vous le communiquer; c'est le premier que l'on a trouvé dans les habitations lacustres. —

Hr. Virchow: Die mir übersendete Scheibe hat einen Querdurchmesser von 35 mm und, obwohl im Ganzen eine rundliche Gestalt, doch keine ganz regelmässige Form. Der Rand zeigt vielmehr etwa in der Hälfte des Umfangs eine etwas eckige Beschaffenheit, namentlich macht er an zwei Stellen einen stumpfwinkligen Vorsprung und ist zwischen diesen Vorsprüngen fast gradlinig. Diese Seite macht ganz den Eindruck, als sei sie mit einer Scheere geschnitten. In der That ist die Scheibe hier sehr dünn, denn sie hat nicht ganz die Dicke eines Millimeters und sie besteht hier aus einer einzigen Lage compakter Substanz, während sie weiterhin an der mehr gerundeten Seite bis zu 2 mm dick wird und hier, freilich nur in einer 15 mm langen Strecke des Randes, 2 dünne Lagen von compakter Substanz, eine äussere und eine innere, und zwischen beiden eine schwache Diploe erkennen lässt. Hier tritt demnach ein den Schädelknochen analoges Verhältniss hervor.

Trotzdem scheint es mir nicht möglich, die Scheibe für einen Theil der Schädeldecke zu nehmen. Natürlich könnte sie höchstens dem Schädel eines ganz jungen, eben geborenen Kindes entnommen sein, und man müsste sie dann auf solche Theile beziehen, welche sehr wenig gebogen, fast platt und sehr dünn, also nur theilweise mit Diploe ausgestattet sind. Sie könnte daher keinem Theil der Schädelwölbung, weder der Stirn, noch dem Scheitel, noch der Hinterhauptsschuppe entnommen sein. Genau genommen, böte sich eigentlich nur die Seitenwand, also der untere Theil der Parietalia, dar, denn schon die Schläfenschuppe hätte nicht Fläche genug für die Herstellung einer solchen Scheibe. Nun ist allerdings die eine Fläche mehr glatt und glänzend, wie die äussere Fläche der Schädelknochen, die andere mehr rauh und matt, aber die erstere ist in der Mitte vertieft, statt dass sie eben oder schwach gewölbt sein sollte, und die andere zeigt nicht etwa Gefässfurchen oder grössere Impressionen, sondern sie hat, etwas seitlich von der Mitte, einen flachen, von einem Rande zum andern durchgehenden Vorsprung und nach aussen von demselben eine seichte, ebenfalls längsverlaufende Vertiefung. Auch ist ihre Mattigkeit, wie sich bei schiefer Beleuchtung deutlich ergiebt, bedingt durch eine grosse Zahl kleiner, fast faserartiger Erhöhungen und Vertiefungen, welche durch den Ansatz von Muskelmassen hervorgebracht zu sein scheinen.

Da es sich, wie auch die mikroskopische Untersuchung lehrt, allerdings um Knochen handelt und man nur die Wahl zwischen den verschiedenen platten Knochen hat, so erscheint es weit wahrscheinlicher, dass wir ein Stück des chulterblattes oder des Darmbeins, als dass wir ein Schädelstück vor uns haben. Eine sichere Entscheidung darüber, sowie über die Frage, ob es ein menschlicher oder ein thierischer Knochen war, wage ich jedoch nicht zu fällen. Im Ganzen möchte ich dem Schulterblatte den Vorzug geben.

Die Farbe der Knochenscheibe ist so dunkel, und zwar an der glatten Fläche dunkelbraun, an der rauhen mehr schwärzlich, dass sie auf den ersten Anblick eher einem lange gebrauchten Lederstück, als einem Knochen gleicht. Sie hat ganz den

Habitus der Torfknochen an sich und an ihrem Alter ist wohl nicht zu zweifeln. Auch die Ränder sehen geglättet und alt aus. Sie machen den Eindruck, als seien sie mit einem scharfen, wenngleich unvollkommenen, schneidenden Werkzeuge durchschnitten. Indess ist auch dies nicht ganz sicher, da es wohl möglich ist, durch nachträgliches Abkratzen oder Abschleifen eine vorher rauhe Fläche in einen solchen Zustand einer, doch immerhin nicht vollständigen Glätte überzuführen.

Wahrscheinlich ist es, dass das Stück aus einem frischen, noch elastischen Knochen und nicht aus einem macerirten und getrockneten ausgeschnitten ist. Aber es liegt kein zwingender Grund vor anzunehmen, dass es von einem lebenden Wesen durch eine Art von Trepanation getrennt worden ist. Auch lässt der Mangel eines Loches an der Scheibe nicht erkennen, dass sie irgend eine symbolische Bedeutung als Amulet gehabt hat. —

(9) Hr. J. M. Hildebrandt übergiebt ein in Thon nachgebildetes, grün glasirtes Figürchen des

Querfurter Esels.

Als Bruno v. Querfurt 1009 eine Missions-Reise nach Preussen antrat (wo er erschlagen wurde), stutzte sein Esel ahnungsvoll auf der Wiese vor der Burg. Zur Erinnerung an diese Begebenheit werden „Querfurter Esel" auf dem dortigen „Wiesen-Jahrmarkte" verkauft, heute zwar nur noch als Kinderspielzeug.

Der viel erfahrene Reisende äussert den Wunsch, dass man auf solche Dinge, die den Erzeugnissen der Wilden nichts nachgeben, doch im Vaterlande mehr achten und dieselben in die Sammlungen bringen möchte.

(10) Hr. Witt zeigt einige, unter Dr. Spengel's Leitung in Hamburg aufgenommene Photographieen von Samoa- und Fidschi-Insulanern. Als Geschenk übergiebt er 6 Photographien einiger, auf seine Veranlassung aufgenommener polnischer Bauern aus Posen.

(11) Der deutsche Gesandte in Peking, Hr. v. Brandt, der leider kurz nach seiner Ankunft in Berlin schwer erkrankt ist und deshalb nicht selbst in der Gesellschaft erscheinen kann, hat der Gesellschaft ein chinesisches Werk zum Geschenk gemacht, nehmlich ein auf Veranlassung des Kaisers Kienlung (1735—1795) herausgegebenes

illustrirtes Verzeichniss aller Völkerschaften, mit denen China in Berührung gekommen.

Hr. Schott bemerkt darüber:

Das chinesische Werk, welches Herr v. Brandt der Gesellschaft zum Geschenk gemacht hat, ist betitelt: „Huang Ts'ing tschi kung thu", d. h. Abbildungen derjenigen (Völker), welche den erhabenen Ts'ing (dem Kaiserhause dieses Namens) Tribut entrichten (d. h. Geschenke zukommen lassen).

Der wegen seiner Gelehrsamkeit und langen Regierung (1736—1796 u. Z.) berühmte Kaiser aus mandschu-tungusischem Stamme, welcher den posthumen Ehrennamen Kao-tsung (hoher Ahn) erhalten hat, in Europa aber viel bekannter ist unter demjenigen Namen, den er selbst seiner Regierung gegeben: K'ien-lung (oder Tschien-lung) d. h. „vom Himmel beschützt", beauftragte im Jahre 1751 eine Auswahl seiner Würdenträger, von allen, dem Drachenthron durch Gaben ihre Verehrung beweisenden oder irgend einmal bewiesen habenden Völkern Abbildungen in Holz schneiden zu lassen und je zweien oder vieren, allemal beide Geschlechter

darstellenden Holzschnitten kurze Bemerkungen über das betreffende Land, wie über Sitten und Charakter seiner Bewohner anzureihen.

So entstand 1761 ein Werk von 9 Abtheilungen in eben so vielen Heften (klein Folio), eine Art Album huldigender Nationen, grösstentheils Asiaten, darunter auch Bewohner China's, sofern sie anderen als chinesischen Stammes. Wo die Vornehmen oder Würdenträger eine von dem gemeinen Volke verschiedene Kleidung tragen, wird ein vornehmes Paar dem gemeinen Paare vorausgeschickt.

Die Holzschnitte sind grösstentheils sauber und öfter unverkennbar das Bestreben, den Charakter oder die Neigungen eines Volkes in seinen Gesichtszügen auszudrücken. Gern wird auch eine, den Chinesen bekannt gewordene Hauptbeschäftigung oder Lieblingsneigung durch gewisse Zugaben angedeutet. Bei aller Kürze der angehängten Beschreibungen verweilen die Text-Compilatoren derselben oft zu lange bei Kleidertrachten und Zierrathen.

Gewöhnlich wird erwähnt, wann oder wie lange das betreffende Volk Ehrengaben eingesandt hat; doch fehlt auch mitunter sehr erklärlicher Weise jede Angabe dieser Art, so namentlich bei den Repräsentanten der Schweiz, Ungarns, Polens, ja selbst Englands.

Aus den ersten drei Ländern waren schwerlich Eingeborene in ihrer Nationaltracht unter den Chinesen erschienen; die Abbildungen müssen also wenigstens Copien solcher Bilder sein, die von Europäern gemalt waren. Der Schweizer erscheint in dem Kostüm eines mittelalterlichen Thürstehers mit seiner Halbarde, der Ungar als Husar, der Pole mit einem tanzenden Bären an einer Kette. Der Engländer hält eine Flasche in der Hand, vermuthlich um seine Vorliebe zu geistigen Getränken, die im Texte erwähnt ist, zu illustriren.

Die geographische Lage und die gegenseitigen Verhältnisse europäischer Länder betreffend herrscht grosse Unwissenheit. So wird Ungarn in den Süden von Bosnien verlegt, die Schweiz — deren Bewohnern übrigens grosses Lob widerfährt — als eine Provinz des sonst nirgend erwähnten Deutschland (Germania), Schweden und selbst England als von Holland abhängig dargestellt.

Die Eingeborenen der Luzon-Gruppe (Manilen) stecken in europäischer Kleidung. Von den Schwarzen Teufeln (Negern) erfährt man nur, dass sie jenseits des Meeres zu Hause sind und den Holländern Sklavendienste thun. Isolirt stehen ein christlicher Mönch und eine Nonne (denen auch der Tribut stillschweigend erlassen ist), und heisst es bei dieser Gelegenheit, die Geistlichkeit sei in Ta-si-jang der Lehrstand neben dem Verkehr treibenden, weltlichen Herrscherstande.

In der Anordnung vermisst man alle Methode. Von Awa in Hinterindien geht es ohne Vermittlung nach dem grossen westlichen Ocean (Ta-si-jang) welche Benennung das europäische Festland ohne Frankreich, Schweden und Russland begreift, oft aber Portugal allein (wie kleiner westlicher Ocean, chines. Siao si-jang, Spanien!) bedeutet.

Dann ein mächtiger Sprung zurück nach Japan und Nachbarinseln, ein anderer Salto mortale von Japan zurück nach Holland, von Holland zu den Russen, dann nach Malacca, Sumatra u. s. w.! So weit das erste Capitel.

Das zweite Capitel ist hauptsächlich Tibet (Si-ts'ang) und türkischen Stämmen des östlichen Turkistan gewidmet. In den übrigen Capiteln werden andere Tataren-Stämme, auch Nordasiaten, und mit besonderer Ausführlichkeit mehr oder minder freie, nicht-chinesische Völkerschaften in den Hochlanden des eigentlichen China aufgeführt.

(12) Es folgt nunmehr die Fortsetzung der in der vorigen Sitzung abgebrochenen Diskussion über

die ethnologischen Verhältnisse der Nubier.

Herr Virchow: In Bezug auf die Nubier möchte ich zunächst mittheilen dass es mir gelungen ist, einige nicht unwesentliche Vervollständigungen unseres Materials zu erzielen. Herr Photograph Carl Günther, der uns früher schon eine Reihe sehr werthvoller Rassen-Photographien geliefert hat, hat sich bereit finden lassen, die Aufnahme mehrerer Nubier zu machen, die ich ihm bezeichnete. Ich suchte dazu die Hauptrepräsentanten der einzelnen Völkerstämme heraus. Sie finden darunter von jedem dieser Stämme diejenigen Leute, welche besonders typisch erscheinen. Es sind 8 Personen im Profil und in voller Vorderansicht aufgenommen[1]). Für die Sammlungen der Gesellschaft ist ein Exemplar in Cabinetsformat erworben worden.

Ich habe ferner den Versuch gemacht, auch plastische Erinnerungen zu bewahren. Zu diesem Zweck habe ich mich mit Herrn Castan in Beziehung gesetzt, der bei allen solchen Gelegenheiten ungemein gefällig und entgegenkommend ist und der durch seine grosse Uebung in der Herstellung von Nachbildungen von Menschen so oft unsere Bewunderuug erregt hat. Es war nach dieser Richtung etwas schwer, mit unseren Nubiern vorwärts zu kommen; sie weigerten sich anfangs entschieden, sich einem solchen Verfahren zu unterwerfen, und erst nach einer längeren Zeit und in einem glücklichen Augenblick gelang es Herrn Castan, von zweien dieser Personen gute Gypsabgüsse des Gesichts zu gewinnen, und auch einen Abgusss von Hand und Fuss herzustellen.

Es wurde mir ausserdem durch Frau Eichler (Behrenstrasse 29) angezeigt, dass sie im Besitze einer in Dresden angefertigten Büste des jüngsten der Nubier, des kleinen Jaffr Halengi sei. Die übrigens käufliche Büste ist vortrefflich modellirt und giebt einen Totaleindruck, der wirklich recht charakteristisch ist.

Endlich hat Hr. Hildebrandt, während ich die Messungen vornahm, eine grössere Reihe von Abzeichnungen von Händen und Füssen der Leute gemacht. Auf diese Weise ist ein Quantum von Materialien festgelegt, welches über die Willkürlichkeiten der blossen Anschauung hinausgeht, und welches unsere Erinnerung lebendig erhalten wird.

Ich eröffne nunmehr die Diskussion über die „Nubierfrage". Sie werden jetzt mehr, als vor 4 Wochen, in der Lage sein, ein eigenes Urtheil zu fällen. Die sehr gelungene Vorstellung der sämmtlichen Nubier, welche uns am Morgen des 21. Octobers durch das sehr freundliche Entgegenkommen der HHrn. Bodinus und Hagenbeck veranstaltet war, und wofür ich hier noch einmal im Namen der Gesellschaft unseren Dank ausspreche, hat vielen von Ihnen Gelegenheit geboten, nicht bloss durch eigene Anschauung, sondern auch durch eigene Prüfung das, was Ihnen früher mitgetheilt wurde, zu controliren, und Sie werden daher heute besser gerüstet sein, die wichtigen Fragen, welche sich an diese Stämme knüpfen, zu verfolgen. —

Hr. Hartmann bemerkt, dass ihm das Material über die, von ihm Bedja genannten, ostafrikanischen Stämme unter der Hand dergestalt angewachsen

---

1) Ausser den 6 auf Taf. XXI. wiedergegebenen Personen sind noch Adam Musa, ein Halengi, und Abdallah, der Homrau, aufgenommen.

sei, dass die ihm naturgemäss für eine Sitzung der Gesellschaft gebotene Zeit nicht ausreichend erscheine, um sich ausführlicher über jene Leute äussern zu können. Er ziehe es daher vor, seine eigenen Beobachtungen, welche sich übrigens hauptsächlich über die mächtigen und zum Theile unabhängigeren Stämme von Sennar und der westlichen Bejuda-Steppe erstrecken, in einem ausführlichen Artikel der Zeitschrift für Ethnologie zu besprechen und seine Angaben durch eine Anzahl von Original-Abbildungen zu erläutern.

Er resumirt seine eigene Ansicht über die muthmaassliche Herkunft der Bedja dahin, dass er ihnen einen hervorragend afrikanischen, nicht einen hyro-arabischen oder semitischen Typus zuerkennen möchte.

Er ersucht schliesslich Hrn. Wetzstein, sich bei seiner Vertrautheit mit den Zuständen und der Geschichte Arabiens darüber zu äussern, ob er die Araber den kriegerischen und erobernden Völkern beizähle, ob ihm die Halbinsel in dem Masse menschenerzeugend sei, dass sie die Welt von Zeit zu Zeit überschwemmen könne und ob ihm namentlich die Einwanderung arabischer Stämme nach Nubien aus der Geschichte bekannt sei? —

Hr. Wetzstein: Allerdings könne man dem Vorredner darin beipflichten, dass die Araber trotz ihres gewaltthätigen Naturells keine Helden sind. Zwar sind jene Ġazia's (die algierschen Razzia's), die Raubüberfälle unter den Beduinenstämmen, von jeher allgewöhnlich gewesen und sind es noch heute; sie gelten selbst für ehrenvoll und beruhen auf der uralten Anschauung der Araberstämme, dass sich der Mensch jede Sache aneignen dürfe, so lange er das Eigenthumsrecht des Inhabers derselben durch keinen Vertrag anerkannt habe. Aber selten wird bei diesen Unternehmungen viel Blut vergossen. In der Regel sucht man sich gegenseitig die Heerden wegzutreiben; weiden dieselben aber in der Nähe der Niederlassungen ihrer Eigenthümer, oder findet man den Gegner wachsam, so zieht man sich ohne Kampf zurück. Selbst eine bereits genommene Heerde wird wieder im Stich gelassen, wenn die Zahl der Verfolger einen hartnäckigen Kampf befürchten lässt. Nur wo es sich um Lebensbedingungen handelt, um eine nöthige Tränkstätte, unentbehrliche Weideplätze, oder um den Schutz eines Flüchtlings, dessen Auslieferung gewaltsam erzwungen werden soll, da entschliesst man sich zu einer förmlichen Schlacht. Aber auch hier fällt nicht den Arabern selbst, sondern, wie schon der Vorredner bemerkt hat, den schwarzen Panzerreitern, athletischen Negersclaven, die Hauptaufgabe zu. Diese, fast immer im Stamme geboren und, wie die römischen Gladiatoren, nur für den Kampf erzogen, sind die wahren Helden der Zeltlager; sie heissen Fedâwîja „redemptores", weil sie jederzeit bereit sind, für den Nutzen und die Ehre ihrer Herren das Leben einzusetzen. Das berühmteste und grösste Heldengedicht der Araber (das auf der königl. Bibliothek in Berlin befindliche Exemplar besteht aus 62 Bänden) verherrlicht daher einen solchen Schwarzen, den ʿAntar. Der Araber ist zu klug, als dass er todesmuthig sein sollte; auch bezeugt dies eine Menge seiner Sprichwörter, wie: Das Leben ist köstlich und wer den Tod sucht ist unerfahren (er-rûaḥ ʿaẓîm wa-ṭâlib el-môt ġaśîm), Ein lebender Hund und kein todter Löwe (kelb ḥei wa-lâ sebaʾ meijit), Des Esels Tod ist der Hunde Schmaus (môt-el-ḥimâr ʿirs el-kilâb), Entfliehen ist ein halber Sieg (el-hezîma nuṣf ġanîma) u. dergl. Nur in Gegenwart der Weiber kämpft der Araber aus Schamgefühl männlich, weshalb in der Schlacht immer Männer und Weiber gemischt sein müssen. Die jüngeren Mädchen (die Backfische) kennzeichnen die Zurückweichenden mit der gefürchteten Moġra (Röthelerde), die Jungfrauen und jungen Eheweiber, festlich geschmückt

und Hochzeitslieder singend, tragen den Gûd, kleine Wasserschläuche, denn dem kämpfenden Araber klebt vor Durst die Zunge am Gaumen; die alten Weiber endlich stehen mit blanken Säbeln im Hintertreffen, um die Flüchtlinge in den Kampf zurückzutreiben oder zu verwunden. Ereignet sich aber einmal der Fall, wo man überzeugt ist, dass der Sieg ohne die äusserste Anstrengung nicht errungen werden könne, so besitzt man in der ʿOṭfa noch ein letztes und in der That sehr drastisches Mittel zur Entflammung der Kampflust. Die ʿOṭfa ist ein aus festem Holze gearbeitetes, länglich viereckiges, fast ovales und mit Straussfedern reich geschmücktes Gitterwerk, welches auf dem Rücken eines starken, gleichfalls aufgeputzten Kameels befestigt wird. Je älter die ʿOṭfa ist, desto mehr besitzt sie die Eigenschaft, das Palladium ihres Volkes zu sein: die der Ruwala, eines grösseren ʿAnesa-Stammes der syrischen Wüste, welche ich im Jahre 1860 im Zelte des Phylarchen gezeichnet habe, soll Jahrhunderte alt sein. Vor dem Beginn der Schlacht steigt eine besonders schöne und gefeierte, wo möglich die vornehmste Frau oder Jungfrau des Stammes, als Braut geschmückt, unverschleiert und — was auf den Araber besonders bethörend wirkt — mit aufgelösten Flechten und entblösstem Hals in die ʿOṭfa, reitet vor die erste Schlachtreihe und hält vor der Elite des Heeres, der Jugend des Stammes, um das Intichâ derselben, d. h. die feierliche Zusage, zu siegen oder zu sterben, entgegenzunehmen. Diese besteht in dem Wörtchen liainêki „für deine beiden Augen!“ Darauf bewegt sich die ʿOṭfa gegen den Feind und die Schlacht beginnt. Die grösste Metzelei findet natürlich in den Umgebungen der ʿOṭfa statt, auf deren Wegnahme und Vertheidigung die Hauptanstrengung beider Theile gerichtet ist. Während des Kampfes stachelt die Insassin der ʿOṭfa, aufrecht stehend und bald hierhin bald dorthin gewendet, die Ihrigen durch Blicke und Gesten, durch lauten Zuruf und Nennung Einzelner, durch Lob und Tadel, durch die trillernden Töne der Zaġrûta (das volksthümliche Frohlocken der Brautjungfern am Hochzeitsfeste). Nicht selten fiel die gesammte männliche Jugend eines Stammes bei der ʿOṭfa. Doch wurde sie auch oft genommen, was eine, mehrere Generationen hindurch unvergessene Demüthigung ist, obschon die mitgefangene Schöne ehrenvoll behandelt und gegen ein, freilich sehr hohes Lösegeld zurückgegeben wird. Die ʿOṭfa verbleibt als Tropäe dem Sieger, wenn sie nicht durch einen Ueberfall der feindlichen Niederlassung zurückerbeutet wird. Im Alterthum mögen manche semitische Stämme zur Verstärkung der Kampflust ihre Götzen in eine Entscheidungsschlacht mitgenommen haben, wie seiner Zeit die Israeliten ihre Bundeslade (vgl. 1 Sam. Cap. 4); die heutigen Beduinen aber, obschon sie die gottesfürchtigsten Menschen sind, oder auch weil sie es sind, benutzen nicht die Religion zur Hebung ihres Muthes. Stammgötter gibt es nicht mehr, und auf die Hülfe des von allen Stämmen gleich verehrten Allâh's, des Schöpfers und Erhalters aller Menschen, macht die einzelne Völkerschaft um so weniger besonderen Anspruch, als bei ihren Raufereien die Sache einer Partei schwerlich je so gerecht ist, dass sich der gerechte Gott zum Zeugen und Helfer anrufen liesse. Vor der Lüge, die uns in den Städten der Länder arabischer Zunge in den hässlichsten Gestalten entgegentritt, hat man in den Zeltlagern eine grosse Scheu, und mit den drei Schwesterreligionen, dem Islâm einschliesslich des Wahhabismus, dem Christenthume und dem Judenthume, die allerdings einen Kriegsgott haben, hat die einfache Naturreligion der Wüste, Dîn el-bedu, „der Beduinenglaube“ genannt, auffallend wenig gemein. Nur die Theologie des Buches Hiob, dieses merkwürdigen Denkmals aus dem semitischen Alterthume, welchem, abgesehen von der Sprache und einem fremden Einschiebsel (den Reden des Elîhu), das mosaische Colorit durchaus abgeht, dürfte der heutige Beduine als die seinige anerkennen. Zwar will

ich nicht in Abrede stellen, dass sich auch diese einfache Religion bei einem Vertheidigungskriege gegen einen fremden Unterjocher als Reizmittel zur Kampflust verwerthen liesse, aber für die einheimischen Fehden genügen die oben erwähnten einschliesslich der ʿOṭfa. So seltsam uns dieselben auch vorkommen mögen, so appelliren sie doch an edlere Gefühle, an menschlichere Regungen, als manche andere des semitischen Alterthums, wie beispielsweise jenes 2 Sam. 2, 14—17 berichtete Reizmittel, wo in dem Streite Davids mit dem Nachfolger Sauls die Führer der beiden Heere aus Furcht, die Leute möchten sich in dem brudermörderischen Kampfe widerwillig oder gar nicht schlagen, übereinkamen, die Schlacht mit einem den Blutdurst erregenden Vorspiele zu beginnen. „Und Abner sprach zu Joab: Lass sich die Knaben aufmachen und vor uns spielen. Joab sprach: Es gilt. Da machten sich auf zwölfe aus dem Stamme Benjamin von Seiten Isboseths und zwölfe von den Knechten Davids. Und ein jeglicher ergriff den andern beim Kopf und stiess ihm sein Schwert in die Seite und fielen mit einander. Und es erhob sich ein harter Streit des Tags.“

Zwar lässt sich, um zur Sache zurückzukommen, der Annahme, dass die Araber keine Helden seien, die Thatsache entgegenhalten, dass ja niemals einem fremden Volke die Unterjochung der Halbinsel gelungen sei, desgleichen die, dass die Araber im 7. und 8. Jahrhunderte n. Chr. mit bewaffneter Hand die grössten politischen Umwälzungen in Asien, Afrika und Europa bewirkt haben; aber beide Einwände verlieren, näher besehen, viel von ihrer Bedeutung. Zu unterjochen wünscht Niemand leicht ein Land, das zum weitaus grössten Theile aus wasserlosen Sandwüsten, unfruchtbaren Lavastrecken und kahlen Gebirgen besteht, jene von armen Nomaden und Halbnomaden, diese von gleichfalls armen Landbauern bewohnt. Die ausgedehnten Küsten hatten niemals eine grössere Stadt, und der bedeutendste Ort der Halbinsel war wohl zu allen Zeiten das wasser- und palmenreiche Heger, die antike Handelsstadt Gerrha, eine Tagereise vom Persergolf abliegend, wenn auch die Schilderung, welche Artemidoros bei Strabo von ihrer Pracht gibt, nichts als die unsinnigste Uebertreibung ist. Bethört durch die Lügenberichte griechischer Geographen über die Arabia Felix[1]) befahl der Kaiser Augustus jenen abenteuerlichen Feldzug des Aelius Gallus, bei welchem das römische, einschliesslich der jüdischen und nabatäischen Hülfstruppen, noch nicht 12 000 Mann betragende Heer innerhalb sechs Monate bis ins Herz der Halbinsel vordrang, aber schliesslich nach schweren Verlusten, und ohne etwas Begehrenswerthes erbeutet oder gesehen zu haben, umkehren musste. Nicht im Kriege, sagt Strabo (16, 4), hatte A. Gallus seine Leute verloren, sondern durch Krankheit, Mühsal, Hunger und schlechte Wege. Vor dem Feinde in Gefechten und bei Belagerungen waren nur sieben gefallen. Verwandelt man aber auch diese Sieben in einige Hunderte, so ändert das nichts an der Thatsache, dass nicht die Tapferkeit der Araber, sondern die Natur des Landes das kleine Römerheer gehindert hat, die ganze Halbinsel siegreich zu durchziehen. Bis zum Beginn des Islâm herrschten die Perser in Jemen und vor ihnen die Abessinier; auch die Türken unterjochten im 16. Jahrhundert unter Sinân

1) Arabia Felix, Bezeichnung für die arab. Halbinsel (während Arabia deserta nur von der syrischen Wüste gesagt wird) ist eine Wiedergabe des griechischen Ἀραβία εὐδαίμων, welches ursprünglich nichts als ein antiphrastischer Name ist, wenn auch damit zugleich eine Anspielung an Taiman „Südland“, den ältesten Namen der Halbinsel, beabsichtigt wurde, wie bei *Εὐφράτης* an Frât. Die Wörter Taiman und Jemen von der semitischen Wurzel jaman bedeuten etymologisch das zur rechten Hand Liegende, daher a) die Glücksgegend und b) die Südgegend, denn der Semit kehrt bei Bestimmung der Himmelsgegend das Gesicht gen Osten.

Pascha mit wenig Truppen und wenig Mühe die jemanischen Stämme, welche doch von jeher für die tapfersten Araber galten und es noch sind. Ibrâhîm Pascha zog im Jahre 1818 mit einem kleinen ägyptisch-türkischen Heere quer durch die Halbinsel von Medîna bis Heger, die Macht der Wahhabiden, vor denen damals das ganze Land zitterte, vor sich her treibend, wobei er nur die Vorsicht anzuwenden brauchte, so lange es anging, dem an Quellen und Ortschaften reichen Rumma-Thale (dem grossen Wadi von Negd) zu folgen. — Was aber die arabische Völkerwanderung im 7. und 8. Jahrhundert anlangt, so gab bekanntlich den Anstoss dazu die neue Religion. Ob sich schon der Prophet mit dem Gedanken, Syrien zu erobern, getragen, ist zweifelhaft. Viele darauf bezügliche Traditionen sind untergeschoben. Eine Expedition, die er gegen einen christlichen Araberstamm an der Südgrenze Syriens schickte, sollte nur den Mord eines seiner Freunde rächen; sie missglückte. Eine grössere, die bald nach seinem Tode dahin abging, wetzte die Scharte aus. Aber diese Unternehmungen, denen bald darauf grössere nach dem Nordosten der Halbinsel, bis wohin die Macht des Perserkönigs reichte, nachfolgten, erweiterten den politischen Blick der Muselmänner und liessen sie erkennen, wie sehr sich beide, das griechische und persische Reich, durch ihre ewigen Kriege gegenseitig geschwächt hatten, wie sehr namentlich die Grenzländer im Osten und Westen der syrischen Wüste durch Schwert und Brandfackel verheert waren, und wie leicht sich die dortige, aus lauter Arabern bestehende und gegen ihre Herren erbitterte Bevölkerung zum Abfall bewegen lassen würde. Die ersten Heerhaufen, welche Abu-Bekr nach Syrien schickte, operirten getrennt und ohne ersichtlichen Zusammenhang, so dass sie mehr den Raub als die Eroberung beabsichtigt zu haben scheinen; als aber die Griechen ihre Kriegsmacht vereinigten, thaten dies auch die Araber, nicht ohne Widerstreben der einzelnen Anführer. Etwa 20 000 Mann stark lagen sie bei der alten biblischen Stadt Edre'î Monate lang dem Feinde gegenüber, ohne einen Angriff zu wagen, bis sich ihre Zahl durch Zuzug allmählich verdoppelte, worauf sie die Schlacht am Jermûk wagten und, wie es scheint, hauptsächlich durch den Verrath eines zu ihnen übergegangenen griechischen Anführers gewannen. Die darauf folgende Belagerung und Eroberung von Damask, dieses gewaltigen Bollwerks des Landes gegen die Wüste, würde ihnen schwerlich ohne geheimes Einverständniss mit den Bürgern möglich gewesen sein. Diese Unterstützungen durch die Christen selber waren eine Folge der damaligen Religionsstreitigkeiten über die Person Jesu. Der Eifer, mit welchem die Cäsaren auf den Synoden die Formulirung von Dogmen begünstigt hatten, welche Jesus zum wirklichen Gotte machten, und die Grausamkeit, mit welcher die Anerkennung dieser Dogmen erzwungen wurde, hatten die monotheistisch gesinnten Syrer aufs Höchste erbittert, und namentlich die Damascener, welche für ihre Ketzereien wiederholt auf das Brutalste gezüchtigt worden waren, erblickten in den Muselmännern ihre Erlöser. Mit Damask fiel Syrien. Noch günstiger lagen die Sachen am Euphrat; wir wissen, dass das Reich der Kosroën noch ruhmloser verschwand, als 900 Jahre früher das der Achämeniden. Die ersten Siege des Islâm in Syrien und Irâk öffneten die Schleussen, aus denen sich nunmehr die entfesselten Ströme ergossen: zahllose kleine Stämme, die weder Muselmänner waren, noch es bis zu ihrem Untergange auf fremder Erde wurden, verliessen mit Weib und Kind, Hab und Gut auf Nimmerwiederkehr das heimathliche Hungerland, um die Flüsse, Gärten und üppigen Weiden der Kulturländer, von denen sie bisher nur geträumt, mit Augen zu sehen. Die alten Völkernamen verschwinden seitdem auf der Karte der Halbinsel, um im Auslande, oft in weiter Ferne, wenn auch auf kürzere Zeit, noch einmal aufzutauchen. Nur in Nordafrika haben sie sich, durch die Wüstennatur ge-

schützt, in grösserer Anzahl bis heute erhalten. Man hat die arabische Völkerwanderung oft mit der germanischen verglichen, weil beide dasselbe wollten, nehmlich glücklichere Wohnsitze; aber man darf nicht übersehen, dass die germanischen Stämme dabei einzig auf ihre kriegerische Tapferkeit angewiesen waren und kein wirksames Mittel besassen, die besiegten Völker sich zu versöhnen oder gar mit sich zu verschmelzen, während die arabischen den Vortheil hatten, unter dem Banner einer Religion zu stehen, welche für den Anspruch, dass ihr die Welt gehöre, bestechende Argumente hatte, wie den Monotheismus in einer Zeit, wo der Christenheit ein scheinbarer Polytheismus zugemuthet wurde, Gleichheit der Gläubigen vor dem Gesetz, Verpflichtung des besitzenden Gläubigen, alljährlich zwei Prozent seines Gesammtvermögens an die Armen zu geben, Aufnahme aller, auch der sündhaften Gläubigen in ein himmlisches Paradies, welches gegen die Seligkeit der Christen verlockende Vortheile bot, Sicherheit des Eigenthums, Schutz und Duldung für die tributären Christen und Juden. Dergleichen ansprechende Satzungen führten den Arabern schon auf der Wanderung viele fremde Bundesgenossen zu, beschleunigten die Unterwerfung der Völker und verschmolzen leicht Sieger und Besiegte. So bestanden die Heere, welche Spanien eroberten und Frankreich überschwemmten, zum grösseren Theile aus maurischen Kabilen, d. h. aus Berber-Stämmen Nordafrika's. Die grossen Schattenseiten des Islâm, seine Begünstigung der Heuchelei und des religiösen Fanatismus, der Unsittlichkeit und Gewaltthätigkeit, seine Feindseligkeit gegen Kunst und wissenschaftliche Forschung, Eigenschaften, die ihn unfähig machen, einen Kulturstaat, ja überhaupt ein dauerhaftes Staatswesen zu gründen, sie traten im ersten Jahrhunderte seiner Entstehung nicht grell zu Tage. — So viel über die Frage, ob sich die grossen arabischen Eroberungen im 7. oder 8. Jahrhunderte nur aus dem Heldenmuthe des Volks erklären lassen.

Wenn Professor Hartmann weiter bemerkt, die Halbinsel dürfte doch zu wenig menschenerzeugend sein, als dass sie von Zeit zu Zeit das Ausland mit Völkerströmen überschwemmen könnte, so ist auch Dieses im Ganzen richtig. Im letzten Jahrtausend hatte dieselbe keine Auswanderung von geschichtlicher Bedeutung. Am unteren Euphrat sitzt heutigentags die etwa 200 000 Seelen zählende Völkerschaft Muntafik̦, unter welcher sich die zweifellos richtige Tradition erhalten hat, dass sie unter Führung eines gewissen Schebîb, des Ahnherrn ihrer noch regierenden Phylarchenfamilie, aus dem centralen Negd ausgewandert sei. Es mag dies vor 4 bis 500 Jahren geschehen sein; eine genauere Zeitangabe ist unmöglich, da ein Nomadenvolk nicht leicht über 100 Jahre rückwärts zählen kann. Für uns ist diese Uebersiedlung kein Ereigniss von Wichtigkeit, da die syrische Wüste nur das Vorland der Halbinsel ist. Dasselbe gilt von zwei, in den beiden vorletzten Jahrhunderten stattgefundenen Wanderungen. Einmal zog ein Theil der seit uralten Zeiten im Norden der Halbinsel wohnhaften Aneza-Stämme aus dieser ihrer Heimath in die syrische Wüste; zuerst die Biśr und Hasana, nach ihnen die Wuld Alî und Ruwala; die Ersteren zelten gegenwärtig im Palmyrenischen, die Anderen in der Trachonitis und östlicher. Ursprünglich zusammen etwa ½ Million Seelen stark, sind sie durch Kämpfe mit den Türken, Wahhabiden, syrischen Stämmen und unter sich, jetzt wohl auf 300 000 zusammengeschmolzen. Die andere und zugleich letzte Wanderung arabischer Stämme war die der Völkerschaft Gerbâ, eines Zweiges der Schemmar; sie zogen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, um den Wahhabiden nicht tributpflichtig zu sein, aus dem Schemmar-Gebirge nach Mesopotamien, wo sie noch jetzt nomadisiren. Ausserdem mögen im Laufe der Zeiten am Persergolfe oder am Rothen Meere Niederlassungen nach den gegenüberliegenden Küstenländern übergesiedelt sein, oder von der Südküste Arabiens nach

den Sômâl- und Suâḥil-Ländern Ostafrikas, aber sie sind als bedeutungslos nicht in Betracht zu ziehen. Ueberhaupt hat Arabien seit der vorerwähnten, durch den Islam veranlassten allgemeinen Stämmewanderung nicht wieder etwas auch nur annähernd ihr Aehnliches erlebt, wahrscheinlich auch vorher nicht, so dass sie als die einzige arabische Auswanderung von weltgeschichtlicher Bedeutung anzusehen ist. Wenn nun der Vorredner den Grund, warum diese Auswanderungen nicht häufiger sind, hauptsächlich darin findet, dass Arabien zu wenig menschenerzeugend sei, so möchten auch zu dieser Ansicht einige theils bestätigende, theils beschränkende Bemerkungen nicht überflüssig sein, zumal man nicht selten die Angabe liest, dass die Halbinsel, weil sie — als grösstentheils aus Sandwüsten und wasserlosen, unfruchtbaren Lavastrecken bestehend — nicht viel Menschen ernähren könne, häufig übervölkert sein, folglich ihre periodisch wiederkehrenden Auswanderungen haben müsse. Die Bewohner Arabiens — abgesehen von der Bevölkerung der durchweg unbedeutenden Städte an den langgestreckten Meeresküsten — zerfallen ihrer Lebensweise gemäss in zwei Arten, Wandernomaden (Beduinen) in den Wüsten und am Rande derselben und Festgesessene (Ackerbauer und Palmenzüchter) in den Gebirgen und wasserhaltigen Niederungen derselben. Was nun zunächst die Beduinen anlangt, so geht diesen die persönliche Ungebundenheit über Alles. In ein Kulturland auszuwandern, um dort steuerpflichtig zu werden, das härene Haus gegen die Lehmhütte des Bauern, Schwert und Lanze gegen den Ochsenstecken des Pflügers zu vertauschen, oder als Tagelöhner seinen Unterhalt zu verdienen, oder als Söldner etwa in das türkische oder persische Heer einzutreten, eines solchen Entschlusses ist kein Beduine der Halbinsel oder der syrischen Wüste fähig; der Tod wäre ihm dagegen leicht. Als Nomaden aber mit Zelt und Kameelen kann man ihn in kein Kulturland lassen, weil er es auch wider seinen Willen zu Wüste machen würde. Der Beduine denkt auch gar nicht daran und hat niemals daran gedacht, die Wüste zu verlassen. Sie ist für ihn, was der Teich und Fluss für den Fisch: wie dieser nicht im Trocknen leben kann, so der Beduine nicht ausserhalb seines Elementes, der Wüste. Und dass er sich von jener Flut bei Beginn des Islâm mit fortreissen liess, geschah, weil bei der märchenhaften Kunde von dem Zusammenbruche der byzantinischen und persischen Macht in Syrien und Aegypten, am Euphrat und am Tigris das Wanderfieber die ganze Halbinsel, den Bedawi und Ḥaḍari, ergriffen hatte und — denn man würde irren, wenn man meinte, der Beduine habe damals von den Palästen und Bequemlichkeiten der zu erobernden Städte geträumt — weil er hoffte, die heimathlichen Wüsten gegen bessere, weidereichere zu vertauschen, was ja auch an den Grenzen der syrischen Wüste und in Nordafrika wirklich geschehen ist, oder weil er hoffte, das Culturland der besiegten Völker in Weideland umzuwandeln, wie ihm das ja auch in einem sehr grossen Theile der eroberten Länder gelungen ist. In Syrien allein haben die Beduinen Wüsten geschaffen, in denen die Schutthaufen der verödeten Dörfer noch heute nach Tausenden zählen. Manche Geschichtschreiber haben, um die Grösse jener Auswanderung zu erklären, eine damalige Uebervölkerung der Halbinsel angenommen. Begründen lässt sich eine solche Annahme natürlich nicht und sie ist jedenfalls bezüglich der Nomadenlager falsch, welche von jeher in ihren unaufhörlichen Stammfehden das beste Schutzmittel gegen Uebervölkerung hatten und noch haben. Ein Friedensschluss für eine bestimmte längere Zeit würde ein Akt der Feigheit sein und kommt nicht vor; man kennt daher nur eine Waffenruhe auf Kündigung, und es gibt nicht leicht einen Stamm, welcher sich nicht immer gleichzeitig gegen mehrere Stämme im Kriegszustande befindet. Während also die männliche Jugend der Stämme fortwährend decimirt wird, so sind es nur die über-

schüssigen weiblichen Familienglieder, welche die Sorge des Nomaden ausmachen — eine Sorge freilich um so grösser, je zahlreicher die Töchter sind, für die es im Stamme absolut keine Männer gibt, und je stärker das Verlangen der Araberin nach einem Manne fremden Stammes ist, von dem sie rücksichtsvoller als vom Einheimischen behandelt zu werden glaubt, welchem Verlangen sich aber die Angehörigen mit allen Mitteln widersetzen müssen, damit sie nicht in die Lage kommen, in einer Fehde den Mann oder die Söhne ihrer Stammgenossin zu tödten oder von ihnen getödtet zu werden. Im arabischen Alterthum war es herkömmlich, die in das Alter der Mannbarkeit eintretenden Töchter als Bräute zu schmücken und lebendig zu begraben. Dieser Gebrauch, der durch den Islâm abrogirt worden ist, war um so grauenvoller, je zärtlicher der Araber seine Kinder liebt, und man muss annehmen, dass er hauptsächlich durch die Sorge um das tägliche Brod nöthig gemacht wurde. Die Noth kennt kein Gebot, sagen wir, und die Noth hat ihre Rechte (eḍ-ḍurûra lahâ aḥkâm), sagt in demselben Sinne der Araber. So kann heutigentags in dem, zwischen Syrien und Arabien zeltenden Stamme Scharârât durchschnittlich der dritte Mann keinen eigenen Hausstand gründen, weil die Sterilität ihres Landes nur wenig Menschen ernährt; er begiebt sich zu andern Stämmen, kämpft als Kriegsmann in ihren Schlachten und stirbt in der Fremde. Und wenn wir in den Zeitungen lesen, dass bei einem Theile der Kaffern-Stämme Südafrikas die Männer nicht vor dem vierzigsten Jahre heirathen dürfen, so wird dies das Gebot nicht eines tyrannischen Königs sein, sondern der Nothwendigkeit, in dem sterilen Lande den Menschenzuwachs zu beschränken. Was in den arabischen Nomadenlagern ausserdem die Bevölkerung erschwert, ist die Kinderarmuth der Ehen. Die meisten Familien haben zwei und drei Kinder, viele nur eines; vier sind sehr selten. Der Grund davon sind die Entbehrungen und die Ruhelosigkeit des Wüstenlebens. Die Nahrung ist eine kärgliche, besonders die des Weibes, dessen körperliche Entwickelung daher eine mangelhafte bleibt. Viele Wöchnerinnen sind nicht im Stande, ihr häufig noch vorzeitig geborenes Kind zu säugen, und die Kameelmilch, die einzige, welche man bei den grossen Stämmen findet, ist, weil leicht Diarrhöe erzeugend, dem Säugling nicht zuträglich. Dazu kommt, dass die Niederlassungen keinen Tag und keine Nacht vor Ueberfällen sicher sind; eine längere Flucht aber auf jagendem Kameele ist für Hochschwangere so wie für Wöchnerinnen und Säuglinge meistens verderblich. Ganz anders dagegen verhält es sich mit jener zweiten Art von Arabern, welche in den Gebirgsländern fest ansässig sind. Es kommen hier — abgesehen vom menschenarmen Omân, das hinter fast undurchdringlichen Wüsten von jeher sein eigenes Leben führte, und abgesehen von dem kleinen Schemmar-Gebirg und seiner Dependenz, dem Lande Ḳaṣîm, im Norden des centralen Negd, — drei Gebirge in Betracht: 1) der lang gestreckte ʿÂriḍ in NO. der Halbinsel, 2) der gebirgige Theil von Ḥaḍramaut im Süden, 3) die Serawât (das grosse Tihâma-Gebirg) im Westen. Die Bewohner dieser Gebirge unterscheiden sich von den Nomaden in mehrfacher Hinsicht; zunächst durch ihre geringere Selbständigkeit. An die Scholle gebunden, sind sie immer einheimischen, zuweilen auch fremden Machthabern unterthänig und steuerpflichtig gewesen. Auf dem ʿÂriḍ gebietet seit hundert Jahren der Scheich von Negd (der Wahhabiden-Sultan), während es in Ḥaḍramaut und auf den Serawât eine Menge kleiner Herrschaften gibt, deren Anzahl, Umfang und Macht beständig wechseln, welcher Wechsel durch jene zwei specifisch semitischen Eigenschaften, maasslose Ehrsucht und rohe Gewaltthätigkeit des Mächtigen, bedingt wird. Ein weiterer Unterschied dieser Gebirgsbewohner von dem durchschnittlich kleinen, unansehnlichen Geschlecht der Nomaden ist die Wohlgestalt und Stärke ihres Körpers, ihre

grössere Tapferkeit und Ausdauer, desgleichen der Kinderreichthum ihrer Ehen, — Eigenschaften, welche sie wohl dem festen Wohnhause und der reichlicheren und besseren Nahrung zu danken haben. In erster Reihe gilt das Gesagte von den Bewohnern Ḥaḍramauts und der südlichen Serawât, welche, schon der subtropischen Zone angehörig, eine zweifache Regenzeit und eine zweifache Ernte der Feldfrüchte haben. Von diesem Theile Arabiens lässt sich nicht sagen, dass er wenig Menschen erzeuge. Auch würde er seine wiederkehrenden Auswanderungen haben, wenn diese nur nicht einerseits durch das Meer und anderseits durch die wasserlosen Wüsten und feindlich gesinnten Stämme so sehr erschwert würden. Folglich muss auch hier die überschüssige Bevölkerung durch das Schwert hingerafft werden. Die Gelegenheit dazu bieten die beständigen Kämpfe der kleinen Tyrannen unter sich und mit den brandschatzenden Nomadenstämmen. Träte also der Fall ein, dass diese Länder in der Hand einer einzigen Dynastie vereinigt würden, welche stark genug wäre, den einheimischen Fehden zu steuern und die Nomaden dauernd fern zu halten, so müsste hier eine Uebervölkerung entstehen, welche schliesslich zu Auswanderungen zwänge. Im Alterthume müssen diese Fälle häufiger vorgekommen sein, denn die arabische Geschichte und, da diese nicht weit zurückreicht, noch mehr die Sage erzählt uns viel von den Wanderzügen der Sabäer und Ḥimjaren, wie die Vorfahren der heutigen Südaraber heissen; beide Namen hatten sie wahrscheinlich von ihrer schwarzbraunen Hautfarbe. Wegen der Menge der kleinen Völkerschaften, welche das Sabäerland in die Welt geschickt, nennt es daher Aloys Sprenger in seiner Lebensbeschreibung Muḥammed's (B. I, 507) geradezu „die Offizin der semitischen Völker". Die Araber wenden auf ein Volk oder Heer, welches zahlreich und überwältigend auftritt, um nach kurzer Zeit spurlos zu verschwinden, das uralte Sprichwort an: „verschwunden wie die Völkerheere der Sabäer" (ḏehabû kajâdi Sabâ), wofür wir sagen könnten: „verschwunden wie die Völkerheere der Germanen", welche zur Zeit ihrer Wanderungen Europa durchstürmten, um spurlos zu verschwinden. Der Zug der sabäischen Wanderungen ging natürlich nordwärts. Ging er zum Euphrat, so nahm er die Richtung gegen den ʿÂriḍ, welchen die Karawanen von der Stadt Negrân aus in 10 Tagen erreichen; ging er nach Palästina, so war das Tihâma (die Küstenniederung des Rothen Meeres) seine Strasse. Zu Zeiten mag man sich, namentlich von der Hadramaut'schen Küste aus, auch der Schiffe bedient haben. Sind die mit den heutigen Südarabern sprachlich sehr nahe verwandten äthiopischen (abessinischen) Semiten-Stämme eingewanderte arabische Sabäer, wie allgemein angenommen ist, so sind sie zu Schiffe nach Afrika gekommen; auch von dem seekundigen Phöniken, welche, wie Herodot wiederholt berichtet, am Rothen Meere, worunter er die Südküste Arabiens versteht, also wohl in Ḥaḍramaut ihre Ursitze hatten[1]), ist man geneigt anzunehmen,

1) Bei Strabo heisst es (16, 3), Arabien werde im Westen vom Arabischen Busen, im Osten vom Persischen Busen und im Süden vom Rothen Meere umgeben; ferner (1, 2): Einige legen den Ursitz der Phöniken an den Persischen Busen oder anders wohin am Ocean und lassen sie vom Rothen Meere „die Rothen" (Φοίνικες) benannt sein. Wahrscheinlich hiess das Volk פון Fûn (Pûn), woraus sein griechischer Name entstanden ist. Ob Fûn etymologisch die Rothen (Dunkelfarbigen) bedeutet, lässt sich zur Zeit, wo das Idiom von Ḥaḍramaut noch zu wenig bekannt ist, weder bejahen noch verneinen. In der Bibelstelle Jes. 66, 19 würde dann statt Pûl we-Lûd wohl Pûn we-Lûd „Puner und Lyder" zu lesen sein, da ein Volk Pûl sonst nicht erwähnt wird. Die Zeichen l und n sind im altsemitischen Alphabete sehr leicht zu verwechseln. Uebrigens stammt dieser Theil des Jesaia aus der Zeit nach der Eroberung Babels durch Cyrus, wo auch Carthago schon in hoher Blüthe stand.

dass sie zu Wasser nach Suwês (Suez) oder Aila gekommen und von da aus das syrische Küstenland und den Libanon occupirt haben. Die Anfänge der sabäischen Wanderungen verlieren sich in der vorhistorischen Zeit. Fällt die der Phöniken in das 18. Jahrhundert v. Chr., wie man annimmt, so würde die ihrer Stammgenossen, der zur Zeit der israelitischen Besitzergreifung Palästinas in diesem Lande ansässigen kananäischen Völkerschaften, unter denen die Imoräer (Amoriter) als die bedeutendste anzusehen sind, mehrere Jahrhunderte früher stattgefunden haben, da sie in der freilich mythischen Lebensgeschichte Abrahams, welchen die biblische Chronologie um 2000 bis 2100 v. Chr. leben lässt, bereits als Bewohner Westpalästinas vorkommen; vgl. Gen. 12, 6; 13, 7, wo beidemal den Worten „der Kanaäer wohnte damals im Lande" ein „schon" hinzugefügt werden muss. Nur das Ostjordanland war nach Gen. 14, 5 und 6 damals noch von lauter älteren Insassen bewohnt, bis auch diese verdrängt wurden; denn im Norden entstanden nach Vernichtung der Völkerschaften Refaïm und Zuzim die beiden Imoräer-Staaten Basan und Ḥesbon, während sich im Süden die Stämme Ammon und Moab festsetzten, zu denen später noch der Stamm Edom kam; der letztere, dessen Name „die Rothbraunen" bedeutet, wohl nicht lange vor der israelitischen Occupation Palästinas, da die biblische Tradition nach Gen. 36, 20—30 von der durch die Idumäer überwältigten und absorbirten Völkerschaft Ḥor (den Horitern) noch Geschichtliches zu berichten weiss, während sie von den durch Ammon und Moab ausgerotteten Völkern nur noch die Namen (Emim und Zamzumim) kennt. Alle diese neuen Insassen sprachen, wie Angehörige eines einzigen Volkes, wesentlich dieselbe Sprache, welche dem Südarabischen (Sabäischen) weit näher stand, als dem Nordarabischen und Aramäischen, und aus diesem Grunde wird man sie, von der biblischen Genealogie derselben abgesehen[1]), für Einwanderer aus Südarabien halten müssen. Dasselbe gilt auch von den Israeliten, denn die Thatsache, dass sie zur Zeit ihrer Eroberung Palästinas eine dem Kanaanäischen mindestens ganz nahe stehende Sprache redeten, wird durch die Annahme, dass dieselbe schon mit Jakob und seinen Kindern nach Gosen gekommen sei und sich trotz eines Jahrhunderte langen Verkehrs mit den Aegyptern in der Familie erhalten habe, keineswegs erklärt[2]). Demungeachtet wollen wir von diesem Volke hier absehen. Es konnte die

1) Der Grund, warum die Völkertafel (Gen. Cap. 10) die Kanaanäer zu Hamiten (Nigritiern, Aethiopen) macht, während sie der Sprache nach Semiten waren, und, wenn Südaraber, nur die Hautfarbe der Aethiopen hatten, ist ein tendenziöser; als die der Ausrottung und Sklaverei verfallenen Bewohner des dem semitischen Volke Gottes verheissenen Landes durften sie nicht zu den Semiten gezählt werden. Dieselbe Tendenz zeigt sich darin, dass Kanaan (nach Gen. 9, 21—27) allein unter seinen Brüdern für ein Verbrechen seines Vaters verflucht und zur Knechtschaft prädestinirt wird. Bei Edom, dem Israel nächstverwandten Stamme, liess sich die semitische Abkunft nicht läugnen, weshalb in Esau's Verachtung der Primogenitur und im Verluste des väterlichen Segens der Grund seiner Bestimmung zur Knechtschaft gesucht wird.

2) Es ist eine alte Annahme, dass die biblische Erzählung von den Erzvätern und der Uebersiedelung Jacobs und seiner Söhne nach Aegypten eine Fiction sei, und dass das Volk, welches sich an der Nordküste des Arabischen Busens (in Gosen und auf der Sinai-Halbinsel) unter Moses' Führung zur Eroberung Palästinas vereinigte, aus verschiedenartigen Elementen bestanden, sich aber durch Annahme der Gesetzgebung am Horeb zu einer religiös-politischen Kǫrperschaft verbunden und in Uebereinstimmung mit der theokratischen Basis des Bundes den Namen Israel „Gotteskämpfer" angenommen habe. Auch wird man ja jene Verschiedenartigkeit der Elemente zugeben können, da der Verfasser des Exodus noch 400 Jahre später „die vielen fremden Mitzügler" (ereb rabb) nicht ignoriren konnte (Ex. 12, 38). Da aber die Hypothese, jene Fremden seien Südaraber gewesen, in der Luft

ihm nach Jos. 13, 5 gestellte Aufgabe, die Kanaanäer bis zum Orontes auszurotten oder zu unterjochen, kaum zur Hälfte lösen (Jud. 3, 1—3). Die nördlichen Kanaanäer (ausschliesslich der Phöniken) verschwinden erst zur Zeit Davids und Salomos unter der Invasion aramäischer Stämme, welche den Collectivnamen Ṣôba führten. Kaum aber war mit dem Falle Babels die Macht der Aramäer an den Grenzen der syrischen Wüste gebrochen, als auch eine neue südarabische Einwanderung in Syrien erschien. Es war die der Nabatäer. Erst in neuester Zeit wird, wenn auch noch schüchtern, die Vermuthung laut, die Nabatäer möchten wohl Südaraber sein, obgleich die Beweise, dass sie es sind, nur von sachkundiger Hand zusammengestellt zu werden brauchen, um Jedermann zu überzeugen. Schon die in den nabatäischen Inschriften vorkommenden Eigennamen geben diese Ueberzeugung [1]). Wahrschein-

---

schweben würde, so lassen wir den Ursprung Israel's hier auf sich beruhen. Nur auf das Eine lässt sich aufmerksam machen, dass der Lebensgeschichte Abrahams eine eigens für ihn bestimmte Genealogie vorangestellt ist (Gen. 11, 10—27), in welcher er zu einem Pelgäer gemacht wird. Die Pelgäer sind nach Cap. 10, 25 eine Völkerschaft, welche durch Verlassen der Heimat von ihrem Brudervolke, den Joḳtanäern (Sabäern), sich getrennt hat. Den Namen Peleg „Trenner" illustrirt das unten erwähnte synonyme Muzêḳiâ. Indem also der Geneolog die Abrahamiden, resp. Israeliten, unter allen semitischen Völkern den Südarabern am nächsten stellt, löst er in seiner Weise das Räthsel der nahen Verwandtschaft ihrer Sprache mit der Sabäischen. Aber erklären denn die Exegeten die Pelgäer nicht für eine Fiction? Diese Frage ist hier ganz und gar Nebensache; die Hauptsache ist, zu wissen, für was sie der Genealog angesehen haben will. Wenn die Worte (Gen. 10, 30): „Die Joktanäer wohnten von Mêšâ an bis zur Stadt Sefar am Ostgebirg" sagen wollen, ihre Wohnsitze reichten von Bâb el-Mandeb bis zum Ariḍ (dessen früherer Name Gebel Iemâma wahrscheinlich „Ostgebirg" bedeutet und in dessen südlicher Hälfte, wie in den letzten 1500 Jahren, wohl zu allen Zeiten südarabische Stämme sassen), so hatten die Pelgäer nur das vom Nordende des Ariḍ zum Nordende des Persergolfs abfallende grosse Felg-Thal (Batn Felg) zu überschreiten, um aus Arabien nach Babylonien zu kommen, denn das Felg-Thal galt von jeher als die Grenzscheide zwischen der Halbinsel und Irâk, in welch letzteren ja auch die alte jüdische Tradition Abrahams Heimat Ur-Kasdim versetzt, nemlich in die gegenwärtig verödete Stadt Kûtâreijâ.

1) Bisher gab es über ihren Ursprung zwei verschiedene Ansichten. Die Meisten führten sie auf Nebajôt, Ismaels Sohn (Gen. 25, 13), zurück, indem man sich auf Jes. 60, 7 berief, nach welcher Stelle (die letzten 26 Capitel des Jesaia entstanden während des Exils) man annahm, dass nicht lange vor dem Auftreten der Nabatäer in der syrischen, vielleicht selbst peträischen Wüste ein Nomadenvolk Nebajôt existirt habe. Aber die Combination ist werthlos, einmal weil das biblische Wort mit Nabatû (so nennen sich die Nabatäer auf ihren Münzen) sprachlich nichts zu schaffen hat, sodann weil die Nabatäer keine Nomaden, sondern ein sesshaftes, Ackerbau treibendes Volk waren, endlich weil in der Jesaia-Stelle der Erstgeborne Ismaels nur dichterisch als Personification der Nomadenstämme überhaupt, nicht als besondere Völkerschaft anzusehen ist. Andere halten die Nabatäer für Aramäer aus zwei Gründen: 1. weil es noch heute im Irâḳ eine Nabaṭ genannte Bevölkerung giebt, welche schon 600 Jahre v. Chr. in babylonischen Keilinschriften erwähnt werde, 2. weil sich von den palästinischen Nabatäern Schriftdenkmäler in aramäischer Sprache erhalten haben. Dagegen ist zu erinnern, dass die heutigen Nabaṭ nicht nur in Irâḳ, sondern auch in Syrien und Nordafrika, besonders in Aegypten, massenhaft sich finden, aber keine Nabatäer sind, sondern (vom ZW. nabaṭ „Wasser emporheben") Feldbauer, Gärtner, Palmenzüchter in wasserreichen Gegenden, welche nicht, wie die Gebirgsbewohner, auf den Regen angewiesen sind, sondern ihre Pflanzungen mittels des Schöpfrades aus einem Flusse und mittels der Schöpfwelle aus einem Ziehbrunnen berieseln. Die angeblichen Nabatäer der Keilinschriften könnten also auch nur jene Rieselfeldbauern in den Baṭâiḥ (den Sumpfgegenden des Euphrat) sein. Was aber jene aramäischen Schriften (meist Inscriptionen) anlangt, so erklären sie sich einfach dadurch, dass die aramäische Sprache bis 200, ja 250 n. Chr. in den

lich nahmen sie nicht den Wasser-, sondern den Landweg nach Syrien, einen Theil der Ihrigen im nordwestlichen Negd zurücklassend, wo A. Gallus einen Bruder des Nabatäerkönigs als regierenden Fürsten, antraf. Die Stadt Jatrib (das heutige Medîna) verdankt wohl diesen südlicheren Nabatäern Ursprung und Namen [1]). Das übrige Volk occupirte das idumäische Gebirgsland, dessen alte Bevölkerung, soweit sie sich nicht mit den Eroberern vermischte, auf das damals verödete judäische Gebirg und in die Sefela (die philistäische Küste) verdrängt wurde, wo fortan ein neues Edom entstand, welches die Bücher der Makkabäer, Strabo, Josephus, Ptolemäus u. A. meinen, wenn sie von Idumaea reden, während das alte zu Nabataea oder Gebalene (Gebal) und der Seïr zum Scherât wurde [2]). Nur die alte Landeshauptstadt wird ihren Namen Selaʿ „Felsenspalt" behalten haben, da ihre beiden späteren Namen Reḳem (syr. Reḳmâ) und Petra nur aus ῥῆγμα τῆς πέτρας „Felsenspalt" entstanden, also eine Uebersetzung von Selaʿ sind [3]). In der Geschichte Syriens erscheint der Name der Nabatäer erst im vierten Jahrhundert v. Chr., aber sie müssen sich schon im fünften nördlich bis zur Trachonitis verbreitet und in ihr festgesetzt haben, wenn dieselbe ihnen, wie sehr wahrscheinlich, ihren heutigen Namen Ḥawrân („Schwarzland") verdankt [4]). Beim Beginn der Makkabäer-Kriege, welche den Nabatäern sehr vortheilhaft sein mussten, waren ihre Könige, wenn auch im Ostjordanlande mächtig (2 Makk. 5, 8), doch noch nicht im Besitze aller festen Plätze, widrigenfalls Judas Makkabäus wohl nicht genöthigt worden wäre, zum Schutze seines Volkes die Städte Boṣrâ (Bostra). Chasfom (Chisfîn), Karnion beim Atergation (Karnaïm beim Astarte-Tempel im südlichen Gêdûr) u. A. mit Sturm zu erobern, vgl. 1 Makk. 5. 26. 2 Makk. 12, 26. Aber um 100 v. Chr. sehen wir sie bereits im Besitz von Damask, welche Stadt zur Zeit des Apostels Paulus (2 Kor. 11, 32) ihr König Ḥâriṭat (Aretas Aeneas) durch einen Ethnarchen verwalten liess.

Grenzländern der syrischen Wüste für Inschriften und im schriftlichen Verkehre ebenso die vorherrschend gebräuchliche war, wie von da ab bis zum Eintritt des Islam die griechische. Ueberzeugend veranschaulichen lässt sich dies an zwei anderen sabäischen, gleichfalls in Syrien ansässig gewordenen Völkerschaften, den ʿAbd-Schems im Palmyrenischen und den Gassân in der Trachonitis. Da Palmyra im 3. Jahrhundert unterging, so ist die grosse Mehrzahl seiner Inschriften aramäisch; nur die jüngeren sind griechische oder bilingues, wogegen die Gassân, deren Reich von c. 235 bis c. 640 währte, nur noch griechische Inschriften haben. Unter den Hunderten, die wir von ihnen haben, giebt es keine andern.

1) Diese südlichen Nabatäer bearbeiteten wahrscheinlich die Goldbergwerke beim Farwaïn-Berge im Rumma-Thale, welche nach 2 Chron. 3, 6 das Parwaïm-Gold lieferten. Ob es erst zur Nabatäer-Zeit (in welcher der Chronist lebte) so genannt wurde oder schon zu Salomo's Zeit, bleibt ungewiss. Vgl. hierüber Zschr. f. Allgem. Erdk. 1865, B. 18, 249.

2) Scherât ist gewiss nur die antike nabatäische Aussprache des heutigen Serât (und Serawât); man sah den Seʿîr als die nördliche Fortsetzung des Tihâma-Gebirgs an.

3) Der volle Name der alten Hauptstadt Edoms war sicher Boṣrat ha-Selaʿ, „die Veste des Felsenspaltes", wofür aber das A. T. immer nur entweder blos Boṣra, „die Veste" par excellence, wie Jes. 34, 6; 63, 1. Jer. 49, 13. 22 Amos 1, 12, oder blos Selaʿ sagt. Der heutige Name der Stadt Petra, den sie in der christlichen Zeit, d. h. vor dem Islam erhalten, ist Wâdi Mûsâ „Mosesthal"; er beruht auf einem Missverständnisse von Num. 20, 8 ff.; man glaubte, die Felswand (Selaʿ), an welche Moses mit dem Stabe schlug, sei die Felswand von Petra (Selaʿ) gewesen.

4) Dagegen spricht nicht, dass der Name Ḥaurân schon im Ezechiel (47, 16. 18) vorkommt, denn dieses Buch kann nur, wie der ehrwürdige Zunz in seinem hohen Alter nachzuweisen den Muth der Wahrheit hatte, aus der Zeit 350 bis 400 v. Chr. stammen, vgl. Deutsch-Morgenl. Ztschr. 1873 S. 676 ff. Ueber die Etymologie des Wortes Ḥaurân s. Franz Delitzsch' Commentar des Buches Hiob, II. Aufl. 1876 S. 597).

An den Nabatäern ist den Geschichtschreibern zweierlei räthselhaft erschienen, ihr plötzliches Auftauchen und ihr eben so plötzliches Verschwinden. Aber Beides ist erklärlich. Kamen sie etwa um 500 von der Halbinsel aus in jenen entlegenen Winkel Syriens, den numerisch und politisch wohl sehr heruntergekommenen Rest Edoms in sich aufnehmend oder nach Westen vordrängend, sich selber aber der Perserherrschaft willig unterordnend und in der neuen Heimath geräuschlos sich einrichtend — wer sollte uns über sie berichtet haben? Wahrscheinlich würden sie in dem Buche des Nehemia erwähnt sein, wenn sie mit dem Lande zugleich die alte Feindschaft Edoms gegen Israel geerbt und den heimkehrenden Exulanten sehr geschadet hätten, wozu sie schwerlich Veranlassung hatten [1]). Dass sie aber unvermerkt verschwanden, geschah, weil sie nach den Schlägen, die ihnen Trajan's Feldherr Cornelius Palma beigebracht hatte, ihrer Selbständigkeit beraubt in den Umgebungen der römischen Garnison-Orte als Unterthanen der Römer sich ruhig verhielten, während die entfernteren Theile des peträischen Staats und Volks an zwei andere, aus dem Sabäer-Lande gekommene und im Norden und Süden der syrischen Wüste ansässige Völkerschaften übergingen. Im Norden fiel Damask mit seinen Umgebungen an den himjarischen Stamm Abd-Schems, welcher nach arabischer Tradition zur Zeit der Diadochen-Kriege eingewandert war und die Stadt Tadmọr (das spätere Palmyra) erbaut oder neu bevölkert und zur Residenz seiner Könige, des Geschlechts Uḏeinat (Odainathus), gemacht hatte, während Ḥaurân und die Belkâ an die Völkerschaft Selîḥ fiel, welche — ein Zweig des damals grossen sabäischen Volkes Ḳuḍâʿa — etwa in der Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. seine Heimath, die südlichen Serawât, verlassend, über den Ârịḍ und die Oase Feleg el-Aflâg in die Nähe der Stadt Heger gezogen war und dort mit einem anderen, gleichfalls aus Südarabien ausgewanderten Stamme Naṣr (ibn Azd) sich verbunden hatte, worauf Beide unter dem Namen Tenûch (Eidgenossen) sich nach Syrien gewendet und neue Wohnsitze gefunden hatten, die Naṣr am Euphrat, wo zuerst die Stadt Embâr und später Ḥîra die Residenz ihrer Könige wurde, während die Selîḥ sich im Einverständnisse mit den Römern in der Belḳâ und Trachonitis niederliessen. Ueber diese und andere mehr bekannte Wanderungen der Sabäer können wir uns kurz fassen. Während der Staat von Ḥîra unter persischer Oberhoheit bis zum Beginn des Islams dauerte, wurden die Selîḥ kaum 150 Jahre nach ihrer Ansiedelung im Osten des Jordans von einem andern südarabischen Volke, den Gassân, welches durch das Tihâma gekommen war, nach blutigen Kämpfen um 235 n. Chr. absorbirt. Die Gassaniden, welche sich allmählich vom Ailanischen Golf bis an den Euphrat nördlich von Palmyra ausgebreitet hatten, existirten bis zum Beginn des Islam, wo sie das Schicksal der Nasriden von Ḥîra theilten. Nur 50 000 Familien, welche das Christenthum nicht gegen den Islam vertauschen wollten, wanderten aus Haurân nach Georgien aus, wo sie sich allmählich verloren. Schliesslich mag noch erwähnt sein, dass während der Seleucidenherrschaft, vielleicht gleichzeitig mit den ʿAbd-Schems von Palmyra, die Salîch, ein Stamm der Ḳuḍâʿa, aus der Gegend von Negrân über den Ârid in die syrische Wüste und nach Mesopotamien gewandert waren, wo sie die Festung Ḥaḍr (das Hatra der römischen Geschichtschreiber) gegründet und zur Residenz ihrer Könige gemacht hatten. Ihr Staat wurde, nachdem noch kurz vorher der Kaiser Trajan

1) Ueber die Vermuthung, dass der im Buche Nehemia öfters genannte Araber Geschem, oder wie er nach Cap. 6, 6 in einem an Nehemia gerichteten Briefe richtiger heisst, Gaschmû, der damalige Phylarch der Nabatäer gewesen, s. Franz Delitzsch a. a. O. S. 599.

die Stadt Ḥaḍr vergeblich belagert hatte, unter ihrem letzten König Ḍaizan ibn Mu'âwia durch den Perserkönig Sapor (Schâbûr ḏul-aktâf) vernichtet.

So viel über die geschichtlichen und halbgeschichtlichen Wanderungen der Sabäer. Man begegnet nicht selten der Ansicht, dass in einer grauen Vorzeit alle Euphrat- und Tigrisländer vom Delta beider Flüsse bis zu den Quellen ihre semitische Bevölkerung aus Südarabien erhalten haben, wobei man sich die verschiedenen nordöstlichen Mundarten des Semitischen als allmähliche Entartungen der aus der Urheimath auf fremden Boden verpflanzten Sprache erklärt. Eine Erinnerung an jene ältesten Wanderungen findet man in der Nimrod-Sage der Völkertafel. Da nun aber Nimrod ein Kuschit (Aethiope) ist, und das biblische Kuschitenland nach Gen. 2, 11—13 das östliche Stromgebiet des Nil einschliesslich der Troglodytice und des Ṣômâl- und Zeng-Landes umfassen mag, so würde die an Nimrod's Namen sich knüpfende Wanderung in erster Reihe aus Ostafrika gekommen sein. Jedenfalls lässt sich von dieser Frage jene andere nach dem Ursitze der semitischen Sprache, d. h. ob derselbe Südarabien oder Aethiopien sei, nicht trennen.

Um nun schliesslich auf die Frage des Herrn Vorredners zu kommen, ob sich Einwanderungen arabischer Stämme in Nubien nachweisen lassen, so wird sich ein solcher Nachweis schwerlich führen lassen. Wäre Nubien zugleich mit Aegypten oder doch im ersten Jahrhundert der Higra erobert worden, so würde es trotz seiner im Ganzen unwirthlichen, traurigen Natur von arabischen Nomadenstämmen überschwemmt worden sein, ja vielleicht eine durchaus arabische Bevölkerung erhalten haben; aber den mannhaften Nubiern gelang es, wenn auch oft unter Annahme demüthigender Bedingungen ihrer Sieger, die Araber und den Islam 600 Jahre lang von ihrem Lande abzuhalten. Und als endlich in den beiden Feldzügen, die der kriegskundige und fanatische Mamluken-Sultan Bîbars in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts nach Charṭûm unternahm, ihre Widerstandskraft gebrochen worden war, gab es keine Wanderungen arabischer Stämme mehr, die sich in dem entvölkerten Lande hätte ansiedeln können. Die Nubier vertauschten ihr jakobitisches Christenthum gegen den Islam und blieben in ihrem Lande die Herren nach wie vor. Zwar wäre es denkbar, dass sich von jener Zeit an einige kleinere, bis dahin auf dem Moḳaṭṭam (so nennen die Araber die ganze, von Aswân bis Suwês zwischen dem Nil und dem rothen Meere liegende Gebirgsgegend) nomadisirende Araberstämme nach Nubien gezogen hätten, aber schwerlich würden sich die Fremden unter den kriegerischen Eingebornen haben halten können. Man wird also die heutigen nubischen Stämme zunächst nur für Aethiopen zu halten haben. Dagegen spricht nicht, dass sie sich selber Araber nennen, denn diese Bezeichnung ist niemals ein ethnographischer Begriff gewesen und ist es heute noch nicht. Wer einen Einwohner von Mekka, Medina, Kairo oder Damask „Araber" nennen wollte, würde für verrückt gelten. Araber sind nur die nomadisirenden, kameelzüchtenden, freibeuterischen Wüstenbewohner (Beduinen) ohne Rücksicht auf ihre Nationalität, und mit der Frage, welche die Beduinen häufig an reisende Europäer richten, „ob es bei uns Araber gebe?" wollen sie sich nicht erkundigen, ob wir in Europa arabisch sprechende Völkerschaften haben, sondern, ob es bei uns zeltbewohnende Nomadenstämme gebe. Daher spricht man in Syrien ganz richtig auch von kurdischen und turkmanischen Arabern, d. h. von Nomaden kurdischer und türkischer Nationalität, und die Aegypter nennen das Gebirgsland zwischen dem Nil und Rothem Meere geradezu dîrat-el-ʿArab „Arabien" d. h. Nomadenland; dasselbe thut schon Strabo zu einer Zeit, wo es dort noch keine Araber, sondern nur Aethiopen (Kuschiten) gab. Nennen sich also die nubischen Stämme „Araber", so bezeichnen sie sich damit nur als Nomaden. Aber auch angenommen, dieser

oder jener Stamm behaupte wirklich, aus der arabischen Halbinsel zu stammen, so wäre dies weiter nichts als leere Prahlerei. Eine Menge reiner Berberstämme Nordafrika's thut dasselbe, weil es der Muselmann für einen hohen Vorzug hält, dem Volke anzugehören, aus welchen der Prophet stammt. Wie aber, wenn ein solcher Stamm Arabisch und nichts als dieses spricht? Dies zu konstatiren, ist bei unserer noch sehr mangelhaften Kenntniss des nubischen Völkerlebens zur Zeit gar nicht möglich. Man denkt hierbei zunächst an die arabisch sprechenden Ḥomrân, aber wenn ich die Klanglosigkeit der Aussprache und die fast kindische Unbeholfenheit des Ausdrucks, welche ich bei Zweien der in Berlin gewesenen beobachtet habe, mit der Musik und dem Flusse der syrischen Nomadensprache vergleiche, so muss ich ihnen den arabischen Ursprung absprechen. Demungeachtet wäre es ja möglich, dass der Anthropolog an den nubischen Stämmen oder an einigen derselben Merkmale unterscheiden müsste, die sonst nur dem Semiten eignen, und da auch namhafte Aegyptologen, wie Brugsch und Abel, mit grosser Bestimmtheit erklären, dass in den hieroglyphischen Idiomen ein semitisches Substrat unverkennbar sei, welches dann nur in der Annahme einer uralten Einwanderung äthiopischer Semiten seine einfachste Erklärung finden würde, so wird die Wissenschaft die Frage, ob die Semiten vielleicht Autochthonen Aethiopiens seien, um so weniger kurzweg abweisen dürfen, als die semitischen Sprachen bekanntlich weder mit einer europäischen noch mit einer asiatischen irgend welche Verwandtschaft haben. Alle bisherigen Versuche, eine solche nachzuweisen, sind gemissglückt. Woher kam also diese Völkerfamilie? Die Abessinier nnd eine grössere Anzahl ihnen mehr oder weniger verwandter Nachbarvölker sprechen semitische, wenn auch nur erst zum Theil bekannte Mundarten und man hat sie deshalb zeither für Einwanderer aus Südarabien gehalten, welches damit scheinbar zum Ausgangspunkt, oder, wie es oben hiess, zur Offizin aller Semiten werden würde, aber weder weiss die Geschichte etwas von ihrer Verpflanzung nach Afrika, noch lässt sich dafür der Umstand, dass sie sich selber Sabäer nennen, geltend machen, denn wenn auch die Tradition und Geschichte der muselmännischen Araber das Sabäervolk nur auf der arabischen Halbinsel kennt, so kennt doch ein weit älteres Zeugniss, die Völkertafel des A. T., die Schebâ d. h. die Sabäer hüben und drüben d. h. in Aethiopien (im Kuschitenland) und in Südarabien, wonach sie ebenso von Westen nach Osten, wie umgekehrt, gewandert sein können. Es ist also Sache des Anthropologen zu untersuchen, ob die schwarzen Südaraber (die Ḥimjar) Einwanderer aus Aethiopien sein können. Seitdem es durch die neuesten geographischen Entdeckungen ausser Zweifel gestellt zu sein scheint, dass die Natur an den Ufern mächtiger Ströme im Herzen Afrika's Paradiese geschaffen hat, mit denen sich auf unserem Planeten wenige oder keine vergleichen lassen, seitdem ist die alte Theorie, dass man die Wiegen der Völker nur an den von den Hochgebirgen Centralasiens kommenden Flüssen zu suchen habe, ins Wanken gekommen. Eine Ausbreitung afrikanischer Autochthonen, im Norden durch die Ṣaḥarâ gehemmt, konnte nur östlich gegen den oberen Nil und gegen das Mandeb-Thor nach Südarabien hin stattfinden. —

Hr. Virchow: Ich erkenne die Bedenken an, welche Hr. Hartmann in Bezug auf seine Betheiligung an der Diskussion ausgesprochen hat. Es ist unmöglich, die ganze Summe von Thatsachen und das ganze Detail von Beweisen, welches nothwendig ist, um so komplizirte Fragen zu erörtern, bei Gelegenheit einer Diskussion mündlich vorzutragen. Das erfordert in der That eine umständliche Darstellung. Aber wir haben alle das gemeinsame Interesse, dass in der münd-

lichen Besprechung die eigentlichen Streitpunkte fixirt werden und dass die einzelnen Beobachter, welche weiterhin an die Sache gehen, sei es auf diesem, sei es auf jenem Wege, sei es unmittelbar in den Lokalitäten, sei es auf dem Wege der Linguistik, sei es auf dem Wege der anatomischen Untersuchung, — dass sie diesen fixirten Punkten sich einigermassen anschliessen, mit anderen Worten, dass die Untersuchung auf eine concentrirte und bewusste Bahn gelenkt wird.

Im Laufe dieser Debatte hat sich das Problem, welches uns beschäftigt, so gestellt, dass man entweder die Araber, wenigstens die Himyariten und die anderen Südaraber, von Afrika ableitet oder die Hamiten, Kuschiten, Aethiopier u. s. w. aus Asien kommen lässt. Herr Wetzstein hat ganz scharf in seiner Weise die Frage aufgeworfen: Sind nicht möglicher Weise die Araber von Afrika gekommen? Sind sie nicht ursprünglich von Abessynien über das rothe Meer gegangen?

Damit ist freilich die Lösung des Problems, vorausgesetzt, dasa man die Frage bejaht, nur bis zu einem gewissen Punkt geführt, denn wir kommen dann immer wieder auf die zweite Frage: sollen wir in Afrika selbst die Descendenz noch weiter zurückgehen lassen, um schliesslich bis auf die Neger zu kommen? oder umgekehrt, sollen wir, von den Negern ausgehend, eine sich erhebende afrikanische Kulturrasse konstruiren, die, meinetwegen im Hochlande von Abessynien, ihren Sitz hatte oder gar von dem, von Hrn. Hildebrandt ermittelten Berg Meru in Südost-Afrika ausgegangen ist und von da allmählich sich weiter ausgebreitet hat? Es ist das eine an sich berechtigte Frage.

Anders liegt die Sache, wenn man diejenige Betrachtung zu Grunde legt, welche nach meiner Meinung als die mehr natürliche sich darbietet, dass Einwanderungen in verschiedener Zeit und in verschiedener Richtung von Osten her den afrikanischen Boden betreten haben: die einen über die Landenge von Suez, die anderen über die Strasse Bab-el-Mandeb, andere vielleicht direkt über das Rothe Meer. Eine solche Annahme schliesst nicht aus, dass Jahrtausende zwischen den einzelnen Einwanderungen liegen können, aber sie verlangt, dass die einwandernden Stämme asiatischen Ursprungs waren und asiatische Elemente nach Afrika brachten. Dabei bleibt die Frage, wie sich diese Stämme zu den eigentlichen Negerstämmen stellten, allerdings offen, indess ziemlich natürlich, wenigstens meiner Meinung nach, drängt sich uns vorläufig die Vorstellung auf, dass an der Ostküste Afrikas und bis zu einer gewissen Tiefe in den Continent hinein ein Kampf der eindringenden östlichen Elemente gegen ein sehr altes, abar relativ niedriges Negerelement stattfindet, dessen ethnologische Resultate in den verschiedensten Mischformen auftreten.

Es wäre dann unsere Aufgabe, diese Mischformen in ihre Elemente aufzulösen und ihre Verbreitungsbezirke festzustellen. Herr Schulz von Port Natal hat auch mir auf meinen Photographien der Nubier einzelne Personen bezeichnet, von denen er sagt: Der Mann sieht genau so aus wie ein Basuto, der andere wie ein Zulu. Das mag sein; mögen wir also die Frage so weit stellen, das wir auch die Bantu-Völker mit in die Untersuchung hineinziehen. Immer bleibt uns die Frage: ist das Grundelement, welches uns im östlichen Afrika entgegentritt, ein Element, welches Hauptmerkmale der asiatischen oder Hauptmerkmale der afrikanischen Rasse an sich trägt?

Da ist gerade der Punkt, wo in erster Linie die rein anthropologische oder, wenn Sie wollen, die anatomische Forschung einzugreifen hat, um eben die Breite, in welcher die einzelnen Merkmale hervortreten, zu fixiren. Wir sind leider noch im Vorstadium aller dieser Untersuchungen, aber ich kann den Eindruck

nicht verleugnen, dass vorläufig viel mehr Anklänge an das Asiatische hervortreten.

In dieser Beziehung möchte ich noch einmal mit einigen Worten unserer Nubier gedenken. Von der grossen Mehrzahl derselben, und zwar sowohl von den Chasīa-, als von den Bedauie sprechenden Leuten, kann man dreist sagen, dass nichts an ihnen an den Neger erinnert, als ihre Farbe. Der Haut nach sind sie Schwarze, wie die Neger selbst. Mag ihre Farbe häufig etwas heller sein, im Wesentlichen ist sie doch sehr dunkel. Aber eben so dunkel sind auch viele Südaraber und nicht minder viele Dravida-Stämme in Vorderindien, und wenn man dies Kriterium entscheiden lassen wollte, so würde man schliesslich auf den ganz veralteten Standpunkt zurückgeworfen werden, alle Schwarzen, auch die der östlichen Inselwelt, zusammenznfassen. Meiner Meinung nach ist es noch nicht einmal allgemein zuzugestehen, dass die Chasīa- und Bedauie-Stämme ihre dunkle Farbe der Beimischung von Negerblut verdanken; es kann sehr wohl sein, dass sie die selbe schon mitgebracht haben.

Die Beimischung von Negerblut giebt sich bei unseren Nubiern durch viel auffälligere Aenderungen in der Gesichtsbildung und dem Körperbau zu erkennen, und sonderbarerweise tritt dies am schärfsten gerade bei solchen Leuten hervor, deren arabischer Ursprung mit am stärksten betont ist. Ich verweise in dieser Beziehung auf die Djālin, den Homrān und vor Allem auf den Takrūri. Dieser letztere, Saleh oder Saleχ, giebt geradezu an, dass seine Ahnen aus Arabien nach Wadai gekommen seien. Hr. Nachtigal hat ermittelt, dass in der That Araber aus Bagdad nach Wadai kamen und dort die Königswürde erlangten, unter der Bedingung, dass sie und ihre Nachkommen nur aus den vier herrschenden (Neger-) Stämmen sich Weiber nehmen dürfen. Da nun Saleh nicht nur die richtige Negerfarbe, sondern auch das Wollhaar und den ganzen Habitus des Negers hat, sogar ausser Arabisch eine wirkliche Negersprache redet, so haben wir in ihm ein vortreffliches Beispiel dafür, was bei fortgesetzter Zuchtwahl aus einem Semiten werden kann, und wie wenig gelegentlich bei einer Mischrasse von dem ursprünglichen asiatischen Wesen übrig bleibt. Ist es richtig, dass die Djālin im 12. oder 13. Jahrhundert von Asien eingewandert sind, so ist es eher zu verwundern, dass sie nicht mehr negrisirt sind, als unsere drei Specimina. Denn diesen fehlt das eigentliche Wollhaar vollständig und nur in Farbe und Gesichtsbildung lassen sie eine gewisse Annäherung an Negereigenschaften erkennen. Noch mehr gemildert ist dies bei dem Homran, dessen langes, fast lockiges Haar auch nicht das mindeste Negerähnliche darbietet. Immerhin ist es nicht zu übersehen, dass alle diese Leute zu den am meisten westlich wohnenden und über den Nil hinüber verkehrenden Stämmen gehören.

Ganz anders verhält es sich mit den Mitgliedern der weiter östlich wohnenden Stämme. Wie verschieden von der Negerwolle ist ihr Haupthaar! Durchweg wächst es lang aus und obwohl kraus, ist es doch typisch verschieden von dem nigritischen Wollhaar. Aus diesem würden sich schwerlich durch irgend eine Kunst die langen Zöpfchen und die gerade aufsteigenden Kronen der Ostafrikaner herstellen lassen. Was die Schädelbildung anlangt, so ist es gewiss bemerkenswerth, dass gerade die Hadéndoa, der nach Munzinger reinste Bedja-Stamm, und die ihm zunächst wohnenden Haléngа, wie ich in der vorigen Sitzung dargelegt habe, sich durch ausgemachte Mescecephalie von den dolichocephalen Nigritiern unterscheiden. Sind die weit östlich wohnenden Márea wieder mehr dolichocephal, so beweist auch dies noch nicht ihre afrikanische Abstammung, denn abgesehen davon, dass von den 6 Márea nur 3 einen Index unter 75 und genau genommen 3 einen mesocepha-

len Index ergaben, so ist doch auch in Asien die Dolichocephalie der dunkelfarbigen Stämme keine ungewöhnliche Erscheinung. Ganz und gar abweichend aber ist die Gesichts- und Körperbildung, welche der arischen vielfach nahe kommt und mit der semitischen die grösste Verwandtschaft zeigt. Dieses hohe und schmale Gesicht, diese schmale und lange, stark hervortretende und häufig überhängende Nase, diese sanften, einander genäherten Augen mit den zarten, langen Lidern, der vollkommen orthognathe Kieferbau, die schmalen und feinen Lippen, die wenig vortretenden Wangenbeine, der lange und stolz aufgerichtete Hals, die schlanke und hohe Gestalt, mit schönem Ebenmaass und guter Bildung der Glieder, die Zierlichkeit von Hand und Fuss — sind das nicht lauter Merkmale, die wir, etwa mit Ausnahme der Berber, bei keiner afrikanischen Nation, am wenigsten bei einer nigritischen, finden?

Es lässt sich nicht verkennen, dass diese Eigenschaften bei einzelnen Stämmen mehr, bei anderen weniger ausgeprägt hervortreten. Die Márea z. B. zeigen in der Bildung des Gesichts, namentlich der Nase, in höherem Grade semitische Anklänge, als die Hadéndoa und Halénga, auch als die Heikōta. Dafür geht ihre Stammestradition auch auf eine weit jüngere Einwanderung aus Arabien. Sind die Heikōta, wie wir annehmen müssen, weit ältere Bewohner des afrikanischen Bodens, so wird es ja begreiflich, dass sie anders sind, als die Márea. Möglicherweise sind sie auf ganz anderen Wegen und von ganz anderen Ursitzen aus Asien hereingekommen. Welche Motive sollten uns bestimmen, sie als Descendenten eines Negerstammes anzusehen? Und doch würden gerade sie sich als eine solche Brücke zwischen afrikanischem und asiatischem Wesen, als ein Uebergangsglied zwischen Negern und Semiten darstellen. Ich muss sagen, dass ich nichts in ihrer Organisation entdecken kann, was für eine solche Annahme spräche.

Zu glauben, dass das semitische Element aus afrikanischer Quelle hervorgegangen sei, das wiederstreitet in der That allen Prämissen der physischen Anthropologie. Von Blumenbach her sind wir gewöhnt, die Semiten als unsere nächsten Verwandten anzusehen. Sie stehen uns physisch in allen Beziehungen ganz nahe. Wenn auch die indogermanische Rasse sich als eine besondere und von der semitischen verschiedene ausweist und die Verknüpfung beider sehr weit zurückliegen mag, so habe ich doch noch immer die Ueberzeugung, dass das näher verwandte Linien eines Urstammes sind, und dass wir die Semiten von den Kaukasiern Blumenbach's nicht gänzlich ausschliessen dürfen, um sie einer afrikanischen Urrasse anzureihen. Hängen aber die semitischen Stämme mit den arischen, wenn auch nur in sehr weiter Entfernung, näher zusammen, so wird man immer wieder auf die Wahrscheinlichkeit gedrängt, dass der Osten Afrikas den Kampfplatz bildet, wo die Völkerwogen von Asien und Afrika von uralter Zeit bis auf die Gegenwart aufeinanderstürmen. Da ist für mich nicht entscheidend die Frage der persönlichen Tapferkeit, welche Herr Wetzstein urgirt hat. Es ist gleichgültig, mit welchen Mitteln die Einflüsse sich geltend machen und der Kampf geführt wird. Das ist thatsächlich nachzuweisen, dass die civilisirten arabischen Elemente auch auf dem Wege der friedlichen Arbeit sich einen immer tieferen Einfluss in Afrika geschaffen und sich ein immer grösseres Gebiet der Herrschaft erkämpft haben. Dass sie fruchtbar sind und sich schnell vermehren, das haben sie nicht blos in Afrika, sondern auch anderswo gezeigt, dafür lassen sich bestimmte Nachweise aus allen drei Welttheilen liefern. Somit bieten sie meiner Meinung nach auch alle die Eigenschaften dar, welche einem erobernden Volke eigenthümlich sein müssen.

Zu einer positiven Entscheidung werden wir freilich in diesem Augenblick noch nicht kommen. Ich möchte aber jetzt, wo wir an der Schwelle der eigent-

lichen Arbeit stehen, wünschen, dass wir wenigstens die Hauptdifferenzpunkte klarlegen. Wie sie sich nachher lösen werden, wer kann das schon jetzt mit Genauigkeit sagen? Es ist das kein Gegenstand, der uns persönlich aufregen könnte; wir werden in gemeinsamer Arbeit nach dem Ziel zu streben haben, dieses sehr schwierige Problem zu lösen. —

Hr. Nachtigal: Ich wollte das, was der Herr Vorsitzende gesagt hat, besonders urgirt haben, dass diese Mischungen in ausserordentlich alter Zeit stattgefunden haben. Ich glaube nicht, dass Jemand annehmen wird, dass in einer verhältnissmässig nahe liegenden Zeit grössere Völkerschwärme über Afrika sich ergossen haben. Aber dass derartiges früher stattgefunden hat, wird von fast allen Seiten, besonders auch von arabischen Gelehrten, angenommen. Ibn Chaldun kann in der Geschichte der Berber auch nicht anders, obgleich er im Ganzen und Grossen die Abstammung der Berber von den Arabern verwirft und eine einheitliche Bevölkerung Nord-Afrika's bis zum Sudan annimmt, als bei der Besprechung der einzelnen Abtheilungen und Stämme der Berber zugeben, dass sie schon in den ältesten Zeiten von Osten her Mischungen erfahren haben, und dass überhaupt im nördlichsten Afrika arabische Elemente neben den Berbern seit so langer Zeit existirt haben, als überhaupt die Geschichte reicht. Dass diese Mischung der Bevölkerung mit Arabern späterhin, in der ersten Zeit des Islam, in den Küstenländern in sehr ausgiebiger Weise stattgefunden hat, ist selbstverständlich. Dabei wird vielfach, besonders im Westen, das vorwaltende, eingeborene berberische Element das von Osten kommende arabische gänzlich absorbirt haben; doch mit welcher Zähigkeit das letztere seine Eigenartigkeit, besonders die Sprache, zu bewahren vermag, sehen wir an einzelnen Stämmen des Sudan. In Bornu z. B., wo das arabische Element numerisch viel schwächer ist, als in den östlichen Sudan-Ländern, ist es auffallend, wie diese, vor manchen Generationen eingewanderten Stämme inmitten einer verhältnissmässig dichten Bevölkerung, deren Sprache (Kanuri-Sprache) so allgemeine Herrschaft im Lande hat, dass selbst die periodisch zureisenden arabischen Handelsleute sich ihrer bedienen, ausschliesslich an ihrer Sprache festhalten konnten.

Ich will auf die Frage, ob Hr. Hartmann mit Recht die Tapferkeit der Araber so geringschätzt, nicht näher eingehen, doch möchte ich Ihnen die kurze, neuere Geschichte eines arabischen Stammes erzählen, welche nicht allein die Art und Weise der Verbreitung dieses Volkes bis in die Negerländer illustrirt, sondern auch beweist, dass dasselbe, wenn es nicht die Tapferkeit hat, welche vom europäischen Krieger gefordert wird, doch durch eine ausserordentliche, die grössten Hindernisse besiegende Unternehmungslust ausgezeichnet ist.

Im Anfang dieses Jahrhunderts lebte in der Umgebung der grossen Syrte der Stamm der Aulad Soliman, der nur etwa tausend Reiter aufbringen konnte. Nachdem derselbe lange Zeit mit den Türken Krieg geführt hatte, als diese sich seiner festen Sitze in Fezzan bemächtigen wollten, hat er sich endlich besiegt nach dem Sudan zurückgezogen, wohin ihn früher seine kriegerischen Raubzüge bisweilen geführt hatten. Dieser Stamm, der jetzt höchstens 200 bis 300 Reiter stellt, lebt inmitten einer feindlichen Bevölkerung schon seit 30 Jahren, und hat soviel Terrain gewonnen, dass er in Kanem und einem grossen Theil der südöstlichen Wüste die Herrschaft hat und mit den grossen mohammedanischen Negerreichen des Sudan Verträge schliesst. Barth prophezeite ihm den Untergang vor zwanzig Jahren, und ich fand ihn mächtiger, als er zu jener Zeit war. Dies spricht klar dafür, dass

auch kleinere arabische Stämme oder Stamm-Abtheilungen sich wohl unter der verhältnissmässig dichten Bevölkerung der Sudanländer festsetzen konnten.

Wenn nun auch manche dieser arabisch sprechenden Stämme nicht erwiesene Araber sind, so finden sich doch in Ost-Sudan einige Stämme von den Chozam und den Kinana, welche nachweislich zur Zeit des Propheten auf der arabischen Halbinsel lebten. Sie sind in verschiedenen Sudanstaaten vertreten und es kann unmöglich angenommen werden, dass sie diesen Namen usurpirt haben. Wenn diese aber, die noch dazu numerisch schwach waren, in den Sudan gelangen und ihre Natur und Stellung unter den Negern bewahren konnten, warum sollte dies nicht auch andern gelungen sein, und warum sollen wir also nicht in Stämmen mit arabischen Namen und arabischer Sprache, die sicherlich keine Neger sind, arabische Bestandtheile annehmen? —

Hr. Hartmann: Bevor ich die heldenmüthige, uns hier geschilderte Tapferkeit der Uled-Sliman als Beweis der kriegerischen Tüchtigkeit eines arabischen Stammes anzuerkennen vermag, müsste ich mich erst davon auf dem Wege einer wissenschaftlich-anthropologischen Untersuchung überzeugen können, dass die Uled-Sliman wirklich rein gebliebene, arabische Einwanderer seien. Vorläufig befinde ich mich jedoch in der Lage, jene Uled-Sliman ebensogut für arabisirte Berbern zu halten, wie andere sogenannte Araberstämme des Magreb. Ich habe mich übrigens hinsichtlich dieses Punktes bereits im ersten Bande meiner Nigritier sehr ausführlich und nachdrücklich geäussert. Ich verweise auch auf meine oben angekündigte Arbeit über die Bedja. Die Berbern halte ich allerorts für sehr tapferes Volk. Ich brauche hier nur an die Thaten des grossen Bey von Maskara zu erinnern, die auf unsere Zeit fallend, in der Geschichte fortleben werden. Die kriegerischen Eigenschaften der Uled-Sliman dürften sich wohl aus einer genügenden Beimischung von Berberblut erklären lassen. —

Hr. Steinthal: Meine Ansicht neigt ganz entschieden dahin, die Semiten von den Nigritiern fern zu halten. Was mir gelegentlich vorgekommen ist von einer behaupteten Verwandtschaft der afrikanisch-nigritischen Stämme mit semitischen Stämmen, hat bei mir wenig Glaubwürdigkeit gefunden. Wenn man behauptet hat, die Galla-Sprache sei mit den semitischen verwandt, so habe ich das nicht im Mindesten bestätigt finden können.

In Bezug auf die andere Frage über den Ursprung der Semiten selber könnte es sein, dass die Frage in Bezug auf die rein natürlichen Merkmale der Rasse und die Frage nach dem Ursprung der Sprache wohl getrennt werden müssen, denn es kommt mir allerdings vor, als könnte die semitische Sprache nicht wirklich eine ursprüngliche sein, als könnte sie nur durch irgend welche Umwälzung ursprünglicher Verhältnisse entstanden sein, worüber ich mich hier nicht weiter auslassen kann. —

Hr. Hildebrandt: Die Bedjah-Völkergruppe dehnt sich durch Danakil, Somal und Gala mindestens bis zu den Oigob (Másai-Wakwafi) aus. Es sind Nomaden der trocknen Ebenen. Scharf von ihnen verschieden ist der echte Neger des regenreichen central-afrikanischen Gürtels. Ich meine den Neger, der, um mich linguistisch auszudrücken, die Präfixsprache spricht. An der Grenze dieser beiden Völkergruppen, wo ich mich auf meiner letzten Reise bewegte, bei den Wanika, Wataita, Wakamba, finden sich die Uebergänge, sowohl in anthropologischer Beziehung, als

in ihrer Lebensweise. Hier sind alle möglichen Nüancen vertreten, wie bei den Farben des Prismas. Wenn sich, wie hier, ein Volk mit Feuer und Schwert in ein anderes hineindrängt, wird es die Frauen des Besiegten als Sclavinnen und dann als Weiber annehmen, also sich bedeutend mehr vermischen, als wenn ein ganzer Stamm mit Weib und Kind in ein anderes Land auswandert, wie es wohl von Arabien nach Afrika geschehen ist und noch heute vielfach geschieht. Uebrigens ist gegen Süd-Arabien die Grenze der Bedjah-Völker wenig ausgeprägt. Ich kann z. B. gewisse Hadramaut-Bewohner von Somal, von Gala oder von Habab nicht so ohne weiteres unterscheiden. Das Rothe Meer ist viel zu schmal, um eine absolute Völkerscheide zu bilden. Stellenweise kann man sogar hinübersehen. Seine vielen Inseln bilden vollends Brückenpfeiler. Arabien gehört geologisch und klimatisch viel eher zu Afrika als zu Asien. So auch ein Theil der seinen Süden bewohnenden Stämme. Mir scheint, als ob sich die Frage nach dem Ursprung der Bedja-Völker im Kreise drehe; ob er in Afrika, ob in Arabien zu suchen[1]), scheint mir unmöglich zu entscheiden, nur so viel lässt sich constatiren, dass diese Nomaden, von den Bescharin im Norden bis zu den Oigób im Süden, alle eng zusammengehören. Ich möchte sogar annehmen, dass die Zulu und ihre Zugehörigen mit den Bedjah verwandt sind, denn viele Sitten beider stimmen überein. Scharf zu trennen bleiben aber die echten, ackerbauenden Neger. —

Hr. Hartmann: Ich muss hier ausdrücklich hervorheben, dass das Nomadenthum und die Viehzucht in Afrika, namentlich die Zucht der verschiedenen Zeburassen und des grosshörnigen Rindes, durchaus nicht so ausschliesslich in den Händen der Bedja, Afer, Somal und Gala sich befinden, wie Hr. Hildebrandt zu glauben scheint. Vielmehr sind unzweifelhaft nigritische Stämme, wie die südlichen Berun, die Denka oder Dinka, gewisse Völker der aequatorialen Seegebiete, ferner die Bantu, auch die Betchuana und die Herēro, dann die Fulan echte Viehzüchter. Manche der von Hrn. Hildebrandt beschriebenen Waffen, Geräthe und Sitten finden sich bei den Nigritiern des Herzens von Afrika wieder. Ich muss beiläufig deren asiatischen Ursprung stark bezweifeln, da kein Volk Asiens dieselben zeigt, wogegen sie in vielen Gegenden Afrikas, auch im alten Aegypten, zu Hause sind. Die Sitte des Blutmelkens und des Handels mit dem Blute der Rinder u. s. w. ist bei den Stämmen des weissen Nil und unter den schwarzen Berun eine völlig heimische. Auch der eingesenkte Bogen findet sich in Afrika wieder und der spitzbogige Armschmuck der Masay beweist mir gar nichts. —

Hr. Virchow: Damit diese Erörterung nicht resultatlos verläuft, wird es wichtig sein, dass wir von Zeit zu Zeit darauf zurückkommen. Es wird ein genügender Lohn sein, wenn wir in diesen Diskussionen mit der Zeit immer mehr klar werden über die ganz bestimmten Punkte, welche unmittelbar Gegenstand der weiteren Untersuchung werden müssen. Schon jetzt wissen wir, wie untersucht werden muss. Es werden viele Kräfte dazu erfordert werden, aber unsere Reisenden werden immer besser beobachten, wenn sie von hier aus eine gewisse Zahl formulirter spezieller Fragen mitnehmen und wenn man ihnen von vornherein empfiehlt, auf diese Fragen ihre Aufmerksamkeit möglichst zu concentriren.

(13) Eingegangene Schriften:

1) Dr. G. Berendt, Nachtrag zu den Pomerellischen Gesichtsurnen. Geschenk des Verfassers.

---

1) Oder ob sie vielmehr als Autochthonen ihrer jetzigen Wohnsitze anzusehen sind.

2) A. Bogdanoff, Archäologische Verhandlungen. Vol. XXII. tom 4. Geschenk des Herausgebers.
3) Handelmann, Das Eisenalter. Geschenk des Verfassers.
4) Jahresbericht des Lesevereins der deutschen Studenten zu Wien.
5) Pinder, Bericht über die heidnischen Alterthümer der ehemals kurhessischen Provinzen. Geschenk des Verfassers.
6) Bastian und Voss, Die Bronzeschwerter des Königl. Museums zu Berlin. Geschenk der Generalverwaltung der Königl. Museen.
7) Luis Lanfurgo i Federico Puga Guia del Museo National de Chile. Geschenk des Hrn. Gesandten v. Gülich.

Sitzung am 21. December 1878.

(1) Der Vorsitzende Hr. **Virchow** erstattet den

Geschäfts- und Verwaltungsbericht über das Jahr 1878.

Das verflossene Geschäftsjahr giebt trotz mancher herber Erlebnisse, namentlich trotz des Verlustes nicht weniger ausgezeichneter Mitglieder, ein neues Zeugniss von dem regelmässigen Fortschreiten der Gesellschaft. Verglichen mit den Vorjahren, zeigt es ein langsames, aber sichtliches Anwachsen. Es betrug nehmlich am Schlusse des Jahres

	1876	1877	1878
die Zahl der Ehrenmitglieder	4	4	4
„ „ „ correspondirenden Mitglieder	68	73	80
„ „ „ ordentlichen Mitglieder . .	260	309	336

Im Laufe des Jahres 1878 war die Zahl der ordentlichen Mitglieder bis auf 363 angewachsen, allein durch Tod und Austritt sank dieselbe wieder bis auf die angegebene Höhe.

Als Vorsitzender glaube ich bei dieser Gelegenheit eine offene Bemerkung machen zu dürfen. Nicht wenige der ausgetretenen Mitglieder haben ihren Austritt damit motivirt, dass ihre Zeit ihnen nicht gestatte, regelmässig den Sitzungen beizuwohnen. Es begreift sich das. Fast jeder von uns gehört einer Mehrzahl von Gesellschaften an, denen er nicht regelmässig durch persönliche Theilnahme seine Aufmerksamkeit beweisen kann. Ich selbst gehöre zu verschiedenen Gesellschaften, deren Sitzungen ich überhaupt nicht besuchen kann. Trotzdem bleibe ich Mitglied, nicht bloss weil es eine Ehre für mich ist, sondern auch desshalb, weil ich weiss, dass jede Gesellschaft, um existiren zu können, eine gewisse Summe zahlender Mitglieder nöthig hat. Wer sonst einer Gesellschaft nichts leisten kann, leistet ihr doch einen Geldbeitrag.

Nun bedarf unsere Gesellschaft, ihren weit ausgespannten Aufgaben gemäss, in viel höherem Maasse der zahlenden Mitglieder, als viele anderen. Bei sehr knappem Haushalt reicht unsere eigene Einnahme doch nicht aus, um die Ausgaben zu decken. Wir haben sehr wenig auf Ankäufe und Unterstützung von Reisenden verwendet; unsere Hauptausgabe besteht in der Herstellung unserer Publikationen und der dazu gehörigen Tafeln. Hätten wir nicht die Subvention des Hrn. Cultusministers, so würden wir genöthigt sein, unsere Berichte ganz mager auszustatten. Die jetzige Ausstattung aber, das ist allgemein anerkannt, gereicht nicht nur der Gesellschaft zum Ruhme, sondern noch mehr der Wissenschaft zum Nutzen. Die vergleichende Archäologie und Ethnologie schöpft aus unseren Berichten wichtige Anhaltspunkte. Diese Ab-

bildungen dienen dazu, überall im In- und Auslande das Material zur Anschauung zu bringen, über welches wir verhandeln. Es verschafft uns und unserer Wissenschaft neue Freunde, es erzieht unsere Mitglieder zu Kennern, es knüpft unsere auswärtigen und unsere correspondirenden Mitglieder, denen die Sitzungsberichte zugesendet werden, an unsere Arbeitsleistungen, es schafft uns die werthvollsten Beiträge und Geschenke. Aber auch unsere einheimischen Mitglieder erhalten in den Veröffentlichungen, auf deren Bezug sie ein Recht haben, der Zeitschrift für Ethnologie und dem Correspondenzblatte der deutschen anthropologischen Gesellschaft, eine Gegengabe, deren buchhändlerischer Preis beträchlich höher ist, als der Jahresbeitrag des Einzelnen. Rechnen wir das ab, was uns selbst die Abonnements und andere Ausgaben kosten, so bleibt der Gesellschaft für ihre Zwecke, einschliesslich der artistischen Ausstattung der Publikationen selbst, von dem Jahresbeitrage des einzelnen Mitgliedes die geringe Summe von 6 M.

Es liegt daher auf der Hand, dass wir viele Mitglieder brauchen, wenn wir Grosses leisten sollen, und ich kann nicht umhin zu erklären, dass ich es nicht verstehe, wenn manche, sehr gut situirte und sonst für öffentliche Zwecke interessirte Männer ihre Mitgliedschaft der Gesellschaft entziehen, weil es ihnen nicht genügt, bloss zahlende Mitglieder zu sein. Ich erachte es vielmehr für eine Aufgabe, zahlende Mitglieder in grösserer Zahl heranzuziehen, und ich darf es hier aussprechen, dass wir es mit Bekümmerniss sehen, dass Männer, welche mit Glücksgütern reich gesegnet sind, bei der Vertheilung ihrer Reichthümer unserer Armuth nie gedacht haben. Eines der in diesem Jahre gestorbenen Mitglieder, Dr. Markwald hat mit voller Hand aller möglicher Vereine gedacht, nur unserer Gesellschaft nicht. Möge das in Zukunft anders werden!

Ueber unsere Arbeiten im Einzelnen zu berichten, liegt kein Grund vor, da unsere Berichte den Stoff für die Beurtheilung voll enthalten. Wir haben ausser den statutenmässigen ordentlichen Sitzungen im März noch eine ausserordentliche eingeschoben, um das Material zu bewältigen. Unsere anthropologische Excursion, über welche gleichfalls berichtet ist, war dieses Jahr ungemein ergiebig, und sie hat das Band mit einem wichtigen Theile der Provinz gesichert. Hier, wie überall in Deutschland, regt sich der Sinn für anthropologische und archäologische Forschung, und es zeigt sich ein Wetteifer im Forschen und noch mehr im Sammeln, der zuweilen das Bedenken erregen könnte, ob nicht eine zu weit gehende Zersplitterung des Materials daraus hervorgehen möchte. Keiner der Zweigvereine der deutschen Gesammtgesellschaft empfindet das wohl stärker, als gerade der unsrige.

In der That, es giebt im Augenblick keine preussische Provinz mehr, die nicht ihre Localsammlungen, ihre Localbeamten, ihre Local-Forschungen hätte. Dieses glänzende und, wir wollen es trotz aller Concurrenzschwierigkeiten anerkennen, überaus nützliche Ergebniss ist, wie ich denke, zu einem nicht unbeträchtlichen Theil, neben der Thätigkeit der deutschen Gesammtgesellschaft, unserer Einwirkung nach den verschiedenen Seiten hin zuzuschreiben. Wir können alle diese Bestrebungen neidlos begrüssen, haben wir doch von Anfang an innerhalb der deutschen Gesammtgesellschaft neben der Localforschung die besondere Ehrenaufgabe übernommen, die Fäden nach aussen festzumachen, über Deutschland hinaus, ja über die ganze Welt die Forschung zusammenzuhalten und, was mit Hülfe unserer Consuln, unserer Kaufleute, unserer Reisenden und namentlich unserer correspondirenden Mitglieder gewonnen werden kann, zu sammeln. Von allen Seiten ist man uns freundlich entgegengekommen. Glücklicher Weise sind wir auch in der Lage gewesen, durch die grosse Zahl von reisenden Mitgliedern, die sich von hier aus nach

den verschiedensten Richtungen in die Welt hinaus begaben, fortwährend eine Controle zu üben über das, was draussen geschieht, und zugleich immer neue persönliche Beziehungen zu gewinnen, welche uns förderlich sind. Hr. Jagor namentlich hat uns in der breitesten Weise auf seinen letzten Reisen Beziehungen für das grosse indische Reich eröffnet. Hr. Bastian hat auf seiner amerikanischen Reise eine ganze Reihe neuer Anknüpfungen gefunden. Wie Sie wissen, befindet er sich gegenwärtig wieder im Beginn einer langen Expedition zum fernen Osten, die hoffentlich in gleicher Fruchtbarkeit verlaufen wird. Im Augenblick weilt er, wie es scheint, um seine etwas geschädigte Gesundheit wiederherzustellen, in Assam, aber es ist zu erwarten, dass er, bei der grossen Leichtigkeit, die er hat, sich unter den verschiedensten Verhältnissen unversehrt durchzubringen, sehr bald wieder in der Lage sein wird, sich auf den weiteren Schauplatz seiner Forschungen zu begeben. Hr. Hildebrandt steht im Begriff, mit Unterstützung der Akademie eine Reise nach Madagascar zu unternehmen. Hr. Künne weilt augenblicklich in Südamerika und sendet uns Zeichen seiner Thätigkeit.

Wir haben von den deutschen Consular- und diplomatischen Beamten an den verschiedensten Orten die regste Förderung erhalten. Vor allem habe ich hier wieder mit höchstem Danke des Hrn. von Brandt zu gedenken, der uns, wie früher in Japan, jetzt in China seine Aufmerksamkeit zuwendet, und der regelmässig, so oft er hierher kommt, uns die werthvollsten Gaben mitbringt. Wir haben in Amerika, namentlich in Südamerika, von den Consuln und Gesandten die freundlichste Unterstützung erfahren.

Aus der Zahl unserer correspondirenden Mitglieder haben wir zwei Männer verloren, die für die central- und südamerikanischen Verhältnisse vielleicht unersetzlich sein werden: die HHrn. H. Berendt und Hartt. Wir haben ihres Dahinscheidens schon früher mit Trauer gedacht. Aber wir haben den Trost, dass viele der alten und mehrere unter den neugewonnenen Correspondenten ihre Beziehungen zu uns in freundlichster Weise und in thätiger Hülfsleistung fortsetzen. Ich nenne namentlich die HHrn. Bogdanoff, Desor, v. Miklucho-Maclay, Graf Sievers. Unter unseren auswärtigen Mitgliedern sind nicht wenige, denen wir den grössten Dank schulden für die Ausdauer ihrer Bethätigung an unseren Arbeiten, so die HHrn. Schweinfurth, W. Schwartz, Frhr. v. Unruh-Bomst, Oelsner. Ja, manche deutsche Landsleute, die wir nach unseren Statuten nicht zu correspondirenden Mitgliedern ernennen dürfen, behandeln uns, als seien sie unsere officiellen Correspondenten, was uns zu doppeltem Danke verpflichtet. Unter ihnen hebe ich hervor die HHrn. Anger, Nehring, L. Schneider und Fräul. Mestorf, deren angegriffene Gesundheit sie leider zu einer zeitweiligen Expatriirung gezwungen hat.

Somit kann ich sagen, dass die Grundlage unserer Thätigkeit immer mehr auf productive Arbeit und unmittelbare Anschauung basirt wird. Die Fülle der uns zuströmenden Sachen macht es möglich, in selbständiger Weise in Untersuchungen über sehr fern liegende Verhältnisse einzutreten und selbst schaffend in die Gesammtentwicklung unserer Wissenschaft einzugreifen.

Unsere Stellung zu der Deutschen Gesammtgesellschaft ist allmählich so geordnet und gesichert, dass sowohl der grossen Gesellschaft, wie uns als Zweigverein und den anderen Zweigvereinen, jedem für sich, ein besonderes Feld der Thätigkeit gewahrt ist und ein vollkommenes Zusammenwirken stattfindet. Die letzte Generalversammlung, welche officiell in Kiel, vorher aber in Hamburg und nachher in Lübeck tagte, ist wieder unter den günstigsten Umständen verlaufen.

Die Theilnahme von allen Seiten war eine grosse, und eine Menge von neuen Mitarbeitern ist gewonnen worden.

Auf dieser Generalversammlung ist unter vielen anderen Gegenständen ein Punkt zum Gegenstand der Erörterung gemacht worden, der nun schon zu wiederholten Malen in Angriff genommen ist und dessen definitive Erledigung im höchsten Grade wünschenswerth wäre. Ich möchte ihn desshalb hier besonders erwähnen. Das ist nehmlich die Verständigung über die kraniometrischen Methoden. Wir haben uns lange Zeit damit beschäftigt, wenigstens für Deutschland ein gleichbleibendes Schema aufzusuchen, um untereinander vergleichbare Maasse zu gewinnen. Das ist allmählich, wenn auch nicht absolut, so doch in den Hauptpunkten, zuletzt auf der Münchener Generalversammlung, erzielt worden. Nun stellt sich aber die besondere Schwierigkeit heraus, dass wir mit den Forschern anderer Nationen uns nicht verständigen können. Die deutsche Gesellschaft war in Kiel in der Lage, einem freundlichen Entgegenkommen der Pariser Anthropologischen Gesellschaft zu entsprechen, welche den Wunsch ausgedrückt hatte, dass man ein internationales Schema aufstellen und sich vereinigen möchte auf Messmethoden, welche durchweg angenommen werden könnten. Es ist dann auch von Seiten der deutschen Gesammtgesellschaft eine Commission, bestehend aus den Herren Schaaffhausen, Ecker und mir, niedergesetzt worden, um den Versuch zu machen, diese Verständigung herbeizuführen. Leider war es den beiden anderen Mitgliedern nicht möglich, zu dem internationalen anthropologischen Congress, der bei Gelegenheit der Weltausstellung in Paris stattfand, zu erscheinen. Ich war der einzige Anwesende und ich habe in eingehender Weise mit den HHrn. Broca und Topinard die Frage erörtert. Ich will nur kurz hervorheben, dass schliesslich nur eine, aber freilich eine grosse Differenz blieb, da alle anderen Differenzen sich einigermaassen ausgleichen lassen durch eine geringe Multiplikation der Messlinien. Aber eine Differenz bleibt bestehen, die sich durch keine Reciprocität ausgleichen lässt, eine Differenz, die auch in Deutschland lange Gegenstand unserer Streitigkeiten gewesen ist, nehmlich die Wahl der Horizontalen. Wie soll der Schädel gestellt werden, um in vergleichbarer Weise gezeichnet und gemessen zu werden? Es handelt sich dabei namentlich um die schwierige Frage der Höhenmessung, — eine Frage, welche bis jetzt in keiner Weise einheitlich geordnet gewesen ist und über deren Lösung fast jeder Einzelne eine gewisse Sondermeinung hat. Bei der Conferenz, die von Seiten der deutschen Gesellschaft bei Gelegenheit der Münchener Versammlung stattfand, sind wir schliesslich übereingekommen, als Horizontale eine Linie zu nehmen, welche von dem oberen Rande des äusseren Gehörgangs, ungefähr parallel dem Jochbogen, jedoch ohne Rücksicht auf seinen Spezialverlauf, nach dem tiefsten Punkt des Augenhöhlenrandes gezogen wird. Diese Linie wäre als die konstante Horizontale anzunehmen und der Schädel wäre in dieser Stellung zu fixiren, gleichviel ob er von oben oder von unten gezeichnet oder behandelt wird. Dem gegenüber ist nun die französische Horizontale allerdings sehr abweichend.

Die französische Horizontale geht von der Annahme aus, dass der Schädel auf der Wirbelsäule fixirt sei, dass er darauf balancire und zwar balancire um die Linie oder die Ebene, in welcher der Mensch horizontal sieht. Wenn man Jemanden aufrecht hinstellt und ihm sagt: sieh nach einem entfernten Punkt auf einer grossen Fläche, so werde die Stellung der Augenaxe der natürlichen Horizontalebene parallel sein, und man gewinne in der Augenaxe zugleich die Grundlage für die Horizontirung des Kopfes. Nun deducirt die pariser Schule, dass diese Horizontale, die gewöhnliche Sehebene, parallel sei mit einer Ebene, welche man sich gezogen denkt durch den am tiefsten hervorragenden Punkt der Gelenkfortsätze am Hinter-

haupt und durch die Mitte des unteren Randes des Oberkiefers. In diese Ebene wäre daher auch jeder Schädel zum Zweck der Messung einzustellen.

Es lässt sich gegen diese Aufstellung eine Menge von Einwänden machen, welche sich namentlich darauf beziehen, dass die erste Prämisse eine offenbar irrthümliche ist, nehmlich die, dass die natürliche Stellung, das, was unsere Augenärzte die Primär-Stellung des Auges nennen, parallel sei jener condylomaxillaren Ebene. Wenn man einen Schädel in letzterer aufstellt, so ist man genöthigt, den Vorderkopf verhältnissmässig ziemlich weit nach oben, das Hinterhaupt nach unten zu rücken, jedenfalls ihm eine Stellung zu geben, welche unserer Gewohnheit, den Kopf zu tragen, nicht entspricht. Es ist freilich im Augenblicke noch nicht möglich, ein vollkommenes Urtheil über dieses Verhältniss zu haben, weil auch ophthalmologisch die Frage der Primärstellung des Auges nicht ganz entschieden ist. Ja, es ist sogar zweifelhaft, ob überhaupt die Primärstellung des Auges für alle Menschen in gleicher Weise festgestellt werden kann, da es sehr wohl möglich ist, dass durch frühe Gewöhnung wesentliche Abweichungen in der Art, wie man den Kopf beim Sehen stellt, eintreten. Es gehört in der That keine sehr grosse Reihe von Bildern oder von Betrachtungen lebender Menschen dazu, um sich zu überzeugen, dass hierin grosse, theils individuelle, theils nationale Verschiedenheiten bestehen. Ein Franzose ist mehr geneigt, den Kopf zu heben und nach rückwärts zu stellen, als ein Deutscher und es ist sehr wahrscheinlich, dass jener seine Augen etwas anders einstellt, wie es ein Deutscher zu thun pflegt. Es könnte daher wohl sein, dass die Broca'sche Horizontale mehr der französischen Kopfstellung entspricht, während meiner Meinung nach unsere Horizontale (eine Linie durch den oberen Rand des äusseren Gehörloches und durch den tiefsten Punkt des unteren Augenhöhlenrandes, ungefähr parallel dem Verlaufe des Jochbogens) unserer Kopfstellung mehr entspricht. Diese Differenz wird sich erst durch ein umständliches Verfahren ausgleichen lassen, und ich fürchte, dass es im Augenblick noch nicht möglich sein wird, zur Einigung zu kommen. Die Franzosen haben als ihr Ultimatum einfach erklärt: wenn ihr unsere Horizontale nicht annehmt, so hört alle Verständigung auf. Wir werden daher, wohl oder übel, zunächst wahrscheinlich noch in gesonderter Weise verfahren müssen. Indess ist der Anfang zur Verständigung gemacht, und da bekanntlich in allen Dingen sich allmählich die Meinungen ausgleichen, so hoffen wir, dass dieser Anfang auch uns zu einer allgemeinen Verständigung führen und dass es gelingen werde, eine allgemein anerkannte, anthropologisch sichere Horizontale zu finden. Bis dahin werden wir allerdings unsere Instruktionen vorläufig in der alten Weise weiter ertheilen müssen.

Wir sind in der glücklichen Lage, dass verschiedene unserer neueren Reisenden sich speziell für Messungen interessiren. In der ausgiebigsten Weise hat das Hr. Jagor gethan, und wir dürfen hoffen, dass sein Beispiel Nachahmung finden wird und dass wir unser zahlenmässiges Wissen, nicht bloss für Schädel, sondern auch für Lebende, bald erheblich verstärken können. — Unter den Ausgaben dieses Jahres findet sich zweimal eine solche für den Ankauf von kraniometrischen Instrumenten. Die eine Serie ist Hrn. Dr. Buchner mitgegeben, der versprochen hat, in Westafrika Messungen an Lebenden zu machen. Eine zweite Bewilligung ähnlicher Art ist für Hrn. Hildebrandt gemacht, von dem wir hoffen, dass er bei der Mannichfaltigkeit der Stämme, welche Madagascar bevölkern, uns bald ein besseres Material für die Beurtheilung der einzelnen Stämme bringen wird, als es bis jetzt existirt.

Im Uebrigen kann ich nur konstatiren, dass unsere Beziehungen zu den fremden anthropologischen Gesellschaften durchweg freundliche sind, und dass der Aus-

tausch der Gesellschaftsschriften regelmässig vor sich geht. Wenn wir erst dahin kommen werden, unsere Bibliothek in mehr zugänglicher Weise aufzustellen, so werden Sie sehen, dass wir darin mehr Brauchbares besitzen, als bei den jetzigen Verhältnissen erkennbar ist.

Wir haben auch nach anderen Richtungen unsere Beziehungen etwas ausgeweitet, einerseits mit den historischen Vereinen, andererseits mit den geographischen. In Beziehung auf die letzteren darf ich besonders hervorheben, dass wir in freudigster Weise Theil genommen haben an dem 50jährigen Jubelfest, welches unsere geographische Gesellschaft im letzten Sommer begangen hat.

Das Bedeutendste aber, was sich im Laufe dieses Jahres zugetragen hat, und zwar von Anfang an nicht ohne unsere Mitwirkung, war das grosse Unternehmen des Hrn. Hagenbeck, das ich bei dieser Gelegenheit besonders hervorheben darf, — das Unternehmen, lebende Typen fremder Nationen uns zuzuführen, förmliche anthropologische Ausstellungen von Lebenden zu machen und auf diese Weise die Gelegenheit zu eingehenderen Studien zu bieten. Wir haben Gelegenheit gehabt, erst die Eskimo zu sehen, dann die Nubier. Es ist darüber seiner Zeit verhandelt worden, und ich kann mich daher jetzt darauf beschränken, Hrn. Hagenbeck nochmals unseren Dank auszusprechen. Dieser unermüdlich thätige Mann hat unsere Vermittlung auch weiter gefunden, als es sich darum handelte, nach verschiedenen anderen Richtungen hin weitere Anknüpfungen zu schaffen. Vielleicht werden dieselben im Laufe des nächsten oder des folgenden Jahres zu weiteren Ausstellungen führen. Eine derselben ist allerdings durch eine Summe von widerwärtigen Umständen gänzlich gescheitert. Das war die Herbeischaffung einer Sammlung von Feuerländern. Hr. Hagenbeck war von uns mit Empfehlungen nach Chile ausgestattet worden und sie hatten soweit Erfolg, dass in der That schon eine Familie und einige Individuen aus Feuerland, Männer, Frauen und Kinder, zusammengebracht und bis nach Punta Arenas geführt worden waren. Unglücklicher Weise war daselbst kurz vorher eine Revolution gewesen, und es war ein neuer Gouverneur gekommen, der sehr, scheinbar sogar zu sehr konstitutionell gesinnt war. Wie das bei den sonderbaren Stimmungen der südamerikanischen Spanier nicht anders zu erwarten war, wurden die verschiedenartigsten Umtriebe gegen den Agenten des Hrn. Hagenbeck in Scene gesetzt, und der Gouverneur fasste die sämmtlichen Einsprüche zuletzt in die Formel zusammen, dass der Transport von Feuerländern, welche sich mit dem Agenten nicht direct verständigen könnten, nach Europa verfassungswidrig sei. Es wurde nachgewiesen, dass ein Paragraph der chilenischen Verfassung es unmöglich mache, die Ausfuhr solcher Leute, die auf Treu und Glauben einem Fremden überliefert werden müssten, zu gestatten. Der Gouverneur sprach also sein Veto und es war unmöglich, die Leute hierher zu schaffen. Inzwischen war der Bevollmächtigte des Hrn. Hagenbeck zu den Araucanern gegangen, aber auch dort scheiterte er schliesslich kurz vor dem Ziel durch unbekannte Intriganten. Seit der Zeit sind allerdings durch die Vermittelung des deutschen Gesandten, Hrn. von Gülich Beziehungen mit dem auswärtigen Amt in S. Jago eröffnet und es ist neulich ein Schreiben des chilenischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten einpassirt, worin derselbe anzeigt, dass die chilenische Regierung den Gouverneur von Punta Arenas instruirt habe, keine Bedenken mehr zu erheben, wenn wieder ein solcher Versuch gemacht würde, vorausgesetzt, dass die nöthigen Bürgschaften geleistet würden, dass die Leute wieder zurückgebracht und entsprechend belohnt würden.

Auf alle Fälle sehen Sie wenigstens, dass wir thätig sind. Es besteht einige Wahrscheinlichkeit, dass die nächste Ausstellung, welche wir sehen werden, Samo-

jeden bringen wird. Wir haben für dieselben durch die Expedition des Hrn. Finsch in Bremen ein nicht unerhebliches Interesse gewonnen und wir hoffen, dass die Anwesenheit von Samojeden, im Anschluss an die Lappen und Eskimos, die wir früher gesehen haben, wesentlich dazu beitragen wird, unsere Anschauungen von den arktischen Völkern zu vervollständigen.

Diese Art der Thätigkeit ist namentlich auswärts in grossem Umfange gewürdigt worden. Die anthropologische Ausstellung, welche im nächsten Jahre in Moskau beabsichtigt wird, wird in grösserer Ausdehnung nicht bloss Manequins und Modelle, sondern auch lebende Personen aus den verschiedenen Theilen des grossen russischen Reichs in Substanz den Beobachtern vorführen.

Auch darf ich hier wohl den, durch Hrn. v. Miklucho-Maclay angeregten Gedanken der Gründung anthropologischer Stationen wieder in Erinnerung bringen. Es ist mir gelungen, demselben auf der letzten internationalen Conferenz zu Paris zur Anerkennung zu verhelfen. Diese Conferenz hat beschlossen, die europäischen Regierungen aufzufordern, nicht bloss in den Colonieen, sondern auch in solchen Gegenden, wo verschiedene Nationalitäten neben einander wohnen, Einrichtungen zu treffen, um naturwissenschaftliche, namentlich anatomische Studien in geordneter Weise anstellen zu können. Solche Einrichtungen müssten mächtig dazu beitragen, unsere Wissenschaft vorwärts zu bringen.

In Bezug auf unsere Sammlungen will ich nur kurz erwähnen, dass wir eine ganze Reihe von neuen Erwerbungen gemacht haben. Ein kleiner Theil ist durch Ankäufe gewonnen worden, so namentlich Photographien, Schädel und Skelette. Wir haben aber auch eine ganze Reihe von Geschenken, theils von hiesigen, theils von auswärtigen Personen erhalten, so dass sich unsere Sammlungen dem entsprechend vermehrt haben. Am stärksten ist die Sammlung der Photographien gewachsen, die um 115 Stück werthvoller Blätter vermehrt ist. Unter den Gebern ist namentlich Hr. Falkenstein zu nennen. Die Bibliothek und die Schädel-Sammlung haben in gleicher Weise zugenommen.

Unsere Uebersiedelung aus der alten Börse, wo die Gesellschaft seit ihrer Begründung eine gastliche Stätte gefunden hatte, wo aber nach der Erbauung der neuen Bergakademie auch für uns kein Platz mehr ist, in das neue Lokal im Gewerbe-Museum ist wesentlich geschehen in der Erwägung, dass in nächster Zeit hier unmittelbar nebenan das neue selbständige ethnologische Museum gebaut werden soll und dass die Mitglieder sich an diese Gegend gewöhnen möchten. Ich war schon im vorigen Jahre in der Lage, mitzutheilen, dass durch den Etat die Regierung eine Bewilligung von $^1/_2$ Million Mark für die Inangriffnahme des Neubaues erhalten hat. Leider ist der Bau noch immer nicht begonnen, was wesentlich daher kommt, dass die Nachbarverhältnisse mit dem neuen Gewerbemuseum, welches unmittelbar daneben errichtet ist und jetzt schon unter Dach sich befindet, nicht haben geordnet werden können. Das Gewerbe-Museum verlangt im Augenblick noch, dass das ethnologische Museum zurückgerückt werde, viel weiter, als nach unserer Auffassung bewilligt werden kann. Indess nach dem, was ich höre, scheint es, dass im Laufe der nächsten Monate nicht blos diese Sache ausgetragen, sondern der Bau selbst in Angriff genommen werden wird. Immerhin dürften noch 3 bis 4 Jahre vergehen, ehe wir Aussicht haben, in diesem neuen Hause, wo auch für uns gesorgt sein wird, Platz zu nehmen, und bis dahin werden wir immer noch die Gastfreundschaft anderer Institute in Anspruch nehmen müssen. Die Direction der Bergakademie hat uns in freundlichster Weise eingeladen, auch in dem neuen Palast, den sie erhalten hat, ihr Gast zu sein. Wir werden Sie nächstens einmal dorthin einladen, auch vielleicht sonst auf diese gütige Einladung zurückkommen, indess fürch-

ten wir, dass die entfernte Lage der neuen Anstalt (in der Invalidenstrasse, am neuen Thor) für viele unserer Mitglieder zu grosse Unbequemlichkeiten herbeiführen würde.

(2) Der Schatzmeister, Hr. Ritter berichtet über den Vermögenszustand und die Jahresrechnung der Gesellschaft.

Der Vorsitzende macht die Mittheilung, dass die von dem Ausschusse gewählte Prüfungscommission dem Schatzmeister Decharge ertheilt habe. Die Versammlung bestätigt dieselbe.

(3) Der Vorsitzende schreitet zur Wahl des Vorstandes für das Jahr 1879. Auf Vorschlag des Obmannes des Ausschusses, Hrn. Koner, wird der bisherige Vorstand durch Acclamation wiedergewählt. Derselbe besteht demnach aus folgenden Personen:

Vorsitzender	Hr.	Virchow,
Stellvertreter	„	Bastian,
	„	Beyrich,
Schriftführer	„	Hartmann,
	„	Voss,
	„	M. Kuhn,
Schatzmeister	„	Ritter.

(4) Als neue Mitglieder werden gemeldet:

Professor Dr. Acland, F. R. S., Oxford,
Ministerialdirector Marcard, Berlin.
Dr. Israel, Assistent am pathologischen Institut, Berlin.
Kaufmann Prümm, Berlin.
Dr. Cochius, Berlin.

(5) Hr. Künne übersendet d. d. Buenos Aires, 16. November, vortreffliche Photographien von

Pampas-Indianern.

Sein an den Vorsitzenden gerichteter Brief lautet:

„Anbei habe ich die Ehre, Ihnen drei Photographien, die ich für die Anthropologische Gesellschaft habe anfertigen lassen, zu übersenden.

Ich beeile mich, Ihnen ferner mitzutheilen, dass ich von Hrn. Dr. Andres Lamas als Geschenk für die Anthropologische Gesellschaft die Abbildungen in Aquarell seiner bedeutenden Sammlung argentinischer und peruanischer Alterthümer, sowie ein Exemplar seiner letzten Schriften erhielt. Diese Sammlung wird Ihnen durch den Kaiserlichen Ministerresidenten, Hrn. von Holleben, zugehen.

Dieser Sendung liegt auch eine Photographie von Patagoniern bei, die ich durch Dr. Zeballos erhielt. Letzterer versprach mir, der Gesellschaft ein Kistchen mit den Doubletten aus den Ausgrabungen bei Campana und zwar durch Vermittelung des Hrn. v. Holleben zu senden. Ehe ich Buenos Aires verlasse, werde ich ihn nochmals an dieses Versprechen erinnern.

Am Amazonen-Strom konnte ich bei der Kürze meines Aufenthalts nur Weniges erwerben, doch habe ich manche Verbindung angeknüpft.

Ich reise nächste Woche nach Tucuman und hoffe ich daselbst und in Cordoba Einiges für die Gesellschaft erwerben zu können. Das hier neu eingerichtete anthro-

pologische Museum unter der Direction des Hrn. Francesco P. Moreno ist besonders reich an patagonischen und Calchaquis-Alterthümern; auch die Schädelsammlung ist bedeutend.

Ich übersende Ihnen ferner das Programm des Anthropologischen Congresses in Buenos Aires im Jahre 1880."

Der Vorsitzende legt das Programm und General-Reglement des südamerikanischen Congresses für Archäologie und Anthropologie vor, der seine Sitzungen in Buenos Aires am 11. Juni 1880, dem dritten Säculartage der Gründung der Stadt, eröffnen wird. Die zu discutirenden Fragen sind folgendermaassen formulirt:

1ª A qué tiempo se remontan los vestijios mas antíguos de la existencia del hombre en Sud América?

2ª Cuáles son los caracteres anatómicos y étnicos del mismo?

3ª Revelan esos vestijios un hombre autoctono?

4ª Cuáles son las evoluciones de la edad de la piedra en Sud América?

5ª Cual es la distribucion geográfica de los signos grabados y pintados en las rocas, y estudios sobre su significacion en Sud América?

6ª Qué hombres habitaron la República Argentina hasta la llegada de los conquistadores?

7ª La Antropolojia por si sola ó en combinacion con la Filolojia puede descubrirnos el oríjen de las civilizaciones Sud Americanas anteriores á la Conquista?

Die Einladung ist unterschrieben von den HHrn. Zeballos, Pico und F. Moreno.

(6) Hr. N. v. Miklucho Maclay berichtet in einem Briefe an den Vorsitzenden d. d. Sydney 1. October über die

Gründung einer zoologischen Station in Sydney.

„In der gestrigen Sitzung der Linnean Society of New South Wales ist mein Vorschlag der Gründung einer Zoologischen Station in Sydney angenommen und beschlossen worden.

„Diess ist für den Fortschritt auch der Anthropologie deshalb von Bedeutung, da dadurch eine Arbeitsstelle für das Studium der Rassen-Anatomie (da selbstverständlich die Australier zur hiesigen Fauna gehören!) gewonnen wurde. In den Hafen von Sydney kommen aber öfters Schiffe mit Mannschaften, die von verschiedenen Inseln der Südsee stammen, von welchen Einzelne zuweilen in's Hospital kommen. Die dasselbe dirigirenden Aerzte sind nicht abgeneigt, in den Fällen, wo es in ihrer Gewalt ist, das Untersuchungsmaterial den Arbeitslustigen zu übergeben.

„Leider, wie ich es schon aus Erfahrung weiss, ist diese Lieferung in Folge mancher Reglements, Traditionen, Aberglauben etc. etc. eine spärlich zufliessende. Auch ist das Sections-Zimmer im hiesigen Hospital ein sehr wenig bequemes. Die zoologisehe Station wird bessere Räume haben.

„Es ist sicher, dass die zoologische Station auch für Anthropologie wichtig werden kann. Für die Zoologie der übrigen australischen Fauna wird sie aber von der grössten Wichtigkeit sein. Arbeiter werden sich schon finden; was überall fehlt, ist ein passender Arbeitsplatz.

„Ich muss schliessen, da die Mail nach Europa (via Ceylon) heute Morgen abgeht. Ich konnte bis jetzt meine anthropologischen Bemerkungen nicht abschrei-

ben. Habe so viel zu thun, dass ich an das Schreiben gar nicht kommen kann. Arbeite an der Fortsetzung meiner „Beiträge zu vergleichenden Neurologie", habe viel und schönes Material!

„Habe ziemlich gute Photographien einiger Australier (pur sang) anfertigen lassen und finde hier im Museum ein bedeutendes craniologisches Material, werde einiges darüber Ihnen nächstens zusenden."

Ein beiliegendes Blatt des Sydney Morning Herald vom 1. October berichtet, dass Hr. W. Macleay die Einrichtung einer provisorischen zoologischen Station in der Nähe seines Wohnsitzes übernommen und sein Museum, seine Bibliothek, seine Mikroskope zur Verfügung gestellt habe.

(7) Hr. Semper in Würzburg schenkt der Gesellschaft eine Sammlung

nordamerikanischer ethnologischer Gegenstände.

Es befinden sich darunter ein Schleifstein für Pfeile, sehr kleine Pfeilspitzen aus Kiesel und Obsidian, bemalte Scherben aus Arizona, sowie ein grober Scherben und ein flaches Lanzenblatt mit doppelter Zuspitzung und sägeförmige Stücke aus geschlagenem Feuerstein (?) von den Pah-Ute-Indianern, endlich ein eisernes, doppelschneidiges, schmales und kurzes Stilet ohne nähere Angabe des Fundortes. Besonders interessant ist der Pfeilschleifstein von Arizona und eine faustgrosser, rundlich ovaler Stein mit einer etwas platten und einer mehr gewölbten Fläche, über welche letztere eine breite und tiefe, scharf eingeschnittene Furche läuft, ganz ähnlich, wie sie auf den skandinavischen Gürtelsteinen vorkommt.

(8) Hr. Virchow zeigt einen, ihm von Hrn. Semper leihweise übergebenen

Schädel von Menorca.

(Hierzu Taf. XXII.)

Der Schädel, welcher dem zoologischen Institut in Würzburg gehört, wurde Hrn. Semper von einem Bewohner von Mahon, Don Juan Pons y Soler mit folgender Beschreibung übergeben:

„Le crâne que j'ai eu le plaisir d'offrir à Mr. Semper a été trouvé loin des Falayots et des autres monuments megalithiques de Minorque. Il gisait dans une crévasse de rochers, récouverte de terre, près du port de Fornells, parmi un grand nombre de squelletes et d'objets en cuivre couverts d'une belle patine vert de gris, qui sont representés dans les figures No. 1 à 6.

Près de cette fosse naturelle, qui semblait recouverte à la hâte, l'on voit encore dans une petite presqu'île les vestiges d'un retranchement, très à propos pour empecher un debarquement.

Ces circonstances font présumer que dans un temps très éloigné il s'est livré dans ces lieux un combat entre les indigènes et des envahisseurs, et que l'individu auquel le crâne appartenait, dut mourir en combattant, ayant le front perforé prabablement par une massue à pointes. Une javeline ni une flêche n'ont pas assez de force d'impulsion pour faire l'orifice conique qui traverse le crâne, sans en ébranler les os.

Il est difficile de savoir si l'individu appartemait aux indigènes ou aux envahisseurs; mais il faut croire qu'il ètait du parti victorieux: autrement on ne l'aurait pas enterré avec ses armes. L'étude du crâne étant d'un grand intéret pour l'histoire de Minorque, je prend la liberte de prier Mr. Semper de vouloir bien

me communiquer les observations qui seront faites à ce sujet, surtout celles qui feront connaître la race à laquelle il appartenait.“

Die hier aufgeworfene Frage nach der Rasse, zu welcher das betreffende Individuum gehörte, ist mit dem, mir zu Gebote stehenden Material nicht sicher zu beantworten. Unsere Gesellschaft besitzt allerdings eine Reihe von Schädeln aus alten andalusischen Gräbern bei Almuñecar, welche sie von Hrn. Dr. Scheteliig erworben hat. Eine allgemeine Beschreibung derselben von diesem Autor nebst Abbildungen findet sich im Archiv für Anthropologie Bd. VII., S. 111; nach der dort gegebenen Deutung wären sie wahrscheinlich germanischen Einwanderern des 5. Jahrhunderts zuzuschreiben. Ausserdem habe ich durch die gütigen Bemühungen des Hrn. Jagor eine Anzahl baskischer Schädel von Villaro, Bermeo u. s. w. In den nachstehenden beiden Tabellen habe ich die Hauptmaasse und die Indices sowohl des Schädels von Menorca, als auch je zweier andalusischer und baskischer Schädel zusammengestellt, und ausserdem noch zur weiteren Vergleichung einen Guanche-Schädel von Teneriffa hinzugefügt. Ich hätte statt der individuellen Schädel allerdings Mittel wählen können, indess schien es mir zweckmässiger, die jugendlichen und weiblichen Schädel auszuschliessen und mich lieber auf einige, gut ausgebildete männliche Schädel zu beschränken.

Tabelle I.

	Menorca ♂	Andalusien		Basken		Guanche III. ♂
		A ♂	B ♂	Villaro 3 ♂	Bermeo ♀?	
Capacität	1480	1405	1260	1460	1450	1510
Grösste Länge	197	185	191	193	192	193
„ Breite	t 139,5	p t 139	t 135	p 142	t 146	p 145
„ Höhe	147	133	131	135,5	134,5	133,5
Ohrhöhe	122	115	113	112	111	113,5
Horizontalumfang . . .	534	513	511	520	539	534
Verticaler Querumfang . .	313	306	294	302	331	305
Sagittalumfang des Stirnbeins	133	124	126	129	135	130
Länge der Pfeilnaht . . .	140	115	126	132	114	132
Sagittalumfang der Hinterhauptsschuppe . . .	(110 ?)	125	111	116	131	114
Ganzer Sagittalumfang . .	—	364	364	377	380	376
Höhe der Orbita	30	34	30	31	37	32
Breite „ „	38,5	38	38	37	42	42
Höhe der Nase	49	52	48	54	58	48
Breite „ „	26,5	25	22,5	23	25	23
Obergesichtshöhe	63	71	67	71	73	66
Molarbreite (Sut. zyg. max.)	99,5	89	93	101	98	97
Jugalbreite	136	—	—	127	136	141

Darnach berechnen sich folgende Index-Zahlen:

Tabelle II.

	Menorca	Andalusien Almuñecar		Basken		Guanche
		A	B	Villaro	Bermeo	
Längenbreiten-Index . .	70,8	75,1	70,6	73,5	76,0	75,1
Längenhöhen- „ . . .	74,6	71,8	68,5	70,2	70,0	69,1
Breitenhöhen- „ . . .	105,3	95,6	97,0	95,4	92,1	92,0
Ohrhöhen- „ . . .	61,0	62,1	59,1	58,0	57,8	58,8
Orbital- „ . . .	77,9	89,4	78,9	83,7	88,0	76,1
Nasal- „ . . .	54,0	48,0	46,8	42,5	43,1	47,9
Obergesichts- „ (A)	63,3	79,7	72,0	70,2	74,4	68,0
„ „ (B)	46,3	—	—	55,9	53,7	46,8

Alle diese Schädel, mit Ausnahme desjenigen von Bermeo, sind dolichocephal, und auch diese Ausnahme, welche einen mesocephalen Schädel betrifft, weicht nicht weit von der Regel ab. Auch sind sie sämmtlich von guter Capacität, mit Ausnahme des einen Schädels von Almuñecar, der nur 1260 ccm misst, obwohl er dem Schädelindex nach dem Schädel von Menorca gleichsteht. Der Guanche-Schädel übertrifft sonderbarerweise alle anderen an Rauminhalt.

Diese Congruenz in gewissen Hauptsachen hindert es nicht, dass im Uebrigen eine grosse Verschiedenheit zwischen dem Menorca-Schädel und den übrigen besteht. In Bezug auf die meisten Verhältnisse der eigentlichen Schädelcapsel ist er von allen anderen verschieden. Sein Längenhöhenindex (74,6) ist der höchste von allen; dasselbe gilt von dem Breitenhöhenindex (105,3). Nur der auriculare Längenhöhenindex (61,0) steht unter dem des ersten andalusischen Schädels (62,1). Indess hindert das nicht, dass sowohl die absolute (147 mm), als die auriculare (122 mm) Höhe des Menorca-Schädels weit über die Maasse aller anderen Schädel hinausgeht. Vergleicht man ihn mit dem Schädel von Bermeo, so zeigt sich eine Art von Vertauschung der Maasse: was dieser von der Höhe eingebüsst hat, das fehlt dem Menorca-Schädel in der Breite, und obwohl der letztere um 30 ccm mehr Capacität besitzt, so ist doch sein vertikaler Querumfang (von Ohrloch zu Ohrloch über die vordere Fontanelle) um 19 mm kleiner. Auf alle Fälle gleicht die Schädelkapsel des Menorca-Schädels im Einzelnen keiner der anderen.

Was das Gesichts-Skelet betrifft, so kann ich eine nähere Verwandtschaft weder mit den andalusischen, noch mit den baskischen Schädeln anerkennen. Beide haben ein verhältnissmässig hohes und mehr schmales Gesicht. Ihr Index A, berechnet auf das procentische Verhältniss der Obergesichtshöhe (Nasenwurzel bis Oberkieferrand) zu der Malarbreite (Distanz der beiden Suturae zygomatico-maxillares), ist daher viel grösser, als bei dem Menorca-Schädel, und ebenso auch der Index B (Obergesichtshöhe, Jochbogendistanz = x : 100). Damit hängt zusammen die Grösse des Orbitalindex, der nur bei dem Schädel B von Almuñecar zurückbleibt. Schon bei der einfachen Inspection ist die Höhe, Tiefe und relative Schmalheit der Augenhöhlen bei den Andalusiern und Basken sehr auffällig. Dazu kommt endlich die ausgemachte Leptorrhinie der Basken und zum Theil der An-

dalusier gegenüber der Platyrrhinie des Menorca-Schädels. Nur der Schädel A von Almuñacar ist mesorrhin. Diese Eigenschaften sind so charakteristisch, dass es unmöglich ist, den Menorca-Schädel als einen iberischen anzusehen, während andererseits die Beschaffenheit der Schädelkapsel hindert, ihn für einen ligurischen zu nehmen.

Wohin soll man sich hier entscheiden? Alles zusammengenommen muss ich sagen, dass der Schädel von Menorca dem Guanche wenigstens in einer Reihe von Eigenschaften näher kommt, namentlich in Bezug auf die Gesichtsbildung. Allerdings ist der Nasenindex des Guanche (47,9) kleiner, aber er ist doch schon mesorrhin; der Gesichtsindex A (68,0) ist viel kleiner, als bei den Andalusiern und Basken, der Gesichtsindex B (46,8) und der Orbitalindex (76,1) stimmen fast ganz mit denen des Menorca-Schädels überein. Die auch bei der Inspection hervortretende Aehnlichkeit wird noch gesteigert durch die auffällig kleine, orthognathe Beschaffenheit des Alveolartheils des Oberkiefers, welche in gleicher Weise bei dem Guanche, wie bei dem Menorca-Schädel sichtbar ist, während namentlich die Basken lange und schwach prognathe Kieferränder besitzen.

Ich möchte desswegen nicht behaupten, dass der Menorca-Schädel einem Guanche angehört habe, aber thatsächlich stehen einer solchen Annahme geringere Bedenken entgegen. Auch die anderen Guanche-Schädel, welche wir besitzen, fügen sich einer solchen Auffassung. Dabei ist jedoch zu bemerken, dass die Guanche den nordafrikanischen Stämmen näher verwandt sind, und dass daher der Menorca-Schädel möglicherweise einem Gliede eines dieser Stämme angehören mochte. Ganz sicher war der Mann kein Neger. Dagegen wäre es wohl möglich, dass er ein Berber war. Ob punisches Blut hinzugetreten war, muss um so mehr dahingestellt bleiben, als uns punische Schädel gänzlich abgehen.

Soviel über die Rassenfrage. Nun findet sich aber noch ein zweiter interessanter Punkt, das ist das Loch im Stirnbein. Don Juan Pons y Soler hat seine Meinung darüber dahin ausgesprochen, dass dieses Loch durch den Schlag mit einer spitzigen Keule erzeugt sei. So einfach lässt sich die Sache jedoch nicht entscheiden. Ich will, bevor ich darauf eingehe, lieber erst den Schädel genauer beschreiben:

Es ist der Schädel eines kräftigen, jüngeren Mannes, dessen Zähne sämmtlich vorhanden waren und nur nach dem Tode theilweise verloren gegangen sind. Die noch jetzt vorhandenen sind nur wenig abgeschliffen, nirgend cariös; ihre Krone etwas niedrig und durch einige tiefe Querfurchen an der Vorderfläche gerifft. Der Schädel ist gross, mit einem Rauminhalt von 1480 ccm, sehr dickwandig und daher viel schwerer, als seiner Grösse entspricht. Die Schwere ist um so auffälliger, als seine organische Substanz stark geschwunden ist. Die Oberfläche klebt an der Zunge, die inneren Theile sind brüchig, wie namentlich an den zertrümmerten Umgebungen des grossen Hinterhauptsloches hervortritt, die Bruchflächen ganz weiss und kreidig. Die starke Auslaugung der organischen Substanz scheint sehr begünstigt gewesen zu sein durch Bodenfeuchtigkeit, die vielleicht nicht anhaltend einwirkte, aber sich häufiger wiederholte, wozu die Lage in einer Felsspalte ja Gelegenheit bot. Dafür spricht der Umstand, dass nur ein kleiner Theil der Oberfläche an der linken Seite, namentlich an Stirn und Mittelkopf, glatt und dicht erscheint, während die ganze linke, untere und hintere Partie des Schädels eine unebene, durch zahlreiche kleine oberflächliche Rinnen, wie es scheint, die Wirkungen von Pflanzenwurzeln, unterbrochene Fläche zeigen. Nur nach vorn hat diese Fläche ein weisses Aussehen, im Uebrigen ist sie mehr bräunlich, und zwar ist diess eine eingedrungene Farbe,

wohl unterscheidbar von gewissen anderen, theils bräunlichen, theils weisslichen Ansätzen, welche zerstreut der Oberfläche ankleben.

Durch die Auslaugung der organischen Substanz erklärt sich die Brüchigkeit der Knochen und der posthume Defekt um das Hinterhauptsloch, der hauptsächlich die Hinterhauptsschuppe, bis zur Linea semicircularis inferior hin, jedoch auch den vorderen Rand, also Theile der Apophysis basilaris, betrifft.

Ganz anderer Natur ist das erwähnte Loch an der Stirn, dessen Entstehung mit dem Tode des Mannes zusammengehangen haben muss. Dasselbe liegt dicht unter dem rechten Tuber frontale, in welches es noch eingreift. Aeusserlich (Taf. XXII., Fig. 7, 7a) hat es eine länglichrunde Gestalt, indem sein Querdurchmesser 26 mm, dagegen der diagonale Durchmesser von vorn rechts nach hinten und oben links 30 mm beträgt. Das innere Loch in der Tabula interna dagegen, welches nur 20 mm hoch und 10 mm breit ist, liegt am oberen, medialen Rande der äusseren Oeffnung, also ganz exentrisch. Der Perforations-Canal hat daher einen schief von ausen und rechts nach innen und links gerichteten Verlauf, und wenn man gerade von vorn in die äussere Oeffnung hineinblickt (Taf. XXII. Fig. 7), so fällt der Blick hauptsächlich auf eine schräge, etwas unregelmässige und terrassirte Fläche, welche durch ausgebrochene Diploë und Tabula interna gebildet wird. Umgekehrt erblickt man am medialen Rande der inneren Oeffnung eine defekte, durch Absplitterung von Theilen der Tabula interna rauhe Stelle, welche den schiefen Gang des perforirenden Körpers anzuzeigen scheint. Merkwürdig genug ist es, dass an keiner Stelle auch nur eine Spur eines Sprunges im Umfange der äusseren Oeffnung wahrzunehmen ist. Auch macht der Rand der äusseren Oeffnung stellenweise geradezu den Eindruck, als sei er geschnitten oder noch besser durch Schaben geglättet. Schon die Form der Randes ist eigenthümlich: während die mediale Seite mehr gestreckt ist, erscheint die laterale Hälfte von Innen gerundet, und, namentlich in ihrem einen Abschnitte scharf, wenngleich etwas polirt. Hier tritt die äussere Tafel ein wenig über die Diploë hervor.

Dass der Mann mit diesem Loche nicht längere Zeit, nicht einmal Tage lang am Leben geblieben ist, ersieht man aus dem Mangel aller reactiven Zeichen. Weder um die äussere Oeffnung herum, noch am Rande selbst ist irgend eine vitale Veränderung erkennbar. Es kann sich also nur darum handeln zu entscheiden, ob hier eine tödtliche Verletzung vorliegt, oder ob das Loch erst nach dem Tode gemacht ist. Bei der grossen Neigung, überall Trepanationslöcher zu erkennen, würde die letztere Form der Deutung vielleicht auch Billigung finden. Indess nehme ich nichts wahr, was diese Deutung unterstützte. Irgend ein Abgleiten des schabenden oder sägenden Instrumentes, irgend welche Linien des Randes selbst, welche auf die einzelnen Züge des Instrumentes hinweisen könnten, sind nicht zu erkennen. Man wird sich also, trotz des Fehlens von Fissuren, für eine perforirende Verwundung entscheiden müssen, bei der erfahrungsgemäss die Glätte und Rundung des Randes vorkommen kann, ohne dass irgend welche künsliche Nachhülfe hinzugetreten ist. Dass eine solche Verwundung eine grosse Gewalt und die Anwendung eines spitzigen, konischen Instruments voraussetzt, ist klar; ob jedoch der Hieb einer zugespitzten Streitaxt oder der Stoss eines Speeres dazu angenommen wird, ist ziemlich gleichgültig. —

Im Uebrigen ist der Schädel in der Seitenansicht (Fig. 7a) lang und hochgewölbt. Die hohe, leicht zurückgeneigte Stirn hat kräftige Supraorbitalwülste, welche an dem einen Orbitalrande ganz getrennt liegen und in einen starken Nasenwulst zusammenlaufen. Die Glabella ist flach, die Tubera wenig vortretend. Die Scheitelcurve ist etwas flach, aber kurz, indem schon an der Linie der Tubera parietialia

ein ziemlich steiler Abfall eintritt. Auch die hohe Oberschuppe besitzt eine sehr geringe Wölbung und keine Protuberantia ext.; die Lineae temporales erreichen die Tubera parietalia und die Lambdanaht. Grosse Alae temporales, etwas kurze und platte Schläfenschuppen.

In der Norma verticalis erscheint der Schädel lang und schmal, wegen der geringen Ausbildung der Höcker sehr gleichmässig; die grösste Breite liegt sehr tief, oberhalb der Warzenfortsätze. Die Mittellinie der Stirn und die Sagittalgegend sind etwas vortretend. Die Nähte meist offen und mässig zackig; nur die Sagittalis in der Gegend der Emissarien in einer kleinen Stelle synostotisch. Hier fehlt das linke Emissarium und die Stelle der Synostose ist durch einige Knochenvorsprünge uneben; auch zeigt sich links von der Naht eine grössere vertiefte und unebene Stelle von fast dreieckiger Gestalt, deren eine lange und fast gradlinige Seite der Sagittalis parallel und ihr zugewendet ist, während die beiden anderen zu einer nach aussen convexen Curve zusammenlaufen. Die Gegend der vorderen Fontanelle ist etwas unregelmässig: die rechte Seite der Coronaria springt um ein Geringes vor, und es finden sich im Umfange mehrere anomale Gefässlöcher, ein grösseres in der Mittellinie der Stirn, ein zweites dicht hinter der Coronaria auf der linken Seite, ein drittes rechts neben dem Ansatz der Sagittalis. Die unteren seitlichen Theile der Coronaria jederseits ganz einfach, die Sagittalis stärker gezackt, die Lambdanaht mit grossem, flachem Winkel und wenig ausgebildeten Zacken.

In der Hinteransicht (Fig. 7b) erscheint der Schädel fast fünfeckig, mit stark erhobener Sagittalgegend und schwach geneigten Seitentheilen. Das Hinterhaupt ist sehr breit, besonders in der Mastoidealgegend. Grosse Oberschuppe.

In der Basilaransicht tritt der Eindruck der Länge weniger hervor, vielmehr dominirt hier der Eindruck der Breite. Starke Warzenfortsätze. Tiefe Kiefergelenkgruben. Kurze Proc. pterygoides.

Das Gesicht (Fig. 7) ist, wie schon erwähnt, am meisten eigenthümlich. Alles daran erscheint mehr niedrig und breit. Am auffälligsten ist diess an den Augenhöhlen, deren oberer Rand mehr flach, deren Form eckig, nach aussen und unten etwas ausgezogen ist. Die kurze Nase hat eine schmale, tief liegende Wurzel und einen leicht eingebogenen, stark vortretenden Rücken, der leider am Ende verletzt ist. Der Alveolartheil des Oberkiefers ist ungemein schmal; er misst von dem Ansatz des Nasenstachels bis zum Rande nur 16 mm und steht ganz gerade. Die Fossae caninae wenig vertieft, die Foramina infraorbitalia mehr in die Quere ausgezogen und am oberen Rande, wo eine persistente Sutur vom Rande der Augenhöhlen her ansetzt, mit spitzigen Knochenvorsprüngen besetzt. Auch die Stelle der Sutura zygom. max. nach unten vorspringend. Gaumen flach, kurz und breit, Längsdurchmesser 50, Querdurchmesser 40 mm, Zahncurve weit und elliptisch. Zähne verhältnissmässig klein. Der erste Prämolare links mit zwei Wurzeln. Der vorletzte Molar am grössten.

Zum Schlusse gebe ich noch einige weitere Maasse:

Oberer Frontaldurchmesser (Tubera)		. 72	mm
Unterer	„	. 102	„
Coronaler	„	. 112	„
Temporaldurchmesser	. . . .	. 121	„
Parietal „	(Tubera) . .	. 127,5	„
Occipital „	. . . . . .	. 114	„
Auricular „	. . . . . .	. 120	„
Mastoideal „	(Basis) . .	. 141	„
„ „	(Spitze) . .	. 112	„

Jugularer Durchmesser	136	mm
Infraorbitaler „	47	„
Maxillarer „	63	„
Ohrloch bis Nasenwurzel	108	„
„ „ Nasenstachel	110	„
„ „ Alveolarrand	109	„

Das ungewöhnliche Anwachsen der unteren Querdurchmesser wird aus diesen Zahlen leicht ersichtlich. Von den Längsmaassen berühre ich nur kurz, dass die Länge der Pfeilnaht um 7 mm den sagittalen Längsumfang des Stirnbeines übertrifft, — ein Verhältniss zu Gunsten des Mittelkopfes, welches bei keinem der anderen, zur Vergleichung herangezogenen Schädel wiederkehrt.

Erklärung der Abbildungen auf Taf. XXII.

Fig. 1—5. Halbe Grösse.
1 et 3. Fers de javelot avec une douille pour fixer la hampe.
2. Fer de lance avec la même douille.
4. Anneau qui pouvait servir à divers usages.
5. Tube creux, formé par une spirale. Sérait-il un manche d'epée?
Fig. 6. 1/3 der natürlichen Grösse. Bagnète de 90 cm de longueur, qui avant d'être brisée, en A terminait de la manière figurée par les lignes pointées selon des temoins oculaires. Elle a quelque ressemblance avec un simpulum dont la cuillère aurait disparu.
Fig. 7, 7a u. 7b. Geometrische Zeichnungen des Schädels, 1/3 der natürlichen Grösse.

(9) Hr. Virchow zeigt eine grössere Reihe vom Ingenieur Hrn. Meye in Guayaquil angefertigter und auf Veranlassung des verstorbenen Dr. H. Berendt eingesandter, höchst geschickter und sauberer Zeichnungen. Dieselben betreffen

Sculpturen und Pläne der Ruinenstädte Copan und Quirigua in Guatemala.

Diese Blätter sind der Gesellschaft behufs einer Veröffentlichung zur Verfügung gestellt. Es wird bei der Kostbarkeit eines solchen Unternehmens vorbehalten, darüber nähere Verhandlungen eintreten zu lassen.

Hr. W. Reiss bemerkt über die Zeichnungen Folgendes:

In den Wäldern der Grenzdistrikte von Honduras und Guatemala liegen, nahezu in einer Reihe quer durch den dort schmalen Continent geordnet, drei grosse Ruinenstätten alter Indianer-Bauten, ausgezeichnet durch den ungewöhnlichen Reichthum merkwürdiger, in Stein ausgeführter Sculpturen. Sta. Lucia, das westlichste der drei Centren vorhistorischer Cultur, — vor etwa 18 Jahren entdeckt — ist neuerdings durch Herrn Bastian erforscht und näher bekannt geworden. Copan und Quiriguá, im Gebiet des Rio Motagua gelegen, wurden zwar bald nach der Eroberung aufgefunden, doch scheinen, nach den vorhandenen Schilderungen eines Zeitgenossen, schon damals die Tempel und Idole in demselben Zustande sich befunden zu haben, wie sie uns Ende der dreissiger Jahre von Stephensen geschildert wurden. Da nun auch bei dem berühmten Zuge nach Yucatan keinerlei Erwähnung dieser Tempelstätten sich findet, obgleich der Weg der Conquistadoren in nächster Nähe vorüberführte, so darf wohl angenommen werden, dass zur Zeit der Entdeckung Amerika's die Bauten von Copan und Quiriguá bereits verlassen und verfallen waren. Erst durch die Arbeiten von Stephensen und Catherwood erhalten wir eingehende Beschreibungen, und, was fast wichtiger, schöne und zuverlässige Abbildungen der dort im Walde ver-

borgenen Schätze. Die Bauten sind verhältnissmässig unbedeutend: Reste von Pyramiden, von Mauern und Höfen, auf kleinen Raum zusammengedrängt. Dafür aber sind die Sculpturen, die mächtigen, 9, 12 und bis 20 Fuss hohen, mit prächtigen Reliefbildern geschmückten Monolithen um so überraschender. Jeder Block stellt auf seiner ganzen Fläche eine menschlichen Figur dar, mit hoher Kunstvollkommenheit gearbeitet und reich ausgestattet in Gewandung und phantastischer Verzierung. Vor jedem Götzenbilde befindet sich ein mit Sculpturen versehener Opferstein, oft in den abenteuerlichsten Formen gestaltet. Catherwood hat die meisten Monumente Copans gezeichnet, von Quiriguá konnte er, unglücklicher Verhältnisse halber, nur wenige, unvollkommene Skizzen erlangen. Seitdem sind beide Orte mehrfach flüchtig besucht worden, namentlich haben Wagner und Scherzer eine Beschreibung Quiriguá's geliefert, doch aber beruht unsere ganze Kenntniss dieser für die Culturgeschichte Amerika's so wichtigen Alterthümer einzig und allein auf den erwähnten Abbildungen [1]). Diesem Uebelstande wird durch die von Herrn Meye ausgeführten Zeichnungen in glänzender Weise abgeholfen. Mit ungewöhnlichem Geschick hat Herr Meye, in Copan sowohl, als auch in Quiriguá, eine Reihe wahrhaft plastischer Abbildungen entworfen, bei deren Betrachtung der mächtige Eindruck sich geltend macht, welchen diese Sculpturen, nach Aussage aller Augenzeugen, auf den Beschauer ausüben. Die Zeichnungen, in beträchtlicher Grösse ausgeführt und wirkungsvoll gearbeitet, verdienen unbedingt veröffentlicht zu werden, denn obgleich von Copan meist dieselben Gegenstände, wie bei Stephensen, vorgeführt werden, so zeigen sich doch mancherlei Abweichungen. Auch ist es unbedingt vom höchsten Interesse, zwei unabhängige Auffassungen vergleichen zu können, und auf die Auffassung kommt es wesentlich an, zumal bei Gegenständen, welche unserer ganzen Geschmacksrichtung so ferne liegen, wie diess mit alt-amerikanischen Kunsterzeugnissen stets der Fall ist. In dieser Hinsicht dürfte wohl auch Herr Meye Vertrauen verdienen, da ein langjähriger Aufenthalt in Süd- und Central-Amerika ihm das Verständniss der indianischen Anschauungsweise erleichtern musste. Aber selbst für Copan bringt Herr Meye mancherlei Neues in den reichgeformten Opfersteinen und für Quiriguá sind seine Darstellungen allein massgebend.

(10) Hr. Bartels schenkt der Gesellschaft eine Reihe von Photographien, nehmlich

4 Photographien von Landleuten aus der Gegend von Krakau,
1 Photographie eines Mannes vom schwarzen Dunajec in den Karpathen,
2 Photographien von Ruthenen aus der Gegend von Czernovic,
1 Photographie der Pastrana nach dem ausgestopften Original in Präuscher's anatomischem Museum 1878.

(11) Hr. Schliemann berichtet in einem Briefe an den Vorsitzenden d. d. Troja, 27. November, über seine letzten

Ausgrabungen in Troja.

(Hierzu Tafel XXIII.)

Es freut mich Ihnen melden zu können, dass ich während meiner diesjährigen

---

1) Es sind photographische Abbildungen gemacht worden, doch scheinen dieselben ein in die Oeffentlichkeit gelangt zu sein.

Arbeiten hier, in dem grossen Hause, westlich und nordwestlich vom Stadtthor, einen, gerade wie No. 262 und 264 in Troy and its Remains geformten, mit dicker Patina bedeckten, aber durchaus von Rost freien, eisernen Dolch gefunden habe, der noch jetzt sehr scharf ist, und überall, wo das Metall durch die Patina schimmert, eine stahlweisse Farbe hat, in Folge dessen es mir Meteoreisen zu sein scheint. Auch fand ich dort ein Werkzeug von Elfenbein in Form eines Schweines, sowie drei kleinere und einen grösseren Schatz von goldenen Schmucksachen, wovon die meisten vollkommen mykenische Kunst zeigen; besonders viel kommt das unter No. 297, 299, 295 und 296 in meinem Mykenae abgebildete Ornament vor; dann aber auch alle auf Tafel XX. in meinem Troy and its Remains abgebildeten Ohrringe, sowie alle auf Seite 339 dargestellten Perlen. Von den Schätzen wurden zwei der kleineren unmittelbar neben der westlichen Hausmauer in zertrümmerten, irdenen Gefässen, der grosse auf der Hausmauer selbst (nur 1 m von den beiden kleinen) in einem halbzerschlagenen δέπας ἀμφικύπελλον und in einer zertrümmerten bronzenen Schale gefunden. Aus dem δέπας steckten 16 goldene Stäbe, jeder mit 56 Einschnitten und unterhalb derselben war eine grosse Masse Ohrringe; neben denselben mehrere bronzene Streitäxte, Lanzen u. s. w., auch ein ganzes Paquet in dem grossen Feuer zusammengeschmolzener Bronze-Waffen. In den beiden kleinen Schälchen, sowie in einem andern kleinen Schälchen in einem Zimmer desselben Hauses eine grosse Menge im Feuer zusammen geschmolzener silberner Ohrringe und Ringe von Halsketten, die auf gebogenen Stäbchen von Elfenbein gezogen scheinen, und an welchen viele Goldperlen hängen. Auch Ohrringe von Electron kommen vor.

Auch einen Stock- oder Sceptersknopf von Glas und einen ähnlichen Gegenstand von aegyptischem Porzellan fand ich.

Ich hoffe noch diesen Monat nach London zu reisen und werde meinen dritten Theil der Schätze meiner trojanischen Sammlung im South Kensington Museum beifügen.

Noch wollte ich Sie darauf aufmerksam machen, dass fast alle trojanischen Fussböden aus einer asphaltartigen Masse bestehen, die, überall wo sie auf eine blosse Schuttfläche hin ausgedehnt war, in der Feuersbrunst in eine grünliche Glasmasse übergegangen, dagegen wenn auf platten Steinen ruhend, unversehrt erhalten ist. Proben der Glasmasse stehen Ihnen zu Diensten.

Am 1. März hoffe ich hier die Arbeiten fortzusetzen. Denken Sie sich, unterhalb des grossen Hauses, welches das des Stadthauptes oder Königs sein muss, sieht man noch viel ältere Hausmauern; so auch unter dem alten Thor ein noch viel älteres aus viel grösseren Steinen.

(12) Hr. Fraas hat den Wunsch ausgesprochen, zum Zweck der Vergleichung mit der deutschen prähistorischen Karte, in den Besitz der auf Napoleon's III. Veranlassung angefertigten prähistorischen Karte von Frankreich zu gelangen. Der Vorsitzende fragt, ob jemand Kenntniss von der Existenz eines Exemplars dieser Karte in Berlin habe. Keiner der Anwesenden weiss darüber Nachricht zu geben.

(13) Der Schlesische Verein für Landeskunde hat eine Karte der prähistorischen Fundstellen der Provinz Schlesien veröffentlicht. Das dem Cultus-Ministerium gehörende Exemplar wird der Gesellschaft von dem Vorsitzenden vorgelegt.

(14) Hr. Ebel (Vertreter der hiesigen Firma Michaelis, Kochstrasse 60) zeigt einige in Papiermaché ausgeführte

anthropologische und zoologische Modelle,

angefertigt in der Fabrik von O. Hille zu Olbernhau in Sachsen, welche sich damit beschäftigt, thierische Modelle für den Anschauungsunterricht in den Schulen herzustellen. Darunter befinden sich Darstellungen der Mafuca und der Eskimos des zoologischen Gartens.

Hr. Hartmann bemerkt, dass er am Kopfe der Mafuca zwar die Ober-Augenhöhlen-Bögen etwas stärker ausgeprägt, die Nase etwas breiter, die Oberlippe kürzer und die Ohren ein wenig kleiner gewünscht hätte, dass er aber trotzdem grosse Freude über die im Allgemeinen sehr naturgetreue Auffassung empfinde.

An der Eskimogruppe müsse er die naturwahre Charakteristik sowohl der Leute als auch der sie begleitenden Funde anerkennen. Er glaube in den ausgestellten Gegenständen ausgezeichnete Hülfsmittel für den Anschauungsunterricht rühmen zu dürfen, welche letztere Methode ihm eine der allerwichtigsten in der gesammten Pädagogik zu sein scheine.

(15) Hr. Woldt zeigt galvanoplastische Abdrücke des Moschusochsen aus der Thayinger Höhle, eines von Dr. Mook in Cairo auf der Kieler Versammlung gezeigten Hathorkopfes und des Aëtosaurus ferratus Fraas.

(16) Hr. Jagor bespricht einige neuere Nachrichten

über die Andamanesen[1]**.**

Im Februar 1875, wenige Wochen vor meiner Ankunft, waren auf den Andamanen 4 freigelassene Sträflinge durch Eingeborene ermordet worden. Einige Monate später gelang es, die Mörder zu fangen. Sie wurden zu 6 Monat schwerer Haft in Eisen verurtheilt; einer derselben, ein alter Mann, starb während der Gefangenschaft; die übrigen aber wurden, nachdem sie etwa zwei Drittel der Strafe verbüsst, auf Verwendung eines Häuptlinges entlassen, der im Einfangen entwichener Sträflinge grosse Dienste geleistet hatte und zur Belohnung die Freilassung seiner Stammesgenossen erbat.[2]

Der Vortragende erinnert an seine frühere Mittheilung[3], dass vor einigen Jahren ein andamanesischer Mörder, der seine That nicht als Verbrechen, seine Behandlung in der Gefangenschaft nicht als Strafe aufzufassen vermochte (er hatte einen englischen Matrosen, der eine Eingeborene betrunken gemacht und dann gemissbraucht hatte, mit einem Pfeil erschossen), nach kurzer Haft wieder freigelassen worden war. Diese beiden Beispiele zeigen, mit wie ungleichem Maasse die englische Justiz in den verschiedenen Theilen ihres weiten Reiches zu messen veranlasst ist.

Im Jahre 1876 wurden an mehreren Andamanesen syphilitische Geschwüre wahrgenommen. Man untersuchte alle mit der Niederlassung verkehrende Individuen und unterwarf die Kranken ärztlicher Behandlung. Von 16 im Hospital aufgenommenen starben 1 Frau und 1 Kind, bei denen die Krankheit bereits einen

1) Auszug aus dem amtlichen Report 1875/76. Calcutta 1877.

2) Dieser Häuptling, Munshi Biéla, ist der grösste (1,636 m) und intelligenteste von allen Andamanesen, die ich kennen lernte; auf Tafel VIII., Fig. IX. unserer Verhandlungen 1877 ist er abgebildet.

3) Verhandl. 1877, S. 20.

hohen Grad erreicht hatte; die übrigen waren bei Abfassung des Berichtes als geheilt entlassen oder auf dem Wege der Genesung. Als hauptsächliche, vielleicht einzige Quelle der schon seit 3 oder 4 Jahren unter ihnen herrschenden Krankheit wurde ein als Aufseher der Wohnstätten angestellter, freigelassener Sträfling ermittelt.

Bei dieser Gelegenheit ergab sich auch, dass der Ruf geschlechtlicher Reinheit, den die Andamanesen bisher genossen, unbegründet ist. Sie achten zwar die Keuschheit als eine Tugend[1]), manche unter ihnen lassen aber ihrem Geschlechtstriebe freien Lauf.

Seit einigen Monaten hatte man in den Wohnstätten die bis dahin üblichen Rum-Rationen durch Thee mit Milch und Zucker ersetzt. Die Andamanesen geniessen ihn mit grösstem Behagen und haben nicht wieder nach Rum verlangt.

Da es unpassend schien, die auf der Viper-Insel, mitten unter civilisirten Menschen verkehrenden Andamanesen im Zustande völliger Nacktheit zu belassen, so lieferte man ihnen Kleider von gleichem Schnitt. Anfänglich wollte ihnen diese Neuerung nicht behagen, jetzt aber haben sich ihre Ansichten in dieser Hinsicht so vollständig geändert, dass sie schnell nach ihren Kleidern laufen, wenn sie nackt von einem Fremden überrascht werden. Besonders ist dies bei den Frauen der Fall.

(17) Hr. Jagor macht die erfreuliche Mittheilung, dass das neu eingetretene Mitglied, Hr. Heinrich von Siebold, in Japan sehr grossen Eifer für die Interessen der Gesellschaft an den Tag legt. Zugleich mit dem verbindlichsten Danke für seine Aufnahme hat er aus Tokio zwei Aufsätze: Etwas über die Steinzeit in Japan, und Das Pfeilgift der Ainos, 10 Bogen Photographien und Abbildungen von Giftpfeilen eingesandt; einen grösseren Aufsatz stellt er in nahe Aussicht. Auch zeigt er an, dass er damit beschäftigt sei, eine Sammlung japanischer prähistorischer Gegenstände für unser Museum zusammenzustellen.

Indem er die Photographien, zugleich mit früher aus derselben Quelle erhaltenen, vorlegt, bemerkt der Vortragende: Auf den Photographien ist jedes einzelne Stück numerirt; auf nähere Auskunft über die dargestellten interessanten Gegenstände, zum Theil ganz neue Formen, werden wir indessen wohl bis zum Eintreffen jenes angekündigten grösseren Aufsatzes, dem sie als Beigabe bestimmt sind, verzichten müssen. Auf den ersten Blick aber ist wahrzunehmen, dass die auf Bogen 1 bis 4 abgebildeten Stücke durchaus verschieden sind, von den auf Blatt 5 bis 8 abgebildeten und dass sie einer viel höheren Kulturstufe angehören als letztere, welche, sammt den auf Blatt 9 und 10 dargestellten Scherben, aus Muschelbergen in der Nähe von Jeddo ausgegraben sind.

Zahlreiche, in verschiedenen Theilen des Landes gemachte Funde deuteten immer auf zwei verschiedene Kulturen und führten Hrn. v. Siebold zu interessanten Schlüssen, die ich Ihnen (abgekürzt) mittheilen möchte.

Etwas über die Steinzeit in Japan.

Werkzeuge und Waffen von Stein, seltener von Horn oder Knochen, und Thon-

---

1) Denselben Ruf geniessen mehrere niedere Kasten in Süd-Indien: „Im Kodaga Walde (Coorg) ereignete es sich, dass die Korubas einer kleinen Niederlassung . . . . . einen der Ihrigen geradezu hinauswarfen, weil er sich . . . . mit Weibern abgegeben hatte. — Raghul vindra Ravu sagt über den ebenfalls dravidischen Waldstamm der Kŏragar: ob er wohkeine Erziehung geniesst und ungelehrt ist, Tugend gedeiht dennoch in seinem Kreise . . . Lügen, Stehlen, Ehebruch und andere Uebel der Gesellschaft kennt er nicht. (Kittel, Der Linga-Kultus. S. 16.)

gefässe, denen man die Anfertigung aus freier Hand oder mit Hülfe von Rohr- oder Binsengeflechten ansieht, finden sich in ganz Japan und auf den dazu gehörenden Inseln, im Norden auf Sado und Jesso, im Süden auf den Liu-kiu- und Bonin-Inseln. Im Binnenlande werden sie nur spärlich, und dann meist am Ufer der Flüsse oder Seen gefunden; nur in der Provinz Yamoto, wo Djimma tenno[1]), der erste Beherrscher Japans, residirte, sind sie häufiger.

In jener höhlenreichen Provinz finden sich in alten Gräbern, in Höhlen, die als Grabstätten gedient haben, und den kürzlich von mir untersuchten, den dänischen Kjökken-möddinger ähnlichen Muschelhaufen, behauene Steine von mannichfaltigen Formen, darunter auch polirte und verzierte. Das Gestein, aus dem sie bestehen, ist sehr verschiedenartig und nur selten in der Lokalität vertreten. Durch vieljähriges Sammeln bin ich dahin gekommen, in den Funden der japanischen Steinzeit zwei Gruppen zu unterscheiden, die ich nicht verschiedenen Zeitaltern, sondern verschiedenen Völkern zuschreiben möchte. Die Formen der ersten Gruppe deuten eher Waffen als Werkzeuge an. Das verwendete Gestein kommt in Japan gar nicht, oder nur sehr spärlich vor, um so häufiger aber auf den malayischen Inseln, in Corea und China. Die Stücke sind meist polirt, oft auch verziert und werden in Gemeinschaft mit Bronze angetroffen. Gefässe findet man selten, sie sind aber, wenn auch wenig verziert, von sehr sorgfältiger Arbeit. Die Fundorte dieser ersten Gruppe entsprechen in den meisten Fällen dem von Süden nach Norden gerichteten Eroberungszuge Djimmo-tenno's gegen die damaligen Bewohner Japans, die Oso oder Ebisu, die heutigen Ainos. Seine Krieger führten Bronze- und Steinwaffen.

Die andere Gruppe behauener Steine hat eher das Aussehen von Werkzeugen; sie sind roh geschlagen, selten polirt, und bestehen aus den Felsarten der Lokalität. Metall kommt nie mit ihnen zusammen vor. Dagegen trifft man in den Muschelbergen, in Gesellschaft mit ihnen, Werkzeuge aus Horn und Knochen, Wildschweinszähne, Fischgrähten, Thongefässe und Thonscherben in grosser Menge.

Durch eingehende Vergleichung dieser Thongefässe mit solchen, die ich aus Yesso und Sagalin besitze, bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, dass sie durchaus verschieden sind von jenen der ersten Grnppe (die in Gemeinschaft mit polirten Steinen und Bronze auftreten), dass sie dagegen in Zeichnung, Form und Art der Herstellung auf das genaueste übereinstimmen mit den Gefässen von Yesso und Sagalin. Ich schliesse daraus, dass die Ureinwohner Japans ein vorzugsweise Fischzucht, Jagd und Landbau treibendes Volk waren, wie die heute nur noch auf Yesso, Sagalin und zerstreut auf den Kurilen lebenden Aino's. Einstmals sassen sie auch in Kiusiu und Sikok, und überall führten sie jene Muschelberge auf, wie es die Ainos auf Yesso heute noch thun.

Von den aus Süden kommenden Eroberern verdrängt, hielten sie sich noch längere Zeit (bis vor etwa 1500 Jahren) im äussersten Norden Japan's, in den Provinzen Oshin und Dewa, welche auf den ältesten Karten noch das Land der Ebisu genannt werden, mussten sich aber endlich nach Yesso zurückziehen, von wo sie, nach Ansicht japanischer Archäologen, ursprünglich hergekommen sein sollen. Ihr heutiges Loos ist mit dem der Indianer Amerika's zu vergleichen.

Es scheint somit die Annahme gerechtfertigt, dass die heutigen Japaner als Nachkommen jener Eindringlinge und ihrer Vermischung mit Chinesen und Coreanern (je nachdem ihre Wohnsitze China oder Corea näher liegen) zu betrachten seien. Von beiden Ländern sind bedeutende Einwanderungen geschichtlich nachzu-

1) Gestorben 585 v. Chr.

weisen. Auch heute noch ist unter den Bewohnern derjenigen Provinzen Japans, welche China, Corea oder Liu-kiu zunächst liegen, eine unverkennbare Aehnlichkeit der Gesichtsbildung, der Körperform, der Sprache, namentlich der Aussprache und selbst des Characters, mit den betreffenden Bewohnern jener Länder vorhanden, während andererseits in allen diesen Beziehungen, ebenso wie in den Sitten und Gebräuchen, zwischen Japanern und Ainos ein greller Unterschied besteht. Von einer Vermischung mit den Ainos wollen die Japaner durchaus nichts wissen. Die Ainos erkennen jene als ihre Herren an, ihre Sagen erzählen aber, dass sie selbst einstmals ein zahlreiches und mächtiges Volk waren.

Die am Seegestade sehr häufigen und wo Hebungen stattgefunden haben (wie in den Buchten von Jedo und Owari), auch weiter landeinwärts vorkommenden Muschelberge waren den Japanern längst bekannt, galten aber als vom Meere zusammengeschwemmt. Man nennt sie kai-gara-yama (Muschelschalen-Hügel).

Die oberflächlichste Untersuchung führte jedoch auf Spuren menschlichen Wirkens. Nicht nur sind alle Muscheln, meist Austern und andere essbare Gattungen, geöffnet; — man findet auch Knochen von Hirsch, Wildschwein, Rind(?), Affen, Fuchs, Hund, Iltis, Vögeln und Fischen in ungeheurer Menge, und zwar sind alle Röhrenknochen der Länge nach mit scharfen Steinwerkzeugen, deren Spuren deutlich erkennbar, gespalten. Thongefässe sind nur selten erhalten, aber zahlreiche Scherben, darunter solche mit erhabenen oder vertieften, zuweilen mit einer rothen Substanz ausgefüllten Verzierungen, auch Meissel, Bohrer und andere Werkzeuge aus Knochen und Hirschgeweih werden gefunden. Nach Steingeräthen suchte ich lange vergeblich, endlich stiess ich in 8 Fuss Tiefe auf zwei Beile, ein Bruchstück einer geschliffenen Keule, einen bearbeiteten Eberzahn. — Heute besitze ich 1000 bis 1200 Steinwerkzeuge mit Einschluss der Bruchstücke, alle aus demselben Niveau stammend, und gegen 3000 Scherben. Von Metall fand sich keine Spur.

Die Muschelhaufen bilden in der Regel Gruppen und haben zuweilen eine Länge von mehr als 1000 m bei 20—40 m Breite und 2—4 m Höhe. Sie sind gewöhnlich mit einer 1 bis 2 Zoll[1]) dicken Lage dunkler Erde bedeckt, welche auch die Zwischenräume der Muscheln ausfüllt.

Nach Pfahlbauten habe ich bis jetzt vergebens gesucht.

Die Steinfunde sind im Allgemeinen, wie zu erwarten, denen anderer Länder ähnlich.

Unter den Celten, die auch in Japan Donnerkeile (raifu) genannt werden, sind einige nur an einer Seite zugeschärft, wie heute noch viele Metallklingen in China und Japan[2]).

Unter den wahrscheinlich nur zum Schmuck dienenden Stücken ist das sogenannte Magatama (gekrümmtes Juwel) hervorzuheben, dessen Form an das chinesische Jing-jang (Sinnbild der männlichen und weiblichen Kraft) erinnert. Das stengelförmige, ebenfalls durchbohrte kuda-tama (durchbohrtes Stengel-Juwel) kommt in den verschiedensten Grössen vor. Bemerkenswerth ist, dass sich heute noch ein Magatama unter den sogenannten Kronjuwelen des Mikado befindet.

Das verwendete Gestein ist äusserst verschiedenartig (Granit, Feuerstein, Nephrit, Schiefer, Quarz, Speckstein, Achat, Amethyst, Rauchtopas sind vertreten). Von sehr mannichfaltiger Form und sorgfältiger Ausführung sind die Pfeilspitzen

---

1) In dem Ms steht das Zeichen für Fuss, ich vermuthe aber, dass Zolle gemeint sind, umsomehr, als dieselben Zeichen an einer anderen Stelle wiederholt sind, wo zweifellos Zolle gemeint sind.

2) Ebenso in Birma.

von Quarz, Achat und Topas. Die Bohrlöcher sind doppelkegelförmig und zeigen, dass sie von zwei entgegengesetzten Seiten gebohrt worden sind.

Nach dem Volksglauben haben Geister bei Stürmen und Gewittern die Stein-Celte und Pfeilspitzen auf die Erde geschleudert; diese dienen, zu Pulver gerieben, als Arznei und gelten als besonders wirksam, um bösartige Geschwüre zu öffnen, jene schützen vor Blitz und Krankheit. In den Tempeln werden sie auf das sorglichste bewahrt und den Pilgern gezeigt.

Die von mir untersuchten Gräber sind entweder einfache Erdgruben, welche den Körper der Länge nach aufnahmen oder sie sind mit Steinplatten eingefasst und dann gewöhnlich mit einem Tumulus bedeckt. In den Gräbern sind Werkzeuge und Schmuck von Stein, in solchen, die einer späteren Zeit angehören, auch Bronze, Spiegel, Ringe und Thongefässe gefunden worden.

Das Pfeilgift der Ainos.

Bei einer Reise durch Yesso im letzten Sommer hatte Hr. Heinrich von Siebold Gelegenheit die Bereitung des Pfeilgiftes der Ainos zu lernen, die, wie er schreibt, bisher ein streng bewahrtes Geheimniss der Otonna's (Häuptlinge) war. Das Gift (Shuruku) besteht aus der Wurzel von Aconitum japonicum oder A. ferox[1]), die auf einem flachen Steine zu Mehl zermalmt wird. Gewöhnlich wird der zähe Brei ohne weitere Zubereitung verwendet, zuweilen aber vermischt man ihn mit einer geringen Menge Hirschtalg und gräbt ihn einige Tage in die Erde ein. Bei der Bereitung werden gewisse Regeln beobachtet, die je nach den Oertlichkeiten ein wenig von einander abweichen. Frisch bereitetes Gift ist wirksamer als älteres.

Die Pfeile, von denen unser geehrtes Mitglied schön ausgeführte Abbildungen, A und B, in natürlicher Grösse sendet, sind von zweierlei Art: B besteht aus einem gefiederten Schaft von Rohr, 375 mm, und einem darin eingelassenen eisernen Ansatz, dessen sichtbarer Theil 130 mm lang ist, wovon 50 mm die eigentliche Pfeilspitze bilden. Die Gesammtlänge des Pfeiles ist 505 mm.

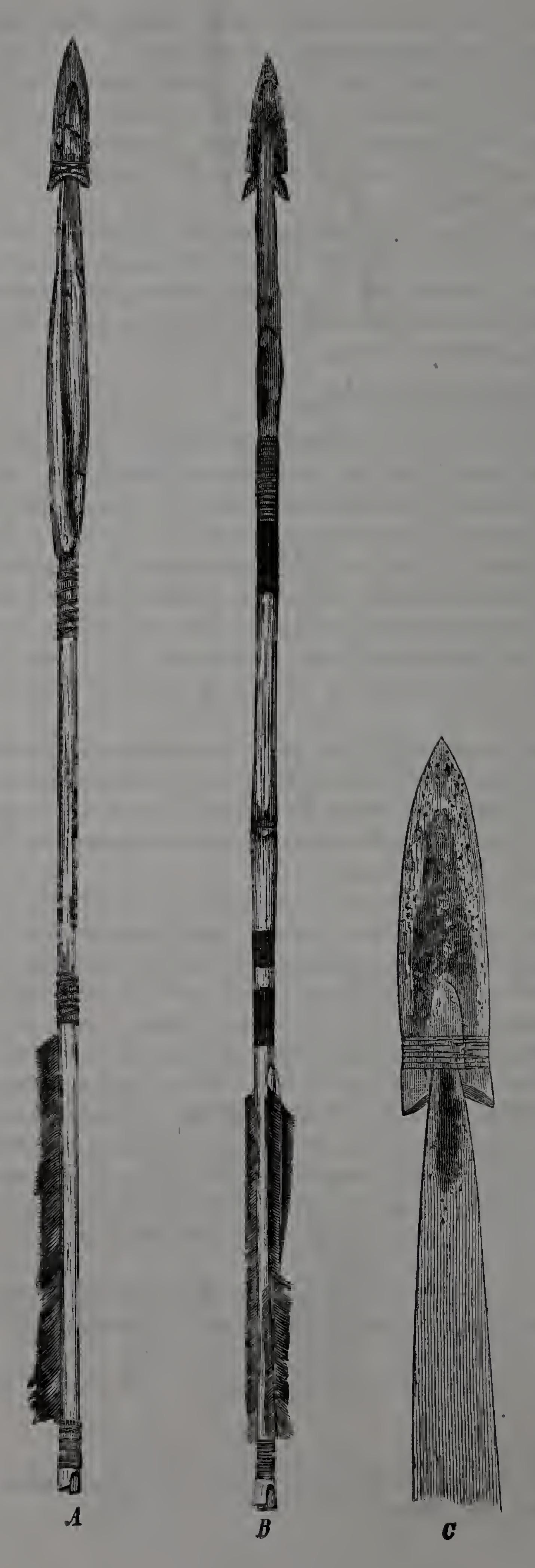
Bei der gebräuchlicheren Art A besteht der Schaft selbst aus 2 Theilen. Der untere gefiederte Theil, gewöhnlich von Rohr, zuweilen auch von Bambus oder Holz, ist 330 mm lang; darin ist ein 130 mm langes Stück von Hirschknochen eingepasst und mit Bast fest gemacht. Die Pfeilspitze, von Bambus, ist an dem knöchernen Theile des Schaftes befestigt (siehe C); ihre Länge beträgt 45 mm, die Gesammtlänge des Pfeiles also auch 505 mm. Bei den eisernen Pfeilen B wird das Gift auf beiden Seiten, von der Spitze bis auf 3 oder 4 Zoll abwärts, dick aufgetragen; bei den andern (A) nur auf beiden Seiten der Bambus-Spitze. Giftpfeile werden nicht nur zum Bogenschiessen aus freier Hand, sondern auch für fest aufgestellte Bogen (die man in Ermangelung eines passenderen Wortes Bogenfallen nennen könnte) verwendet. Die Schnellkraft der Bogen soll überraschend sein; der Pfeil dringt sammt dem Knochenschafte in das Fleisch; beim Herausziehen bleibt die Spitze darin stecken.

Wie Hrn. von Siebold versichert wurde, soll die Wirkung des Giftes so stark sein, dass ein Bär, beispielsweise, nahe der Stelle, wo er getroffen, in 5 bis 10 Minuten verendet.

0,5 Gran unter die Haut gespritzt, tödteten einen Hund in 5 Minuten, 2 Gran in $4^1/_2$ Minute.

---

1) Das stärkste Gift soll eine an der Westküste der Insel im Kiusin-Distrikte, am Flusse desselben Namens wachsende Abart liefern.



Durch Giftpfeile erlegtes Wild wird sofort zerstückt, nachdem die Stelle rings um die Wunde sorgfältig ausgeschnitten worden, damit das Gift nicht weiter dringe.

Wird ein Mensch durch einen Giftpfeil verletzt, so sucht man die Stelle wo möglich schnell auszuschneiden, auf Rettung ist aber wohl kaum zu hoffen. — Gegenmittel sind nicht bekannt.

Seit Kurzem hat die Regierung den Gebrauch vergifteter Pfeile und das Aufstellen von Bogen, die sich von selbst entladen, untersagt.

Die Ainos werden fortan auf diese verhältnissmässig mühelose Art der Hirsch- und Bärenjagd verzichten müssen; für den Reisenden aber wird durch diese Verordnung eine der Hauptgefahren bei dem Durchstreifen dieser noch so wenig bekannten Insel beseitigt.

Nach den zahlreichen Bogenfallen zu schliessen, die man heute als ausgedientes Geräth in den Aino-Dörfern antrifft, müssen die Bären- und Hirschwechsel früher mit Hunderten dieser ebenso einfachen, als sinnreichen Vorrichtungen besetzt gewesen sein. Für ihre Wirksamkeit zeugen die zahlreich vorhandenen Hirschschädel. Nach der Sage sind die Ainos von ihrem grossen Geiste Kamoi mit dem Giftpfeile beschenkt worden.

Bemerkenswerth ist es, dass in den Kriegen der Ainos mit den Japanern, die bis zum Jahre 1670 gewährt haben, dieser gefährlichen Waffe keine Erwähnung geschieht.

Bei den Gorkhas am Himalaya und ebenso im

Norden von China wird Pfeilgift im ähnlicher Weise aus einer Aconitum-Art bereitet.

So weit Hr. v. Siebold.

Ich möchte noch erwähnen, dass die Mintras und Yakuns auf der malayischen Halbinsel ebenfalls vergiftete Pfeile und Bogenfallen benutzen. Sie zeigten mir auch eine noch einfachere Vorrichtung: ein elastisches Bäumchen war mit der Spitze zur Erde gebogen; durch Berührung eines Schnäppers schnellte es empor und durchbohrte mit einer, an seiner Spitze fast rechtwinklig befestigten Bambuslanze das Thier, das sich unvorsichtig angenähert hatte.

(18) Hr. Jagor übergiebt ein von Hrn. Lindt angefertigtes, prachtvolles photographisches Album über Australien, welches auf der Pariser Weltausstellung war, als Geschenk für die Gesellschaft.

(19) Hr. E. Friedel legt zunächst die Gaumenplatte eines

jungen Bären

(nach Bestimmung des Hrn. Professor Beyrisch Ursus Arctos L.) vor.

K. F. Klöden: Die Versteinerungen der Mark Brandenburg. Berlin, 1834. S. 84, kannte nur einen Fund vom Bären aus unserer Provinz; den hinteren Backzahn eines Bären aus dem Süsswasser-Mergel von Görzke südlich von Ziesar. Auch seitdem gehören Bärenfunde noch immer zu den Seltenheiten. Es sind mir inzwischen nur zwei Funde von Resten des braunen Bärs aus dem Kreise Ruppin in der Mark bekannt geworden, ausserdem Reste eines starken ausgewachsenen Bären, den Arbeiter beim Torfstechen in der Nähe von Brandenburg an der Havel gefunden. Der Kopf, der sehr „fettig" gewesen, soll nach Aussage der Leute sehr gut gebrannt haben; mit Mühe ist es dem sehr eifrigen Sammler, Kaufmann Gustav Stimming in Brandenburg, gelungen, einen Eckzahn zu retten, der auf ein grosses Thier schliessen lässt. Jene Gaumenplatte, nach ihrer dunkelbraunen Färbung aus dem Torf stammend, ist am Oderufer bei Krossen a. O. gefunden worden und im Märk. Museum sub. A. III. 41 verwahrt.

(20) Hr. Friedel producirte sodann ein im selben Museum sub. VIII. 897 verzeichnetes fast vollständiges

Renthiergeweih.

Dasselbe ist bei Brandenburg a. H. unter einer mehrere Fuss dicken Schicht von blauem Wiesenthon (bei G. Berendt: Die Diluvial-Ablagerungen der Mark Brandenburg. Berlin 1863. Alluvialthon) im Schwemmsand gefunden und fast vollständig erhalten, — das ansehnlichste dergleichen, noch auf der Schädelkapsel sitzende Geweih aus Norddeutschland. Berendt S. 54 sagt: „Das älteste Glied des Alluviums scheint in den Niederungen der Fluss- oder Schwemmsand zu sein, der bei ziemlich tief in das Niveau des Flusses hinabgehender Gewinnung des Alluvialthons nicht nur mit demselben wechsellagernd, sondern stets auch unter ihm sich zeigt. Der gewöhnliche Uebergang in Decksand in horizontaler Richtung erklärt sich dann leicht. Genügende Aufschlüsse aber fehlen noch, und immerhin könnte sich dieser liegendste Sand der Thonstiche doch schon als der anstehende, durch Einfluss der stark kohlen- und humussauren Wasser überlagernder Torfmoore veränderte Diluvialsand ergeben." In der That macht das Stück einen subfossilen Eindruck, ist jedoch in Farbe und Consistenz von den, überdem abgerollt erscheinenden Mammuthresten des zweifel-

losen Diluviums verschieden. Wirklich alte Einwirkungen von Menschenhand sind auf dem seltenen Stück nicht bemerkt. Klöden a. a. O. kannte nur 2 Knochenstücke vom unteren Theile eines Renthiergeweihes bei Potsdam, im „Diluvium“ gefunden, ein Ausdruck, welcher im Jahre 1834 gebraucht, heute problematisch erscheint. Hr. Virchow legte vor einigen Jahren in der Anthropologischen Gesellschaft Renthierreste von Boytzenburg, Kreis Templin, vor. Von unserem Thiere wäre vermuthlich das Gerippe ziemlich vollständig gewonnen worden, jedoch lief die ausgehöhlte Grube zu schnell voll Wasser. —

Hr. Virchow bemerkt, dass er, ausser seinen Mittheilungen über Renthierfunde in Norddeutschland in der Sitzung vom 12. Februar 1870 (Zeitschr. für Ethnol. Bd. II. S. 163), noch in einer Reihe späterer Sitzungen über denselben Gegenstand Mittheilungen gemacht habe. Was Bären anbetrifft, so hat er zweimal aus märkischen Torfmooren je einen Eckzahn vom Bären erhalten, einen von Hrn. v. Arnim aus der Gegend von Angermünde, einen von Hrn. W. Schwartz aus der Gegend von Neu-Ruppin. Im ersteren Falle sollte ein ganzer Schädel gefunden sein, doch war leider von ihm nichts mehr aufzutreiben. —

(21) Hr. Friedel legt hiernächst eine grössere Sammlung aus heidnischen Gräbern der Ost-Priegnitz vor, welche neuerdings dem Märkischen Provinzial-Museum überwiesen worden ist.

I. Vom Felde des Ritterguts Triglitz.

Der Bau einer von Pritzwalk nach Putlitz durch das Dorf Triglitz führenden Chaussee war Veranlassung, von dem Gutsfelde Triglitz, wo auf einem Terrain von wenigen Morgen eine grosse Masse von Steinen lag, dieselben abzuräumen. Wahrscheinlich stand hier, wie auf mehreren Feldmarken der Umgebung, früher eine Anzahl aneinander gereihter Kegelgräber, aus denen allmählich zu Bauten die passenden grösseren Steine herausgenommen worden sind, so dass die Hügel seit Jahren nicht mehr deutlich hervortraten. Da nun zum Chaussee-Bau möglichst viel Steine gebraucht wurden, so wurden die Steine nicht bloss von der Oberfläche abgefahren, sondern auch bis zu 0,50 m Tiefe ausgegraben. Der rühmlichst bekannte Heraldiker, Pastor Bernhard Ragotzky, früher in Triglitz, jetzt in Potsdam, dem das Märk. Museum diesen Fundbericht und die gefundenen Objekte verdankt, hat dann, sobald er erfuhr, dass unter den Steinen Alterthümer zum Vorschein kämen, die Arbeiten möglichst beaufsichtigt und die Leute instruirt zur sorgfältigen Behandlung und Ablieferung der Fundstücke. Ausser einer grossen Menge von Urnenscherben fanden sich insbesondere folgende, hier vorliegende Sachen:

a) aus einer zerfallenen, etwa 0,42 cm hohen Urne: Ein eiserner Ring und das Fragment eines eisernen Messers.

b) eine grosse, sehr weite, mit 5 kleinen Buckeln verzierte Urne, darin: drei schaufelförmige, verzierte Candarenstäbe mit den Riem-Oehren, von Bronze; ein Trensengebiss und Ringe von Eisen; eine Anzahl scheibenförmiger Häkchen von Bronze mit Oehsen, etwa zum Schmuck des Riemzeuges und der Scheidenbeschlag (das Ortband) eines Schwertes.

c) 2 spiralig sehr tief ausgefurchte, dadurch gewunden 4 schneidig gewordene Kopfringe von Bronze, dem im Besitz des Gymnasiums zu Neu-Ruppin befindlichen fast gleich, vergl. Lindenschmidt: Heidnische Alterthümer, Bd. I. Heft XI., Taf. 3, Fig. 4.

d) ein hohler, dicker Bronze-Armring mit offenen Enden.

e) Urnen und Deckelschaalen.

f) ein Bronze-Hohl-Celt, Bronze-Messer, Fingerringe und Nadeln, Bronze-Armring und zwei kleine Bronze-Barren.

g) Ein Bronze-Schnallen-Ring und ein Steinmeissel, zusammen in einer Urne gefunden.

Alle diese Sachen sind im Märkischen Museum unter II. 8324 und ff. katalogisirt.

II. Die Fundstücke aus den Kegelgräbern bei Weitgensdorf, am Wege nach Schmarsow.

Auf dem Felde des dem Kammerherrn v. Jena auf Nettelbeck gehörenden Ritterguts Weitgensdorf, 4 Kilometer von Putlitz, befanden sich noch im Jahre 1877 achtzehn, deutlich nach ihren Umkreisen erkennbare Hügel; eine grössere Zahl mochte schon in früheren Zeiten zur Gewinnung von Steinen zerstört worden sein. Als Ende 1877 über diese Feldmark eine Chaussee gebaut wurde, erfolgte auch die Zerstörung dieser 18 Kegelgräber, jedoch unter Aufsicht des sachkundigen Prediger Ragotzky. Derselbe nahm vorher die Situation der Hügel auf und bezeichnete die Fundstellen genau in diesem Plan, wodurch es möglich wurde, sämmtliche Fundstücke eines jeden Grabes nach ihrer Zusammenlagerung zu fixiren. Vollständig erhaltene Urnen wurden leider gar nicht ausgegraben; selbst diejenigen, welche in Steinkisten standen, waren in Stücke zerfallen. Der Form nach waren sie mehr weitbauchig als hoch, nach unten zu einem kleinen Boden-Durchmesser verjüngt; sie waren durchweg ohne besondere Kunstfertigkeit gearbeitet und von bräunlicher Farbe. Die Bronze-Sachen wurden nicht in Urnen, sondern zwischen unregelmäsisg liegenden Steinen, oder im Sande, der mit Asche, Kohlenresten und Leichenbrand vermischt war, gefunden. In einem Grabhügel war eine durchgehende, schwarze, also wohl mit Kohlenstaub gemischte Sandschicht, in der sich kein Leichenbrand und keine Urnenscherben befanden. Die Mehrzahl der 18 Kegelgräber gab theils gar keine Ausbeute an Alterthümern, theils nur einzelne Fragmente von Bronze-Messern, Ringen etc. Wir führen deshalb nur den Inhalt der Gräber an, welcher von grösserem Interesse ist, und bemerken, dass die Nummern der Gräber dem vom Pastor Ragotzky aufgenommenen, im Märk. Museum befindlichen Situationsplan entsprechen.

Kegelgrab No. 2: Zwei Bronze-Lanzenspitzen, eine verziert und mit dem Rest des Holzschaftes, ein sichelförmiges Bronze-Messer, zwei andere Bronze-Messer und ein kleines Bronze-Messer, dessen gebogener Griff in einen Pferdekopf endigt, ein Bronze-Schwert mit breiter Griffzunge, eine Bernstein-Perle und ein unverbrannter Schädel, von dem indess nur 4 Zähne nach dem Märk. Museum gekommen sind. II. 8238 — 47. Dieser Schädel war in einer besonders für ihn konstruirten Steinkiste beigesetzt.

Grab No. 5: Ein einfacher spiraliger goldener Fingerring. II. 8248.

„ No. 6: Vier Bronze-Armbänder, theils mit gegossener, theils mit gravirter Verzierung; eine spiralige Armbergen - Scheibe von Bronze, ähnlich Worsaae: Nordiske Oldsager Fig. 262, zwei spiralige Bronze-Fingerringe; zwei Bronze-Messer (davon eins mit Pferdekopf wie in Grab No. 2) und eine schöne widerhakige flache Pfeilspitze von Feuerstein. II. 8249 — 61.

No. 10: Ein Bronze-Schwert, 74 cm lang, mit schönem Griff, in der Länge des Griffstabes 6 Querscheiben, deren Intervallen wohl mit Bein ausgefüllt gewesen sein mochten; es gleicht dem von Montelius im „Führer durch das Alterthümer-Museum zu Stockholm“ auf Seite 22 abgebildeten Schwert, welches in Ostgotland

gefunden ist, vollständig und repräsentirt nach Sophus Müller: die nord. Bronze-Zeit, 1878, S. 13, die, bisher aus der Mark unbekannte, jüngste Entwickelungsform des älteren Schwerttypus der Bronzezeit; vergl. Fig. 9 daselbst. Bei einem früher in der Nähe gefundenen gleichen Schwert war der Griff mit Golddraht umwunden. Fragmente einer genieteten Bronze-Schale; ein Bronze-Dolch; zwei Armspangen; je die Hälfte von zwei verschiedenen Diademen; ein Bronze-Zier-Hütchen; Spiralscheiben und ein goldener Fingerring, in einer Doppel-Spirale 4 mal gewunden. II. 8262 — 75.

No. 12: Zwei Armbergen mit je 2 Spiralscheiben; 3 Pfeilspitzen von Bronze. 4 Pfeilspitzen von Feuerstein. II. 8276 — 84.

No. 16: Ein kleiner flacher Armring, eine Heftel und eine Nadel. II. 8285 — 8.

No. 17: Grosse, 63 cm lange, verzierte Bronze-Nadel mit Kopfscheibe von 5 cm. Dm.; drei Hals- oder Kopf-Ringe; 5 schwere Armringe; eine sehr schwere Armberge mit 2 grossen Spiralscheiben; ein Zierhütchen; ein Messer und ein Diadem, alles von Bronze; ferner: Ein goldener, in einer Doppel-Spirale 4 mal gewundener Fingerring und eine Feuerstein-Speerspitze. II. 8289 — 302.

No. 18: Ein Bronze-Schwert mit stabförmiger Griffzunge; 4 verzierte Armringe, eine Heftel; ein Halsring; eine Bartzange; ein Zierhütchen und eine Speerspitze von Bronze; zwei Bernsteinperlen; auch fanden sich in diesem Hügel zwei Mahltröge von Granit. II. 8303 — 14.

Aus dem Grabe No. 6 und 10 sind auch noch 2 Urnen-Fragmente nach dem Märk. Museum gelangt, von der gewöhnlichen Form und ohne jede Verzierung. II. 8315 — 16.

III. Aus einem Steinberge bei Steffenshagen:

Eine Bartzange und ein kurzes breites Messer, Beides von Bronze. In der Priegnitz ist das Zusammentreffen beider Geräthe öfters beobachtet. II. 8322 — 23.

IV. Von der Feldmark Mertensdorf an der Triglitzer Grenze.

1. Ein Hohlcelt mit Oehr, ohne Patina, im Moor gefunden.

2. In einer Steinkiste, die mit einem grossen flachen Stein und etwa 0,50 cm Erde bedeckt war, wurden zwei Urnen in den schräg einander gegenüberstehenden Ecken gefunden, die eine dunkelfarbig und glatt, die andere heller und rauh; in jeder der Urnen fand sich eine kleine Urne und Leichenbrand. In der Steinkiste, neben den resp. Urnen lagen ferner: Ein 33 cm. langer, 5 cm starker, walzenförmiger, an den Enden zugespitzter, geglätteter Stein, wahrscheinlich als Wetzstein benutzt; eine Bartzange und ein Messer von Bronze, ähnlich dem ad III.; ein grosses geschweiftes und verziertes Messer mit in einen Ring endigendem Griff, in welchem zwei Ringe lose hängen. II. 8317 — 21. Vgl. Lindenschmit a. a. O. Bd. 1, Heft VIII., Taf. 4, Fig. 2.

V. Funde von Wolfshagen.

Auf dem, dem königlichen Kammerherrn von Putlitz gehörigen Rittergut Wolfshagen und zwar beim Vorwerk Dannhof, wurden einige der dort befindlichen Steinhügel, etwa 8 Fuss hoch und 20 Fuss Durchm., zur Gewinnung der Steine zerstört. Bei Abtragung des einen Hügels fand sich, nachdem die unregelmässig aufgethürmten Steine entfernt waren, etwa in der Höhe der Ebene und in der Mitte des Hügels, eine regelmässig aus flachen Steinen gesetzte und mit einer grossen Platte zugedeckte Steinkiste von etwa 4 Fuss Länge und $2^1/_2$ Fuss Breite. In

derselben stand die hier mit vorgelegte grosse Urne, II. 8351; mit Asche und einigen Scherben, vermuthlich von der Deckschale herrührend. Die Urne ist von dunklem Thon, 24 cm hoch, Boden 10, Bauch 46, Mündung 38 cm Durchm., hat einen verhältnissmäsig kleinen Henkel und keine Ornamente. Neben dieser Urne lag eine überaus zierliche, sehr dünnwandige, kappen- oder kronenförmige, 7 cm hohe, 14 cm weite, nach unten in eine Spitze auslaufende Bronze-Schale mit getriebenen Ornamenten, II. 8355, in welcher sich noch einige kleine formlose Bronze-Stückchen befanden.

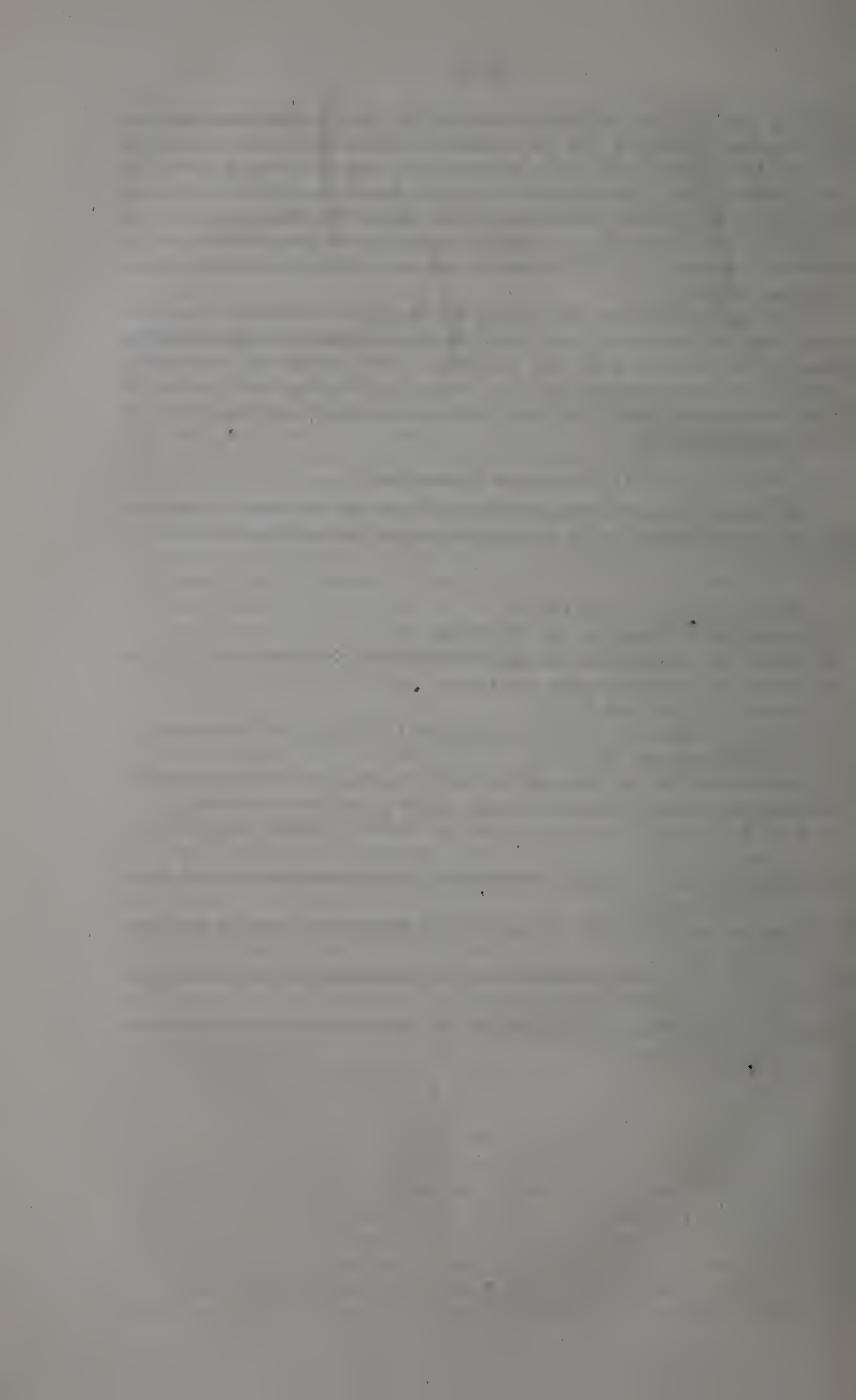
In einem zweiten Hügel mit einer solchen Steinkiste wurde ausser einer kleineren Urne mit Leichenbrand ein 4 eckig-längliches, schachtelförmiges Thongefäss gefunden, von welchem indess nur der Deckel, II. 8353, gerettet und vorgelegt wurde. Derselbe ist von dunklem Thon, 29 cm lang, 13,5 cm breit, 4 eckig mit wenig abgerundeten Ecken, hat einen übergreifenden Rand und einen 2 cm tief innen eingreifenden Falz.

VI. Funde von Gross-Pankow.

Ein Bronze-Messer mit verziertem hohlem Griff zum Einstecken eines Holzschaftes und ein Hohlcelt, beides aus einem Hügelgrabe der Feldmark Gross-Pankow II. 8357 — 7.

(22) Eingegangene Schriften:

1) Nachrichten für Seefahrer. 46, 47, 48, 49, 50.
2) Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie. Heft 11.
3) Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Nr. 11.
4) Cosmos. Vol. V., Heft I., II.
5) Verhandl. d. Moskauer Gesellsch. d. Freunde f. Anthropologie, Ethnologie und Naturgeschichte. t. XXXI.
6) Catalogue raisonné des antiquités du Nord Finno-Ougrien. Helsingfors 1878.
7) Catalogue des crânes d'origine finnoise exposés par le Musée d'anatomie.
8) K. E. F. Jgnatius, Le Grand-Duché de Finlande. Notice statistique. Helsingfors 1878.
9) Catalogue spécial de la Section Anthropologique et Paléontologique de la Republique Argentine.
10) Catalogue de l'exposition du ministère de l'instruction publique de Russie Paris 1878.
11) Luigi Perozzo, Sulla classificazione della popolazione per età. Roma 1878.
   6.—11. Gesch. d. Hrn. F. Jagor.
12) J. W, Lindt, Photographisches Album von Australiern und austral. Gegenden. Gesch. d. Herausgeb.



Chronologisches Inhaltsverzeichniss

der

Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Namen-Register.

Sach-Register.

A.

B.

C.

D.

G.

H.

J.

K.

L.

Q.

R.

S.

Druck von Gebr. Unger (Th. Grimm) in Berlin, Schönebergerstrasse 17a.



W. A. Meyn gez. u. lith.

Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey i. Berlin.

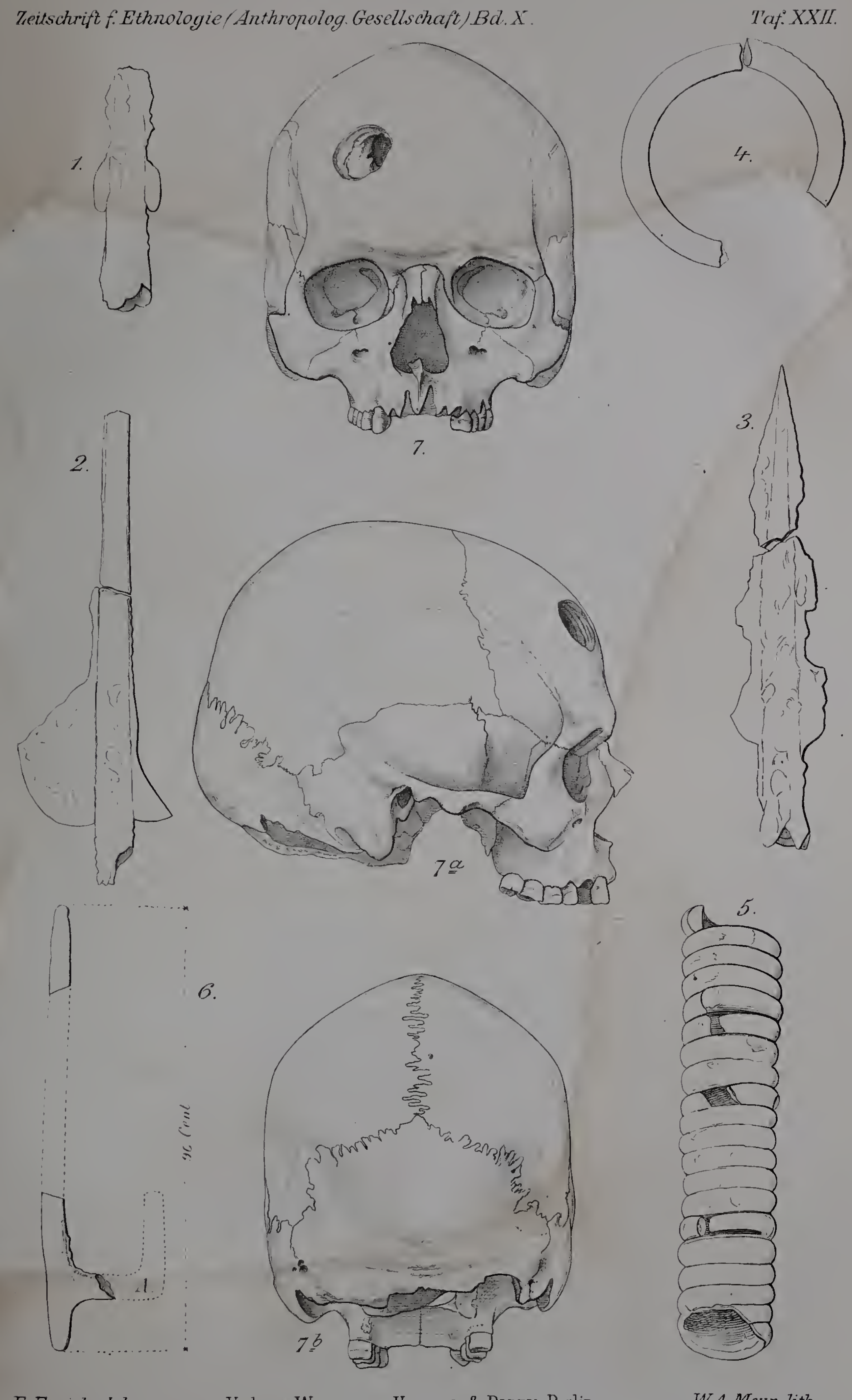




W. A. Meyn lith.

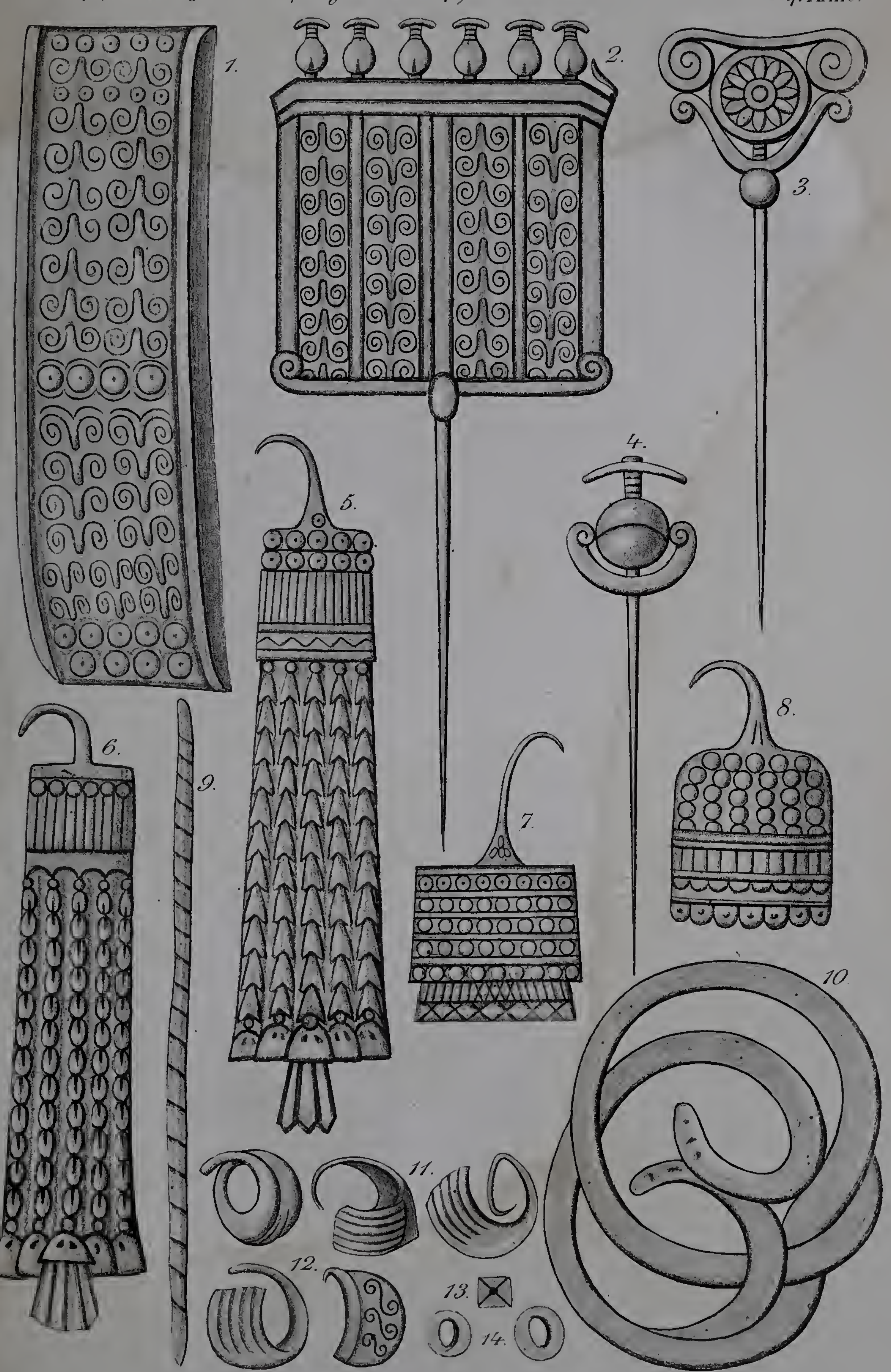
Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey, Berlin.





E. Eyrich del.   Verlag v. WIEGANDT, HEMPEL & PAREY, Berlin.   W. A. Meyn lith.





W. A. Meyn lith. Verlag v. Wiegandt, Hempel & Parey, Berlin.







Verhandlungen

der

Berliner Gesellschaft

für

Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

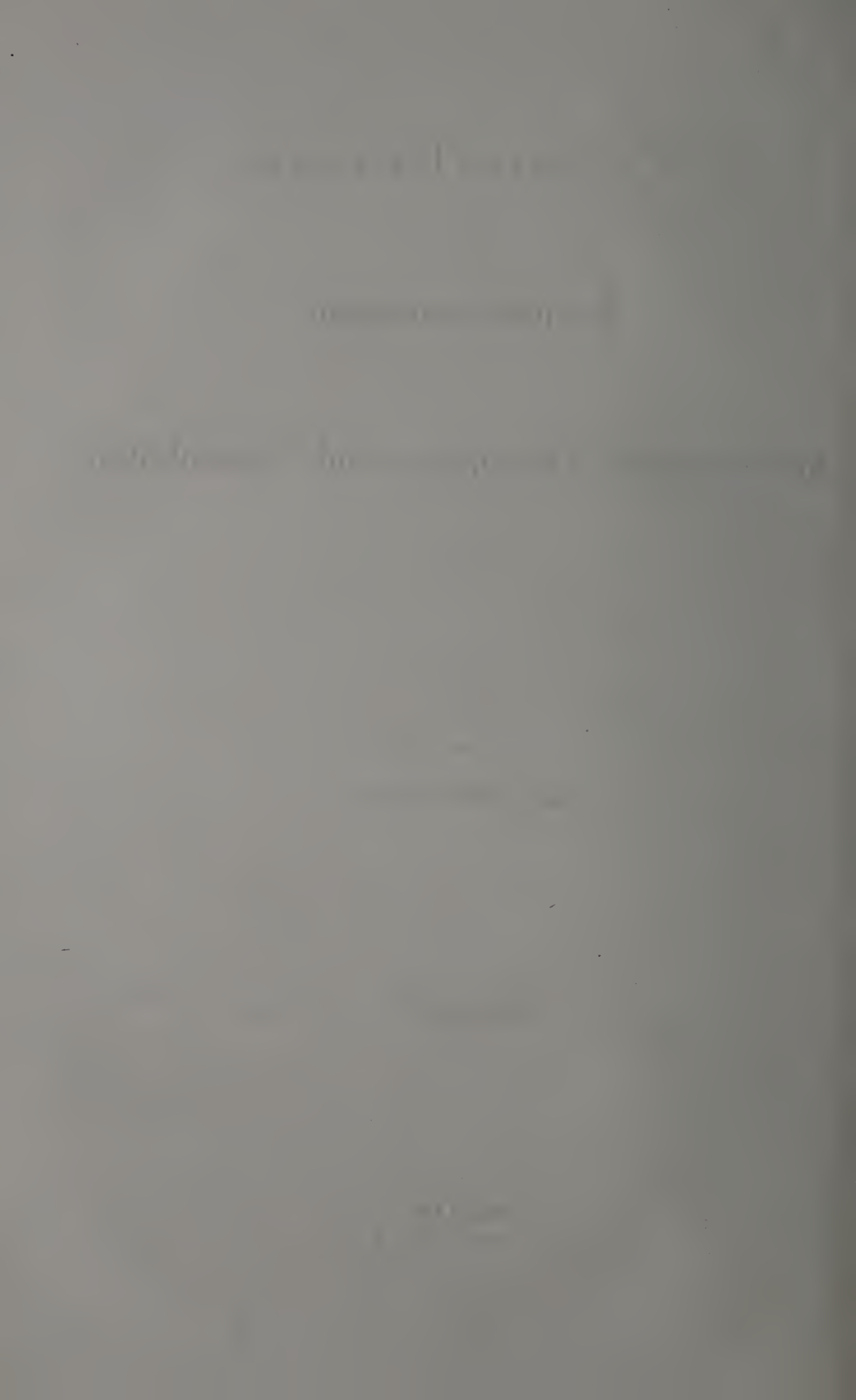
Redigirt

von

Rud. Virchow.

Jahrgang 1878.

BERLIN.
Wiegandt, Hempel & Parey.
(Paul Parey.)
1878.



Berliner Gesellschaft
für
Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
1878.

Vorstand.

Dr. Rud. **Virchow**, Professor, Vorsitzender.

Dr. **Bastian**, Prof. } Stellvertreter des Vorsitzenden.
Dr. **Beyrich**, Prof. }
Dr. Rob. **Hartmann**, Prof., erster Schriftführer.
Dr. **Max Kuhn**, zweiter Schriftführer.
Dr. **Voss**, dritter Schriftführer.
W. Ritter, Banquier, Schatzmeister.

Ausschuss.

Dr. **Koner**, Professor, Obmann.
Dr. **F. Jagor**.
Dr. **A. Kuhn**, Director.
Dr. Frhr. **von Richthofen**, Professor.
Dr. **Wetzstein**, Consul.
Friedel, Stadtrath.
Deegen, Kammergerichtsrath.
Dr. **G. Fritsch**, Professor.

Ehrenmitglieder.

Dr. **Lisch**, Geh. Archivrath, Schwerin, Meklenburg.
Dr. **Schott**, Professor, Mitglied der Akademie, Berlin.
Don Pedro d'Alcantara, Kaiser von Brasilien.
Caesar Godeffroy, Hamburg.

Correspondirende Mitglieder.

1. Joseph Barnard **Davis**, M. D., F. R. S. Shelton, Staffordshire.
2. John **Beddoe**, M. D., F. R. S., Clifton, Glocestershire.
3. **Desor**, Professor, Neuchâtel.
4. **Huxley**, Prof., F. R. S., London.
5. Sven **Nilsson**, Professor, Lund.
6. **Worsaae**, Kammerherr, Kopenhagen.
7. Graf **Uwaroff**, Präsident der archäologischen Gesellschaft, Moskau.
8. **Capellini**, Professor, Bologna.
9. Dr. Giustiniano **Nicolucci**, Isola di Sora, Napoli.
10. Bartolomeo **Gastaldi**, Professor, Turin.
11. Paolo **Mantegazza**, Professor, Florenz.
12. Juan **Vilanova y Piera**, Madrid.
13. Edouard **Dupont**, Directeur du Musée royal d'histoire naturelle, Bruxelles.
14. Japetus **Steenstrup**, Professor, Kopenhagen.
15. Sir John **Lubbock**, High Elans, Farnborough, Kent.
16. Dr. **Philippi**, Professor, Santiago, Chile.
17. Dr. **Julius Haast**, F. R. S., Christchurch, New Zealand.
18. Dr. med. A. **Weissbach**, Constantinopel

19. Luigi **Calori**, Professor, Bologna.
20. Edgar Leopold **Layard**, Britischer Consul, Pará, Brasilien.
21. Gust. **Radde**, Director des transkaukasischen Museums, Tiflis.
22. **Riedel**, Holländischer Resident, Billiton bei Bangka.
23. Dr. **Burmeister**, Professor, Buenos Ayres.
24. Luigi **Pigorini**, Capo Sezione nella direzione generale dei Musei e degli Scavi del Regno, Rom.
25. Dr. Pereira **da Costa**, Lissabon.
26. Dr. **Grewingk**, Professor, Dorpat.
27. **von Blaramberg**, Generallieutenant, Sewastopol.
28. Augustus W. **Franks**, M. A., London.
29. **v. Tschudi**, Schweizerischer Gesandter, Wien.
30. Dr. **Leemans**, Director, Leiden, Holland.
31. Dr. Hans **Hildebrand**, Stockholm.
32. Dr. Carl **Rau**, Newyork.
33. Conte Giovanni **Gozzadini**, Senator, Bologna.
34. Oscar **Montelius**, Stockholm.
35. Baron **v. Düben**, Professor, Stockholm.
36. Baron F. **von Müller**, Melbourne, Australien.
37. Dr. Herm. **Berendt**, Coban, Guatemala.
38. **von Kaufmann I**, General, Taschkend.
39. Dr. **v. Heldreich**, Director des botanischen Gartens, Athen.
40. **Engelhardt**, Professor, Kopenhagen.
41. Dr. **Zwingmann**, Medicinalinspector von Ost-Sibirien, Nikolajewsk am Amur.
42. Dr. **Reil**, Leibarzt, Cairo.
43. Dr. med. **Sachs**, Leibarzt, Cairo.
44. Oscar **Flex**, Missionär, Ranchi, Nagpore, Ostindien.
45. **Hartt**, Professor, Cornell University, Ithaca, Newyork, z. Z. in Brasilien.
46. Dr. A. **Stübel**, Dresden.
47. Bror Emil **Hildebrand**, Reichsarchivar, Stockholm.
48. A. L. **Lorange**, Director des Alterthums-Museums, Bergen, Norwegen.
49. Dr. J. R. **Aspelin**, Helsingfors, Finnland.
50. John **Evans**, F. R. S., President of the British geological Society, Nash Mills, Hemel Hempsted.
51. **Spiegelthal**, Schwed. Consul in Smyrna.
52. Frank **Calvert**, Dardanellen, Kleinasien.
53. Dr. **Kopernicky**, Krakau.
54. Dr. N. **v. Miklucho-Maclay**, z. Z. in Guinea.
55. **Dalton**, Colonel, Nagpore, Ostindien.
56. Alexander **Cunningham**, Major-General, Calcutta.
57. Dr. **Lührssen**, Ministerresident, Lima.
58. **Lepkowsky**, Professor, Director des Archäologischen Museums, Krakau.
59. Jos. **v. Lenhossek**, Professor, Budapest.
60. George M. **Wheeler**, Lieut. Corps of Engineers, Washington.
61. Dr. F. V. **Hayden**, U. S. Geologist in Charge, Washington.
62. J. W. **Powell**, Major, Washington.
63. Franz **v. Pulszky**, Director des National-Museums, Budapest.
64. Dr. Fl. **Romer**, Professor, Budapest.
65. **Boyd** W. **Dawkins**, Prof., Manchester.
66. Dr. **Bessels**, Washington.
67. Sir Charles **Darwin**, Down Beckenham, Kent S. E.
68. Dr. Wenzel **Gruber**, Professor, St. Petersburg.
69. Dr. **Ornstein**, Chefarzt der griechischen Armee, Athen.
70. P. **Broca**, Professor, Generalsecretär der anthropolog. Gesellschaft, Paris.
71. A. **Bertrand**, Director des Museums zu Saint Germain en Laye.
72. Graf Carl Georg **Sievers**, Wenden, Livland.

Ordentliche Mitglieder.

1. **Abbot**, Dr., Berlin.
2. **Abeking**, Dr. med., Berlin.
3. **Achenbach** Dr., Staatsminister, Oberpräsident, Danzig.
4. **Adler**, Dr. med., Berlin.
5. **Albrecht**, P., Dr., Prof., Königsberg i/P.
6. **Alfieri**, L., Kaufmann, Berlin.
7. **v. Andrian**, Freiherr, Aussee i/Strmk.
8. **Appel**, Ch., Kaufmann, Berlin.
9. **Arons**, Alb., Banquier, Berlin.
10. **Ascherson**, P., Dr., Professor, Berlin.
11. **Ascherson**, F., Dr., Berlin.

12. **Aschoff**, Dr., Berlin.
13. **Assmann**, Dr., Freienwalde a/O.
14. **Awater**, Dr., Berlin.
15. **Barchewitz**, Hauptm., Connewitz bei Leipzig.
16. **Bardeleben**, Dr., Geh. Med.-Rath, Berlin.
17. **Barnewitz**, Realschullehrer, Brandenburg a/H.
18. **Bartels**, Dr., Berlin.
19. **Bastian**, Dr., Professor, Director der ethnologischen Abtheilung des K. Museums, Berlin.
20. **Baumann**, Kaufmann, Berlin.
21. **Beer**, Rittergutsbesitzer, Berlin.
22. **Behla**, Dr. med., Luckau.
23. **Behmer**, Fabrikant, Berlin.
24. **v. Below**, Rittergutsbesitzer, Berlin.
25. **v. Bennigsen**, Landesdirector, Bennigsen bei Hannover.
26. **Berendt**, Dr., Professor, Berlin.
27. **Bergius**, Oberstlieutenant, Berlin.
28. **Bernhardt**, Dr. med., Berlin.
29. **Bernhardy**, Kaufmann, Berlin.
30. **Bertheim**, Stadtverordneter, Berlin.
31. **Beuster**, Dr., Berlin.
32. **Beyrich**, Dr., Geh. Bergrath, Professor, Berlin.
33. **Biefel**, Dr., Oberstabsarzt, Breslau.
34. **Bodinus**, Dr., Berlin.
35. **v. Boguslawski**, Dr., Berlin.
36. **du Bois-Reymond**, Dr., Professor, Geh. Medicinal-Rath, Berlin.
37. **Böhr**, Dr., Stabsarzt, Berlin.
38. **Börner**, P., Dr., Berlin.
39. **v. Brandt**, Ministerresident, Peking, China.
40. **Braun**, Dr., Justizrath, Berlin.
41. **v. Bredow**, Rittergutsbesitzer, Berlin.
42. **Bretschneider**, Dr., Berlin.
43. **Bruchmann**, Dr., Berlin.
44. **Brückner** sen., Dr., Neubrandenburg.
45. **Buchholz**, Apotheker, Berlin.
46. **Bütow**, Geh. Rechnungsrath, Berlin.
47. **Bussmann**, Kaufmann, Berlin.
48. **Crampe**, Dr., Proskau i/Sch.
49. **Croner**, Dr., Berlin.
50. **Curth**, G., Dr., Berlin.
51. **Dames**, Dr., Berlin.
52. **Davidsohn**, H., Dr., Berlin.
53. **Davidsohn**, L., Dr., Berlin.
54. **Deegen**, Kammergerichtsrath, Berlin.
55. **Degener**, C., Kaufmann, Berlin.
56. **Degener**, Kreisrichter, Neuenburg. Westpreussen.
57. **Dönitz**, Dr., Prof., Tokio, Japan.
58. **Döring**, Dr., Stabsarzt, Berlin.
59. **Dorn**, Geh. Justizrath, Berlin.
60. **Driewel** jr., Fabrikbesitzer, Guben.
61. **Dümichen**, Dr., Professor, Strassburg im Elsass.
62. **Dumont**, Dr., Berlin.
63. **Dzieduczycki**, Graf, Lemberg.
64. **Ebell**, Dr., Berlin.
65. **Eckhardt**, Rittergutsbesitzer, Lübbinchen bei Guben.
66. **Eggel**, Dr., Berlin.
67. **Ehrenreich**, Stud. med., Berlin.
68. **Elster**, Siegmar, Fabrikbes., Berlin.
69. **Eschwege**, Kaufmann, Berlin.
70. **Eulenburg**, Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
71. **Ewald**, J., Dr., Professor, Berlin.
72. **Ewald**, Ernst, Historienmaler, Berlin.
73. **Ewald**, Dr., Privatdocent, Berlin.
74. **Fälligen**, Stadtgerichtsrath, Berlin.
75. **Falkenstein**, Dr., Stabsarzt, Berlin.
76. **Fasbender**, Dr., Berlin.
77. **Finkelnburg**, Dr., Geh. Regierungsrath, Berlin.
78. **Förster**, Dr., Berlin.
79. **Fraas**, Dr., Professor, Stuttgart.
80. **Fränkel**, Bernh., Dr., Berlin.
81. **Fränkel**, S., Dr., Berlin.
82. **Frege**, F., Banquier, Berlin.
83. **Friedel**, Stadtrath, Berlin.
84. **Friedländer**, Dr., Berlin.
85. **Frisch**, Photograph, Berlin.
86. **Fritsch**, Dr., Professor, Berlin.
87. **Fürstenheim**, Dr. med., Berlin.
88. **Gaede**, Marine-Ingenieur, Berlin.
89. **Gärtner**, Consul, Berlin.
90. **Gagern, v.**, Kreisrichter, Kirchhundem bei Olpe.
91. **Geim**, Banquier, Berlin.
92. **Gentz**, Professor, Berlin.
93. **Gesenius**, Stadtrath, Berlin.
94. **Götze**, Bürgermeister, Wollin.
95. **Goldschmidt**, Leo B. H., Banquier, Paris.
96. **Goldschmidt**, Herm. B. H., Banquier, Berlin.
97. **Goltdammer**, Dr., Berlin.

98. **Goslich**, Rentier, Berlin.
99. **Gottschau**, Dr., Berlin.
100. **Graupner**, Kaufmann, Luckau.
101. **Grawitz**, Dr., Berlin.
102. **Grempler**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
103. **Griesbach**, Dr., Thorn.
104. **Grimm**, Herm., Dr., Professor, Berlin.
105. **Gubitz**, Rudolf, Notar, Berlin.
106. **Gubitz**, Erich, Cand. med., Berlin.
107. **Güssfeldt**, Dr., Berlin.
108. **Güterbock**, P., Dr. med., Berlin.
109. **Güterbock**, L., Maler, Berlin.
110. **Guttstadt**, Dr. med., Berlin.
111. **Hahn**, Gust., Dr., Oberstabsarzt, Berlin.
112. **Hahn**, Dr., Berlin.
113. **Hansemann**, Fabrikant, Berlin.
114. **Hartmann**, Rob., Dr, Professor, Berlin.
115. **v. Haselberg**, Dr., Berlin.
116. **Hauchecorne**, Geh. Ober-Bergrath, Berlin.
117. **Heimann**, Redakteur, Berlin.
118. **Hermes**, O., Dr., Berlin.
119. **Hertz**, William D., London.
120. **Herzberg**, Dr., Berlin.
121. **Hildebrandt**, J. M., Berlin.
122. **Hilgendorf**, Dr., Berlin.
123. **Hiltl**, Director, Berlin.
124. **Hitzig**, Dr., Professor, Burghölzli bei Zürich.
125. **Hoffmann**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
126. **v. Holleben**, Minister-Resident, Montevideo.
127. **Hollmann**, Stadtgerichtsrath, Berlin.
128. **Holtze**, Dr., Sanitätsrath, Kattowitz.
129. **v. Horn v. d. Hork**, Dr., z. Z. in Asien.
130. **Horwitz**, Dr., Rechtsanwalt, Berlin.
131. **Hosius**, Dr., Professor, Münster.
132. **Housselle**, Dr., Geh. Ober-Med.-Rath, Berlin.
133. **Huld**, Fritz, Dr., Stabsarzt, D. Crone.
134. **Humbert**, Legationsrath, Berlin.
135. **Jacob**, Dr. med., Coburg.
136. **Jagor**, F., Dr., Berlin.
137. **Jahn**, Rentier, Burg Lenzen a/Elbe.
138. **Ideler**, Dr. med., Berlin.
139. **Jentsch**, Oberlehrer, Guben.
140. **Jetschin**, Geh. Calculator, Berlin.
141. **Jürgens**, Dr. med., Berlin.
142. **Jung**, Dr., Leipzig.
143. **Junker**, Dr., z. Z. in Afrika.
144. **Kaiser**, Em., Dr., Privatdocent, Berlin.
145. **Kaiser**, Ed., Dr., Berlin.
146. **Kersten**, Dr., Berlin.
147. **Kirchhoff**, Dr., Professor, Halle a/S.
148. **Kloeden**, v., Professor, Berlin.
149. **Kny**, Dr., Professor, Berlin.
150. **Koch**, Dr., Kreisphysikus, Wollstein, Prov. Posen.
151. **König**, Kaufmann, Berlin.
152. **Körbin**, Dr., Potsdam.
153. **Körte**, Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
154. **Koner**, Dr., Professor, Berlin.
155. **Krüger**, Dr. phil, Berlin.
156. **Krug v. Nidda**, Wirkl. Geh.-Rath, Ober-Berghauptmann, Berlin.
157. **Kuchenbuch**, Kreisgerichtsrath, Müncheberg.
158. **Künne**, Buchhändler, Charlottenburg.
159. **Küster**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
160. **Kuhn**, A., Dr., Direktor, Berlin.
161. **Kuhn**, M., Dr., Berlin.
162. **Kunz**, Stadtrath, Berlin.
163. **Kunze**, Kreisbaumeister, Samter, Prov. Posen.
164. **Kuntze**, O., Rentier, Leipzig.
165. **Kupfer**, Dr., Wiesbaden.
166. **Kurtz**, Dr. phil., Berlin.
167. **Kurtzwig**, Regierungsrath, Berlin.
168. **Laehr**, Dr., Sanitätsrath, Schweizerhof bei Zehlendorf.
169. **Landau**, H., Banquier, Berlin.
170. **Landau**, Dr., Berlin.
171. **Landau**, W., Dr., Berlin.
172. **Lange**, Henry, Dr., Berlin.
173. **Langerhans**, Dr., Berlin.
174. **Lasard**, Dr., Berlin.
175. **Lazarus**, Dr., Professor, Berlin.
176. **Lehnerdt**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
177. **Leo**, Banquier, Berlin.
178. **Le Coq**, v., Darmstadt.
179. **Lessler**, Paul, Consul, Dresden.
180. **Levinstein**, Dr., Geh. Sanitätsrath, Alt-Schöneberg bei Berlin.
181. **Lewin**, Dr., Professor, Berlin.
182. **Liebe**, Dr., Oberlehrer, Berlin.
183. **Liebe**, Professor, Gera.
184. **Liebermann**, Geh. Commerzienrath, Berlin.
185. **Liebermann**, Felix, Dr., Berlin.
186. **Liebermann**, Dr., Professor, Berlin.

187. **Liebreich**, Dr., Professor, Berlin.
188. **Liepmann**, Rentier, Berlin.
189. **Liman**, Dr., Professor, Geh. Med.-Rath, Berlin.
190. **Loew**, Dr., Oberlehrer, Berlin.
191. **Lossen**, Dr, Berlin.
192. **Lühe**, Dr., Ober-Stabsarzt, Stralsund.
193. **Mailáth**, Béla v., Vicegespann, Andrasfalu, Liptau, Ungarn.
194. **Magnus**, P., Dr, Berlin.
195. **Maltzan**, Baron v., Rauden bei Polzin, Pommern
196. **Markwald**, Otto, Dr., Berlin.
197. v. **Martens**, Dr., Professor, Berlin.
198. **Marthe**, Dr., Oberlehrer, Berlin.
199. **Martin**, Dr., Berlin.
200. **Mayer**, Louis, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
201. **Meitzen**, Dr., Geh. Reg.-Rath, Berlin.
202. **Mendel**, Dr., Pankow bei Berlin.
203. **Merbach**, Dr., Kreisphysicus, Kalau.
204. **Meyer**, Lothar, Dr., Berlin.
205. **Meyer**, Geh Legationsrath, Berlin.
206. **Michaelis**, Ed., Dr., Berlin.
207. von **Mohl**, Cabinets-Secretär, Berlin.
208. **Montefiore**, Georges, Bruxelles.
209. **Moritz**, Kaufmann, Berlin.
210. **Mühlenbeck**, Gutsbesitzer, Gr.-Wachlin bei Stargard (Pommern).
211. **Müllenhoff**, Dr., Berlin.
212. **Müller**, O, Buchhändler, Berlin.
213 **Münter**, Zahnarzt, Berlin.
214. **Munk**, Dr., Professor, Berlin.
215. **Nachtigal**, Dr., Berlin.
216. v. **Neindorff**, Oberstlieutenant, Sorau.
217. **Neumann**, G., Kaufmann, Guben.
218. **Neumayer**, Dr., Professor, Wirkl. Admiralitätsrath, Hamburg.
219. **Niendorff**, Stadtrichter, Berlin.
220. **Oelsner**, Fr., Amsterdam.
221. **Orth**, Dr., Professor, Berlin.
222. **Orth**, Dr., Professor, Göttingen.
223. **Paetel**, Stadtverordneter, Berlin.
224. **Paetsch**, Dr., Berlin.
225. **Parey**, Buchhändler, Berlin.
226. **Patzki**, Rechtsanwalt, Berlin.
227. **Pauli**, Dr., Departements-Thierarzt, Berlin.
228. **Peipers**, Dr., Marine-Stabsarzt, Kiel.
229. **Pfuhl**, Realschullehrer, Rawitsch.
230. **La Pierre**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
231. **Pippow**, Dr., Berlin.
232. **Plessner**, Dr., Berlin.
233. **Ponfik**, Dr, Professor, Breslau.
234. **Pringsheim**, Dr., Professor, Berlin.
235. v. **Prollius**, M., Meklenburgischer Gesandter, Berlin.
236. **Puchstein**, Dr., Berlin.
237. **Rabenau**, Oeconom, Vetschau.
238. **Rabl-Rückhard**, Dr., Ober-Stabsarzt, Berlin.
239. von **Radowitz**, Gesandter, Berlin.
240. **Raschkow**, Dr., Berlin.
241. **Ravené**, L., Geh. Commerzienrath, Berlin.
242. **Reichenheim**, Ferd., Berlin.
243. **Reichert**, Dr., Geh. Medicinal-Rath, Berlin.
244. **Reinhardt**, Dr., Oberlehrer, Berlin.
245. **Reiss**, Dr., Berlin.
246. **Reiss**, E., Uhrenfabrikant, Berlin.
247. **Richter**, Banquier, Berlin.
248. v. **Richthofen**, Dr., Freih., Prof., Berlin.
249. **Rieck**, Dr. med., Köpnick bei Berlin.
250. **Riedel**, Kaufmann, Alt-Döbern.
251. **Ritter**, W., Banquier, Berlin.
252. **Robel**, Dr., Berlin.
253. **Rocholl**, Stadtrichter, Berlin.
254. **Roloff**, Dr., Regierungsrath, Berlin.
255. **Rosenberg**, Stadtgerichtsrath, Berlin.
256. **Rosenthal**, Dr., Berlin.
257. **Roth**, Dr., Generalarzt, Dresden.
258. **Runge**, Stadtrath, Berlin.
259. **Saalborn**, Dr., Schlossprediger, Sorau.
260. **Samson**, Banquier, Berlin.
261. **Sander**, W., Dr., Berlin.
262. **Sattler**, Dr. med., Fluntern bei Zürich.
263. v. **Saurma-Jeltsch**, Baron, Alexandrien.
264. **Schaal**, Maler, Berlin.
265. **Scheibler**, Dr., Berlin.
266. **Schierenberg**, Rentier, Meinberg bei Detmold.
267. **Schillmann**, Dr., Stadt-Schulinspector, Berlin.
268. **Schindler**, Houtum A., Teheran, Persien.
279. **Schlesinger**, Rentier, Berlin.
270. **Schmidt**, Jos., Kaufmann, Berlin.
271. **Schmidt**, F. W., Fabrikbesitzer, Guben.

272. **Schneitler**, C., Dr., Berlin.
273. **Schöler**, Dr., Privatdocent, Berlin.
274. **Schubert**, Kaufmann, Berlin.
275. **Schultze**, Carl D., Baumeister, Berlin.
276. **Schultze**, Oscar, Dr., Berlin.
277. **Schütz**, Dr., Professor, Berlin.
278. **Schwartz**, W., Dr., Gymnasialdirektor, Posen.
279. **Schwartzer**, Dr., Zilmsdorf bei Teuplitz, Kreis Sorau.
280. **Schweinfurth**, G, Dr., Cairo.
281. **Seemann**, Dr., Berlin.
282. v. **Siebold**, Alexander, Freiherr, Tokio, Japan.
283. v. **Siebold**, Heinrich, Attaché d. K. K. Oesterreichischen Gesandtschaft, Tokio, Japan.
284. **Siegmund**, Gust., Dr., Berlin.
285. **Siehe**, Dr., Alt-Döbern.
286. **Siemens**, W., Dr., Berlin.
287. **Simon**, O., Kaufmann, Bunzlau.
288. **Sierakowski**, Graf, Dr. jur., Waplitz bei Altmark, Westpreussen.
289. **Steinthal**, Leop., Banquier, Berlin.
290. **Steinthal**, Professor, Berlin.
291. **Strauch**, Capitain-Lieutenant, Kiel.
292. **Strecker**, Kreissekretär, Soldin.
293. **Stricker**, Verlagsbuchhändler, Berlin.
294. **Struck**, Dr., Director, Berlin.
295. **Tepluchoff**, A., Gubernial-Sekretär, Iljinsk, Gouv. Perm, Russland.
296. **Teschendorf**, Portraitmaler, Berlin.
297. **Thiele**, Kreisrichter, Soldin.
298. **Thorner**, Dr. med., Berlin.
299. **Thunig**, Domänenpächter, Kaiserhof, Dusznik, Prov. Posen.
300. **Timann**, Dr., Berlin.
301. von **Transehe-Roseneck**, Schwanenburg bei Riga.
302. **Trautmann**, Dr., Ober-Stabsarzt, Berlin.
303. **Treichel**, Rittergutsbesitzer, Hoch-Palleschken bei Altkischau, Westpr.
304. **Tuckerman**, Alf., Dr., New-York.
305. **Urban**, Dr., Lichterfelde.
306. v. **Unruhe-Bomst**, Freiherr, Landrath, Wollstein, Provinz Posen.
307. v. **Ujfalvy** v. **Mezö-Kövesd**, Professor, Paris.
308. **Veckenstedt**, Dr., Cottbus.
309. **Veit**, Dr., Sanitätsrath, Berlin.
310. **Virchow**, Professor, Geh. Med.-Rath, Berlin.
311. **Vorländer**, Fabrikant, Dresden.
312. **Voss**, Dr., Directorial-Assistent am ethnologischen Museum, Berlin.
313. **Wankel**, Dr., Blansko bei Brünn.
314. **Wattenbach**, Dr., Professor, Berlin.
315. **Wegner**, Dr., Generalarzt, Berlin.
316. **Wegscheider**, Dr., Geh. Sanitätsrath, Berlin.
317. **Weiss**, H., Professor, Berlin.
318. **Weiss**, Guido, Dr., Berlin.
319. **Weisbach**, Dr., Stabsarzt, Wriezen a/O.
320. **Werner**, Dr., Berlin.
321. **Werner**, Pastor Primarius, Guben.
322. **Westphal**, Dr., Professor, Berlin.
323. **Wetzstein**, Dr., Consul, Berlin.
324. **Wilsky**, Direct., Rummelsburg b. Berlin.
325. **Witt**, Gutsbesitzer, Bogdanowo bei Obornik, Provinz Posen.
326. **Wittmack**, Dr., Berlin.
327. **Woldt**, Schriftsteller, Berlin.
328. **Wolff**, Alex., Stadtrath, Berlin.
329. **Wolff**, Max, Dr., Berlin.
330. **Wredow**, Professor, Berlin.
331 **Wutzer**, Dr., Berlin.
332. **Zimmermann**, Dr., Rechtsanwalt, Berlin.
333. **Zierold**, Rittergutsbesitzer, Mietzelfelde bei Soldin.
334. **Zülzer**, Dr., Privatdocent, Berlin.

Sitzung vom 19. Januar 1878.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Bei der statutenmässig ausgeführten Neuwahl des Ausschusses wurden gewählt die Herren:

A. Kuhn sen., Friedel, Jagor, Koner, Frhr. v. Richthofen, Wetzstein, G. Fritsch, Deegen.

(2) Als neue Mitglieder werden genannt:

Hr. J. M. Hildebrandt, Berlin.
Hr. Dr. Hilgendorf, Berlin.
Hr. Dr. J. Fränkel, Berlin.
Hr. Consul Paul Lessler, Dresden.
Hr. Kreisrichter Thiele, Soldin.
Hr. Kreissecretär Strecker, Soldin.
Hr. Rittergutsbesitzer Zierold, auf Mietzelfelde bei Soldin.
Hr. Sanitätsrath Dr. Holtze, Kattowitz.
Hr. Professor Fraas, Stuttgart.
Hr. Dr. Ebell, Berlin.
Hr. Dr. Pippow, Berlin.
Hr. Dr. G. Curth, Berlin.
Hr. Stud. med. Ehrenreich, Berlin.
Hr. Dr. Gottschau, Berlin.
Hr. v. Ujfalvy v. Mezö-Kövesd, Professor, Paris.
Hr. Leopold Steinthal, Banquier, Berlin.

Durch den Tod hat die Gesellschaft Hrn. Dr. Roch zu Senftenberg, einen eifrigen Alterthumsforscher, verloren.

(3) Von Hrn. Dr. Finsch sind 10 Schädel von Samojeden und Ostjaken käuflich erworben worden.

Von Hrn. Dr. Berendt ist Nachricht eingegangen, dass eine Kiste mit Indianerschädeln aus Guatemala an Hrn. Virchow abgesendet ist.

(4) Der Präsident der Akademie der Wissenschaften in Krakau, Hr. Majer, übersendet den ersten Band der Sammlung anthropologischer Materialien, welcher von der Seitens der Akademie niedergesetzten Commission zur Erforschung der vorhistorischen Archäologie, der physischen Anthropologie und der Ethnographie Polens herausgegeben ist.

(5) Der Vorsitzende legt eine Nummer der „Deutschen Nachrichten“ aus Valparaiso vor, nebst folgendem Schreiben des deutschen Ministerresidenten, Hrn. von Gülich, d. d. Santiago de Chile, 4. November 1877.

„Ew. Hochwohlgeboren sehr geehrte Zusendung vom Mai d. J. nebst Sitzungs-

bericht vom letzten Dezember habe ich richtig erhalten und dabei mit besonderem Vergnügen mich jenes Abends erinnert, an welchem ich einst in Folge Ihrer gütigen Einladung die Ehre hatte, in einer Sitzung der Anthropologischen Gesellschaft Ihr Zuhörer zu sein.

Es wird, was mich persönlich anlangt, ein aufrichtiges Vergnügen mir gewähren, den Zwecken Ihrer Gesellschaft, soweit meine schwachen Kräfte reichen, in den Grenzen meines Dienstbezirkes förderlich zu sein. Es befindet sich aber in meinem Ressort eine andere Persönlichkeit, welche weit mehr im Stande ist als ich, gerade Ihrer Gesellschaft Dienste zu erweisen. Es ist dies Hr. A. Trautmann, Adresse: Casilla 78 Valparaiso, der Redacteur der einzigen deutschen Zeitung, welche an der ganzen langgestreckten Westküste des amerikanischen Festlandes erscheint, und die einen sehr bedeutenden Leserkreis hat. Hr. Trautmann ist nicht allein Redacteur seiner Zeitung, eines sehr gut redigirten Blattes, welches die deutschen Interessen an diesen Gestaden des Stillen Meeres erheblich fördert und zusammenhält, sondern er ist auch ein eifriger Patriot und ein lebhafter Förderer des in Valparaiso in Gründung befindlichen Deutschen Hospitales.

Vielleicht darf ich mir bei dieser Gelegenheit erlauben, Ew. Hochwohlgeboren und die Hrn. Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft auf das Deutsche Hospital in Valparaiso aufmerksam zu machen, falls denselben früher oder später Gelegenheit sich bieten sollte, auch dort barmherzig und patriotisch Gesinnte für dasselbe zu interessiren.

Hr. Trautmann hat auf meine Bitte in sehr freundlicher Weise Ihren Mai-Aufruf in seiner Zeitung unentgeltlich und mit einem Vorwort begleitet zur Reproducirung gebracht.

Ich sende Ihnen zu grösserer Sicherheit zwei Exemplare dieser Zeitungs-Nummer mit der ergebenen Bitte, wenn beide Zeitungen richtig überkommen sollten, das eine Exemplar in meinem Namen an den Hrn. Dr. Obst als Vorstand der Anthropologischen Gesellschaft in Leipzig gelangen lassen zu wollen, indem ich dabei von der Ansicht ausgehe, dass beide Vereine nicht rivalisiren, sondern sich in die Hand arbeiten".

Der Vorsitzende bemerkt, dass die anthropologische Gesellschaft in Leipzig sich leider aufgelöst hat, dass jedoch unsererseits das Wiederaufleben derselben mit Vergnügen begrüsst werden würde.

(6) Hr. Sippel in Bamberg hat dem Vorsitzenden mit folgendem Schreiben eine Photographie eingesendet, betreffend ein

in der Regnitz gefundenes Hirschgeweih.

Anbei erlaube ich mir die Photographie des im Jahre 1876 in einem Arme der Regnitz bei Bamberg gefundenen Geweihes von Cervus Elaphus zu übersenden, das in der Nähe von der nämlichen Stelle, wo vor 2 Jahren schon der Schädel von Bos primigenius Boj. (Verh. vom 20. November 1875. S. 234) ebenfalls unter Rannenholz aufgefunden wurde. Sowohl das Geweih sammt Schädel als auch das in der Mitte der Photographie befindliche Bruchstück sind sehr gut erhalten. Die Länge des Geweihes, gemessen von der Krone bis zum äussersten Ende beträgt 0·84 M., der Umfang an der Krone 0·205 M., die Stirnbreite 0·12 M. Die Länge des Bruchstücks beträgt 0·67 M. und hat ebenfalls einen Kronenumfang von 0·205 M.

(7) Hr. Dr. Körbin hat einen Messapparat für Körperverhältnisse lebender Menschen, welcher auf dem Prinzip der von den Bildhauern geübten Punktirmethode beruht, ausgestellt.

(8) Hr. General Haug aus Itzehoe hält einen Vortrag über die vitrified forts in Schottland, besonders über ein solches bei Inverness, von welchem er ein Schlackenfragment mitgebracht und dem Königlichen Museum geschenkt hat.

(9) Hr. Jagor macht im Namen des in der Sitzung anwesenden Hrn. H. von Siebold aus Japan einige Mittheilungen über Kjökkenmöddinger daselbst und über die Tsutschi Ningio, legt Photographien von Steingeräthen vor und spricht über den Stand der prähistorischen Forschungen in Japan.

(10) Hr. Virchow legt eine kleine Schrift des Hrn. Desor, Les pierres à écuelles, Genève 1878, vor, und macht daraus einige Mittheilungen über die sogenannten

Schalen- oder Näpfchensteine.

Nachdem Hr. Desor schon in Stockholm auf dem internationalen Congresse und neulich in Constanz die Aufmerksamkeit auf die Pierres à écuelles gelenkt hatte, ist er jetzt durch die Publikation einer kleinen Schrift der Sache noch näher getreten. In derselben ist der Stand der Frage, namentlich der Verbreitungsbezirk und die Erörterung der besonderen Verhältnisse, unter denen die „Schalen“ gefunden werden, des Näheren auseinandergesetzt; auf einer beigegebenen Tafel sind die Hauptkategorien der Funde vergleichend dargestellt. Es mag genügen, hier zu erwähnen, dass die Zeichen- oder Schalensteine der Schweiz, die Elfensteine Skandinaviens unseren Näpfchensteinen entsprechen; es sind diess fast überall Geschiebeblöcke, an welchen sich eine gewisse Anzahl kleinerer oder grösserer, häufig ganz runder, künstlicher Vertiefungen befindet.

Ein besonderes Interesse haben diese Schalen oder Näpfchen dadurch gewonnen, dass kürzlich Hr. Rivett Carnac sie nicht nur an Geschieben in Indien, bei Nagpore und Chandeshwar, in den Gebirgen von Kamaon aufgefunden hat, wo sie Mahadeo heissen, sondern auch an Felswänden der zuletzt erwähnten Gebirge, namentlich in der Nähe von Dwara-Hath, 12 englische Meilen von der Militärstation Ranikhet. Man gelangt dahin durch eine enge Schlucht, an deren Eingang sich ein Tempel des Mahadeo befindet, bei dem die Pilger, welche sich zu dem berühmten Heiligthum von Bidranath begeben, Halt zu machen pflegen. Etwa 180 M. vom Tempel entfernt, sind die Felswände mit Reihen von Näpfchen, etwa 200 an der Zahl, bedeckt; einzelne der Näpfchen sind mit einem Kreis eingefasst, andere laufen in eine Spalte aus. Der alte buddhistische Priester wusste über die Entstehung und Bedeutung derselben nichts zu sagen; er hielt sie für Werke der Riesen oder der Hirten (goalas).

Da nun an den megalithischen Monumenten von Gross-Britannien und der Bretagne neben Näpfchen auch andere Felseinritzungen, namentlich einfache und mehrfache, dann stets concentrische Kreise, zuweilen von Querstrichen durchsetzt, vorkommen, so ist Hr. Desor geneigt, diese Einritzungen in eine bestimmte Beziehung zu den Näpfchen zu setzen, und dem ganzen Gebrauche einen orientalischen Ursprung zuzuschreiben. Er zieht dabei die Steinbeile aus Nephrit mit heran, für welche es bis jetzt gleichfalls noch nicht gelungen ist, ein einheimisches Material in Europa aufzufinden, und welche daher mit grosser Wahrscheinlichkeit für eine asiatische Heimath der indogermanischen Stämme sprechen. —

Hr. Virchow erkennt die grosse Bedeutung dieser Beobachtungen für die prähistorischen Untersuchungen über die Einwanderung der europäischen Völker an, und wünscht um so dringender, dass die Aufmerksamkeit in unserem Vaterlande sich dieser Frage mehr zuwende. Namentlich aus Schlesien seien seit langer Zeit, auch aus anstehendem Gestein des Riesengebirges, Näpfchen bekannt, an welche sich allerlei Sagen knüpften. Indess werde doch noch zu ermitteln sein, ob sie genau derselben Gruppe angehören. Im Museum in Breslau befinde sich seit einigen Jahren ein ausgesägtes Felsstück mit einer grossen runden Schale, welche allerdings eher den Eindruck mache, als sei sie durch das Drehen eines Steines unter fallendem Wasser natürlich ausgerieben. Andererseits gebe es zahlreiche sogenannte Teufels- oder Todtensteine, auch wohl Opfersteine genannt, auch in der Lausitz[1]), die möglicherweise hierher gehören. Unzweifelhafte Näpfchensteine kämen in Holstein vor. Er verweise namentlich auf Taf. XIV. Fig. 2 und 3 unserer Verhandlungen vom Jahre 1872 (Sitzung vom 13. Juli. S. 223. Zeitschr. für Ethnologie Bd. IV.). Hr. Jessen habe damals eine megalithische Steinsetzung von Hohenstein in Schwansen, unweit Eckernförde, beschrieben, die er für eine alte Arbeitsstätte für Steinbeile erklärte. Dem entsprechend, sprach er von „kleinen, stark vertieften, kreisförmigen Schleifstellen in grosser Menge.“ Gleichviel, ob diese Erklärung zutrifft oder nicht, so könne doch kein Zweifel darüber sein, dass es sich um ein schönes Beispiel von Näpfchen handelt.

Das merkwürdigste Beispiel eines Schalensteines sei aber wohl das von Fräulein Mestorf (Die vaterländischen Alterthümer Schleswig-Holsteins. Hamburg 1877. Taf. XII. Fig. 6) abgebildete: dieser Stein wurde in einem Grabhügel bei Arrild, Kirchspiel Norderbrarup und Töstrup in Angeln gefunden; auf der andern Seite desselben liest man in Runenschrift das Wort Fatur. Fräulein Mestorf hält diese Steine für Opfersteine, zumal da man noch jetzt darauf opfere, zumal zur Heilung gewisser Kinderkrankheiten. Man salbe die Näpfchen mit Fett, lege Stecknadeln, Geld, Bändchen, sogar Puppen hinein, den Elfen zum Zeitvertreib, damit sie das Kind in Ruhe liessen.

(11) Hr. Götze legt zwei Tafeln mit

Proben von bearbeiteten Knochen und von Thonscherben

vor, welche letzteren den bekannten wendischen Burgwall-Typus aufweisen und von einer hügelartigen Stelle in der Nähe des Dorfes Nächst-Neuendorf bei Zossen, Kreis Teltow, herrühren. Diese Stelle liegt in einem bruchigen Terrain, hat bei runder Formung 200 Schritt Umfang, ist ca. 3 Meter hoch und führt den Namen der Burgwall. Seine Grundlage ist nach den Untersuchungen des Hrn. Götze gewachsener Boden, im Uebrigen sind verschiedene Lagen schwärzlichen, mit Kohlen- und Aschresten, besonders aber mit Feldsteinen vermengten, künstlich aufgetragenen Bodens bemerkbar, aus welchem die vorgelegten Fundstücke stammen. —

Hr. E. Friedel bemerkt zu diesem Fund-Bericht Folgendes: Auf Einladung des Hrn. Götze, der inzwischen zum Bürgermeister der Stadt Wollin gewählt worden ist, und dort auf dem klassischen Boden des alten Julin (Vineta?) im Interesse unserer Gesellschaft fortwirken wird, begab ich mich mit demselben und seinem Bruder, Hrn. Kaufmann Götze in Zossen, und mehreren,

---

1) Die Literatur ist aufgeführt in den Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz. 1848. Bd. V. S. 108 ff.

mit Spaten versehenen Arbeitern am Sonntag, den 27. Januar 1878, von dieser Stadt aus nach dem Burgwall. Die Beschreibung des Hrn. Götze stimmt vollkommen. Nur enthält der Burgwall noch ausserdem darunterliegend einen Pfahlbau, oder vielleicht zutreffender bezeichnet, ein Packwerk, was sich namentlich da geltend macht, wo die Masse des eigentlichen Walles aufgelegen hat. Dies Packwerk besteht hauptsächlich aus horizontal gelegten, zum Theil verkohlten, zum Theil aber noch frisch erhaltenen Rundhölzern, so weit ohne genauere Feststellung zu ermitteln, wohl meist Kiefernstämmen, daneben Eiche, Birke, Erle und Espe, bis etwa 15 Cm. Stärke, ausserdem aber auch Zweige. Diese Packung ist mit weisslichem Sande beschüttet und mit Steinen beschwert, und hat wohl den Zweck gehabt, einmal an einigen Stellen, wo der natürliche Borchelt für die beabsichtigte Grösse des Walles nicht genügte, denselben durch eine künstliche Anlage zu vergrössern, dann aber vornehmlich ihn höher zu machen und vor dem Hochwasser und Aufsteigen des Grundwassers trocken zu legen. Metallgeräth ist bis jetzt nicht gefunden, dagegen nach Aussage von Landleuten ein Feuersteinmesser, das aber keine wissenschaftliche Person gesehen hat. Reste von halbrunden, geglätteten, nach den Enden sich verjüngenden Hölzern, die ich fand, haben vielleicht Bogen angehört, deren Vorkommen in der Mark bis jetzt, meines Wissens, freilich wohl nur aus reinem Zufall, noch nicht beobachtet ist.

(12) Hr. E. Friedel legt den bereits in den Zeitungen erwähnten, dem Märkischen Museum, durch Vermittelung des Hrn. Kreisrichter Thiele, vor einigen Tagen zugegangenen

Silberfund von Tempelhof bei Soldin

vor, welcher aus Folgendem besteht:

1) Hals-Spange, II. 7278, von Silberdraht-Geflecht. Die einzelnen Silber-Fäden haben in der Mitte 3·5, an den Enden 1·5 Mm. Durchmesser. Je zwei solcher Fäden und zwei weitere, sehr dünne, gesponnene Doppelfäden (mehr zur Ausfüllung) sind zu einem selbstständigen Seil verschlungen, deren sechs, in $2^1/_2$-maliger Umdrehung lose aneinander gelegt, die Spange bilden. An den sich verjüngenden beiden Enden ist das Geflecht zu zwei, 7 Cm. langen, bis 2 Cm. breiten Schliessplatten zusammengeschweisst, welche mit eingravirten Linien und kreuzförmig zusammengestellten Dreiecken verziert sind. Die eine der Schliessplatten endigt in ein Oehr, die andere in einen dazu passenden hervorstehenden Haken-Knopf.

Die ganze Spange ist ein halbes Pfund schwer, bis 2·4 Cm. im Durchmesser stark und 44 Cm. lang. Nach ihrer Länge ist sie auf eine lichte Weite von circa 15 Cm. berechnet. Sie ist indess zu einem Ring von 10 Cm. lichtem Durchmesser zusammengebogen, vermuthlich, weil sie nur so in den zur Verwahrung bestimmten Topf passte. Aehnelt Fig. 616 und 618 bei Montelius: Antiquités Suédoises und Fig. 454 bei Worsaae: Nordiske Oldsager.

2) Armspange, II. 7279, genau wie die vorige gearbeitet, nur die Dimensionen entsprechend kleiner. Die einzelnen Fäden sind nur bis 2·1 Mm. Durchmesser stark, der grösste Durchmesser des Geflechts 1·8 Cm., die ganze Länge 34 Cm., die lichte Weite 9 Cm.

3) 5 Hänge-Zierrathe, von feiner Silber-Filigran-Arbeit. Vier, mit aufgelötheten, in Linien und Dreiecken gruppirten Körnern verzierte Kugeln von 1·1 bis 1·3 Cm. Durchmesser, sind an einem halbkreisförmig gebogenen, mit den Enden

nach oben gerichteten, 5 Cm. langen, 1 Cm. hohen Balken von Drahtgitterwerk so befestigt, dass 2 Kugeln die Enden des Balkens krönen und eine über der Mitte steht, während die vierte von der Mitte herabhängt. Ein von den beiden End-Kugeln ausgehender einfacher Draht schliesst den Bogen zu einem Kreise von etwa 4 Cm. Durchmesser.

4) 2 Hängezierrathe, beide defect. An einer zarten, halbkreisförmigen, mit aufgelötheten Fäden verzierten Blechscheibe von 1 Cm. Radius, hängen 5 Drahtquasten, 6 Cm. lang herab, welche in Blechkugeln endigen. Die Scheibe hängt in einem einfachen Drahtbügel.

5) Bruchstücke von, den ad 1 und 2 ähnlichen, Spangen und anderen Schmucksachen.

6) 14 Stück Münzen und Münz-Abschnitte.

a. 3 Regensburger Denare: Av.: Kreuz, in 3 Winkeln eine Kugel, „HENRICVS DVX“. Rv.: Giebel, undeutlich „RECI HACITAS“. 2·2 Cm. Durchmesser. Heinrich I. 919—36.

b. 1 Strassburger Denar des Bischofs Udo, 950 — 65. Wenig deutliches Exemplar. Av.: der nach links gewendete Kopf. Rv.: Ein Kirchengiebel. Die Umschrift ist nicht zu erkennen.

c. 1 Arabische Münze, 2·4 Cm. Durchmesser. Hr. Consul Dr. Wetzstein hat die Inschrift wie folgt, übersetzt: „Es ist keine Gottheit ausser dem einigen Gott, der keine Genossen hat“. Darunter der Name des Chalifen: „Abû Mansûr“. Randumschrift: „Geschlagen in . . . . . . im Jahre 399 der Higra“ (1008 p. Chr.).

d. 1 Arabische Münze, Abschnitt, im Jahre 332 der Higra (943 p. Chr.) unter dem Chalifen Jbrahim Abû Ischâk geschlagen.

e. 8 andere arabische Münzfragmente, die sich von einem Kenner arabischer Münzen auch wohl noch meist werden entziffern lassen.

Gefunden sind diese Sachen zusammen in einem roh geformten Topf vom wendischen Typus, der zum Theil schon in der Erde zerbrochen war, sehr dickwandig und aus ungeschlämmtem, mit Steinbisschen vermengtem Thon hergestellt ist, beim Ausgraben der Erde in der Nähe des Clara-Sees auf dem, dem Hrn. Berendes gehörigen Gute Tempelhof bei Neuenburg in der Neumark. Am 22. April 1876 (vergl. Verhandl. 1876. S. 115 — 118) legte ich der Gesellschaft einen ähnlichen Silberfund von Nieder-Landin bei Schwedt a/O. aus der Uckermark vor, in einem ähnlich rohen Topf gefunden, und der jüngsten Münze nach mindestens dem Jahr 1063 angehörig. Diese Silberfunde, in die Zeit zwischen Karl dem Grossen und der Ausdehnung der seldschuckischen Herrschaft fallend, kennzeichnen die alte Handelsstrasse von Asien über Byzanz durch die slavischen Länder bis nach dem südlichen Schweden, besonders Gotland. Aus Schweden allein sind mehr denn 20,000 arabische Münzen bekannt. Auffallend ist es, dass byzantinische Münzen selten sind. Diese friedlichen Handelsbeziehungen scheinen durch die seldschuckischen Herrscher, welche das Innere von Vorderasien mit Kriegsunruhen überzogen und die abendländischen Kaufleute und Pilger je länger je mehr drückten und mishandelten, ihre ernstlichste Störung erlitten zu haben. Ausserdem gab auch das Vordringen des Christenthums und der abendländischen Cultur in Skandinavien und dem Wendenlande dem Handel eine veränderte Richtung. Neue Bedürfnisse erwachten in den neu erschlossenen Ländern und wurden von christlichen Kaufleuten befriedigt. Das Ausbrechen der Kreuzzüge lähmte den arabischen Handel nach dem nördlichen Europa vollends

und die deutsche Hansa niedersächsischen Ursprungs trat die Erbschaft des orientalischen Handels nach dem Norden an[1]).

(13) Hr. Fritsch berichtet über neuerdings aufgefundene

Buschmannzeichnungen im Damaralande (Südafrika).

Im Anfang December 1877 ging mir durch die Güte eines Unbekannten (vermuthlich durch den Hrn. Missionär Büttner von der Rheinischen Missionsgesellschaft) eine Nummer der Zeitung „Standard and Mail" vom 30. October 1877 aus der Capstadt zu, welche einen höchst interessanten Bericht des genannten Herrn über Felsmalereien der Eingebornen aus dem Damaralande enthält. Dieselben werden von Hrn. Büttner in einer sehr präcisen und anschaulichen Weise beschrieben, und da der Gegenstand neuerdings durch den wissenschaftlichen Streit über die in der Thayinger Höhle gefundenen Thierzeichnungen eine besondere Theilnahme erweckt, ausserdem aber sich einige Fragen von specifischem Interesse für die Ethnographie Afrika's daran knüpfen, glaube ich denselben in Uebersetzung hier ausführlich mittheilen zu sollen:

Bericht über Buschman(?) Malereien in der Nähe von !Ameib Damaraland, durch den Rev. C. G. Büttner von der Rheinischen Missions-Gesellschaft.

Otjimbinque, 12. September 1877.

„Bei der Zusammenkunft der Missionäre im Hereroland, welche in diesem Jahre auf der Station ! Ameib in den Erongo-Bergen abgehalten wurde, erwähnte man, dass in der Nähe der Station Malereien von Eingebornen wären, eine bisher uner-

---

1) Nachträglich sind die orientalischen Münzen des Tempelhofer Silberfundes durch Hrn. Dr. Erman, Assistenten am hiesigen Königl. Münz-Kabinet, einzeln geprüft und wie folgt bestimmt:

a. eine dickere angeschnittene Münze, Abu-Dandide, Enderabe, vor 279 (279 der Hedschra gleich 2. April 892 bis 22. März 893 nach Chr.);
b. Blechmünze, El Mugtadir, Bagdad, 319 der Hedschra, gleich 23. Januar 931 bis 12. Januar 932;
c. Er Râdi, Bagdad?, 327 d. H. gleich 28. October 938 bis 17. October 939;
d. El Muttagi, Bagdad, 329 d. H. gleich 5. October 940 bis 25. October 941;
e. Samanidisch, Nasr-ben-Achmed, vielleicht Samarkand, 331 d. H. gleich 14. September 942 bis 3. October 943;
f. Samanidisch, Nûh-ibn-Nasr, Samarkand?, 337 d. H. gleich 10. April 948 bis 30. Juni 949.
g. sehr verstümmelt, samanidisch, Nasr-ibn-Achmed, 32?, also etwa zwischen 932 und 941;
h. sehr verstümmelt, samanidisch, 33?, also etwa zwischen 942 und 950;
i. ein Fragment, bis jetzt nicht bestimmt, desgl. mehrere kleine Abschnitzel.

Sodann durch Hrn. Dannenberg bestimmt:

k. nordische (barbarisirende) Nachahmung einer orientalischen, kufischen Münze, unlesbar, wie die ähnlichen Nachahmungen römischer und byzantinischer Münzen, und wie die meisten der sogenannten Wendenpfennige. Vgl. Worsaae, Nordiske Oldsager, Figur 409;

Endlich an deutschen Münzen:

l. 3 Regensburg, Heinrich I., 948—956;
m. Udo, Bischof von Strasburg, 950—965.

Sämmtliche Münzen zu a bis m sind von Silber.

hörte Thatsache, und mehrere von uns benutzten die Gelegenheit, sie zu inspiciren. Einige Knaben brachten uns zu einem engen Thale in den Bergen, etwa 3/4 Stunden von der Station entfernt. Die Erongoberge bestehen zum grössten Theil aus Granitblöcken, fast gänzlich von Vegetation entblösst. Von diesen bröckeln grössere und kleinere Stücke los und füllen die Thäler. Wir wurden zu einem colossalen Felsstück gebracht, welches heruntergefallen war und etwa 20 Schritt im Durchmesser hatte, bei etwa 150 Fuss Höhe. Von diesem war wiederum ein ziemlich grosses Stück am Grunde abgebrochen, für welches der Fels durch sein Ueberhängen eine Art von natürlichem Dach bildete.

Rings um diesen ganzen Fels, vom Grunde bis zur Höhe von 4 Fuss, fanden wir die erwähnten Malereien. Es schien, dass der untere Theil derselben mit Sand bedeckt gewesen war. Die Figuren waren gemalt mit Farbe, von dem gewöhnlichen rothen Farbstoff, und erwiesen sich grössten Theils durch das Wetter beschädigt, an manchen Stellen fast völlig verwischt. Als wir zuerst diejenigen Theile erblickten, welche am wenigsten erhalten waren, glaubten wir, dass wir es nur mit einem Spiel der Natur zu thun hätten, da Feldspathadern von derselben Farbe sich durch die Berge ziehen. Aber an den etwas geschützten und von dem Regen gesicherten Stellen waren die Figuren so bestimmt, dass darüber kein Zweifel vorlag, sie seien Menschenwerk.

Da die anwesenden Namaqua (ein Theil des rothen Volkes, welches früher in Rehoboth lebte) und sich jetzt in !Ameib aufhält, erst eine kurze Zeit in der Gegend leben, so haben sie keine Tradition über diese Malereien.

Von dem bezeichneten Ort ritten wir noch eine halbe Stunde zu einer Stelle in den Bergen, wo in einem ziemlich weiten Thale uns eine andere Folge von Malereien an einem Felsen von etwa 10 Fuss Höhe gezeigt wurde. Hier war jeder Theil, so hoch als ein Mann reichen konnte, mit derselben rothen Farbe bemalt. Die Schildereien waren im Allgemeinen weniger durch den Einfluss des Wetters verdorben.

Bei einer zweiten Gelegenheit versuchte ich eine Skizze der Darstellungen zu entwerfen, doch erwies sich dies unmöglich wegen der ungleichen Oberfläche des Felsens. Der Rev. Hr. Schröder, welcher seinen photographischen Apparat mit nach !Ameib gebracht hatte, musste gleichfalls den Gedanken fallen lassen, eine Photographie des Steines aufzunehmen, da die gelbe Farbe des Felsens die Photographie gänzlich unbestimmt machte. Der Versuch, einen Theil des zweiten Felsens, welcher seit langer Zeit abgebröckelt war, und auf welchem ohne Zweifel gleichfalls ein Theil der Figuren war, zu heben, erwies sich fruchtlos. Der Stein lag mit der Seite, auf der die Malereien sich befanden, am Boden, und diese war gänzlich durch das Wetter zerstört. Es bleibt also nur übrig, eine Beschreibung der Malereien zu versuchen.

Ich muss noch bemerken, dass die Form der Buschmanmalereien, welche durch Hrn. Dr. Fritsch in seinem Werke über die Eingebornen Süd-Afrika's abgebildet sind, durchaus mit den jetzt zu erwähnenden übereinstimmen.

Die Malereien stellen die Jagd dar, und allerlei Gruppen von Menschen und wilden Thieren. Die Giraffen sind etwa 2 Fuss und mehr in der Höhe, die anderen Figuren im Verhältniss. Es ist bemerkenswerth, dass in den verschiedenen Gruppen die Figuren, welche als entfernter stehend zu denken sind, deutlich kleiner gezeichnet erscheinen. Die Menschen sind nackt dargestellt. Doch glaubten wir zwei Formen unterscheiden zu können, eine länger und schmächtiger von Gestalt, deren Köpfe etwa in nachstehender Weise ge-



zeichnet waren. Wenn wir annehmen wollten, dass a die Seite des Gesichts sei und b die hintere Seite des Kopfes, so würde dies mit der Weise stimmen, wie die Herero ihr Haar tragen.

Die Malereien waren durch das Wetter zu sehr beschädigt, um etwas von dem Profil zu erkennen.

Die zweite Art waren unstreitig Buschmänner und Hottentotten, indem der bekannte eigenthümliche Körperbau dieser Rasse sehr stark ausgeprägt war.

Nur in einigen wenigen Fällen, und vornehmlich im Hinblick auf die an dem zweiten Platze gefundenen, war die menschliche Figur bekleidet, aber in einigen Fällen hing eine Anzahl kurzer Lederstücke vom Gürtel herab. (?)

Die meisten der Figuren zeigten sich mit Pfeil und Bogen bewaffnet, von denen einige gespannt, andere ungespannt waren. Auf dem zweiten Stein trugen einige Instrumente in den Händen, welche uns allen unbekannt waren und die aussahen wie eine kurze Peitsche mit zwei kurzen Riemen. Peitsche, Stiel und Riemen waren etwa 18 Zoll lang dargestellt.

Die Stellungen der Figuren waren mannichfaltig, einige erschienen stehend, andere gehend, noch andere laufend. Eine Figur, einen Bogenschützen darstellend, der einen Berg herunter rannte, war ganz nach dem Leben gezeichnet. Nur eine Figur schien mit der langen Lederschürze der Herero-Mädchen bekleidet zu sein.

Die Thiere waren alle als Silhouetten gezeichnet, und die charakteristischen Merkmale der verschiedenen Species waren so bestimmt ausgeprägt, dass wir niemals in Zweifel waren über die Bedeutung einer Figur, selbst wo der Einfluss des Wetters wenig übrig gelassen hatte.

Die gezeichneten Thiere waren: Giraffen, Zebra's, Springböcke, Schackals und Strausse. Ein wunderbares Thier, an Grösse ein Pferd und der Gestalt nach ein Esel, war auf dem zweiten Fels gemalt. Es befand sich, ersichtlich ungestört, bei einer Gruppe ruhig stehender Männer, von denen einige die oben erwähnte Peitsche in Händen hatten. Die Knaben, welche als unsere Führer dienten, meinten, dass das Thier in der That ein Pferd sei. Von Hornvieh und Schafen zeigte sich keine Spur. (?)

Die verschiedenen Gruppen schienen wenig Beziehung zu einander zu haben, da meist eine Anzahl Männer und dann wieder einiges Wild ohne Ordnung durcheinander gezeichnet war. Eine Ausnahme von dieser Regel war eine Jagd auf Springböcke, die auf dem ersten Stein gezeichnet war. Es konnte auf diesem klar erkannt werden, wie die Jäger, auf einem weiten Kreise angeordnet, die Springböcke von allen Seiten zusammentrieben. Auch in diesem war die obenerwähnte perspectivische Verkürzung, und beide, Jäger sowohl wie Springböcke in der Entfernung, waren in geringerem Maassstabe entworfen. Noch etwas bleibt zu erwähnen. Unter dem Stein, welcher in Gestalt eines Daches überhängt, stand das oberste Ende eines andern Steines vor; dieser letztere war durchaus nicht durch das Wetter zerstört, wie die anderen Steine in der Runde, aber theilweise bedeckt mit einem glänzenden weissen Firniss. So weit, als wir den Fels sahen, schien es, dass eine Art von Libation über denselben ausgegossen worden sei, und wir waren geneigt anzunehmen, dass es Milch sei. Obwohl diese letztere Behauptung hypothetisch erscheint, so wollte ich sie doch nicht übergehen. Vielleicht kennen einige meiner Leser andere Thatsachen, welche geeignet sind, mehr Licht auf den Gegenstand zu werfen.

Was die Ethnographie anlangt, so muss bemerkt werden, dass in historischer

Zeit, d. h. in den letzten 50 Jahren, keine Buschmänner in diesem Theil des Landes gesehen worden sind, wo die Erongoberge sind. Die Einwohner dieser Berge sind immer Berg-Damara's gewesen (?), denen noch Niemand ein Talent für die Kunst zugeschrieben hat. Schildereien, wie die beschriebenen, sind bisher noch nicht im Herero- und Owambolande gefunden worden, noch auch in Gross-Namaqualand, und alle Eingebornen, die wir darnach fragten, verneinten unabänderlich, je welche gesehen zu haben."

Man kann diese so klar und objectiv gehaltene Beschreibung nicht lesen, ohne in mannichfacher Weise zu weiter reichenden Betrachtungen angeregt zu werden; einige der bemerkenswerthesten Stellen habe ich mir erlaubt besonders hervorzuheben.

Was zunächst die Herkunft der Malereien anlangt, so kann es meiner vollsten Ueberzeugung nach gar keinem Zweifel unterliegen, dass sie von Buschmännern angefertigt wurden. Die Uebereinstimmung der Figuren mit den von mir an anderen Orten beobachteten, notorisch von Buschmännern angefertigten geht noch viel weiter, als Hr. Büttner aus dem Studium meiner Publication erkennen konnte und hat mich selbst auf's Höchste überrascht. Dies betrifft hauptsächlich die menschlichen Figuren.

Es erscheint begreiflich, dass ein Naturmensch, wie der Buschmann von jeher war, die Gegenstände vornehmlich zur Darstellung bringt, mit denen sich seine Phantasie am meisten beschäftigt, also die Gegenstände seiner alltäglichen Umgebung oder von seltneren Vorkommnissen diejenigen, welche ihrer Natur nach seine Phantasie besonders stark anregen, d. h. die Objecte seiner geheimen Sehnsucht oder mehr oder weniger begründeten Furcht.

So sind wohl überall von den Buschmännern die Thiere der Jagd mit Vorliebe abgebildet worden, denn die Jagd ist das Element dieser Nation, und mit einem gewissen Stolz bezeichnete mir einst ein solches Individuum eine weidende Heerde Antilopen „als das Vieh des Buschmannes". Leider pflegten sie andererseits keine scharfe Unterscheidung zu treffen zwischen dem zahmen Vieh des Ansiedlers, welches eine bequeme Beute abgab, und dem wilden Vieh ihrer Jagdgründe. In Localitäten, wo der Buschmann und Ansiedler oder heerdenbesitzende Hottentotten gleichzeitig hausten, erscheint das Rindvieh auch unter den Felsfiguren nicht selten; wenn es an den von Hrn. Büttner besuchten Localitäten fehlt, so darf man mit einer grossen Wahrscheinlichkeit darauf schliessen, dass zahmes Vieh zur Zeit der Anfertigung der Figuren in der genannten Gegend wenigstens nicht besonders häufig war, und dass diese Zeit also vermuthlich ziemlich weit zurückliegen muss, bevor die von Süden her durch die Colonisten gedrängten Namaqua oder die von Nordosten her vordringenden Herero die Gegenden besetzt hatten. Die Darstellung eines Pferdes (?) scheint dem zu widersprechen, da solches kaum in den frühesten Zeiten der Colonie so weit nördlich gebracht worden sein dürfte, doch sollte man nicht vergessen, dass die Beschreibung auch auf ein durch die Buschmänner häufig abgebildetes Thier, das Quagga, passt. Ein jung eingefangenes Quagga, welches dann noch keine deutlichen Streifen zeigt, könnte gezähmt ja wohl ungestört neben den Menschen stehen.

Die Streifen gehören im Allgemeinen zum Attribut des genannten Thieres und der gewissenhafte Buschmannkünstler pflegt sie sonst in der Regel anzubringen. Sehr treffend bezeichnet Hr. Büttner, wie wohl charakterisirt solche Figuren sind, so dass die Beschauer nie in Zweifel sein konnten, was sie vor sich hatten. Diese scharfe Auffassungsgabe, verbunden mit einem unverkennbaren Talent, das Erfasste wiederzugeben, darf dieser auf der niedrigsten Culturstufe stehenden Nation un-

zweifelhaft zugesprochen werden, und muss ich Hrn. Lindenschmit's Behauptung, dass dergleichen nicht vorkäme, entschieden zurückweisen, wie es bereits auch von anderer Seite geschehen ist.

Die hier beschriebenen Darstellungen übertreffen ja sogar in gewisser Hinsicht diejenigen mancher Culturvölker, z. B. der Chinesen und alten Aegypter, wo trotz der übrigen, bekanntlich häufig bewunderungswürdigen Ausführung die Perspective zu fehlen pflegt. Nach dem, was uns Hr. Büttner mittheilt, zeigten mehrere der in Rede stehenden Gruppirungen unverkennbar perspectivische Verkürzung, der Künstler hatte sich also bereits einen höheren Standpunkt der Vollendung angeeignet. Es ist gewiss keine kleine Aufgabe mit den urthümlichsten Mitteln einen vom Berg herablaufenden Schützen darzustellen und eine gewisse Lebendigkeit in die Skizze zu bringen!

Dieser Einfachheit der Mittel und der Flüchtigkeit, mit welcher die Figuren hingeworfen zu sein pflegen, entspricht es, dass der charakteristische Typus des abzubildenden Gegenstandes gleichsam in wenige Merkmale zusammengedrängt wird, die so herausgehoben werden, dass dadurch die Figur einen eigenthümlichen bizarren Charakter bekommt. Dies gilt besonders von den menschlichen Gestalten und ich möchte mich der von Hrn. Büttner ausgesprochenen Vermuthung hinsichtlich des skizzirten Kopfes, als für einen Herero gemeint, ohne Zögern anschliessen. Wie hier der Haarschopf das diagnostische Merkmal abgab, so ist das nach hinten stark vorragende Gesäss das übliche Kennzeichen für den Hottentotten, die langen, schlanken Glieder der schwarzen Gestalten mit den Streifen um die Lenden für den Kaffern, den gefürchteten Feind des Buschmannes, der breitkrempige Hut und erigirte Phallus für den nicht weniger gefürchteten als gehassten afrikanischen Boer.

Die Ausstattung der schlanken, schwarzen Gestalten ist wegen der geographischen Verbreitung von vorwiegendem Interesse: die vom Gürtel herabhängenden „Lederstreifen", d. h. Fellstreifen verschiedener Art, besonders die Schwänze der wilden Katze werden von den Ama-Zulu und verwandten Stämmen, also auch von den Matabele getragen. Die Künstler, welche die Zeichnungen von !Ameib entwarfen, werden zweifelsohne die grausamen Verfolger des Buschmannes kennen gelernt haben, als sie noch nicht ihre kriegerischen Streifzüge, wie in letzter Zeit, bis in die Nachbarschaft des See's N'gami ausgedehnt hatten, und es ist daher sehr wahrscheinlich, dass die Darsteller selbst die Modelle ihrer Figuren in östlichen Gegenden sahen. Es spricht dies Moment wiederum für die Zurückführung der Abbildungen auf den rastlosen, vielfach nach Art der Strichvögel wandernden Buschmann. In demselben Sinne lässt sich aber auch eine andere Angabe verwerthen, auf welche ich die Aufmerksamkeit lenken möchte.

Hr. Büttner sah mehrfach in den Händen der menschlichen nackten Gestalten Instrumente, die er mit einer kurzen Peitsche vergleicht, an der zwei ebenfalls kurze Riemen herabhängen. Nach dieser Beschreibung muss das Instrument ganz ähnlich ausgesehen haben, wie ich es mehrere Hundert Meilen weiter östlich am Key in der gleichen Weise, d. h. in den Händen einer nackten, schwarzen Gestalt mit einem Gürtel von Zickzackstreifen um die Lenden durch Buschmänner auf Felsen dargestellt sah! Vielleicht hat Hr. Büttner die in meinem Buche darüber gegebene Notiz übersehen, da er sich sonst wohl zu einer Bemerkung veranlasst gesehen hätte, oder er machte sich nach meiner Beschreibung von der Darstellung eine andere Vorstellung. Ich verglich das mir gleichfalls räthselhafte Instrument mit dem zugeklappten Sonnenschirm einer Dame, da die an dem kurzen Stiel herunterhängenden Theile sich nicht vollständig davon sonderten, doch besinne ich mich genau, dass an der einen Seite wenigstens ein grellrother Strich von der

Spitze aus abwärts zog und so als ein herabhängender Riemen aufgefasst werden konnte.

In gleicher Weise, wie Hr. Büttner, unterliess ich die nähere Deutung des Utensils, da mir weder damals noch später ein Instrument bei den Kaffern vor Augen gekommen ist, welches sich mit der Figur vergleichen liesse. Die Uebereinstimmung in diesen Details zwischen den beiden räumlich so getrennten Localitäten erscheint mir aber dadurch nur um so bedeutungsvoller.

Auch der rothe Zickzackstreif, den die menschliche Gestalt um den Gürtel trägt, stimmt nicht ganz mit der heutigen Mode; es fragt sich hier also: hat der Zeichner seiner Zeit der Phantasie freiern Spielraum gelassen oder ist es eine getreue Nachbildung von Dingen, die früher wirklich so waren? Ich möchte mich in dieser schwierigen Frage mit Rücksicht auf die als Regel so bemerkenswerth treuen Abbildungen und auf das erwähnte, durchaus räthselhafte Instrument mehr dafür aussprechen, dass die Abweichungen durch Veränderungen zu erklären sind, welche die Zeit mit sich brachte, und dass früher Personen aus den Stämmen der Kaffern irgend einen so geformten Gegenstand, z. B. als Fliegenwedel in der Hand trugen, wie sie es jetzt noch mit dem auf ein Stöckchen gezogenen, verzierten Schackalschwanz thun. Diese Betrachtung würde also gleichfalls auf weiter zurück liegende Zeiten deuten.

Was endlich den Ueberzug auf dem Felsen anlangt, der Hrn. Büttner von Milch herzurühren schien, so ist natürlich ohne eigene Anschauung schwer etwas darüber auszusagen; es scheint mir nicht wohl möglich, das Milch, auch wenn sie sehr oft über Felsen ausgegossen würde, eine Art Firniss erzeugen sollte. Von den Buschmännern werden ausserdem, so weit man weiss, keine Libationen ausgeführt. Nach der Beschreibung scheint es mir nicht unwahrscheinlich, dass der Ueberzug des unzugänglichen Felsens eine mineralische Beschaffenheit hatte, d. h. Hyalith war, wie solcher in Afrika häufig Felsen krustenartig bedeckt. Stellte er wirklich eine eingedickte Flüssigkeit dar, so würde Euphorbiamilch, die von den Buschmännern technische Verwendung findet, wegen ihres Gehaltes an Gummiharzen noch eher eine Art Firniss liefern, als wirkliche Milch. —

Für die allgemeine Ethnographie Afrika's ergiebt sich aus den angeführten Thatsachen, wenn die Figuren, wie aus den obigen Gründen unzweifelhaft feststehen dürfte, in der That Buschmannzeichnungen sind, ein neues stützendes Moment für die Richtigkeit der von mir in dem Buche über die Eingebornen Süd-Afrika's entwickelten Anschauung, dass die Buschmänner eine in wechselnder Dichtigkeit über den Continent ausgestreute Urbevölkerung darstellen, deren nördliche Grenze noch nicht gefunden wurde. Wenn auch in manchen Gegenden kein sicherer Nachweis über ihr Vorkommen zu Tage tritt, so sind die Entfernungen bis zu anderen, mehr oder weniger benachbarten, wo dies der Fall ist, für den wanderlustigen Buschmann so gering, dass man an diesem Umstand keinen Anstoss nehmen kann. Folgten doch dem Reisenden Chapman, der die genannte Nation gelegentlich nördlicher antraf, als die Erongoberge, einzelne Buschmänner ohne Auftrag Hunderte von englischen Meilen! An den sogenannten „Berg-Damara", welche jetzt diese Berge bewohnen, hat noch Niemand die Nationalität mit einiger Sicherheit feststellen können, auch sprechen sie ein Kauderwelsch, dessen Originalität sehr zweifelhaft ist; ausserdem kommt die eigenthümliche geographische Lage hinzu, welche gleichsam das Centrum eines Völkerwirbels darstellt, insofern im östlichen Südafrika die Stämme allmälig südlich und südwestlich zogen, im westlichen nördlich und nordöstlich, bis sie mit den von Nordosten her herabrückenden Ova-Herero zusammenstiessen. So war gerade diese Gegend besonders geeignet zur Bildung eines

Conglomerates von Flüchtlingen der verschiedensten Nationalitäten, als welches man die so eigenthümlich nationslosen Berg-Damara aufzufassen berechtigt sein dürfte. Ich stimme Hrn. Büttner mit vollster Ueberzeugung bei, dass diese heruntergekommene, den schönen Künsten keineswegs geneigte Bevölkerung sicherlich nicht die Urheberin der beschriebenen Zeichnungen ist, und spreche dem Herrn, in welchem ich wohl den gütigen Uebersender des Berichtes zu sehen habe, meinen besonderen Dank für diese Mühwaltung aus.

(15) Hr. Dr. Oscar Schneider in Dresden berichtet über

Schädel von dem Schlammvulkan von Boshie-Promysl (Transkaukasien).

Auf der Fahrt von Saljan am untern Kur nach dem wenige Meilen oberhalb der Mündung des genannten Flusses liegenden Orte Boshie Promysl, dem Mittelpunkte der saljanschen Störfischerei, wurden meine Blicke immer von Neuem durch einen sargförmigen Berg angezogen, der sich durchaus isolirt von dem nördlicher gelegenen Höhenzuge und deshalb trotz seiner geringen Höhe dominirend über die rings umher völlig ebene Steppenfläche der linken Kurseite erhob. In Boshie-Promysl wurde mein Interesse an dem originell geformten Berge noch erhöht, als ich erfuhr, dass derselbe ein grosser Schlammvulkan sei und auf seinem Plateau mehrere wohlerhaltene menschliche Skelette aufweise; und so nahm ich gern das Anerbieten meines liebenswürdigen Wirthes, des Pächters der Störfischereien, General Alichanoff an, der mir zum Besuchen des Berges Gefährt und Leute zur Verfügung stellte.

Der fragliche Berg oder Hügel liegt etwa eine Meile nördlich von Boshie-Promysl, soll nach Alichanoff Semi-gara oder Schlangenberg heissen, und dürfte identisch sein mit dem von Abich in seinem Werke „über eine im kaspischen Meere erschienene Insel“ erwähnten Smjejaja-gora, der sich weder auf der zwanzigwerstigen, noch auf der fünfwerstigen russischen Generalstabskarte angegeben findet. Die von Abich für den Smjejaja-gora verzeichnete Entfernung von Baku, wie dessen Höhe von 135 engl. Fuss über dem kaspischen Meere dürften der Lage und Höhe des Semi-gara entsprechen. Die auf der fünfwerstigen Karte, etwa in der Gegend des betreffenden Berges verzeichneten Höhen Durow-dag und Ulan-dag bilden dagegen ein weit ausgedehnteres Bergmassiv, als dem Semi-gara zukommt. Nach Erkundigungen, die ich bei hier lebenden Russen eingezogen, entspricht übrigens keine der beiden Formen Semi-gara und Smjejaja-gora der Benennung „Schlangenberg“; der Berg müsste derselben entsprechend vielmehr Smeinaja-gora heissen.

Hat man die steile, fast pflanzenleere Lehne des Berges erklommen, so betritt man ein sehr flachwelliges Plateau, auf dem Hunderte von Auswurfskegeln verschiedener Grösse und in verschiedenen Stadien der Entwickelung aus ihren, mit grauem Schlamme erfüllten Kratern, unter Emporstossen von Kohlenwasserstoffblasen und sehr geringen Quantitäten dunkler Naphta, ziemlich dünnen Schlamm in schmalen Streifen über den Rand abfliessen lassen. Das Gesammtbild zeigte mir eine ruhelose, aber nach zahllosen Richtungen hin zersplitterte, matte eruptive Thätigkeit. Doch fehlte es nicht an Beweisen, dass zeitweilig die angespannten Gase sich in gewaltigeren Ausbrüchen Luft machen: mächtige Schlammströme lagen erstarrt in tiefen, durch Regenwässer eingerissenen und am untern Abhange ausmündenden Schluchten; eine grosse Zahl von sonst der Schlammmasse nicht eingemengten, bis faustgrossen, doch meist kleineren Rollsteinen, Massen von Scherben zerbrochener Gefässe von sehr primitiver, wie von besserer Ausführung, und die

gesammten Knochen einiger Menschenskelette zeigten sich an einzelnen Stellen der Oberfläche.

Die Behauptung, dass sich die Knochen der einzelnen Gerippe noch in ungestörter Anordnung vorfänden, erwies sich zwar als nicht gerechtfertigt, doch lagen allerdings die zu einem, an einer andern Stelle die zu 2 Skeletten gehörigen Theile auf engem Raume zusammen. Von den Schädeln war nur der eine wohl erhalten, den ich mitgenommen und der Begutachtung des Hrn. Virchow unterbreitet habe[1]). Die Thonscherben fanden sich zum Theil bei den Skeletten, zum Theil ohne solche, auf nicht weit begrenztem Raume zusammenliegend.

Die Frage nach der Herkunft der auf dem Plateau des Schlammvulkans liegenden Gegenstände dürfte wohl nicht schwer zu beantworten sein. Jedenfalls ist der in Boshie-Promysl mehrfach geäusserte Gedanke, dass wir es hier mit einem aus neuerer Zeit datirenden Feuer-Cultus zu thun hätten, der vielleicht zu freiwilligen Menschenopfern geführt haben könne, ausser aus anderen Gründen schon deshalb zu verwerfen, weil auf dem Plateau jenes Berges liegen gebliebene Leichname nicht die Zeit finden würden, bis auf die Knochen zu verwesen, ohne dass die ruhelos an immer neuen Punkten ausbrechende eruptive Thätigkeit sie mit Schlammmassen überdeckte. Es erscheint vielmehr am natürlichsten und den an Ort und Stelle sich geltend machenden Eindrücken durchaus entsprechend, die frühere Lagerstätte der Skelette, wie der Scherben und der Gerölle, unter den Vulkan zu verlegen und deren Emporhebung stärkeren Ausbrüchen desselben zuzuschreiben.

Für diese Annahme mag zunächst sprechen, dass jene verschiedenartigen, vornehmlich dioritischen und granitischen Gerölle von mir auf der Oberfläche der den Semi-gara umgebenden Steppe nicht nachgewiesen werden konnten; doch will ich den betreffenden Untersuchungen kein allzugrosses Gewicht beimessen, da die auf der Steppenfläche in Myriaden auftretenden Mücken umfassendere Untersuchungen absolut unmöglich machten. Wichtiger scheint mir der durchweg fragmentare Zustand der Thongefässe, die Unordnung in der Lage der Skelettheile und der gute Erhaltungszustand der Knochen, der wohl darauf hindeutet, dass die Fleischmasse in der Erde, nicht an der freien Luft abgefault sei, wo Wind und Wetter auch auf die Knochenmasse in stärkerer Weise eingewirkt haben müssten.

An wohl beglaubigten Beispielen, dass kräftige Ausbrüche von Schlammvulkanen schwerere Objecte an die Oberfläche gehoben, fehlt es nicht; ich erinnere besonders an die von Dubois de Montpereux im zweiten Bande seiner „Reise um den Kaukasus“ gegebenen Notizen, in welchen derselbe berichtet, dass im Gebiete der an Schlammausbrüchen reichen Halbinsel Taman am 26. April 1818 ein neu entstehender Schlammvulkan eine bis dahin für einen Grabhügel gehaltene Schuttmasse durchbrochen und mächtige Blöcke von den Fundamenten eines grossen Gebäudes emporgerissen habe, das nach einer ebenfalls zu Tage gehobenen und im Schlammstrome bis zum Fusse des Kegels fortgeführten Steininschrift einen aus dem vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung stammenden Tempel gebildet hatte.

Und auch Durchbrüche von Schlammvulkanen durch Grabstätten sind bereits beobachtet worden; schreibt doch Pallas im zweiten Bande seiner „Bemerkungen auf einer Reise in die südlichen Statthalterschaften des russischen Reiches“ über den ebenfalls im Tamangebiete liegenden Küll-obo oder Küll-tepe: „Rund um den oberen Kegel sieht man ausser sparsamen Brocken von weisslichen, oft wie gebrannt

---

1) Eine kleine Zahl mitgenommener Urnenscherben ist auf der wilden Telegenfahrt bis auf wenige Exemplare verloren gegangen oder zertrümmert worden.

aussehenden Mergelschiefern, viele Scherben von alten Urnen oder Amphoris herum liegen, welche muthmassen lassen, dass entweder ein mit Urnen versehener Grabhügel vor dem Ausbruche vorhanden gewesen, oder dass vielleicht bei einem älteren Ausbruche von den noch heidnischen Einwohnern einige gefüllte Amphoren als ein Versöhnungsopfer der unterirdischen Gottheiten dahin gestellt oder gar in den Schlund versenkt, durch einen späteren Ausbruch aber wieder herausgeschleudert und zerschlagen worden sein mögen" (?).

Auf diese von Pallas gemachten Beobachtungen und auf Grund eigener archäologischer Forschungen hin, nahm ferner auch Dubois de Montpereux an, dass der Kukuoba auf Taman durch den Grabhügel des Königs Satyrus I. emporgestiegen sei.

Ich habe nun wohl von der Höhe des Semi-gara aus Tumuli, wie deren die Steppe am Nordfusse des Kawkas in so zahlloser Menge aufweist, nicht erblicken können; doch würden sich solche, oder vielleicht flach gehaltene, ohne Aufthürmen von Erdhügeln ausgeführte Gräberstätten bei genauerem Suchen wahrscheinlich nachweisen lassen. Die unmittelbare Umgebung des Semi-gara bietet unstreitig einen vielversprechenden Boden für eine dahin zielende Forschung. —

Hr. Virchow theilt über die ihm übersendeten Gegenstände, einen Schädel und einige Thonscherben, Folgendes mit:

Der mir zugegangene Schädel ist leider sehr defekt. Es fehlt ihm das ganze Gesicht, einschliesslich des Unterkiefers, der ganze Abschnitt der Basis cranii von dem Rostrum bis zu den Orbitalrändern, einschliesslich der unteren Theile der Alae temporales. Die linke, am vorderen Rande überdiess nicht ganz vollständige Schläfenschuppe ist lose, die Apophysis basilaris nebst den Gelenktheilen des Hinterhauptsbeins ausgebrochen, so dass also nur das eigentliche Schädeldach und der hintere Rand des Foramen magnum unversehrt sind. Glücklicherweise lassen sich die linke Schläfenschuppe und die ausgebrochenen Theile des Grundbeins gut einfügen, so dass sowohl die Breiten-, als die Höhenbestimmung möglich sind.

Die Knochen sind sehr fest, schwer, aussen ganz glatt, oben von gelblichweisser, an der Basis von mehr gelblicher Farbe, hie und da mit einem Anfluge von weisslichgrauem Thon bedeckt. Ihre Beschaffenheit macht daher im Ganzen den Eindruck einer durchaus recenten Calvaria.

Dieselbe gehörte offenbar einem Manne an. Alle Muskelinsertionen sind kräftig, die Stirnwülste von mässiger Stärke, die Tubera sehr verflacht. Es ist ein grosser, aber kurzer, sehr breiter und sehr hoher Schädel:

Längenbreitenindex	85·5
Längenhöhenindex	79·3
Ohrhöhenindex	67·4
Occipitallängenindex . . .	28·8

Diese Indices bezeichnen einen Hypsibrachycephalus von sehr ausgeprägten Formen. Die Hauptentwickelung ist frontal. Wenn man die sagittalen Umfangsmaasse der einzelnen Dachknochen auf 100 berechnet, so erhält man für

das Stirnbein	37·0
das Scheitelbein	33·4
die Hinterhauptsschuppe . .	29·5

Dem entsprechend ist die Stirn breit, an ihrem vorderen Abschnitte fast gerade; hinter den mässig deutlichen Tubera erhebt sich eine hohe und volle Hinterstirn. Das Mittelhaupt ist kurz und trotzdem stark gebogen; die Scheitelhöhe liegt zwei Finger breit hinter der Kranznaht. Gleich hinter ihr folgt der schräge Abfall des

Hinterkopfes, der in einer Ebene bis zu der Protuberantia occipitalis fortgeht. Letztere ist der am weitesten heraustretende Punkt der Hinterhauptswölbung. Die Unterschuppe ist kurz, die Plana temporalia sind sehr gross und von wulstigen Linien umgrenzt. Hinter der Kranznaht greifen sie hoch an dem Schädel herauf, kreuzen die Gegend der kaum bemerkbaren Tubera parietalia, treten hinter denselben sehr weit nach oben und erreichen den unteren Theil der Lambdanaht.

In der Norma verticalis ist der Schädel sehr breit und gewölbt, eigentlich breitoval. Die grösste Breite liegt am Angulus occipitalis der Parietalia. Die Nähte schwach gezackt. Der hintere Theil der Sagittalis und der obere der Lambdoides befinden sich im Verwachsen. Es ist nur ein einziges Foramen parietale und zwar in der Mittellinie vorhanden; in der nächsten Nähe ist die Naht obliterirt.

In der Norma occipitalis erscheint der Schädel hoch und sehr breit, mit voller Wölbung. Die hinteren medialen Theile der Parietalia und die Oberschuppe bilden eine breite, schräge, platte Fläche. Der Lambdawinkel sehr gross und niedrig. Die Protuberanz breit und zackig, aber nicht stark vortretend. An sie schliesst sich jederseits eine starke Linea semicircularis superior; etwa einen Finger breit darüber liegt eine sehr deutliche, quer durchlaufende, fast gerade Linea suprema. Die Unterschuppe ist jederseits vorgewölbt, in der Mitte vertieft. Die Warzenfortsätze stehen weit von einander ab; jederseits finden sich zwei grosse Foramina mastoidea.

Auch in der Unteransicht tritt die Breite der Mastoidealgegend am meisten hervor, nächstdem die extreme Kürze des Hinterhaupts, dessen horizontale Länge nur 28·8 pCt. der Gesammtlänge beträgt. Die Coronae condyloides sind mehr nach hinten gerichtet. Starkes Tuberculum pharyngeum. Sehr starkes Rostrum. Tiefe Kiefergelenkgruben.

Die direkten Maasse sind folgende:

Grösste Länge	176·5	Mm.
„ Breite	151	„
„ Höhe (senkrecht)	140	„
Ohrhöhe	119	„
Horizontale Occipitallänge	51	„
Horizontalumfang	425	„
Verticaler Querumfang	333	„
Sagittalumfang der Stirn	133	„
Länge der Sut. sagitt.	120	„
Sagittalumfang der Hinterhauptsschuppe	106	„
Ganzer Sagittalumfang	359	„
Oberer Frontaldurchmesser (Tubera)	61·5	„
Unterer Frontaldurchmesser	106	„
Coronaler Frontaldurchmesser	121	„
Temporaldurchmesser	128·5	„
Parietaldurchmesser (Tubera)	126	„
Occipitaldurchmesser	121	„
Mastoidealdurchmesser (Basis)	136	„
Auriculardurchmesser	131	„

Es beträgt demnach trotz der grossen Breite der Querumfang nur 78·3, dagegen der Sagittalumfang trotz der Kürze der Hinterhauptsschuppe 84·4 pCt. des Horizontalumfangs, — ein deutlicher Beweis von der Grösse der Wölbung der Scheitelcurve.

Bei der geringen Kenntniss, welche wir von der Craniologie der Kaukasus-Länder besitzen, wage ich keine Vermuthung auszusprechen über das Volk, dem dieser Schädel angehört haben mag. Dass er turanischen Formen nahe steht, liegt auf der Hand. Fraglich könnte es erscheinen, ob die auffällige Abplattung der oberen Abschnitte des Hinterhaupts durch künstliche Deformation hervorgebracht ist; die Einfachheit und mediale Lage des Foramen parietale scheint eher für eine pathologische Störung zu sprechen.

Die gleichzeitig eingelieferten Thonstücke sind ein Scherben eines rothen Gefässes, dessen Linien die Anwendung der Töpferscheibe und dessen Glätte eine vorgerückte Kunst anzeigen, und ein roheres, schwer zu deutendes, etwas abgeriebenes und schon aus diesem Grunde defektes Stück von gleichfalls rother Farbe, aber matter Oberfläche, welches an eine Wirtelform erinnert. Es ist ein Thonkegel, der von der Spitze bis zur Basis durchbohrt ist, und zwar so, dass das Loch an der Spitze weiter, als an der Basis ist. Die Seiten des Kegels sind etwas eingebogen; die Basis hat einen vorstehenden Rand und eine kreisförmige Erhöhung um das Loch. Dieses Stück steht in Bezug auf die Herstellung dem ersteren bedeutend nach, indess ist auch an dem Gefässscherben das Innere nicht ganz durchgebrannt. Während die Rindenschichten sowohl aussen, als innen roth gebrannt sind, erscheint die mittlere Lage schwärzlichgrau. Auch findet sich hier ein ausgedehnter Spalt, der leicht das Auseinanderspringen des Scherben in zwei Blätter zur Folge gehabt haben könnte.

Alles zusammengenommen spricht dafür, dass das Alter des Fundes kein sehr hohes ist, und ich möchte daher bis auf Weiteres eher annehmen, dass der Schädel einem Manne angehört hat, der auf dem schon gebildeten Plateau getödtet worden ist. Für die Vermuthung des Hrn. Schneider, dass die Knochen durch einen Ausbruch zu Tage gefördert seien, ergeben sich wenigstens an dem Schädel selbst keinerlei Anhaltspunkte. Die Schnelligkeit der Verwesung offen daliegender menschlicher Leichen und der vollständigen Maceration ihrer Gerippe ist in südlichen Klimaten eine überraschend grosse, zumal wenn man die Mitwirkung der Raubthiere, namentlich der Raubvögel in Betracht zieht. Dafür bietet der kürzlich von dem montenegrinischen Kriegsschauplatze mir zugegangene Albanesenschädel, der schon fast ganz gereinigt und gebleicht war, ein überraschendes Beispiel. Immerhin verdient die von Hrn. Schneider aufgeworfene Frage eine weitere Nachforschung.

(16) Hr. Virchow spricht, unter Vorstellung eines ungarischen Mädchens,

über Mikrocephalen.

Esther Jacobowizs ist aus Waschahel (Nagy Miholy) in Ungarn gebürtig, aus dem Zempliner Comitat; sie ist 14 Jahr alt und stammt von jüdischen Eltern. Ihre dunkle, tiefbräunliche Hautfärbung, ihre hellbraunen, übrigens ganz kurz geschorenen Haare und ihre schwarzen Augen, sowie der ganze Gesichtsausdruck bezeichnen deutlich ihre Abstammung. Geistig steht sie ein wenig niedriger, als die Mikrocephale, welche wir neulich (Sitzung vom 21. Juli 1877. Verh. S. 279. Zeitschr. f. Ethnol. Bd. IX.) hier gesehen haben (Margarethe Becker). Obgleich sie gleichfalls ein freundliches und einigermassen intelligentes Aussehen hat, so fehlt ihr doch alle Initiative; sie ist nicht nur zurückhaltend, sondern auch in gewissem Maasse apathisch. Körperlich ist sie sehr weit zurückgeblieben; dagegen lässt sich nicht verkennen, dass in ihren kleineren Formen eine gewisse Ausgleichung des Ungewöhnlichen ihrer Erscheinung liegt. In dem Maasse, als der Körper kleiner ist,

wird namentlich die minutiöse Entwicklung des Kopfes weniger auffallend. Die Arme und Beine sind verhältnissmässig, übrigens muskulös und kräftig, besonders die Vorderarme; auch zeigt des Kind ein gesundes Aussehen.

Die Kopfbildung ist wie bei den anderen Mikrocephalen, nur treten die seitlichen Theile des Hinterkopfes noch mehr heraus, so dass dadurch eine besondere Configuration der Ohren entstanden ist: dieselben sitzen ganz tief an, wie in einem Trichter und stehen vom Kopfe ab. Sonst weicht an dem äusseren Ohr nichts von der menschlichen Form ab. Nicht einmal eine Andeutung von Spitzohr ist vorhanden. Die Ohrmuscheln sind verhältnissmässig hoch, obwohl absolut klein, 52 Mm. — beiläufig nahezu dieselbe Höhe, wie bei allen von mir gemessenen Mikrocephalen. Im Einzelnen ist die Ohrmuschel gut ausgebildet; nur das Läppchen ist wenig abgesetzt. Die ganze Form der Ohrmuschel ist eminent menschlich und weit entfernt von jener übergrossen Entwickelung, wie sie sich bei den Schimpansen findet.

Dasselbe gilt nach meiner Auffassung von der Gesichtsbildung. Bei der geringen Grösse der Gesichtsknochen fällt der Eindruck des Thierischen weg, ja es entsteht eine Erscheinung, die sonst bei Mikrocephalen nicht hervortritt und die ich für eine Rassen-Eigenthümlichkeit halten möchte, dass die grosse und dicke, am Rande umgebogene und sehr rothe Unterlippe um ein Beträchtliches vorsteht, während die niedrige Oberlippe etwas zurücktritt. Das Kinn ist niedrig und eingebogen. Die Zähne sind gut ausgebildet und bis auf eine Trennung (Trema) zwischen den mittleren Schneidezähnen normal. Die Nase ragt nicht sehr weit heraus; ihr Rücken ist sehr gerade, ihre Spitze hängt nach semitischer Weise schräg über, aber sie macht durchaus keinen thierischen Eindruck. Damit harmonirt die ungewöhnliche Lebhaftigkeit und Beweglichkeit des schönen, mandelförmigen Auges, dessen Ausdruck durch die dunkle Farbe der Iris, den Glanz der Hornhaut und die starken Augenbrauen gehoben wird.

Der Kopf sitzt auf einem so kurzen Halse und so tief zwischen den sehr breiten Schultern, dass es sehr schwer ist, das Instrument zur Messung der senkrechten Ohrhöhe einzuführen. In der Norma temporalis erscheint der Kopf kurz, die Stirn liegend, der Scheitel verhältnissmässig hoch, das Hinterhaupt steil. Dem entsprechend ist der Index brachycephal (82·2). In der Norma occipitalis sieht der Kopf rundlich aus, indem er in der Ohrgegend sehr auseinandergeht. Auch beträgt die Distanz der äusseren Ohröffnungen von einander (101 Mm.) fast so viel, wie der grösste Breitendurchmesser (102 Mm.). Obwohl das Kind eine ungeschickte Stellung der Beine hat und im Gehen nur mangelhaft fortgeschritten ist, so besitzt es doch eine gewisse behagliche Sicherheit in der äusseren Erscheinung; namentlich die Haltung der Arme, sowie die der Beine im Sitzen macht den Eindruck einer gewissen classischen Ruhe. Namentlich hat sie die Gewohnheit, die Arme quer über den Leib zu legen, indem sie mit den Händen um die Ellenbogen greift; wenn sie sitzt, kreuzt sie die Unterschenkel und stützt gern den Kopf auf den einen Arm, während sie den Ellenbogen desselben auf den andern, horizontal über den Bauch gelegten Arm aufsetzt. So gewährt sie das Bild einer viel älteren Jungfrau.

Ich möchte ferner darauf hinweisen, dass durchaus kein Missverhältniss in der Entwickelung der Gliedmaassen weder zu einander, noch zu dem Rumpf besteht. Weder ist eine ungewöhnliche Länge der Arme vorhanden, noch sind die Beine besonders schlecht beschaffen. Ihre Sinne sind, so weit man das beurtheilen kann, ganz erträglich entwickelt; obwohl sie durch äussere Eindrücke nicht leicht und stark erregt wird, so reagirt sie doch auf jede Art sinnlicher Einwirkungen. Bei einer Vorstellung in der medicinischen Gesellschaft war es mir besonders auffällig,

dass sie durch das Klingen einer grossen Glocke hinter ihrem Kopfe, wenn auch angenehm, so doch wenig berührt wurde und dass sie nach derselben nicht griff, dagegen auf die Unruhe in der Gesellschaft sehr aufmerksam war. Sie spricht gar nicht; das einzige Wort, welches sie in der Erregung hören liess, war Aha! Dagegen weint sie leicht und wird dann sehr ungebärdig, so dass das Untersuchen und Messen mit sehr grosser Vorsicht vorgenommen werden musste. Sie isst wenig und hat keine besonderen Gelüste. Ihre körperlichen Bedürfnisse leistet sie auch jetzt noch nicht regelmässig und sicher; im Gegentheil ist sie sehr unreinlich. Da sie 14 Jahre alt ist, so besteht wenig Wahrscheinlichkeit, dass sie durch Erziehung noch wesentlich weiter gebracht werden wird.

Zur Vergleichung lege ich noch einmal die Abbildung der Azteken vor, welche Carus veröffentlicht hat. Man ersieht daraus sofort die grossen Differenzen, namentlich in Bezug auf die Bildung des Gesichts; in der unmittelbaren Anschauung tritt das recht schlagend hervor. Bei den Azteken war es der Oberkiefer, der stark vorsprang; der Unterkiefer stand zurück, die Nase trat schräg, fast vogelartig heraus und es entstand so ein Profil, von dem sich nicht leugnen lässt, dass es, wie Carus betont und durch die Abbildung eines Aztekenkopfes von Palenque belegt hat, an alt-mexikanische Typen erinnerte. Dieser Gesichts-Typus ist allerdings nicht vollständig der, wie er sich bei den anderen Mikrocephalen findet, indess im Allgemeinen ist er der prävalirende. Bei der kleinen Esther sehen wir einen ganz abweichenden Typus, und ich war anfangs in einiger Verlegenheit, als ich die Person betrachtete und die recht auffällige Differenz, auch in der Gesammterscheinung, constatirte. Es erklärt sich das aus dem Umstand, auf den ich schon aufmerksam machte, dass hier die Entwickelung des ganzen Körpers in einer auffälligen Weise zurückgeblieben ist. Vermöge dieser allgemeinen Mangelhaftigkeit im Wachsthum ist eine Art von Zwergenhaftigkeit entstanden, bei welcher der Kopf und namentlich der kleine Schädel im Verhältniss zum Gesicht nicht in den frappanten Gegensatz getreten ist, welcher bei einem stärkeren Wachsthum hätte eintreten müssen. Die Differenz ist sehr erheblich: die Mikrocephale Margarethe Becker, welche Sie im Sommer gesehen haben, war 7 Jahre alt und 1 M. 52 Mm. hoch, während Esther 14 Jahre alt ist, — sie ist geboren am 6. October 1863 — und nur 989 Mm., also noch nicht einmal einen ganzen Meter hoch ist. Die 14jährige ist also um 63 Mm. kleiner, als die 7jährige es war.

Ich lege einige Tabellen über die verschiedenen einzelnen Verhältnisse des Körpers der Esther vor. Ich will nur noch einen Punkt hinzufügen, nehmlich dass die Klafterlänge um ein sehr beträchtliches grösser ist, als die gesammte Körperlänge. Daraus geht deutlich hervor, dass das Wachsthum nach oben abgenommen hat und der niedrige Schädel die Gesammthöhe um ein Beträchtliches niederdrückt.

In Bezug auf die geistigen Erscheinungen habe ich noch speciell zu constatiren, dass irgend eine positive Entwickelung auch der instinctiven Fähigkeiten in keiner Weise bei ihr nachzuweisen ist. Sie bietet eigentlich gar keine Zeichen von entwickeltem Instinct in irgend einer Richtung, nicht einmal auf Nahrung. Es tritt also hier in frappantester Weise das hervor, was nach meiner Auffassung, wie ich voriges Mal sagte, den grossen Gegensatz gegen die Affen darstellt, dass wir überall nur negative Erscheinungen constatiren, während alles, was die positive Entwickelung des psychischen Leben des Affen auszeichnet, hier fehlt. Man kann in dem Mangel etwas Thierisches finden, das will ich zugestehen; allein um das Thier in seiner wirklichen Erscheinung und in seinem Wesen zu reproduciren, und um nachzuweisen, dass die Mikrocephalie eine wirkliche Theromorphie sei, müsste

in irgend einer Weise auch die positive Seite des thierischen Lebens dargethan werden. Das aber ist es, was vollständig fehlt.

Ich wollte bei dieser Gelegenheit noch Mittheilung machen über einige eingeborene Berliner Mikrocephalen, die mir gerade in diesen Tagen vorgeführt worden sind. Von diesen ist namentlich der eine Fall ungemein interessant, dessen Kenntniss ich der Güte des Hrn. Sanitätsraths Dr. Jul. Meyer verdanke, weil es sich dabei um Zwillingskinder handelt, von denen das eine vollständig regelmässig entwickelt, das andere mikrocephal ist. Schon bei der Geburt ist die Differenz der beiden Kinder sehr erheblich gewesen; das mikrocephale war um 620 Grm. leichter (1240 Grm.), als das andere (1860 Grm.). Seit dieser Zeit ist die Entwickelung so verschieden vor sich gegangen, dass das mikrocephale (Carl R.) um 66 Mm. hinter dem andern in der Körperlänge zurückgeblieben ist. Die Differenz in Bezug auf die Kopfmaasse ist noch viel auffallender. Im Horizontalumfang des Kopfes differiren sie um 40 Mm., im Verticalumfang sogar um 47 Mm. Die Länge des Kopfes ist bei dem mikrocephalen um 9, die Breite um 18, die Ohrhöhe um 23, die hintere Höhe um 22 Mm. geringer.

Es ist diess ein besonders geeigneter Fall, insofern man von demselben „Wurf" zwei Individuen neben einander hat, an welchen man mit grösserer Sicherheit die Frage erörtern kann: ist das Atavismus oder ist es Krankheit? In dieser Beziehung ist es von besonderem Interesse, zu constatiren, dass das mikrocephale Kind in der That positive Erscheinungen von Krankheit zeigt. Erstens ist es geboren mit doppelseitigem Schichtstaar in den Augen; die Linse war so getrübt, dass von Anfang an ungemein wenig Lichtempfindung möglich war. Zweitens ist es zu Krämpfen disponirt, eine Erscheinung, die auch ein anderes, 10 Jahre altes mikrocephales Kind, welches mir durch Hrn. Dr. Bernhard Fränkel vorgestellt wurde, und welches sonst ein Mikrocephalus mildesten Grades ist, darbietet. Bei beiden sind offenbar positive Störungen im Centralnervenapparat vorhanden, und man muss auf erhebliche Veränderungen des Gehirns schliessen. Die Zwillinge sind jetzt $2^1/_2$ Jahr alt; während aber der kleine Hans marschirt, sehr bequem spricht und recht complicirte Spiele spielt, sich überhaupt als ein wohlgebildetes und gut entwickeltes Kind erweist, ist der mikrocephale Carl in dem allertrübseligsten Zustand zurückgeblieben, er hat keine Fähigkeit zu stehen, kann sich nicht aufrecht halten, spricht bis jetzt noch keine Sylbe, ist sehr erregbar und unruhig, aber eben nur, ich möchte sagen, wie ein enthirnter Frosch. Jede äussere Einwirkung erzeugt gewisse centrale Erregungen, aber fast durchweg unangenehme Empfindungen. Ich habe beinahe keine angenehme Reflexbewegung gesehen, während das andere Kind die mannichfaltigsten Zeichen des Behagens und der Lust von sich giebt. Im Uebrigen hat Carl alle Erscheinungen eines Mikrocephalus mittleren Grades. Von den höheren Graden unterscheidet er sich hauptsächlich durch die vollere Entwickelung des Hinterhaupts.

Die Eltern der Zwillinge sind durchaus gesund. Der Vater ist ein etwas untersetzter, kräftiger Mann von frischer Farbe, blauen Augen und röthlichem, krausem Haar, die Mutter eine sehr muntere, heitere Frau von gleichfalls heller Complexion und sehr gutem Urtheil. Sie hat während der Schwangerschaft, der ersten, welche sie durchgemacht hat, keinerlei Zufälle gehabt. Auch sind in der Familie keine ähnlichen Fälle. Das mikrocephale Kind wurde zuerst geboren. Es war sehr leicht und producirte so wenig Wärme, dass es stets künstlich warm gehalten werden musste. Noch jetzt wird es leicht kalt. Beide Kinder wurden künstlich genährt, „gepäppelt", aber während Hans sich zu einem dicken, kräftigen Jungen

entwickelte, der früh gehen und sprechen lernte, muss Carl noch jetzt getragen werden und macht nicht die geringste Anstrengungen zum Stehen. Er erscheint in dem Rücken gelähmt, wirft den Kopf hinten über, fällt aufgerichtet nach vorn zusammen; nur im Liegen stemmt er die Füsse zuweilen stossweise an. Von Sprache ist gar keine Rede; nur gelegentlich bringt er etwas einem articulirten Ton ähnliches hervor. Er schreit und weint leicht, ist überhaupt so unruhig, dass das Messen sehr unsichere Resultate erzielt, aber auch dabei kommen keine eigentlichen Rufe, nicht einmal unarticulirte, hervor. Die Augen hat er früher stets umhergerollt; auch jetzt geschieht diess noch häufig, indem das Auge einen unteren Bogen von rechts nach links und dann wieder zurück durchläuft. Dabei war stets Neigung zum Schielen und zu der unregelmässig hin und her gehenden Bewegung des Auges vorhanden. Eine rechte Fixirung der Gegenstände findet nicht statt; nur beim Messen des Gesichts sah er starr auf die Spitzen des Zirkels, indem er convergirend schielte. Nahrung nimmt er schwer und ohne rechte Auswahl. Hören und Fühlen sind scharf. Vor Fremden zeigt er Furcht; zur Mutter geht er gern und jauchzt, wenn er sie sieht. Beide Zwillinge sind blond, blauäugig und sehr weiss. Hans hat einen sehr dicken und hohen Kopf und eine feine gerade Nase. Carl dagegen zeigt einen schmaleren und niedrigeren Kopf mit schräg liegender Stirn und etwas plattem Hintertheil; die Nase hat dieselbe Form wie bei dem Bruder, die Kiefer sind sehr wenig prognath. Die etwas grossen und abstehenden Ohren zeigen weiter keine Abweichung.

Das schon erwähnte dritte mikrocephale Kind, welches ich kürzlich untersuchte, ist ein 10 Jahre altes Mädchen, Helene K., das von Zeit zu Zeit an epileptischen Krämpfen leidet. Sie ist die Tochter eines Schneiders, der, wie seine Frau, keine Zeichen von Krankheit an sich hat. Nachdem 3 frühere Kinder, die übrigens sonst normal gebildet gewesen sein sollen, gleich nach der Geburt gestorben waren, wurde sie als das vierte Kind geboren. Sie war sehr klein, namentlich am Kopf. Erst im dritten Jahre lernte sie gehen und sprechen, hat sich aber seitdem erträglich entwickelt, so dass sie gegenwärtig in die Schule geschickt wird und gewisse Fortschritte macht. Sie spricht recht gut, rechnet aber schlecht. Ihr Gedächtniss ist verhältnissmässig gut, namentlich behält sie Verse Jahre lang. Indess hat sie mehr Neigung zum Spielen, Putzen, Spazierengehen und ist im Ganzen träge zu geistiger Anstrengung, so dass eine längere Fixirung complicirterer Erinnerungen nicht möglich ist; es wird also wahrscheinlich auch nicht viel aus ihr werden. Indess ist sie für die gewöhnlichen Verhältnisse gut gezogen, ordentlich, manierlich; obwohl im Ganzen reinlich, meldet sie sich doch nicht regelmässig zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse. Sie leidet an Verstopfung und hat seit zwei Jahren Krampfanfälle, die jedoch im Sommer 1876 und 1877 aussetzten. Die Krämpfe sind links stärker; sie wird dabei bewustlos und fällt um. Sie schielt von jeher etwas, bewegt die linke Seite stärker, auch ist der linke Arm stärker, dagegen lahmt sie etwas nach links. Ihre Hautfarbe ist sehr weiss, mit schönem Colorit der Wangen, die Augen sind schön blau, das Haar lang und blond. Kopf und Gesicht stehen in gutem Verhältniss zu einander, der Hinterkopf ist etwas breiter entwickelt. Der Ausdruck des Gesichts ist sehr freundlich und die physiognomischen Muskeln sehr beweglich. Die Nase tritt mässig vor. Das Ohr ist normal, das Läppchen wenig abgesetzt.

Nichts desto weniger ist der Kopf sehr erheblich zurückgeblieben. Der Horizontalumfang des Kopfes dieses zehnjährigen Mädchens beträgt nur 12 Mm. mehr, als der Kopf des gesunden Zwillingsknaben von $2^1/_2$ Jahren. Das Verhältniss

wird sehr klar zu Tage treten, wenn ich einige vergleichende Zahlen vorlege. Der Horizontalumfang scheint mir besonders charakteristisch. Da hat die 14jährige Esther nur 362 Mm., der $2^1/_2$ Jahre alte mikrocephale Zwilling 402, dann kommt der gesunde Bruder mit 442, und endlich folgt die 10jährige Helene, die 454 hat. Der verticale Querumfang ergiebt ungemein niedrige Zahlen: 224 Mm. bei Esther, 270 bei dem mikrocephalen Zwilling, 286 bei Helene, endlich 317 bei dem normalen Zwilling. Das Beispiel der kleinen Helene zeigt, dass man es mit einem so kleinen Kopf und so mässigem Gehirn heut zu Tage doch so weit bringen kann, dass man in die Schule geht, Gedichte memorirt, schreiben lernt und allerlei Dinge im Leben bestellt.

Die Reihe dieser Mikrocephalen gewährt, indem man die Störung in etwas grösserer Ausdehnung bis in ihre milderen Formen verfolgt, ein deutliches Bild über die ganze Gruppe der Anomalien, welche in dem Namen der Mikrocephalie zusammengefasst werden. Die Erwägung solcher Reihen wird, wie ich mich versichert halte, dahin führen, immer mehr die Ueberzeugung zu fixiren, dass wir in der Mikrocephalie in der That nur menschliche, und zwar krankhafte Mängel zu sehen haben, und dass in keiner Weise irgend etwas darin vorhanden ist, was in positiv thierische Verhältnisse herüberführt. Das aber ist der Punkt, in dem das allgemeine Interesse diesen Erscheinungen gegenüber einsetzt. Manches in höchstem Maasse wissenschaftlich Interessante wird sich später herausstellen, wenn es gelingen sollte, diese Fälle auch in Bezug auf das anatomische Verhalten des Gehirns genauer zu untersuchen. Indess bildet auch das, was man bei der äusseren Erscheinung wahrnehmen kann, ein Mittel des Fortschritts auf dem Wege der Erkenntniss dieser Formen.

Methodologisch möchte ich noch darauf hinweisen, wie wenig der Längenbreitenindex für solche Verhältnisse von Bedeutung ist. Alle 4 Kinder sind brachycephal, am stärksten der gesunde Zwilling. Auch die Höhenindices sind nur von geringem Werthe, doch giebt der hintere Höhenindex bessere Resultate, als der Ohrhöhenindex. Die absoluten Zahlen für die Höhe sind offenbar viel werthvoller, als die berechneten. Die besten Anhaltspunkte gewähren die Umfangsmaasse und die daraus berechneten Verhältnisszahlen: bei der Mikrocephalie bleibt sowohl der sagittale, als der vertikale Quer-Durchmesser erheblich zurück. Es zeigt sich hier ganz besonders gut das Wesen der Mikrocephalie als hauptsächlich in der mangelhaften Entwickelung der oberen Schädel- und Gehirntheile begründet. Das eigentliche Schädeldach bleibt zurück, während sich die Basis verhältnissmässig gut ausbildet. Ich habe auf letztern Umstand schon bei meinem früheren Vortrage hingewiesen, möchte aber jetzt noch besonders auf die in der II. Tabelle mitgetheilten Verhältnisszahlen für die basilaren Theile aufmerksam machen. Für die Darstellung der Hauptverhältnisse dürfte künftig jedoch auf die Umfangsmaasse ein besonderer Werth zu legen sein. —

Tabelle I. Absolute Kopfmaasse.

Messorte.	Esther Jacobowizs. 14 Jahr.	Helene K. 10 Jahr.	Hans R. (gesund). 2½ Jahr.	Carl R. (mikrocephal.) 2½ Jahr.
	mm.	mm.	mm.	mm.
Grösste Länge	124	154	150	141
„ Breite	102	126	136	118
Senkrechte Ohrhöhe	84	102	121	98
Hintere Höhe	99	120,5	128	106
Horizontalumfang	362	454	442	402
Sagittalumfang	235	283	317	280
Querer Verticalumfang	224	286	317	270
Oberer Frontaldurchmesser (Tubera)	41,5	51	68	41
Unterer „	71	88	85	76
Mastoideal-Durchmesser	95	104	104	83
Auricular- „	101	112	115	109
Ohrloch bis Nasenwurzel	87	97	96	90
„ „ Nasenansatz	87	101	96	87
„ „ Oberlippenrand	96,5	107	99	90
„ „ Kinn	105,5	110	100,5	91
Höhe der Ohrmuschel	52	49	58	55
Haarrand bis Kinn, Gesichtshöhe A	126	144	132	129
Nasenwurzel „ „ „ B	78	94	76	76
Distanz der Jochbogen, Gesichtsbreite A	100	111,5	109	104
„ „ Wangenbeine, „ B	90	93	95	85
Haarrand bis Augenlinie	57	55	66	54
„ „ Mundlinie	104	104	112,5	100
Distanz der inneren Augenwinkel	23,5	26	25	23,5
„ „ äusseren „	70	81	78	68
Nasenhöhe	38	44,5	33	30
Nasenbreite (Flügel)	30	26	26	22
Nasenlänge (Rücken)	42	44	30	30

Tabelle II. Berechnete Indices.

Indices:	Esther Jacobowizs.	Helene K.	Hans R.	Carl R.
Längenbreitenindex des Schädels	82,2	88,3	90,0	83,5
Hinterer Höhenindex	79,8	78,2	85,3	75,0
Ohrhöhenindex	67,7	66,2	80,2	69,5
Entfernung des Ohrloches von der Nasenwurzel: Länge	70,1	62,9	64,0	63,8
Sagittalumfang: Horizontalumfang	64,9	62,3	71,7	69,6
Vertikalumfang: „	61,8	62,9	71,7	67,1
Gesichtsindex A (Gesichtshöhe A: Gesichtsbreite B	126,0	129,1	138,9	152,3
Gesichtsindex B (Gesichtshöhe B: Gesichtsbreite B)	86,6	101,0	80,0	89,4
Nasenindex	78,9	58,4	78,7	73,3

Tabelle III. Absolute Körpermaasse.

	Esther Jacobowizs. mm.	Helene K. mm.	Hans R. mm.	Carl R. mm.
Ganze Höhe	989	1216	786	720
Kinnhöhe	837	987	—	—
Schulterhöhe rechts	840	—	—	—
„ links	828	975	—	—
Ellenbogenhöhe rechts	650	—	—	—
„ links	639	767	—	—
Höhe des Handgelenks (Radius) rechts	490	592	—	—
„ „ „ „ links	480	572	—	—
Höhe der Spitze des Mittelfingers rechts	373	450	—	—
„ „ „ „ „ links	365	430	—	—
Höhe des Trochanter links	532	606	—	—
„ „ Knies links	267	317	—	—
„ „ Malleolus	34	36	—	—
Schulterbreite	226	—	220	148
Länge des Arms rechts	467	—	—	—
„ „ „ links	463	—	—	—

Tabelle IV. Berechnete Körpermaasse.

	Esther J. mm.	Helene K. mm.
Länge des Oberarms rechts	190	—
„ „ „ links	189	208
„ „ Vorderarms rechts	160	—
„ „ „ links	159	195
„ der Hand rechts	117	—
„ „ „ links	115	142
„ des Arms rechts	467	545
„ „ „ links	463	525
„ „ Oberschenkels links	265	289
„ „ Unterschenkels links	233	281
Höhe des Knöchels links	34	36
Länge des Beins links	532	606

(17) Als Geschenke sind eingegangen:

a. P. Broca: Étude sur le cerveau du Gorilla avec III Pl., Paris 1878. (Vom Autor).

b. Report of the United States geological survey of the territories. Vol. XI, Washington 1877. (Von Hrn. Whitney).

c. Annual Report of the board of regents of the Smithsonian Institution, showing the operations, expenditures and condition of the institution for the year 1876. Washington 1877. (Von der Smithsonian Institution.)

d. Werke des Hrn. Bogdanoff in Moskau in Russischer Sprache (von Hrn. Virchow).
e. Von der anthropologischen Commission der Krakauer Akademie der Wissenschaften: Zbior Wiadomości do Antropologii Krajowej wídawany staraniem.

Die im Austausch erhaltenen Werke sind die folgenden:
a. Archivio per l'antropologia e la Etnologia publ. dal Dott. Paolo Mantegazza, Band VI, Heft 3 und 4.
b. Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. 1877. No. 10.
c. Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'homme. Ann. XIII, 2te Serie, T. VIII, 10te à 11te Livr. 1877.
d. Cosmos di Guido Cora. Band IV. Heft 7 und 8. 1877.

Sitzung vom 16. Februar 1878.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Derselbe zeigt an, dass die nächste General-Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft vom 12. bis 14. August zu Kiel stattfinden wird, dass jedoch am 11. in Hamburg eine Vorversammlung, und vom 15. bis 16. in Lübeck eine Nachversammlung abgehalten werden wird. Er fordert zu zahlreicher Betheiligung auf.

(2) Als neue Mitglieder werden gemeldet:

Hr. Fabrikant Siegmar Elster, Berlin.
Hr. Dr. Griesbach, z. Z. Berlin.
Hr. Notar Rudolf Gubitz,
Hr. Cand. Med. Erich Gubitz zu Berlin.
Hr. Alex. v. Siebold, z. Z. auf Schloss Erlach.
Freiherr Heinr. v. Siebold, Attaché der K. K. österreich. Gesandtschaft zu Tokio, Japan.
Hr. Stabsarzt Dr. Huld zu Inowraclav.

(3) Der Vorsitzende lässt ein von Hrn. Jagor angelegtes, eingeklebten Zeitungsausschnitten zur Aufnahme dienendes, Scratch-book circuliren und fordert die Mitglieder auf, durch Abgabe ähnlicher Beiträge für das Album die Zwecke der Gesellschaft zu fördern.

(4) Hr. Hahn hat vom Kriegsschauplatze einen Bulgarenschädel, sowie zahlreiche Photographien von Bulgaren mitgebracht. Hr. Virchow behält sich vor, später über diese wichtigen Erwerbungen zu berichten.

(5) Der Vorsitzende legt folgenden, an ihn gelangten Brief des Hrn. Ludwig Schneider zu Jičin in Böhmen vom 20. v. M. vor, betreffend

böhmisches vorhistorisches Thongeräth.

(Hierzu Taf. VI.)

Der interessante Artikel über Posener Burgwälle und die darin vorkommenden Gefässscherben im letzten Hefte der „Verhandlungen“ hat mich bewogen, Ihnen einige Serien von Gefässscherben aus böhmischen Burgwällen vorzulegen. Es sind Stücke aus den Burgwällen Libice, Licko, Bilin, Budeč, Vyšehrad und Kouřim und aus den namenlosen Burgwällen auf dem Berge Chlum bei Jungbunzlau, bei Češov

und im Sarkathale bei Prag. Die übrigen Scherben stammen aus der Opfer- und Grabstätte Hradek bei Sudomeř, aus den Grabstätten der Dörfer Straky, Lipník, Chotutice und Kostomlaty, endlich aus den mittelalterlichen Burgen Dražice, Veliš und Brada.

Ich legte eine kurze Beschreibung der betreffenden Fundorte bei, theils nach Professor Wocels „Vorzeit Böhmens", deren zweite Abtheilung ich der Pläne wegen beifügte, theils nach eigener Anschauung, bei Bilin nach einem Artikel des fürstlich Lobkovic'schen Baudirectors Pudil (Pamatky 1876), aus dessen Sammlung die zwei Scherben stammen.

Ich habe mir endlich die Freiheit genommen, meiner Sendung das Resumé aus zwei Artikeln, welche ich im Organe der archäologischen Section der böhmischen Museumsgesellschaft (Pamatky 1875 und 1877) über vorhistorische Töpferei in Böhmen veröffentlicht habe, beizulegen, mit der Bitte, Sie möchten den Aufsatz lesen und mir womöglich Ihre Meinung über diesen Gegenstand kundgeben. Meine Ansichten finden bei uns mehr Widerspruch als Zustimmung, hauptsächlich wohl deswegen, weil im Falle ihrer Richtigkeit die grosse Mehrheit der in Böhmen gefundenen vorhistorischen Gegenstände der vorslavischen Bevölkerung vindicirt werden müsste. —

Dem vorstehenden Briefe beigelegt ist eine Abhandlung

über böhmische Burgwälle.

Budeč. (Plan bei Wocel pag. 408). Bei dem Dorfe Kovary, 2 Meilen nordwestlich von Prag, erhebt sich eine steile Felslehne, auf deren Gipfel eine romanische, dem heil. Petrus gewidmete, ringsum von Erdwällen umgebene Rotunda steht. Die Wälle, welche noch immer den Namen Budeč tragen, bestehen aus zwei Theilen, dem äusseren Walle, welcher den ganzen, nur im Westen mit der Hochebene zusammenhängenden Vorsprung umfasst, und einem kleineren, inneren, welcher bloss den Raum, auf welchem sich Kirche und Friedhof — vor Zeiten auch das fürstliche Wohnhaus — befanden, in Hufeisenform umfasst und an den äusseren Wall sich anschliesst. Der einzige Fahrweg führt von dem Dorfe Zakolany aus bei a durch den äusseren Wall, welcher gegen 3° hoch ist und im Umfange 1010° oder 2515 Schritte misst. Der kleinere Wall, um die eigentliche Burg, hat einen Umfang von 288° und eine Höhe von 7—8 Fuss. Burg und Vorburg zusammen nehmen einen Raum von 22 440 □° = 30 preussischen Morgen ein.

Budeč, wo der Sage nach Libuša und Přemysl einander kennen gelernt hatten, war noch in historischen Zeiten bewohnt. Herzog Spytihnev (897—912) gründete die Kirche S. Petr, sein Bruder Wratislav (912 — 926) liess seinen Sohn Wenzel hier erziehen und dieser selbst verbannte seine Mutter Drahomira nach der Ermordung der heil. Ludmila (927) nach Budeč.

Vor etwa 18 Jahren wurde in der inneren Burg in der Nähe des Friedhofes ein Steinbruch erschlossen, wobei massenhaft Gräber und Urnen zum Vorschein kamen, doch waren die meisten Gräber bereits früher umgewühlt. Bei dieser Gelegenheit sammelte ich eine grosse Menge Scherben von Urnen, welche sämmtlich auf der Töpferscheibe gedreht waren (Taf. VI., Fig. 1), sich aber nicht mehr in meinem Besitze befinden. Im vorigen Sommer besuchte ich den Burgwall wieder, fand aber den Steinbruch aufgegeben, verschüttet und wieder in ein Feld verwandelt; blos eine geringe Vertiefung und spärliche Scherben zeigten die Stelle an, wo sich einst die Begräbnissstätte der Burg Budeč befand.

Libice. (Wocel pag. 410.) Auch der Wall von Libice, welcher sich aus

einer sumpfigen Niederung nahe an der Einmündung der Cidlina in die Elbe erhebt, besteht aus zwei Theilen, der Burg A und der Vorburg, dem heutigen Dorfe Libice, B. Die eigentliche Burg hat einen Umfang von 650°, eine grösste Länge von 225°, eine grösste Breite von 155° und umfasst eine Fläche von 29 000 □° = 40 preussischen Morgen. Der eingeschlossene Raum liegt 3° höher als das Dorf Libice und die Wälle sind stellenweise noch 9 — 14 Fuss hoch. Die Wälle der Vorburg, welche alljährlich mehr und mehr demolirt werden, sind an der Basis 10° breit, 4—5° hoch und haben eine Länge von 915° (Flächenraum = 45 preuss. Morgen).

In Libice wohnte Fürst Slavník, der Vater des heil. Adalbert (Vojtech), zweiten Bischofs von Prag; damals waren in der Vorburg zwei Kirchen, die Marienkirche (der jetzige Pfarrhof in der Mitte des Dorfes) und die Georgskirche, welche noch besteht. Im Jahre 996 wurde Libice von dem, durch den Bischof Adalbert beleidigten Geschlechte der Vršovce erstürmt und sämmtliche Brüder des heiligen Adalbert sammt ihren Weibern, Kindern und Gesinde wurden, nachdem man sie aus der Kirche, wohin sie sich geflüchtet hatten, herausgelockt hatte, niedergemacht.

Libice wurde dann Eigenthum der Vršovce und blieb es, bis im Jahre 1108 dieses Geschlecht auf Befehl des Herzogs Svatopluk ausgerottet wurde, wobei auch die Vršovce Božej und sein Sohn Bořita zu Libice durch vom Herzog abgeschickte Mörder ihr Leben verloren.

Licko. Nicht weit von Libice bei dem Dorfe Hradisko (Burgstätte) erheben sich aus dem sumpfigen Terrain ungefähr 2° hohe Wälle, deren Name noch vor Kurzem unbekannt war. Erst vor zwei Jahren fand Professor Vavra, dass dieser Wall in den Koliner Stadtbüchern Licko genannt werde und wohl identisch sei mit der Burg des Fürsten Radislav von Licko, welcher der Legende nach gegen Herzog Wenzel d. Heil. sich aufgelehnt hatte, aber, durch eine Vision erschreckt, sich demselben unterwarf.

Der Burgwall Licko bildete eine, von einem Arme der Elbe umflossene Halbinsel; gegenwärtig fliesst aber die Elbe quer durch denselben und zwar gerade an der Stelle, wo sich die Begräbnissstätte befand, so dass bei jedem Hochwasser Urnenscherben aus dem zerstörten Ufer ausgewaschen und meilenweit fortgeschwemmt werden.

Kouřim. (Wocel pag. 413.) Dieser Burgwall erhebt sich gegenüber der heutigen Stadt Kouřim auf einer Anhöhe, welche gegen Westen steil abfällt. Die grösste Länge der Verschanzung ist 600°, die grösste Breite 290°, der Flächenraum 99 000 □° = 135 preussischen Morgen. Die Wälle sind nur aus Erde aufgeschüttet, 1496° lang und 18—40 Fuss hoch. Am stärksten befestigt ist die ziemlich sanft abfallende Nordseite der Anhöhe, an der Westseite waren Wälle fast unnöthig, die Südseite konnte durch einen im Thale aufgeführten Riesendamm unter Wasser gesetzt werden. Der Raum innerhalb der Wälle ist meistentheils unproductiver, überall mit Scherben bedeckter Felsgrund. Die Scherben rühren sämmtlich von Gefässen, die mittelst der Töpferscheibe gedreht wurden, her, doch sind charakteristische unter ihnen sehr selten.

Die „civitas Curim" kommt in der Břevnover Gründungsurkunde (992), sowie als Prägeort auf den ältesten böhmischen Münzen vor, und die Kastellane von Kouřim werden bis zum Jahre 1220 genannt.

Vyšehrad ist bekannt als der Sitz böhmischer Fürsten vor Gründung der Prager Burg; die alten Wälle haben aber längt neueren Befestigungen Platz gemacht, da Vyšehrad seit Alters als Citadelle von Prag dient. Scherben finden sich vor in dem tiefen Einschnitt, welchen die durch die Burg führende Strasse bei dem westlichen Thore bildet.

Bilina. Die alte Burg Belina, Hauptort eines Gaues der Lémuzi am Fusse des Erzgebirges, erhob sich auf einer Landzunge, welche von zwei hier in den Fluss Belina (Biela) mündenden Bächen eingeschlossen wird, in einer Höhe von 50 Metern über der Thalsohle. Von der alten Burg haben sich erhalten der innere, 70° lange Wall sammt Graben (7 Meter hoch und 7 Meter tief) und ein Theil des äusseren Walles, dessen grösserer Theil im Jahre 1875 bei der Anlage des fürstlichen Parkes demolirt wurde. Auf dem Raume zwischen beiden Wällen findet man eine Schichte von Asche, Thierknochen und Scherben von Gefässen, die sämmtlich auf der Töpferscheibe gedreht sind, während man dergleichen in dem inneren Burgwalle nicht antrifft.

Die alte Zupenburg war noch im Jahre 1061 bewohnbar, obwohl der Castellan Mstiš damals schon eine „curia" im „suburbio" nahe bei der von ihm gegründeten Kirche S. Peter bewohnte. Als im XIII. Jahrhunderte Belina (als ein Geschenk König Wenzel I. an Hoger von Friedberg) Privatbesitz wurde, entstand auf dem westlichen, etwas tiefer gelegenen Abhange des Burgberges eine mittelalterliche Burg, das heutige fürstlich Lobkovic'sche Schloss.

Burgwall von Cešov. Der kolossalste unter den böhmischen Burgwällen ist der zwischen den Dörfern Cešov und Kozojedy in der Gegend von Jičín gelegene, denn er ist noch grösser als die Burgwälle von Brežan (130 pr. Morgen), Kouřim (135 preuss. Morgen) und Hryzely (160 preuss. Morgen). Derselbe erregte zuerst und fast ausschliesslich die allgemeine Aufmerksamkeit und wurde früher für einen Avarenring angesehen. Professor Wocel fand an ihm Analogien mit britischen Burgwällen, und erklärte ihn für keltisch. Gegenstände, welche über seinen Ursprung Aufschluss geben könnten, wurden bisher keine gefunden; ich selbst fand in dem Walle der inneren Burg nur drei Scherben, sämmtlich von ungeglätteten Gefässen. Das bedeutendste Stück (aus dem Thore a) rührt von einem Gefässe her, welches mittelst der Töpferscheibe verfertigt war und in den Verzierungen und dem sonstigen Aussehen Analogie mit Libicer Gefässen aufweist.

Dieser Fund beweist, dass der Burgwall von Cešov, wenn er auch wirklich keltischen Ursprungs wäre, doch auch von den Slaven benützt worden ist; wahrscheinlicher ist jedoch, dass wir es hier mit der Hauptwehr des volkreichen Stammes der Chorvaten, welche diesen Theil Böhmens besetzt hatten, zu thun haben. Vermuthlich birgt der Raum des inneren Burgwalles noch manchen Gegenstand, doch derselbe ist in allen Theilen dicht bewaldet und darum wird der Grund selten umgegraben, während in der Vorburg, welche als Acker benützt wird, keine Spur von einer Culturschichte sichtbar ist.

Der Burgwall hat eine grösste Länge von 600°, eine grösste Breite von 300°, nimmt folglich einen Raum von mehr als 200 preuss. Morgen ein. Gegen Süd und West ist er durch Abhänge geschützt, und deswegen ist hier der Wall blos einfach, gegen Nord und Ost ist eine nasse Wiese und ebenes Feld, darum finden sich auf beiden Seiten doppelte Wälle, welche gegen Ost noch durch zwei ziemlich weit vorgeschobene Vorwerke verstärkt sind. Die Wälle haben eine Höhe von 5 bis 6° und die Gräben eine Breite von 4—5°.

Der Burgwall auf dem Berge Chlum bei Jungbunzlau. Der Bergrücken Chlum, der sich aus der Gegend von Jungbunzlau gegen Jičín in einer Höhe von 355 M. hinzieht, sendet an seinem westlichen Ende einen schmalen Ausläufer gegen Norden. Dieser Bergvorsprung ist von der übrigen Höhe durch einen Wall von 280 Schritt Länge und 5° Höhe, der sogenannten Schwedenschanze, geschieden. Dass sich 550 Schritt weiter nördlich ein zweiter, in seinem oberen Theile bereits demolirter Wall von 120 Schritt Länge, welcher gegen den nördlich-

sten, gegen die Ebene abfallenden Theil des Ausläufers gerichtet war, befindet, blieb bisher unbeachtet. Eine mächtige Culturschichte in M, aus welcher ich zahlreiche Scherben gewann, beweist, dass sich hier das nördliche Ende einer Verschanzung befand, welche gegen die Ost- und Westseite durch steile Abhänge, gegen Nord und Süd durch Erdwälle geschützt war und eine Fläche von ungefähr 16 preuss. Morgen einnahm.

Der Burgwall im Sarkathale bei Prag. Der interessanteste unter den Burgwällen Böhmens ist wohl der im Sarkathale bei Prag, eine reiche Fundgrube von vorhistorischen Gegenständen, aus welchem nach Tausenden von Nummern zählende Sammlungen (die vom Böhmischen Museum erworbene Sammlung Mikeš zählt 1773 Nummern) gegründet wurden.

Derselbe befindet sich bei dem Dorfe Liboc ($^1/_2$ Meile von Prag) auf einer Anhöhe, welche zum grössten Theile von hohen Kieselschieferfelsen begrenzt wird, und besteht eigentlich aus drei Befestigungen, deren höchte den Namen Kozakova skala (Kozáks Fels) führt und eine Fläche von 8800 $\square^0 = 12$ preussischen Morgen einnimmt.

Die hier gefundenen Gegenstände: Geräthe und Waffen aus Stein, Knochen, Geweihen, wie auch aus Bronze (mitsammt Gussformen) und Eisen, nebst irdenen Gewichten, Wirteln und Geschirren aller Formen, von den alterthümlichsten bis zu der an das Mittelalter sich anschliessenden, fesseln die Aufmerksamkeit der Forscher in hohem Grade. Die beigelegten Scherben, welche vollkommen dem Typus der slavischen Burgwälle entsprechen, beweisen, dass dieser Burgwall nicht bloss den frühesten Bewohnern dieser Gegend, sondern auch ihren Nachfolgern bis in historische Zeiten diente.

Vor einigen Jahren fand man in dem obersten Theile der Ansiedelung Substructionen eines Baues. Dieselben bildeten ein Trapez von 37 Fuss Länge, 20 Fuss und 11 Fuss Breite, und waren aus Bruchsteinen von Plänerkalk in kyklopischer Weise aufgeführt. Auf der Sohle des inneren Raumes lagen verbrannte Sandsteine, Knochen, Geweihe, Zähne, ein Meissel und ein Hammer von Stein mit zahlreichen Bruchstücken von Steingeräth, darüber lag 2 Fuss hoch Erde, mit Knochen und Scherben gemischt, dann eine neue Sohle von Estrich, darüber abermals Erde mit Kohlen gemengt von 13 Zoll Dicke, hierauf verbrannte Bohlen und über ihnen eine Masse von Scherben und Thierknochen. In dem inneren Raume des Baues hatte offenbar einst starkes Feuer gewüthet, denn der Plänerkalk war an seiner Oberfläche verglast und geschmolzen. Als die Südseite des Baues einstürzte, kam ein Skelet zum Vorschein. (Beneš, Památky 1866.)

Der „Hradek“ (eine kleine Burg) bei Sudomeř ist ein, von zwei tiefen Thälern eingeschlossener Vorsprung des Plänerkalkplateaus von Weisswasser, und trägt an seinem südlichsten Ende einen Felsen von ganz eigenthümlicher Gestaltung. (Wocel pag. 528 und 529.) Conservator Beneš fand im Jahre 1858 am Fusse des Felsens 25 Skelette unter Steinplatten, deren Bruchstücke nebst Scherben von Gefässen noch heute den mühsam bebauten Abhang unterhalb des Felsstückes bedecken.

Die Scherben von Lipník, Chotutice (Taf. VI., Fig. 2), Straky und Kostomlaty sammelte ich auf den ehemaligen Begräbnissstätten dieser Dörfer. —

Die Scherben aus den Burgen Dražice (Taf. VI., Fig. 3), Velis und Brada, welche sämmtlich in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts zum ersten Male urkundlich vorkommen, stammen von den Aussenwällen dieser Burgen, wohin die betreffenden Gefässe mit Küchenabfällen gebracht worden waren.

Erklärung der Abbildungen auf Tafel VI.

Fig. 1. Thongefäss (Töpferscheibe) aus dem Burgwall Budeč. (Vgl. S. 35.)
„ 2. Grabgefäss (Töpferscheibe) aus einem Aschengrabe in Chotutice (S. 38).
„ 3. Scherben aus der Burg Dražice (13. Jahrhundert) mit gemalten Verzierungen (S. 38).
„ 4. Gefäss aus einam Aschengrabe bei Dobřichov, aus freier Hand geformt.
„ 5. Gefässstück aus Přemyšlení, von freier Hand geformt, mit Graphitanstrich.
„ 6. Von freier Hand geformte Gefässe, vom Ingenieur Pudil. a und b von Strupcic aus Aschengräbern, mit Graphitanstrich. Die Gräber enthielten auch unverbrannte Schädel uud Armknochen. Einer von den 3 Schädeln ist kurz, zwei trepanirte aber sind lang. c von Lyskovic, mit Graphitanstrich, aus Aschengräbern, welche sich an Gräber mit Skeletten, deren eines eine Nadel aus Bein auf der Brust liegen hatte, anschlossen. Bei den Gefässen fanden sich Gewichte aus gebrannter Erde in Form abgestumpfter Pyramiden.
„ 7. Nach einem Gefässstück von Březno, von freier Hand geformt.
„ 8. Aschenkrug von Kostomlat mit den darin (1872) gefundenen eisernen Gegenständen (a — g), aus freier Hand geformt, 25 cm hoch, an der Mündung 26, am Boden 10 cm im Durchmesser, darin eine Silbermünze Nerva's. (Vgl. S. 45.)
„ 9. Von freier Hand geformte Gefässe ohne Graphitanstrich, gefunden mit Skeletten auf dem Ufer des ehemaligen Moores Blata bei Polepy vom Ingenieur Pudil, a nach der Schätzung 4 Zoll weit, b = 5,5 Zoll, c = 5 Zoll, d = 4³/₄ Zoll, e = 6³/₄ Zoll im grössten Durchmesser. (Vgl. S. 43.)
„ 10. Von freier Hand geformte Gefässe ohne Graphitanstrich, gefunden in einem grossen, 2° langen und 1½—2° breiten Grabe mit zahlreichen Skeletten (mit den Köpfen gegen Norden gelagert), einem Bronzemesser (e), einer Bronzenadel (f) und einem Stück Flintstein in Studic.

Ferner übersendet Hr. Schneider die schon in seinem Briefe erwähnte Abhandlung

über vorhistorische Töpferei in Böhmen.

Während meiner Studienjahre zu Prag sammelte ich eine ziemlich bedeutende Menge von Alterthümern aus Prags Umgebung. Es waren diess vornehmlich Bruchstücke von irdenen Gefässen, so dass ich schliesslich von manchem Fundorte, z. B. dem Burgwalle Budeč, mehr als fünfzig, freilich zum Theil nur kleine, doch stets in Form oder Verzierungen markante Stücke besass.

Da ich beim Ordnen der Scherben nur über einen kleinen Raum verfügen konnte, bemerkte ich bald, dass die Gefässe aus manchen Fundorten einander sehr ähnlich waren, dass hingegen Formen und Verzierungen, welche an einem Orte ausschliesslich vorkamen, an anderen gänzlich fehlten. Die Fundorte irdener Gefässe in der Umgebung Prags bildeten augenscheinlich zwei Gruppen mit sehr deutlich ausgeprägten Analogien und Unterschieden. Es waren diess einerseits: die Burgwälle Budeč und Vyšehrad, dann die Ziegelhütte an der S. Johanniskirche im Sarkathale (im ehemaligen Dorfe Nebušice), — anderseits: die Ziegelhütten bei Přemyšlení, Vokovice, Dablice und Brandeis, ein Feld zwischen Horoměřice und Lichoceves, und ein Garten im Dorfe Reporyje.

Ich machte damals die archäologische Section der böhmischen Museumsgesellschaft auf diese Umstände aufmerksam, dieselbe erklärte jedoch meine Beobachtung für irrig, und als ich hierauf der Gesellschaft meine ganze Sammlung von Scherben übergab, liess man dieselben unbeachtet.

Ich fuhr nichtsdestoweniger, auch nachdem ich Prag verlassen hatte, fort zu sammeln, und da mich mein Beruf nach verschiedenen Theilen Böhmens brachte, erwarb ich abermals Scherben aus vielen Fundorten, namentlich aus den Burg-

wällen Libice, Licko, Kouřim, Levy Hradec, aus den namenlosen Burgwällen bei Cešov, im Sarkathale, und auf dem Berge Chlum, vom Hrádek bei Sudomeř, aus den Feldfluren von Nymburg, Dobřichov, Planany, Veliš, Kostomlaty, Přemyšlení, Horky, Bydžov, Březno, Mradice, Straky, Lipník, Ostrá, Tveršice etc., und überall fand ich dieselben Analogien und dieselben Unterschiede, wie bei den Gefässen aus der nächsten Umgebung Prags.

Der wichtigste Unterschied, welcher beide Gruppen von Gefässen kennzeichnet, ist der, dass die Gefässe von Budeč, Libice, Licko, Vyšehrad etc. sämmtlich auf der Töpferscheibe gedreht, die Gefässe von Přemyšlení, Nymburg, Březno, Mradice, Horky, Lichoceves etc. hingegen insgesammt — die kleinsten und feinsten, wie die grössten und rohesten nicht ausgenommen — von freier Hand geformt worden sind[1]).

Auf diesem prinzipiellen Unterschiede basirt noch eine ganze Reihe von Unterschieden, durch welche eben die beiden Gruppen von Gefässen so scharf von einander getrennt werden.

Von freier Hand geformte Gefässe.

Das Formen eines Gefässes von freier Hand ist eine sehr schwierige Arbeit, lässt aber eine ausserordentliche Mannichfaltigkeit in der Gefässform zu, namentlich gestattet das Modelliren, und nur dieses, die Gefässe mit einer beliebigen Menge von Henkeln, Henkelchen, Buckeln und anderen Reliefverzierungen zu versehen, welche mit der Masse des Gefässes unmittelbar, ohne angeklebt zu sein (nämlich die Henkelchen und Buckel — grössere Henkel wenigstens auf einer Seite) zusammenhängen können.

Diesen Vortheil benützten die alten Töpfer in vollem Maasse; weil aber schon die Anfertigung der Gefässe so beschwerlich war und jedes Stück an sich ein Kunstwerk bildete, haben sie das weitere Verzieren der Gefässe vernachlässigt, so zwar, dass die Mehrheit der Gefässe, welche von freier Hand verfertigt sind, keine Verzierungen aufweisen können.

Kommen auf derlei Gefässen doch Verzierungen vor, so dienen sie meist dazu, die nach allen Richtungen verlaufenden Streifen, welche, von den Fingern des Töpfers herrührend, das fertige Gefäss verunstalteten, zu verdecken. Zum Verdecken dieser regellosen Streifen dienten vor Allem regelmässige Streifen, welche ebenfalls durch nebeneinander gelegte Finger gebildet wurden und am Halse des Gefässes gewöhnlich parallel zur Mündung, auf der Ausbauchung aber stets senkrecht vom Halse zum Boden gezogen sind (Přemyšlení, Horky, Planany etc.)

Ferner Furchen, welche mittelst eines spitzigen Instrumentes ebenfalls in senkrechter Richtung (vom Halse zum Boden) in die weiche Wand des Gefässes dicht nebeneinander eingeritzt wurden (Dobrichov, Vokovice, Strupcice, Horky, Přemyšlení), weiter in verschiedenen Richtungen verlaufende Linien (oft sich schneidend) und dicht neben einander gemachte Grübchen, deren Gesammtheit einigermassen Flechtwerk nachzuahmen scheint (Burgwall im Sarkathale und Bydžov).

---

1) Diese prinzipiellen Unterschiede wurden bisher zu wenig beachtet und die alten Gefässe werden sehr willkürlich als „mittelst Töpferscheibe“ oder als „von freier Hand“ gefertigte bezeichnet. Es ist diess eine Folge davon, dass man dem Technischen der vorhistorischen Töpferei zu wenig Aufmerksamkeit schenkt und zwar in einem solchen Grade, dass man noch heute in Fachschriften Berichte von der Auffindung ungebrannter (!), mittelst Sonnenwärme getrockneter (!!) Gefässe antreffen kann, obwohl so etwas aus physikalischen Gründen ganz unmöglich ist.

Hierher könnte man auch das Glätten der Gefässe rechnen, welches entweder auf der Aussenseite oder auf der Innenseite oder auf beiden Seiten statthatte und einen hohen Grad von Ausbildung erreichte.

Als wirkliche Verzierungen kommen vor einzelne Grübchen, dann Reihen und Doppelreihen von solchen mit Fingerspitzen und Fingernägeln gemacht (Nymburg, Tveršice, Sarka, Chlum bei Bilina) — höher steht das Verzieren mittelst kurzer, senkrechter oder schiefgestellter Striche, Bänder von horizontalen Linien und eingepresster, einzelner oder ganze Zeichnungen bildender, kleiner Ornamente, welches man jedoch blos auf den feinsten Gefässen findet (Nymburk, Přemyšlení, Kostomlaty, Lyskovice, Libošin, Libčeves, Hrobčice). Der Rand der Gefässe ist manchmal mit Kerben oder kurzen Ritzen, wie sie auch auf den Bronzegegenständen so häufig vorkommen, verziert (Mradice, Sarka).

In den Verzierungen der Gefässe herrscht die vertikale Richtung vor, eine Erscheinung, die in der Fabrikationsmethode der Gefässe selbst ihren Ursprung hat. Ein von freier Hand angefertigtes Gefäss ist nicht drehbar, der Töpfer muss also um dasselbe herumgehen, was zur Folge hat, dass das Verzieren nach vertikalen Partien sich als das am meisten ökonomische herausstellt.

Die Masse dieser Gefässe enthält viel groben Sand, Steinchen, ja selbst Steinsplitter von mehr als Centimeterlänge, welche dem Lehm absichtlich zugesetzt wurden, um den Gefässen beim Formen und Trocknen mehr Haltbarkeit zu geben. Viele Gefässe, namentlich die feineren, sind im Bruche schwarz oder braun gefärbt. Ingenieur Pudil machte darauf aufmerksam (Pamatky 1876), dass diese dunkle Färbung von Kohlenstoff, der im Thone vertheilt ist, herrühre, und sprach die Vermuthung aus, die alten Töpfer hätten die Plasticität des Lehmes vermehrt durch Zusatz von organischen, klebrigen Stoffen (vielleicht Honig), aus denen beim Brennen der Gefässe der Kohlenstoff ausgeschieden wurde.

Solche Gefässe mit dunklem Bruche sind häufig mit einem eigenthümlichen Graphitanstriche versehen und erhalten durch ihn das Aussehen von Metallgefässen. Glüht man ein Bruchstück eines solchen Gefässes im offenen Tiegel, so verwandelt sich das Schwarz (doch nur bis zu einer gewissen Tiefe) in ein lebhaftes Roth, — der Graphitanstrich bleibt, wenn die Gluth nicht zu heftig war, unverändert. Eine solche rothe Schichte findet man vorneweg auf manchen Gefässen mit schwarzem Bruch (häufig unmittelbar unter dem Graphitanstrich), auf anderen wieder nicht, was darin seinen Grund hat, dass zu den ersteren atmosphärische Luft Zutritt hatte, als sie glühend waren.

Eine eigene Gruppe unter den von freier Hand geformten Gefässen bilden kleine Ballons, welche auf der ganzen Oberfläche siebartig durchbohrt sind (Veliš, Dobřichov, Přemyšlení). — Ob die sogenannten Gesichtsurnen der Oder- und Weichselgegenden auch zu den von freier Hand geformten Gefässen gehören, kann ich nicht sagen, da in Böhmen etwas Derartiges noch nicht gefunden wurde.

Auf der Töpferscheibe gedrehte Gefässe.

Mit der Einführung der Scheibe in die Töpferwerkstätten wurde das Anfertigen der Gefässe bedeutend leichter gemacht, dagegen wurde die Form derselben in viel grösserem Maasse schablonenhaft. Namentlich fielen alle Henkel, Henkelchen und Buckel weg, denn auf der Töpferscheibe lässt sich ein anderes Gefäss, als ein ungehenkeltes nicht herstellen. Die Henkel wurden bei solchen Gefässen durch kleine Löcher ersetzt, welche nahe am Rande gebohrt wurdan, und durch welche man eine Schnur etc. ziehen konnte (Bruchstück von Kouřim); auf

der Töpferscheibe gefertigte Gefässe mit angeklebten Henkeln kommen erst im Mittelalter vor (Bruchstück aus der Burg Dražice).

Die Leichtigkeit der Erzeugung und die damit verbundene Einförmigkeit der Gefässe hatte zur Folge, dass die Töpfer auf das graphische Verzieren viel grössere Sorgfalt wendeten als früher, und wirklich ist von den auf der Töpferscheibe erzeugten Gefässen nur selten eines ohne alle Verzierungen.

Diese Verzierungen haben nicht mehr die vertikale Richtung, wie bei den von freier Hand geformten Gefässen, sondern eine ausschliesslich horizontale Anordnung, indem sie entweder einfache (gerade, wellenförmige oder zickzackförmige) Furchen oder aus mehreren solchen Furchen bestehende Bänder, oder Bänder, die aus Punktreihen zusammengesetzt sind, oder endlich Reihen von Kerben darstellen, welche nahe am Halse oder rings um die Ausbauchung, stets jedoch parallel zur Mündung laufen. Die horizontale Anordnung dieser Verzierungen ergiebt sich gleichfalls aus der Erzeugung der Gefässe auf der Scheibe selbst; denn ein solches Gefäss lässt sich am raschesten in der Art verzieren, dass man gegen die weiche Wand des sich drehenden Gefässes einen harten, ein- oder mehrzinkigen Gegenstand drückt. Hält man diesen Gegenstand während des Umdrehens des Gefässes stets in gleicher Höhe, so entsteht eine gerade Furche oder ein gerades Band; bewegt man ihn nach oben und unten, so wird die Furche oder das Band wellen- bis zickzackförmig; wird der mehrzinkige Gegenstand abwechselnd angedrückt und zurückgezogen, so bildet sich ein Band von Punktreihen.

Die mittelst der Töpferscheibe verfertigten Gefässe sind niemals geglättet, darum kann man an ihnen sehr gut die regelmässige, parallele Richtung der Streifen, welche die Finger des Töpfers an den Wänden des Gefässes zurücklassen, beobachten, besonders aber die concentrischen Kreise auf der inneren Seite des Gefässbodens.

Auf der äusseren, unteren Seite der Gefässböden findet man öfters eigenthümliche Zeichen. Diese Zeichen wurden nicht erst auf die fertigen Gefässe aufgedrückt (in diesem Falle wäre der Boden etwas eingedrückt), sondern ihre Matrizen waren in die hölzerne Töpferscheibe eingeschnitten und drückten sich schon beim Auflegen des Lehmklumpens auf dieselbe ab. Deswegen ist der Abdruck dieser Zeichen stets erhaben und darum fand man sie bisher nur auf Gefässen, welche mittelst der Töpferscheibe angefertigt wurden.

Manche Forscher suchen in diesen Zeichen eine tiefe Symbolik, — meiner Ansicht nach hatten sie einen rein technischen Zweck, nämlich den, zu bewerkstelligen, dass das Gefäss beim Formen fest an der Scheibe hafte und sich nicht nach einer oder der anderen Seite verschiebe. Zum Bewahren vor solchem Ausgleiten des Gefässes eignen sich am meisten zwei quer übereinander gezogene Furchen (Kreuz) oder die kreisförmige und quadratische Furche. Die Abdrücke dieser Furchen blieben auf der unteren Seite des Gefässbodens sichtbar, weil die alten Töpfer ihre Gefässe (die Dicke der Böden nicht achtend) von der Scheibe nicht abschnitten, wie es heutzutage geschieht, sondern dieselben abhoben.

Absichtlichen Zusatz von Steinchen zum Lehm kann man bei den mittelst der Töpferscheibe angefertigten Gefässen nicht bemerken — dunkle Farbe im Bruche, von Kohlenstoff herrührend, kommt bei ihnen auch vor, aber niemals der eigenthümliche Graphitanstrich der früher besprochenen Gefässe. Dagegen pflegt dem Lehm eine bedeutende Menge von gestossenem Graphit beigemengt zu sein (Levy Hradec, Lipník, Kostomlaty, Budeč). Von den zahlreichen Glimmerblättchen, welche die Masse mancher Gefässe, die in Folge dessen glänzend gesprenkelt erscheinen, enthält, wage ich nicht zu entscheiden, ob sie absichtlich

zugesetzt wurden, oder ob sie natürliche Beimengung eines durch Verwitterung glimmerreicher Gebirgsarten (Gneis und Glimmerschiefer) entstandenen Lehms sind. Solche Glimmerblättchen kommen auch in der Masse der aus freier Hand gefertigten Gefässe vor. Spärliche Graphitkörner fand ich bisher bloss in der Masse eines derartigen Gefässes (aus Březno).

Vorkommen der Gefässe.

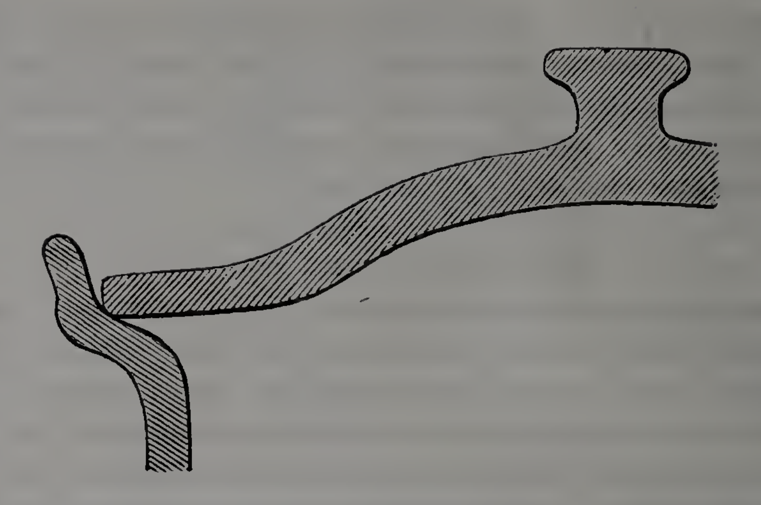
Die von freier Hand geformten Gefässe kommen sowohl in Aschengräbern als auch bei Skeletten vor, zu deren Häuptern sie dann stehen. Im letzteren Falle sind es Schüsseln und Krüge, welche Speisen und Getränke enthalten hatten, anderenfalls enthält das Grab eine Aschenurne von manchmal riesigen Dimensionen und daneben zwei, vier oder mehrere, kleinere (oft sehr kleine), zum häuslichen Gebrauche bestimmte Gefässe. Häufig pflegen mehrere Gefässe in einander gelegt zu sein oder ein grösseres Gefäss ist mit einer umgestülpten Schüssel bedeckt, die häufigste Bedeckung ist jedoch ein flacher Stein. Solche Gefässe und ihre Scherben sind gewöhnlich mit einer starken Kruste von kohlensaurem Kalk, welche bloss durch verdünnte Salzsäure entfernt werden kann, überzogen, eine Erscheinung, die bei den auf der Töpferscheibe gedrehten Gefässen in ungleich geringerem Grade vorkommt und beweist, dass die ersteren Gefässe um vieles älter sein müssen.

Skelette und Gräber, welche bloss Asche oder auch einzelne unverbrannte Körpertheile enthalten, kommen gewöhnlich an demselben Orte vor, und alle bisher gemessenen, unter solchen Umständen gefundenen Schädel (von Strupčice (trepanirte Schädel), von Kobylisy, aus Žižkov, Kojetice, Petrsburg, Zalan, Saaz) gehören der dolichocephalen Rasse an. Die bei solchen Skeletten gefundenen Gefässe sind auffallend ähnlich denjenigen, welche aus den Dolmen Algiers und Frankreichs gewonnen wurden (besonders die punktirten Gefässe von Polepy und Kralup), und die sonstigen Beigaben bestehen in manchem Falle aus Waffen und Geräthen von Stein und Knochen, in anderen Fällen aus Bronzewaffen, manchmal auch aus Waffen von Eisen neben Bronzeschmuck, Bernstein, Email, Golddraht und Gold- und Silbermünzen, welche den in Frankreich gefundenen keltischen Münzen sehr ähnlich sind.

Bekanntlich war das Bestatten von unverbrannten Leichen, denen Speisen und Getränke in das Grab mitgegeben wurden, im Gebrauch bei der dolichocephalen Rasse, deren Sitze sich im südlichen und mittleren Europa vom Atlantischen Ocean bis in die transkarpathischen Gegenden erstreckten. Augenscheinlich kam bei dieser Rasse das Verbrennen der Leichen erst auf unter dem Einflusse der arischen Eindringlinge, als diese die einheimische Bevölkerung sich unterworfen hatten, wobei der Gebrauch, Speisen und Getränke in das Grab mitzugeben, sich erhielt, obwohl derselbe mit der Leichenverbrennung durchaus nicht in Einklang zu bringen ist.

Die Gräber, welche auf der Töpferscheibe verfertigte Gefässe enthalten, sind in der Regel mit Asche gefüllte Gruben, und man findet in ihnen nur Aschenurnen mit den üblichen Beigaben, dagegen von Gefässen, welchen nach man auf Beisetzung von Speisen und Getränken in das Grab schliessen könnte, auch nicht eine Spur. Die Urnen haben nicht bedeutende Dimensionen und sind gewöhnlich mit einem, in die Mündung des Gefässes eingepassten Deckel versehen (vgl. den Holzschnitt S. 44); an der Stelle, wo Deckel und Gefäss an einander liegen, kommt fast stets eine Russschicht vor. Alles diess deutet auf blosse, ursprüngliche Leichenverbrennung, wie solche bei den arischen Völkern gebräuchlich war.

Wohl fand man Skelette auch unter anderen Umständen, als sie früher angeführt wurden, z. B. im Walde Berna bei Kopidlno, doch diese gehören, ihren Beigaben nach zu schliessen, den bereits christianisirten Böhmen an, welche noch im



11. Jahrhundert allem Eifern der Priester zum Trotz ihre Todten in Wäldern und auf Feldern, wenn auch unverbrannt, bestatteten; wie das Versprechen der böhmischen Krieger am Grabe S. Adalberts zu Gnesen (1039) und die Maassregeln Herzog Břetislav II. (1092—1100) beweisen.

Schlüsse.

Zieht man den Umstand in Betracht, dass die mittelst der Töpferscheibe gedrehten Gefässe nicht bloss in Burgwällen, deren slavischer Ursprung unzweifelhaft ist (Budeč, Libice, Vyšehrad, Licko, Kouřim etc.) vorkommen, sondern, dass sich an dieselben sowohl der Form als auch den Verzierungen nach Gefässe, welche in den Ruinen mittelalterlicher Burgen (Dražice, Veliš, Brada) gefunden werden, unmmittelbar anschliessen, sowie auch, dass die Art ihres Vorkommens in Gräbern am besten mit Nestor's Bericht über das Begraben bei den russischen Slaven übereinstimmt[1]) — so muss man zugeben, dass die böhmischen Slaven schon in vorhistorischer Zeit die Töpferscheibe kannten und gebrauchten.

Es bleibt noch die Frage zu beantworten, ob man den böhmischen Slaven nur die mittelst der Töpferscheibe gedrehten Gefässe und ob man ihnen alle derartigen in Böhmen gefundenen Gefässe vindiciren solle, d. h. ob die böhmischen Slaven die Töpferscheibe schon bei ihrer Ansiedelung in Böhmen kannten und ob dieselbe auch den früheren Bewohnern von Böhmen bekannt war oder nicht.

Die mittelst der Töpferscheibe gedrehten Gefässe, welche in den Burgwällen und Grabstätten Böhmens vorkommen, stimmen in Form, Verzierungen und dem ganzen Habitus so auffallend mit jenen überein, welche man in den ehemaligen Wohnsitzen der Elbeslaven, in den Weichselländern, in Russland und Litthauen findet, dass man gezwungen ist zu glauben, die Töpferscheibe sei den slavischen Stämmen bereits bekannt gewesen, als sie noch in den transkarpathischen Ebenen beisammen wohnten und dass jene Slaven, welche die nach dem Hunnenzuge verödeten Elbe- und Moldaugegenden kolonisirten, diese Kenntniss schon mit sich brachten. Weil es aber keinem Töpfer, der die Scheibe kennt, einfallen wird, ein Gefäss von freier Hand zu formen, — die Erzeugung von Geschirren des dazu nöthigen Ofens wegen aber nicht Hausindustrie sein konnte, — so müssen wir als gewiss ansehen, dass die böhmischen Slaven ihre Gefässe nur mittelst der Töpferscheibe verfertigten, und in Folge dessen sämmtliche in Böhmen gefundenen, von freier

1) Nestor schreibt von den Radiwiči, Vjatiči und Severjany: Wenn jemand starb, errichteten sie einen grossen Scheiterhaufen, legten den todten Körper auf denselben und verbrannten ihn; dann sammelten sie die Gebeine und legten sie in ein kleines Gefäss, welches sie am Wege aufstellten, was die Vjatiči noch heute (11. Jahrh.) thun.

Hand geformten Gefässe den vorslavischen Einwohnern, mögen dieselben welchen Stammes immer gewesen sein, zusprechen.

Zur Beantwortung der zweiten Frage, ob den böhmischen Slaven alle auf der Töpferscheibe gedrehten Gefässe gehören, oder ob ein Theil von ihren Vorgängern herrührt, kann Folgendes dienlich sein.

Als im Herbste 1872 für die Zuckerfabrik zu Kostomlaty bei Lysa a. d. Elbe, meinem damaligen Wohnorte, Rübenmiethen gegraben wurden, fand man viele Scherben von Gefässen, die sämmtlich von freier Hand geformt waren, ausserdem aber ein ganzes Gefäss, ebenfalls von freier Hand geformt, mit zwei Henckeln versehen und mit punktirten Streifen verziert, worin ausser Stückchen von verbrannten Knochen und Gegenständen von Eisen (einer Lanzenspitze, zwei Messern, Theilen eines Gurtes und einer Fibula) eine Silbermünze mit der Inschrift

> Imp. Nerva Caes. Aug. P. M. Tr. P. Cos. III. P. P. um den Kopf des Kaisers auf der Aversseite,
>
> Justitia Augusti um eine sitzende Frauengestalt auf der Reversseite

gefunden wurde.

Im folgenden Jahre (1873) wurde auf dem anstossenden Theile desselben Ackers der Stationsplatz der Nordwestbahn gebaut und dabei fand man zahlreiche Gräber, welche ausser Scherben von Gefässen, die sämmtlich von freier Hand geformt waren [1]), zwei Armbänder aus Bronze, drei Fibeln aus demselben Metall und eine Bronzemünze aus den Zeiten Kaiser August's mit den Inschriften

> Caesar Pont. Max. um den Kopf auf der Aversseite und Rom. et Aug. unter einer Ara, neben welcher zwei Victorien stehen, auf der Reversseite.

Diese Fibeln und die nur aus Kupfer und Zinn bestehenden Armbänder (die Bronze der Fibeln habe ich nicht untersucht) gleichen den aus Bronze und aus Eisen verfertigten Fibeln und Armbändern, welche in Böhmen an mehreren Orten: bei Bydžov, Okoř, Zabehlice, Brandeis, Kbely, Praskolesy, im Burgwall des Sarkathales, schliesslich aber in bedeutender Anzahl in der neuen Vorstadt Prags Zižkov gefunden wurden. In Zižkov stiess man beim Planiren des Comeniusplatzes auf 22 Skelette in Reihen und fand bei ihnen Schmucksachen von Bronze und Eisen mit Emailverzierungen, Waffen von Eisen, dann drei goldene und zwei silberne Münzen, sogenannten keltischen Gepräges. (Pamatky 1874.)

Die Kostomlater Funde, sowie die 1875 bei Fünfhunden an der Eger mit mehreren, von freier Hand geformten Gefässen gefundene Silbermünze Trajans, beweisen, dass die Bewohner Böhmens noch im zweiten Jahrhundert n. Ch. Gefässe von freier Hand formten. Erwägt man weiter, dass eine hervorragende Eigenthümlichkeit der von freier Hand geformten Gefässe, welche wir den vorslavischen Bewohnern Böhmens vindiciren mussten, ihre häufig bewunderungswerthe Glättung ist; dass unter den in Böhmen gefundenen, auf der Töpferscheibe gedrehten Gefässen (so weit sie mir bekannt sind) kein einziges geglättetes vorkommt; dass es aber ganz undenkbar ist, dass ein Volk, welches in der Töpferkunst es so weit gebracht hat, bei dem Vertrautwerden mit der Töpferscheibe eine so glänzende Seite der Töpfertechnik, wie jenes Glätten und der Graphitanstrich sind, ohne Weiteres über Bord geworfen hätte, — so gelangt man zu dem Resultat, dass die vorslavischen Bewohner Böhmens die Töpferscheibe niemals angewendet haben und dass alle

1) Die auf der Töpferscheibe gedrehten Gefässscherben von Kostomlat rühren aus einem ganz anderen Grabfelde her.

auf der Scheibe gedrehten, in Böhmen gefundenen Gefässe slavischen Ursprungs sind. —

Hr. Virchow macht hierzu die folgenden Bemerkungen:

Es freut mich, dass mein letzter Vortrag über die Posener Burgwälle und die in denselben vorkommenden Gefässscherben (Sitzung vom 16. Juni 1877) Hrn. Schneider Veranlassung gegeben hat, seine Notizen zusammenzustellen und einen Theil der Sammlungen, die er veranstaltet hat, mir zuzusenden. Seine Abhandlung ist von besonderem Werthe gerade für mich, insofern, als Hr. Schneider ganz unabhängig von dem, was ich in der Gesellschaft immer vertreten habe, zu demselbigen Resultate gekommen ist. Auch er ist der Meinung, dass diejenige Art von Gefässen, deren Typus ich seiner Zeit nach der uns damals vorliegenden Erfahrung als „lausitzer" bezeichnete und die sich in ganz ähnlichen Formen vielfach in Böhmen vorfinden, wesentlich einer vorslavischen Periode angehört und nach einzelnen Specialfunden wahrscheinlich den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung zugeschrieben werden müsse. Er ist ferner ebenfalls zu dem Ergebniss gekommen, dass die henkellosen und mit einer Reihe von charakteristischen Ornamenten, namentlich dem Wellenornament, verzierten Geräthe, die auf der Töpferscheibe gearbeitet seien, der slavischen Zeit angehören und sich bis in die historische Periode hinein fortsetzen. Er hat eine Menge von Detailangaben über einzelne Fundorte gemacht, namentlich auch über solche, welche aus halbhistorischen Ruinen herstammen.

Ich darf bei dieser Gelegenheit wohl daran erinnern, dass ich schon in meinem ersten Vortrage über die Pfahlbauten im nordöstlichen Deutschland (Sitzung vom 11. December 1869. Zeitschr. f. Ethnol. Bd. I. S. 411) die Differenz der beiden Typen des Topfgeräthes, welche ich unter den Namen des lausitzer und des Burgwalltypus unterschieden habe, hervorhob, und letzteren als slavisch nachwies, und dass ich später, in der Sitzung vom 13. Juli 1872 (Verh. S. 235. Zeitschrift f. Ethnol. Bd. IV.), unter specieller Darlegung der Verhältnisse in der Lausitz, die Urnenfelder als älter und germanisch, die Burgwälle (ihrer Mehrzahl nach) als jünger und slavisch darthat. Ganz besonders bin ich, unter Darlegung meiner Beweismomente, auf diese Unterschiede in einem Vortrage über die archäologische Bestimmung einiger Epochen unserer Vorzeit in der Sitzung vom 16. Mai 1874 (Verh. S. 114. Zeitschr. f. Ethnol. Bd. VI.) zurückgekommen. Trotzdem sehe ich, dass immer noch manche Zweifel bei bewährten Alterthumsforschern über die Richtigkeit meiner Schlüsse bestehen, und ich weiss daher solche ganz unbefangenen Zeugnisse, wie die des Hrn. Schneider, ganz zu würdigen, und bin ihm für seine Hülfe sehr dankbar.

Seine Ausführungen gehen mir nach manchen Richtungen allerdings etwas zu weit und ich möchte sie nicht in allen Einzelheiten vertreten. Diess gilt namentlich von der Herstellung der Töpfe. Er ist der Meinung, dass die Töpfe der vorslavischen Periode ohne Töpferscheibe gearbeitet seien, aus freier Hand, und er stützt sich dabei auf eine Reihe von Hinweisen, die namentlich die Technik der Henkel- und Buckelbildung betreffen. Meiner Erfahrung nach beruhen diese Hinweise auf Voraussetzungen, welche nicht ganz zutreffen. Es ist kein Zweifel, dass ein Theil der Henkel und Buckel und der sonstigen erhabenen Ornamente sofort mit geformt worden ist aus freier Hand; allein eben so unzweifelhaft ist es, dass ausgezeichnete Thongeräthe derselben Zeit gefunden werden, bei denen schon im Augenblick der Ausgrabung diese Ansätze abgelöst sind oder bei denen sie sich später beim Trocknen von selbst ablösen; hier sieht man ganz deutlich, dass der

Henkel oder der Buckel für sich hergestellt und erst nachträglich auf den fertigen Topf aufgesetzt worden ist. Besonders charakteristisch sind solche Henkel, welche vermittelst eines dünneren Stieles in ein Loch des Topfes eingefügt worden sind. Darüber kann also gar kein Zweifel bestehen, dass keineswegs immer das ganze Gefäss von vorne herein aus einer einzigen, zusammenhängenden Thonmasse geformt worden ist. Man kann ebenso auch nicht behaupten, dass alle diese Gefässe aus freier Hand gebildet worden sind; nicht wenige sind so vollkommen gerundet und mit so regelmässigen Linienornamenten versehen, dass sie ohne Drehscheibe schwerlich geformt worden sind. Freilich fehlen ihnen fast immer jene ganz feinen Kreislinien oder Schrammen, welche die vollendete Technik der Töpferscheibe anzeigen, aber diess ist auch bei vielen Gefässen der Burgwallperiode der Fall, welche unzweifelhaft slavisch sind. Einen so principalen Unterschied vermag ich daher nicht zu erkennen, wie ihn Hr. Schneider aufstellt, wenngleich ich mit ihm einverstanden bin, dass die Töpferscheibe in der slavischen, die freie Formung in der vorslavischen Zeit vorwiegt.

Es ist dieses meiner Meinung nach jedoch ein untergeordneter Punkt, der für die Entscheidung der Hauptfrage von der Zeit der Anfertigung keinen absoluten Werth hat. Für die Argumentation des Verfassers hat er in sofern allerdings einen wesentlichen Werth, als er nachzuweisen sucht, dass Jemand, der auf der Töpferscheibe arbeitet, gewisse Dinge überhaupt nicht mehr macht und nicht mehr zu machen versteht in der Weise, wie Jemand, der aus freier Hand formt, indem gewisse Formen mit ihren Modulationen sich leichter aus freier Hand machen lassen, als wenn man den Thon auf die Töpferscheibe setzt. Daraus deduzirt er, dass der Wegfall der Knöpfe, Buckel und Henkel die spätere Periode logisch charakterisiren müsse. Dieses Argument hat jedoch einerseits deshalb keinen Werth, weil, wie gesagt, auch in der älteren Zeit die complicirteren Gefässe nicht auf einmal geformt sind, andererseits deshalb, weil man in der That nicht begreift, warum man in späterer Zeit aus blos theoretischen Gründen nicht auch hätte Henkel ansetzen können an die schon geformten Töpfe, wie es später, in historischer Zeit, wieder geschehen ist. Wenn wir daher auch diese „prähistorische" Logik nicht in ihrer ganzen Ausdehnung anerkennen, so bleiben doch die Thatsachen, die Hr. Schneider beibringt, in Bezug auf die Klassification von erheblichem Werthe, und zwar um so mehr, als man in Böhmen gerade sehr störrisch in Bezug auf diese Frage ist.

Sie werden sich erinnern, dass ich selbst von einer Reise nach Prag Topfscherben aus dem Sarka-Thal mitgebracht habe, um nachzuweisen, dass sich dort dieselbe slavische Cultur vorfindet, wie bei uns (Sitzung vom 14. Mai 1875. Verh. S. 97. Zeitschr. f. Ethnol. Bd. VII.). Schon damals constatirte ich, dass dieselben Formen im böhmischen Nationalmuseum von Stelcoves, Lunkov und Königgrätz vertreten sind. Sie entsprechen durchweg unserem Burgwalltypus, der zufälliger Weise gerade heute durch mancherlei Gegenstände vertreten ist, die auf unserem Tische ausgelegt sind und zur Vergleichung einladen.

Ich habe aus dem grossen Schatz von Scherben, die Hr. Schneider geschickt hat, eine Anzahl ausgezeichneter Stücke mitgebracht, welche dasjenige, was die slavische Periode charakterisirt, sehr schön zeigen: das grösste darunter ist ein schön verziertes Stück, an dem einfache Horizontallinien, Wellenornamente und schiefe punktirte Linien in Reihen übereinander hervortreten, aus dem Burgwall von Libice; ihm steht zunächst ein ausgezeichnet glimmerreicher Topfscherben von Licko, der über und über glänzt und ausserdem ganz dicht mit Parallellinien überdeckt und am Halse mit wellenartig an einander gereihten Nageleindrücken besetzt

ist. Im Ganzen wiederholen sich die auch bei uns vorkommenden Muster, wenngleich mit einer gewissen Variation in Grösse und Gliederung, überall: die Burgwälle von Cešov, Kouřim, Chlum bei Jungbunzlau (Boleslave), in der Sarka, zeigen sämmtlich dieselben Formen und Zeichnungen. Ganz besonders charakteristisch sind die auch bei uns so häufigen Stempel der Topfböden von dem Burgwall von Sudomeř, in deren Deutung ich Hrn. Schneider jedoch nicht ganz beitreten kann. Wenn man die reiche Blumenlese dieser Stempel durchsieht, welche Wocel (Pravek zeme česke. V Praze, 1868. p. 461—65. Fig. 121—142) giebt, so wird man kaum umhin können, darin Töpferzeichen zu sehen.

Von den übrigen Sachen, die für uns zum Theil besondere Raritäten darstellen, lege ich einige gemalte Scherben aus den mittelalterlichen Burgruinen von Brada, Veliš und namentlich von Dražice vor. Die Malerei daran ist allerdings sehr einfach, aber doch sehr regelmässig ausgeführt; man hat besonders hellen Thon gewählt, auf welchen dann mit einer braunen Farbe gemalt worden ist. Der Thon selbst ist etwas körnig, sehr dicht, gebrannt und klingend; einzelne Stücke sind hellgelbroth, andere etwas dunklerroth, mehrere grauweiss, mit schwärzlich grauen Anflügen. Es sind sämmtlich Randstücke von mässig grossen Töpfen. Bei den meisten ist der Rand umgelegt, sehr kräftig ausgebildet, auf dem Durchschnitt geöhnlich rundlich, bei einzelnen eckig. Nur bei dem einen Stück von Veliš ist der Rand stehend, dafür aber mit mehreren vertieften Parallel-Linien verziert. Die Malerei sitzt entweder auf dem Rande selbst, oder unterhalb desselben am Halse. Es sind verschieden breite, jedoch überwiegend sehr breite, mit einem Pinsel aufgetragene Linien: zum Theil einfache horizontale Parallellinien, zum Theil Wellenlinien mit sehr lang ausgezogenen und flachen Curven, zum Theil guirlandenartige oder zickzackartige Linien, — durchweg Muster, welche einen angenehmen, frischen Eindruck hervorbringen. Ueberall sind die Linien der Töpferscheibe erkennbar.

Diese Scherben bilden eine schätzbare Erweiterung dessen, was wir bisher in Bezug auf das Vorkommen gemalter Töpfe wussten, und sie sind gewiss von Erheblichkeit, wenn es sich darum handelt, das Gebiet dieser Vorkommnisse festzustellen. In dieser Beziehung möchte ich kurz bemerken, dass, so viel ich sehe, diese Scherben ganz übereinstimmen mit ähnlichen Funden in Galizien, von denen Hr. Lepkowski vor zwei Jahren uns berichtete. Es handelt sich also wahrscheinlich um ein grösseres Culturgebiet, welches bis nach Galizien und wahrscheinlich noch weiter reichen dürfte. Ich möchte jedoch hervorheben, dass diese Formen durchaus verschieden sind von denjenigen, welche ich früher zum Gegenstand meiner Erörterungen gemacht habe (Sitzung vom 16. Mai 1874. Verh. S. 110. Zeitschrift f. Ethnol. Bd. VI.), wie sie in Gräbern von Posen und Niederschlesien innerhalb eines ziemlich begrenzten Kreises vorkommen, der etwa von der Warthe bis nach Niederschlesien auf das linke Oderufer reicht. Sowohl die Formen der Gefässe, als auch die Technik, namentlich die Bereitung des Thons, und vor Allem die Malerei selbst, sind vollständig verschieden. Die posener und niederschlesischen gemalten Thongefässe sind viel feiner und edler. Obwohl eine gewisse Analogie sich nicht bestreiten lässt, so wird man doch die Verschiedenheit der Culturkreise wohl ins Auge zu fassen haben und nicht etwa umgekehrt deduziren dürfen, dass derselbe Einfluss die beiden, örtlich ziemlich weit, zeitlich sehr weit auseinander liegenden Culturkreise beherrscht hat.

Für diese Auffassung ist es namentlich günstig, dass Hr. Schneider seiner Sendung einige nicht bemalte Scherben aus denselben Burgruinen beigefügt hat. Ein Theil derselben nähert sich uns bekannten späteren Formen sehr erheblich; es ist derselbe graue, klingende, an der Oberfläche matte und etwas körnige Thon,

den wir kennen, dieselben breit ausgelegten oder umgeklappten Ränder. Ganz besonders interessant war mir ein Scherben von der Burg Velis, der durch seine mattschwarze Farbe und die (in der Zahl von 5 dicht übereinander liegenden) parallelen Reihen von tiefen scharfwinkligen, viereckigen Eindrücken genau die Formen wiedergiebt, die ich kürzlich (Sitzung vom 16. Juni 1877. Verh. S. 246. Zeitschr. f. Ethnol. Bd. IX.) von altpolnischen Burgen besprochen habe. —

Hr. Voss fügt bezüglich der vorgezeigten bemalten Scherben noch hinzu, dass dieselben einige Verwandtschaft mit jenen auf dem sogenannten Hradischtje bei Stradonitz, nahe bei Nischburg in der Gegend von Beraun, gefundenen zu haben schienen. Es seien hier Alterthümer aller Art, Steinwerkzeuge, Bronzen, Eisengegenstände, Horn- und Knochengeräthe, auch sogenannte keltische Regenbogenschüsseln gefunden worden. Ein kurzer Bericht hierüber werde im Correspondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft demnächst erscheinen.

Hr. Bastian hat zufällig gerade eine Mittheilung über bemalte Thonscherben aus Galizien und Aquarellen derselben von Hrn. Lepkowski in Krakau erhalten, welche er vorlegt.

Hr. Virchow erinnert daran, dass schon in der Sitzung vom 15. Januar 1876 (Verh. S. 15. Taf. V. Fig. 3—4. Zeitschr. f. Ethnol. Bd. VIII.) solche galizischen Thonscherben aus Gräbern des Hussiatiner Kreises besprochen worden sind. Schon damals habe er auf ihre Verschiedenheit von den niederschlesischen und posener bemalten Gefässen aufmerksam gemacht; jetzt könne er constatiren, dass sie in hohem Maasse mit den Scherben aus böhmischen Ruinen übereinstimmen, also möglicherweise sehr jung seien.

(6) Hr. W. Schwartz übersendet d. d. Posen, 22. Januar

Beiträge zu einem Jahresberichte über die Funde in Posen im Jahre 1877.

(Zugleich als Fortsetzung der „Materialien zu einer prähistorischen Karte der Provinz Posen.)

I. Selbständige Ausgrabungen des Berichterstatters.

(Hierzu Taf. VII.)

1) Zdziechowo, Kreis Gnesen, Besitzer Hr. Wendorff, ca. 1 Meile nördlich von Gnesen (den 19. Mai 1877). Die Gräberstätte, welche mit ihren grossen Steinsetzungen äusserlich die Form eines sogenannten grossen Hünengrabes bietet, liegt neben der Landstrasse zwischen Zdziechowo und Mączniki. Die Stelle selbst liegt etwas höher als die benachbarten Felder, die in früheren Zeiten Seen gewesen zu sein scheinen und noch jetzt im Frühjahr öfters zum Theil unter Wasser stehen. Sie erstreckt sich von Westen nach Osten in einer Ausdehnung von 21 M. Länge, und ist ungefähr ein Drittel so breit, zumal sie früher sich nördlich auch noch über die dort entlang gehende Grenze erstreckt zu haben scheint, und wird von grossen Steinen, die zur Hälfte in der Erde sich befinden, eingehegt. Die Ausgrabung wurde von der Westseite in Angriff genommen. Da hier aber keine Spuren von Scherben u. dergl. sich zeigten, und innerhalb des die ganze Anlage einschliessenden Steinringes auf der Südseite noch 3 Steine wie eine Art Eingangsthor zu der Kuppe des Ganzen hervorragten, wurde hier ebenfalls vorgegangen. Und in der That stiess man nach Entfernung der betreffenden Blöcke auf eine senkrecht stehende Steinplatte, welche, wie sich schliesslich herausstellte, eine grosse Grabkammer abschloss. Die letztere war 1,35 m lang,

0,62 m breit und 0,72 m hoch, und mit einer colossalen Deckplatte von 1,75 m Länge und 0,90 m Breite zugedeckt. Nachdem die Erde entfernt war, so dass man einen Ueberblick über die ganze Lage der Grabkammer bekommen konnte (Tafel VII., Fig. 1) [1]), wurde der colossale Deckstein mit Hebeln unter grossen Anstrengungen glücklich beseitigt, und dann an die Entleerung der Grabkammer von der Südseite aus gegangen. Es fanden sich in derselben 5 grössere Urnen (im Besitz des Hrn. Wendorff verblieben), darunter eine sehr schöne schwarze Urne, welche 0,25 m hoch und breit ist und 4 kleine, einander gegenüberstehende, quadratische knopfartige Erhöhungen statt der Henkel hat. Die Urnen waren mit Schalen zugedeckt, von denen eine grössere die Form unserer jetzigen Milchsatten hat und auffallender Weise mit einem grossen Henkel ausgestattet ist (gleichfalls in Zdziechowo geblieben). Von Schmucksachen wurde weiter nichts gefunden, nur in einem kleinen Töpfchen war fest verbacken mit der Masse der Ueberrest eines kleinen eisernen Kettengehänges, nämlich 2 Schaken von je 3 Ringen, wohl zu einem alten Wehr- oder Gurtgehänge gehörig. An die Hauptkammer schienen sich links und rechts noch kleinere zu schliessen, von denen aber die eine ganz leer war, in der anderen nur eine kleinere Urne und Scherben von einem gereiften Gefäss sich befanden, welches letztere auch durch die Masse an den Burgwalltypus erinnerte.

Anwesend waren bei der Ausgrabung, ausser dem Besitzer und dem unterzeichneten Berichterstatter, Oberlehrer Dr. Wituski, Gymnasiallehrer Krämer und Dekan v. Dydynski aus Klecko. Uebrigens liegt gleichfalls in der Nähe eines See's noch eine zweite Grabstätte derselben Art. (Vergl. im Uebrigen Posener Zeitung vom 7. Juni 1877, Ostdeutsche Zeitung vom 23. Mai 1877.)

2) Nadziejewo, Kreis Schroda, beim Hrn. v. Jackowski (den 26. Mai). Auf der Gräberstätte, welche schon so reichliche Ausbeute für das Posener Museum geliefert hatte, ward eine neue Ausgrabung vorgenommen. Dieselbe ergab die weite Ausdehnung des betreffenden Gräberfeldes. An 6—8 Stellen war das Steinpflaster behufs weiterer Untersuchung blos gelegt. An 3 Stellen fanden sich auch Urnen und kleinere Gefässe in gewohnter Weise; in einer grossen ziemlich allein stehenden Urne eine bronzene Nadel. Die Zahl der Gefässe erreichte an einer Stelle die Zahl von 13, worunter besonders schwarze Schöpfschalen mit Henkeln charakteristisch waren. Anwesend waren, ausser dem Besitzer und dem Berichterstatter, Se. Excellenz der General v. Kirchbach, Ober-Regierungsrath v. Massenbach, die Gymnasiallehrer Krämer und Pfuhl.

3) Grabowiec bei Samter, Besitzer Hr. Salinger. Ueber die Mittwoch, den 20. Juni 1877, daselbst vorgenommene Ausgrabung berichteten die Posener und Ostdeutsche Zeitung folgendermassen:

„Die Ausgrabung, welche Director Dr. Schwartz mit der Ober-Prima in diesem Jahre unternommen, galt einem kleinen Gräberfeld bei Grabowiec, wo man beim Ausschachten eines neuen Baugrundes an dem Abhange nach dem Mühlwasser (der Sawica) auf Gräber gestossen war und viele Urnen gefunden hatte. Schon vorher hatte man unter Anderem die Reste eines eisernen Halsringes und einen ähnlichen von dünnem Bronzeblech (mit hübschen Verzierungen, Taf. VII. Fig. 9) gefunden; der letztere hatte bei einer kleinen, mit Graphit überzogenen, 0,13 m hohen, schwarzen Urne in canopeischer Form gelegen, welche in Mitten anderer gewöhnlicher Urnen auf einer Thonscheibe stand, die durch eine Menge von kleinen runden Vertiefungen charakteristisch war. Eigenthümlich war überhaupt, dass neben den fein-

[1]) Aehnlich war die eine Grabkammer dicht bei Posen (vergl. Zeitschr. f. Ethnol VIII. 269 unter 1), nur fehlte daselbst der Deckstein.

sten Gefässen, namentlich Schalen, sich rohe der dicksten Art fanden. Ferner ist zu bemerken, dass an den herumliegenden Scherben statt der Henkel sich öfter Knöpfe oder Bügel zeigten, und zwar meist je 4, so dass man sie wohl als blossen Zierrath anzusehen hat. Bei einer noch ziemlich ganz erhaltenen Urne waren sogar auf zwei gegenüber liegenden Seiten je zwei Bügel nebeneinander, auf den beiden anderen je einer, also im Ganzen sechs. In derselben waren die Knochen noch so auffallend massig, dass sie fast mehr zerhackt als verbrannt aussahen. Nachgrabungen an verschiedenen Stellen bestätigten die obigen Resultate, doch waren die Gefässe theils durch die darüber liegenden Steine erdrückt, theils standen sie nicht allzu tief im blossen Boden und hatten durch Wurzelwerk u. dergl. gelitten. Anwesend waren noch Oberlehrer Dr. Hubert und Gymnasiallehrer Schmidt."

4) Kazmierz-Komorowo. Den 9. September 1877. (Hierzu Taf. VII., Fig. 2—8, 10—15).

Nach der Posener Zeitung vom 12. September 1877.

„Eine Ausgrabung fand in diesen Tagen wieder statt, welche nicht nur frühere Resultate bestätigte, sondern auch überraschend neue Perspectiven eröffnete. Director Schwartz hatte sich nämlich mit einigen anderen Herren vom Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und Hrn. von Jaroczynski von der Realschule auf eine freundliche Einladung des Rittergutsbesitzers Fehlan schon am Sonnabend nach Kazmierz bei Samter begeben, um am Sonntag frühzeitig in umfassender Weise die Untersuchung des schon vorher entdeckten Gräberfeldes beginnen zu können. Dieses liegt nördlich von Komorowo, ca. 1 Kilometer vom bythiner See. Da alle Vorbereitungen von dem gerade anwesenden Dr. Max Ruge aus Berlin in der eingehendsten Weise getroffen waren, so konnten sechs grössere Grabstellen genau untersucht werden. Während im Allgemeinen der gewöhnliche Typus der Posener Gräber auch diesmal sich insofern zeigte, als die Urnen und Gefässe einfach mit Feldsteinen umdeckt waren, fesselten drei Gräber die besondere Aufmerksamkeit. In einem Grabe, welches auf der Höhe des dem See zugeneigten Abhangs der nach Komorowo gehörenden Feldmark liegt, fanden sich neben anderen Gefässen zwei sogenannte Räuchergefässe, wie man sie nur im Posen'schen und in Schlesien findet. Sie haben eine becherartige Gestalt, nur die Wände sind durchbrochen. Bei einem Räuchergefässe, dessen Höhe im Ganzen 13 cm. maass, ist der charakteristische Fuss erhalten geblieben, welcher auf sieben kleinen Zapfen ruht. In demselben Grabe fand sich übrigens auch eine 0,16 lange bronzene Nadel gewöhnlicher Art. — Am Abhang weiter unten machten sich zwei Gräber schon durch den Umfang der Steinsetzung, dann aber besonders dadurch bemerkbar, dass sie, entgegen allen, bisher von Director Schwartz aufgedeckten Gräbern, auf einen kriegerischen Charakter der dort Bestatteten hinzudeuten schienen. Das östlichere Grab ergab neben einer Fülle von über 20 Gefässen, die meist ein sehr schönes, intensives Schwarz zeigten und zum Theil reich verziert waren, in verschiedenen Urnen Reste von feinen Bronze-Zierrathen, Nadeln, spangenartigen Spiralen (Taf. VII., Fig. 12), und besonders eigenthümlich halbrunde, verzierte Bronze-Stäbe, von denen 4 je 1 cm und 3 je 13 cm lang, alle aber $^1/_2$ cm breit und ca. 1 mm dick sind (Taf. VII., Fig. 7 u. 8). Unter einer Schale, ziemlich in der Mitte des Grabes, lagen die Ueberreste eines scheinbar einst kostbaren Gehänges von Bernsteinringen, Bernsteinperlen und Bronzezierrathen (Taf. VII., Fig. 13 — 15). Der grösste Bernsteinring (Fig. 13) hat einen Durchmesser von 7 cm, durch ihn geht ein Bronzering von 3 cm Durchmesser, und an diesem befinden sich zwei 0,09 lange berloqueartige, kunstvoll und mannigfaltig geformte Bronzegehänge, von welchen das eine einer feinen Zange (von der Art der sogen. Zuckerzangen) ähnelt."

„Dass ein Krieger hier bestattet war, dafür scheint der Rest eines breiten Eisenschwertes (Taf. VII., Fig. 5) in einer der Urnen zu sprechen, an welchem die Parirstange noch wohl erhalten ist; in einer anderen lag ein 15 cm langer Wetzstein (Fig. 4), an einer Seite schon ziemlich abgeschliffen. Ein Loch an dem einen Ende desselben beweist, dass er an einer Schnur getragen worden ist. In dem westlichen Grabe lag gleichfalls der Rest eines Eisenschwertes (Griff)[1]) und verschiedene im Feuer zusammengeschmolzene Eisenschlacken, daneben auch ein 6 cm langer Bronzehaken, vielleicht von einem Hakenschloss herrührend. Ueberraschend war hier auch das Auffinden von acht Bronzenägeln (Fig. 10) von 2 cm Länge, ähnlich denen, wie sie jetzt oft zur Garnitur von gepolsterten Möbeln gebraucht werden. Vielleicht dass sie zum Beschlagen der Scheide des Schwertes gedient. Auch hier fand sich ein Räuchergefäss von der oben beschriebenen Art, dessen weiteste Oeffnung 10 cm beträgt. Die übrigen drei aufgedeckten Gräber wiesen keine Schmucksachen auf, auch nur wenige Gefässe, von denen indessen einige auch schön schwarz waren. Von einer Besichtigung eines interessanten Pfahlbaues im bythiner See bei Komorowo musste, da die Zeit drängte, Abstand genommen werden.“

5) Eine Ausgrabung in Węgierski bei Schroda, an einer Stelle, wo einzelne Urnen gefunden, war resultatlos, doch erhielt ich eine daselbst früher ausgegrabene Urne von 0,25 Höhe mit kleinem, 0,11 im Durchmesser habenden Deckel.

6) In einer Sandgrube, eine viertel Stunde von der Stadt Posen, dicht bei dem Vergnügungslocal „der Schilling“ stiessen die Arbeiter unerwartet auf ein Paar Gräber gewöhnlicher Art. Als ich, davon benachrichtigt, dorthin kam, gelang es noch, eine grössere buckelartige Urne von 0,24 Höhe zu retten; von anderen tassenartigen Gefässen waren nur noch Scherben vorhanden.

Erhalten habe ich ferner:

1) Eine angebliche Fischotterfalle, gefunden im Moor bei Friedrichsbruch (dem Märkischen Museum in Berlin überlassen). Zeitschr. für Ethnologie vom Jahre 1877 (S. 162).

2) Zwei Gesichtsurnen aus Golencin bei Posen von Hrn. Beuther, von denen die eine in der Zeitschr. f. Ethnol. v. J. 1877 (S. 220) beschrieben und abgebildet ist. Die andere ist kleiner, 0,20 hoch; die Henkel (Ohren) stehen bei letzterer mehr nach vorn, auch hat dieselbe Augen.

3) Aus Mściszewo (Wilhelmberg) bei Obornik eine Urne (0,30 hoch) mit Deckelschale (0,21 im Durchmesser) und die (auswendig verzierte) Deckelschale einer anderen nebst einem krugförmigen Gefäss (0,12 hoch) (quadratisches Steinkistengrab).

4) Bronzene Armbänder und Spangen, sowie Perlen von Schmelz und Bernstein von einer Gräberstätte, auf die man bei Gelegenheit einer Chausseeanlage von Bromberg nach Kamionka bei Slupowo (Feldmark Eichberg) bestossen. (Durch Hrn. Präsidenten v. Wegnern.) — Diese Gegenstände wurden dem Königl. Museum in Berlin übersandt, sowie eine Gesichtsurne, ein bronzener Sporn und ein eisernes sogenanntes Kreuzritterschwert, welche Sachen ich von demselben Herrn übermittelt erhalten. Näheres über den ersten Fund — die Armbänder u. s. w. sollten nach den Zeitungen an Gerippen sich befunden haben — war nicht mehr zu ermitteln.

1) Vergl. die Bemerkungen des Hr. Virchow am Ende des Artikels, denen ich gegenüber dem obigen Bericht nachträglich beistimmen möchte. Uebrigens habe ich die betr. Stücke dem Königl. Museum überwiesen. — W. S.

5) Aus Neugedank bei Obornik einen Steinhammer, 0,10 lang, von Diorit[1]) und ein Steinbeil von Feuerstein, 0,11, (beides ausgepflügt). Später noch einen kleinen, ziemlich rohen Steinhammer, im Torfmoor gefunden, von verwittertem Diabas, 0,09 lang.

6) Aus Grabowiec, in einem dortigen Torfmoor gefunden, das Gehörn eines Bison mit einem Schädelstück.

7) Eine 0,30 starke bronzene Nadel mit grossem Knopf, gef. in Smogorzewo mit ein paar Armbändern.

8) Eine bronzene kleine Berlocke aus einem Steingrabe bei Komratowo bei Konsawa.

9) Kleinere Gefässe aus Żalewo bei Pamiantkowo aus einem Urnenlager, welches mit Steinplatten oben ausgesetzt gewesen sein soll.

10) Urnen und Gefässe aus Modrze (Kreis Posen).

11) Eine grosse Urne (fein gelb), 0,20 hoch, mit zwei knopfartigen, oben abgeplatteten Buckeln statt der Henkel, und ein schwarzes kleines Näpfchen aus Jankonwo bei Pakosch (Kreis Mogilno).

12) Eine desgl. aus Zabno bei Mogilno.

13) Ein kleines, 0,08 hohes Schöpfgefäss von Thon, gef. auf der Feldmark von Bucz bei Priement, und einige in Urnen daselbst gefundene sehr kleine Perlen[2]).

II. Nach mir gewordenen schriftlichen Mittheilungen sind gefunden worden:

1) Bei Birnbaum laut Mittheilung des Hrn. Apothekers Reinhard bronzene Ringe und Sichelmesser.

2) Im Forstrevier Heidchen, gehörig zur Besitzung des Hrn. v. Grabowski zu Neudorf bei Wronke, ein Urnenlager.

3) In Usarzewo (Kreis Posen) Steinkistengrab, laut Mittheilung des Besitzers, des Hrn. v. Zychlinski.

4) In Modliszewo (Kreis Gnesen) gewöhnliches Urnenlager ohne Steinsetzung, laut Mittheilung von eben demselben.

5) In Scharfenort Urnengräber, mit Steinen in gewöhnlicher Weise umdeckt, die Urnen zum Theil schwarz. „In diesen Urnen fand ich", schreibt Hr. Probst Zenkteller, „einen kleinen Ring, einen sehr fein gemachten, ziemlich grossen Ohrring (wahrscheinlich), einige kleinere bläuliche Korallen, dann auch in einer Urne einen Stein in Form eines Herzens. Die ersteren Sachen sind von Bronze".

III. Ueber Erwerbungen des hiesigen Museums der Freunde der Wissenschaften hat Hr. Feldmanowski schon in der Zeitschr. f. Ethnol. v. J. 1877 (S. 221) berichtet. Wie derselbe mir nachträglich mitgetheilt, hat das Museum u. A. auch noch aus Dochanow bei Exin neunzehn Urnen mit Bronze- und Eisensachen, sowie Perlen von Glasschmelz erhalten.

IV. Nach Berichten in den hiesigen Zeitungen:

Laut Posener Zeitung Nr. 651 v. J. 1877 entdeckte man in Grab bei Robaków (Kreis Pleschen), nicht weit vom Prosnaufer, ein grosses, 10 m umfassendes Gräberfeld. „Bisherige, unter Leitung des Hrn. B. Erzepki unternommene Nach-

1) Der in der Zeitschr. f. Ethnol. v. J. 1876 (S. 272) erwähnte grössere ist von Diabas, der kleinere ebenfalls aus Diorit.

2) Ein Theil der oben angeführten Urnen und Gefässe sind dem Königl. und Märk. Museum zu Berlin übersandt worden. An die anthropologische Gesellschaft gelangen Funde von Fort. III. hiers. (Schädel u. s. w.), sowie zwei Menschenschädel, gef. bei Fundamentirung eines Hauses in der Wiener Str. hiers.

grabungen brachten an 30 flachen, mit Steinen umgebenen Gräbern eine grosse Anzahl von mannichfachsten Gefässen in verschiedenster Form und Grösse an das Licht. In einem Grabe fand man eine Kinderklapper, leider schon zerstört. Von bronzenen Gegenständen erbeutete man eine Nadel, einen Stirnschmuck, eine Perle, sowie auch mehrere bronzene Fragmente, die sammt den menschlichen Ueberresten zumeist unter Urnen oder in ihrer nächsten Nähe lagerten. Auch ist auf dem Gräberfeld ein Fragment einer steinernen Axt aufgehoben worden. Der archäologischen Wichtigkeit wegen wäre zu erwähnen, dass eine in der Nähe des Gräberfeldes in Grab vor 2 Jahren geführte Untersuchung unter anderen auch roth bemalte Urnenscherben geliefert hat. Auf den Feldern desselben Dorfes ist noch der Fund einer Silbermünze aus Hadrian's Zeit zu notiren." —

Hr. Virchow bemerkt zu diesen Mittheilungen, dass einige der bei Kazmierz gefundenen Gegenstände ganz mit Funden von Zaborowo übereinstimmen, welche er früher beschrieben hat. Dahin gehört namentlich die Bronzespirale (Taf. VII., Fig. 12), welche nach dem von ihm gelieferten Nachweise zu einer Fibel gehört (Sitzung vom 14. Mai 1875. Verh. S. 109. Taf. VIII., Fig. 1. Zeitschr. f. Ethnol. Bd. VII.), wie übrigens eine ähnliche zu Beichau in Niederschlesien gefunden ist (vgl. ebendas. S. 158. Anm.). Ferner hat er in dem Gräberfelde von Zaborowo mehrere eiserne Stücke ausgegraben, welche ganz mit den von Hrn. Schwartz als Parirstangen von Schwertern gedeuteten (Taf. VII., Fig. 5) übereinstimmen; seiner Ansicht nach sind diess allerdings Theile von Waffen, aber nicht von Schwertern, sondern von Hellebarden oder lanzenartigen Werkzeugen. —

(7) Hr. Götze (Zossen) zeigt

Funde aus den Torfmooren und Wiesenkalklagern des Nottethales bei Zossen (Kr. Teltow).

Durch Canalisirung der Notte und Entwässerung des früher sehr wasserreichen Nottethales sind bedeutende Torflager freigelegt worden. Diese Lager sind sehr reich an Resten von Thieren, Gerippen, Schädeln, Hörnern, Geweihen; Geräthe, resp. auf Bearbeitung durch Menschenhand deutende Gegenstände werden seltener gefunden. Die Mark muss in früheren Zeiten ungemein wildreich gewesen sein. Von heute noch hier vorkommenden Thieren ist es besonders der Edelhirsch, dessen Reste (darunter vorwiegend die sehr widerstandsfähigen Geweihe, meistens am Schädel sitzend) in den Mooren gefunden werden. Mir sind einige sehr gut erhaltene, prächtige Geweihe bekannt; das in meinem Besitz befindliche liess sich nicht gut verpacken und liegt Ihnen nicht vor. Ausserdem sind noch Gehörne vom Reh und Knochenpanzer der Schildkröte gefunden.

Von hier nicht mehr lebenden Arten finden sich Reste des Elchs und des Urs in den Mooren.

Von Geräthen erwähne ich

1) Eines Fundes, der mit einer Kalkmergelstehmaschine aus einer Tiefe von 18 Fuss auf einer Wiese der Zossener Cementfabrik gehoben wurde; die drei Gegenstände lagen beisammen in einem Stich.

a. Eine Axt aus Hirschhorn. Sie ist aus dem Krongabelstück eines sehr starken 12 Ender-Geweihs gefertigt. Die drei Endsprossen sind abgeschlagen, ein Loch zur Aufnahme eines Stieles gebohrt. Das Stück ist sehr gut erhalten, die bei Anfertigung gemachten Schnitte sind deutlich sichtbar. (Der Schnitt auf der Aussenseite ist vom Finder gemacht.)

b. Ein Knochenpfriem aus dem Röhrenknochen eines Säugethieres, die Spitzen sind noch heute scharf genug, um weiche Stoffe zu durchstechen.

c. Ein länglicher Stein, vermuthlich Glimmerschiefer, er ist zerschlagen, das verloren gegangene Stück glich dem vorhandenen.

2) Ein Knochenpfriem, vielleicht Speerspitze, gefunden beim Baggern des Canals im Kalkmergel.

3) Eine Speerspitze aus Eisen, gefunden im Torfstich hinter dem Rittergute Zossen, 4 Fuss tief. Ein vierblätteriges Kleeblatt, vermuthlich ein Waffenschmiedszeichen, ist eingedrückt.

4) Eine Geweihstange vom Elch, gefunden im Torf.

5) Ein Schädel mit Hörnern, der Gattung Bos angehörig, die genauere Bestimmung bitte ich die Herren Zoologen zu übernehmen, zwei Hörner ohne Schädel.

6) Eine Geweihstange eines jungen Elchs.

Das Alter der Funde ist nach der Lage nicht zu bestimmen. Die Bildung des Torfes ist ja eine zu verschiedene, bald schnelle, bald langsamere; in vielen Mooren hat die Bildung schon seit Jahrhunderten aufgehört.

Zu meinem Bedauern bin ich nicht in der Lage meine Sammlungen in der Heimath fortzusetzen; ich werde in kurzer Zeit nach Wollin übersiedeln, doch werde ich auch da dem Verein mein volles Interesse bewahren. —

Hr. Hartmann macht einige Bemerkungen über den vom Vorredner vorgelegten prächtigen Rinderschädel, erwähnt der zahlreichen und interessanten, die Gattung Bos betreffenden im Märkischen Provinzialmuseum aufbewahrten Funde, und stellt einen ausführlichen Bericht über dieselben für eine der Herbstsitzungen in Aussicht.

(8) Hr. Rabenau zeigt einen Fund aus einer

Steinsetzung auf den Freibergen bei Kalau.

Im Januar theilte mir Frau Kussatz aus den Freibergen folgende Sage mit: Vor ungefähr hundert Jahren hatte hier ein Förster gelebt, der von seinem Herrn zum falschen Schwur verleitet wurde und in Folge dessen sofort in die Erde versank. Dieser Förster ist noch bis in die vierziger Jahre von mehreren alten Leuten gesehen worden, angethan mit einem grünen Rock, die rechte Hand in die Höhe haltend. Die Mutter der Frau Kussatz hat denselben auch gesehen und zwar immer an einer bestimmten Stelle. Ich fragte, ob sie mir die Stelle zeigen könne, und sie sagte, freilich, dieses sei eine Kleinigkeit. Sie führte mich fast auf die höchste Spitze der Freiberge und bezeichnete mir diese Stelle dicht an der Bahn. Nachdem ich dort anfing zu graben, kamen grosse Steine zum Vorschein, und als ich einige abhob, dachte ich, dass es vielleicht ein kleiner Baum sei, ich langte hinein und fand eine grosse Urne im Wasser stehend, von Steinen umgeben, nur vier Fuss tief. Nachdem die Steine weggeräumt waren, kamen auch kleine Gefässe zum Vorschein, die an den Wänden des Grabes herumlagen. Diese Urne war noch mit Resten einer grösseren umgeben, von welcher nur Stückchen sich fanden. Ein Hügel ist auch nicht zu sehen gewesen, sondern es war die Fläche ganz gleich.

Die Gegenstände sind dem Königlichen Museum übergeben worden:

1) Ein einhenkeliges Gefäss mit horizontal gefurchtem Bauch von 9 cm Höhe und 46 cm Umfang. (I. 5328).

2) Ein kleines zweihenkeliges Gefäss mit kugeligem Bauch und kurzem cylindrischem Halse von 10 cm Umfang und 32 cm Höhe, aus gelblich weissem Thon. (I. 5329).

3) Ein sehr kleines zweihenkeliges Gefäss ähnlicher Form von 7 cm Höhe und 16 cm Umfang, aus demselben Material. (I. 5330).

4) Ein ähnliches, noch kleineres Gefäss aus demselben Thon von 6 cm Höhe und 15 cm Umfang. (I. 5331).

5) Ein sehr kleines einhenkeliges tassenförmiges Gefäss von 3 cm Höhe und 14 cm Umfang. (I. 5332.)

6) Ein kleines becherförmiges Räuchergefäss. (2 Fragmente.) (I. 5333 a u. b.)

7—10) Vier einhenkelige flache Schalen. Höhe: 3, 3, 3 und 4 cm. Umfang 38, 37, 36 und 28 cm. (I. 5334—5337.)

11 und 12) Zwei ungehenkelte ziemlich tiefe Schalen von 4 cm Höhe und 28 und 29 cm Umfang. (I. 5338 und 5339.)

13) Ein kleiner kugeliger Topf mit 4 knopfförmigen Buckeln nahe dem Rande und rauher Oberfläche. Höhe: 11 cm. Umfang: 42 cm. (I. 5340.)

14) Eine grosse Urne mit horizontalen Furchen am Bauche verziert. In derselben lagen gebrannte Knochen, die unter 19 und 20 aufgeführten Bronzefragmente und das Feuersteinbeil. (II. 11 009 und 11 010.) Höhe: 22 cm. Umfang: 93 cm. (I. 5341.)

15) Ein einhenkeliges kannenförmiges Gefäss mit sehr engem Halse, horizontalen und triangulären Furchenverzierungen. Höhe: 14 cm. Umfang: 43 cm. (I. 5342.)

16) Eine kleine flache, roh gearbeitete Schale, mit spitzem Boden und drei flachen Knöpfen auf dem Rande. Höhe: 4 cm. Umfang: 26 cm. (I. 5343.)

17) Ein kleines ungehenkeltes topfförmiges Gefäss. Höhe: 6 cm. Umfang: 18 cm. (I. 5344.)

18) Fünf Fragmente, wahrscheinlich von 2 einhenkeligen flachen Schalen, ähnlich den sub 7—10 aufgeführten. (I. 5345 a—e.)

19) Bronzefragmente. 3 Bruchstücke von einem kleinen Ringe aus rundem Draht und 2 Bruchstücke von einem Gefässe aus dünnem Blech. (II. 11 009.)

20) Ein kleines polirtes Beil aus hellgrauem Feuerstein. Länge: 11 cm. Breite: 3 cm. —

Hr. Virchow macht auf das hohe Interesse aufmerksam, welches dieser Fund darbietet, insofern in einer Aschenurne, welche dem lausitzer Typus angehört, neben Bronze ein polirtes Feuersteinbeil gefunden worden ist. Bei der grossen Seltenheit dieses Zusammenvorkommens fordert er die Mitglieder der Gesellschaft auf, ähnliche Funde, welche ihnen bekannt sein sollten mitzutheilen.

(9) Hr. Friedel übersendet, im Anschlusse an die in der vorigen Sitzung von Hrn. Virchow gemachten Mittheilungen über die von Hrn. Desor angeregte Frage der Näpfchen- oder Schalensteine, zwei Abhandlungen

über Näpfchen- und Rillensteine.

Die erste dieser Abhandlungen steht in dem Archiv für kirchliche Baukunst und Kirchenschmuck, herausgegeben von Prüfer. Berlin 1877. II. und behandelt kirchliche Alterthümer in Greifswald. In dem dritten Abschnitte spricht Hr. Friedel über die Backsteine mit Näpfchen und Rillen an Kirchen, auf welche zuerst Hr. Veckenstedt die Aufmerksamkeit der Gesellschaft, bei Gelegenheit einer Excursion nach Cottbus, gelenkt hat (vgl. Sitzung vom 19. Juni 1875. Verh. S. 135. Zeitschr. f. Ethnol. Bd. VII.) und welche wir erst im vorigen Jahre bei einer ähnlichen Gelegenheit in Guben (Sitzung vom 21. Juli 1877. Verh. S. 296. Zeitschr. f. Ethnol. Bd. IX.) wiederum in den schönsten Exemplaren zu sehen Gelegenheit hatten. Schon Hr. Veckenstedt hatte ermittelt, dass ähnliche Grübchen und

Rillen auch ausserhalb der Grenzen unserer Provinz, z. B. in Goslar und Braunschweig, gefunden werden; Hr. Woldt hatte sie in Berlin selbst, Hr. Rabenau in Krischow bei Cottbus entdeckt; Hr. Friedel hat dieselben zahlreich in Pommern (Greifswald, Stralsund, Gützkow, Lassan, Anclam, Wolgast, Sagard, Altenkirchen, Bergen auf Rügen, Gristow, Hanshagen und Neuenkirchen bei Greifswald, Morgenitz und Mellenthin auf Usedom, Stettin) und in der Mark (Spandau, Prenzlau, Angermünde, Strausberg, Fürstenwalde, Vetschau), sowie an einzelnen Kirchen in Schweden (Malmoe, Upsala, Wexioe) nachgewiesen. Er macht darauf aufmerksam, dass sie sich an Mauern anderer Art, als an den äusseren Kirchenwänden, nicht finden, und dass nach der Aussage eines Greifswalder Bürgers die Näpfchensteine noch zu seiner Zeit zum Fieberbesprechen benutzt seien. Er schliesst sich daher der schon in der Sitzung vom 19. Juni 1875 von Hrn. Rosenberg ausgesprochenen Meinung an, dass diese Grübchen mit den Höhlungen der Opfersteine und anderer Steinblöcke aus heidnischer Zeit zusammenhängen. Als ein besonderes Beispiel dafür führt er den Bischofsstein von Niemegk an, der von Kranken und deren Angehörigen, Wunderdoctoren und anderen Personen noch heutigen Tages aufgesucht, gesalbt und zum Besprechen gebraucht werde.

Dieser Stein wird in der zweiten Abhandlung genauer beschrieben. Letztere befindet sich in Nr. 22 und 23 der Zeitschrift „Der Bär, Berlinische Blätter für vaterländische Geschichte und Alterthumskunde." Jahrg. III. 1877. S. 211. Der genannte Stein liegt auf dem Grunde des Ritterguts Rietz, ist etwa $1^1/_2$ m hoch und hat 8 m im Umfang. Er hat eine geneigte und eine abschüssige Seite und oben in der Mitte eine muldenartige Höhlung. An der geneigten Seite ist rechts oben ein Johanniterkreuz, links die Jahreszahl 1590, auf der abschüssigen links oben ein Altarkelch und darunter ein Kreuz eingemeisselt. Oben finden sich mehrere rundliche Näpfchen von der Grösse eines Fünfmarkstückes.

In Bezug auf den Gebrauch des Steines erinnert Hr. Friedel an das schon bei den alten Juden gebräuchliche Salben von Steinen (I. Mos. 28, 18. Sacharja 9, 16. II. Maccab. 1, 31. 32). Diese „gesalbten" Steine hiessen auch wegen der augenartigen Höhlungen Augensteine. Die (von Luther unrichtig übersetzte) Stelle Sacharja 3, 9 (vgl. 4, 10) lautet: „Denn siehe, auf dem Stein, den ich vor Josua gelegt habe, sollen 7 Höhlungen (Augen) sein, diese Näpfchen will ich in ihn einmeisseln, spricht der Herr." So habe sich an manchen Orten der Gebrauch erhalten, Münzen in Höhlungen der Steine zu legen, z. B. an dem grossen Opferstein (Semnonenstein) im Blumenthal bei Strausberg.

Näpfchen im engeren Sinne erwähnt Hr. Friedel vom Herthastein, von den Opfersteinen bei Quoltitz und bei der Oberförsterei Werder, von einem der Steine an dem Pfennigkasten, einem 1824 geöffneten Hünengrab bei Stubbenkammer, sämmtlich auf Rügen, ferner von den Friesensteinen bei Schmiedeberg im Riesengebirge. Mosch (Die alten heidnischen Opferstätten und Steinalterthümer des Riesengebirges. Görlitz 1855) erwähne den Predigerstein am Fusssteig vom Dietrich bei Arnsdorf zum Brückenberg mit 3 Näpfchen, die Druidensteine und den Mittagstein, einen Felsen bei Seldorf, sämmtlich mit kesselartigen Vertiefungen.

Ueber die Jahreszahl 1590 an dem Bischofsstein von Niemegk und die kirchlichen Zeichen weiss Hr. Friedel nichts zu ermitteln, da die verschiedenen Erzählungen von Hussiten u. s. w. auf diese Zeit nicht passen. Er hält es für möglich, dass hier einmal ein Feldgottesdienst für protestantische Truppen gehalten sei. Jedenfalls hält er die Meinung aufrecht, dass die Näpfchen in den christlichen Cultus übernommen seien. —

Hr. Virchow ist der Ansicht, dass diese Frage noch als eine offene betrachtet

werden müsse. Die Häufigkeit, in der an den Kirchenmauern geradlinige, ungemein scharfe und tiefe Einschnitte (Rillen) neben den Grübchen vorkommen, zwinge dazu, einen gewissen Zusammenhang zwischen diesen beiden Formen von Marken anzunehmen. Die alten Opfersteine böten seines Wissens diese Combination nicht; höchstens könnte man gewisse Thonornamente damit zusammenstellen, z. B. den Topfdeckel von Koschen (Zeitschr. f. Ethnol. Bd. IX., Taf. XVII., Fig. 5 c. Verh. S. 298.) Die Zeit, welche vermuthlich zwischen den Kirchenbauten aus Backsteinen und den Opfersteinen liege, sei so gross, dass eine unmittelbare Fortsetzung des Gebrauchs nur schwer zulässig erscheine. Er warnt ausserdem davor, nicht alle möglichen Vertiefungen an Opfer- und Gräbersteinen, mögen sie nun gross oder klein, rund oder länglich sein, für Näpfchen oder Schalen zu halten. Als Beispiel citirt er einen, schon von Beckmann (Beschreibung der Chur und Mark Brandenburg. 1751. Bd. I. S. 372) erwähnten und abgebildeten „Näpfchenstein“ aus der Nähe von Frankfurt a/O, den Hr. Friedel als verschwunden betrachtet. Er habe denselben auf einer Excursion, die er mit Hrn. Dr. Voss und Hrn. Baumeister Portius veranstaltete, auf dem Felde, südwestlich von Frankfurt, unversehrt aufgefunden. Aber sie seien alle drei zu der Ueberzeugung gekommen, dass die Löcher als Sprenglöcher angelegt seien, freilich nicht für Pulver, sondern für Holzkeile. Es seien länglich viereckige, ziemlich tiefe Einsenkungen von ziemlich scharfkantiger Gestalt, die sich in einer Linie sowohl über die obere Fläche, als auch über die abhängigen Seitentheile des sehr grossen Geschiebeblockes hinzögen. Aller Vermuthung nach habe man schon in früher Zeit, vielleicht zur Zeit des ersten Kirchenbaus in der Gegend, diese Sprengung versucht, sei aber nicht damit zu Stande gekommen. Auch die Zeichnung des Hrn. Friedel von dem Bischofsstein erinnere wegen der tiefen, über den Stein hinziehenden Furche an derartige Versuche. Auch den zweiten, als Näpfchenstein bezeichneten, noch viel grösseren Geschiebeblock bei Frankfurt habe er aufgefunden, jedoch sei an demselben nichts mehr von Näpfchen oder ähnlichen Dingen zu sehen, dagegen zeige er eine ausgedehnte Sprengfläche. —

Hr. Voss bemerkt in Betreff der Rillen an Kirchenmauern, dass er im vorigen Herbst in Bayreuth an dem Hauptportal der dortigen Pfarrkirche dergleichen in grosser Zahl auf dem Sockel der Umfassungsmauer bemerkt habe, sowohl solche von länglicher Form, als auch sogenannte Rundmarken. Bei Fortsetzung seiner Wanderung durch die Stadt habe er in einer engen Gasse, nicht zu entfernt von der erwähnten Kirche, auch an einem aus Sandstein erbauten Privathause dergleichen wahrgenommen. Auf Befragen habe der Eigenthümer des Hauses ihm mitgetheilt, dass dasselbe etwa vor hundert Jahren gebaut sei, und dass die Rillen an demselben von Kindern durch Reiben mit Ziegelbrocken hergestellt seien. Auch jene an der Pfarrkirche verdankten derselben Unart der Kinder ihre Entstehung. Das etwa zwölfjährige Töchterchen des Mannes, welches mit lebhaftem Interesse an dieser Unterhaltung Theil nahm, bekräftigte die Aussagen ihres Vaters in jeder Beziehung. An der ziemlich modernen Kirche in Burg im Spreewalde, deren Wände mit Kalk geputzt sind, finden sich ebenfalls runde Vertiefungen, ähnlich den Rundmarken, in der Höhe von einigen Fuss über dem Boden in den Kalkputz eingebohrt.

(10) Hr. Voss legte die in der vorigen Sitzung von Hrn. General von Haug erwähnten Schlacken von der

verglasten Burg bei Craig Phoedrick

in der Nähe von Inverness in Schottland vor, zugleich mit einigen von ihm an

Ort und Stelle gesammelten von dem gebrannten Walle bei Hostim in der Gegend von Beraun in Böhmen. Daselbst ist nämlich ein befestigter Platz von beträchtlicher Ausdehnung dadurch hergestellt, dass durch vier Parallelwälle eine an den Rändern steil abfallende Bergzunge isolirt wird. Die einzelnen Wälle sind in einiger Entfernung von einander angelegt und bestehen aus verschiedenen Materialien. Der erste derselben, von aussen gerechnet, besteht aus Erde, der zweite aus Erde und Steinen mit Spuren von Feuereinwirkung an manchen Stellen; der dritte, aus dem die vorgelegten Stücke stammen, besteht dagegen aus einer einzigen compacten ziegelartigen rothbraunen, stellenweise grau gefärbten Masse, welche bei einer Erhebung von wenigen Fuss über das Niveau der Umgebung ebenso tief unter dasselbe in den Erdboden hinabreicht. Zum grossen Theile ist er bereits vernichtet, da die Bewohner der Umgegend das Material ähnlich, wie in einem Steinbruch, losbrechen und gleich Bruchsteinen zu Bauten verwenden. Der vierte Wall ist nur noch schwach erkennbar. Aus welcher Zeit die Anlage stammt, ist noch nicht genauer festgestellt. Hr. Dr. Berger in Prag, welcher die Güte hatte, mich zu geleiten, hatte vor einiger Zeit in der Nähe des äussersten Walles eine kleine Ausgrabung veranstaltet und hierbei in beträchtlicher Tiefe Thierknochen und Scherben des altslavischen Typus (Burgwalltypus) gefunden, von denen er auch in freundlichster Weise dem Königl. Museum einige Probestücke verehrt hat. Ob nun aber dieser äusserste Wall eben so alt ist, als die inneren, oder einer späteren Zeit entstammt, kann erst durch weitere Untersuchungen ermittelt werden. Hr. Dr. Berger wird hoffentlich in nächster Zeit die Musse gewinnen, sich diesen Forschungen zu unterziehen.

(11) Hr. Rabl-Rückhard spricht, unter Vorlegung einer Anzahl von Schädeln, über die

Anthropologie Süd-Tirols, namentlich über Schädel von St. Peter bei Meran.

(Hierzu Taf. VIII. und IX.)

Niemand, sofern ihm an der Erkenntniss des Ursprungs und der Mischungsverhältnisse unseres deutschen Volkes und seiner Stämme gelegen ist, wird die Thäler und Berge des schönen Landes Tirol durchstreifen, ohne an dessen Bewohnern regen Antheil zu nehmen. Eine alterthümliche, stellenweis an das Mittelhochdeutsche mahnende Sprache, uralte Gewohnheiten und Sitten, eine reiche Geschichte, in welcher die wichtigsten Begebenheiten des alten deutschen Reichs sich abspiegeln, und in die selbst die Römerzeit noch ihren mächtigen Kern-, nicht blos Halb-Schatten wirft —, all das im Verein mit der äusseren Erscheinung des kräftigen, urwüchsigen, meist wohlgebildeten Volkes, umkleidet das Land, namentlich für uns Norddeutsche, mit einem eigenthümlichen Zauber, der weit tiefer liegt, als das blosse Wohlgefallen an der schönen Natur. — Betrachten wir dann dieses Volk näher, so treten, je nach den verschiedenen Theilen des Gebietes, so merkliche Unterschiede zu Tage, dass wir unwillkürlich nach einer in Abstammung und Mischung gelegenen Ursache derselben fragen. Der baierische Tiroler ist ein anderer, als sein österreichischer Bruder; der Zillerthaler, der Ober-, der Unter-Innthaler, der Bewohner der südlichen Abhänge des Gebirges im Etsch- und Eisachthal: sie Alle haben ihre Eigenart, und selbst die oft nur nach wenigen Hunderten zählenden Bewohner gewisser Seitenthäler scheiden sich in Sprache, Erscheinung und Gebräuchen scharf von ihren Nachbaren. — Diese rein ethnologischen Verhältnisse sind bereits Gegenstand eingehender Besprechungen bei älteren Schriftstellern über Tirol, wie z. B. Beda Weber, gewesen. Seine Beschreibungen der eigengearteten Bewohner in den einzelnen Thälern sind vielfach treffend, nicht so freilich seine Deutungen. — Auch sonst findet sich in der Literatur, deren Ver-

treter vielfach Landeskinder sind, ein liebevolles Eingehn auf die einschlägigen Fragen; gelehrte Touristen haben das Land durchstreift und ihre Eindrücke mit mehr weniger Glück und Geschick verarbeitet: Niemand aber hat sich bisher der Aufgabe unterzogen, die vor Jahren schon His und Rütimeyer für die Schweiz, Nicolucci für Ligurien, Ecker für Baden, in neuerer Zeit v. Hölder für Würtemberg, Kollmann und die beiden Ranke endlich für Altbayern — also für fast alle Nachbargebiete des Landes, — in Angriff nahmen: ich meine, durch eingehende Erforschung der rein anthropologisch-anatomischen Verhältnisse, in Sonderheit des Schädelbaus, Licht über den Ursprung und die Zusammensetzung des Tiroler Volksstammes zu verbreiten. — Mein lebhafter Antheil an diesem, sowie das Bewusstsein jener Lücke erregten in mir den Wunsch, die bezeichnete Richtung der Forschung zu betreten, und wenn ich jetzt schon über den kaum gethanen ersten Schritt berichte, so geschieht dies, weil ich hoffe, dadurch Andere anzuspornen, die, dem Lande meiner Forschung räumlich näher, eher, als ich, im Stande sein müssen, das nöthige Material an Schädeln sich zu verschaffen. — Ich habe es selbst erfahren, wie schwierig dies unter Umständen sein kann. Auch hier werden aber namentlich die alten Beinhäuser der Friedhöfe in's Auge gefasst werden müssen, deren sich manche noch in Tirol vorfinden. Mir wenigstens wurden für ein beschränktes Gebiet eine Anzahl solcher genannt, die ich freilich, da ich die Richtigkeit der Angaben nicht verbürgen kann, nicht nennen will. — Meine eigenen Forschungen beschränken sich zunächst auf ein einziges, kleines Beinhaus, aus dem es mir vergönnt war, eine Anzahl von 14 Schädeln genau nach allen Richtungen hin untersuchen und vergleichen zu können. — Gerade aber die näheren Umstände lassen das an sich recht unbedeutende Material wichtig genug erscheinen, um daran zunächst eine Art Orientirungsarbeit zu knüpfen, wie dieselbe ja für alle jungfräulichen Einzelgebiete der kraniologischen Forschung nothwendig ist. Diese Arbeit muss nach zwei Richtungen sich ausdehnen: sie muss einerseits in den historischen Grund und Boden ihre Stollen treiben, auf dem die Bevölkerungsschichten sich abgelagert haben, andererseits muss sie das zu Tage geförderte kraniologische Material selber gruppiren und für die Vergleichung mit bereits Bekanntem zugänglich machen. — Je gründlicher erstere Aufgabe erfasst wird, um so sicherer wird der zweiten die Deutung gelingen, die sie für jenes Material erstrebt. — Gerade in Tirol, wo die verschiedensten Volkstrümmer durch- und übereinander geworfen sind, wo namentlich fast alle bedeutenderen deutschen Stämme ihre Niederschläge hinterlassen haben, muss die historische Analyse für jede Gruppe der Bevölkerung, für jeden Fundort des anthropologischen Materials eine besondere sein. Ehe ich indess an die Localgeschichte der Heimath der mir vorliegenden Schädel herantrete, scheint es mir geboten, erst eine allgemeine Uebersicht dessen zu geben, was aus der Geschichte des Gesammtlandes für das ethnologische Verständniss von Wichtigkeit ist. —

Zunächst stimmen die Mittheilungen der Klassiker darin überein, dass die Urbevölkerung eines grossen Theils des Landes, das wir jetzt als Tirol bezeichnen, die Rhätier[1]), Stammverwandte der Etrusker gewesen sind. Es hat sich aber unter den modernen Geschichtsschreibern darüber ein Streit erhoben, ob, wie Niebuhr und im Anschluss an ihn Ottfried Müller annehmen, Rhätien die ursprüngliche Heimath der Etrusker, die sich in ihrer eigenen Sprache Rasena[2]) nannten,

---

1) cf. Plin histor. Natur. III 24. Livius V. 33. [LXXI. 32. XXXII. 3]. Justin. XX. 5. Stephan. Byz. (bei Diefenbach, Origines Europaeae p. 108).

2) Dionys. Halicarn. Ant. Rom. L. I. 30.

gewesen sei, von der sie nach Italien hinabstiegen, um es zum grössten Theil zu bevölkern, oder ob die Angaben des Justin und Plinius richtig sind. Letzteren zufolge waren die Rhätier Nachkommen vertriebener Etrusker, welche sich vor den zur Zeit des Tarquinius Priscus in das damals etruskische Oberitalien einfallenden Galliern in die Alpen flüchteten[1]). Von Bellovesus geführt, drangen diese über den grossen St. Bernhard und durch das heutige Piemont (Taurinos saltus Liv.) in Oberitalien ein, andere Schaaren folgten ihnen nach, und so entstand jener grosse Keil des von gallischen Stämmen bewohnten Gebietes, welcher sich als Gallia cispadana und transpadana zwischen das umbrisch-etruskische Mittel-Italien und das rhätische Alpenland schob. — Für den vorliegenden Zweck ist es indess gleichgültig, welche von beiden Ansichten die richtige ist, es fragt sich nur, ob überhaupt die alten Rhätier und die Etrusker desselben Stammes waren. — Durch Zeuss und Diefenbach findet indess diese Ansicht eine Einschränkung. Ersterer[2]) hält nämlich die Raeti und Vindelici zwar für keltische Stämme, indem er sich dabei auf das Vorkommen augenscheinlich keltischer Orts- und Volksnamen stützt, giebt indess zu, dass sich an den Südabhängen der Alpen einzelne Völker fremder Abkunft aus früherer Zeit erhalten haben, welche Reste der alten Tusker gewesen seien. Er rechnet dazu die Euganëischen Völker, die Plinius (l. c.) anführt, nämlich die Triumpiliner, Camuner, Stoner, so wie die Lepontier Strabo's. Die Gegend um den Gardasee, das jetzige Val Camun, Val Trompia und wahrscheinlich das Val der Chiese haben also auch nach Zeuss' Zugeständniss einst nicht keltische Stämme bewohnt, wobei es freilich unentschieden bleibt, ob die Euganäer Ligurer, beziehentlich ein ihnen oder den Etruskern verwandter Stamm waren. — Diefenbach[3]) nimmt ebenfalls eine keltische, etwa auch ligurische Bevölkerung in Rhätien an, zu der sich die durch die Gallier versprengten Schaaren der Etrusker gesellten. Die Verbindung des angeblichen etruskischen Volksnamens Rasena mit den Rhätiern hält er indess für unstatthaft[4]). Fligier[5]) endlich hält die Rhätier, Euganäer und Ligurer sämmtlich für vorarische Völker, „die, von den Aryern verdrängt, in den Alpen lange Zeit Schutz fanden, bis auch dort sie der Aryer aufsuchte und ihnen seine keltische, lateinische oder auch deutsche Sprache aufdrang". — Auch Graf Giovanelli (Dei Rezj dell' origine de' popoli d'Italia et d'una iscrizione Rezio-Etrusca, Trento 1844) bemüht sich erfolgreich, die sagenhafte Mittheilung von der Flucht der Etrusker in die Berge zu widerlegen, und kommt seinerseits zu der Anschauung, dass die auch für ihn zweifellose Verwandschaft der Rhätier mit den Etruskern viel älteren Ursprungs war, als von jener Zeit der gallischen Einfälle her. Vielleicht waren die Vorgänger der Rhätier in den Bergen der ihnen und den Etruskern verwandte Stamm der Euganeer, zu denen sich die rhätischen Bewohner der Po-Ebene flüchteten, als die arischen Eroberer in die appeninische Halbinsel eindrangen (p. 121).

Einen eigenthümlichen Weg, der Lösung dieser Frage nach der etruskischen Abstammung der Rhätier näher zu treten, hat der rühmlich bekannte Schriftsteller über Tirol, Dr. L. Steub betreten[6]). Ich muss es dem Urtheil von Fachmännern und der Zukunft überlassen, ob die Schlussfolgerungen Steub's anfechtbar sind

1) Livius V. 34. 35.

2) Die Deutschen und die Nachbarstämme, S. 228 ff.

3) l. c. p. 108.

4) ibid. p. 106.

5) Zur Ethnologie Noricums S. 7 ff.

6) Ueber die Urbewohner Rhätiens und ihren Zusammenhang mit den Etruskern, München 1843 und Zur rhätischen Ethnologie, Stuttgart 1854.

oder nicht, jedenfalls erscheint mir aber die Sache selbst interessant genug, um hier eine Stelle zu finden. —

Fast Jedem, der Tirol bereist, wird es ergehen, wie es Steub erging: er wird eine Menge wunderlich klingender Namen finden, deren Etymologie ihm völlig unverständlich bleibt. Ich nenne blos die Namen Pfelders, Naturns, Schlanders, Schlunders, Altrans, Glurns und viele andere. — Steub hat nun den Versuch gemacht, alle vorhandenen nicht deutschen Namen etymologisch zu enträthseln, indem er sich des Romanischen als Schlüssel bedient. — Bei der überwiegenden Mehrzahl derselben gelingt dies auch, aber trotz aller Bemühungen bleibt doch noch eine erkleckliche Anzahl zurück, an der jeder Versuch scheitert. Durch die Annahme gewisser typischer Vocaleinschübe, durch Vervollständigung der Endigungen bildet nun Steub aus jenen fremdklingenden Namen Worte, die vielfach Anklänge an die in der Epigraphik erhaltenen Etruskischen Personen- und Ortsnamen zeigen, und sieht hierin einen Beweis für die nahe Verwandtschaft der altrhätischen und etruskischen Sprache[1]). — Es würde mich zu weit von meiner Aufgabe abführen, wollte ich auf die Deutungen Steub's näher eingehen, eins scheint mir jedenfalls noch wichtig, was derselbe gegen die keltische Abstammung der Rhätier anführt: (p. 25) nämlich das Fehlen von rhätischen Ortsnamen, „die nach keltischer Art mit magus, briva, durum, dunum zusammengesetzt sind.“ Andererseits gesteht er aber auch keltischen Einfluss in Tirol zu, auf den hie und da keltische Ortsnamen oder wenigstens keltische Ansätze an rhätische Worte hindeuten (p. 24). Wichtig ist endlich, dass der Zusammenhang der von ihm als altrhätisch bezeichneten Namen am Zillerthal abbricht. „Hier mag also der Punkt sein, wo Rhätier und Kelten aufeinander stiessen, ja vielleicht ist der Zillerbach die Linie, auf welcher die vor einem Kelteneinbruche zurüchweichenden Eingeborenen Stand hielten und ein weiteres Vordringen dadurch abwehrten, dass sie den Feinden ein Stück ihres früheren Gebietes überliessen.“ —

Auch die Ansichten Steub's sollten nicht unangefochten bleiben. In einem Vortrag in der Wiener Akademie und einer besonderen Schrift[2]) trat Koch gegen die etruskische Abstammung der Rhätier auf, und suchte das Keltenthum derselben wieder zu Ehren zu bringen. Leider scheint aber die Beweisführung für letzteres sehr anfechtbar, und riefen namentlich seine unglücklichen Deutungen einzelner augenscheinlich rein deutscher Ortsnamen aus dem Keltischen eine kaustische Kritik Steub's hervor, die in dem siebten Kapitel seines Werks: zur rhätischen Ethnologie, nachzulesen ist. —

Soviel über die Rhätierfrage vom historisch-philologischen Standpunkt. Es fragt sich, wie viel aus diesen widerstreitenden Meinungen als sichere Grundlage

---

1) Beispiele: S. 17 ff.

Jetzige Form.	Hypothetische rhätische Urform.	Etruskisch.
Ortler	Arthalisa	Arathalusa.
Gfad	Cafata	Cafate.
Kardaun (urkundl. Kardun).	Carutuña	Cartuna.
Patsch (Patse)	Patusa	Patis.
Tertschein	Taracuna	Tarchna.
Völlen (Fulano)	Velani	Vulana u. s. w.

2) Kritische Beiträge zur Geschichte und Alterthumskunde Tirols (Sitz.-Ber. d. k. Ak. d. Wiss. z. Wien 1850) und Die Alpen-Etrusker. Leipzig 1853.

für die ethnologische Auffassung gewonnen werden kann. — Ich glaube, wir gehen nicht zu weit, wenn wir eine alte Verwandschaft der alten Rhätier mit den nicht lateinischen, beziehentlich vorarischen Bevölkerungen Italiens, mögen dieselben später als Ligurer, Euganäer, Tusker oder Etrusker bezeichnet worden sein, für wahrscheinlich annehmen. — Die Sagen von Volkszügen, die Herleitung von Völkernamen aus Königs- und Heldengeschlechtern sind ja oft zweifellos nur nachträgliche Erklärungsversuche der Geschichtsschreiber für die durch Sprache, äussere Erscheinung u. s. w. sich kennzeichnende Verwandschaft zweier räumlich getrennter Volksstämme. So mag den Römern die Aehnlichkeit der rhätischen Bevölkerung mit den Tuskern, namentlich auch, was ja Livius ausdrücklich bezeugt, in der Sprache aufgefallen sein, und die Geschichtserzählung von der Flucht dieser in die Berge kann um so eher ein blosser Erklärungsversuch gewesen sein, als Livius etwas ganz ähnliches auch von den Euganäern berichtet. — Ich will hier nicht auf die schwerwiegenden Einwürfe Giovanelli's, Koch's und C. E. von Baer's[1]) gegen diese Verwilderungstheorie eines hoch entwickelten Volks, wie es die Etrusker zur Zeit des Einfalls der Gallier jedenfalls schon waren, durch die Verdrängung in die unwirthlichen Alpen eingehn, glaube aber noch einen Zweifel hinzufügen zu dürfen. Es ist doch wohl wahrscheinlich, dass das durchaus nicht besonders unwirthbare südliche Alpengebiet zur Zeit der angeblichen Flucht der Tusker nicht unbewohnt war. Wohnten doch im Norden in Sonderheit keltische Völker. Wes Stammes waren aber dann die Bewohner, welche die Tusker bei ihrer Flucht vorfanden, und was wurde aus ihnen? Diese Frage bleibt unbeantwortet, während, wenn wir von vornherein eine ursprünglich verwandte Bevölkerung Rhätiens und der benachbarten oberitalischen Ebene, Liguriens und Etruriens annehmen, wir jener Flucht behufs Erklärung dieser Verwandschaft gar nicht bedürfen. Damit fällt auch die Frage nach der den fliehenden Tuskern voraufgegangenen Ur-ur-Bevölkerung Rhätiens als gegenstandslos fort. — — Immerhin dürfte die grosse Zahl der Volksstämme, welche im Trophaeum Alpium als Bewohner der rhätischen Alpen genannt werden, (44), den Gedanken nahe legen, dass schon zur Zeit der Eroberung des Landes durch die Römer sehr mannigfaltige, vielleicht auch durch ihre Abstammung verschiedene Völker im Gebirge sassen. Gerade die Natur des Gebirgslandes begünstigt ja solche Verschiedenheit und ihre Erhaltung[2]). Was endlich den keltischen Antheil an der rhätischen Bevölkerung anbelangt, so schliesse ich mich hierin durchaus an C. E. v. Baer[3]) an. — „Norditalien war Jahrhunderte lang unter gallischer Herrschaft, und keltische Stämme drangen lange Zeit in die Gebirge weiter vor. Die Kelten waren also lange die nächsten Nachbaren der alten Gebirgsvölker und hatten sich zum Theil wohl mit ihnen gemischt. Es wäre wunderbar, wenn die nicht absorbirten alten Volksreste nicht auch keltische Elemente aufgenommen hätten." Ich meine, dies genügt für alle die Fälle, wo wir in gewissen Gebieten durch unzweideutige sprachliche Beweise, uud später vielleicht durch kraniologische Forschungen auf keltischen Ursprung gewissermassen hingestossen werden. Vorerst sind wir aber meines Erachtens noch gar nicht soweit in der Einzelforschung vorgeschritten, um das Maass solcher keltischen Beimischung auch nur annähernd ab-

---

1) Ueber den Schädelbau der Rhätischen Romanen (Bulletin de l'Acad. Impér. d. scienc. d. St. Petersbourg I. p. 38).

2) cf. Jäger. Ueber das rhätische Alpenvolk der Brenni oder Breonen (Sitz.-Ber. der Kaiserl. Academ. d. Wissensch. in Wien 1863, S. 367).

3) l. c. p. 60.

schätzen zu können. Ja, es geht aus verschiedenen Stellen alter Klassiker[1]) hervor, dass die Rhätier in späterer Zeit gerade umgekehrt feindliche Vorstösse und Raubzüge in das gallische Po-Gebiet machten. —

Ehe ich dieses, wie Jeder zugestehen wird, dunkle und nur mit grösster Vorsicht zu betretende Gebiet verlasse, muss ich noch einer Bemerkung des Hrn. v. Hölder Erwähnung thun. Letzterer durchhaut diesen gordischen Knoten mit einer bewundernswerth leichten Hand, indem er sagt[2]): „die Veneter — Rhätier und Ligurer waren wohl gemeinsamen Stammes mit den späteren Sarmaten und Wenden." — Ich brauche wohl nicht zu bemerken, dass diese Vermuthung soweit sie die letzteren beiden Volksnamen — die Veneter gehören auf ein anderes Blatt[3]) — betrifft, völlig aus der Luft gegriffen und ohne jeden Beweis hingestellt ist. — Oder soll darin ein Beweis liegen, dass, wie Hölder hinzufügt, Polybius, Plinius und Strabo ausdrücklich sagen, die Veneter, Rätier und Ligurer seien keine Gallier (Kelten) gewesen? Also weil sie nicht Gallier waren, müssen sie Sarmaten gewesen sein! —

Ich habe mich aus Gründen, die im weiteren Verlauf der Arbeit klarer hervortreten werden, verhältnissmässig lange bei der Besprechung der rhätischen Urbevölkerung eines Theils von Tirol aufgehalten. Um so kürzer kann ich mich in Betreff derjenigen Ereignisse fassen, die weiterhin von Einfluss auf die Stammesgeschichte der heutigen Tiroler waren. —

Zunächst ist es die römische Eroberung des Landes, welche in Betracht kommt. — Diese ward nach blutigen Kämpfen gegen die hartnäckig sich auf ihren unzugänglichen Burgen vertheidigenden Einwohner, unter der Regierung des Augustus, durch die Siege des Drusus und Tiberius vollendet. Im Jahre 6 n. Chr. lässt sich jener Kaiser vom römischen Senat und Volk ein Siegesdenkmal über die Alpenvölker errichten, deren Namen uns Plinius der Aeltere erhalten hat. — Drusus besetzte namentlich das Thal der Eisach, wo die Isarken sassen, sowie das Thal der Venosten, das spätere Vintschgau und Burggrafenamt Tirol. — Getreu dem Spruche Seneca's: „Wo immer der Römer gesiegt, da wohnt er auch", bedeckte sich das Land mit römischen Mansiones und Praesidia, festen Lagern für stehende Besatzungen. Solche Mittelpunkte römischer Colonisirung wurden Tridentum (Trient), Maja und Teriolis (Mais und Burg Tirol), Matrejum (Matrei), Veldidena (Wilten bei Innsbruck), Sublavio (Subsabio-Säben?) u. s. w. Hier war Alles auf römischem Fusse eingerichtet, die Bevölkerung bestand aus eingeführten römischen Colonisten, die natürlich nicht immer italischen Ursprungs gewesen zu sein brauchen, während, wie Dio Cassius[4]) berichtet, die waffenfähige rhätische Jugend gewaltsam fortgeführt und in entfernte Gebiete des weiten Reiches verpflanzt, namentlich aber dem römischen Heere einverleibt wurde[5]). — Grossartige Strassenbauten längs dieser Niederlassungen stellten die Verbindung mit den transalpinen Provinzen her. — Schon Augustus und Drusus errichteten eine Heerstrasse von Verona nach dem heutigen Augsburg, die, später durch Claudius verbessert und

---

1) Polyb: LV. Qui alpes incolebant, animadvertentes Gallorum vires in dies summopere augeri, plerumque adversus eos movebant.

2) Zusammenstellung der in Würtemberg vorkommenden Schädelformen, S. 21.

3) Vergl. über Veneter Diefenbach. Origines Europaeae, p. 73 ff., wo übrigens Plin. hist. natur XXVI. 7 ein falsches Citat ist; ferner p. 205.

4) 54, c. 22.

5) Schon 31 Jahre nach der Bezwingung ihrer Väter, kämpften die rhätischen Jünglinge, bereits römisch geschult und organisirt, an der Weser gegen die Cherusker, und zwar mit entschiedenem Antheil am Siege (Albert Jäger. l. c. S. 400, nach Tacit. Annal. II. 17).

gesichert, den Namen Claudia Augusta erhielt[1]). Wie ein unweit der Töll im Vintschgauthal gefundenes Strassendenkmal beweist, führte eine westliche Abzweigung derselben, wahrscheinlich von Pons Drusi, unweit dem heutigen Bozen, das Etschthal hinauf über das heutige Meran, also an der alten Maja und der Burg Teriolis vorüber durch das Vintschgauthal in's Innthal und durch dieses nach Augsburg[2]). — Eine andere Strasse führte vielleicht durch das Passeyerthal über den Jaufen nach Vipitenum, dem heutigen Sterzing[3]). — Auf der Burg Tirol aber sassen später als Besatzung germanische Hilfsvölker, namentlich Markomannen und Quaden. — Wie ausgiebig damals die Romanisirung des Landes gewesen sein muss, dafür sprechen noch jetzt die zahlreichen, nur aus dem Lateinischen erklärbaren Haus-, Hof- und Flur-Namen im südlichen und westlichen Tirol, selbst in den abgelegenen Hochthälern, wo sonst längst überall die deutsche Sprache unumschränkt herrscht. —

Allein nicht einmal drei volle Jahrhunderte sollten sich die Römer ungestört des Landes erfreun. Zunächst war es der germanische Völkerbund der Alemannen, welcher an den westlichen und nordwestlichen Grenzen des Reiches pochte. — Ein Schwarm derselben drang bis an den Gardasee vor, wurde indess 268 von Kaiser Claudius II. (Gothicus) geschlagen[4]). — Von Neuem besiegt die Alemannen der Kaiser Aurelian an der Donau[5]) (in extremis ad Istrum partibus). Nach Mascon[6]) fällt in diese Zeit auch der Einbruch der Markomannen durch Noricum in Italien, wo dieselben bis Mailand vordrangen[7]), indess ebenfalls später besiegt wurden. — Allein immer von Neuem wiederholen sich die alemannischen Einfälle in die Grenzgebiete, das ganze vierte Jahrhundert ist voll von den Kämpfen mit ihnen. — In wie weit schon damals die rhätisch-lateinische Bevölkerung von diesen germanischen Elementen durchsetzt wurde, lässt sich nicht sagen; Ammianus Marcellinus[8]) berichtet indess, dass Theodosius im Jahre 370 die Alemannen mit Hilfe der Burgunder schlug und ihre nach Rhätien versprengten Haufen als Zinsbauern in die fruchtbaren Felder am Po verlegte. Es würde zu weit führen, die Geschichte der Einfälle, Siege und Niederlagen der Alemannen hier eingehend zu besprechen, wichtig für uns ist nur die Frage, wann diese Völker dauernd in Rhätien Fuss fassten. Um die Mitte des fünften Jahrhunderts scheinen die Römer noch Westrhätien und die Nordgehänge der Alpen behauptet zu haben[9]); aber schon im Beginn des sechsten Jahrhunderts sitzen Alemannen am südlichen Ufer des Rheins und Bodensees von Basel bis Bregenz, nach Jornandes[10]) beherrschten sie aber die Hochalpen bereits zur Zeit des Theudemir, des Vaters des Theoderich; also etwa im letzten Drittheil des fünften Jahrhunderts. — Ferner steht fest, dass Theodorich der Grosse (492—525) auch über Alemannen, die innerhalb des damaligen Italiens wohnten (vielleicht im Etschland? cf. Steub p. 67) herrschte, und dass er

1) Thaler. Geschichte Tirols, cf. Aeltere Ferdinand. Zeitschr. B. I., p. 26 — 29. — Orelli I. 708.

2) Die Hauptstrasse führte jedenfalls über den Brenner. Dies beweisen die bei Partenkirchen auf diesem Wege aufgefundenen Meilensteine.

3) B. Weber. Das Land Tirol etc. Insbruck 1837, B. II. p. 338.

4) Aurellius Victor Epitome c. XXXIV.

5) Zosim. Lib. I. c. 49.

6) Geschichte der Deutschen. Leipzig 1726, p. 186.

7) Flav. Vopiscus in vit. Aurelian. c. 18.

8) XXVIII., V.

9) Zeuss l. c. p, 319.

10) C. 55.

neue Schaaren derselben, die sich nach der Schlacht von Tolbiacum in sein Gebiet flüchteten, innerhalb desselben ansiedelte[1]). Nach Thaler[2]) wies er ihnen eine grosse Strecke von Vindelicien und namentlich das heutige Vorarlberg an, Gegenden, die, von früheren Einwohnern rhäto-romanischen Stammes gar nicht bewohnt oder wenigstens wieder verlassen worden waren. — Zeuss[3]) nimmt im Gegentheil, aber gewiss irrthümlich an, dass die am oberen Laufe der Brenta, an den äussersten Voralpen des adriatischen Meeres, wohnende germanische Völkerinsel der Sette und tredeci Communi Nachkommen jener alemannischen Ansiedelung sind[4]). — Diese deutschen Gemeinden sind nach Kink erst Anfangs des dreizehnten Jahrhunderts von den Bischöfen von Trient aus der Gegend von Bozen dahin verpflanzt worden. (Anm. bei Jäger l. c. p. 417.)

Immerhin haben die Alemannen für die Besiedelung des heutigen Tirols nicht die Wichtigkeit, wie für die mehr westwärts gelegenen Gebiete der Schweiz. Nur in einzelnen Thälern, wie dem Passeyer, Oetz- und Ultenthal, hat sich nach Beda Weber alemännische Art und Sprache bis auf den heutigen Tag erhalten. — Ueberhaupt liegen die Verhältnisse für Tirol viel verwickelter, als für die Schweiz, soweit es auf Feststellung der einzelnen germanischen Völkerbruchstücke ankommt, die zu der heutigen Bevölkerung verschmolzen sind. — Von einzelnen, wie z. B. von den Herulern, Rugiern, Skiren Odoakers können wir nur vermuthen, dass sie während dessen dreizehnjähriger Herrschaft über Italien auch im heutigen Tirol sich niederliessen. Bedeutend wichtiger aber ist der Antheil, welchen die Ostgothen an der Volksmischung in einzelnen Gegenden Tirols gehabt haben müssen. — Wie bekannt, erhielten die Gothen Theodorichs den dritten Theil der Ländereien der Römer und wohnten als deren Gäste friedlich mit und unter ihnen. Später, nach der Vernichtung des Ostgothenreiches durch Belisar und Narses, mag sich ein grosser Theil der Gothen in die rhätischen Alpen geflüchtet und daselbst dauernd niedergelassen haben. —

So soll namentlich das Etschthal und die Gegend von Meran, vielleicht auch das Passeyerthal in seiner auffallend stattlichen Bevölkerung viel gothisches Blut bewahrt haben. Leider muss ich es mir, um nicht an anderer Stelle Bessergegebenes einfach zu wiederholen, versagen, auf diese gewiss höchst interessante Frage hier einzugehen, und verweise nur auf die betreffenden Aufsätze Felix Dahn's[5]) und Steub's[6]) über dieselbe. —

Viel wichtiger, als alle diese Völker sollten aber für Tirol die Bajuvaren werden. — Aus den Waldgebirgen Böhmens, des ehemals von den keltischen Bojern bewohnten, nach ihnen benannten Landes ergoss sich dieser wohl sicher germanische Volksstamm in die Donauebene, welche wegen der steten Einfälle und Verwüstungen durch ihre germanischen Nachbarn auf Befehl Odoakers von ihren römischen Colonisten verlassen worden war[7]). Wann die Bajuvaren das verlassene Gebiet in Besitz nahmen, ist nicht festzustellen, ebenso wenig, wann sie begannen, von der Ebene empor in die rhätischen Gebirge zu dringen und, die Thäler des Inns, des Eisach, der Rienz, der Drau, der Etsch bis unterhalb Bozen überfluthend,

1) Zeuss p. 322.
2) cf. Thaler. Geschichte Tirols, und Jäger l. c. p. 417.
3) l. c. p. 589.
4) cf. Steub. Herbsttage in Tirol, und Zur rhätischen Ethnologie p. 57, p. 63.
5) Reisebriefe aus Tirol und Italien (Prutz' Deutsches Museum 1863, Brief VI. VII.)
6) Herbsttage in Tirol, München 1867, p. 159 ff., ferner: Zur rhätischen Ethnologie p. 102 ff.
7) Eugippius. V. S. Severini c. 45 bei Zeuss, l. c. p. 369.

hier sich festzusetzen. Mittlerweile hatte sich ein anderes germanisches Volk, die Longobarden, Oberitaliens und der südlichen Alpenabhänge bemächtigt (569), und wahrscheinlich stiessen die durch das Innthal eindringenden Bajuvaren bereits auf ihre Stammverwandten im Süden. — Es wird übrigens ausdrücklich von Paul. Diac. II. 15 gesagt, dass zur Zeit des Einfalls der Longobarden zwischen Ligurien und Alemannien die beiden Provinzen Raetia prima et secunda lagen, wo eigentlich die Rhätier wohnten (in quibus proprii Rheti habitare noscuntur). Daraus könnte man schliessen, dass damals jedenfalls der grössere Theil des alten Rhätiens, vielleicht der östlich gelegene, in seiner rhätoromanischen Bevölkerung durch die alemannischen Einfälle nicht wesentlich verändert war. — Sassen doch zur Zeit Theodorichs in Rhätien als eine Art Grenzmiliz, wie es scheint, noch die kriegerischen Breuni, jenes rhätische Volk, dessen bereits Horaz gedenkt, und wehrten den Einfall alemannischer und vielleicht bojoarischer Schaaren ab. Die Grenze des Reichs scheint damals an den nördlichen Abdachungen der Alpen sich befunden zu haben, und die Grenzbewachung den Engpässen zwischen Innthal, Füssen und Partenkirchen gegolten zu haben[1]). Sicher ist soviel, dass 595 das erste bajuvarische Heer gegen die Slaven im Drauthal kämpft, und dass, wie uns Paulus Diaconus[2]) meldet, um das Jahr 685 die Bajuvaren im Besitz von Bozen sind und dort mit den Longobarden in Streit liegen. „Unter dem Longobardenkönig Grimoald war Magies (Mays bei Meran) der letzte longobardische Ort[3]).“ —

Die Grenze zwischen Longobarden und Bayern wechselte oft; lange scheint sie zwischen dem heutigen Mezzo Lombardo und Mezzo tedesco gelegen zu haben. — In Trient aber waltete später ein mächtiger longobardischer Herzog. —

So hätten wir denn eine Musterkarte fast sämmtlicher bedeutenderen Stämme des grossen Germaniens zur Hand, die für die Zusammensetzung der heutigen Tiroler Bevölkerung in Frage kommen. Cimbern, Heruler, Rugier, Skiren, Alemannen, Gothen, Bajuvaren, Longobarden: sie alle zogen über die grosse Völkerstrasse, um theils in die verlockenden Gefilde Italiens hinabsteigend, in der italienischen Bevölkerung allmälig unterzugehen, theils zwischen und auf den Bergen sich niederzulassen, und daselbst bis auf den heutigen Tag, wenn auch vielfach mit den vorgefundenen Bewohnern gemischt, als Deutsche fortzuleben. — Noch bunter gestaltet sich das Bild, wenn man hinzunimmt, dass der Alemannische Theil des Ostgothenreichs unter Totilas an die Franken abgetreten wurde, dass diese später als Sieger auch über Longobarden und Bayern walteten, — dass ihre Heerhaufen verwüstend und mordend bis Südtirol vorgedrungen sind (590), dass ferner durch Paulus Diaconus[4]) beglaubigt wird, der König Alboin habe zahlreiche andere Völkerschaften, Gepiden, Bulgaren, Sarmaten, Pannonier, Sueven, Noriker, Sachsen mit sich nach Italien geführt, von denen freilich letztere, angeblich 26 000 Mann stark, später wieder in ihre Heimath zurückkehrten, aber von den dort inzwischen angesiedelten Schwaben fast vernichtet wurden[5]). — Ja selbst die Slaven dürfen nicht vergessen werden, wenn sie auch nur für den östlichen Theil Tirols, für das Pusterthal in Sonderheit, in Frage kommen. Dieses Gebiet wurde der Schauplatz heisser Kämpfe zwischen den Bajuvaren und Wenden, die gegen Ende des sechsten Jahrhunderts von der Drau herauf eindringend, die alte Römerstadt Aguntum zer-

---

1) Jäger l. c. pag. 409 u. ff.
2) V. 36.
3) Zeuss l. c. p. 372.
4) II. 26.
5) Gregor von Tours IV, 43, V, 15 bei Zeuss l. c. p. 386.

stört und das Land in Besitz genommen hatten. — Noch jetzt erinnern slavische Ortsnamen in den Seitenthälern des Pusterthals an diese Besiedelung.

Endlich kommen noch dazu die zahlreichen Zuzüge deutscher Bergleute im Mittelalter, als der Bergbau vielfach in Tirol blühte, ein für gewisse Gebiete immerhin auch zu berücksichtigender Faktor der Volksmischung. —

Es fragt sich nun, in welcher Weise diese mannichfachen Elemente zu dem Volke verschmolzen sind, das wir jetzt als tirolisches bezeichnen. — Selbstverständlich haben wir keine Ahnung davon, wie schnell sich nach Eroberung des Landes durch die Römer, der Romanisirungsprozess vollzog, und in wie weit die rhätischen Elemente in jener Mischung sich erhielten oder im Laufe der späteren Jahrhunderte wieder durchbrachen. — Aber auch die Verschmelzung der rhätoromanischen angesessenen Bevölkerung mit den germanischen Eindringlingen hat sich an verschiedenen Stellen sicher sehr verschieden gestaltet, sowohl was das Verhältniss der in die Mischung eingehenden Volkselemente, als auch was die Zeit betrifft, wann sie vollendet war. Wir haben, beim Fehlen anderer Hilfsmittel, vorerst nur die Sprache und den äusseren Habitus und Charakter der Bewohner als Anhaltspunkte. Ersterer allein ist, wie überhaupt, so auch auf diesem engen Gebiet ein nur trügerischer Wegweiser. Es unterliegt keinem Zweifel, dass in manchen Thälern selbst des nördlichen Tirols noch lange Zeit die romanische Sprache erklang, wo jetzt nur noch die zahlreichen Flurnamen und gewisse, namentlich auf die Sennerei bezügliche Ausdrücke an den romanischen Ursprung mahnen. Interessante Ergebnisse in der Hand des trefflichen Steub[1]) ergiebt auch die Betrachtung der verschiedenen, in den Urkunden vorkommenden Namen deutschen und romanischen Ursprungs. — Man kann aus diesen schliessen, dass Deutsche und Romanen noch Jahrhunderte lang friedlich, aber national unterschieden, neben einander sassen, bald einzeln, bald in ganzen Gemeinden. So soll z. B. nach Ullrich v. Campell noch zu seiner Zeit (1550) das Dorf Partschins bei Meran, nach Guler von Winek noch 60 Jahre später das Matscher Thal bei Mals romanisch gesprochen haben[2]). Im Grödnerthale können wir sogar heutzutage die allmälige Verdrängung eines uralten romanischen Dialektes durch die deutsche Sprache während der letzten Jahrzehnte, seitdem das Thal durch eine Kunststrasse erschlossen wurde, beobachten. — Jedenfalls lehren diese Beispiele, dass man auf den deutschen Ursprung der Bevölkerung nicht aus der heutigen Sprache schliessen darf, ebenso wenig, wie Alles, was jetzt im Wälschtirol italienisch spricht, dem romanischen Stamme angehört. Hat doch hier im Laufe der letzten Jahrhunderte ein stetes Zurückweichen der deutschen Sprachgrenze stattgefunden, Dank der Gleichgültigkeit der österreichischen Regierung und dem Fanatismus einer undeutschen Geistlichkeit, die selbst den Beichtstuhl dazu benutzte, die deutsche „barbarische" Muttersprache auszumerzen. — Diese „Verwälschung" der Südtiroler Deutschen ist ja in den letzten Jahrzehnten oft in der Tagespresse besprochen worden und muss um so mehr beklagt werden, je reiner gerade in diesen Gebieten stellenweise das germanische Element sich erhalten haben mag, reiner, als in manchen nördlicher gelegenen Thälern, wo jetzt überall die deutsche Zunge klingt. — Denn viel entscheidender, als die Sprache, ist das zweite Kennzeichen, das ich oben nannte, die äussere Esscheinung und der Charakter des Volkes. Eine Erhebung der Haut-, Haar- und Augenfarbe in diesen Grenzgebieten Oesterreichs und Italiens würde sicher besseren Aufschluss geben, als irgend welche anderen Hilfs-

1) Herbstage in Tirol p. 130 ff.

2) ibid. p. 140.

mittel, zumal hier gerade die ethnologischen Gegensätze — die Ligurier und Etrusker bez. Rhätier, sind wahrscheinlich dunkelhaarige Völker, von kleiner, gedrungener Gestalt[1]) gewesen — auf einander stiessen. — Beda Weber bespricht in seinem freilich vielfach anfechtbarem Werke[2]) auch eingehend die Ethnologie der heutigen Bevölkerung, sowohl was äussere Erscheinung, als was Charakteranlage betrifft. — Er sagt: „Die Urkraft des Volkes im Oberinnthal ist altrhätischen Stammes[3]), „nur leise nach dem romanischen Elemente zückend, mit allem Ernst der Gesinnung, „mit aller Zähigkeit des Charakters, mit aller Vorherrschaft des Verstandes, die „wir am rhätischen Menschenstamme bewundern (?). Die anschwellende Volks„strömung vom Norden her pflanzte frühzeitig einen bojoarischen Volkshaufen in „diesen älteren Bevölkerungszweig, und aus dieser Verzweigung ging der ober„innthaler Volkstypus hervor, je höher hinauf, desto rhätischer, je tiefer herab, „desto bojoarischer, im Ganzen jedoch mit solchem Vorwalten des rhätischen „Elementes, dass das Bajoarische mit seiner Biegsamkeit, Leichtigkeit und Lust „darin wie gebunden erscheint. — Das Unterinnthal, nur in dem äussersten Ende „südwärts laufender Nebenthäler von dem rhätischen Anfluge gestreift, aus urälte„ster Zeit bojoarischer Völker Heimath, prägte den bojoarischen Volkstypus im „Laufe langer Jahrhunderte auf das kräftigste und bündigste aus, durch Sitte, Ge„setz und Glaube fest im väterlichen Erbtheile gewurzelt, bis auf die heutige Zeit „der lebhafteste Gegensatz zum Oberinnthal. Der Unterinnthaler ist schlank ge„baut, gut proportionirt, die Grösse zum Leibesumfang im schönsten Ebenmaasse, „leicht in Gang und Bewegung, glatt und schleifend in Sprache und Ausdruck, „laut und stürmisch in Leid und Freude und Phantasie, unerschöpflich in Gut„müthigkeit und Zutraulichkeit, ohne Vorhalt in Gedanken, glühend in Sinnlichkeit „und Reue, äusserlich schmuck in Kleidung und reinlich in Haus und Stube. Der „Oberinnthaler, mehr kräftigen und gedrungenen, als anmuthigen und zierlichen Kör„perbaus, geht bald in's vierschrötig Breite, bald in Dünnleibigkeit ohne Fülle aus, „der dunkleren Farbe, den markirten Zügen, dem tieferen Ernst in Gesichtsbildung, „Kleidertracht, Lebensäusserung zugewandt. Seine Sprache, dem dorischen Dialect „vergleichbar, zieht breit aus, schwerfällig, mit a-Lauten überfüllt, ungefällig dem „Ohre, schweren Verständnisses. — Der Volkssinn ist still, oft trübe, ohne Märchen „und Lied, einförmig, wie die Berge seiner Heimath, wortkarg, rückhaltig, nicht „ohne tief geprägte Spuren von Lebensmühe und Lebensernst. — Wie die Gebirge „Unterinnthals sich in's deutsche Plan verflachen, alle Ortsbenennungen in Schmol„lers bayrischem Idiotikon auslaufen, so tritt die altdeutsche Zerstreutheit in Höfe, „das freie Bauernthum auf eigener Scholle, in eigenem Walde, bei eigener Quelle „immer mehr hervor, der Güterumfang, das Gesinde einzelner Besitzer vergrössert „sich fortwährend, Auswachsen und Auseinandergehen des wirthschaftlichen Betriebes „wird überall sichtbar; abhold aller Zerstückelung der Gründe, aller Zersplitterung „der häuslichen Kraft und Stärke, eine oft beispiellose Fortdauer des alten Ge„schlechtes auf väterlichem Ahnengute. — Im Oberinnthal schleicht alsbald rhäto„romanischer Wortlaut in die Ortsnamen, — — — die Ortschaften drängen sich

1) Vergl. Diefenbach, Origines Europaeae p. 109 u. p. 121.

2) Das Land Tirol, Insbruck 1837.

3) Dr. A. Jäger kommt in seiner oben angeführten Untersuchung über die Breonen ebenfalls zu dem Schluss, dass diese im Oberinnthal ansässig waren und sich noch lange Jahrhunderte nach der Völkerwanderung als romanisirter eigenartiger Volksstamm erhielten. Er sieht in ihnen aber die keltischen Ureinwohner, die vor der Einwanderung der tuskischen Rhätier die nach diesen benannten rhätischen Alpen in ihrer ganzen Ausdehnung inne gehabt haben (p. 440).

„immer mehr in geschlossene Häusergruppen zusammen, in ein engverschlungenes „Gemeindeleben mit Ausschluss der freiherrlichen deutschen Bauernschaft, die Guts-„complexe zerfallen in Parzellen, charakteristisch Stückelen genannt u. s. w., u. s. w." — Derartige Charakteristiker finden sich noch vielfach in B. Weber's Werken, und sind wohl nicht ohne Werth für den Ethnologen. —

Wenn ich so versucht habe, eine kurze kritische Darstellung der ethnologischen Gesichtspunkte zu geben, welche für die Beurtheilung des tiroler Volkes in Frage kommen, so bin ich mir der Dürftigkeit und Unzulänglichkeit derselben vollkommen bewusst. Möge das Gegebene dem Anthropologen, der sich auf seine Weise mit den Hilfsmitteln seiner Wissenschaft an die Entwirrung der Fragen macht, wenigstens als allgemeine Grundlage dienen und ihn der Mühe überheben, selbst zu den Quellen hinabzusteigen. — Er wird doch genöthigt sein, bei jeder Einzelforschung auf diesem bunten Gebiete auch auf die Localgeschichte einzugehen, und kann seine Aufgabe nur lösen, wenn Geschichte, Sprachforschung und Anthropologie Hand in Hand gehen. Freilich fällt Einem dabei immer die Geschichte von dem Lahmen ein, der sich von einem Blinden tragen, oder von dem Blinden, der sich von einem Taubstummen führen lässt. —

Was nun die vierzehn Schädel anbelangt, die ich zunächst gesammelt und untersucht habe, so will ich der für ihre Abstammung wichtigen Localverhältnisse nur mit einigen Worten gedenken. —

Wenn man aus Meran zum Vintschgauer Thor hinauswandert, so erblickt man rechter Hand auf der Berglehne, etwa 1000 Fuss über der Thalsohle gelegen, zwischen dem Schloss Tirol und dem mehr thaleinwärts gelegenen verfallenen Schloss Durnstein ein Paar weiss schimmernde Gebäude mit einem bescheidenem Kirchthum. Es ist dies die Pfarrkirche von St. Peter mit dem daran stossenden Vidum des Pfarrers, ein uralter Bau. — Ich will es dahin gestellt sein lassen, ob an der Sage etwas Wahres ist, die mir der würdige geistliche Herr mittheilte, welcher dort oben haust. Danach soll die Kirche schon gestanden haben, als noch eine römische Besatzung in der kaum 10 Minuten entfernten Burg Teriolis, dem heutigen Schloss Tirol, lag, und ein unterirdischer Gang, der sich unter dem Altar öffnete, soll den heimlichen Christen der Besatzung gedient haben, wenn sie sich zur Verrichtung ihrer Andacht nach der Kirche begaben. — Jedenfalls steht aber so viel fest, dass St. Peter die älteste Seelsorgkirche im weiten Umkreis ist, und wenn es wahr ist, dass, wie der tiroler Geschichtsschreiber von Hormayer behauptet, einst zu ihrem Sprengel auch die alte Römerstadt Maja gehörte, so würde sie schon im achten Jahrhundert gestanden haben. Denn Maja, ursprünglich eine römische Mansio, verschwindet um diese Zeit spurlos aus der Geschichte, nachdem sie der in ihr geborene Bischof Aribo von Freising, welcher 783 starb, noch als eine mit Mauern und Thoren versehene Stadt bezeichnet hatte. — Erst nach mehr denn zwei Jahrhunderten, 931, taucht in einer Urkunde Heinrich des Voglers an dieser Stelle das Dorf Mais auf. — Man vermuthet daher, dass in der Zwischenzeit die alte Maja durch einen Bergsturz, der die Bildung des jetzigen Neifthales[1]) zur Folge hatte, verschüttet wurde, und dass das jetzige Obermais auf dem Geröllhaufen steht. Die geologische Beschaffenheit der Gegend, die Art der Gesteintrümmer, spricht für diese Annahme, ebenso allerlei Alterthumsfunde, die man gelegentlich beim Graben von Brunnen u. s. w. machte. —

Was mir nun die alte Pfarre besonders wichtig machte, war der Umstand, dass sich auf dem dazu gehörigen Kirchhof ein kleines, sehr altes Beinhaus befinden

---

1) Naif von Nova, Bergbruch (Steub, Z. rhät. Ethnol. p. 121.)

sollte. Hinaufsteigend, fand ich diese Angaben bestätigt: in einem kleinen gewölbten Anbau an der Wand des Vidums waren zahlreiche Gebeine, in Sonderheit Schädel, längs einer Wand bis zur Mannshöhe regellos aufgeschichtet. — Es gelang mir, von diesen Schädeln 14 zu erwerben. Leider fehlen denselben die Unterkiefer und fast sämmtliche Zähne, letzteres daher, dass, wie mir ein älterer Mann, der als Knabe selbst mitgeholfen hatte, erzählte, die Dorfjugend der Nachbarschaft vor einigen dreissig Jahren sich eifrig mit der Prüfung der Festigkeit jener Schädel beschäftigte, indem sie ihnen die Zähne einschlug. — Die Schädel selbst, soweit ich sie untersuchen konnte, trugen, mit Ausnahme zweier, keine Bezeichnungen und Inschriften. Der Curiosität wegen wäre nur anzuführen, dass einer der zu oberst liegenden, augenscheinlich frischesten in unausgebildeter moderner Schüler-Handschrift die deutschen anatomischen Bezeichnungen der einzelnen Knochen aufwies. — Ich lasse es dahin gestellt sein, ob ein dörflicher Vesal daran seine einsamen Studien angestellt hat. —

Das Fehlen jeder Angabe über die früheren Besitzer dieser Schädel und deren Todesjahr ist im vorliegenden Falle um so bedauerlicher, je wichtiger für die Deutung in kraniologischer Beziehung, wie wir unten sehen werden, gerade die Abstammung der einzelnen Schädel ist. — Man kann mit Sicherheit angeben, dass nur zwei noch dazu sehr kleine Dorfgemeinden den Begräbnissplatz benutzten, dem jene Schädel entstammen, allein eigenthümlicherweise gehören dieselben zwei weit von einander entfernten Thalgebieten an, die wahrscheinlich von wesentlich verschiedenen Stämmen besiedelt wurden. — Jetzt, und von je her, gehört zur Pfarre St. Peter das Dorf Gratsch (M. A. Churazes) mit einzelnen zerstreuten Höfen. Dasselbe liegt am Fusse des Küchelbergs und zählte 1847 nach Staffler in 24 Häusern 166 Einwohner. — Bis 1752 aber war auch das fern im Passeyerthal gelegene Dorf Pfelders bei St. Peter eingepfarrt, eine 1847 ebenfalls nur 122 Seelen starke, in 15 Höfen wohnende Gemeinde. — Im Ganzen hat also zu dem Begräbnissplatz eine Bevölkerung beigetragen, die 1847 noch nicht einmal 300 Seelen zählte, und in früheren Jahrhunderten gewiss noch weniger zahlreich war. — Von Pfelders ist St. Peter nur durch einen beschwerlichen, sechsstündigen Weg über das Spronserjoch zu erreichen, und die Todten mussten alle auf diesem Wege zu ihrer Ruhstatt befördert werden. Da der Jochübergang aber im Winter unwegsam war, liess man die Leichen gefrieren, um sie erst im Frühjahr im Friedhof von St. Peter beizusetzen[1]). — Erst seit 1753 hat dieses Verhältniss aufgehört, und besitzt Pfelders nun einen eigenen Seelsorger und eine Begräbnissstätte im Thale selbst. —

Schon die Lage beider Orte setzt wesentlich verschiedene Verhältnisse, soweit es sich um die Reinheit und Beständigkeit der Bevölkerung handelt. Gratsch, nahe der grossen Römerstrasse gelegen, in unmittelbarem Bereich des alten Teriolis und Maja, muss alle die Völkerstürme über sich haben ergehen lassen, welche seit unvordenklichen Zeiten gerade in diesem Winkel ihr Wirbelspiel trieben. — Wir haben oben gesehen, dass im Vintschgauerthal zur Zeit der römischen Eroberung der rhätische Volkstamm der Venosten sass. — Später entwickelte sich in dieser lachenden Thalweite, wo die Rebe, Feige und Edelkastanie gedeiht, ein reiches römisches Provinzialleben, dessen Spuren sich in zahlreichen aufgefundenen Alterthümern und noch jetzt in vielen Namen ursprünglich römischer Landgüter (z. B. Leonianum = Lahna, Cajanum = Goyen), erhalten finden. — Wie schon oben erwähnt, bestand noch im sechszehnten Jahrhundert das Dorf Partschins, 3 Wegstunden thalaufwärts gelegen, als romanische Sprachinsel fort. — Wir gehen also sicher nicht

1) Weber, Das Thal Passeyer und seine Bewohner, Insbruck 1852, p. 125.

fehl, wenn wir dieser ganzen Gegend eine dichte rhätoromanische Bevölkerung als Grundstock zuerkennen. — Im Mittelalter gehörte Gratsch dem bayrischen Kloster Wessobrunn, das hier ansehnliche Weingüter und Wirthschaftsgebäude besass[1]). Dass gerade diese herrliche Gegend auf die germanischen Eroberer keine geringere Anziehung ausübte, als früher auf die römischen Colonisten, liegt auf der Hand, und die unmittelbare Nähe des Sitzes des Herrschergeschlechtes, der Burg Tirol, wird wesentlich zur Germanisirung dieser Gegend beigetragen haben. —

Ganz anders scheint es sich mit Pfelders zu verhalten. Weit entfernt von der grossen Heerstrasse, in einem einsamen Seitenthal gelegen, hat dasselbe gewiss verhältnissmässig wenig Wechselfälle erlebt. — Woher es besiedelt wurde, ist unsicher. Zur Zeit, als die Landesfürsten auf Tirol sassen, scheint das Thal lediglich diesen als Jagdrevier gedient zu haben. Vielleicht waren daher Jäger und Gesinde vom Schloss Tirol die ersten Besiedler[2]). — Beda Weber in seinem oben angeführten Werk über das Thal Passeyer kommt freilich zu einem ganz anderen Schluss. — Um denselben zu beurtheilen müssen wir aber der Ethnologie des Passeyerthals im Ganzen einige Worte widmen. Ich hatte schon oben erwähnt, dass das alemannische Element im eigentlichen Tirol dem bajuvarischen und vielleicht dem longobardisch-gothischen gegenüber sehr zurücktritt, während es in Vorarlberg und der Schweiz den wesentlichen germanischen Antheil an der Bevölkerungsmischung bildet. — Das Passeyerthal macht davon eine Ausnahme, ebenso wie ein Theil des Oetzthales und das Ultenthal, ersteres bekanntlich ein Nebenthal des Oberinn-, dieses des Etschthales unterhalb Meran's. Auch das Schnalserthal, Sarn-, Ridnaun- und Villanderthal rechnet Weber hierher. — Die Bevölkerung ist bestimmt nicht bajuvarischen, sondern wohl vorwiegend alemannischen Ursprungs, und scheint sich auffallend rein erhalten zu haben. — Für die alemannische Abstammung spricht zunächst der Dialect[3]) und das alte deutsche Gewohnheitsrecht, das in diesem Thale herrschte, für die Reinheit der germanischen Abstammung aber die äussere Erscheinung. Ich lasse hier Weber sprechen, jedenfalls ein besserer Kenner des Volkes, als ein Reisender, der gelegentlich die Gestalten einer Bauernprozession oder eines Markttages in Meran durchmustert, und um so lieber, als ich selber das Passeyerthal nicht besucht habe. —

„Die Passeyer sind vorherrschend deutschen Blutes. Das erkennt man schon „beim Anblick dieser herrlichen Gestalten. Die Männer sind fast durchweg schlank „aufgeschossene Muster plastischer Schönheit, mit einer Leichtigkeit der Form und „Bewegung, die unwillkürlich an den Eindruck erinnert, den man beim Anblicke „schlanker Säulen in einer gothischen Kirche empfindet, und in dieser Beziehung „von den Männern des Burggrafenamtes (Meran) wesentlich verschieden, die mehr „in's Gestockte, Runde auslaufen, und daher etwas gedrücktes haben. Ihr Gesicht „ist länglich, ihre Augen blau, seltener braun, ihre Locken blond und kraus, fein „wie Seide. Ihre Schultern gehen weniger breit aus, als es für einen stämmigen, „gesunden Wuchs erforderlich erscheint, so gut es für eine schmiegsame Darstellung „sein mag. Ihre Züge sind durchaus edel, bei Knaben so zart und fein, dass man „versucht wird, sie seien nicht in der kräftigen Bergluft, sondern hinter Glasfenstern „im Treibhause gewachsen. Die Farbe ist röthlich blass, selbst bei alten Leuten „noch frisch angehaucht, wie bei einem Apfel gerade vom Baume. Besonders lobt

1) Staffler, Das Deutsche Tirol und Vorarlberg; topographische und geschichtliche Bemerkungen. Insbruck 1847. B. II. p. 661, 662.

2) Staffler, l. c. p. 740.

3) Weber, a. a. O. p. 273 ff., wo Proben desselben gegeben werden.

„man die Schönheit der Nase im Gegensatz zu den übrigen Theilen des Gesichtes. Ferner: „Das weibliche Geschlecht ist dem männlichen an Schönheit der Formen „und Zartheit der Züge noch überlegen. Die Mädchen von 15—30 Jahren sind in „der Regel bildschön, besonders von zartester, blendendweisser Hauptfarbe (sic!) „mit den feinsten blonden Locken, unter denen die blauen Augen gross und lebhaft „hervorleuchten. Blonde Haare und blaue Augen trifft man bei ihnen überhaupt „regelmässiger und entschiedener an, als bei den Männern. Oft ist ihr Haarwuchs „so üppig, dass er gelöst bis zu den Füssen hinabwallt. Rothe Haare sind auch „hie und da bei den Frauen zu finden, aber selten bei ganz schönen Gesichtern. „Im Ganzen sind jedoch die Weiber kürzer als die Männer, oft auch weniger „schlank. Ihr Gesicht ist mehr rund, ihr Gang schwerfällig, eine Folge des Tragens „ungeheuerer Lasten von Jugend auf. Man bemerkt auch, dass die weibliche Ge- „stalt, je höher in's Gebirge hinauf, desto schlanker und länger wird.“ — —

Man hat hier die Schilderung eines edlen germanischen Stammes vor sich, wie er sich in solcher Reinheit in Deutschland wohl selten finden mag. Und nun lese man ferner die begeisterte Schilderung, die Felix Dahn in seinen oben angeführten Reisebriefen[1]) von den Bauern der Umgegend Meran's, wie sie sich Sonntags vor der Pfarrkirche versammeln, entwirft, deren germanische Typen völlig der Beschreibung Weber's entsprechen! Germanen sind es, aber sind es Alemannen? — Thaler und Dahn kommen beide, wenn auch wohl nicht ganz unabhängig[2]), zu dem gleichen Schluss: ersterer, dass im Passeyerthal, letzterer, dass überhaupt in der Umgegend von Meran und im Etschthal sich das Blut des edelsten germanischen Volksstammes, der Gothen, vielfach erhalten hat. — Thaler[3]) macht darauf aufmerksam, dass im Passeyerthal eine Anzahl von Gemeinden, wie Rabenstein, Moos, Schlattach, und auch unser Pfelders, früher als die wälsche Probstei bezeichnet wurden, und erklärt diese Bezeichnung, die an sich ja ursprünglich nur „fremd“, und erst später: „wälsch d. h. romanisch“ bedeutet, dadurch, dass er annimmt, hier haben sich zahlreiche, nach der Zerstörung des Reiches flüchtige Ostgothen angesiedelt, die, durch den längeren Aufenthalt in Oberitalien bereits verwälscht, von den sie aufnehmenden alemannisch-bajuvarischen Stammesgenossen als „Wälsche“ bezeichnet wurden. — Dahn dagegen stützt sich wesentlich auf die von dem alemannischen und bajuvarischen so auffallend zu ihrem Vortheil unterschiedene Erscheinung des Volkes, sowie auf den Vocalismus des Dialekts im Alten- (wohl Druckfehler für: Ulten-?) und Naifthal, der ganz dem gothischen entspreche, endlich aber auf geschichtliche Zeugnisse[4]).

So vorbereitet, wollen wir nun an die Betrachtung der Schädel selber gehen.

Es handelt sich, wie gesagt, nur um eine beschränkte Anzahl, nämlich vierzehn. Einzelne derselben sind sehr defect, völlig erhalten ist keiner; in Sonderheit fehlen sämmtliche Unterkiefer. — Die Schädel sind fast durchgängig auffallend schwer. So wiegt z. B. Schädel No. XIII. 880, ein macerirter, ihm sehr ähnlicher der hiesigen Anatomie entnommener dagegen nur 466, ein Schädel von einem römischen Grabe bei Trier aus der anatomischen Sammlung 565 grm. — Fast alle machen den Eindruck, als wären sie durch langes Verweilen im Erdboden mit erdigen Bestandtheilen

---

1) l. c. p. 425, 426.

2) cf. Reisebriefe p. 569.

3) l. c. p. 465.

4) In der Gegenüberstellung älterer und jüngerer Völkernamen, die sich ein Schreibverständiger des 12. Jahrhunderts zum Privatgebrauche angefertigt, findet sich das ältere Gothi durch das jüngere Meranare, Meraner erklärt. Anmerk. bei Steub. Zur rhätischen Ethnologie p. 103.

durchsetzt worden. — Ein Theil derselben ist augenscheinlich alt: die Lamina vitrea ist glanzlos, und hat sich stellenweis abgeblättert. Die Nähte klaffen, die Oberfläche erscheint verwittert, wie zerfressen, und färbt wie Kalk ab. Nur die Minderzahl, die ich den oberen Schichten entnahm, ist glatt und von frischerem Aussehn. —

Dem Geschlecht nach glaube ich mit ziemlicher Sicherheit sechs männliche, vier weibliche Schädel zu unterscheiden, der Rest erscheint fraglich. Dass muthmassliche Alter geben die Bemerkungen zu den Tabellen an. — Schon ohne genauere Prüfung fällt eine gewisse Familienähnlichkeit sämmtlicher auf, von der nur Nr. 14 eine Ausnahme macht. — Letzterer, tief unten in dem aufgeschichteten Haufen steckend, fiel mir sofort wegen seines abweichenden Verhaltens auf; die übrigen dagegen vertreten den Durchschnittscharakter der im Beinhaus befindlichen Schädel. —

Bei genauerem Zusehen zerfallen die anderen Exemplare trotz ihrer Aehnlichkeit zwanglos in zwei Gruppen: Zu der ersteren rechne ich Nr. I., II., (III.), IV., V., (VI.), VII., VIII., (IX., X.), zu der zweiten Nr. XI., XII., XIII., (XIV.) der Schädel. Als typisch und sich sehr nahe stehend sehe ich die nicht eingeklammerten Nummern jeder Gruppe an, während Nr. III., andererseits Nr. VI., IX., X., durch einzelne Züge abweichen. Nr. XIV. steht für sich, er ist entschieden pathologisch und nur mit Vorsicht in den Vergleich zu ziehen. —

Betrachten wir zunächst die erste Gruppe, deren Eigenthümlichkeiten die Nr. I., II., III., IV., V., VII und IX. mit der gleich zu bewährenden Einschränkung am typischsten zeigen! Die Schädel derselben erscheinen in der Norma facialis folgendermaassen: Die Stirn ist niedrig, breit, der Schläfentheil des Stirnbeins stark aufgetrieben. Der Zwischenraum zwischen den Augenhöhlen ist breit, flach, die Augenbrauenwülste schwach oder fehlend, der Nasenwulst nicht abgesetzt, meist geradezu fehlend. Nur bei Nr. III. senkt sich die Nasenwurzel etwas gegen den Stirnfortsatz ein, bei Nr. IX. dagegen ist ein starker Nasenwulst vorhanden. — Die Augenhöhlen-Eingänge sind gross, meist auffallend lateralwärts gesenkt; der grösseste Durchmesser liegt meist in einer von oben innen nach unten aussen gezogenen Diagonale der als Parallelogramme mit abgerundeten Winkeln erscheinenden Eingänge. — Der abgerundete Winkel, mit welchem Jochbein beziehungsweise Processus zygomaticus des Oberkiefers in den Processus alveolaris umbiegt, ist sehr wenig ausgebuchtet, die Fossa canina nicht tief. Daher erscheint die Superficies facialis des Oberkiefers in senkrechter Richtung, vom Orbitalende der Sutura zygomatico-maxillaris nach unten, perspektivisch sowohl, wie im Maass, auffallend breit, flach, gerade nach vorn gerichtet, während diese Fläche bei manchen anderen, damit verglichenen Schädeln aus Deutschland stark ausgetieft, mehr nach unten aussen gerichtet, die Ausbuchtung am unteren Rande des Processus zygomaticus ungleich tiefer, letzterer schmäler ist. — Diese Schädel erscheinen daher im Vergleich mit den Tirolern auffallend hohlwangig. Man möchte daraus den Schluss ziehen, dass es bei letzteren im Leben viel geringerer Fettansammlung bedurfte, um das Untergesicht voll erscheinen zu lassen. Ich erkläre mir — nebenbei gesagt — die bisweilen bei Phthisikern beobachtete Erscheinung, wo trotz excessiver Magerkeit des übrigen Körpers das Gesicht bis zum Tode an der Abmagerung verhältnissmässig wenig Theil hatte, durch die Annahme einer solchen Knochenbildung des Oberkiefers. —

Dabei ist aber das Gesicht der Tiroler Gruppe I nicht gerade breit zu nennen. — Benutzt man als Maass den Abstand der Mitte beider Wangenbeine (Gesichtsbreite nach Schaaffhausen), die Rubrik 41 der Tabelle, so findet man folgende Maasse:

I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	IX.	X.
107.	111.	115.	106.	107.	105.	108.	107.	118.	105.

also als Mittel 108,9, während die entsprechenden Maasse der zweiten Gruppe folgende sind:

XI.	XII.	XIII.	XIV.
116.	?	116.	119.

was ein Mittelmaass von 117 ergiebt — jedenfalls eine erhebliche Differenz. —

Es wäre gewiss verlockend, die übrigen Maassverhältnisse des Gesichtsschädels mit anderenorts niedergelegten Maassen deutscher Schädel zu vergleichen, allein ich halte mich vorerst, bei dem geringen Umfang des Untersuchungsmaterials, für nicht berechtigt, schon jetzt derartige in's Einzelne gehende Vergleiche anzustellen. Kann doch ein mässiger Zuwachs an neuem Material etwaige Durchschnittszahlen und die darauf hin angestellten Betrachtungen leicht über den Haufen werfen. Ich will daher nur beiläufig anführen, dass der Nasenindex Unterschiede zeigte, auf Grund deren Nr. VII., VIII., XI. als leptorrhin, die übrigen als mesorrhin nach Broca's Eintheilung[1]) zu bezeichnen wären. —

Auffallend ist für diese Gruppe das häufige Offenstehen der Stirnnaht unter den von mir gesammelten Schädeln. — Auf zehn derselben kommt sie bei dreien (Nr. II., III., V.) vor. — Die Zahlen sind freilich an sich zu gering, um sie zu Vergleichen zu benutzen, doch will ich nur anführen, dass nach Welcker[2]) bei deutschen Schädeln auf 10 etwa eine offene Stirnnaht kommt, dass die kaukasische Rasse überhaupt diese Erscheinung am häufigsten zeigt, und dass dabei die Erblichkeit eine Rolle spielt. Ich glaube, dass wir aus den früher angeführten Gründen gerade unter den Schädeln des Beinhauses von St. Peter vielfach verwandtschaftliche Beziehungen voraussetzen müssen, und mögen diese allein schon das so häufige Vorkommen der offenen Stirnnaht erklären; zu bemerken ist ferner, dass zwei der Schädel (II., V.) von mir als weibliche angesprochen werden, (III. ist zweifelhaft), und dass nach Welcker die Stirnnaht häufiger bei weiblichen, als bei männlichen Schädeln vorzukommen scheint[3]). —

Die Norma lateralis giebt folgendes Bild der ersten Gruppe: Die Stirn steigt bis zur Höhe der Tubera frontalia gerade empor, von hier geht sie in flacher Curve in den ebenfalls flachen Scheitel über. Nur bei den Schädeln mit offener Stirnnaht (II., III., V.), namentlich bei III., ist dieser Uebergang etwas weniger flach. — Der Umstand, dass die Mehrzahl der Schädel weibliche sind, muss wohl für die Stirnbildung in Betracht gezogen werden; der sicher männliche Schädel Nr. IX. zeigt ein weniger gerades, bereits von den stark hervorspringenden und zusammenfliessenden Arcus superciliares an allmälig nach hinten fliehendes Stirnprofil, ebenso Nr. I. — Auffallend ist auch in der Norma lateralis der allmälige Uebergang der Stirn- in die Nasenbeinlinie; letztere zeigt eine geringe Concavität und bildet mit dem Stirnprofil einen sehr flachen Winkel. Es ist ja immer misslich, aus der Nasenbildung des Schädels auf die Bildung am Lebenden zu schliessen, allein ich glaube, dass wir berechtigt sind, auf Grund der knöchernen Formen im vorliegenden Falle einen, ich möchte sagen, sanften Ausdruck des Profils mit auffallend geringer Einsattelung zwischen Stirn und Nase, und den Rücken letzterer als gerade, wenig hervorspringend, also eine dem sogenannten griechischen Profil nahe stehende Bildung vorauszusetzen. Nur Nr. IX. stört auch hier die Einheit des Bildes. —

---

1) Broca, Révue d'anthropologie 1872. T. 1. p. 17.

2) Untersuchungen über Wachsthum und Bau des menschlichen Schädels p. 98, 99.

3) Welcker führt in seiner Tabelle über die Stirnnaht bei Rassenschädeln (l. c. p. 100) an, dass er bei vier Altrömern einmal, bei vier alten Hetruskern ebenfalls einmal, bei drei Alfurus einmal diese Erscheinung fand. Meine Tiroler würden (3 : 10) die zweit-höchste Stufe seiner Tabelle einnehmen. —

Die Flachheit der Scheitelkurve ist allen diesen Schädeln gemeinsam; die Krümmung steigt etwa bis zu der Höhe der Tubera parietalia an, und senkt sich dann unter Bildung einer starken Convexität plötzlich nach hinten. Der Uebergang in das Profil des Hinterhauptsbeins findet bei einzelnen Schädeln (II., VII., IX.) sich dadurch stark markirt, dass letzteres im Ganzen, besonders aber längs der Sutura lambdoidea, sehr aufgetrieben ist. Die Linea semicircularis superior mit der Protuberantia erscheint als Scheitel eines Winkels, von dem aus der untere Theil des Hinterhauptbeins in flacher Profillinie und wenig geneigt nach vorn unten verläuft. Bei Nr. I., II., VIII., IX. ist die Insertionsstelle der zwischen Linea semicircularis superior und inferior sich befestigenden Muskeln so ausgeprägt, dass diese Stelle im Profil als flachconcave Ausbuchtung erscheint. —

Man könnte als Ursache der Flachheit des Scheitels die Gewohnheit des Tragens schwerer Lasten auf dem Kopf beschuldigen, welche bekanntlich gerade in Tirol herrscht. — Es ist geradezu erstaunlich, welch bedeutende Lasten Männer und Frauen auf diese Weise bewältigen. — Welcker[1]) weist freilich die gleiche Erklärung der von ihm gefundenen grösseren Niedrigkeit des Weiberschädels[2]), mit dem Einwurf zurück, dass für die zunächst von ihm verwertheten Schädel aus der Gegend von Halle dieses Tragen von Lasten auf dem Kopfe gar nicht vorkommt, und zeigt, dass die grössere Niedrigkeit des Weiberschädels sich bei den verschiedensten Völkern findet. — Immerhin wird dadurch nicht die Annahme ausgeschlossen, dass da, wo auffallende Flachheit und Niedrigkeit des Schädels von Männern und Weibern mit jener Sitte zusammentreffen, beide trotzdem in einem ursächlichen Verhältniss zu einander stehen. In dem einen Falle würde es sich um eine natürliche, nur dem weiblichen Geschlecht eigene, im anderen um eine gewissermassen künstlich deformative Flachheit des Scheitels beider Geschlechter handeln können. — Uebrigens überwiegen, wie die Zahlen der Tabelle ergeben, auch unter den Tirolern die Höhenmaasse der männlichen, die der weiblichen Schädel, (für I., III., VIII., IX. = 130,8, für die Uebrigen = 124,8).

Ueber die Norma occipitalis sind nur wenige Worte zu sagen: hier tritt vor allen Dingen die meist sehr bedeutende Breite des Schädels hervor. Letzterer erscheint als ein Fünfeck von geringerer Höhe als Breite mit äusserst abgerundeten Winkeln. Von dem sehr wenig oder gar nicht ausgesprochenen Winkel am Scheitel senkt sich die Conturlinie sanft und flach zu den mehr hervorspringenden durch die Tubera parietalia bezeichneten Winkeln, um von da fast senkrecht und nur wenig convergirend nach abwärts zu laufen.

In der Norma verticalis bildet der Schädel ein Oval mit breitem hinteren Abschnitt. Die Linie des Umrisses geht von den wohl abgerundeten Stirnhöckern, ohne die Schläfengegend durch eine Einsenkung zu markiren, flach zur Gegend der Tubera parietalia, wo die grösseste Breite liegt, und dann unter starker Krümmung zur Mittellinie, um mit der der anderen Seite gemeinsam fast einen Kreisbogen zu bilden. —

Die Norma basilaris endlich ergiebt zwei hervortretende Züge: das Foramen magnum liegt bei der grossen Kürze des Hinterhaupts weit nach hinten, und die Processus condyloidei ragen wenig hervor. — Auffallend ist dabei das häufige Fehlen des Foramen condyloideum posterius und die geringe Entwicklung der Fossae condyloideae posteriores. Das Foramen fehlt beiderseits bei Nr. II., IV., V., bei VIII. rechts, bei I. und X. links, bei allen diesen Schädeln sind die Fossae ausserdem sehr flach. Nr. VII. zeigt als Andeutung einer unvollkommenen Quertheilung

---

1) Kraniologische Mittheilungen, Archiv f. Anthropologie I. p. 124.

2) Unters. über Wachsthum und Bau etc. p. 66.

der Gelenkflächen an deren medialem Rande, namentlich links, eine tiefe Einkerbung, die vordere Hälfte der ersteren ist sehr breit, links sogar mit einer flügelförmigen Verbreiterung versehen. Gleichzeitig sind hier das Tuberculum pharyngeum und die vor demselben gelegene Grube, sowie die Querleisten, welche dem Rectus capitis anticus minor entsprechen, sehr ausgeprägt. —

Die Flachheit der Fossae condyloideae findet sich auch bei den Schädeln XI., XII., XIII. der Gruppe II., und ist in allen Fällen mit einer geringen Convexität der Gelenkflächen in der Richtung von vorn innen nach hinten aussen verbunden. — Nur der Schädel Nr. XIV. macht eine ganz auffallende Ausnahme: er hat sehr tiefe Fossae und stark hervorspringende Processus condyloidei von erheblicherer Convexität in der angegebenen Richtung. Endlich erscheint an einzelnen Schädeln sogar die Oberfläche der Fossae condyloideae rauh und wie mit kleinen Osteophyten besetzt. Wir haben es hier offenbar mit Erscheinungen zu thun, die man nach Barnard Davis als plastische Deformation bezeichnet, und auf die neuerdings Virchow die Aufmerksamkeit gerichtet hat[1]). Im vorliegenden Falle handelt es sich um Veränderungen, die vorwiegend den hinteren Umfang des Foramen magnum betreffen („hintere Impression" Virchow). — Dass hier nicht etwa Atrophie Ursache der Erscheinung ist, dafür spricht die Dicke und Massigkeit der vorliegenden Schädel. Dagegen scheint der Versuch gerechtfertigt, für diese Erscheinung jenes oben erwähnte äussere mechanische Moment als Ursache herbeizuziehn: die in Tirol sehr verbreitete Sitte, enorme Lasten[2]) auf dem Kopf zu tragen. Wenn sich in anderen Gegenden von Süd- und Südwestdeutschland, wo ebenfalls diese Gewohnheit besteht (— sie findet sich ja auch am Rhein —) eine gleiche Veränderung des Schädelgrundes nicht beobachtet werden sollte, so fällt für die Annahme dieses Zusammenhangs bei den Tirolerschädeln vielleicht der Umstand in's Gewicht, dass der Druck einer auf den Kopf getragenen Last beim Gehen auf bergigen, steilen Pfaden erheblichere Wirkungen auszuüben geeignet ist, als in der Ebene. Namentlich denke ich mir beim Hinabsteigen diese Wirkung bedeutend, da bei jedem Aufsetzen des tieferen Fusses der Gegenstoss gegen das belastete Atlanto-Occipitalgelenk sich besonders geltend machen muss. —

Nach dieser Schilderung der einen, zahlreicheren Gruppe der Schädel will ich nur wenige Worte der zweiten widmen, zu der ich die Nr. XI., XII., XIII. und auch XIV. rechne. — Da Nr. XII. und auch XIV. sehr defect ist, bleiben eigentlich nur zwei Schädel für diese Gruppe übrig. — Auch diese erscheinen nicht gut verwerthbar, weil Nr. XI. und Nr. XIII. eine Synostose der Sagittalnaht zeigen, die bei ersterem Schädel sicher, bei letzterem wahrscheinlich eine frühzeitige ist. — Was diese Schädel wesentlich unterscheidet, ist, abgesehen von der gleich zu besprechenden geringen Brachycephalie folgendes: Die Stirn erscheint höher, mit gut entwickelten Arcus superciliares und starkem Nasenwulst, die Augenhöhlen kleiner, weniger viereckig, weniger lateralwärts geneigt, der Malardurchmesser etwas grösser. — Das Hinterhaupt ist, bei grösserer Länge des Schädels viel mächtiger entwickelt, als bei der Gruppe I. — Die Unterschiede treten bei der Anschauung viel mehr hervor, als in den Zahlen. Alle drei Schädel sind sehr massig, schwer, und tragen einen kräftigen, männlichen Charakter zur Schau. — Der Ausdruck des Gesichts wird durch die eigenthümliche, von der anderen Gruppe so abweichende

---

1) Beitr. z. ph. Anthrop. d. Deutschen p. 317 ff.

2) Man vergl. darüber die Angaben B. Weber's. (Das Thal Passeyer und seine Bewohner). Ich selbst bin bisweilen Landleuten begegnet, die das von den steilen Halden gemähte Futter hinabtragend, wandelnden hochgethürmten Grasbergen glichen.

Stirnbildung ein finsterer, drohenderer. — Nr. XIV. zeigt diesen Charakter am ausgesprochensten. Weiteres über diese Schädel anzuführen, erscheint bei der geringen Zahl derselben und ihrem nicht völlig normalem sonstigen Verhalten überflüssig. —

Betrachten wir nun die Schädel der ersten Gruppe mit Bezug auf ihre Unterbringung in die verschiedenen auf den Indices begründeten Kategorien, so müssen wir dieselben als durchgehend brachycephal mit meist sehr hohen Breitenindices bezeichnen. (Minimum 83,1; Maximum 91,7; im Mittel 86,2 bei Anwendung der Virchow'schen, 85,06 bei der der v. Ihering'schen Maasse.) — Der Durchschnitt der grössten Länge ist 174,6 (177,4 nach v. I.), der der grössten Breite 150,3 (150,8 nach v. I.); es beruht also der hohe Breitenindex sowohl auf geringer absoluter Länge, wie auf grosser absoluter Breite der Schädel. —

Was die absolute Höhe anbelangt, so ist auch diese bei der Mehrzahl der Schädel gering. Sie beträgt dreimal 124, einmal 125, zweimal 126 mm, es folgen dann die Zahlen 128, 129, 130, 136, letztere für den Schädel Nr. III., der überhaupt nicht typisch erscheint. — Als Mittel ergiebt sich 127,2. — Als kleinste Mittelwerthe fand Welcker[1]), dessen Höhenmaass mit dem Virchow'schen Vergleiche gestattet, für Caraiben 125, für die Schädel von Urk und Marken 127, für Lappen 127. — Somit stehen die Tiroler Schädel der Gruppe I. in Betreff ihrer absoluten Höhe mit auf der niedrigsten Stufe der zu Deutschland gehörigen Stämme. — Ziehen wir dagegen den Längenhöhenindex in Betracht, so findet sich, dass kein Schädel einen Index unter 70,5 ergiebt, also streng genommen, keiner im Sinne der Virchow'schen Bezeichnung als chamäcephal (LH unter 70,0) zu bezeichnen ist, allein sie stehen dieser Grenze meist sehr nahe; keiner, mit Ausnahme des, wie erwähnt, auch sonst abweichenden Schädel Nr. III. (LH = 76,4), erreicht einen Index von 74. Durchschnittlich beträgt derselbe 72,81. Einen solchen von 75 aber bezeichnet Virchow noch als ein sehr mässiges Maass[2]). — Vergessen darf man auch nicht, dass trotz der geringen absoluten Höhe der Höhenlängenindex um so grösser ausfallen muss, je geringer die absolute Länge ist. Letztere ist aber an den vorliegenden Schädeln eine sehr mässige (168 in minimo, 178 in maximo, nur einmal (Nr. I.) darüber (183). Wir haben es also jedenfalls in der ersten Gruppe mit sehr bedeutend brachycephalischen, der Grenze der Chamäcephalie sehr nahe stehenden Schädeln zu thun. — Betrachten wir dagegen die Schädel der zweiten Gruppe mit Bezug auf ihre Indices, so zeigt sich sofort ein scharfer Gegensatz: Die Durchschnittszahl für den Längenbreitenindex ist 78,7, ergiebt also gegen die der ersten Gruppe eine Differenz von − 7,4. — Der Längenhöhenindex fällt, entsprechend der durchschnittlich grösseren absoluten Länge, trotz durchschnittlich grösserer absoluter Höhe, geringer aus, als bei Gruppe I. (70,2 gegen 72,81). —

Wenn es also gestattet ist, überhaupt bei dieser geringen Schädelzahl und ihrem theils defekten, theils abnormen Verhalten von einer charakterisirbaren Gruppe zu sprechen, so können wir dieselben als chamä-orthocephale bezeichnen.

Welche Schlüsse nun gestattet jede Gruppe mit Bezug auf die ethnologische Stellung der Bevölkerung, welche sie entnommen ist? — Zunächst ist es keinem Zweifel unterworfen, dass die brachycephale Gruppe I. von dem, was wir auf Grund der Reihengräberfunde als typische Schädelform der alten Germanen (Alemannen,

---

1) Arch. f. Anthrop. I. p. 154.

2) Virchow, Beiträge etc. p. 358.

Franken) bezeichnen gelernt haben, vollkommen und möglichst weit verschieden ist. — Es fragt sich aber, ob wir deshalb diesen Schädeln den germanischen Ursprung absprechen dürfen. Wir müssen berücksichtigen, dass gerade für die Besiedelung Tirols durch germanische Völker ein Stamm in Frage kommt, dessen ursprünglich einheitlicher Charakter mit Bezug auf die Schädelform mir durchaus noch nicht erwiesen scheint, nämlich die Bajuvaren. Freilich stehen sich hier zwei Ansichten gegenüber: während Heinrich Ranke aus dem Nebeneinandervorkommen meso- und brachycephaler Formen in den bayrischen Reihengräbern und auf Grund der Verwandtschaft derselben mit den Schädeln der heutigen bayrischen Bevölkerung zu dem Schluss kommt, dass neben dem langschädeligen „deutschem „Stamm ein zahlreicher kurzschädeliger rein deutscher Stamm mindestens vom „sechsten Jahrhundert an in Oberbayern ansässig gewesen ist[1]," — nimmt Kollmann[2]), freilich in sehr vorsichtiger Fassung an, dass diese kurzköpfige Rasse keltisch war. — Er stützt sich dabei wesentlich auf eine durchaus noch nicht sicher gestellte Voraussetzung, dass nämlich die alten Kelten brachycephal waren. Selbst wenn es richtig wäre, dass die heutigen Bretagner, sowie die Kelten auf Irland und Wales bracycephal sind[3]), so gestattet dies meines Erachtens ebensowenig einen Schluss auf die Brachycephalie der etwaigen alten Kelten auf deutschem Gebiet, wie die heutige Brachycephalie der Mehrzahl der Deutschen auf die gleiche Schädelform der alten Germanen schliessen liesse. —

Nach allem, was jetzt über die Keltenfrage gesagt und geschrieben wurde, scheint es rathsam, mit der Bezeichnung „keltisch" so vorsichtig wie möglich zu sein. Wir haben keinen Beweis dafür, dass die vielfach als keltisch bezeichneten Einwohner Süddeutschlands, welche, wie angenommen wird, von den Römern unterjocht, von den Germanen verdrängt und vernichtet wurden, eine einheitliche Rasse darstellten. — Zunächst haben wir bekanntlich eine grosse Anzahl übereinstimmender Urtheile alter Schriftsteller, welche die Kelten, gleich den Germanen, als weisshäutig, blond, blauäugig und hochgewachsen bezeichnen. — Ferner wird von denselben Schriftstellern beglaubigt, dass die Kelten bei ihrem Einbruch in das westliche und südliche Europa auf fremde, bereits ansässige Völker stiessen. Unter diesen werden besonders die Iberier, Ligurier, und, wie wir oben sahen, auch die Etrusker und Rhätier, ferner die Vindelicier und Noriker genannt[4]). — So weit uns die äussere Erscheinung dieser Volksstämme überliefert ist, scheinen dieselben einer braunen, dunkeläugigen, schwarzhaarigen, untersetzten Rasse angehört zu haben[5]). — Wir müssen daher, mit Diefenbach und Nicolucci, annehmen, dass die Völkerschaften, welche später die eindringenden Germanen vorfanden, bereits Mischvölker waren[6]). Die erste grosse Völkerwelle, die keltische, war schon über die vorarische Bevölkerung hinweggebraust, und hatte, sich verlaufend, ihre Niederschläge darin hinterlassen. Derselbe Prozess, welchen wir jetzt in Süddeutschland verfolgen, das allmälige Durchschlagen einer braunen, kurzköpfigen

---

1) Ueber oberbayrische Plattengräber (Beitr. z. Anthrop. u. Urges. Bayerns B. I., p. 127.

2) Schädel aus alten Grabstätten Bayerns (ibid. p. 151 ff.)

3) Die von Virchow untersuchten drei keltischen Schädel von einem alten Kirchhof in Ballingskellygsbay bei Cahirceveen, Kerry County im südwestlichen Irrland waren übrigens nicht brachycephal, sondern mesocephal mit Neigung zur Brachycephalie (Zeitschr. f. Ethnologie B. VII., Sitzungsbericht vom 20. März 1875, pag. 52—54).

4) Vergl. hierzu Zeuss, l. c. Artikel Kelten (p. 160 ff.).

5) Vergl. Diefenbach, Orig. Europae. p. 109, p. 121. Nicolucci, La stirpe Ligure, pag. 25 ff.

6) Diefenbach, l. c. p. 135. Nicolucci, p. 14.

Rasse, muss sich, wenn jene Voraussetzungen richtig sind, schon damals abgespielt haben. So verschwand der blonde Kelte in der dunklen Urbevölkerung, wie im Mittelalter und heut zu Tage der blonde Germane verschwindet. — Dass sich jene Mischvölker trotzdem als Kelten bezeichneten, beweist ebensowenig für ihre rein keltische Abstammung, wie der Name der heutigen Franzosen den Schluss erlaubt, dass dieselben die Nachkommen der germanischen Franken seien. — Sie nahmen vielleicht schon damals, wie sicher später in historischer Zeit ihre gallischen Stammgenossen, den Namen des herrschenden eingedrungenen Stammes, ihrer keltischen Besieger, an. — Solche Erscheinung ist ja nichts Ungewöhnliches in der Geschichte. — Wenn ich somit auch gegen die Bezeichnung „keltisch", wie sie Kollmann anwendet, mich aussprechen muss, so wird dadurch doch seine Zurückführung der Brachycephalen in den alten bayrischen Grabstätten auf ein nicht germanisches Volk nicht erschüttert. — Es fragt sich nur, wo diese Beimischung stattfand: ob die hereinbrechenden Bajuvaren bereits mit Brachycephalen vermengt waren, oder ob die Mischung erst an Ort und Stelle mit einer vorgefundenen Bevölkerung sich vollzogen hat. — Ich meine, der lange, geschichtlich beglaubigte Aufenthalt der Bajuvaren in und ihre Herkunft aus einem anerkannt früher von Nichtgermanen („Kelten, Bojern") bewohntem Lande, Böhmen, legt die Vermuthung nahe, dass sie schon zur Zeit ihres Eindringens in Bayern fremde Elemente in sich aufgenommen hatten, also physisch und kraniologisch betrachtet, kein rein germanischer Stamm waren. — Trotzdem konnten jene Elemente, die, aus der Zahl der bisher in den Reihengräbern vorgefundenen brachycephalen Schädel zu schliessen, sehr in der Minderzahl waren, doch schon so völlig in der germanischen Mehrzahl aufgegangen sein, dass die alten Bajuvaren in Sprache und Sitten den Eindruck eines einheitlichen, rein germanischen Stammes machten. Darum scheinen mir aber die aus den rein deutschen Personen- und Ortsnamen Oberbayerns gezogenen Schlüsse Ranke's auf die rein germanische Abstammung auch der brachycephalen alten Bajuvarier durchaus nicht beweisend zu sein. —

Jedenfalls sehen wir aber, dass der Versuch, die Schädel der Gruppe I. auf bajuvarischen Ursprung zurückzuführen, die Frage nach der Herkunft der Brachycephalie nicht löst, sondern nur verschiebt. — Das Problem ist eben überall, wo sich Brachycephalen neben Dolicho- und Mesocephalen finden, dasselbe. — Für unseren Fall liegen die Vergleichungspunkte räumlich jedenfalls viel näher, als geschichtlich. — Wir werden unmittelbar auf ein Nachbargebiet Tirols hingewiesen, das kraniologisch gründlicher und früher, als irgend ein anderes, durchforscht wurde, nämlich die Schweiz. — Bekanntlich haben His und Rütimeyer[1]) in ihrem bahnbrechenden Werk auch für dieses Land vier typische Schädelformen aufgestellt, die sie, nach ihren Hauptfundstätten, als Sion-, Hoberg-, Belair- und Disentis-Typus bezeichneten. — Diesem letzteren Typus nun steht unsere Gruppe I. ausserordentlich nahe, ja sie ist theilweis damit identisch. — Namentlich einzelne der tiroler Schädel gleichen so vollkommen der Disentisform, dass man, wenn man ihren Fundort nicht kennte, beide unbedenklich als zusammengehörig ansehen würde. Man vergleiche z. B. die Abbildung des weiblichen Schädels von Ursern in den Crania helvetica [E XV.] mit Nr. IV. der Tiroler Schädel. — Eine Zusammenstellung der entsprechenden Maase macht die Uebereinstimmung noch augenfälliger:

---

1) Crania Helvetica.

Maasse.	Grösste Länge.	Grösste Breite.	Höhe[1]).	Horizontal-Umfang.	Sagittalumfang des Stirnbeins.	Desgl. des Scheitelbeins	Desgl. des Hinterhauptbeins.	Gesammtbogen.	Untere Stirnbreite.	Jugaldurchmesser.	Länge des Foramen magnum.	br : h h = 100.	h : br br = 100.	h : l l = 100.
Schädel von Ursern	169	153	140	515	130	125	115	370	92	128	32	90,5	91,5	82,8
Tiroler Nr. IV.	171	155	136	520	133	117	120	370	96	131	35	90,6	87,7	79,5

Die Mittelmaasse beider Schädelformen, der Disentisform und der Gruppe I. der Tiroler sind folgende:

Mittel-Maasse.	Länge.	Breite.	Aufrechte Höhe.	Horizontal-Umfang.	Stirnbogen.	Scheitelbogen.	Hinterhauptsbogen.	Gesammtbogen.	Untere Stirnbreite.	Jugaldurchmesser.	Länge des Foramen magnum.	l = 100.		br = 100. h : br.
												br : l	h : l	
Disentis . . .	170,6	147	139,6	512,7	127,4	123,6	112,8	362,4	98,3	130,3	34,9	86,5	81,8	94,6
Tiroler	177,4	150,8	132,5	523,1	126,2	124,1	114,6	364,9	101,7	130,3	35,4	85,06	74,77	87,85
Bayr. Reihengräb. Brachyceph.	173,5	144,8	127,7	515	123,5	145,5	111,7	357,7! (380,7 ?)	94,6	127,3	?	83,5	73,3	88,1
Heutige Bewohner Badens .	177,38	147,68	141,5	512,0	126,24	124,18	112,32	361,37	96,8	130,56	?	83,1	79,7	95,8
Rhätier (v. Baer)	169	153,2	137,6	516,6	127,7	129	110	366	93,1	127,4	?	90,4	81,3	89,9
Heutige Altbayern (Ranke) .	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	?	83,2	73,01 ?	89,17

Ich habe des Vergleichs wegen auch die Mittelzahlen hinzugefügt, welche Kollmann[2]) für die sieben in alten bayrischen Reihengräbern gefundenen Brachycephalen berechnet, und ebenso die Mittelwerthe Ecker's[3]) aus zahlreichen (100) Schädeln heutiger Bewohner Badens und des Schwarzwaldes, ferner übertrug ich die v. Baer'schen Maasse[4]) aus englischen Zollen in Millimeter und zog daraus die Mittelzahlen, und fügte endlich noch Joh. Ranke's Mittelzahlen für die Indices von 1000 Schädeln der heutigen altbayrischen Landbevölkerung hinzu. (Corr.-Bl. 1877, p. 145 ff.).

In der Tabelle habe ich für die Tiroler Schädel die Maasse nach dem v. Ihering'schen Messverfahren angegeben, weil diese, namentlich was die Höhe betrifft,

1) Für den Tirolerschädel wählte ich die Höhe nach v. Ihering, weil, wie oben gesagt, diese der von His gemessenen sehr nahe kommt (um etwa 2 mm kleiner, als diese).

2) Kollmann, l. c. p. 170 Tabelle VIII. und 172 Tabelle X.

3) Ecker, Crania Germania meridionalis occidentalis Tabelle II.

4) Ueber den Schädelbau der rhätischen Romanen l. c. p. 46.

sich zwanglos mit den von His einerseits, von Ecker andererseits gebrauchten Maassen vergleichen lassen. Ebenso gestatten Kollmann's Maasse einen Vergleich [1]).

Wir können aus dieser Zusammenstellung folgende Schlüsse ziehen:

1) Die mittlere Länge der Tiroler Schädel ist grösser, als die der Disentisschädel (um 6,8 mm), und die der alten Reihengräberbrachycephalen (um 3,9 mm), dagegen fast genau so gross, wie die der heutigen Bewohner Badens (Unterschied nur 0,02!). Am niedrigsten stehen die v. Baer'schen Maasse.

2) Die mittlere Breite übertrifft die sämmtlicher anderen Schädelgruppen (um 3,8 Disentis, um 6,0 die alten bayrischen Reihengräberbrachycephalen, um 3,1 die heutigen Bewohner Badens); nur die von v. Baer'schen Maasse fallen noch grösser aus (um 2,4 mm). —

3) Die Tiroler Schädel zeigen, nächst den Brachycephalen der Reihengräber Bayerns, die niedrigste absolute (aufrechte) Höhe (um 7,1 mm niedriger als die Disentisschädel, um 9 mm als die heutigen Bewohner Badens, um 5,1 mm als die rhätischen Schädel v. Baer's). Was die Höhenmaasse Kollmann's anbelangt, so hege ich die Vermuthung, dass der defekte Zustand der Schädel nicht ohne Einfluss auf die Messung war, und dass sich die niederen Maasse vielleicht daraus erklären [2]). — Ich sehe daher, zumal da es sich nur um 4 Einzelmaasse handelt, von der noch geringeren Höhe (4,8) dieser Schädel für den Vergleich ab. —

4) Der Längenbreitenindex der Tiroler Schädel ist fast so gross, wie der der Disentisform (1,44 Differenz), und grösser als der der anderen Gruppen, mit Ausnahme der obenan stehenden v. Baer'schen Rhätier.

5) Der Längenhöhenindex der Tiroler ist sehr viel geringer, als der der Disentis- und modernen Schädel Badens, sowie der Rhätier v. Baer's; der Unterschied beträgt für diese 7,03; 4,93; 6,5. — Nur die bayrischen Reihengräberformen haben einen noch geringeren Index (1,47). Die modernen Bayern lassen sich aus oben genanntem Grunde nicht vergleichen. — Sind hier die Virchow'schen Maasse benutzt, so stehen sich die Indices 72,81 für die Tiroler, 73,01 für die Bayern, sehr nahe. —

6) Das gleiche gilt für den Breitenhöhenindex, hier stehen die Tiroler Schädel auf der niedrigsten Stufe. —

Um nicht zu weitschweifig zu werden, unterlasse ich den Vergleich der übrigen Maasse. Aus der Zusammenstellung erhellt jedenfalls folgender Schluss:

Die Tiroler Schädel der Gruppe I. stehen am nächsten einerseits der Disentis-, andererseits der Schädelform der heutigen Bewohner Badens, wie es scheint, auch Bayerns. Ihre geringe Höhe aber gestattet es vorläufig nicht, sie mit einer dieser Gruppen zusammenzuwerfen. Wir können nur sagen, dass die niedrigsten Formen jenen Typen ihnen am nächsten stehen. —

Welchem Volksstamme nun haben jene Disentisschädel angehört? Bekanntlich

---

1) cf. His, l. c. p. 7. Ecker, l. c. p. 3. Kollmann, l. c. pag. 218. Ueber die Unterschiede zwischen den Zahlen bei Messung der Höhe nach His und v. Ihering siehe unten. — Ranke scheint die Höhe nach Virchow gemessen zu haben, so dass der Vergleich mit den übrigen Zahlen dadurch unmöglich wird.

2) So fehlt z. B. Nr. 490 der Basaltheil (p. 189). Nr. 488 ist stark verwittert, der rechte Oberkiefer fehlt, die Facies muscularis des Hinterhauptbeins ist durch Verwitterung zu Grunde gegangen (p. 190). Nr. 442 zählt nicht mit, weil die aufrechte Höhe nicht messbar ist (p. 207). Nr. 445 ist ebenfalls sehr defekt (p. 215)

erklärte His und Rütimeyer dieselben als die alemannische Schädelform, die dolichocephale Hohbergsform dagegen als die römische. Diese Deutung ist jetzt allgemein als irrthümlich aufgegeben. Wir wissen jetzt, dass die Hohbergsform mit der Form der Reihengräber Ecker's identisch ist, und von letzterer scheint es sicher, dass sie fränkisch-alemannischen Ursprungs ist. — Die Disentisform dagegen, welche mit der Ecker'schen Hügelgräberform identisch, noch jetzt in Süddeutschland überwiegt, gilt für nicht germanisch. Ecker nimmt an, „dass diese Form Bewohnern Süddeutschlands zukam, welche vor und zur Zeit der römischen Herrschaft und bevor die grosse Strömung aus dem Norden und Osten begann, diese Gegend bewohnten.“ (. c. p. 92).

Er glaubt ferner, dass auch die brachycephale Form der Schweiz (Disentisform) die ältere ist, und vielleicht mit der brachycephalen Form, die nach Nicolucci noch heut in Ligurien und Piemont herrscht, zusammenhängt. — Wie es gekommen, dass die brachycephale Form allmälig die dolichocephale der germanischen Eroberer überwucherte, oder, was dasselbe ist, weshalb die Braunen allmälig die Blonden absorbiren, ist nur vermuthungsweise zu erörtern. Vielleicht befanden sich erstere von je her in der Mehrzahl, vielleicht spielen dabei geschlechtliche Beziehungen mit. Wir dürfen nicht vergessen, dass die alten Germanen, wie bereits v. Hölder hervorhebt (l. c. p. 26), augenscheinlich eine Rasse darstellten, deren Reinheit zum Theil auf einer Art künstlichen Züchtung beruhte. Die strengen gesetzlichen Schranken, welche eine Vermischung mit Unfreien verhinderten, werden uns verständlich, wenn man ethnologische Unterschiede zwischen den Freien und Knechten annimmt. Mit Recht wird daher auf jene uralte Stelle in der Edda hingewiesen, wo deutlich eine „inferiore“[1]) Rasse der Leibeigenen den germanischen Freien und Bauern gegenübergestellt wird. v. Hölder hat meines Erachtens nur den grossen Missgriff begangen, diese fremden Beimischungen auf Sarmaten und Turanier zurückzuführen. Freilich will er „durchaus nicht auf die Namen erpicht“ sein, und diese Bezeichnungen nur „im zoologischen Sinne“ gebraucht haben (für drei Menschenspecies![2]) allein mir scheint das ein Spiel mit Worten. Denn wenn er in seinem historischen Theil gerade die Slavenkriege und die Einfälle der Avaren, Tartaren und Ungarn, also turanischer Völker, zur Erklärung jener Beimischungen herbeizieht, so beweist dies doch, dass er unter sarmatisch und turanisch ganz bestimmte, ethnologisch auch sonst so bezeichnete, Völkergruppen versteht. — Ich will ihm nun selbst zugestehen, dass sich zahlreiche Slaven als Knechte unter den alten Deutschen befanden. Dagegen glaube ich nicht an eine nennenswerthe Beimischung turanischen Blutes. Denn einerseits schleppten diese Völker bei ihren verheerenden Streifzügen als Sieger wohl Deutsche in die Sklaverei, das umgekehrte Verhältniss aber wird sehr selten obgewaltet haben[3]), und ich glaube, dass es sich meist so verhalten hat, wie mit jener, auch von v. Hölder erwähnten

---

1) Die Edda, übersetzt von Simrock, 15. Rigsmál (p. 97). Uebrigens lässt die Beschreibung (Strophe 8, 10) eher auf eine krankhaft degenerirte Rasse schliessen, cf.: „Die Gelenke knotig (von Knorpelgeschwulst)“, ferner: „Die Gängelbeinige, Schwären am Hohlfuss“. „Gedrückt die Nase“. — Also vielleicht Rachitis, Arthritis deformans und Scrophulosis?

2) Bericht über allg. Versamml. z. Jena, Corr.-Bl. 1876, p. 87, p. 103. Somit gebraucht v. Hölder auch den Begriff Species in eigener Weise, der nicht gerade für die Höhe seines „zoologischen Standpunktes“ spricht.

3) v. Hölder gesteht dies selber zu (cf. Zusammenstell. d. i. Württemberg vork. Sch. F. p. 28) und betont die gewiss geringe Zahl der in Deutschland zurückgebliebenen turanischen Kriegsgefangenen.

Ungarnschaar, die, von den Klosterleuten von St. Gallen überfallen und gefangen, sich alle bis auf den durch Scheffel in seinem Ekkehard verewigten Cappan todthungerten. — Möglich, dass dessen Nachkommen — bekanntlich heirathete er ja — noch jetzt in Hrn. v. Hölder's engerer Heimath blühen. — Doch, Scherz bei Seite, hat mir immer missfallen, in welcher wenig wissenschaftlichen Art dieser sonst verdiente Forscher der Südwestdeutschen das Turanierthum aufzuhalsen beflissen ist. — Als de Quatrefages uns Preussen als halbe Finnen denuncirte, ging ein Schrei der Entrüstung durch die ganze deutsche Gelehrtenwelt, nicht sowohl wegen der unangenehmen Vetternschaft — im Gegentheil, denn, wie Virchow uns glaublich erscheinen lässt, sind die Finnen ein recht braves, liebenswürdiges Volk — sondern wegen der Art der Beweisführung für diese seine Behauptung. — Die des Hrn. v. Hölder unterscheidet sich von der des Hrn. de Quatrefages nur dadurch vortheilhaft, dass sie nicht gehässig ist. — Wenn man ihm aber auch, wie gesagt, die slavische Beimischung zugesteht, so wird er doch wohl kaum behaupten wollen, dass diese Beimischung im heutigen Württemberg grösser war, als in den ursprünglich slavischen Ländern Norddeutschlands, wie z. B. die Mark, Pommern, Meklenburg. — Trotzdem haben die Untersuchungen der Schulkinder in diesen Ländern zur Evidenz ein Ueberwiegen der blonden, blauäugigen Rasse gegenüber den südwestdeutschen Gebieten ergeben. Die Slaven also, die im Süden die Herkunft und das starke Ueberwiegen der Kleinen und der Braunen erklären sollen, haben in den ursprünglich slavischen Ländern trotz ihrer gewiss grösseren Beimischung nicht vermocht, dasselbe Ergebniss herbeizuführen. Ja, wie es scheint, sind wenigstens die Wenden eher blond, als brünett[1]), wie ja auch schon im Alterthum Prokop die Slaven alle als „von ansehnlicher Länge" und ausnehmend stark, sowie als weder blond noch schwarz, sondern „etwas röthlich" bezeichnet[2]). —

Freilich lässt sich zu v. Hölder's Entschuldigung sagen, dass zur Zeit des Erscheinens seines Werkes die statistischen Erhebungen über die Farbe der Augen, der Haare und der Haut noch nicht durchgeführt, und die Blondheit eines grossen Theils der Turanier, der Finnen, noch nicht durch Virchow nachgewiesen war. Immerhin schreibt aber schon 1861 Diefenbach (Origines Europaeae p. 212): „Vollends die Finnländer, die so ziemlich das Aussehen der indoeuropäischen Nord- „völker haben, mit Ausnahme der unter den finnischen Völkern, namentlich den „jenen näher verwandten Esthen und Lappen, sowie den Vogulen, häufigen tieferen „Lage der Augen. Die Finnländer sind gross und hellfarbig. Linné „unterscheidet sie von den Lappen, wie folgt: „Fennones corpore toroso; capillis „flavis prolixis, oculorum iridibus fuscis. Lappones corpore parvo, capillis nigris, „brevibus, rectis, oculorum iridibus nigrescentibus." — u. s. w. u. s. w. —

So kam es denn, dass v. Hölder argumentirte, als gäbe es in Europa keine anderen blonden Stämme, als die alten Germanen, und keine anderen Brachycephalen, als Slaven und Turanier. —

Man verzeihe diese Abschweifung! Ich bin eben der Ansicht, dass man gerade in unserer Zeit sich hüten sollte, mit Ausdrücken zu spielen, wo eine nach Schlagwörtern haschende, alles popularisirende Wissenschaft das kaum durch die Forschung zu Tage geförderte Material sofort in die landläufigen Münzen umprägt, bei denen es mehr auf Glanz und Schärfe des Gepräges, als auch Gediegenheit des

---

1) Corresp.-Bl. 177, p. 17, ferner p. 95.

2) Procop. B. Goth. III. 14. *εὐμήκεις τε γὰρ καὶ ἄλκιμοι διαφερόντως εἰσὶν ἅπαντες, τὰ δὲ σώματα καὶ τὰς κόμας οὔτε λευκοὶ ἐς ἄγαν ἢ ξανθοί εἰσιν, οὔτε πη ἐς τὸ μέλαν αὐτοῖς παντελῶς τέτραπται, ἀλλ' ὑπέρυθροί εἰσιν ἅπαντες.*

Metalls ankommt. — Leider sind ja diejenigen, welche den Prägestock handhaben, meist schlechte Markscheider, und vermögen nicht immer das Echte vom Falschen zu unterscheiden [1]). —

Doch kehren wir zu unserer Betrachtung zurück! — Eine Erklärung jener der sich im Laufe von Jahrhunderten vollziehenden allmäligen Ueberwucherung des blonden germanischen Typus in Süddeutschland ist, wie gesagt, noch nicht gegeben. — Vielleicht bedingen schon die verschiedenen Gesellschaftsklassen eine sehr verschiedene Fruchtbarkeit. Der Kinderreichthum ist in den niederen Klassen vielleicht grösser, als in den von allerlei Rücksichten und Schranken auch in ihrer geschlechtlichen Sphäre beengten höheren Ständen. Bei einem Volke, dessen obere Stände ursprünglich einer anderen Rasse angehörten, würde dieser Umstand allein schon erklären, wie die Vermehrung dieser gegen die des niederen Volks immer mehr zurückbleibt, wie schliesslich das fruchtbarere Element das andere überwuchert und in sich aufsaugt. — Die Frage wird also vielleicht auf dem Gebiete der Statistik zu lösen sein. — Die Erscheinung ist um so auffallender, je zäher gerade der blonde Typus an sich immer wieder zum Durchschlag zu kommen scheint. Er dürfte darin kaum dem jüdischen nachstehen. —

Wir kommen somit zu dem Schluss, dass auch die uns vorliegenden Tiroler Schädel der ersten Gruppe jenem ursprünglich nicht germanischem Grundstock der süddeutschen Bevölkerung angehören, die wir in den His'schen, Ecker'schen, Kollmann'schen Brachycephalen kennen gelernt haben. — Allein während für diese noch ein ethnologischer Name gesucht wird, sind wir in der glücklicheren Lage, durch die Geschichte und die lokalen Verhältnisse auf jene Urbevölkerung hingewiesen zu werden, deren Nachkommen noch bis in's Mittelalter in der Nachbarschaft des Fundortes der Schädel, und bis heut im nahen Graubündten sich als romanisirte Rhätier sprachlich und scharf von den Deutschen gesondert erhalten haben. Bestärkt werden wir in dieser Vermuthung durch den Umstand, dass zwei der Disentisschädel, die His beschreibt, sicher der vorrömischen Periode angehören. His wusste sich dieser Thatsache gegenüber, die ja seiner Voraussetzung von der alemannischen Abstammung der Disentisform so offenkundig widersprach, nicht anders zu helfen, als indem er die Möglichkeit zuliess, dass eine brachycephale Urbevölkerung vor dem Eindringen der Kelten in der Schweiz sass, welche demselben Stamme angehörte, wie das Volk, das in nachrömischer Zeit von der heutigen deutschen Schweiz Besitz ergriffen hat [2]). Wir können also mit einer Sicherheit, wie sie überhaupt in anthropologischen Fragen dieser Art erreichbar ist, sagen, dass die Erwartung, mit welcher wir an die Untersuchung gingen, nämlich in einer kleinen, örtlich abgeschlossenen Bevölkerungsgruppe, in Mitten eines Volkes, das sich als Erbe uralter deutscher Sprache und Sitte auszeichnet, auch die für die alten Deutschen charakteristischen Schädelformen aufzufinden, nicht erfüllt worden ist. Im Gegentheil, Alles spricht dafür, dass die zehn Schädel der ersten Gruppe jener rhätoromanischen Urbevölkerung Tirols entstammen. — Wir dürfen aber darum die Möglichkeit nicht aufgeben, dass, wenn uns erst Untersuchungen über einen grösseren Theil des tiroler Gebietes vorliegen, das Gesammt-Ergebniss ein ganz anderes sein

---

1) v. Hölder's sarmatische und turanische Schädelform ist z. B. bereits mit allen Consequenzen in das geographische Hausbuch v. Hellwald's: Die Erde und ihre Völker. II, p. 217 218 übergegangen, was bei der grossen Verbreitung dieses Buches, auch in fremden Sprachen, sehr zu bedauern ist.

2) His und Rütimeyer, l. c. p. 44.

wird. Aufgabe der anthropologischen Forschung muss es sein, zunächst günstigere, noch abgeschlossenere und stabilere Bevölkerungsgruppen aufzusuchen. Bei der Unmöglichkeit, zu entscheiden, in wie weit unter den mir vorliegenden Schädeln solche von Pfelders vertreten sind, bei der Möglichkeit ferner, dass dieses einsame Hochthal von Schloss Tirol aus mit Jagdleuten und Knechten nicht germanischen Ursprungs besiedelt wurde (siehe oben), dürfen wir immer noch erwarten, dass eine genauere Untersuchung namentlich der Bevölkerung des Passeyerthals, in Uebereinstimmung mit der äusseren Erscheinung des Volkes, wie sie uns B. Weber schildert, vorwiegend germanische Schädelformen zu Tage fördern wird. — Jede Verallgemeinerung der von uns gefundenen Thatsachen würde sich leicht durch eine weitere Forschung als irrthümlich und übereilt ergeben können. — Für diejenigen Alle, denen nicht blos das ethnologische, sondern auch das anthropologische Deutschthum jener Thäler am Herzen liegt, in denen überall während des Mittelalters der Minnegesang blühte und aus deren verfallenen Burgen werthvolle Handschriften, darunter die des Nibelungenliedes, zu Tage gefördert wurden — für alle diese, sag ich, bleibt also noch Raum genug, ihre Hoffnungen erfüllt zu sehen. — —

Eine zweite Frage aber, die sich unmittelbar hieran knüpft, ist die, ob wir aus dieser Schädelform irgend welche Schlüsse ziehen können auf die ethnologische Stellung der alten Rhätier. Bereits C. E. v. Baer verglich die von ihm als rhätisch bezeichneten Schädel aus Churwalden, sowie die Graubündtener, mit den damals noch äusserst sparsamen Etruskerschädeln, fand aber, dass letztere dolichocephal waren, und spricht sich daher sehr vorsichtig über die verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Rhätiern und Etruskern aus[1]). Wir betreten hier ein sehr schwieriges Gebiet, wo die italienische und deutsche Anthropologie sich eng berühren. Vorerst ergaben die Forschungen jener[2]), dass die alten Etrusker mesocephal waren. Zanetti berechnete aus 17 Messungen einen Längenbreitenindex von 78,15. Zu ähnlichen Ergebnissen kam Nicolucci. Aus dem Vorkommen einer nicht geringen Procentzahl brachycephaler Schädel (Ind. 80 und mehr) in etruskischen Gräbern muss man aber schliessen, dass der Typus der Etrusker kein einheitlicher mehr war. Wir können aber vorerst nicht sagen, ob die unter den Etruskern gefundenen Brachycephalen der altrhätischen Schädelform entsprechen. —

Ob endlich die rhätische Schädelform der ebenfalls brachycephalen ligurischen verwandt ist, kann erst nach weiteren Vergleichungen eines grösseren Materials entschieden werden. His bezweifelt die Verwandschaft[3]), namentlich auf Grund der starken Prognathie des einen ligurischen Schädels, den Nicolucci abbildet (l. c. Taf. II.). — Ich glaube, alle derartigen Vergleiche werden erst an der Zeit sein, wenn wir über ein grösseres Material verfügen. Deshalb unterlasse ich es auch, den brachycephalen Typus der heutigen italienischen Bevölkerung, auf Grund der Calori'schen Untersuchungen[4]), in die Betrachtung hineinzuziehen. Letzterer maass auch die Köpfe von 15 lebenden Welschtirolern (p. 23), und fand sie sämmtlich brachycephal mit einem Index von 86 im Mittel (Tabelle IV., Nr. 240—254). Sehr möglich, dass sich später hier Anknüpfungspunkte ergeben. —

Ueber die zweite Gruppe der von mir untersuchten Schädel möchte ich sowenig wie möglich mich auslassen. Die geringe Zahl, die augenscheinlich nicht normale

1) l. c. p. 58—60.

2) Zanetti, Studj sui cranj Etruschi (Archivio per l'Antropologia e la Etnologia. I, 1871, p. 183).

3) Beschreibung einiger Schädel altschweizerischer Bevölkerung (Arch. f. Antrop. I. p. 70).

4) Del Tipo brachicefalo negli Italiani odierni, Bologna 1868.

Entwicklung einzelner, die Unvollständigkeit des einen — all das mahnt zur grössten Vorsicht. — Aus denselben Gründen habe ich es auch unterlassen, für diese Gruppe die Mittelzahlen zu berechnen, mit Ausnahme der Indices. Nach diesen würden die Schädel als mesocephal mit starker Hinneigung zur Brachycephalie, und als beinahe chamäcephal, zu bezeichnen sein. — —

Am meisten ähneln sie der von His und Rütimeyer als althelvetisch bezeichneten Sionform, ohne indess mit ihr völlig zusammenzufallen. —

Ich habe gegründete Aussicht, bald über reichlicheres Untersuchungsmaterial zu verfügen, und behalte mir bis dahin ein näheres Eingehen auch auf diese Gruppe vor. — —

Zum Schluss möchte ich, selbst auf die Gefahr hin, den Eingeweihten Bekanntes vorzubringen, Gelegenheit nehmen, Einiges über Schädelmessungen hier anzufügen. — Man ist, wenn man sich in das Messverfahren einarbeiten will, vorerst in einer üblen Lage. Ganz abgesehen von der Verschiedenheit der von dem oder jenem Forscher aufgestellten Schemata, die namentlich eine Vergleichung sehr erschweren und uns immer auf der Hut zu sein nöthigen, damit wir nicht scheinbar gleichlautende Bezeichnungen für dasselbe Maass ansehen, giebt es eine Menge von kleinen Vorsichtsmaassregeln zu berücksichtigen, will man nicht für manche aufgestellte Kategorien ganz unzuverlässige Werthe gewinnen. — Sich Rahts erholen, ist Wenigen geboten. Die Zahl derer, welche sich eingehend mit Schädelmessungen beschäftigt haben, ist verschwindend klein für einen gegebenen Bezirk. In ganz Berlin wüsste ich nicht 6 Forscher zu nennen, die mit der Sache völlig vertraut sind. Anderswo wird dieses Verhältniss natürlich noch ungünstiger liegen. Ich erachte es daher für gut, wenn man mit seinen eigenen Erfahrungen nicht zurückhält, sobald dieselben auf gewisse Fehlerquellen aufmerksam machen, in denen jeder Anfänger im Messen verfallen kann. —

Zunächst scheint mir bei allen Projectionsmaassen, die mit Hilfe des Virchow-schen Stangenzirkels gewonnen werden, die peinlichste Sorgfalt nöthig. Ja, ich glaube, dass es eines besonders guten Augenmaasses bedarf, um die horizontale Stange immer in die richtige Parallele zu stellen, und würde von vorn herein alle so gewonnenen Maasse mit der grössten Vorsicht annehmen, sobald ich nicht die persönliche Ueberzeugung habe, dass der Messende jene beiden Eigenschaften, eine an's Pedantische grenzende Sorgsamkeit und ein richtiges Augenmaass, besitzt. — Es giebt sicher Naturen, die nicht messen können und es auch nie lernen. — Je allgemeiner unsere Wissenschaft werden wird, um so näher liegt die Gefahr, dass sich auch derartige Naturen an der Arbeit betheiligen. — Gerade sie sollte man aber vor den möglichen Fehlern warnen. —

Ich muss als besonders schwer festzustellen die von Virchow mit Recht sehr wichtig genannten Projections-Maasse bezeichnen, welche vom äusseren Gehörgang zur Nasenwurzel, zum Nasenstachel und zum Alveolarrande des Oberkiefers genommen werden, nicht minder aber die der Hinterhauptslänge vom hinteren Rande des Foramen magnum zum hervorragendsten Theil des Hinterhaupts. Erstere können völlig sicher nur an geometrischen in der Norma lateralis aufgenommenen Zeichnungen mit dem Zirkel oder am Schädel selbst mit dem Spengel'schen Kraniometer gemessen werden. Soll der Stangenzirkel zuverlässige Ergebnisse liefern, so muss für jede Messung die horizontale Stange genau der Sagittalebene parallel gehalten werden. Geschieht dies nicht, so ergeben nur geringe Abweichungen in der Haltung schon Unterschiede von 3 bis 5 mm, ja noch mehr. — Mir erschien es schliesslich am sichersten, die Messung so auszuführen: Ich nahm den Schädel mit nach oben gekehrter Basis und nach links vorn gekehrtem Gesicht

in die linke Hand, setzte den verkürzten beweglichen Arm des Zirkels in den Meatus auditorius, so dass die Schneide dem vorderen Rand anlag, und visirte nun, nachdem ich ihn dem festen Arme, bis dieser die Nasenwurzel berührt genähert, unter Zuwendung der Gesichtsfläche des Schädels diesen Arm so, dass er dem oberen Orbitalrande[1]) beziehentlich der Frontalebene parallel erschien. Dabei kann man die Incisura supraorbitalis als Orientirungspunkt benutzen. — Für die Maasse zur Spina nasalis anterior wird der Margo infraorbitalis beziehentlich das Foramen infraorbitale, gleichzeitig aber die Sutura palatina der zusammenstossenden Gaumenfortsätze des Oberkiefers benutzt: ersteren muss der feste Arm parallel liegen, während die Gaumennaht senkrecht auf dem festen Arm stehen, also parallel der Horizontalstange liegen muss. — Beim Aufnehmen des dritten Maasses endlich muss letzterer Bedingung ebenfalls entsprochen werden und Stangenarm und Gaumennaht müssen dabei in derselben oder in parallelen Ebenen liegen. —

Ueber die Messung der Hinterhauptslänge vom Foramen magnum aus und deren Bedenklichkeit, hat endlich Virchow bereits das Nöthige besprochen[2]). —

Da ich über einen Spengel'schen Kraniometer verfügen konnte, so habe ich in der Tabelle auch die so gewonnenen Maasse der Länge, Breite, Höhe und Hinterhauptlänge etc. beigefügt. Als störend empfand ich dabei nur, dass die Breitenmessung da eigentlich ein falsches Bild giebt, wo, wie z. B. bei VII., IX., XII. die Wurzel des Processus zygomaticus über den Meatus auditorius externus ziehend, nach hinten so stark entwickelt ist, dass sie den hervorragendsten Punkt des Schädels bildet, oder wo, wie bei Nr. IV., die klaffenden Nahtränder der Schläfenschuppe die Messung ebenfalls beeinträchtigen. — Trotzdem sind die Unterschiede der beiden Breitenmessungen äusserst gering (nur bei Nr. XII. und XIV. um 4 mm breiter bei der Kraniometermessung, sonst höchstens 2 mm, bei Nr. III., IV., V., VI., IX. sogar völlig gleich). —

Die Längenmaasse unterscheiden sich häufiger und bis zu 5 mm. Der Grund liegt darin, dass bei der Kraniometermessung meist höher gelegene Stellen der Stirn die vordere Platte des Apparats berührten, niemals die von Virchow zum Ausgangspunkt benutzte Nasenwurzel. Wesentlich verschieden fällt die Höhe aus. Der horizontale Arm des Kraniometers (D. der Abbildung, siehe Beilage des Correspondenzblatts d. deutsch. Gesellsch. f. Anthropologie etc. Januar 1876) legte sich nämlich bei sämmtlichen Schädeln, mit Ausnahme von Nr. III., an den hinteren Rand des Foramen magnum, es wurde also ein der aufrechten Höhe nahe stehendes Maass genommen, während Virchow die ganze Höhe misst. —

Bei den meines Erachtens gerechtfertigten Ausstellungen, die neuerdings Schmidt[3]) an der v. Ihering'schen Horizontalen machte, schien es mir rathsam, eine Anzahl der Schädel nach beiden, der Schmidt'schen („Göttinger") Horizontalen und der der v. Ihering's, zu messen, um so ein Urtheil über die dadurch hervorgerufenen Unterschiede in den Maassen zu gewinnen.

Beistehende Tabelle enthält unter S. die Maasse bei Aufstellung in ersterer, unter v. I. in letzterer Horizontallinie.

---

1) Richtiger: einer Tangente, die man sich an den höchsten Punkt der Wölbung des Margo supraorbitalis beider Augen gelegt denkt.

2) Die altnordischen Schädel zu Kopenhagen (Arch. f. Anthropol. IV., S. 59).

3) Die Horizontalebene des menschlichen Schädels (Archiv für Anthropologie. Bd. IX. S. 25).

Maasse.	Nr. IV.		Nr. VI.		Nr. VII.		Nr. VIII.		Nr. X.		Nr. XIV.	
	S.	v. I.	S.	v. I.	S.	v. I.	S.	v. I.	S.	v. I.	S.	v. I.
Länge	171	171	181	180	174	174	179	179	171	172	190	190
Breite	155	155	148	147,5	153	153	147	147	146	146	149	149
Höhe	136	141	129	132	131,5	134	130	132	132	134	141	144
Profilwinkel . .	90°	85°	96°	96°	91°	88°	93°	89°	89°	86°	91°	92°
Occipitallänge .	53	55	50	56	47	50	49	52	46	52	52	57

Länge und Breite bleiben danach so gut wie unbeeinflusst, dagegen fällt das Höhenmaass bei v. Ihering'scher Horizontallinie um 2,5 mm, die Occipitallänge um 3—6 mm grösser aus. Der Profilwinkel bleibt bald derselbe (VI.), bald ist er kleiner (IV., VII., VIII., X.), bald grösser (XIV.). — Man sieht auch hier, wie bedeutend namentlich die Occipitallänge schon durch so unerhebliche Aenderungen in der Horizontalstellung beeinflusst wird. —

Endlich möchte ich auf ein eigenthümliches Ergebniss der Maassbeziehungen aufmerksam machen, das ich mir nicht erklären kann. —

Bekanntlich hat Hr. v. Hölder, wie er auch sonst seinen eigenen Weg geht, in Betreff der Verwerthung der Messungen für die Gruppenbildung seiner Schädel ein besonderes Verfahren eingeschlagen. Er zieht unter Anderem die Differenz zwischen der in Bruchtheilen der Länge ausgedrückten Breite und Höhe oder mit anderen Worten zwischen Längenbreiten- und Längenhöhen-Index nach der Formel $n = \frac{100\ (br - h)}{l.}$. —[1])

Als ich nun unter Zugrundelegung der nach der v. Ihering'schen Horizontalen mit den Kraniometer gefundenen Maasse das Gleiche that, bekam ich zu meiner grossen Ueberraschung von 14 Schädeln sechs Mal eine fast constante Zahl, dreimal eine sehr nahe stehende. Folgende Tabelle enthält das Nähere; ich habe gleichzeitig die Differenzen der übrigen Indices beigefügt, deren unbeständigen Zahlen die Constanz der Differenz n noch mehr hervortreten lassen:

	Nr.	I.	II.	III.	IV.	V.	VI.	VII.	VIII.	IX.	X.	XI.	XII.	XIII.	XIV.
Indices	lbr – lh	**11,3**	**11,1**	6,6	**11,1**	**11,1**	**10,5**	**12,3**	9,5	**11,2**	8,2	7,2	**11,6**	6,6	4,2
	lbr – brh	– 3,6	1,0	– 10,1	2,9	– 1,6	– 5,2	4,0	– 6,7	0,4	– 5,0	– 13,0	– 4,8	– 11,6	– 16,2
	brh – lh	14,9	12,1	16,7	8,2	12,7	15,7	10,3	16,2	10,8	13,2	20,2	16,4	18,2	20,4

Lasse ich den pathologischen Schädel Nr. XIV. aus dem Spiele, so ergiebt sich als Mittelzahl n = 9,97. Noch auffallender wird die Uebereinstimmung, wenn man nur die Zahlen für die typischen Schädel der Gruppe I. vergleicht. —

Die Berechnung derselben Differenzen unter Benutzung der Virchow'schen Maasse fällt viel weniger constant aus, die Zahlen lauten: 12,6; 16,4; 6,7; 8,3; 13,4; 12,5; 15,1; 10,3; 15,3; 12,5; 8,9; 14,2; 7,2; 3,7. — Hier ist natürlich die

1) v. Hölder, Zusammenstellung der in Württemberg vorkommenden Schädelformen S. 16.

Höhenmessung eine ganz andere, so dass also die eigenthümliche Constanz nur bei Benutzung der Höhe gilt, die vom hinteren Rande des Foramen magnum gemessen wird. — Die Sache wird aber noch sonderbarer: C. E. v. Baer hat nämlich, wie oben erwähnt, auch 5 Schädel aus Churwalden und 1 Schädel der Baseler Sammlung gemessen, der dort als Graubündtner bezeichnet war, also Schädel, die gerade dem jetzt zur Schweiz gehörigen Theil des alten Rhätiens entstammen, wo noch jetzt romanische Sprache und eine anscheinend wenig mit germanischen Elementen gemischte Bevölkerung sich erhalten hat. — Als ich nun die aus englischen Zollen unter Abrundung der Bruchstellen in Millimeter übertragenen Zahlen der v. Baer'schen Tabelle in gleicher Weise combinirte, fand ich für den Graubündtner genau wieder die merkwürdige Zahl 11,1, für die übrigen Churwaldener aber wechselnde Zahlen 4,7, 10,4, 13,0, 7,0, 8,4. — Ich bemerke dabei, dass freilich die durch v. Baer gemessene Höhe der Abstand der Ebene des Foramen magnum von dem am meisten entfernten Punkte des Scheitels ist, also nicht ohne Weiteres dem Maasse v. Ihering's entspricht[1]). Denselben Schädel finden wir aber abgebildet und gemessen als E II. von His[2]), wobei noch bemerkt wird, dass, wenn auch der Ursprung des Schädels unsicher sei, doch derselbe zweifellos zum Disentistypus gehöre (pag. 30). — Die Höhenmessung geschieht hier wieder in anderer Weise, doch stehen ihre Ergebnisse der v. Ihering'schen aufrechten Höhe sehr nahe. — Lege ich die His'schen Zahlen für Länge = 163, Breite = 152, Höhe = 137 der Berechnung zu Grunde, so kommt die Zahl n = 9,2 heraus. Leider gestattet die His'sche Abbildung nicht, mit Sicherheit die aufrechte Höhe nach v. Ihering abzumessen. Vergleichsweise Messungen ergaben mir aber, dass die Höhe nach His meist 2 — 3 mm grösser ausfällt, als erstere. Wenn ich somit für den betreffenden Schädel die Höhe gleich 134—135 setze, so ergiebt sich die Zahl n = 11,04 bezw. 10,4, also ein jedeufalls den bei meinen Schädeln gefundenen äusserst naher Werth. — Wir haben somit die Wahl: entweder ist die grosse Beständigkeit der Differenz des Längenbreiten- und Längenhöhen-Index ein reiner, wenn auch merkwürdiger Zufall — oder es liegt darin „ein geheimes Gesetz." — Erklären kann ich die Sache nicht; ein Blick auf die Tabelle ergiebt, dass diese Constanz nicht etwa in der Gleichheit der Maasse für Länge, Breite, Höhe zu suchen ist. Es besteht vielmehr anscheinend eine gewisse Beständigkeit in der Relation aller drei Maasse, die Länge gleich 100 gesetzt. Vielleicht beruht dieselbe hier darauf, dass mir Schädel aus einer sehr kleinen Bevölkerungsgruppe vorliegen, die, namentlich wenn sie vorwiegend aus Pfelders stammen sollten, durch Abstammung und Inzucht vielfach mit einander verwandt sein müssen. — Vielleicht liegt auch darin ein Kennzeichen eines reinen Typus. — —

Wie dem auch sein mag, jedenfalls liegt hier ein Punkt, der sich wohl der weiteren Verfolgung verlohnte. — Es müssten namentlich Schädel verwandter Individuen (aus Erbbegräbnissen u. s. w.) darauf geprüft werden, ob sich eine Constanz jener Differenz bei ihnen ebenfalls zeigt. Andererseits müsste man möglichst reine Typen gleichartig erscheinender Völkergruppen, z. B. Insulaner, auf denselben Punkt prüfen. — Ich aber muss mich darauf beschränken, die Aufmerksamkeit der Anthropologen gerade auf diese Differenzberechnung zu richten, immer mit Hinweis auf die Möglichkeit, dass schliesslich doch nur ein neckischer Zufall vorliegt. — —

---

1) l. c. p. 45, vergl. Virchow's Kritik der Höhenmessungen in Beitr. z. physischen Anthr. d. Deutschen pag. 38.

2) His und Rütimeyer, Crania helvetica, Tabelle III. sub Nr. 9, Tafel E II.

Kurze Beschreibung der einzelnen Schädel.

Gruppe I.

Nr. I. Wohl erhaltener, schwerer, männlicher Schädel von 30 bis ? Jahren. (Taf. VIII., Fig. 1—4). Norma verticalis elliptisch, Stirn niedrig, biegt in der Höhe der Tubera frontalia unter starker Wölbung in den ausserordentlich flachen, fast geradlinigen Scheitel um, der allmälig nach hinten ansteigend, plötzlich in den kreisförmigen Hinterhauptscontur übergeht (Fig. 3). Der Schädel besitzt von allen der Gruppe I. die bedeutendste Länge (183,0). Er scheint daher, gleichzeitig in Folge seiner relativen Niedrigkeit (129) viel weniger brachycephal, als er wirklich ist (Ind. 83,1). Augenbrauenwülste mässig, Nasenwulst fehlend, glatte, flache, breite Glabella. —

Nr. II. Weiblicher Schädel von 25—30 Jahren. Rechter Processus mastoides, links ein Theil des Hinterhauptbeins fehlend. Offene Stirnnaht mit ihren Folgen: breite Stirn, stark entwickelte Tubera frontalia, sehr breite, flache Glabella. Augenbrauenwülste fehlend, Nasenwulst desgleichen. — Nähte zum Theil sehr klaffend. Sutura sagittalis und lambdoides verlaufen in flachen Vertiefungen der betreffenden, in ihrer Mitte stärker gewölbter Knochen. Protuberantia occip. ext. und medialer Theil der Linea semicircularis sup. stark hervorspringend. Nur die vorletzten beiden Backzähne des rechten Alveolarrandes vorhanden, nicht abgeschliffen. —

Nr. III. Gut erhaltener, schwerer männlicher (?) Schädel von 35—45 Jahren. Process. condyl. und jugular. oss. occipit. fehlen. Lamina vitrea im Bereich des Stirnbeins abgeblättert. Offene Stirnnaht. Schuppennähte klaffend. Hinterer Theil der Sutura sagittalis obliterirt und in einen nach hinten breiter werdenden Kamm erhöht. Medialer Theil der Sutura lambdoides im Obliteriren begriffen. Protuberantia occip. ext. ein stark hervorspringender Knochenzapfen. Zähne bis auf einige Wurzeln fehlend. Nasenwulst sehr wenig ausgeprägt, Augenbrauenwülste ebenso. Die senkrecht ansteigende hohe Stirn geht in schön gerundetem Winkel in den flachen Scheitel über. — Leichte alveolare Prognathie (Gesichtswinkel nach Virchow 73°).

Nr. IV. (Taf. VIII., Fig. 5 u. 6). Sehr kurzer, breiter, niedriger, weiblicher Schädel. Verwitterte, kalkige Oberfläche. Tubera ausgeprägt. Gaumenplatte defekt, drei Backzähne, darunter der rechte Weisheitszahn, vorhanden. Nasenwulst fehlend, Glabella mässig breit, durch Zusammenfliessen der schwachen Arcus superciliares weniger flach erscheinend. Geringe Asymmetrie des Foramen magnum im Bereich der Gelenkflächen.

Nr. V. Ziemlich leichter weiblicher Schädel von 30—40 Jahren. — Lamina vitrea namentlich hinten, vielfach zerstört. Knochen dünn. Colossale Alveolarlücke, entsprechend dem rechten ersten Molaren. — Offene Stirnnaht. Diese liegt auf einer leistenförmigen Erhabenheit des Stirnbeins (Aehnlichkeit mit der Trigonocephalusbildung[1]). — Breite, flache Glabella ohne Nasenwulst, Augenbrauenwülste fehlend. —

Nr. VI. Weiblicher (?) Schädel von scheinbar hohem Lebensalter. — Sehr verwitterte, zerfressene Oberfläche des Scheitel- und Hinterhauptbeins. Alveolarränder sehr defect, lassen senile Resorption erkennen; Gaumenplatte sehr defekt. Nasenbeine fehlen. Flache Glabella, fehlender Nasenwulst.

Nr. VII. Weiblicher (?) schwerer Schädel, der Nr. II. sehr ähnlich. Dicke Knochen, Lamina vitrea meist glatt. — Linke Squama oss. temp. theilweiss fehlend.

---

1) Welcker, Unters. über Wachsth. u. Bau etc. Taf. XVI.

Sutura frontalis lateralwärts obliterirend. Starke Wölbung der mittleren Theile der Scheitelbeine und des Hinterhauptbeins, die Nähte daher in flachen Vertiefungen liegend (cf. II.). Gaumenplatte hinten defekt. Alveolen leer. — Nasenwulst fehlend, desgl. Augenbrauenwülste. Flache Glabella. —

Nr. VIII. Männlicher, leichter gut erhaltener Schädel. Alter 30—40 Jahre. Stirnnaht lateralwärts in Obliteration begriffen. Die einzelnen Knochen enthalten in Schülerhand mit modernen deutschen Buchstaben geschrieben die anatomischen Bezeichnungen („Lamdanaht, Schläfbein“ etc). — Glabella durch die zusammenfliessenden Arcus superciliares gut modellirt, nicht breit. — Augenhöhlenwandungen und Nasenhöhlenknochen sehr defekt. —

Der Schädel macht einen frischen Eindruck. Er lag hoch oben auf dem Haufen. — Vielleicht stammt er nicht aus der Begräbnissstelle.

Nr. IX. Schwerer, massiger, männlicher Schädel. Alter etwa 30 Jahre. Lamina vitrea des Stirnbeins und Gesichts verwittert, rauh, die der hinteren Schädeltheile gut erhalten. Rand der Apertura pyriformis und Gaumenplatte defekt, Processus pterygoides nebst benachbarten Theilen des Oberkiefers fehlen gänzlich. Asymmetrie des Hinterhaupts, Processus condyloides sehr defekt. Der Schädel ähnelt II. und VII., sowie I. Er weicht nur durch die medialwärts stark entwickelten und zusammenfliessenden Arcus superciliares und den stark einspringenden Ansatz der Nasenbeine von diesen ab. —

Nr. X. Weiblicher, kleiner, leichter Schädel, Alter 30 Jahre (?). Alle Molaren in gutem Zustande. Alveolarrand im Bereich der übrigen Zähne, Gaumenplatte, Processus pterygoides sehr defekt. — Processus condyloid. oss. occip. abgebrochen. Jochbogen sehr defekt. Der Schädel ist entschieden sehr verdrückt, namentlich wirkte der Druck von vorn nach hinten gegen die Oberkiefer, sowie auf die Basis cranii. Der Gesichts- und Profilwinkel ist daher nicht mehr sicher festzustellen.

Gruppe II.

Nr. XI. Männlicher sehr schwerer, massiger Schädel von 40 Jahren (?) mit sehr kräftigen Muskelansätzen, namentlich starker Linea semic. sup. und Prot. occip. ext. Alveolartheil des rechten Oberkiefers und Processus pterygoides dext. fehlt. Oberfläche stellenweis verwittert. Sutura sagittalis fehlt völlig. Sutura frontalis und links lateralwärts obliterirt. Linker Weisheitszahn durch Caries bis auf die vordere Wurzel zerstört. Die übrigen vier vorhandenen Backzähne abgeschliffen. Starke Augenbrauenwülste, stark abgesetzter Nasenwulst. Stirnbeinenge oberhalb der wulstig hervorspringenden Processus zygomatici sehr ausgesprochen. Ausdruck finster, drohend, gegenüber dem glatten „serenen“ Gesichtsausdruck der Schädel der Gruppe I.

Nr. XII. Schwerer, massiger männlicher Schädel (Taf. IX., Fig. 11 u. 12). Sehr entwickelte Muskelgruben am Hinterhaupt, Protuber. occ. ext. eine hervorspringende Knochenschuppe. Der ganze linke Oberkiefer, Wangenbein, Process. pterygoid. Vomer etc. fehlen. Rechter Oberkiefer ebenfalls grösstentheils fehlend. Arcus superciliares entwickelt, Nasenwulst mässig.

Sehr langer (L = 196,0), breiter (Br = 156), mässig hoher (h = 128) Schädel.

Nr. XIII. Schwerer älterer männlicher Schädel (Taf. IX., Fig. 7—9). Medialer und lateraler Theil der Sutura frontalis, sowie linke Schuppennaht obliterirt, Sutura sagittalis fehlt. Hintere, untere Oberfläche sehr stark verwittert. Stirnbildung wie bei XII. Die Kauflächen der wenigen vorhandenen Backzähne stark abgeschliffen.

Nr. XIV. Sehr verwitterter, stark asymmetrischer älterer männlicher Schädel. Die Stirn, auffallend schmal, weicht zurück, und steigt gewölbt zum hohen Scheitel

an. Glabella sehr hervorstehend, bildet einen starken Nasenwulst, daher sehr tief angesetzte Nasenbeine. — Alveolarrand ganz defekt, stellenweis senile Atrophie zeigend. Gaumenplatte defekt. — Der ganze Habitus des relativ hohen Schädel (h = 138) weicht von dem der übrigen auffallend ab. —

Endlich wäre noch für alle Schädel zu erwähnen, dass die Spina nasalis anterior überall mehr weniger abgebrochen ist. —

(Siehe die Tabellen auf Seite 94 u. 95.)

Erklärung zu Tafel VIII. und IX.

Fig. 1—4 stellen den Schädel Nr. I. in seinen verschiedenen Normen dar. Die elliptische Form der Norma verticalis (Fig. 1) ist für diesen Schädel charakteristisch, steht aber unter den übrigen vereinzelt da. —

Fig. 5 und 6 stellen den Schädel Nr. IV. in der Norma verticalis und basilaris dar. Erstere ist typisch für diese Gruppe. —

Fig. 7—10 stellen den Schädel Nr. XIII. in seinen verschiedenen Normen dar. Fig. 8 zeigt eine ausgesprochene basilare Asymmetrie, Fig. 10 eine gleiche der Norma facialis. —

Fig. 11 und 12 stellen den Schädel Nr. XII. in der Norma verticalis und occipitalis dar. —

Die Figuren sind sämmtlich mit dem Lucae'schen Zeichen-Apparat aufgenommen und auf $^1/_3$ reducirt. —

Hr. Virchow spricht sich dahin aus, dass gegenüber den so auffälligen Ergebnissen der interessanten Untersuchung ein zurückhaltendes Urtheil geboten sei. Die Thatsache, dass sich durch das ganze Gebirgsland der Alpenkette von Serbien und Slavovien bis in die Schweiz brachycephale Stämme erstrecken, ist so merkwürdig, dass die bisher bekannten Thatsachen zu ihrer Erklärung noch nicht ausreichen. Vorläufig handle es sich darum, mehr Material zu beschaffen. Für die Bewohner Steyermarks sei Freiherr v. Andrian schon damit beschäftigt, die benöthigten Schädel zu sammeln. —

Nr.	Maasse.	M. I. 25 704	F.* II. 25 705	M.* III. 25 706	F. IV. 25 507	F.* V. 25 708	F.? VI. 25 709	F.? VII. 25 710	M.? VIII. 25 711	M. IX. 25 712	F. X. 25 713	Im Mittel.	M. XI. 25 714	M. XII. 25 715	M. XIII. 25 716	M.? XIV. 25 761	Im Mittel.
1.	Capacität	1650	1530 ?	1490 ?	1470	1460	1390	1380	1370	1330	1300	**1437**	1680	1600	1280	?	
2.	Grösster Horizontalumfang . .	545	535	532	520	515	525	515	518	526	500	**523,1**	550	555	517	535	
3.	Grösster Querumfang	327	320	330	313	305	318	316	314	320	300	**315,3**	330	323	300	320	
4.	Sagittalumfang des Stirnbeins .	130	121	137	133	123	132	116	120	120	130	**126,2**	135	130	130	122	
5.	Scheitelbogen	132	135	130	117	119	125	112	125	133	113	**124,1**	123	133	120	140	
6.	Hinterhauptbogen	111	121	110	120	109	113	122	111	117	112	**114,6**	134	127	115	120	
7.	Gesammtbogen	373	377	377	370	351	370	350	356	370	355	**364,9**	392	390	365	382	
8.	Grösste Länge n. Virchow .	183	176	178	169	172	176	172	175	177	168	**174,6**	191	196	181	188	
9.	Grösste Breite „ .	152	153	148	155	147	148	152	146	157	145	**150,3**	151	156	143	145	
10.	Ganze Höhe „ .	129	124	136	124	124	126	126	128	130	125	**127,2**	134	128	130	138	
11.	Grösste Länge n. v. Jhering	185	179	182	171	172	181	174	180	179	171	**177,4**	193	198	181	190	
12.	Grösste Breite „	153	154	148	155	147	148	153	147	157	146	**150,8**	152	160	145	149	
13.	Grösste Höhe „	131,5	134	136	136	128	129	131,5	130	137	132	**132,5**	136	137	133	141	
14.	Iniallänge nach Broca . . .	178	175	175	160 ?	167	167	156 ?	173	175	165	**169,2**	185	185	175	176	
15.	Auriculare Höhe nach Virchow	116	113	120	114	114	111	106	110	118	111	**113,3**	116	114	111	126	
16.	Hinterhauptlänge „	67	67	58	62	60	57	60	55	58	57	**59,1**	69	72	70	64	
17.	Hinterhauptlänge n. v. Jhering	55	60	47	53	48	50	47	49	46	46	**50,1**	57	56	55	52	
18.	Vom äusseren Gehörgang zur Nasenwurzel	102	86	96	81	91	89	90	98	95	87	**91,5**	95	93	95	92	
19.	Vom äusseren Gehörgang zum Nasenstachel	98	80	98	81 ?	86	81 ?	84	94	91	84 ?	**87,7**	97	?	95	90 ?	
20.	Vom äusseren Gehörgang zum Alveolarrande des Oberkiefers	105	84	102	86	95	81 ?	90	95	92	90 ?	**92,2**	103	?	98	88 ?	
21.	Foramen magnum zur Spina nasalis aut.	92	85	99	85	85	84	89	86	90	85	**88,0**	105	?	91	91	
22.	Foramen magn. z. Sutura nasofrontalis = linea nb (Welcker)	97	92	103	90	97	97	98	99	99	93	**96,5**	106	102	99	98	
23.	Länge d. Foramen magn.. . .	39	33	35	35	35	34	35	38	35	35	**35,4**	34	43	36	41	
24.	Breite d. Foramen magn.. . .	31	28	28 ?	30	29	28	30	33	35 ?	31	**30,3**	29	35	30	32	
25.	Gaumenlänge	51	47	55	?	54	?	?	47 ?	?	?	**50,8**	52	?	46 ?	?	
26.	Gaumenbreite	38	39	44	40	43	41	40	40	41	46 ?	**41,2**	?	?	37	?	
27.	Mitte der Kiefergelenkgruben .	98	96	96	103	102	93	104	96	110	97	**99,5**	100	109	95	101	

28.	Längenbreitenindex } a. d. Virchow'schen Maassen.	83,1	86,9	83,1	91,7	85,5	84,1	88,4	83,4	88,7	86,3	**86,12**	79,1	79,5	79,0	77,1	**78,7**
29.	Höhenbreitenindex	84,9	81,0	91,3	80,0	84,3	85,1	82,9	87,7	82,8	86,2	**84,63**	88,7	82,1	90,9	95,2	**89,0**
30.	Längenhöhenindex	70,5	70,5	76,4	73,4	72,1	71,6	73,3	73,1	73,4	73,8	**72,81**	70,2	65,3	71,8	73,4	**70,2**
31.	L : Br } aus den v. Ihering'schen Maassen.	82,7	86,0	81,3	90,6	85,5	81,8	87,9	81,7	87,7	85,4	**85,06**	77,7	80,8	80,1	78,4	**79,3**
32.	Br : H	86,3	87,0	91,4	87,7	87,1	87,0	85,9	88,4	87,3	90,4	**87,85**	90,7	85,6	91,7	94,6	**90,7**
33.	L : H	71,4	74,9	74,7	79,5	74,4	71,3	75,6	72,2	76,5	77,2	**74,77**	70,5	69,2	73,5	74,2	**71,9**
34.	Lage der grössten Breite in Zehnteln der Länge	6	6	6	6	6	6	6	6	6	6	**6**	6	6	7	6	
35.	Untere Stirnbreite	105	106	106	96	107	101	102	101	102	91	**101,7**	104	96	97	97	
36.	Obere Stirnbreite	135	130	132	127	130	122?	123	119	128	117	**126,3**	129	120	120	117	
37.	Temporalbreite	141	130	126	128	126	118	125	124	135	116	**126,9**	128	129	122	129	
38.	Mastoidealbreite (Basis) . . .	128	122	124	134	129	121	132	130	136	124	**128,0**	131	135	127	138	
39.	Processus frontalis oss. zygom. innen! (lin. zz Welcker) . .	104	99	100	92	107	93	97	97	101	92	**98,2**	101	91	96	102	
40.	Malardurchmesser n. Virchow (lin. gg)	97	90	96	88	98	87	95	88	91	96	**92,6**	96	?	100	102	
41.	Gesichtsbreite n. Schaaffhausen	107	111	115	106	107	105	108	107	118	105	**108,9**	116	?	116	119	
42.	Linie gz (Welcker)	44	42	44	44	44	38	46	41	41	42	**43,6**	40	46	45	44	
43.	Jugaldurchmesser	130	126	130	131	135	122	130	126	140	128	**130,3**	137	139	131	139	
44.	Oberkieferlänge	70	69	75	65	74	60	71	69	67	66	**68,6**	70?	?	74	(60-65?	
45.	Oberkieferbreite	63,5	58	59	59	64	54	62,5	60	57	64	**60,1**	?	?	63	60	
46.	Nasenwurzelbreite	23	22	25	22	28	21	22	21,5	24	21	**22,9**	21	?	20	25	
47.	Nasenlänge	50	51	55	48	52	45	51	56	45	45	**49,8**	52	?	48	48	
48.	Nasenbreite	24	25	26,5	24	26	23	23	25	20?	23	**23,9**	21	?	28	26	
49.	Nasenindex	48	49	48	50	50	51	45	44,5	? 44,4	50	**47,9**	40	?	58	54	
50.	Höhe der Augenhöhle	35	37	34	33	36	33	33	35	32	33	**34,0**	32	?	34	32	
51.	Breite derselben	39	43	41	37	42	38	40	42	39	38	**39,9**	40	?	39	40	
52.	Grösster schräger Durchmesser	44	43	43	40	46	41	42	44	42	41	**42.6**	40	?	39	42?	
53.	Augenhöhlenindex	89,7	86	82,9	89,0	85,7	86,8	82,5	83,3	82,0	86,8	**85,4**	80,0	?	87,2	80,0	
54.	Gesichtswinkel n. Virchow . .	75°	76°	73°	73°	75°	83°?	75°	76°	80°	70°?	**75,6**	71°	?	74°	76°	
55.	Profilwinkel n. v. Ihering . .	89°	92°	89°	90°	91°	96°?	91°	93°	94°	89°?	**91,4**	86°	?	91°	91°	

Die mit * versehenen Schädel besitzen eine offene Stirnnaht.

(12) Hr. Bastian zeigt

neue Erwerbungen des Königl. Museums

Die ethnologische Abtheilung des Königl. Museums empfing einige ausgezeichnet schöne Stücke, die von dem deutschen Naturforscher, Dr. Willemoes-Suhm bei der Erdumseglungsreise des Challenger gesammelt und durch den Kaiserl. Minister, Hrn. Dr. von Holleben (z. Z. in Buenos Ayres) dem Museum übermittelt waren.

Ausserdem erhielt sie einige Proben der von Dr. Pogge auf seinem erfolgreichen Zuge bis zu dem Muata Yanvo gewonnenen Resultate. Darunter findet sich ein Idol mit einem Kopfschmucke, der an den als Ateph bezeichneten erinnert, neben anderen Schnitzereien in einem gewissermassen ägyptisch erscheinenden Styl. Es bestätigen diese Repräsentanten einer originell afrikanischen Kunst das Wort des Reisenden, dass es ihm beim Vordringen in Afrika vorgekommen, als ob er in die Civilisation hineingelange. Dieses Vorgefühl als ein instinktartig richtiges zu beweisen, genügt ein vergleichender Blick auf die fratzenhaften styllosen Idole aus der Küstenregion, wo die Eingeborenen durch jahrhundertjährigen Verkehr mit den Europäern zu einem liederlichen Lumpengesindel heruntergekommen sind. Im ersten Contact mit den Naturstämmen wirkt die Cultur nicht veredelnd, sondern zersetzend und zerstörend, indem sie durch ihr unverhältnissmässiges Ueberwiegen zunächst alle selbständigen Keime erstickt und auf dem so umgewühlten Boden häufig nichts als Unkraut aufzugehen pflegt, wobei es von einer langen Reihe verschiedener Umstände abhängig bleibt, ob und wie sich auf demselben Boden vielleicht später wieder der Samen für höhere Entwickelung wird anpflanzen lassen. Aus diesen Verhältnissen versteht sich um so dringender der Mahnruf der Ethnologie, jetzt in der elften Stunde rasch noch zu sammeln, was an primitiven Erzeugnissen übrig sein könnte, weil wir bei längerem Zögern nur degradirte Bastardmischungen antreffen würden. So war es auch der Wunsch der afrikanischen Gesellschaft, die Staaten centralafrikanischer Halbcultur von Westen her, auf bis dahin von Reisenden unbetretenen Wegen, zu erreichen, statt aus dem Osten, wo diese, nur als Nachzügler verheerenden Sklavenzügen folgend, Alles bereits umgestürzt und durcheinander gewirrt finden.

Im Uebrigen waren es gerade die durch die Bedürfnisse des Sklavenmarktes angestachelten Kriege, wodurch das Innere Afrika's längere Zeit intact gehalten wurde, denn dass in der ersten Periode der Entdeckungen der Eintritt in Afrika ein ziemlich ungehinderter war, das beweisen nicht nur die nachträglich aufgefundenen Spuren verhältnissmässig richtiger kartographischer Anschauungen, sondern auch einige neuere Ergebnisse aus dem auf ethnologischem Felde Gesammelten, darunter jene früher bereits erwähnte Armbrust, die vor einigen Jahren von den wilden Fan aus dem Innern nach der Küste mitgebracht wurde und von welcher jetzt nochmals ein besonders schönes Exemplar aus Dr. Lenz letzter Sammlung vorgelegt werden kann.

Wie in einer früheren Sitzung schon bemerkt, war diese complicirte Waffe in Europa (im Anschluss an die römische Ballista) erst seit den Kreuzzügen eine allgemeinere geworden, in besonderen Schützengilden gepflegt und sie spielte in den damaligen Kriegen oft eine entscheidende Rolle, je nach den angebrachten Verbesserungen. Wie bei den spanischen, war sie auch bei den portugiesischen Entdeckungen vielfach in Gebrauch. So gelangte sie, im XV. Jahrhundert an die Küste mitgebracht, von dort durch die damaligen Handelsverbindungen in das Innere, von wo sie jetzt nach vier Jahrhunderten durch die Fan zurückkehrt, während die Neger der Küste in der Zwischenzeit die anfangs erhaltene Armbrust gegen die später

empfangenen Gewehre umgetauscht hatten. Es schliessen sich daran einige interessante Betrachtungen, die ich noch einmal kurz recapituliren will. Die eigentliche Bedeutung der Armbrust lag darin, einen massigen Bolzen mit starker Kraft zu schleudern, so dass sie ein sorgsam gearbeitetes Schloss voraussetzte. Bei der Unfähigkeit, ein solches zu verfertigen, wurden die Wilden des Inneren (die durch den nachträglich unterbrochenen Verkehr von den Gewehren abgeschnitten waren und ebensowenig eine Importation neuer Armbrüste fortsetzen konnten) auf die unvollkommene Abschnellungsweise der Sehne durch Aufschlitzen des Schaftes geführt. Der dadurch äusserst geschwächte Impuls liess den ursprünglichen Zweck der Armbrust, für welchen sie, als solche, construirt war, völlig verloren gehen, und die leichten Pfeile, die sich jetzt allein forttreiben liessen, mussten, um überhaupt irgend welchen Effekt zu äussern, vergiftet werden. So erscheint die Armbrust gegenwärtig in den Händen der Fan als Instrument zum Abschiessen vergifteter Pfeilchen, aber, wie beim ersten Blick ersichtlich, als ein für solchen Zweck unnöthig complicirtes, da der leichteste Bogen ebensogut, und noch besser, dienen würde. Dass man solch umständlichen Apparat auch jetzt noch bewahrte, erklärt sich aus dem gläubigen Kleben an archaistischen Formen, welche die aus dem ersten Eindruck erlangte Herrschaft auch später fortbestehen liess, wo ihr Sinn längst verloren gegangen ist. Eine Analogie bietet die für die Fiji charakteristische Keulenform, welche für den eigentlichen Zweck dieser Waffe völlig ungeeignet ist, aber eine Nachahmung der Blunderbuss-Gewehre des vorigen Jahrhunderts zeigt, hervorgerufen durch den Wunsch der Wilden, diese gefürchtete Waffe, da es in anderer Weise nicht möglich war, wenigstens in Holz zu besitzen. In ähnlicher Weise trieben die Eingeborenen Neu-Guineas den europäischen Schiffen aus Blaseröhren dampfartige Wolken von Asche und Sand entgegen, um den Pulverrauch nachzuahmen. Ein auf den Neu-Hebriden gebräuchlicher Kopfputz zeigt eine kolossale Uebertreibung der Stürmerform des Admiralshutes, da derselbe, als dem Angesehensten unter den fremden Besuchern eigen, besonderen Eindruck machen musste, und es ist dabei interessant zu beobachten, wie die Eingeborenen dieser Tracht wieder ihren eigenthümlichen Ornamentations-Styl adaptirt haben. Das Isoliren stereotyper Formen, wie in der Armbrust der Fan, findet (was hier zugefügt werden mag) eine Parallele in den s. Z. vorgelegten Objecten, welche Dr. Schweinfurth aus dem von ihm entdeckten Volke der Monbuttu der ethnologischen Sammlung unseres Museums überbrachte, nämlich in dem einwärts gebogenen Scepter-Messer nach Art des Chaepak. Es findet sich auf den ägyptischen Gemälden, besonders seit der XII. Dynastie, in den Händen der dort fungirenden Personen, und mag sich also dann (oder seit den ägyptischen Dynastien) weiter durch Afrika verbreitet haben. In Folge der vielfach verschiedenen Umwälzungen und dadurch in fortgehend neuen Wechseln einander ablösenden Moderichtungen, ging es in der ganzen Weite der Zwischenländer längst verloren, bis es jetzt auf dem in sich ungestört gebliebenen Territorium der Monbuttu durch den zuerst dahin vorgedrungenen Reisenden wieder aufgefunden wurde.

Wie sehr wieder auf der anderen Seite, von geschichtlichen Beziehungen abgesehen, gewisse Gleichartigkeit der Formen mit einer Art innerer Nothwendigkeit wiederzukehren pflegt, zeigt eine aus Inner-Afrika vorgelegte Axt, deren als Gesicht ausgeschnitzter Griff-Kopf die Klinge als Zunge trägt, ein genaues Seitenstück zu einem aus dem Nutka-Sund stammenden Sammelstück, und einem anderen aus peruanischem Alterthum.

(13) Geschenke und Tauschwerke:

1) Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. Bd. I. München 1877.
2) Friedel, Bemerkungen über Näpfchen- und Rillensteine (Abdr. a. d. Bär u. dem Archiv f. Kirchl. Baukunst. 1877).
3) C. Grewingk, Das Steinalter der Ostseeprovinzen.
4) Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Bd. 7. Nr. 11. 12.
5) F. Hilgendorf, 1) Noch einmal Planorbis multiformis. 2) Neue Forschungen in Steinheim — Abdr. a. d. Ztschr. d. deutsch. geol. Gesellsch.
6) Nachrichten f. Seefahrer 1878. Nr. 4, 5, 6.
7) Annalen f. Hydrographie. Heft I. 1878.
8) Anzeiger f. Kunde der deutschen Vorzeit. Nr. I. 1878.

Ausserordentliche Sitzung am 9. März 1878.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Zu correspondirenden Mitgliedern sind ernannt worden:

Dr. Majer, Präsident der Akademie der Wissenschaften in Krakau.
Don Francisco Moreno, Director des National-Museums zu Buenos Ayres.
Professor Bogdanoff, Präsident der anthropologischen Section zu Moskau.

Als ordentliches Mitglied wird angemeldet:

Hr. Stadtrichter Niendorff, Berlin.

(2) Freiherr v. Andrian erläutert unter Vorlegung der Fundgegenstände die in der Sitzung vom 15. December 1877 (Verh. S. 477. Zeitschr. f. Ethn. Bd. IX.) gegebenen Mittheilungen über die

Archäologie Siciliens.

3) Hr. Virchow liest einen ihm soeben zugegangenen Brief des Herrn N. von Miklucho-Maclay, d. d. Bugarlom an der Maclay-Küste in Neu-Guinea, Februar 1877, nebst einem Manuscript des Reisenden vom December 1876, enthaltend:

Anthropologische Notizen, gesammelt auf einer Reise in West-Mikronesien und Nord-Melanesien im Jahre 1876.

(Hierzu Taf. X. und XI.)

Der Brief lautet in seinen Hauptstellen:

„Ich sende Ihnen in Folge meines Versprechens einige Notizen, welche ich aus meinem Tagebuche theils ausgeschrieben, theils übersetzt habe.

„Es wäre mir sehr erwünscht, falls Sie etwas für die Förderung oder richtiger für die Möglichkeit der anatomischen Rassen-Studien thun könnten. Eine Einwirkung aus Europa auf die schläfrigen colonialen Behörden ist durchaus nothwendig; ich meinerseits, durch Ihren gewichtigen Beistand unterstützt, könnte die Idee in's praktische Gebiet übertragen. Dazu sind die Niederländisch-Indischen Colonien, wo ich die Verhältnisse so ziemlich kennen gelernt habe, wie es mir scheint, sehr geeignet.

„Ich wende mich mit diesem Vorschlage an Sie, hochgeehrter Herr Professor, da ich glaube, dass die Einsicht der unumgänglichen Nothwendigkeit einer Ana-

tomie der menschlichen Rassen als Grundlage für die Anthropologie Ihnen schon längst sich aufgedrängt hat, und da ich überzeugt bin, dass lokale und naheliegende Interessen und Beschäftigungen Sie nicht verhindern werden, etwas für das Weiterliegende, aber auch wissenschaftlich Wichtige zu thun. —

„Ich bin einstweilen, wiederum fast 9 Monate, in Neu-Guinea geblieben. — Es ist eine kurze Zeit, wenn man weiss, wie langsam und allmählich sichere Erfahrungen und Thatsachen über einen uns so fern stehenden Stamm, wie die Papuas, gesammelt werden können; aber auch zugleich eine lange Zeit, wenn man alle Entbehrungen nnd schlimmen Zufälle, welche mit einem solchen Experiment nothwendig verbunden sind, bedenkt.

„Ich glaube nicht, dass ein Mensch (falls er nicht bornirt ist) jemals mit seinem Werk aufrichtig zufrieden ist, aber ich kann wenigstens, die Reisen des vorigen (1876) Jahres überblickend, mit Waitz sagen: „Es ist geschehen, was meine Mittel erlaubten".

„Es ist über ein Jahr, dass ich wiederum ohne Nachrichten aus Europa geblieben bin, welcher Umstand die Aufstellung eines Programms meiner weiteren Reisen einstweilen unmöglich macht. Das Schiff mit neuer Provision und Briefen, welches ich schon seit November erwarte, ist immer noch nicht da, und der bedeutenden Verzögerung wegen habe ich keine Anhaltspunkte mehr, um Hypothesen über die Zeit seiner Ankunft aufzustellen.

„So kann vielleicht dieser Brief noch sehr lange Zeit auf die Gelegenheit seiner Absendung warten! Ich lege anbei noch einige Skizzen der Nase des Pelaumädchens, welche ich nachträglich, nachdem ich die Tafel für die Anthr. Notizen gezeichnet, gefunden habe. Um den Grad der Plattheit der Nase genau wiederzugeben, sind die Zeichnungen mit Hülfe des Zirkels in natürlicher Grösse gemacht worden.

„Da möglicher, obwohl wenig wahrscheinlicher Weise unerwartet am Horizont ein Segel erscheinen und mir eine Gelegenheit bieten kann, einige Briefe nach Europa zu senden, so schliesse ich meinen Brief." —

Folgendes ist die mitgesendete Abhandlung:

Während meiner diesjährigen Reise nach den Inseln des westlichen Stillen Oceans habe ich einige anthropologische Studien gemacht, deren Hauptergebnisse ich, meinem Versprechen gemäss, Ihnen mittheile. — Es wurden in West-Mikronesien: die Insel Jap, der Archipel Pelau, die Gruppe Ninigo (l'Echiquier auf den Karten [1]), in Nord-Melanesien: die Insel Taui (Admiralitätsinsel) und die Gr. Agomes (Gr. Hermit) besucht; unterwegs die Gruppen Pegan (David), Auropick, Mogmug (auch Uliti oder Mackenzie-Gruppe genannt), und Uleai (Wolea) berührt.

Da der Aufenthalt auf den einzelnen Inseln kein langer war, und ich sichere, auf eine genügende Reihe von Beobachtungen gestützte Resultate zu erhalten wünschte, so musste das Programm der Untersuchungen bedeutend eingeschränkt werden. Ausser der zugemessenen Zeit war auf manchen Inseln (auf Taui und Agomes) das scheue Verhalten der, nicht oft mit Europäern in Verkehr tretenden Eingeborenen ein der-

1) In der Waitz-Gerland'schen Anthropologie der Naturvölker (Th. VI., S. 519) werden die Schachbrettinseln (l'Echiquier), Bougainville folgend, als unbewohnt angegeben und auf der ethnographischen Karte wird diese Gruppe zu Melanesien gestellt; ich habe die Inseln Ninigo bewohnt gefunden und zwar von einer mikronesischen Bevölkerung. Die nahe liegenden Inseln Agomes (Hermit) und Kanies (Anachoret) haben dagegen, wie ich mich überzeugt habe, melanesische Bewohner. (Siehe darüber meine Briefe in den Iswestiya der Kaiserl. Russ. Geograph. Gesellschaft vom Jahre 1877).

artiges, dass überhaupt nur eine kurze Reihe von Messungen vorgenommen werden konnte; erwecktes Misstrauen oder ermüdete Geduld hätte sicher die Leute von allen derartigen Manipulationen abgeschreckt. —

Indem ich bedauere, so wenig zu bringen, kann ich nur bemerken, dass dieses Wenige gewissenhaft gesammelt und beobachtet ist.

In Folge davon, dass die Beobachtungen (Messungen) eingeschränkt werden mussten, traten die Kopfmessungen in den Vordergrund. Ich habe denselben um so mehr meine Aufmerksamkeit geschenkt, als bis jetzt vorzugsweise craniologisches Material der benachbarten Inseln (der Philippinen und Neu-Guinea's) gesammelt und theilweise verarbeitet ist. Die Kopfmessungen an Lebenden, welche ich seit 1873[1]), nachdem ich mich von ihrer Brauchbarkeit (d. h. von der so ziem-

1) Auf dem Wege von Ternate nach Hongkong, im Jahre 1873, besuchte der Kaiserl. Russische Klipper „Isumrud", auf welchem ich mich damals befand, die Philippinen (Cebu und Manila). Ich benutzte diese Gelegenheit, um in den Bergen von Limai (Prov. Zambales) Negritos zu treffen, und die mir von Hrn. C. E. von Baer gestellte Frage (ob die Negritos der Philippinen brachycephal sind?) nach Vermögen zu beantworten. — Da aber in ein paar Tagen, Schädel dieser Leute zu erhalten, sicher nicht möglich war, suchte ich einen Ausweg darin, dass ich möglichst genau die Köpfe der Negritos messen wollte und später am Secirtische die Correction der Kopfmaasse im Verhältniss zu den Schädeldimensionen aufzufinden gedachte.

Ich besass zu jener Zeit keinen Craniometer, aber mit Hülfe eines geschickten Tischlers gelang es mir, einen ziemlich primitiven zu construiren. Es war ein hölzernes Schiebeinstrument, sogar ohne Theilung, aber es genügte vollständig, um die Breite und Länge des Kopfes zu messen. Die erhaltenen Maasse von 21 Individuen (beiderlei Geschlechts) wurden an Ort und Stelle auf ein Blatt Papier übertragen und später an Bord bestimmt. Das Messen der Köpfe war erleichtert und sicherer gemacht durch den Brauch der Negritos von Limai, am Hinterhaupt die Haare sich kurz zu schneiden. — Ich erhielt bald darauf durch die Freundlichkeit eines Beamten in Balanga einen sicher ächten Negrito-Schädel, dessen Breitenindex (89,5) mit dem durch die Kopfmessung gefundenen Extreme (87,5 - 90,0) gut stimmte.

Ich überzeugte mich einige Monate nachher durch genaue an 2 Leichen in der Secirkammer des Gefängnisshospitals zu Batavia gemachte Messungen von der Brauchbarkeit der Methode. Es wurden zuerst die Kopfdurchmesser genau gemessen und darauf, nach der Entblössung der Knochen, an den betreffenden Stellen dieselben Maasse wiederholt. Nach der Berechnung der Breiten-Indices erwies sich nur eine unbedeutende Correction (das Notizbuch mit den Resultaten der Prüfung ist mit meinen Sachen in Batavia zurückgeblieben, und ich bin nicht sicher, die Correction aus dem Gedächniss richtig aufschreiben zu können); in Folge dieses Resultates konnte ich die Kopfmessungen auf weiteren Reisen, mit Ueberzeugung ihres Werthes, fortsetzen. Ich liess mir ein ordentliches, eisernes Schiebeinstrument in Batavia herstellen, und es hat mir während meiner zweiten Reise nach Neu-Guinea (1874), meiner Tour durch die Malayische Halbinsel (1875), und bis jetzt gute Dienste geleistet. —

Wenn man auch vom Breiten-Index kein entscheidendes Wort bei der Rassenklassification erwarten darf, so bleibt er doch eins der Hauptmaasse des menschlichen Körpers; deshalb habe ich auch jetzt während meines zweiten Aufenthaltes an der Maclay-Küste (1876/77) nicht versäumt, bei über hundert Individuen (männl. Geschl.) die Kopfdurchmesser zu messen, um, neben einer richtigen Vorstellung über die Kopfform dieser Eingeborenen, auch eine Idee von den individuellen Schwankungen dieser Dimensionen bei denselben zu erhalten. Nicht bloss, dass bei einer gewissen Vorsicht und Uebung fast alle Ungenauigkeit, sogar beim Papuahaar, sich vermeiden lässt, ist auch die in Melanesien sehr verbreitete Sitte, die Köpfe der Frauen und Kinder oft zu rasiren, für die Kopfmessungen sehr günstig; so dass, gestützt auf meine, an 148 Individuen (beiderlei Geschlechts) gemachten Kopfmessungen und auf die Untersuchung von 23 zweifellos ächten Schädeln, ich ein ziemlich sicheres Urtheil über die Schädel der Papuas der Maclay-Küste werde fällen können. —

lich zutreffenden Uebereinstimmung derselben mit den Schädelmessungen) sicher überzeugt hatte, auf meinen Reisen zu machen nicht versäume, haben (was den Breiten-Index betrifft) sogar manche Vorzüge vor den Schädelmessungen: 1) Man hat zweifellos ächtes Material zur Untersuchung (da man dasselbe sehen und beurtheilen kann); 2) das Geschlecht und das ungefähre Alter sind dabei mit Sicherheit bekannt, und 3) das Material kann, bei einer passenden Behandlung der Eingeborenen, nach Wunsch leicht vermehrt werden.

Obwohl ich die Zuverlässigkeit des Verfahrens nicht bezweifelte, war ich doch, durch die Nachricht Ihrer, in Helsingfors gemachten Erfahrung, dass bei der Vergleichung der Kopf- und der Schädelmessungen beide „in regelrechtem Verhältnisse zu einander“ [1]) sich erweisen, angenehm überrascht, und ich konnte getrost mit den Kopfmessungen fortfahren. — Es wäre in der That durch diese Erfahrung für die Anthropologie viel gewonnen, falls man im Breiten-Index ein entscheidendes Merkmal für die Rassenclassification gefunden hätte. Leider ist es eines der „pia desideria“, und die vorliegende Notiz bringt einen neuen Beweis der grossen Schwankungen der Breite des Schädels innerhalb eines und desselben Stammes (S. 116).

Statt einer Beschreibung der Hautfarbe sind in Folgendem Hinweise auf die entsprechenden Nrn. der Tafel des Herrn Broca vorgezogen worden, da, wie es mir scheint, eine richtigere Vorstellung über die Hautfarbe erhalten werden kann, indem man eine Wiedergabe dieser Farbe sieht, als wenn man blos eine Beschreibung derselben liest; um so mehr, als alle Ausdrücke, wie: „chocoladenbraun“, „olivenfarbig“, „schwärzlich“, u. d. g. m. sehr wenig bestimmte oder individuell verschiedene Vorstellungen erwecken können. —

Ich habe ferner mehrere einzelne, scheinbar unbedeutende Beobachtungen und Bemerkungen, die von vielen Reisenden (welche der Meinung sind: es seien „Kleinigkeiten, Zufälligkeiten“, oder weil sie denken: „es sei lächerlich“, oder gar „unanständig (!) über so etwas zu schreiben!“ oder auch, weil manche Beobachter an das Bemerken aller „solcher Kleinigkeiten“ gar nicht gedacht und deshalb dieselben nicht gesehen haben) gar nicht erwähnt werden, nicht ausgelassen, weil ich keine derartigen Vorurtheile habe und sogar denke, dass solche „Kleinigkeiten“ und „Einzelheiten“ auch ihren Werth haben und bei der Ausdehnung anthropologischer Kenntnisse unerwartet grosse Bedeutung erhalten können. —

Da diese Mittheilung keine weiteren Ansprüche macht, als Auszüge aus meinem Notizbuche zu sein, so werde ich in Folgendem die Reihenfolge der Beobachtungen, wie sie dort notirt sind, beibehalten und ein Paar erläuternde Skizzen hinzufügen.

West-Mikronesien.

Insel Jap. (Die Eingeborenen nennen ihre Insel Wuap, Wap oder auch Jap; bei den Bewohnern des benachbarten Archipels Pelau ist sie unter dem Namen Pelu-Lekop[2]) bekannt.) (Hierzu Taf. X., Fig. 1 und 3. Taf. XI., Fig. 2.)

Der Wuchs der Einwohner variirte:

bei Männern	bei Weibern
(30[3]) 1500—1690 mm	(10) 1360—1485 mm

1) Virchow, Physische Anthropologie der Finnen. Sitzungs-Berichte der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Sitzung am 17. October 1874, S. 185.

2) Pelu heisst Insel im Allgemeinen.

3) Die in Klammern gesetzten Zahlen bezeichnen die Zahl der gemachten Messungen.

Als Ausnahme unter Hunderten fand sich nur einer, der im Verhältniss zu den Anderen „hoch“ und fett erschien; es war einer der Häuptlinge (Fonowei, pilun von Coror). Sein Wuchs war 1760 mm.

Der Breitenindex des Kopfes schwankte:

bei Männern	bei Weibern
(30) 74,3—81,7	(11) 73,7—84,3

Die Köpfe zeigen eine entschiedene Neigung zur Brachycephalie:
unter 30 Männern hatte nur 1 den Br.-Ind. unter 75,0 (74,3), 5 dagegen über 80,0
„ 11 Weibern „ „ 1 „ „ „ 75,0 (73,7), 3 „ „ 80,0

Die Farbe der Haut variirte zwischen den helleren Nrn. 21 und 30 und den dunkleren 28 und 43; Frauen, die längere Zeit sich den Sonnenstrahlen nicht ausgesetzt hatten, zeigten die Farbe nicht dunkler als Nr. 33. Die Wirkung der Sonnenstrahlen lässt sich auch bei den Männern constatiren, obwohl nicht in dem Maasse, wie bei den Frauen, bei welchen auch in dem Falle, wenn der Rücken durch die Sonne verbrannt ist, die Farbe der Nr. 43 entspricht, andere Theile des Körpers, wie die untere Seite der herabhängenden Brüste, oder die vom dichten Grasrock vor äusseren Einflüssen geschützten inneren Seiten der Schenkel, nicht selten die Farbe der Nrn. 33 und 45 zeigen, während am übrigen Körper, sowie am Gesicht, alle möglichen Uebergänge von der dunklen Nr. 43 zu den hellen Nrn. 21 und 23 zu sehen sind. Im Vergleich zu den Weibern besitzen die Männer eine etwas dunklere, aber gleichmässiger über den Körper verbreitete Färbung, welche Verschiedenheit durch die Lebensweise der Männer, meistens im Freien, ohne Schwierigkeit erklärt werden kann.

Pigmentirung der Schleimhaut. Da, wo die äussere Haut in die Schleimhaut übergeht, erstreckt sich das Pigment auch auf die Schleimhaut, aber blos mehr oder weniger auf den Rand derselben, während die Farbe der Schleimhäute im Allgemeinen (der Mundhöhle, des Rachens, der Conjunctiva u. dgl.) nicht verschieden von der der Europäer ist; wenigstens konnte ich keine ausgesprochene Verschiedenheit bemerken. Der pigmentirte Rand der Schleimhaut lässt sich an den Lippen, besonders an der Oberlippe, gut sehen. Die pigmentirte Schleimhaut erscheint dunkler als die äussere Haut und für ihre Färbung fand ich keine entsprechende Nr. auf der Farbenscala des Herrn Broca. Die Schleimhaut der Nymphen bei den Weibern ist fast braunschwarz und sehr dunkel, im Vergleich mit der braunen Farbe der äusseren Haut und der hellen Rosafarbe der Schleimhaut der Fossa navicularis und der Vagina.

Das Haar, welches auf der Insel Jap von beiden Geschlechtern lang getragen wird, ist selten straff, meist in verschiedenem Grade lockig. Da dasselbe am Tage mehrere Mal mit dem grossen Kamme, den die Eingeborenen hier, ähnlich wie die Papuas, beständig im Haare tragen, ausgekämmt wird, so ist es nicht leicht, über die Gestalt und Weiche der Locken zu urtheilen; aber hinter den Ohren oder am Nacken sieht man zuweilen bei Einzelnen kürzere Locken, die zufällig ein oder mehrere Tage ungekämmt geblieben sind und deren Ringelungen im Diameter nicht mehr als 4—6 mm messen. Da die Eingeborenen von Jap von denen des Archipel Pelau nicht zu trennen sind, und man die letzteren mit Recht als eine „papua-malaiische Mischlingsrasse“ betrachtet hat[6]), so ist das Vorkommen eines solchen feinlockigen (krausen) Haarwuchses nicht ohne Bedeutung. Deshalb und weil Leute, die ähnliche Locken besitzen, nicht selten getroffen werden, gebe ich eine getreue Copie einer solchen (Taf. X., Fig. 1),

6) Semper, Die Philippinen und ihre Bewohner. Anmerk. zu S. 138.

dicht an den Wurzeln abgeschnitten, in natürlicher Grösse [1]). — Der Körper einzelner Individuen (männl. Geschl.) ist bedeutend behaart und nicht blos an den Beinen (welcher Haarwuchs bei allen erwachsenen Männern sich findet), sondern die Haare wachsen reichlich an der Brust, dem Bauche (längs der Mittellinie des Körpers) und bilden nicht selten einen, vom Nacken anfangenden, am Rücken herunterlaufenden Zug.

Die **Behaarung der ganzen Stirn** (Taf. X., Fig. 3.) ist auch nicht selten. Ich habe 4 in dieser Beziehung schöne Exemplare getroffen; 3 darunter waren Mädchen, von welchen 2 geschlechtlich reif waren; die dritte, sowie der Knabe, der eine vollständig mit gelblichen (abgeblichenen) Haaren bedeckte Stirn besass, war zwischen 10 und 11 Jahren alt. — Die Länge der Haare auf der Stirn variirte zwischen 3—23 mm; nur bei einem Mädchen sah ich über der Nasenwurzel in der Mittellinie der Stirn eine dreieckige haarlose Stelle, die Anderen hatten keine solche.

Bei diesen Beobachtungen konnte ich wiederum die Richtigkeit einer früher gemachten Bemerkung [2]), dass beim Behaartsein der ganzen Stirn die Anordnung der Haare auf derselben fast in einem jeden Falle eine andere ist, bestätigen. — Diesen Umstand (die beigegebenen Skizzen drücken denselben deutlich aus) erklärt auch die Verschiedenheit in der Form der Stirn.

Durch die **Breite der Palpebra tertia** bei den Sakai der Malayischen Halbinsel aufmerksam gemacht [3]), betrachtete ich durchgehend die Augen der Eingeborenen; die Plica semilunaris erwies sich individuell verschieden breit (nicht selten von 4—5 mm) und bedeutend durchscheinend. Dieses Rudiment scheint also bei mehreren Rassen eine verhältnissmässige Grösse zu erlangen; es soll bei Negern und Australiern grösser sein als bei Europäern [4]); ich habe es bei Melanesiern (Papuas von Neu-Guinea und den Sakais der Malayischen Peninsula) und Mikronesiern (Insel Jap und Archipel Pelau) bedeutend grösser (2 bis 3 Mal so breit) als beim Durchschnitts-Europäer, gefunden.

Die **schiefe Stellung der Augen** habe ich 2 Mal bemerkt, beide Fälle waren Mädchen.

Mammae mit einem eingeschnürten areolaren Theil [5]). — Bei Mädchen von circa

---

1) Das Vorkommen solcher enggeringelter Locken beweist durchaus nicht, dass sämmtliche Haare des ganzen Kopfes desselben Individuums beim Nichtkämmen sich in solche Locken sammeln müssen; das geschieht nicht, denn, wenn es anders wäre, müsste man auch die Jap-Insulaner „kraushaarig“ nennen. Diese Beobachtung erklärt sich aber durch den Umstand, dass, ähnlich wie am Körper, wo die Ringelungen des lockigen Haares nicht gleich weit sind (man vergleiche das Kopfhaar mit dem der Achsel und der Schamgegend), die Locken der verschiedenen Regionen des Kopfes bald enger, bald weiter geringelt erscheinen; jedenfalls sind die Grenzen dieser Verschiedenheiten des Diameters der Ringelungen am selben Kopf keine sehr weiten. Jeder, der gelocktes Haar besitzt, kann am eignen Kopf alle diese Bemerkungen constatiren.

2) Miklucho-Maclay, Meine zweite Excursion nach Neu-Guinea (1874) in der Natuurkundig Tijdschrift. Batavia 1876.

3) Ethnologische Excursionen in der Malayischen Halbinsel (1874 — 75) in derselben Tijdschrift 1876. (Zeitschr. für Ethnol. 1876. Bd. VIII. Verh. S. 226).

4) C. Darwin, Die Abstammung des Menschen. Uebersetzt von J. V. Carus 1871, Bd. I., S. 19, in der Anmerkung, citirt auf Grund einer Angabe von C. Vogt (Vorlesungen über den Menschen. Bd. I., S. 162).

5) Die Gestalt dieser Brüste entspricht zu wenig der Bezeichnung „mamelles piriformes“ der französischen Anthropologen, (s. Instructions générales pour les recherches anthropologiques. Paris 1865, pag. 61), um dieselben so zu bezeichnen.

15—20 Jahren, die noch keine Kinder geboren hatten, fand ich die sonderbare Form der Brüste, die ich schon an einem anderen Orte erwähnt habe[1]). Der areolare Theil war von der ziemlich straffen (jugendlichen) Mamma durch eine Einschnürung geschieden. Die beigegebene Skizze (Taf. XI. Fig. 2) stellt diese Eigenthümlichkeit, welche ich bei Papua-Mädchen von Neu-Guinea, sowie bei jungen Polynesierinnen (Samoa) ebenfalls gesehen habe, dar. Die asymmetrische Entwickelung der Brüste, welche überhaupt nicht selten ist, erscheint in diesem Falle fast die Regel zu sein: ich habe immer die Einschnürung an der einen Mamma tiefer getroffen, als an der anderen. — Im abgeschnürten Theile liess sich die Brustdrüse leicht durchfühlen. Dieses Verhalten ist nicht bei allen Mädchen zu beobachten, aber findet sich, mehr oder weniger ausgesprochen, nicht selten; es schien mir auch mit den Perioden des geschlechtlichen Lebens (Menstruation, Schwangerschaft) nicht in directem Zusammenhang zu stehen, jedoch denke ich, dass nach wiederholter Lactation die Einschnürung verschwindet, da bei älteren Weibern ich nie diese Form der Brüste gesehen habe. —

Geburtshülfe. Es werden den schwangeren Weibern schon circa 1 Monat vor der Geburt aufgerollte Blätter (die Pflanze konnte man mir nicht zeigen, da sie nicht überall auf Jap wächst) in den Muttermund[2]) eingeführt und immer gegen neue, dickere Rollen gewechselt. Sie sollen den Zweck haben (nach Art der Laminaria-Bougies wirkend) den Muttermund zu erweitern, um die Geburt schmerzloser zu machen. — Die Geburt geschieht in hockender oder halbsitzender, halbliegender Stellung, gegen ein anderes Frauenzimmer sich anlehnend.

Das „Andoweck“ oder das Zerquetschen der Nase. An Neugeborenen wird während der ersten Monate das Zerquetschen der Nase vorgenommen, was mit einer über dem Feuer gewärmten Hand von der Mutter oder von irgend einem anderen Weibe gemacht wird. Die Absicht dabei ist, die Nase flach (d. h. schön) zu gestalten, und der Druck wird so stark ausgeübt, dass das Kind während der Operation laut schreit. Die Operation heisst auf Jap „Andoweck“. Ausserdem werden hier die Neugeborenen während des ersten Monats stark gerieben und es wird an den Gliedern leicht, aber oft gezogen, um den Körper des Kindes stark zu machen.

Das Durchbohren des Septum narium wird an kleinen Kindern mit einem zugespitzten Stück der Cocosnuss-Schale gemacht. —

Archipel Pelau.

(Hierzu Taf. X. Fig. 2. Taf. XI. Fig. 1, 3—5.)

Die Eingeborenen des Archipels Pelau lassen sich, ihrem physisch-anthropologischem Habitus nach, von den Jap-Insulanern und überhaupt von den West-Mikronesiern (die ich gesehen habe) nicht trennen. Falls man durchaus Unterschiede finden will, so sind nur eine etwas kräftigere Statur und die unbedeutend dunklere

---

1) S. meinen schon erwähnten Bericht über die zweite Reise nach Neu-Guinea 1874.

2) Da es, im Gespräch über dieses Verfahren, bei welchem keine anatomische Namen gebraucht werden konnten, schwer war sich zu überzeugen, ob die Blätterrolle in die Vagina, (in irgend einer anderen Absicht, als zur Erweiterung), oder in den Muttermund eingeführt wird, so liess ich die Rolle aus beliebigen Blättern, aber genau in derselben Grösse, wie sie zuerst in den fraglichen Canal eingeführt wird, von dem Weibe, welches darüber (mittelst eines Dolmetschers) befragt wurde, machen. Die geringe Dicke der gemachten Rolle entsprach sicher nicht den Dimensionen einer Vagina, und die Mittheilung (die ich später hörte), dass die Blattrolle blos mechanisch wirken soll, liess keine Zweifel übrig, dass dieselbe das Orific. uteri erweitern soll.

Hautfärbung der ersteren die Hauptstützen dieser Ansicht; auch diese 2 Punkte sind nur haltbar im Vergleich zu den Eingeborenen der Insel Jap, denn die Leute von Uleai sind mindestens so kräftig, wie die von Pelau, und nicht heller als diese, die von Ninigo bedeutend dunkler. Die Vergleichung des Haarwuchses und die Schädelmessung liefern keine Beweise für eine solche, jedenfalls künstliche Scheidung. Falls man eine papuanische Beimischung der Pelau-Insulaner (Semper) betont, während man die übrigen Mikronesier als eine ungemischte Rasse ansehen will (Gerland), und dadurch eine Verschiedenheit durchaus aufrecht zu halten versucht, so kann ich meinerseits Folgendes bemerken:

Wenn auch das objective Betrachten des physischen Typus der Eingeborenen von Pelau eher für als gegen eine Papuabeimischung spricht, so hat diese Mischung schon vor so langer Zeit stattgefunden, dass längst die Bevölkerung in eine homogene Rasse übergegangen ist, deren Lebensweise, Gebräuche, Verfassung ganz mikronesisch sind. Die Frage, ob Spuren eines melanesischen Einflusses auch bei ihnen zu entdecken sind, konnte ich bei meinem kurzen Aufenthalte und meiner Unkenntniss der Sprache selbstverständlich gar nicht berühren. —

Der **Wuchs** schwankte bei:

Männern:	Weibern:
(25) 1520—1720 mm	(12) 1450—1590 mm

Der **Breiten-Index des Kopfes** variirte bei:

	Männern:	Weibern:
zwischen	(25) 71,4—83,5	(12) 75,0—81,6

Der Breiten-Index verhielt sich bei den gemessenen Individuen folgendermaassen:

unter 25 Männern hatten 4[1]) den Breiten-Index unter 75,0, 8 über 80,0
„ 12 Weibern „ 0 „ „ „ 75,0, 1 „ 80,0

Es fand sich bei einem der Männer ein Breiten-Index von 87,8. Da er von denen der Mehrzahl sich bedeutend entfernt, so führe ich den Fall mehr als eine Ausnahme an, die jedoch auf eine bedeutende Neigung zur Brachycephalie hindeutet. —

Die **Farbe der Haut** zeigte die Extreme:

Nrn. 21, 30 und Nr. 43 (der Tafel Broca).

Auch hier, wie auf Jap, ist am selben Individuum (besonders bei Frauen) eine bedeutende Verschiedenheit in der Färbung der Haut verschiedener Körpertheile häufig zu beobachten, und, wie dort, habe ich fast durchgehend eine bedeutende Breite der Palpebra tertia und nicht selten eine ganz behaarte Stirn gesehen. Diese Eigenthümlichkeiten gehören der ganzen Rasse an, wenn auch nicht ausschliesslich, da dieselben bei den Melanesiern und anderen ebenso vorkommen.

Das **Haar** wird von beiden Geschlechtern lang getragen und am Hinterkopfe in einen Knoten geschlungen. Wenn es bei den Männern noch nicht die Länge erlangt hat, um es in einen solchen Knoten zu binden, und, wenn es feinlockig oder kraus und dazu gekämmt ist, so sieht es den grossen Papua-Coiffuren bedeutend ähnlich. Straffes Haar kommt auch vor, meistens ist das Haar aber lockig in verschiedenem Grade. Um mir einen Begriff über die Häufigkeit des Vorkommens der verschiedenen Haarformen zu bilden, betrachtete ich genauer den Haarwuchs von 20 Männern, welche eines Tages zufällig um mich standen:

---

1) Die Breiten-Indexe bei diesen vier Männern waren:

74,8 74,8 74,1 71,4.

4 hatten straffes Haar, 7 lockiges (bouclé) und 9 mehr oder weniger krauses (frisé [1]), welches, wie gesagt, wenn ausgekämmt und nicht in grosser Nähe betrachtet, wenig von ausgekämmtem Papuahaar sich unterschied.

Ein Bart wird selten getragen; meist werden die Haare am Gesicht von den Männern ausgerissen, nicht aber die in der Achselgrube und an den Geschlechtstheilen; von den Frauen dagegen werden gerade diese ausgerupft.

Längsfalten am Nasenrücken. Ueber eine Zerquetschung der Nase, wie auf der Insel Jap, habe ich hier nichts gehört, aber die Nase ist ohnehin so flach, (Taf. XI. Fig. 3—4), dass man nicht selten auf dem breiten (flachen) Rücken derselben Längsfalten bemerken kann. Ich fand diesen Umstand so charakteristisch, dass ich eine Skizze einer so gestalteten Nase beiliegend sende (Taf. XI., Fig. 1). Beim Lachen, Riechen, beim Ausdruck der Unzufriedenheit u. dergl. treten dieselben auf und sind sogar bei ruhigem Gesichte als dünne Linien bemerkbar.

Die **Durchbohrung der Nasenscheidewand** wird noch viel geübt, obwohl schon Ausnahmen zu treffen sind. —

Die **Tattuirung** bei den Pelau-Insulanern ist bedeutend geringer, als die der Leute von Jap, wo auch jetzt bei weitem nicht alle Männer tattuirt sind, obwohl sie es in früheren Zeiten jedenfalls waren. Als Grund, weshalb die Eingeborenen von Pelau sich nur wenig tattuiren lassen, wurden mir die öfters eintretenden schweren Erkrankungen und selbst Todesfälle als Folgen bedeutender Tattuirung angegeben. Solche Klagen habe ich weder auf Jap noch auf Samoa, wo die Eingeborenen ebenfalls bedeutend tattuirt sind, gehört; über ernste Erkrankungen und selbst Todesfälle als Folgen des Tattuirens wurde dort, als über eine sehr seltene Ausnahme, gesprochen. Da die Eingebornen von Pelau aber grosse Freunde des Tattuirens sind und eine reiche Tattuirung (wie sie auf Jap, Uleai u. dergl. vorkommt) sehr bewundern, und da ihre Constitution durchaus nicht als schwach, gegenüber den anderen Insulanern (Jap z. B.), bezeichnet werden kann, so scheint wirklich eine Art von Idiosynkrasie hier vorzuliegen. — Tattuirung bei den Weibern. Die Weiber sind auf Pelau mehr tattuirt wie die Männer. Bei erwachsenen Frauen erscheinen die Hände an der dorsalen Seite, die Arme bis zur Hälfte des Oberarms ebenfalls, vorzugsweise an der Streckseite, der Mons Veneris von einer fast ununterbrochenen (d. h. es finden sich keine besonderen Figuren, Arabesken etc. dargestellt) Tatuirung bedeckt (Taf. XI. Fig. 5), während an der äusseren Seite der Beine, vom Trochanter major bis Malleolus externus, Reihen von Kreuzen, Sterne, Punkte, einfache und Zig-zag-Linien tattuirt sind. Die Mons Veneris wird erst nach dem Auftreten der Menstruation vorgenommen. Auch die vorderen äusseren Theile der grossen Schamlippen erscheinen tattuirt. — Das Tattuiren dieser Theile ist auch der Grund, weshalb die Haare an den Genitalien bei Frauen ausgerupft werden. Die Tattuirung des Mons Veneris, obwohl sehr schmerzhaft, wird, wie man mir sagte, an einem Nachmittage vollendet. — Als ich, um die Tattuirung zu sehen, mehrere Mädchen zu gleicher Zeit ihre „Kariut“ (Rock aus Pandanusblattfasern gemacht) abnehmen liess [2]), erinnerte ich mich, was Sie (Sitzungsbericht vom 15. Juni 1872)

1) Ich gebrauche die Benennungen: lockig und kraus, übereinstimmend mit der Definition in den: Instructions générales sur l'anthropologie (pag. 57), obwohl ich dieselben nicht präcis genug finde.

2) Die betreffenden Mädchen, nach dem sie sich überzeugt hatten, dass keine Männer uns sehen konnten, machten durchaus keine Umstände, meinen Worten zu gehorchen. — Es scheint auch, dass mit dem Entblössen der Geschlechtsorgane (bei gewissen Stellungen des Körpers) keine eigentliche Schamerregung in Pelau verbunden ist. Ich sah öfter voll-

über den nackten tättowirten Körper des Sulioten Costanti sagen: „das Schamgefüh wird durch den Anblick in keiner Weise erregt.“ Es schien mir beim ersten Anblick, dass die Mädchen an dem Mons Veneris ein dreieckiges Stück von blauem Zeug trügen.

Archipel Ninigo (l'Echiquier oder Schachbrettgruppe der Karten).

Dieser fast im Gebiet Melanesiens liegende Archipel hat, wie ich mich überzeugt habe, eine mikronesische Bevölkerung.

In Folge der Behandlung (des Menschenraubes und seiner Accessorien) seitens der Capitäne der europäischen und amerikanischen Handelsschiffe, welche die Gruppe, wenn auch selten, besuchten und welches Verfahren noch jetzt an der Tagesordnung ist, sind die Eingebornen so scheu geworden, dass beim Anblicke eines Segels, welches sich nähert, dieselben schleunigst ihre Dörfer auf den nächsten Inseln verlassen, um durch die Flucht auf die weiter entfernteren [1]), wohin das Schiff, der Riffe wegen, nicht gelangen kann, Schutz zu suchen. Das war auch der Grund, weshalb ich auf der Gruppe (wo ich 4 Tage blieb) zwar mehrere verlassene Dörfer besuchte, aber nur einen einzigen Eingebornen sah, und auch dieser war mehr durch einen Zufall an Bord gebracht worden. Auf den anderen Inseln jedoch, die ich vorher besucht hatte, und wohin einige schamlos geraubte Ninigo-Insulaner gebracht oder zurückgelassen waren, fand ich Gelegenheit, einige Männer und Frauen dieser Gruppe zu sehen [2]). Obwohl die Zahl dieser mehr zufällig getroffenen Leute (5 Männer und 4 Frauen) nicht bedeutend ist, so scheint sie mir doch genügend, um einen Schluss auf die Rasse, zu welcher dieselben gehören, ziehen zu dürfen. Der Umstand, dass die Gesehenen zu verschiedener Zeit, durch verschiedene Schiffe und deshalb auch von den verschiedenen Inseln des Ninigoarchipels gebracht waren, giebt mir die Zuversicht, dass der Schluss (dass die ganze Bevölkerung des Ninigo-Archipels eine mikronesische ist) ein sicher richtiger ist. — Die äussere Erscheinung der Ninigoinsulaner ist so wenig von der der übrigen Mikronesier verschieden, dass, als man mir in Coror (Pelau) sagte, es befänden sich in der Gruppe von Weibern, die nicht fern von dem Platze, wo ich sass, beschäftigt waren, auch Ninigoweiber, ich dieselben, bei bestem Willen, von den Pelaufrauen nicht unterscheiden konnte.

---

ständig nackte Männer mitten am Tage arbeiten und herumwandern, ohne sich um die Vorbeigehenden zu kümmern. Bei allen aber bedeckte das lange Praeputium die Eichel; es wurde mir gesagt, dass nur, wenn die Glans penis zu sehen sei, es heisse „mogull“ („tabu“ in Polynesien), unbedeckt zu gehen; das letztere Verhalten des Praeputiums soll, wie ich gehört habe, nicht oft vorkommen.

1) Es finden sich circa 57 (vielleicht auch mehr) niedriger Inseln verschiedener Grösse, die zerstreut und theils mit Riffen verbunden eine weit ausgedehnte unregelmässige Gruppe bilden. —

2) Auf der Insel Jap sah ich einen Eingeborenen von Ninigo, der dahin von einem Traidor (Handelsagent für den Tauschhandel mit Eingeborenen), der früher auf Agomes (Hermit-Inseln) gewohnt hatte, von dort gebracht war; 2 andere traf ich ebenfalls auf Jap, an Bord eines amerikanischen Schooners. Die zwei Eingebornen waren beim Fischen in ihrem Canoe überrumpelt und sammt diesem vom Americaner weggeführt worden. 4 Frauen fand ich in Coror, wo sie von einem deutschen Schiffe, welches die Frauen auch, aber als junge Mädchen entführt hatte, zurückgelassen waren; 2 Ninigojünglinge, die Kriegsgefangene waren, sah ich auf der Insel Agomes, wohin die Ninigoinsulaner von Zeit zu Zeit grosse Züge unternehmen, weniger um Krieg zu führen, als um Cocosnüsse, die in grosser Menge auf der Agomesgruppe vorhanden sind, zu erbeuten, da keine auf der Ninigogruppe sich finden und gepflanzt werden.

Der **Breiten-Index des Kopfes war:**

bei Männern:			bei Weibern:
1) einem Manne von circa	18 Jahren	79,6	(von circa 20—25 Jahre alt)
2) „ „ „ „	23 „	78,8	1) 74,4 bei einem Wuchse von 1520 mm.
3) „ „ „ „	28 „	83,5	2) 78,6 „ „ „ „ 1553 „
4) „ Knaben „ „	11 „	80,9	3) 75,6 „ „ „ „ 1640[1]) „

Die **Farbe der Haut** fand sich bei den Männern ungefähr so dunkel, wie die dunkelsten Stellen der Haut der Pelau- und Jap-Insulaner, sie entsprach der Nr. 28 der Tafel Broca. Die Frauen, in Folge eines mehrjährigen Aufenthaltes auf den Pelau-Inseln, sowie einer anderen Lebensweise als auf ihren niedrigen, heissen Heimathsinseln, waren bedeutend heller als Nr. 28 und in der Hautfarbe nicht verschieden von den Frauen von Pelau, deren Kleidung, Haartracht und Tattuirung sie angenommen hatten. —

Obwohl ich die Eingebornen der anderen Inseln West-Mikronesiens (Auropick, Mogmug, Uleai), nur flüchtig gesehen habe, so machte die äussere Erscheinung dieser Leute den Eindruck auf mich, dass dieselben, mit den besprochenen Jap und Pelau-Insulanern, jedenfalls eine und dieselbe Rasse bilden. Die Resultate der Kopfmessungen, die Notizen über Haut und Haare, die trotz der kurzen Zeit des Zusammentreffens zu machen ich Gelegenheit fand, stimmen ganz und gar mit dem Mitgetheilten überein.

Melanesien.

Insel Taui[2]) (Admiralitätsinsel der Karten).

(Hierzu Taf. X., Fig. 5.)

Wenn man nach einem Besuch Westmikronesiens auf eine der Inseln von Melanesien kommt, so ist die grosse Verschiedenheit der Rassen in's Auge springend. Als ich, Pelau verlassend, via Jap und Uleai, nach Taui kam und die Eingeborenen mit einander verglich[3]), dachte ich unwillkürlich an die durch Wallace[4]) aufgestellte „grosse oceanische oder polynesische Rasse", welche, wie mir jetzt scheint, nur dadurch entstehen konnte, dass Wallace seine Reisen nicht weiter östlich als bis Doreh ausgedehnt hat, vielleicht auch zum Theil in Folge des Wunsches, auch die Menschenrasse durch die Grenzlinie der zoologischen Regionen geschieden zu sehen. Der Versuch, die kraushaarigen, melanesischen Völkerschaften der Philippinen und der Malayischen Halbinsel nur deswegen, weil sie „Zwerge ihrer Statur nach" sind und keine „grosse Nase mit herabhängender Spitze" haben, von den Papuas zu trennen und mit den Polynesiern zu vereinigen, ist, wie ich glaube, nur deshalb möglich gewesen, weil Wallace die Leute, welche er klassifizirt (Negritos, Semang und Polynesier) nicht selber gesehen hat. — Statt künstliche Classificationen kritisiren zu wollen, setze ich die Mittheilung von Beobachtungen, welche uns mit

1) Zufälliger Weise habe ich das Messen des Wuchses der gesehenen Ninigoinsulaner versäumt; dieselben waren eher klein zu nennen, aber kräftig und gut gebaut.

2) Unter diesem Namen ist die Admiralitätsinsel bei den Nachkommen ihrer früheren Bewohner, die nach der Insel Agomes auswanderten, bekannt. Es ist mehr als wahrscheinlich, dass die jetzt lebende dritte und vierte Generation dieser Leute den Namen ihres Stammlandes nicht vergessen hat.

3) Es fanden sich 22 Eingeborne von Jap an Bord und 2 meiner Diener waren Pelauinsulaner, so dass bei der Vergleichung ich nicht allein mein Gedächtniss und meine Notizen in Anspruch zu nehmen brauchte.

4) A. R. Wallace, Der Malayische Archipel, Bd. II., S. 420 der deutschen Uebersetzung.

der Zeit bei ausgedehnterer Forschung, genügenderes Material zu einer natürlicheren Eintheilung der Rassen geben werden, fort. —

Es wurde die südöstliche und die nördliche Küsten der grossen Insel Taui besucht, und da die Bewohner von beiden anthropologisch nicht verschieden sind, so will ich die Resultate der an beiden Orten gemachten Notizen vereinigen.

Wie schon im Anfange des Briefes erwähnt, waren die Eingeborenen nicht besonders geneigt, sich messen und genau betrachten zu lassen, obwohl sie im Ganzen sehr gutmüthig und freundlich waren. Besonders scheu waren die Weiber in Gegenwart der Männer, so dass ich beständig auf der Lauer sein musste, um eine günstige Gelegenheit, zu messen oder zu zeichnen, ja nicht zu versäumen.

Der **Wuchs** variirte:

bei Männern	bei Weibern
1470 bis 1780 mm	(12) 1460 bis 1670 mm.
waren die gemessenen Extreme, die meisten aber waren (28) 1510 bis 1640 mm	Ich sah aber auch mehrere, die zu messen mir nicht gelang, von bedeutend höherem Wuchse, als das angegebene Maximum.

Die alten Weiber waren meistens alle sehr mager, und mit ihrem rasirten Kopfe, dessen unbedeutenden Hautfalten, ihren zusammengeschrumpften Brüsten und hageren Beinen glichen sie bedeutend alten Männern. —

Die Kopfform. Da ich den Typus der Eingebornen hier im Allgemeinen nicht sehr verschieden von dem der Papuas Neu-Guineas (der Maclay-Küste z. B.) fand, so war die Frage über den Grad der Uebereinstimmung ihrer Schädelform für mich von besonderem Interesse. Um eine richtige Vorstellung über die Schädelform des Taui-Insulaners zu erhalten, bemühte ich mich, eine möglichst grosse Anzahl von Köpfen zu messen.

Es gelang mir im Ganzen 106 Kopfmessungen zu erhalten, deren Breiten-Indices folgendermassen sich verhalten[1]):

bei Männern	bei Kindern (unter circa 12 Jahren)	bei Weibern
(68) 73,2 bis 84,5.	(9) 75,8 bis 79,8.	(28) 70,5 bis 78,6.

Den Breiten-Index des Kopfes eines Kindes von circa 7 oder 8 Tagen fand ich = 82,4.

Von 68 Männern hatten 10 einen Breiten-Index unter 75,0 und 5 über 80,0.
„ 28 Weibern „ 26 „ „ „ 75,0 „ 0 „ 80,0.

Die mesocephalen Schädel zeigten eine Neigung zur Brachycephalie und hier vorzugsweise die von Männern. Dass die Frauen entschieden mehr dolichocephal erscheinen, erkläre ich mir durch den Umstand, dass viel weniger Weiber als Männer gemessen sind und dass die ersteren meist glatt rasirte Köpfe hatten, während die Männer viel Haar auf den Köpfen trugen[2]).

1) Ich hatte noch keine Zeit, die Breiten-Indices der, während des zweiten Aufenthaltes an der Maclay-Küste (1876) gemessenen Köpfe auszurechnen, und verspare deshalb die Mittheilung der Resultate des Vergleiches für ein anderes Mal.

2) Noch ein dritter Umstand kann in gewissem Grade die breiteren Köpfe einiger Männer erklären: in manchen Fällen konnte ich das Schiebeinstrument nicht derb genug, wie ich es wünschte, an den Köpfen der Männer anlegen; sobald ich dieses that, schrien sie auf oder zuckten zusammen, als ob sie wirklich Schmerz empfänden, was die anderen, die noch nicht gemessen waren, von dem Craniometer abschreckte und sie nicht selten zum Entwischen bewog. Frauen dagegen, theils aus Furcht, theils vielleicht auch aus grösserer Geduld, liessen sich einen starken Druck der Arme des Craniometers, ohne einen Laut zu äussern, ruhig gefallen. Die Fälle so zartfühlender Papuas waren jedoch glücklicher Weise selten.

Farbe der Haut. — Sie kann in Worten mit „schwärzlich-braun in verschiedenem Grade“ ausgedrückt werden; sie entspricht dem Grundton Nr. 50, dem mehr oder weniger bald die Farben Nr. 43 oder Nr. 28 (als Schattirungen) beigemengt sind. Das schon erwähnte 7 bis 8 Tage alte Kind zeigte eine Färbung der Haut, welche mit einem Gemisch der Farben Nr. 21 und 52 übereinstimmte.

Das **Haar.** — Was ich über das Haar der Eingebornen zu sagen habe, findet sich bei einer früheren Gelegenheit ausgesprochen, so dass ich hier das mitgetheilte Resultat des schon 1871 in Neu-Guinea Beobachteten wörtlich anführen kann: „Die Haare wachsen auf dem Papuakopfe ganz ähnlich wie beim „Europäer und nicht anders, als wie überhaupt auf dem menschlichen „Körper, ...

. . . . Wie am Kopfe, so wächst das Haar auch am Körper der Papuas „durchaus nicht gruppenweise, in von einander getrennten Büscheln, „wie es einige Beobachter behaupten[1].“ Alles dieses kann ich von allen bis jetzt gesehenen Papuavarietäten (den Papuas der Ost- und Südwest-Küste Neu-Guineas, den Negritos der Insel Luzon, den Sakai und Semang der Malayischen Halbinsel, den Eingebornen der Inseln Taui und Agomes) wiederholen; bei keinem Individuum der genannten Völkerschaften habe ich eine gruppenweise Anordnung der Haarwurzeln finden können[2]. — Das Haar des 7 bis 8 Tage alten Kindes, über dessen Kopfdimensionen und Hautfarbe ich vorhin gesprochen habe, war mattschwarz, sehr fein und bei einer Länge von circa 15—20 mm, kaum an welches den Spitzen unbedeutend gekrümmt. —

Das Kopfhaar wird von den Männern auf Taui lang und in sehr verschiedenen Coiffüren geordnet, getragen; die Haare am Gesicht (die Augenbrauen eingeschlossen) dagegen werden ausgerissen oder rasirt, was mit einem Obsidianbruchstück, welches auch zum Tattuiren dient, gemacht wird. —

Ueber die grossen Zähne der Eingeborenen habe ich schon die Hauptsachen in meinem letzten, vom Archipel Ninigo, Juni 1876, datirten Briefe mitgetheilt (Vgl. Sitzung vom 16. Decbr. 1876, Zeitschr. f. Ethnol., Bd. VIII., Taf. XXVI. Fig. 1—5[3]), so dass ich hier nur Weniges hinzuzufügen habe.

---

1) Miklucho-Maclay, Anthropologische Bemerkungen über die Papuas der Maclay-Küste in Neu-Guinea.

2) Papuas, welche einen solchen büscheligen („so dass die einzelnen Haarbüschel durch unbehaarte Stellen getrennt sind“) Haarwuchs besitzen sollen, finden sich nach Gerland (Anthropologie der Naturvölker, Bd. VI., S. 546) auf Baladea, Lifu, Aneityum, Tana, der Louisiade, den Torresinseln, an einzelnen Orten auf Neu-Guinea und im ganzen Fidschiarchipel. — Es sind, ausser Neu-Guinea, alles Orte, wohin mich meine Reisen noch nicht geführt haben.

3) Anmerkung der Redaktion.

Hr. v. Miklucho-Maclay scheint einen Abdruck unserer Verhandlungen mit der betreffenden Tafel nicht erhalten zu haben. Er hat jetzt noch einmal die Zeichnungen der hyperplastischen Zähne beigefügt und zugleich eine detaillirte Erklärung derselben gegeben. Wir lassen dieselbe hier nachträglich abdrucken, da es von Interesse für alle Fachmänner sein wird, die genauere Erläuterung zu besitzen.

Tafel XXVI. (1876). Fig. 1—5. — Die grossen Zähne der Eingebornen der Insel Taui. — Die Oberfläche sämmtlicher vergrösserter Zähne ist an der vorderen Seite glatt und wegen des Pinangkauens schwarz-glänzend. —

Fig. 1 a. Orthognathe Zahnreihe, mit nur einem vergrösserten Schneidezahn, der Fig. 1 b. in natürlicher Grösse dargestellt ist.

Fig. 2. Vorderer Theil des Gebisses eines circa vierzigjährigen Mannes.

Die Stellung der Zähne ist bedeutend verschieden; bei dem einen standen dieselben senkrecht (1876 Taf. XXVI., Fig. 4 und 5), bei anderen waren sie schräg nach vorn hervorragend (Fig. 2 und 3). In beiden Fällen trat die obere Reihe vor der unteren vor. Die Zähne der oberen Reihe waren öfter vergrössert im Verhältniss zu denen der unteren, obwohl zuweilen beide Reihen an der Vergrösserung theilnahmen (Fig. 3). Die Hypertrophie hatte die Neigung, an den Zahnreihen symmetrisch aufzutreten, so dass auf beiden Seiten die gleiche Anzahl von Zähnen vergrössert erschien, aber in einigen Fällen war nur ein einziger Zahn im Verhältniss zu den übrigen enorm (Fig. 1.).

Ich habe mich bemüht, von einer jeden Eigenthümlichkeit im Vorkommen der grossen Zähne eine möglichst getreue, wenn auch etwas schematische Skizze herzustellen; leider musste ich mich bei der Auswahl der zu zeichnenden Objekte mehr durch die Geduld der Leute, sich zeichnen und messen zu lassen, als durch die Prägnanz der Fälle leiten lassen. Obwohl freigebig ausgetheilte Geschenke ihre Anziehungskraft äusserten, sah ich manche ganz ausgezeichnete Exemplare nur während einiger Minuten. Sobald dieselben sahen, dass ich sie bemerkt hatte und ihnen, gleichwie den anderen grosszähnigen Individuen, die Lippen auseinander zu ziehen und ein spitzes Instrument (Zirkel) an die Zähne anlegen wollte, verschwanden sie und blieben auch später möglichst von mir entfernt. So konnte ich bei keinem Weibe die Zähne messen oder zeichnen.

Ich finde in den Instructionen über Körpermessungen der Novara-Reise[1]) die Mittheilung, dass in Folge von Kauen corrodirender und harter Substanzen die Zähne der Nicobar-Insulaner eine pathologische Veränderung (es ist leider dabei nicht bemerkt, ob auch eine Vergrösserung derselben eintritt) erleiden, in Folge welcher eine unnatürliche Stellung der Zahnreihen zu Stande kommt, so dass sich dieselben, wenn geschlossen, in einem spitzen Winkel bewegen.

Im vorliegenden Falle (bei den Taui-Insulanern) haben wir es mit einer Hypertrophie (wahrscheinlich Hyperplasie) des Zahnbeines zu thun; welcher Art sie ist, kann nur die mikroskopische Untersuchung entscheiden. Von irgend einem eigentlich pathologischen Prozess lässt sich hier schwerlich reden. Der Schmelz ist glatt und nicht verletzt, die Zähne stehen bei den nicht zu alten Leuten fest

---

2 a. Ansicht von der Seite, bei zurückgeneigtem Kopfe und emporgezogener Oberlippe.

2 b. Ansicht von Vorne, bei auseinandergezogenen und zurückgeschlagenen Lippen. Der linke mittlere Zahn der oberen Reihe zeigte an der Ecke etwas Caries, der zweite obere Schneidezahn der rechten Seite hatte an der vorderen Seite einen flachen Höcker. Die Zähne der unteren Reihe sind asymmetrich aber nicht vergrössert.

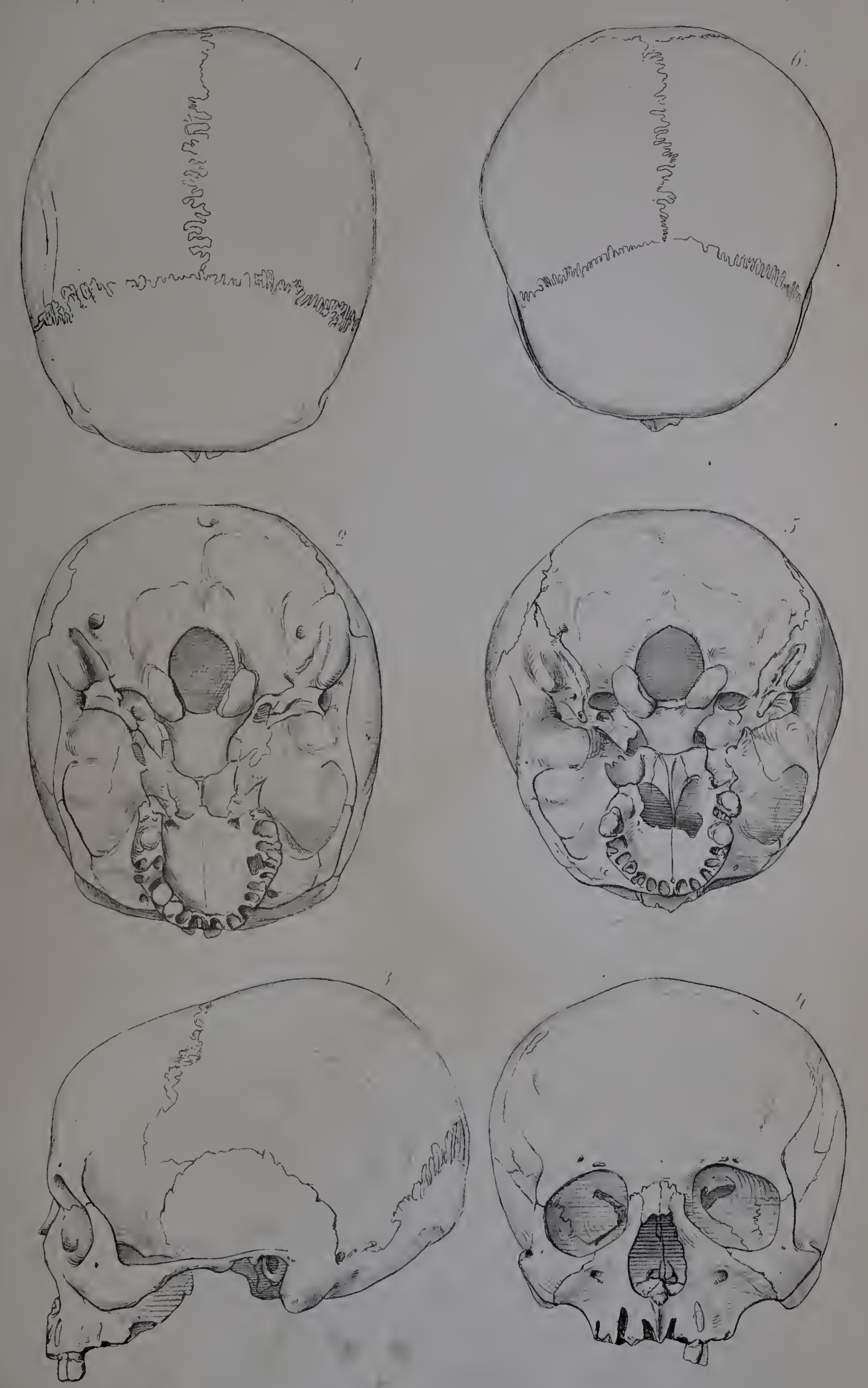
2 c. Mittlerer Schneidezahn der rechten Seite, genau in natürlicher Grösse dargestellt.

Fig. 3. Gebiss mit vergrösserten Zähnen der oberen und unteren Reihe. Ausser den Dentes incisivi sind auch die D. canini der oberen Reihe vergrössert. Wie das Gebiss in Fig. 2, war die obere Zahnreihe bedeutend prognath. — 3 a. u. 3 c. Ansicht von vorne. Der eine mittlere untere Schneidezahn ist auffallend breit und zeigt Unebenheiten an seiner oberen Fläche. 3 b. Seitliche Ansicht desselben Gebisses.

Fig. 4. Obere, senkrecht (orthognath) stehende Zahnreihe mit nur zwei vergrösserten Zähnen.

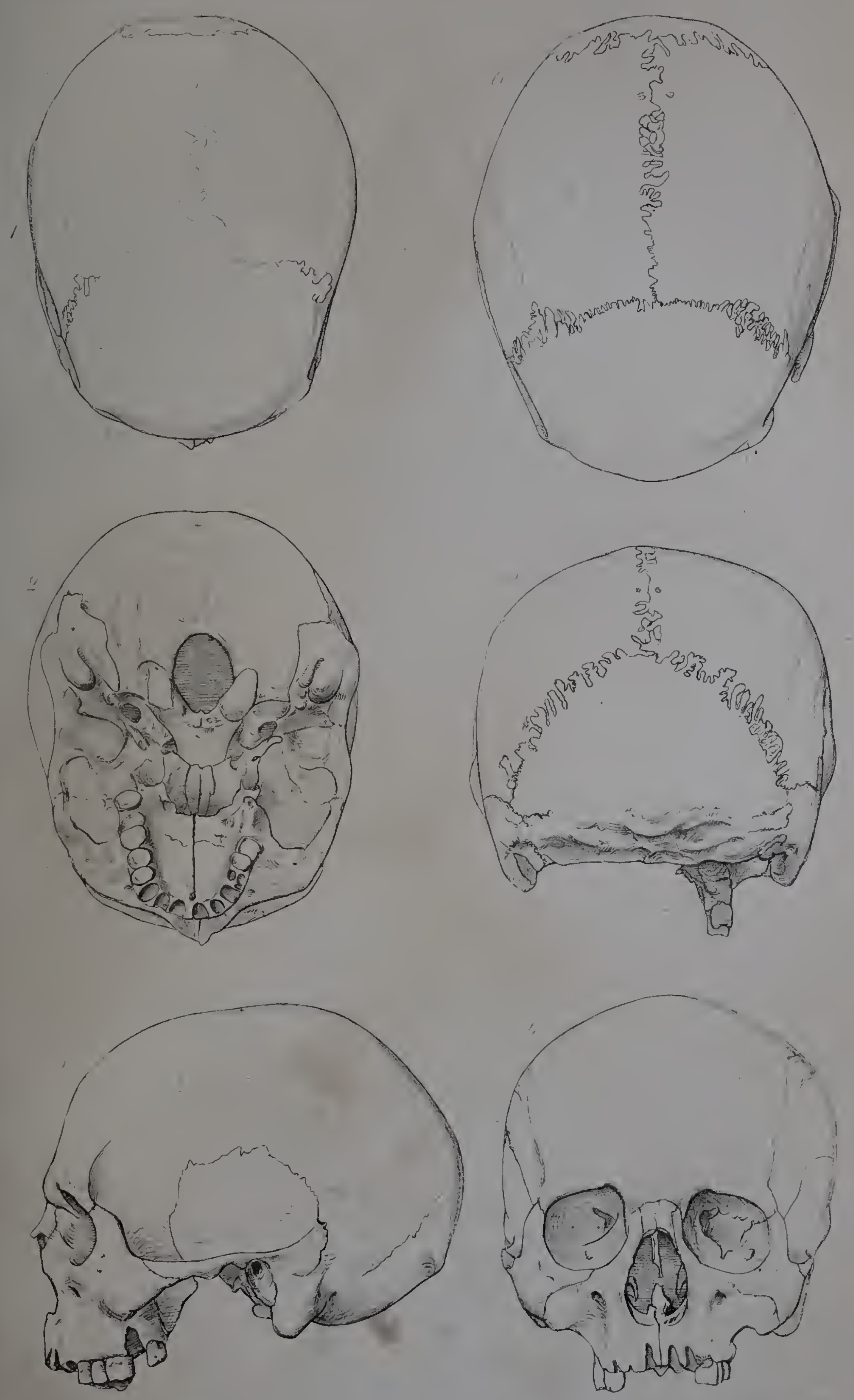
Fig. 5. Sechs vergrösserte Zähne der oberen Zahnreihe. Die zwei mittleren Schneidezähne zeigen bloss oben und unten eine Trennung, während man in der Mitte, an der glatten Schmelzschicht mit blossem Auge keine Spalte wahrnimmt. (Die Wiedergabe auf Taf. XXVI., Fig. 5 ist nicht ganz correct; es sollte in der Mitte keine vollständige Trennungslinie sein).

1) K. Scherzer and Ed. Schwarz, On measurements as a diagnostic means for distinguishing the human races. Sydney 1858, pag. 8.



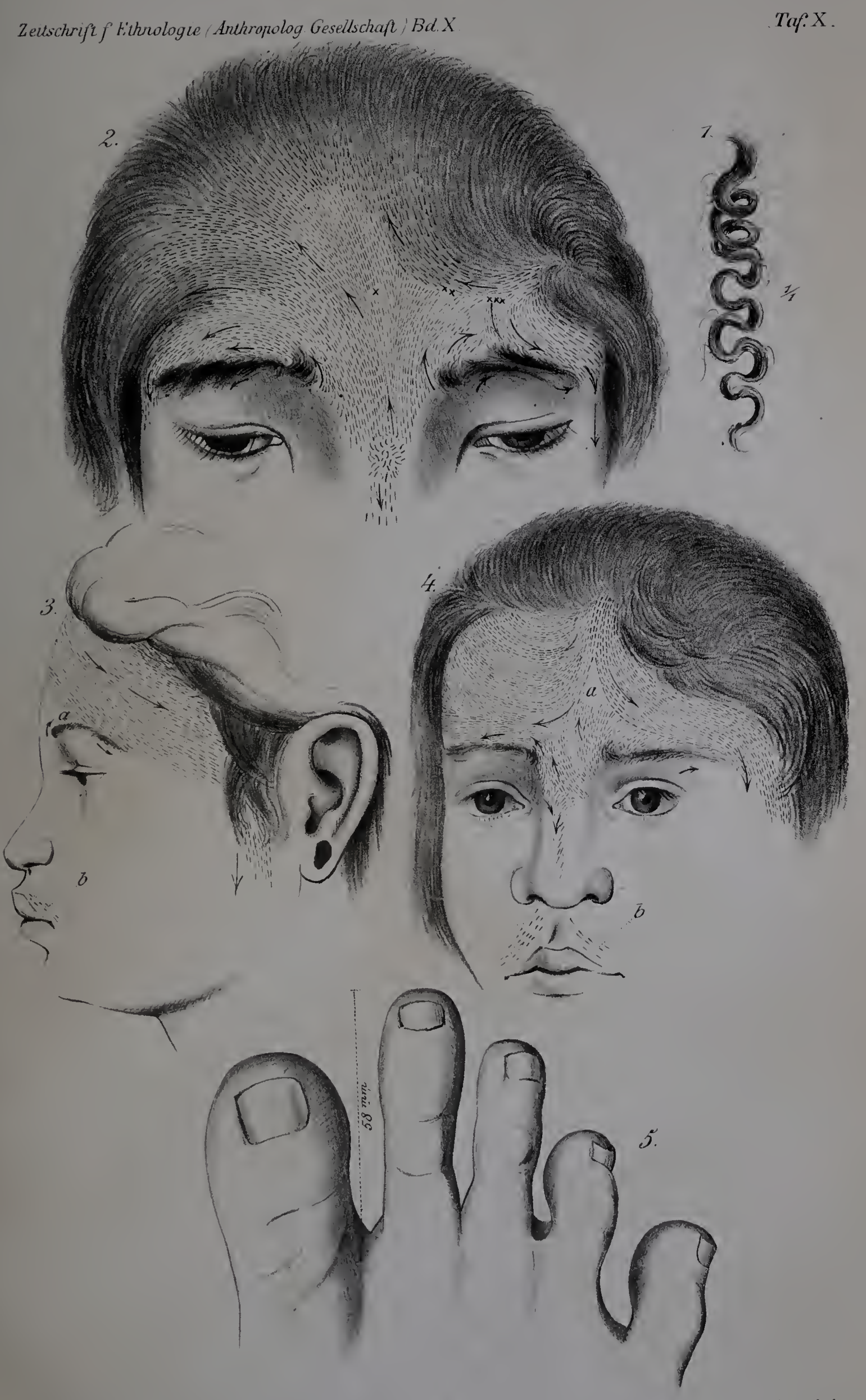
E. Eyrich del. Verlag von WIEGANDT, HEMPEL & PAREY in Berlin. W. A. Meyn lith.





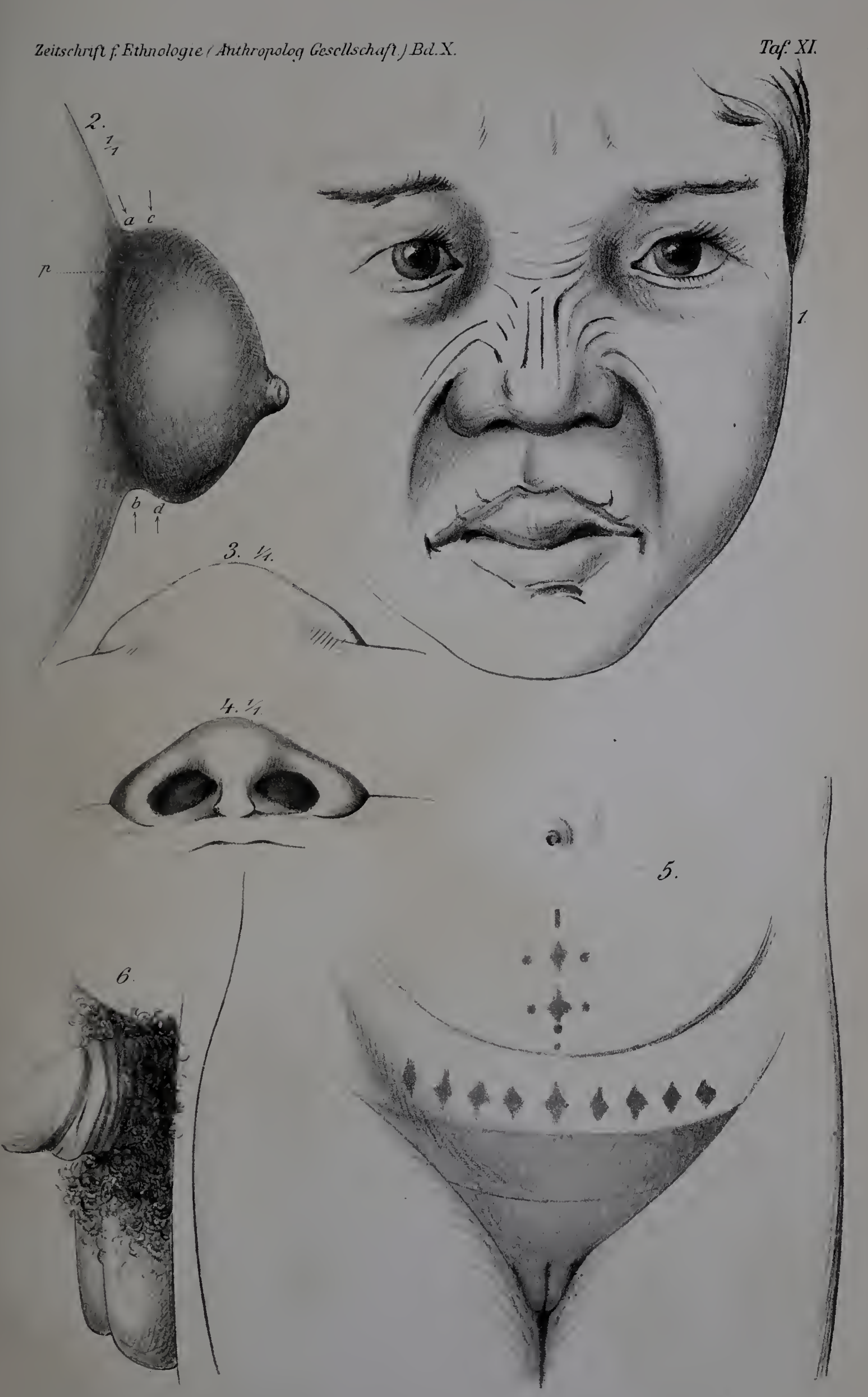
E. Eyrich del. Verlag von Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin.





M. Macly ad nat. del. Verlag von WIEGANDT, HEMPEL & PAREY in Berlin. W. A. Meyn lith.





M. Macly ad. nat. del. Verlag von WIEGANDT, HEMPEL & PAREY in Berlin. W. A. Meyn lith.



in den Kieferalveolen; der Druck auf die Zähne oder auf das Zahnfleisch ist durchaus nicht schmerzhaft. — Die Vergrösserung der Zähne gehört, glaube ich, zu den analogen Erscheinungen, wie die Vergrösserung der Nymphen und die Steatopygie bei den Hottentottenfrauen, und wie diese, zeigt die Vergrösserung der Zähne kein constantes Vorkommen bei allen Individuen. — Da diese Eigenthümlichkeit wahrscheinlich seit vielen Generationen erworben und erblich geworden ist, so erscheinen die Zähne der Kinder nicht selten sehr unregelmässig und zuweilen sind schon einzelne unter denselben von abnormer Grösse.

Eine Vermuthung auszusprechen, inwiefern die Lebensweise oder welche Art der Nahrungsmittel diese Hypertrophie möglicherweise hervorgebracht haben, erlaube ich mir nicht, um so weniger, als ich auf den Inseln mich nur kurze Zeit aufgehalten habe. —

Geringe Grösse des Penis. Es ist bekannt[1]) und ich kann meinerseits es bestätigen, dass die Taui-Insulaner den Gebrauch haben, statt anderer Bekleidung blos den Penis in eine Muschel (Bulla ovum) zu stecken. Durch den Ankauf und die Betrachtung mehrerer solcher „Kleidungsstücke“ überzeugte ich mich, dass die Oeffnung der Muschel nur sehr wenig vergrössert war; deshalb fand ich es nicht unwichtig, mich zu überzeugen, ob blos das Präputium oder auch die Glans durch die Muschelöffnung eingeklemmt wird. Die Betastung des Penis bei einem der Eingebornen (welcher mir es nur in Folge der Vorzeigung eines bedeutenden Geschenkes erlaubte)[2]), ergab, dass wirklich auch die Glans penis in die Muschel eingeschoben wird. Da in die, sogar künstlich erweiterte, Oeffnung der Muschel kaum der kleine Finger bequem hineinpasste, so ist die Möglichkeit einer solchen Sitte nur durch die geringe Grösse des männlichen Gliedes zu erklären. Dass der Penis durch dieses „Costüm“ wenig comprimirt ist, wird noch durch den Umstand bewiesen, dass, ohne die Muschel abzunehmen, die Eingeborenen Urin lassen können, zu welchem Zweck sogar eine kleine Oeffnung in der Muschel gemacht ist.

Auf die **Kürze der grossen Zehe** (Taf. X., Fig. 5) wurde ich bei vielen Männern aufmerksam; dieselbe, statt an Länge die anderen zu übertreffen, war kürzer als die zweite Zehe, um 5—14 mm[3]).

Die Entwickelung der Muskulatur der Zehen war bei einzelnen Individuen in der That staunenswerth; es wurden z. B., was man als belustigende Gymnastik betrachtete, die Zehen der ruhig liegenden Füsse in eine rasche Bewegung gebracht, die darin bestand, die 3 ersten Zehen abwechselnd eine über die andere zu schlagen, was mit einer solchen Leichtigkeit und Geschwindigkeit geschah, als ob es Finger wären.

Eine **seitlich gedrehte Stellung der äusseren Zehen**, besonders der vierten und fünften, kommt hier nicht selten vor[4]).

---

1) Waitz-Gerland, Anthropologie der Naturvölker. Th. VI., S. 556.

2) Bei dieser Untersuchung war der betreffende Eingeborne sehr ängstlich, dass ich die Muschel nicht abziehe; diese Schamhaftigkeit, verbunden mit dem embryonalen Zustande des Costüms, erinnerte mich an das „mogull“ der unbedeckten Eichel auf Pelau und an das besondere Schamgefühl, welches Polynesier bei der Entblössung der Glans zeigen (Waitz-Gerland. Th. VI., S. 28).

3) Die Messungen wurden bei der gewöhnlichen Stellung der Zehen gemacht; bei einer willkürlichen oder künstlichen Streckung war die Differenz natürlich noch grösser.

4) Eine ausgezeichnete, seitlich-gedrehte Stellung der äusseren Zehen fand ich zuerst bei den Sakai der Malayischen Halbinsel (1875); dadurch aufmerksam gemacht, beobachtete ich

Gruppe Agomes. (Gr. Hermit der Karten.)
(Hierzu Taf. XI., Fig. 6.)

Es findet sich bei den jetzigen Bewohnern eine Tradition, dass ihre Vorfahren von Taui nach Agomes gekommen sind. Damit stimmt auch der physisch-anthropologische Befund überein. —

Die Bevölkerung der Gruppe, die auch früher nicht gross war, ist noch mehr reducirt worden durch zahlreiche Erkrankungen, die meistens einen tödtlichen Ausgang hatten. Die Epidemie (?) brach ungefähr vor einem Jahre (1875) aus; sie war die Folge, wie man mir erzählte, einer grossen Ueberschwemmung der niedrigen Inseln und der danach entstandenen, sehr stark riechenden Ausdünstungen, welche von der abgestorbenen, faulenden Vegetation auf den überschwemmten Stellen und in dem von der Fluth zurückgelassenen Schlamme erzeugt wurden.

Während meines kurzen Besuches der Gruppe, auf welcher ich nur 3 Tage geblieben bin, hatte ich Gelegenheit, bei wenigen Männern die Kopfdimensionen zu messen. Die Weiber waren (freilich mit Ausnahmen) scheu und ich habe hier nur wenige gesehen.

Bei den gemessenen 14 Männern schwankte der **Breiten-Index** zwischen:

69,6 und 81,3

Die **Farbe der Haut** war bei Männern meistens der Nr. 42 entsprechend, eine Frau zeigte aber eine bedeutend lichtere Färbung (Nr. 30), während ich hier keinen Mann heller, wie Nr. 37, getroffen habe.

Das **Haar** wird wahrscheinlich in Folge der armseligen Lebensweise wenig gepflegt und wächst auf dem Kopfe und am Gesicht in lange Zipfel aus, die, mit schwarzer Erde und Oel dick eingeschmiert, eine Anzahl unregelmässiger, dicker Franzen bilden. Die Männer tragen lange Bärte, auch am Körper wächst das Haar reichlich.

Die **grossen Zähne**, ähnlich wie auf Taui, fanden sich auch auf Agomes bei beiden Geschlechtern[1]).

Die **geringe Grösse des Penis** bildet eine andere Uebereinstimmung mit dem Habitus der Taui-Insulaner. Die Kleinheit des männlichen Geschlechtstheiles erschien hier so auffallend, dass sie von vielen Leuten der Mannschaft des Schooners bemerkt wurde und den Anlass zu vielen Bemerkungen gab. Ich selber wurde auf dieselbe durch einen meiner Diener aufmerksam gemacht und durch einen Zufall konnte ich eine flüchtige Skizze nach der Natur entwerfen (Taf. XI., Fig. 6). Der Penis eines kräftigen, nicht jungen Mannes sah gerade so aus, als ob er, fast

---

dieselbe häufig bei Malayen, Mikronesiern und hier wieder bei Papuas; zuweilen ist diese Eigenthümlichkeit ausgesprochener an dem einen Fusse, als an dem anderen.

1) Es war schon im Voraus zu vermuthen, dass die grossen Zähne keine bloss auf die Taui- und Agomesinsulaner beschränkte Eigenthümlichkeit seien, sondern dass sie dem ganzen melanesischen Stamme zukommen. — Während eines vor einigen Tagen gemachten Ausfluges traf ich in einigen Dörfern des Archipels „der zufriedenen Leute“, sowie auf dem Festlande beim Cap Adova (Cap Croisilles der Karten), mehrere Eingeborne die eine analoge anatomische Eigenthümlichkeit des Gebisses zeigten, wenn auch bei keinem die vergrösserten Zähne die Dimensionen der beschriebenen Zähne der Tauiinsulaner erreichten. Die Zähne dieser Leute (ebenfalls die D. incisivi und nur in einem Falle die D. canini) waren aber im Verhältniss zu den übrigen (desselben Gebisses), sowie im Vergleich mit denen der anderen Eingebornen, in dem Maasse vergrössert, dass sie beim ersten Anblick auffielen, um so mehr, als bei geschlossenem Munde dieselben meistens zwischen den Lippen hervorragten. Diese Hypertrophie betraf auch hier häufiger die Zähne der oberen Zahnreihe; bei Weibern und Kindern ist mir in der genannten Gegend die Vergrösserung der Zähne nicht aufgefallen. — Bugarlom, 24. Februar 1877.

bis auf die Glans, unter die Haut gezogen wäre. Die Glans war frei; hinter dem Präputium erschien die Haut in Ringfalten zusammengezogen. Beim aufrecht stehenden Manne war die Stellung des kurzen Penis eine horizontale. Diese Form des männlichen Gliedes scheint hier die gewöhnliche zu sein, obwohl individuelle Schwankungen in der Grösse auch vorkommen mögen; ich habe sie selber bei 3 Individuen gesehen und von vielen analogen Fällen erzählen gehört. Trotz meiner wiederholten Aufforderungen wollte keiner der Eingeborenen seine Leibbinde abnehmen, so dass ich weder Messungen noch eine exacte Zeichnung des Penis machen konnte. Bei den 3, durch Zufall gesehenen Geschlechtstheilen bemerkte ich, dass der Penis des jüngeren (circa 20jährigen) Mannes länger, als die 2 anderen, älteren Lenten gehörenden, war. Bei Knaben ist die Kleinheit des Gliedes noch nicht bemerkbar.

Der Umstand, dass bei einem melanesischen Volksstamme eine auffallende Kleinheit des männlichen Geschlechtstheiles vorkommt, ist um so merkwürdiger, als gerade bei den Negern, die von allen Menschenvarietäten nebst den Hottentotten und Kaffern jedenfalls die den Melanesiern am nächsten stehende sind, das andere Extrem, eine bedeutende Grösse des Gliedes, gefunden ist[1]). —

Eine Reduction der Grösse der grossen Zehe, neben einer beträchtlichen Länge der zweiten, fand sich auch hier.

Der Umstand, dass auf Agomes papua-mikronesische Mischlinge vorkommen, ist nicht auffallend, wenn man weiss, dass europäische Schiffe mit Eingeborenen von Jap und Pelau diese Inseln, der Trepangfischerei wegen, schon seit vielen Jahren öfters besuchen, und wenn man die Thatsache kennt, dass die benachbarte Ninigo-Gruppe eine mikronesische Bevölkerung besitzt, welche letztere von Zeit zu Zeit Kriegszüge nach Agomes unternimmt, deren Folgen (Kriegsgefangene), wie vorhin erwähnt, ich selbst auf Agomes gesehen habe. —

Ergebnisse craniologischer Messungen in Nord-Melanesien.

	Zahl der Messungen.	Männer.	Zahl der Messungen.	Frauen.	Zhel der Messsungen.	Kinder.
Taui	68	73,2 — 84,5	28	70,5 — 78,6	9	75,8 – 79,8
Agomes . . .	14	69,6 — 81,3	—	—	—	—

Das Resultat der nicht geringen Zahl von Kopfmessungen (welche ich hier nochmals zusammenstelle), nehmlich dass in Nord-Melanesien die mesocephale, zur Brachycephalie neigende Kopfform die herrschende ist, bietet, wie mir scheint, ein doppeltes Interesse: 1) wird dadurch die Nicht-Allgemeingültigkeit der verbreiteten Ansicht, die fast zur Regel erhoben worden ist, dass die Melanesier ein dolichocephaler Menschenstamm seien, bewiesen; 2) zugleich die bis jetzt scheinbar isolirte Stellung der brachycephalen melanesischen Stämme der Philippinen

1) H. Hombron, Voyage au Pôle Sud et dans l'Océanie, pendant les années 1837—40. Anthropologie p. 139. Sowie in den: Instructions générales pour les recherches anthropologiques. Paris 1865, pag. 61.

und der malayischen Peninsula mehr und mehr aufgehoben[1]). — Das verbreitete Vorkommen dieser (brachycephalen) Kopfform in Melanesien steht andererseits in keinem Widerspruche zu der der Papuas von Neu-Guinea, bei welchen, wie bekannt, neben ausgezeichneter Dolichocephalie auch bedeutend breite Köpfe getroffen werden[2]). —

Da mein Brief bedeutend länger, als ich erwartete, geworden ist, so erlaube ich mir, von anderen Mittheilungen für dieses Mal absehend, nur noch eine allgemeine Betrachtung nebst einem Vorschlag, als an einem passenden Ort, hier anzureihen.

Obwohl es eine Ueberzeugung ist, zu welcher mich meine anthropologischen Beobachtungen und Untersuchungen geführt haben, so hat sich eine ähnliche Ansicht zweifelsohne vielen Anthropologen vor mir ebenfalls aufgedrängt, nehmlich dass, so lange die anthropologische Forschung nicht durch eingehende und zahlreiche anatomische Untersuchungen unterstützt wird, sie nur ein unerquickliches, wenig leistendes Studium bleiben kann. Dass, neben der verschiedenen Beschaffenheit der Haut und der Haare, die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der Rassen sich auch auf andere Organe abdrücken, ist sicher anzunehmen. Die physiologischen Differenzen zwischen den Rassen, die sicher vorhanden und öfters von verschiedenen Beobachtern erwähnt worden sind, besitzen anatomische Grundlagen, die noch immer unbekannt bleiben. Deshalb sind von der Rassenanatomie am Sectionstische viel wichtigere Resultate zu erwarten, als von Tausenden von Messungen an Lebenden. — Nur eingehende physiologische und anatomische Untersuchungen sind geeignet, den Grund der Rassendifferenzen uns anschaulich darzustellen; da aber anatomische Untersuchungen mit geringeren Schwierigkeiten verbunden sind, weniger complicirte Vorrichtungen verlangen und in jedem Falle, auch neben physiologischen Untersuchungen und Experimenten, nicht vernachlässigt werden dürfen, so sind diese in erster Reihe (aus den erwähnten praktischen Rücksichten) vorzunehmen. — Leider hängen solche Untersuchungen nicht bloss vom Wunsche und guten Willen des Einzelnen ab!

Es ist deshalb sehr zu wünschen (!), dass in der nächsten internationalen anthropologischen Versammlung diese Frage in den Vordergrund trete. —

In Amerika, in den englischen, holländischen, französischen Colonien, wo Krankenhäuser schon existiren, bietet die Einrichtung passender, etwas geräumiger Sectionszimmer für anatomische Untersuchungen, neben den bestehenden, nur sehr wenig Schwierigkeiten, und ist bloss mit einer geringen Geldausgabe verbunden. Jeden-

---

1) Dadurch will ich keineswegs das volle Gewicht Ihres mir schon gemachten Einwandes (Sitzung 17. Oct. 1874), dass in der Frage des Zusammenhanges der Papuas und der Negritos „der Breitenindex allein nicht ausreicht, um ein so gewichtiges Urtheil zu begründen", irgendwie schmälern, kann auch jetzt keinen Bericht über die Höhe und die Capacität des Schädels der Melanesier abstatten; ich beschränke mich auf die Angabe des Breitenindex, den Sie, hochgeehrter Hr. Professor (in derselben Sitzung vom 17. Oct. 1874, S. 189) selber als „eine der Hauptzahlen für die anthropologische Classification" bezeichnet haben, und bemerke nur, dass Seitens dieses Factors kein Unterschied zwischen Papuas, Negritos und Melanesiern überhaupt besteht.

2) Durch Messungen einer grossen Menge von Köpfen und keiner geringen Zahl von Schädeln fand ich, dass der Breitenindex des Schädels der Papuas von Neu-Guinea zwischen 62,0—86,4 variirt. (NB. Die beiden Extreme sind an sicher ächten Schädeln gemessen worden). — Vergl. von Maclay, Ueber Brachycephalie bei den Papuas von Neu-Guinea. Natuurkundig Tijdschrift voor Nederlandsch-Indie. Deel XXXIV. 1874, Bl. 345.

falls müsste die Anregung dieser Frage, sowie eine dringende Empfehlung ihrer Nützlichkeit für die Wissenschaft von einer gelehrten, internationalen Versammlung ausgehen, um den Beistand der lokalen Regierungsbehörde, der nothwendig ist, zu erlangen. Da eine Weigerung in einem solchen Falle nicht wahrscheinlich und eine Theilnahme der gebildeten Aerzte in den Colonien selbstverständlich zu erwarten ist, so kann man hoffen, dass eine Rassenanatomie der Menschenstämme endlich, wenn auch allmählich, zu Stande kommen wird. —

Mein Wunsch besteht nur darin, dass, wenn Ihre Meinung, nebst der der geehrten Gesellschaft, mit der mitgetheilten Ansicht übereinstimmen, der Hr. Delegirte der Gesellschaft auf der nächsten internationalen anthropologischen Versammlung die Besprechung auf die Bedeutung und Nützlichkeit für die Wissenschaft, der Gründung, neben den aussereuropäischen Krankenhäusern, von Anstalten (eigentlich eines gut eingerichteten Sectionszimmers)[1]) für das Studium der Anatomie der Menschenrassen lenke und von der Versammlung bloss die Zustimmung einer analogen Meinung erlange. Mit dieser öffentlich von einer zahlreichen internationalen gelehrten Versammlung ausgesprochenen Erklärung ausgerüstet, kann der Anthropolog, der sich für die Rassenanatomie interessirt, die localen Behörden in den Colonien schon bewegen, ihm bei der Einrichtung eines Arbeitslocals behülflich zu sein und ihm das Untersuchungsmaterial aus den Hospitälern zu liefern. —

Es ist sicher eine Kleinigkeit, deren Zustandekommen mir wünschenswerth erscheint, aber 1) ist es nicht zu erwarten, dass auf ein Mal sich viele Forscher diesem Gebiet zuwenden, um zahlreiche und grossartige Anstalten anzustreben; 2) zu viel für das nicht unmittelbar Praktische, oder das nicht allgemein Nützliche verlangen, heisst das Studium der Rassenanatomie noch auf eine lange Zeit hinausschieben!

Meinerseits werde ich keine Gelegenheit versäumen, rassenanatomische Untersuchungen vorzunehmen, um nicht wieder so magere „Notizen" wie diese, Ihnen schicken zu müssen!

N. von Miklucho-Maclay.

Bugarlom,
Maclay-Küste, in Neu-Guinea, December 1876.

Erklärung zu den Tafeln X. und XI.

Die Zeichnungen (mit Ausnahme von Taf. XI., Fig. 1 und 6) sind mit Hülfe theils des Zirkels, theils der Camera lucida, möglichst genau gezeichnet. Die, welche in natürlicher Grösse dargestellt sind, sind mit $^1/_1$ bezeichnet. —

---

1) Da in den Colonien Sectionen in Krankenhäusern nur in seltenen Fällen oder sehr flüchtig vorgenommen werden, so sind die Sectionskammern meistens für längere Arbeiten in denselben, wie ich aus eigener Erfahrung weiss, wenig geeignet. — Im Juli 1873 versuchte ich, im Gefängnisshospital zu Batavia meine anatomischen Gehirnuntersuchungen fortzusetzen. Ich fand auch bei dem dirigirenden Arzte, Hrn. Dr. Steenstra-Toussaint die liebenswürdigste Bereitwilligkeit, mir behülflich zu sein. Material war in Fülle da, viel mehr, als ich verarbeiten konnte; ein anderer und scheinbar kleinlicher Umstand hinderte aber bedeutend meine Studien — es war der Mangel eines passenden Locals, so dass ich gezwungen war, um meine Zeit nicht unnütz zu vergeuden, nach 14 Tagen meine Untersuchungen zu unterbrechen, die ich gerne ein Paar Monate fortgesetzt hätte. — Der Grund der mangelhaften Einrichtung lässt sich vielleicht dadurch erklären, dass die Gefängnisshospitäler in Niederländisch-Indien bei Weitem nicht so gut eingerichtet sind, wie die anderen (die Militärhospitäler z. B.); aber ich war auf die ersteren durch den Umstand, dass nur in ihnen man frei über die Leichen verfügen kann, angewiesen.

Tafel X. Fig. 1. Haarlocke eines Eingebornen der Insel Jap, dicht an den Wurzeln am Nacken abgeschnitten. Zum Zwecke des Zeichnens ist die Locke etwas auseinandergezogen.

Fig. 2. Behaarte Stirn eines Mädchens von Pelau von circa 13 Jahren. Die Behaarung ist in der Natur nicht so bemerkbar, wie auf der Skizze, da die einzelnen Haare am Gesicht bedeutend dünn sind. × bezeichnet die Stelle, wo die Haare 3—4 mm lang sind, ×× eine andere mit 10 mm langen Haaren, ××× eine dritte, wo die einzelnen Haare die Länge von 23 mm und darüber erlangen.

Fig. 3. Behaarte Stirn eines Mädchens von circa 16 Jahren, von der Insel Jap, welche eine andere Form der Behaarung (wie Fig. 2) zeigt. a eine kleine dreieckige Stelle über der Nasenwurzel, die unbehaart war; b leichter Anflug eines Schnurrbartes.

Fig. 4. Behaarte Stirn eines zwölfjährigen europaeo-javanischen Mischlings weiblichen Geschlechtes, a unbehaarte Stelle, b leichter Anflug eines Schnurrbartes. —

NB. Der Grund, dass zufällig die drei Skizzen nach Individuen weiblichen Geschlechtes gemacht sind, ist durchaus nicht das häufigere Vorkommen einer bedeutenderen Behaarung bei Kindern dieses Geschlechtes, sondern ist nur ihrer grösseren Geduld, sich zeichnen zu lassen, sowie der grösseren Lockung derselben durch Geschenke, gegenüber den Knaben und jungen Männern, zuzuschreiben.

Fig. 5. Umrisse der Zehen des rechten Fusses eines Eingebornen der Insel Taui, mit einer reducirten grossen und einer langen (58 mm) zweiten Zehe. Die grosse Zehe war um 13 mm kürzer als die zweite. Die Länge des ganzen Fusses betrug 250 mm und die vierte und fünfte Zehe waren seitlich gedreht.

Tafel XI. Fig. 1. Längsfalten am Rücken der Nase einer Pelauinsulanerin, deren Nase durch besondere Flachheit unter ihren Landsmänninen durchaus nicht auffiel. Die obere Nasenbreite (von einem Augenwinkel zum anderen) war gleich 30 mm; die untere Nasenbreite (vom äusseren Ansatz des einen Nasenflügels zum anderen) betrug 37 mm; die Nasenhöhe (von der Nasenwurzel bis zu dem Ansatz der Nasenscheidewand an der Oberlippe) war 39 mm; die Höhe der Nasenwurzel (vom höchsten Punkt der Nasenwurzel in der Mittellinie, bis zu einer gedachten, die Augenwinkel verbindenden Linie) maass circa 8,5—9 mm.

Fig. 2. Brust mit einem eingeschnürten areolaren Theil einer Japinsulanerin von circa 18—20 Jahren, in natürlicher Grösse dargestellt. Der Durchmesser an der Einschnürung (a b) betrug 36 mm., während der Durchmesser c d 41 mm maass. Die Areola hatte eine schwarz-braune Farbe und zeigte hinter der Einschnürung einen gezackten Contour. S. 105.

Fig. 3. Die Nase des Pelau-Mädchens in Fig. 1 von oben gesehen, nat. Gr.

Fig. 4. Dieselbe Nase von unten, bei zurückgeworfenem Kopfe und ruhigem Athmen betrachtet. e Oberlippe.

Fig. 5. Tattuirung des Mons Veneris bei den Weibern der Pelauinseln. Der untere Theil der Tattuirung ist dunkler als der obere. (Der „Kariut“ [Rock aus Pandanusblattfasern] wird gewöhnlich von den Pelauweibern so getragen, dass er seitlich auf den Spinae ant. sup. os. il. liegend, vorne so weit nach unten kommt, dass die Reihe der Sterne der Tattuirung zum Theil zu sehen ist).

Fig. 6. Penis eines Agomesinsulaners von circa 25 Jahren (etwas unter d. nat. Gr.). Die Haut hinter dem Praeputium war bedeutend gefaltet. —

Hr. Virchow spricht dem unermüdlichen und immer wieder von Neuem auf die wichtigsten Punkte der östlichen Inselwelt zurückkehrenden Reisenden den herzlichsten Dank für seine wichtigen Mittheilungen aus. Möge es dem in seiner Gesundheit hart beschädigten Manne gelingen, die grosse Aufgabe, die er sich gestellt hat und die er augenblicklich fast allein verfolgt, glücklich zu Ende zu führen. Der von ihm am Schlusse seiner Abhandlung entwickelte Gedanke der Anlegung anthropologischer Beobachtungsstationen hat eine ausserordentlich grosse Bedeutung und verdient die Ueberstürzung aller derjenigen, welche eine wissenschaftliche Begründung der ethnischen Anthropologie anstreben. Was bis jetzt auf diesem Ge-

biete geleistet worden ist, entspricht nicht entfernt den Anforderungen, welche die strengere Wissenschaft stellen muss. Genau genommen, haben nur die holländischen Aerzte im Sunda-Archipel einige Ansätze zu eingehenden Untersuchungen gemacht, sind jedoch der Mehrzahl nach auch immer wieder an der Schädelfrage gescheitert. Die Agenturen des Hrn. Caesar Godeffroy, welche in naturwissenschaftlicher, namentlich zoologischer und ethnologischer Beziehung so schöne Erfolge gebracht haben, sind bis jetzt im Anthropologischen über das Sammeln von Schädeln und Skeletten, sowie von Photographien nicht hinausgekommen. Es wird daher eines grossen Impulses bedürfen, um den strengeren Anforderungen der anatomischen Untersuchung der fremden Stämme eine grössere Ausdehnung zu geben, und es dürfte kaum etwas Anderes übrig bleiben, als der Versuch, die Regierungen zu bestimmen, wirkliche Beobachtungsstationen mit allem Zubehör anatomischer Untersuchung zu gründen. Natürlich wird man da beginnen müssen, wo Hospitäler vorhanden sind. Indien, die Sunda-Inseln, die Philippinen, Australien, Neuseeland, Brasilien, Peru und Chile, Mexico, die Vereinigten Staaten von America, Russland, China, Japan, Algier, die Cap-Colonie u. s. f. wären schon jetzt in der Lage, sofort die Hand an das Werk zu legen. Eine vergleichende Encephalologie ist ein dringendes Desiderat der Wissenschaft. Erst mit ihr wird dann auch die vergleichende Craniologie ihre wahre Bedeutung gewinnen. Gewiss hat unser Reisende Recht, wenn er die Schädelstudien als solche mit einem gewissen Misstrauen betrachtet. Leider haben wir bis jetzt wenig anderes Material, und es bleibt nichts übrig, als die Schädel zu bearbeiten, immer mit dem Gedanken, dass später erst die entsprechenden Studien über die Gehirne angeschlossen werden.

(4) Herr Jagor spricht

über einige Kasten in Malabar.

Einleitende Bemerkungen.

Wie Ihnen bekannt ist, wurden die Hindus nach Manu in 4 Kasten getheilt: 1) Brahminen oder Priester, 2) Kschatrias oder Krieger, 3) Vaisias oder Kaufleute (ursprünglich Kaufleute und Landbauer), 4) Sudras (ursprünglich die dienenden Kasten, später die Mehrzahl der Handwerker und Landbauer umfassend). Von diesen vier Kasten gelten aber nur die drei ersten als von rein arischer Abstammung. Heute giebt es in Indien Tausende von Kasten. Abstammung, Nationalität, Sekte, Beruf, Gewerbe u. s. w., alles wird Kaste genannt, ja sogar jeder durch Veränderung des Wohnsitzes oder durch kleine Besonderheiten abgebröckelte Theil einer solchen Gruppe wird leicht wieder zu einer neuen Kaste. Manu's Eintheilung hat heute nur noch insofern Werth, als sie zur Einreihung der vorhandenen Kasten in vier grosse Gruppen dient[1]). Wenn sie gegenwärtig schon für das nördliche Indien nicht mehr stichhaltig ist, so passt sie noch viel weniger auf den Süden.

---

1) Dr. Cornish, der Director der Volkszählung in der Präsidentschaft Madras, sagt in seinem Bericht (pag. 116): ein Menschenleben würde nicht genügen, um in das Gewirre des Hindu-Kastenwesens Klarheit zu bringen. Unter allen den endlosen Kastenabtheilungen und Unterabtheilungen sind nicht zwei vorhanden, über deren Stellung die Eingeborenen selbst einig sind. Die Committee hat sich alle erdenkliche Mühe gegeben, um die vorhandenen Kasten zu classificiren. Viele gelehrte Missionäre und mit dem Kastenwesen vertraute einheimische Beamte sind von ihr befragt worden; ihre Angaben waren aber in der Regel so widersprechend, dass ihnen wenig Werth beigelegt werden konnte.

Süd-Indien wird fast ausschliesslich von Dravidiern bewohnt; die durch die drei oberen Kasten dort vertretene arische Rasse bildet nur einen geringen Bruchtheil der Bevölkerung. Die Zählung von 1871 ergab für die Präsidentschaft Madras 3,7 pCt. Brahminen, 0,6 pCt. Kschatrias und etwa 2 pCt. Vaisias, im Ganzen also etwas über 6 pCt., und selbst diese geringe Zahl würde nach Dr. Cornish's Ansicht[1]) vielleicht auf die Hälfte zusammenschrumpfen, wenn es gelänge, alle Fälle zweifelhafter Abstammung auszuscheiden.

Will man durchaus Manu's Eintheilung auf Süd-Indien anwenden, so bleibt nichts Anderes übrig, als seine ganze Hindu-Bevölkerung, nach Ausscheidung jener wenigen Arier und der sogenannten fünften Kaste, welche die Pariahs und andere niedere Volksklassen umfasst[2]), zur vierten oder Sudra-Kaste zu rechnen, deren obere Schichten dann allerdings einen viel höheren Rang einnehmen, als die eigentlichen Sudras im Norden.

Ueber die Frage, ob alle zu der sogenannten fünften Kaste Gerechneten, die Pariahs und andere, welche vor der britischen Herrschaft sämmtlich Sklaven der Brahminen und Sudras waren, Dravidier sind, oder einer noch älteren, von den Dravidiern unterjochten Rasse angehören, gehen die Meinungen sehr auseinander. Die Sklavenkasten der Westküste stehen sehr viel tiefer im Range und in ihrer physischen und geistigen Entwickelung, als die Pariahs der Ostküste; die Mehrzahl der letzteren trägt den Stempel der dravidischen Rasse und ist in ihrem Aeussern von der übrigen Bevölkerung nicht zu unterscheiden. Bei den Sklavenkasten von Malabar, den Pulayer, Cherumar u. s. w. ist dieser schöne Volkstypus zuweilen sehr verwischt, doch meist noch erkennbar. Ob aber alle die kleinen, schwarzen, kraushaarigen, in den Bergwäldern Süd-Indiens lebenden Stämme als verkommene Dravidier angesehen werden müssen, erscheint doch sehr zweifelhaft. Einige derselben erinnern in überraschender Weise an die Negritos.

Nayer (Nair, Nayr).

(Hierzu Taf. XII.)

Die Nayer in Malabar sind die vornehmste aller dravidischen Sudrakasten. Sie bilden den Militäradel des Landes, halten sich für geborene Soldaten und verachten jedes bürgerliche Gewerbe.

Buchanan, der Malabar zu Anfang des Jahrhunderts bereiste, schildert sie als sehr ergeben ihren Vorgesetzten und überaus anmassend gegen niedriger Stehende. Ein Tier, der einen Nayer durch Berührung (ceremoniell) verunreinigte, ein Sklave, der ihm nicht in vorgeschriebener Entfernung auswich, wurde ohne Weiteres von ihm niedergehauen, ja es galt für eine grobe Verletzung der Etikette, im Kriege Soldaten niederer Kasten gegen sie in den Kampf zu führen. (Day, the land of the Permauls, 316).

Als Milizen der Rajahs von Malabar kamen die Nayer früh mit den Europäern in Berührung und die Berichte älterer Reisenden unterlassen nicht, von ihren auffallenden Sitten und Gesetzen in Bezug auf Ehe und Erbschaft zu erzählen, die im Widerspruch mit den heiligsten Gefühlen des Menschen, rücksichtslos entschieden den Zweck verfolgen, eine muthige, unabhängige, rauflustige, durch keine Familienbande gefesselte, stets verfügbare Kriegerkaste zu erzielen.

Schon Abd-er-Razzak (India 15th century, Hakluyt) bemerkt: „Unter ihnen

1) Dr. Cornish, Report on the Census of the Madras Presidency 1871.

2) Diese fünfte Kaste wird auch Asát-Sudra im Gegensatz zu den eigentlichen oder Sat-Sudras genannt.

giebt es eine Klasse von Menschen, bei welchen es die Gewohnheit der Frauen ist, eine grosse Anzahl Ehemänner zu haben, deren jeder einen besonderen Dienst übernimmt und verrichtet. Die Stunden des Tages und der Nacht sind unter ihnen vertheilt. Jeder von ihnen weilt eine bestimmte Zeit lang im Hause, und so lange er anwesend ist, darf kein anderer das Haus betreten.“ Ganz so arg ist es nun freilich nicht, aber auch Dr. Day sagt noch in seinem vor einigen Jahren erschienenen Werke, the Land of the Permauls: „Das Band der Ehe im europäischen Sinne ist in Malabar unbekannt, Polyandrie die Regel, nicht die Ausnahme. Wollte man auch nur zur Hälfte schildern, wie verbreitet sie ist und in welcher Form sie ausgeübt wird, so würde es nicht geglaubt werden und das Buch wäre für anständige Leute nicht lesbar.“

Buchanan führt eilf Klassen oder Rangstufen von Nayers an, deren unterste aber so zweifelhafter Art ist, dass selbst ein Nayer der zehnten Klasse sich durch Waschung und Gebet reinigen muss, wenn er von einem der elften Klasse berührt worden ist. Die höchste Stelle unter den Nayers nehmen die Kirum- oder Kiris-Nayer ein. Bei öffentlichen Festlichkeiten wirken sie als Köche, ein sicheres Zeichen hohen Ranges, denn Jedermann darf von Personen höherer Geburt bereitete Speisen geniessen. Heute werden nur noch vier Klassen anerkannt, deren höchste den Titel Illam führt, und wer bei dem Rajah von Trovancore als Soldat Dienst nehmen will, muss den Beweis führen, dass er einer dieser vier Klassen angehört. Nur aus besonderer Gunst wird noch den vornehmsten Schichten der Vellalan-Kaste zu dienen gestattet.

Die Nayer leben fast alle ausserhalb der eigentlichen Stadt, in ihren, von Gärten umgebenen Grundstücken und halten es noch heute für Verunreinigung, den Bazar zu betreten. Ihr Haus öffnet sich nur ihren Kastengenossen und den Brahminen. Es war daher eine Gunst, dass mir Ramen Menon[1]), einer der angesehensten Nayer in Calicut, der früher ein hohes Regierungsamt bekleidet hatte, auf Verwendung des Collectors die Besichtigung seines Hauses gestattete. Es lag mehrere Miles von der Stadt entfernt; die Fahrt wurde im landesüblichen Ochsenwagen zurückgelegt Diese Thiere haben zwar grosse Neigung, Schritt zu gehen, werden aber vom Kutscher weniger durch Schläge, als durch kunstgerechtes Kneipen und Drehen des oberen Theiles des Schwanzes fast ununterbrochen im Trabe erhalten. Sie legen im Mittel 6 englische Miles in der Stunde zurück. Die schöne, breite, von Ficus-Bäumen beschattete, von Gärten und Kokos-Hainen begrenzte Strasse ist von der englischen Regierung gebaut; die Nebenwege aber, die rings um Calicut, zwischen den Gartengrundstücken hinlaufen, sind meist so auffallend schmal, dass sie zuweilen an die merkwürdigen Zickzackgänge erinnern, die das Nashorn in dem Gestein der javanischen Vulkane durch fortgesetzte Benutzung desselben Pfades aushöhlt. — Die Ursache ist leicht zu erkennen: der Boden besteht aus jenem, in Indien weit verbreiteten Thoneisenstein, dem Buchanan den sehr bezeichnenden Namen Laterit gegeben hat. Man kann ihn in der That als amorphen Ziegelstein betrachten[2]). In frischem Zustande fast plastisch oder doch so weich, dass er sich leicht graben und schneiden lässt, wird er, der Luft ausgesetzt, so hart wie gebrannter Ziegelstein. Durch die Beschaffenheit des Materials veran-

---

1) Nach Dr. Day verleiht der Rajah von Goa den Titel Menon erblich oder auf Lebzeiten; er verkauft ihn auch, im letzten Falle „aber nie für weniger als 13 Anas (1 M. 63 Pf.).“

2) . . . „Der geeignetste Name würde Laterit sein (von Later) . . . in mehreren indischen Dialekten wird er Ziegel-Stein genannt“ Buchanan, Mysore II. 440.

lasst, hat man die zum Aufführen der Gartenmauern und Gebäude benöthigten Quadern einfach dem Boden entnommen und den dadurch entstandenen Graben als Gasse benutzt.

Das geräumige Haus wendet seine Front der Strasse zu und ist auf drei Seiten vom Garten umgeben. Wie alle Nayer-Häuser ist es schmal und tief. Eine Vorhalle nimmt fast die ganze Front ein. Sie dient einer Anzahl von Männern aller Altersstufen zum Aufenthalte. Die Männer tragen über dem Schambande (Konakan) ein Lendentuch (Mundu), etwa 4 Fuss breit, 8 Fuss lang (bei Ausgängen auch ein kleines Tuch), der Oberkörper bleibt nackt bis zum Nabel. Ein Mann verbraucht jährlich 6 bis 8 Mundus zu 1 Mark und 8 Tücher zu 50 Pf. Die Nayer-Frau hüllt sich in ein von der Hüfte bis zur Wade reichendes, durchsichtig feines Tuch (Tuni) von reiner Baumwolle und trägt auf der Gasse, die sie aber nur selten betritt, auch ein Schultertuch, das nach dem Bade als Handtuch dient. 4 Stück zu 1 Mark 50 Pf. von jenen und 8 Stück zu 50 Pf. von diesen decken den jährlichen Bedarf; bei Festlichkeiten werden feinere Stoffe mit Goldstickerei an den Rändern, zu 8 bis 10 Mark das Stück, angelegt. In Malabar lassen Männer und Frauen aller Kasten, ausgenommen Brahminen-Frauen, häufig aus Eitelkeit die Vorderzähne des Oberkiefers rund feilen.

Der 75jährige Hausherr wankt mir entgegen, bewillkommnet mich und lässt mir von seinem ältesten Sohne, einem Advokaten von Ruf, der sehr gut englisch spricht, mehrere Räume des Hauses zeigen; die Zwischenwände bestehen meist nur aus Brettern, die Fussböden aus Lehm, mit einer Decke von Kalk und Holzkohle, die eine Art von schwarzem Cement bildet. Alle Wände sind mit Kuhmist getüncht und tadellos rein, enthalten aber nur sehr wenig Geräth. Kein weibliches Wesen lässt sich sehen, auch die von ihnen benutzten Räumlichkeiten wurden nicht gezeigt.

Das Haus nebst dem dazu gehörenden Garten wird vom ältesten Sohne verwaltet; es ist Eigenthum seiner Mutter, dieser von seinem Vater geschenkt, der es durch eigenen Fleiss erworben hat. Der alte Ramen Menon hat angeblich immer mit dieser einen Frau zusammengelebt, ein höchst seltener, fast unglaublicher Ausnahmefall! Auf das übrige Vermögen des Vaters haben die Kinder keinen Anspruch, es fällt an seine rechtmässigen Erben, die Kinder seiner Schwester.

Nur selbsterworbenes Gut darf ein Mann seinen Kindern zum Geschenk machen, alles übrige erben nicht seine Kinder, sondern seine Schwesterkinder und auch bei Schenkungen unter den angeführten Verhältnissen muss die Zustimmung der rechtmässigen Erben, d. h. der Schwesterkinder, eingeholt werden. Die dem Hause gegenüberliegende, gleichfalls vom Vater erworbene Kokos-Pflanzung mit Oelpressen und allen Betriebseinrichtungen geht nach seinem Tode auf seinen Schwestersohn, den rechtmässigen Erben, über; das Familiengut wird nicht getheilt. Auch dieses Haus, jetzt durch Geschenk persönliches Eigenthum der Mutter, wird nach ihrem Tode Besitz ihrer Familie. Die Familienglieder bleiben in der Regel im Hause und führen gemeinschaftliche Wirthschaft.

Das Vermögen, hauptsächlich Ländereien, wird durch die männlichen Familienglieder verwaltet und vermehrt; die Frauen verrichten nur häusliche Geschäfte und gelten nicht für besonders geschickt darin. Sie stehen auf um 4, 5 oder 6 Uhr, fegen, bestreichen den Boden mit Kuhmist, stossen Reis, baden, bereiten die Mahlzeit. In neuester Zeit lernen einige Mädchen Lesen und Schreiben. Mädchenschulen (ausgenommen die Missions-Schule) giebt es aber zur Zeit noch nicht in Calicut.

Das Nayer-Kind wird sofort nach der Geburt in warmem Wasser gebadet[1]) und während drei Tage von einer Verwandten, vom dritten Tage an von der Mutter gesäugt. Ist eine Amme nöthig, so wählt man dazu, womöglich, eine nahe Verwandte. Das Kind wird täglich vom Halse abwärts mit warmem Wasser gewaschen, sein Kopf mit Oel eingerieben und gepresst, um ihm eine möglichst runde Form zu geben. Am 28. Tage lässt man das Kind, in Gegenwart geladener Gäste, zum ersten Male Kuhmilch kosten, giebt ihm einen vorläufigen Namen, gewöhnlich den einer Gottheit und hängt ihm Mantrams (Zaubersprüche) um den Hals, um es gegen das böse Auge zu schützen. Nach sechs Monaten oder später, der Sterndeuter bestimmt den Tag, erhält das Kind seinen bleibenden Namen und den ersten Reis (eine Art Confekt, bestehend aus Reis, Ghi, Bananen und Zucker, das von den Frauen des Hauses bereitet und vom Sterndeuter durch Mantrams geweiht wird). Dies giebt Veranlassung zu einem grossen Feste. Reiche Nayer laden wohl bis zweihundert Gäste ein; die Gäste bringen aber Geschenke mit und zwar schenken die Verwandten gewöhnlich Geschmeide, die anderen Geld. Die Geladenen erscheinen in ihren besten Gewändern und reichstem Schmucke, aber mit nacktem Oberkörper; Männer und Weiber sitzen getrennt in besonderen Räumen und werden mit Karris (10 bis 12 verschiedenen Sorten), Reis, Ghi (geklärte Butter) u. s. w. bewirthet. Vor jedem Gaste liegt ein Bananenblatt, auf welchem ihm die Speisen in der erwähnten Reihenfolge vorgelegt werden. Zum Trinken wird nur Wasser gereicht. Das Kind wird von den Frauen gebadet und geschmückt und dem Vater oder, falls dieser nicht anwesend oder bereits durch einen neuen Gatten ersetzt ist, dem Mutterbruder gereicht. Ein Sterndeuter drückt ihm die Tica-Marke (das Kastenabzeichen) auf die Stirn[2]) und bestimmt aus seinen Büchern den Augenblick, in welchem dem Kinde der „erste Reis" gereicht werden muss, sowie auch den Buchstaben, mit welchem sein Name beginnen soll, danach wählt der Mutterbruder (oder der Vater) den Namen. Der Sterndeuter händigt der Mutter das Horoskop des Kindes ein. Bei dieser Gelegenheit werden gewöhnlich auch die Ohren durchbohrt; unterbleibt es, so kann es nur am 7., 9. oder 11. Geburtstage (bei Knaben) nachgeholt werden. Die Ohren der Mädchen aber werden nicht am Tage der Namengebung oder am Geburtstage, sondern an einem der grossen Festtage, vorzugsweise am Dusserah-Feste, durchstochen. Die Nayer-Mädchen im südlichen Malabar tragen oft auch im linken Nasenflügel ein Juwel. Das Kind pflegt zwei Jahre lang gesäugt zu werden. Der erste Geburtstag wird ebenfalls gefeiert, bei welcher Gelegenheit auch Brahminen mit Geld beschenkt werden. Nayers der Mittelklasse pflegen Jedem 4 Anas (50 Pf.) zu spenden.

Wenn die ersten Zähne durchbrechen, sendet die Mutter Kuchen an die Freunde des Hauses. Mädchen und Knaben wird das Haar erst im dritten oder fünften Jahre geschoren. Später tragen die Weiber langes Haar (die Männer nur vorn einen Schopf), lassen sich aber übrigens wenigstens jeden Monat, wie Türkinnen, rasiren. Dies gehört zur vollen Toilette. Auch die Männer befolgen häufig diese

1) In vielen Hindu-Kasten ist es Sitte, das Kind sofort nach der Geburt mit kaltem Wasser zu begiessen, um die Seele, die seit ihrer letzten irdischen Existenz in einem Zustande träumerischer Beschaulichkeit verharrte, zum Bewusstsein zu bringen, dass sie eine neue Periode der Prüfungen in der Körperwelt durchzumachen hat.

2) Jeder Hindu trägt an der Stirn das Abzeichen seiner Secte, häufig einen Fleck von Oblatengrösse, aus geschlämmter Asche oder farbiger Erde, der täglich nach dem Bade frisch aufgetragen werden muss. Die Nayer haben weisse runde Stirnmarken, einige tragen auch vertikale oder horizontale weisse Striche, um anzudeuten, dass sie Vichnaviten oder Sivaiten sind. Die Nayer-Weiber tragen dieselben Marken wie die Männer, weiss, aber auch roth.

Sitte, und in neuerer Zeit auch die Männer und Weiber der Tier- und Illuvar-Kasten in Nachäffung der Nayer.

Im fünften Jahre, gewöhnlich nach dem Dusserah-Feste wird das Kind in die Schule geschickt, der Schulmeister erhält ein Geschenk von rohem Reis und plattem Reis, Bananen u. s. w. Die Kinder lernen zuerst die Buchstaben mit dem Zeigefinger in flach auf den Boden ausgestreuten Paddi (Reis mit der Hülse), dann in Sand malen, später mit eisernem Griffel in Palmenblätter einritzen oder (in neuester Zeit) auf Papier schreiben. Ausser malayalim Lesen und Schreiben pflegen sie in den Volksschulen nicht viel zu lernen; Rechnen gilt für höheren Unterricht und wird wie auch Sanskrit gewöhnlich in besonderen Schulen gelehrt. Reiche Kinder gehen zuweilen bis zum 16. Jahre in die Schule.

Die Nayer-Mädchen werden als Kinder verheiratet. Bei den Heiraten der Hindus entspricht das Tali dem Trauringe, das Umbinden des Tali der Trauung[1]). Das Talibinden, d. h. die Heiratsfeier, soll eigentlich nur im dritten, fünften, siebenten, neunten oder elften Geburtsjahre des Mädchens stattfinden; zuweilen aber werden, um die grossen Kosten der damit verbundenen Festlichkeiten zu vermindern, sämmtliche junge Mädchen eines Hauses gleichzeitig einem für diesen Zweck gemietheten Manne[2]), der aber ein Nayer oder Brahmine sein muss, angetraut. Als Zeichen besonderer Gunst bindet in Trovancore zuweilen der Rajah das Tali.

Eine solche Hochzeitsfeier dauert vier Tage, ihr Beginn wird durch den Astrologen bestimmt. Das Haus und seine Zugänge sind schön geschmückt und Nachts reich beleuchtet. Die zahlreichen Gäste werden jeden Abend bewirthet und mit Musik und Tanz unterhalten. Männer und Weiber sitzen wieder getrennt. Bei diesem Feste essen aber die Männer nach den Weibern. Vor den Männern tanzen und singen Natschuis (Bayaderen) und gemiethete Tänzer, vor den Frauen singen Weiber aus der Nammittier-Kaste (Tempeldirnen, die auch den Tempel zu reinigen haben). Die Bräute sitzen bei den Frauen. Am vierten Tage nehmen sie ein feierliches Bad, gehen dann in den Tempel und werden bei der Heimkehr gewöhnlich von ihren Bekannten mit gelbem Turmerik-Pulver beworfen; an demselben Abend wird ihnen das Tali umgebunden.

Das Mädchen ist nun Amah, sie ist verheiratet, d. h. sie ist frei, sobald sie etwas älter geworden, jeden Mann ihrer eigenen oder höheren Kaste so lange zum Manne zu nehmen, als es beiden Theilen beliebt.

Wer sich um die Gunst einer Amah bewirbt, bietet ihr ein Lendentuch, Betel, Tabak und vielleicht noch einige kleine Geschenke dar, durch deren Annahme sein Antrag als angenommen gilt. Der Begünstigte zieht dann in ihr Haus und wohnt dort, so lange es beiden Theilen zusagt, oder besucht sie nach Umständen. Eine solche Ehe mag eine Nacht oder zeitlebens dauern. „Dies heisst Koduttu pärppikka (Gewandgeben und Zusammenleben), oder Pudda muri (Gewand, ein Stück), und ist das einzige wirkliche Substitut für die Ehe“ (Revd. Mateer). Niemand fragt hier: wer ist dein Vater? es giebt nur Muttersöhne. In den angesehenen Familien pflegen die Frauen ihre Gatten seltener zu wechseln und ihre Wahl durch das Haupt der Familie beeinflussen zu lassen.

---

1) Das Tali besteht in einem oder mehreren goldenen Kleinoden, nicht selten einem Schaustück mit dem Bildniss eines Gottes, an einer weissen oder mit Turmerik gefärbten Schnur, die nach gewissen Vorschriften aus 108 Baumwollenfäden gesponnen ist. Es wird der Braut um den Hals gebunden und darf nur abgenommen werden, wenn sie Wittwe wird, ein Fall, der in Malabar nicht wohl vorkommen kann, es müssten denn alle Männer der Nayer- und Brahminen-Kaste aussterben.

2) Er erhält für jedes Mädchen wenigstens eine Mark.

Wie nachher zu bemerken, ist es bei den Namburi-Brahminen in Malabar Gesetz, dass nur der älteste Bruder sich verheirate, damit das Familiengut ungetheilt bleibe. Die jüngeren Brüder pflegen daher mit den Nayer-Amahs zu verkehren; sie gehen Abends zu ihnen, verlassen sie Morgens und bringen dadurch grosse Ehre in das Haus, haben sich aber nach jedem Besuche von der erlittenen Befleckung ceremoniell zu reinigen.

Die Kinder aus solchen Verbindungen gelten als Nayer und verbleiben der Mutter. Ein Brahmine begünstigt gewöhnlich mehrere Amahs gleichzeitig, und die Nayer-Frau ist stolz darauf, recht viele vornehme Geliebte zu haben.

Das Umbinden des Tali macht, wie erwähnt, das Mädchen zur verheirateten Frau, giebt aber dem angetrauten Gemahl keine andere Rechte, als Anspruch auf ein Geschenk für Vollziehung der Ceremonie. Die Ehe selbst vollzieht er nicht. Bei den Nayers im Allgemeinen ist der Umgang zwischen feierlich verheirateten Gatten nicht gerade verboten, er würde aber auch heute noch für äusserst taktlos gelten. In der Familie des Rajah von Trovancore ist er gesetzlich ausgeschlossen. Buchanan bemerkt daher: die Vorschrift, dass der Nayer, der durch Askese den Himmel verdienen will, nur mit seiner Ehefrau fleischlich verkehren darf, sei gleichbedeutend mit völliger Entsagung. Prinzessinnen der Nayer-Kaste werden in jugendlichem Alter durch Binden des Tali mit einem Brahminen vermählt, der nach der Ceremonie, reich beschenkt, entlassen wird und nie wieder mit ihnen zusammenkommen darf. Nach dem Eintritt der Reife erhalten sie je einen wirklichen, vom Rajah gewählten Ehemann, der ihnen ein neues Gewand darbietet und durch die Annahme desselben als wirklicher und in diesem Fall ausschliesslicher Gatte bestätigt wird. Die Gatten für die Ranis (Prinzessinnen) von Trovancore werden alle einer Familie entnommen, welche den Titel Koil-tambaran (Tempel-Herr) führt und aus der Kschatria-Kaste zu sein behauptet.

Wenn in Trovancore eine Amah ihr mütterliches Haus verlässt, um mit dem Manne ihrer Wahl zu leben (dies geschieht gewöhnlich, wenn der Mann reicher ist als die Frau), so erwerben alle seine Brüder das Recht, sie mitzubenutzen. Ist der Mann abwesend, so versteht es sich von selbst, dass sie mit jedem andern umgehen darf. Nach dem Tode des Mannes verlässt sie das Haus und kehrt in ihre Familie zurück. Ein Brahmine, der eine Nayer regelmässig besucht, wird nicht leicht einen Nebenbuhler haben, wohl aber, wenn er, wie gewöhnlich, seine Gunst mehreren gleichzeitig zuwendet. — Verhältnisse wie sie nach Ramen Menon's Angaben in seiner eigenen Familie bestehen sollen, sind jedenfalls eine sehr seltene Ausnahme; grösstmögliche Freiheit ist die Regel. Findet ein Mann vor der Thür seiner Frau die Schuhe eines Nebenbuhlers, so geht er gewöhnlich ruhig ab, und sucht sich anderwärts zu entschädigen. Zuweilen aber lodert auch die Eifersucht auf, und dann ist fast immer der Tod eines der beiden Rivalen die Folge.

M. J. Walhouse citirt ein Beispiel (Journ. Anthrop. Inst. 1876, 409), das zugleich einen interessanten Einblick in die religiösen Vorstellungen der Nayer giebt: ein Nayer in Cochin ermordete seine ungetreue Geliebte, gestand die That, erbat sich aber als besondere Gunst, an der Stelle, wo er das Verbrechen begangen hatte, hingerichtet zu werden, damit er, seiner Theorie von der Seelenwanderung entsprechend, zu einem Bhuta, d. h. zu einem Teufel werde und die Macht erlange, an seinem Nebenbuhler Rache nehmen zu können.

Die geschlechtliche Reife pflegt sich bei den Nayer-Mädchen zwischen dem 13. und 15. Jahre einzustellen, nur ausnahmsweise vor dem 12.[1]) Viele leben aber

---

1) Dr. Sperschneider kennt Mädchen der Illuvar- und anderer schlecht genährter

schon vom elften Jahre an mit Männern. Der Regel nach soll der Mann wenigstens acht Jahre älter sein als das Weib. Junge Männer sollen nicht alte Weiber freien; dies gilt für schädlich und entehrend und findet fast nie statt.

Die Weiber bleiben bis zum 40., auch bis zum 45. Jahre fruchtbar, Mütter mit zehn Kindern sind nicht sehr selten. Eine Frau in Calicut soll 16, eine andere sogar 20 Kinder geboren haben. Den Eintritt der ersten Menstruation zeigt das Mädchen durch ihre Mutter ihrer Schwiegermutter, d. h. der Mutter ihres zur Zeit begünstigten Liebhabers an, die ihr einen Krug Wasser über den Kopf giesst [1]).

Die Menstruirende ist während der ersten drei Tage unrein, muss in einem besonderen Raume des Hauses weilen [2]), und darf kein Koch- oder Speisegeräth berühren, am vierten Tage badet sie und ist dann bis zum siebenten Tage einschliesslich halbrein, darf das Zimmer verlassen, aber noch nicht den Tempel betreten. Der vierte Tag gilt als besonders günstig für die Empfängniss, in vielen Hindu-Kasten muss der Ehemann an diesem Tage mit seiner Frau cohabitiren und begeht eine Sünde, wenn er es unterlässt.

Fühlt sich eine Frau schwanger, so soll sie sich durch häufiges Beten, Baden und strenges Beobachten der religiösen Vorschriften besonders weihen. Dies gilt für alle höhere Hindu-Kasten. Häufig sucht man das Geschlecht des Kindes zu beeinflussen. Wird ein Knabe gewünscht, so trinkt die Frau einen Monat nach der Empfängniss sieben Tage lang gewisse Kräuterbrühen. Am Abend des siebenten Tages wird das goldene oder silberne Bild eines männlichen Kindes in einen Topf mit kochender Milch versenkt und nach einigen Stunden herausgenommen. Die von einem Priester durch Gebete und Zauberformeln vorbereitete Frau trinkt die Milch in Gegenwart des Gatten. Dieser zermalmt einige Tamarindenblätter und träufelt den Saft in das rechte Nasenloch der Frau, falls ein Knabe, in das linke, falls ein Mädchen gewünscht wird (ein Fall, der wohl nur selten vorkommt).

Da die Weiber zuweilen sich irrthümlich für schwanger halten, so werden die eben beschriebenen Ceremonien mitunter auch erst im 5. oder im 7. Monate zugleich mit der Pulli-kuddi-Ceremonie (zum Schutze der Schwangeren und des Embryo gegen den Teufel) vorgenommen. Am folgenden Morgen trinkt die Schwangere den Saft in der Hand zerdrückter Tamarindenblätter mit Wasser gemischt.

Die Nayerfrau gebärt auf einem Kissen oder einem niedrigen dreibeinigen Schemel ohne Lehne itzend, von einer Hebeamme oder weiblichen Verwandten unterstützt [3]). Im ersten Falle geht sie sofort nach der Entbindung, es mag Tag oder Nacht sein, von Frauen geführt, an den Teich (vor der Pagode), um zu baden, da die Hebeamme, die von niederer Kaste ist, sie durch ihre Berührung verunreinigt hat. Stirbt in Malabar eine Frau in Kindesnöthen, ohne zu gebären, so ist vorgeschrieben, dass ihr Bauch aufgeschnitten, das Kind herausgenommen und neben der Mutterleiche begraben werde. (Dr. Sperschneider.)

Kasten Süd-Indiens, die im sechszehnten Jahre noch nicht geschlechtsreif waren und noch unentwickelte Brüste hatten.

1) Das Produkt einer menstruirenden Rani (Prinzessin) heisst tirra-pickerdu (heilige Blüthen). Die Nayer-Frau sagt in solchen Fällen vütü durum (fern vom Hause). Verlangt man dann einen Trunk Wasser von ihr, so antwortet sie: ich bin nicht zu Hause.

2) Bei Erbauung eines Nayer-Hauses wird ein besonderer Raum für Wöchnerinnen und menstruirende Frauen bestimmt. Er wird zwar auch zu anderen Zwecken benutzt, muss aber vorkommenden Falles ausgeräumt werden. In Trovancore ist für Ranis (Prinzessinnen) in solchen Umständen ein eigener Palast vorhanden.

3) Lautes Schreien zur Zeit der Entbindung, bei Fremden so verpönt, ist den Kerala-(Malabar-)Weibern gestattet. (Graul III. 336 nach Gundert)

Die Mutter kehrt in das Haus zurück, ist aber noch unrein, sie muss in dem bereits erwähnten abgesonderten Raume weilen und darf kein Kochgeräth berühren, die Speisen werden ihr in besonderen Gefässen durch weibliche Personen gebracht, die sich nach jedem Besuche durch Baden reinigen müssen. Die Wöchnerin wird täglich von einer Dienerin mit sehr warmem Wasser gewaschen, nachdem ihr Körper zuvor mit Ricinusöl eingerieben und geknetet worden ist. Das Oel wird rein, oder mit Kräuterauszügen gemischt, verwendet; es giebt viele Arten solcher medizinischen Oele. Ein Arzt oder Sterndeuter schreibt die zu verwendende Sorte und die Dosis vor. Uebrigens pflegen die Nayers, Männer und Weiber, sich zweimal wöchentlich den Körper mit Oel einzureiben. Die Wöchnerin geniesst täglich in drei Mahlzeiten um 7 Uhr Vormittags, 7 Uhr Nachmittags und Mittags nach der Waschung Reis, Karri, Ghi und Buttermilch. Nach vierzehn Tagen badet die Wöchnerin abermals im Teiche und eine Frau sprengt Wasser über den Boden des Zimmers und die benutzten Geräthschaften. Am fünfzehnten Tage nach dem vollzogenen Ceremoniell ist die Frau rein, darf alles berühren und von allen berührt werden [1].

Ist die Mutter hysterisch oder leidet sie an Krämpfen, so gilt sie für besessen und man wendet sich an den Bhuta-Priester, damit er den Bhuta (Dämon) in den Leib eines anderen Menschen oder Thieres treibe, oder ihn zwinge, durch den Mund der Besessenen zu sprechen, wahrzusagen und die Ursache der Krankheit und auch das Heilverfahren (hauptsächlich Spenden an den Priester) anzugeben.

Zu europäischen Aerzten haben die Nayer, wie es scheint, wenig Vertrauen; vielleicht schreckt sie auch das hohe Honorar. Ist der Nayer krank und glaubt er zu wissen, was ihm fehlt, so consultirt er den eingeborenen Arzt, andernfalls den Astrologen, der aus seinen Mantrams die Krankheit verkündet. Erst dann wird der Arzt oder Bhuta-Beschwörer geholt, damit er sie nach den Regeln der Kunst vertreibe.

Bhutas hausen gern in grossen Bäumen, auch in Quellen und Teichen; zuweilen erscheinen sie einsamen Wanderern als grosse grausige Ungethüme, besonders zwischen 12 Uhr und 3 Uhr Nachts. Pollution wird durch Bhutas veranlasst, die an dem Schlafenden ihre Sinnenlust befriedigen.

In vielen Nayer-Grundstücken stehen zwei oder drei heilige Bäume, die nie gefällt oder beschnitten werden. Unter ihrem Laubdach pflegt ein Stein mit dem Bildniss einer Schlange oder auch ohne solches als Schlangenstein verehrt zu werden, man salbt ihn mit Ghi und opfert ihm Milch, Kokos-Nüsse und Blumen.

Der Beginn des Pflügens, Säens, Erntens wird durch den Sterndeuter bestimmt. Die Nayer schwören bei ihrer Mutter, ihrem Sohne oder anderen nahen Verwandten, auch bei einem Gotte, gewöhnlich einem Deva, der in dem Distrikte besonders berühmt oder dessen Tempel der nächste ist. Wichtige Eide werden im Tempel geschworen; der Schwörende fordert den Gott auf, ihn zu tödten oder zum Krüppel zu machen, wenn er nicht die Wahrheit sagt, häufig wird dabei ein Hahn geopfert. Der in den britisch-indischen Gerichtshöfen vorgeschriebene Eid: „So help me god" wirkt höchstens durch die im Hintergrunde dämmernde Strafe des Meineides. Gottesurtheile mit heissem Oele oder Ghi, glühendem Eisen oder Schwimmen in Krokodilteichen waren früher häufig, finden aber heut nicht mehr statt.

Bei Einweihung eines neuen Hauses wird eine Kokos-Nuss an jeder Ecke und

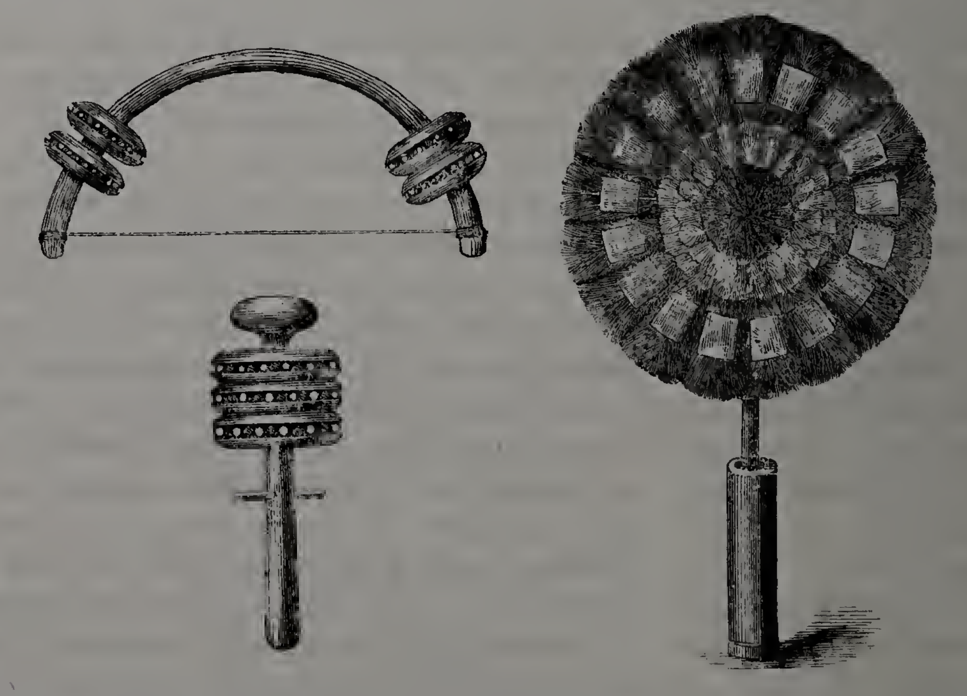
---

1) Unreinigkeit durch Geburts- oder Todesfälle (pula) dauert bei Brahmanen und Kühen 10, bei Sudras 15, bei Kschatrias 12 Tage. Pulayer sind nur am Todestage unrein, wenn sie Geld zur Bestattung haben. (Graul III. 335 nach Gundert).

an jedem Pfeiler zerschlagen. In den Nayer-Häusern soll eine Stunde vor Tagesanbruch Licht brennen — zur Begrüssung der Sonne. Die Sonne heisst Pagauan (Herr), der Mond wird in der Kindersprache Arribil-ammamun (Mutterbruder) genannt.

Die Leichen junger oder armer Leute werden beerdigt, Alte und Reiche werden verbrannt. Das Haupt einer Familie muss verbrannt werden. Zum Verbrennen bestimmte Leichen werden mit Ricinusöl eingerieben und gewaschen, Stirn, Brust und Arme mit Asche bestreut, mit einem reinen Lendentuche bekleidet, in ein reines Laken gehüllt, die Geschmeide werden abgenommen. Früher wurde den Leichen ein Gold-Fenam (kleine Münze) mitgegeben; dieser Brauch ist erloschen. Die Leiche wird im Süden des Hauses verbrannt (oder begraben). Bei wohlhabenden Nayers lässt das Familienhaupt, um den Todten zu ehren, einen Mango-Baum im eigenen Garten fällen, und das Holz zum Scheiterhaufen verwenden; diese Arbeit wird von Leuten der Tier-Kaste verrichtet. Auch Sandelholz und Ghi wird mit verbrannt. Der nächste Verwandte zündet den Holzstoss an. An diesem Tage, oder, falls das Verbrennen Nachts stattgefunden, am folgenden, enthält sich die ganze Familie jeder Speise. Am zweiten Tage versammeln sich die Verwandten zu einer Leichenfeier ohne Worte (nur die Brahminen recitiren Mantrams bei ihren Leichenfeiern). Am dritten oder fünften Tage werden die unverbrannten Knochen in einen Topf oder einen aus Kokos-Blättern geflochtenen Korb gesammelt und im Südende des Gartens vergraben oder in das Meer gesenkt[1]).

In Calicut hatte ich Gelegenheit, einer solchen, an den unverbrannten Knochen einer Tier-Leiche vollzogenen Ceremonie beizuwohnen: 12 Knaben (B) eröffneten den Zug; sie tragen Bogen in der Hand, an denen je zwei oder vier Klappern sitzen, die fortwährend hin und her geschleudert werden und schiessen eingebildete Pfeile nach allen Seiten. Die Klappern bestehen aus hohlen, mit Schrot gefüllten,



längs des grössten Umfanges offenen Messingringen, von derselben Art wie die Fussringe, welche Lieblingsthieren (Kühen, Ziegen, Tauben) angelegt werden. Ihnenfolgen 2 Männer mit Klapperstäben rasselnd (K), 2 andere Yak-Schwänze, als Fliegen-

1) Die von der Leichenverbrennung eines Rajah von Trovancore übrigbleibenden Knochen werden von einem Brahminen nach Benares getragen und dort in den Ganges geworfen; wenigstens wird der Brahmine dafür bezahlt.

wedelschwingend (Y), 2, Fächer mit glitzernden Glimmerspiegeln drehend (F), 2 Cymbelschläger (C), 4 Trommler (T) und zum Schluss 4 Männer mit Sonnenschirmen (S). Ein Mann (M), in der Mitte des Zuges, trägt unter einem grossen

B B B B
B B B B
B B B B
K K
Y M Y
F F
C C
T T T T
S S S S

Sonnenschirm einen mit einem bunten Tuche umwickelten Korb. Der Zug bewegt sich im Laufschritt dem Seestrande zu. Dort angekommen, pflanzt M den Schirm in den Boden, stellt darunter eine Wasserkanne (Abkhora), aus deren Dille ein Docht ragt, und zündet diesen an. Der verhüllt gewesene Korb, aus einem Kokos-Blatt geflochten, die unverbrannten Knochen eines Tier enthaltend, wird am Strande niedergesetzt, ein Priester vollzieht daran die Puja (das vorgeschriebene Ceremoniell), händigt den Korb einem Knaben, dem Sohne des Verstorbenen, ein, geleitet diesen in das Meer, und taucht ihn sammt dem Korbe mehrere Male unter, dann reicht er den Korb zwei Männern, die damit eine ziemliche Strecke weit hinausschwimmen und mit leeren Händen zurückkehren.



Am fünfzehnten Tage nach dem Tode findet Abends eine grosse Feier zur Reinigung der durch die Leiche verunreinigten Familie statt[1]).

Besonders fromme Nayer setzen die Trauer ein ganzes Jahr lang fort, lassen ihr Haar wachsen, kochen ihr Essen selbst oder lassen es von einem besondern Koch gleicher oder höherer Kaste bereiten, baden, beten und legen sich manche Entsagungen und Bussen auf. Satti (Wittwenverbrennung) hat bei den Nayers nie statt gefunden, weil es keine Wittwen giebt.

Eine natürliche Folge der bei den Nayer herrschenden Polyandrie ist ihr Erbrecht in weiblicher Linie (Murru-muka-tayum), im Gegensatz zu dem sonst geltenden Muka-tayum. Die Kinder beerben nicht den Vater, sondern den Mutterbruder, dieser ist ihr nächster männlicher Verwandter, nicht der Vater. In gewissen Fällen ist auch das Mädchen vor dem Knaben bevorzugt. Nach Burton (in anderen Schriftstellern finde ich dies nicht erwähnt) kann es z. B. ererbtes Land verpfänden oder verkaufen, der Sohn aber nicht, da es nach seinem Tode an seine Miterben zurückfällt, und obwohl Söhne und Töchter gleiche Antheile erben, so verliert der Sohn seinen Theil, wenn er das mütterliche Haus verlässt[2]).

Die alten Verordnungen von Malabar verboten als unpassend, einen Sohn mit derselben Zuneigung zu behandeln, wie den Schwestersohn (Burton). Buchanan (II. 412) bemerkt, dass der Nayer den Kindern seiner Schwestern die Liebe widmet, die ein Vater sonst nur für seine eigenen Kinder hegt. Er würde für ein entartetes Ungeheuer gelten, wenn er bei dem Tode eines Kindes, das er wegen

1) Geburt und Todesfall verursachen Familienverunreinigung, Berührung niederer Kasten persönliche Verunreinigung (Graul).

2) In Familien mit Neffenerbrecht ist immer der Aelteste das Haupt, er kann aber Familiengut nur mit Einstimmung der jüngeren Glieder verkaufen oder verpachten. Der eigentliche Besitzer ist die Schwester, Beschützer und Erhalter sind ihre Söhne. Vereinigen sich alle zu einer Theilung, so hört der Gemeinbesitz auf (Graul III. 336 nach Gundert).

langen innigen Zusammenlebens mit der Mutter für sein eigenes hält, dieselbe Betrübniss an den Tag legen wollte, wie bei dem Tode eines Schwesterkindes.

Nach Strange (Civil law p. 67, s. Day) gilt bei den Nayers folgendes Erbrecht:

Das Vermögen geht auf die Schwestern des Mannes über, dann auf die Schwestersöhne, Schwestertöchter, Schwestertöchtersöhne und -töchter, Mutter, Mutterschwestern, deren Kinder, dann auf seine mütterliche Grossmutter, ihre Schwestern und deren Kinder. In Ermangelung dieser und ihrer Nachkommen in derselben Reihenfolge fällt es, wie in anderen Theilen der Präsidentschaft, an den Schüler und die Mitschüler des Mannes und verfällt dann.

Thronfolge in Trovancore. Der zur Nayer-Kaste gehörende, gegenwärtig regierende Rajah von Trovancore ist nicht der Sohn, sondern der älteste Schwestersohn seines Vorgängers. Nach seinem Tode folgen der jüngere Bruder, dann die beiden Söhne der (verstorbenen) Schwester. Sie führen den Titel zweiter und dritter Prinz von Trovancore. Da sie keine Schwester haben [1]), so wurden, damit die Linie nicht aussterbe, zwei Töchter des Rajah von Mavelikkarra als ihre Schwestern mit den Titeln „ältere" und „jüngere Rani" feierlich adoptirt [2]). Die ältere hat keine Kinder, die jüngere nur 3 Söhne (den 4., 5. und 6. Prinzen von Trovancore), die der Reihe nach folgen. Wird ihnen nicht noch eine Schwester geboren, so ist abermalige Adoption von Töchtern nöthig.

Dr. Day bemerkt: die Erbfolge (der Nayer) ist jedenfalls die für eine Kriegerkaste am besten geeignete. Es ist dem Vater fast unmöglich, seine eigenen Kinder zu kennen. Ohne Familie, die seine Sorge und Liebe in Anspruch nimmt, ja sogar, ausser auf ausdrückliche Erlaubniss des Rajahs, unfähig seinen Sohn zu adoptiren, falls er von dessen Echtheit überzeugt ist, unfähig das Familiengut zu vererben oder anderes als selbst erworbenes Gut (mit Beschränkungen) zu verschenken, ist er durch keine Familienbande gefesselt, und nicht, wie andere Menschen, gezwungen, für seine Kinder zu arbeiten und zu sparen. Die Güter bleiben durch viele Menschenalter unzersplittert im Besitz grosser Familien, und so bildet sich eine mächtige, einflussreiche, trotzige Kriegerkaste, der Militäradel von Malabar.

Wie man auch über die bei den Nayers bestehende Form der freien Vergattung denken mag, auf die Rasse scheint die seit Jahrhunderten wirkende Zuchtwahl die allerbesten Folgen gehabt zu haben. Die Männer sind gross, schön, von kriegerischem Aussehen, leichtlebig und muthig. Von der fast allen Hindus eignen Neigung zum Geiz ist bei ihnen nichts wahrzunehmen. In ihrem Wetteifer um die Gunst der Frauen verwenden sie grosse Sorgfalt auf ihr Aeusseres. Die Frauen, die ich leider fast nur aus Photographien kenne, werden als ungemein zierlich, zart, rein-

1) Als die Tochter des Rajah starb, sagte er zu seinem Artzt Dr. Sperschneider: „mein Haus ist ausgestorben", obgleich er zwei Söhne hatte. Nach Buchanan (II. 393) heissen alle männlichen Glieder der Familie des Zamorin (Tamuri Raja) Tamburans, die weiblichen Tamburettis; alle Kinder einer Tamburetti sind zu demselben Titel berechtigt und rücken dem Alter nach in den höchsten Rang der Familie. Sie werden meist von Namburis begattet, obgleich ihnen auch der Verkehr mit vornehmen Nayers freisteht. Diese Frauen wohnen in den Häusern ihrer Brüder, denn jeder Liebesverkehr zwischen ihnen und ihren Ehemännern würde für schimpflich gelten. Der älteste Mann in der Familie ist Tamuri-Raja (Zamorin). Er wird gekrönt. Die fünf nächst-alten haben gleichfalls besondere Titel, die jüngeren Tamburans aber nicht. Ist die älteste Tamburetti älter als der Tamuri, so steht sie im Range über ihm.

2) Eine mit Aussterben bedrohte Familie mag ein Kind adoptiren, dem unter Anderem Muttermilch eingegeben wird. Giebt es diese wieder von sich, so ist die Adoption nichtig. (Graul III. 335 nach Gundert).

lich, elegant, anmuthig und verführerisch geschildert und sollen trotz des sehr heissen Klimas von auffallend weisser Hautfarbe sein.

In ähnlicher Weise hatte die in Sparta bestehende Zuchtwahl, welche die schönsten kräftigsten Paare zusammenführte, einen Menschenschlag erzielt, der an männlicher Kraft und Tapferkeit, wie an weiblicher Schönheit alle anderen Griechenstämme übertraf.

Vielmännerei herrscht in Indien noch in manchen Kasten und war in Ceylon allgemeines Landesgesetz bis 1859, als sie im Wege des Gesetzes aufgehoben wurde. Der Wunsch war von den Cingalesen selbst ausgegangen. Das Band der Ehe ist dort aber immer noch ein sehr loses.

J. Bailey (Trans. Ethnol. Soc. Lond. II. 68), der in Ceylon das Richteramt bekleidet hatte, erzählt, dass ein Zeuge in einem Civilprocess auf seine Frage antwortete: Wie kann ich angeben, wie viele Frauen er hatte? Heut heiratet ein Frauenzimmer und morgen verlässt sie ihren Mann. Wird der Mann krank, so verlässt ihn die Frau, wird die Frau krank, so verlässt sie der Mann. Ein etwa sechszehnjähriges Mädchen gestand ganz dreist, dass sie fünf Männer gehabt hatte, von denen drei am Leben und zwei im Termin anwesend waren, und einer dieser hatte eben ihretwegen einen Selbstmordversuch gemacht. Mr. J. B. ist ein Fall vorgekommen, in welchem ein Mann fünfzehn Mal verheiratet war; auch hat er von einem Frauenzimmer gehört, das dreizehn Männer gehabt hatte.

So auffallend auch die Heiratsgebräuche der Nayer erscheinen mögen, nicht minder sonderbare und unseren Gefühlen widerstrebende finden in anderen Sudra-Kasten Süd-Indiens statt. Hier einige Beispiele: Dr. Cornish berichtet (Census Report Madras I. 146): Die Tottyar-Weiber (von der Klasse der Landbauer in Mádura) cohabitiren nach ihrer Verheiratung mit den Brüdern und nahen Verwandten ihres Gatten und mit ihren Oheimen; die Priester zwingen sie, diesem Gebrauche zu fröhnen, wenn sie sich etwa weigern wollten. Ausserhalb ihres Familienkreises geben sie sich den Anschein strenger Keuschheit.

Bei einigen Sudras, besonders den Vellalans von Coimbatore herrscht folgender Gebrauch: ein Vater verheiratet seinen sieben- oder achtjährigen Sohn mit einem Mädchen von 18 oder 20 Jahren, lebt öffentlich mit seiner Schwiegertochter bis zur Grossjährigkeit seines Sohnes und übermacht sie ihm dann, gewöhnlich mit einem halben Dutzend Kinder, die gelehrt werden, ihn Vater zu nennen. In mehreren Fällen wird das Frauenzimmer das gemeinschaftliche Weib von Vater und Sohn. Der Sohn beeilt sich die Hochzeit seines ihm überwiesenen Sohnes zu feiern, behält die Braut für sich, und so fort" (Indian Antiquary Bombay 1874, p. 32).

Bei den Kunnuvans, einer anderen Vellalan-Kaste, dürfen die Männer beliebig viele Frauen nehmen, die Frauen haben zwar nur je einen Ehemann auf ein Mal, es ist ihnen aber während der Ehe (die von beiden Theilen jederzeit gelöst werden kann) gestattet, mit anderen Männern ihrer Kaste intim zu verkehren. Die westlichen Kunnavans haben folgende eigenthümliche Sitte. In dem Falle, wo Grundbesitz, in Ermangelung männlicher Nachkommen, auf ein Frauenzimmer vererben würde, ist dieser nicht gestattet, einen Erwachsenen zu heiraten. Sie vollzieht die Hochzeitsceremonie mit einem männlichen Kinde, zuweilen auch mit einem Theile des väterlichen Wohnhauses, unter dem Einverständniss, dass sie sich mit jedem ihr anstehenden Manne ihrer eigenen Kaste einlassen darf. Das aus solchem Umgange erzeugte Kind erbt das Gut, welches auf diese Weise in der Familie der Frau bleibt. Zahlreiche Rechtsstreitigkeiten entspringen aus dieser sonderbaren Sitte, und die Richter in Madura werden oft in nicht geringe Verlegenheit gesetzt durch Zeugnisse, welche darthun, dass ein drei oder vier Jahre altes Kind der Sohn oder

die Tochter eines zehn oder zwölf Jahre alten Knaben sei. (Nelson, Madura Manual II.).

Von den westlichen Kallans im Madura-Distrikt berichtet Judge Nelson (Madura Manual 54): Sehr häufig kommt es vor, dass eine Frau die Gattin von 10, 8, 6 oder 4 Ehemännern ist, welche gemeinschaftlich und einzeln als die Väter aller von ihr geborenen Kinder gelten. Und noch sonderbarer ist es, dass die Kinder einer solchen Familie, wenn sie herangewachsen sind, sich aus unbekannten Gründen niemals Kinder von 10, 8 oder 6 Vätern, je nach den Umständen, sondern Kinder von 8 und 2, 6 und 2, 4 und 2 Vätern nennen.

Namburi-Brahminen.

Mit den Namburi habe ich nicht persönlich verkehrt; da sie aber in dem Vortrage über die Nayer oft erwähnt werden und die Nayer viel Namburi-Blut enthalten, so lasse ich hier einige kurze, aus zuverlässigen Quellen stammende Aufzeichnnngen über diese interessante Kaste folgen.

Die Namburi-Brahminen, ursprünglich die einzigen Grundbesitzer in Malabar, kamen nach der Sage mit Parasu Rama in's Land, der ihnen den Schopf, welchen sie wie andere Brahminen vorn trugen, abschnitt, und sie zwang, ihn hinten zu tragen, um sie zu verhindern, in ihre Heimat zurückzukehren.

Noch heute sind die Namburi die grössten Grundbesitzer von Malabar[1]); sie leben meist auf dem Lande, fern von den Städten, und sind voll Stolz und Dünkel. Ihre Zahl ist gering und vermehrt sich nicht, ja sie scheint abzunehmen, da allein der älteste Sohn einer Familie heiraten darf; nur wenn seine Ehe kinderlos bleibt, heiratet der nächst alte Bruder und so fort. Die übrigen Brüder sind auf den Verkehr mit Weibern der nächst niederen Kasten, besonders der Nayer, angewiesen. Sie gehen Abends zu ihnen, verlassen sie Morgens und bringen durch ihren Besuch grosse Ehre in die Familie. Im Hause derselben wohnen oder essen dürfen sie nicht; sie würden sich dadurch verunreinigen. Die Kinder

1) Nach Buchanan (II. 366) war fast der gesammte Grundbesitz von Malayala (Malabar) früher in den Händen der Namburi-Brahminen. Bis zur Invasion Hyder's pflegten einige wenige derselben ihre Güter selbst zu bewirthschaften; viele aber verpachteten sie für den Reinertrag (Vir-patom), d. h. der Pächter (Cudian) behielt vom Bruttoertrage des Feldes die Menge des aufgewandten Saatkornes und eine gleiche Menge für seine Mühe und Auslagen; der Ueberschuss gehörte dem Grundbesitzer (?). Unter solchen Verhältnissen musste der Landbau sehr leiden, da der Pächter kein Interesse hatte, mehr als das zweite Korn zu erzielen. Der weitaus grösste Theil der urbaren Ländereien war aber als Pfand (Canum) verliehen, d. h. Grundbesitzer und Pfandgläubiger einigten sich über den Reinertrag des zu verpfändenden Landes, letzterer beutete es aus und zahlte jenem den Reinertrag nach Abzug von 10 Prozent Jahreszins für das vorgeschossene Kapital, entweder in Geld oder in natura. Da aber dem Eigenthümer das Recht zustand, sein Land gegen Zahlung des entlehnten Kapitals jederzeit ohne Entschädigung für etwaige Verbesserungen zurückzunehmen, so wurden solche nur selten gemacht, obgleich thatsächlich das Land gewöhnlich in den Händen der Pfandgläubiger verblieb. Unter den Hindu-Rajahs bestand keine Grundsteuer, erst Hyder führte sie ein; sie traf zunächst die Grundbesitzer und überstieg die ihnen aus den verpfändeten Grundstücken verbleibenden Ueberschüsse. Der Unterschied wurde von den Pfandgläubigern gezahlt und die ursprünglichen Eigenthümer verloren alle Einkünfte aus ihren Ländereien. Ueberdies flohen viele Namburis nach Trovancore, um der gewaltsamen Bekehrung und Beschneidung unter Hyder zu entgehen, und die Pfandgläubiger behaupteten, dass sie den bedrängten Brahminen ihre Güter voll ausbezahlt hätten. Auf diese Weise ging ein grosser Theil des Grundbesitzes in Malabar aus den Händen der Namburis an die Nayer und andere über. Später (unter englischer Herrschaft, zu Buchanan's Zeiten) wurde das Land gewöhnlich auf drei Jahre gegen eine verabredete, in natura zu leistende Rente verpachtet.

solcher Verbindungen verbleiben der Mutter und gehören ihrer Kaste an. Ein Namburi begünstigt gewöhnlich mehrere Nayer-Frauen [1]).

Da die Namburi-Mädchen sich nur in ihrer Kaste vermählen dürfen, und in jeder Familie nur ein Sohn heiratet, so sind sie übel daran. Die Volkszählung macht es wahrscheinlich, dass immer noch Mädchenmord in dieser Kaste stattfindet.

Die Namburi-Frauenzimmer werden allen Blicken entzogen, dürfen keinen Mann, ihren Vater und Ehemann ausgenommen, von Angesicht zu Angesicht sehen oder von ihm gesehen werden; selbst Bruder und Schwester werden früh von einander getrennt. Sie dürfen kaum das Haus verlassen und nie anders, als durch einen Deckschirm verborgen, und in Begleitung einer Sudra-Frau ausgehen. Sie werden auf das strengste überwacht, damit sie nicht Schimpf über die Familie bringen. Dennoch gelingt es ihnen zuweilen mit Hülfe ihrer Dienerinnen, sich Zusammenkünfte mit Männern im eigenen Hause zu verschaffen. Ein Mann, gleichviel welchen Ranges, der ein solches Verhältniss hat, verliert, wenn es entdeckt wird, seine Kaste, denn er begeht eine grosse Sünde.

Steht eine Namburi in Verdacht, so wird sie einem strengen Verhöre unterworfen. Zehn bis zwölf Männer ihrer Kaste setzen sich vor dem Hause nieder, um den Thatbestand zu ermitteln; die Fragen und Antworten werden aber zunächst nur durch eine Dienerin ausgetauscht. Steigt der Verdacht, so bleiben die Männer zwar draussen, verhandeln aber unmittelbar mit der Frau, ohne sie zu sehen, durch die geöffnete Thür. Wird die Schuld noch wahrscheinlicher, so lassen sich die Richter im Zimmer nieder, wenden aber der Angeklagten den Rücken zu. Erst wenn die Frau ihre Schuld gestanden hat, darf sie von den Männern angesehen werden. Körperliche Folter findet nicht statt, das Verhör wird aber meist so lange fortgesetzt, bis die Schuldige gesteht.

Sie wird dann von einem Töpfer vor das Haus geführt, der dreimal laut verkündet, was sie begangen und wer ihr Mitschuldiger gewesen. Ihre Armbänder und der Schirm, mit dem jede Namburi ihr Gesicht verbergen muss, werden zerbrochen, sie selbst wird auf die Gasse und zugleich aus ihrer Kaste gestossen, und verliert damit alle Ansprüche auf die Unterstützung ihrer Familie. Die Verwandten vollziehen die Leichenfeier der Ausgestossenen; dieser bleibt kaum eine andere Wahl, um ihr Leben zu fristen, als sich der Prostitution zu ergeben. Gewöhnlich treten die Unglücklichen zum Islam über und geniessen dann wenigstens den Schutz, den die Mopilas (Mohamedaner von Malabar) ihren Glaubensgenossen zu verschaffen wissen.

Wie mir ein hoher Beamter mittheilt, kommen in Folge der unnatürlichen Gesetze Fehltritte häufiger vor, als man bei der ausserordentlich strengen Bewachung der Armen für möglich halten sollte. In Trovancore bestehen eigene Asyle für gefallene Namburi-Frauen; auch bei Calicut finden Diebe und Ehebrecherinnen ein Asyl in einem Tempel bei Vellappanadu.

In Cochin wird eine zum Verluste der Kaste verurtheilte Namburi nach Tripunterah geführt und, ihren Schirm über dem Kopfe haltend, auf einem Gerüst ausgestellt. Der erste Minister (Dellawah) verliest ihre Verurtheilung vor dem versammelten Volke und, bricht ihren Schirm entzwei. Wer sich dann schriftlich verpflichten will, sie lebenslänglich zu erhalten, darf die Frau zu sich nehmen. (Dr. Day, Permauls 303.)

---

1) „Die Weiber der Kschatrias, Vaisias und Sudras sind in Kerala (Malabar) den Brahminen zugänglich, daher in jedem Sudra-Hause eine kleine Hinterthür und ein metallenes, (den Brahmin nicht verunreinigendes) Trinkgefäss sein muss“ (Graul III. 338 nach Dr. Gundert).

In vielen Hindukasten dürfen Mädchen nicht mehr heiraten, sobald sich bei ihnen die Zeichen der Reife eingestellt haben. Die Namburi - Brahminen heiraten aber nur reife Mädchen. Eine kurze Zeit, nachdem ein Namburi sich mit seiner Neuvermählten zurückgezogen, klopft ein Verwandter an die Thür und fragt: „Ist es ein Hügel oder eine Schlucht?" d. h. ist sie Jungfrau oder nicht? Im letzteren Falle findet Ausstossung statt.

Unter den Brahminen ausserhalb Malabars sind Kinderheiraten nicht selten, und meist cohabitirt der Ehemann mit seiner Gattin vor deren Geschlechtsreife. Als Grund für die frühen Heiraten werden die grossen Kosten des Shanti angeführt [1]. Die Folgen dieses Missbrauches sind Dysmenorhoea und Unfruchtbarkeit. Zehn am Tribunal von Cuddapah angestellte Brahminen in verschiedensten Lebensaltern (24 bis 60 Jahre), deren mehrere zwei oder drei Male, einer sogar sieben Male verheiratet gewesen, waren sämmtlich kinderlos. Myasawmy behauptet, dass von je 100 verheirateten Brahminen nicht mehr als 25 oder 30 Nachkommenschaft haben. (Dr. Burnell, mündlich.)

Da in Folge der angeführten Familiengesetze viele Namburi-Mädchen keine Männer finden, die andere Welt aber für ledig Gestorbene nicht günstig ausfällt, so wird für solche ein armer Kastengenosse gemiethet, welcher die Leiche heiratet, ihr das Tali umbindet, sie sein Weib heisst. (Nach Dr. Gundert, Graul III. 333.)

In Trovancore bestehen mehrere Utupärre (Garküchen), in denen die Brahminen auf Staatskosten gespeist werden. In der Hauptstadt essen viele Hundert Brahminen, fast alle, nur die reichsten ausgenommen, täglich auf Kosten des Rajahs in den Utupärres. (Dr. Sperschneider.)

Alle sechs Jahre findet in Trovancore ein grosses Fest statt. Sämmtliche Namburi - Brahminen (so viele als möglich) versammeln sich im Palaste, in dessen Hofe Hütten von verschiedener Grösse, dem Range der Gäste entsprechend, aus Bambus und Kokos-Blättern errichtet sind. Vierzig Tage lang werden sie dort, jeder in seiner Hütte, bewirthet und jedem wird seitens der Regierung eine Nayer-Frau geliefert, für welche der Umgang mit dem Brahminen eine hohe Ehre ist. Während dieser vierzig Tage beten die Brahminen und machen Puja (vollziehen religiöse Handlungen, Opfer u. s. w) im grossen Teiche für das Wohl des Rajahs und des Staates.

Dr. Day führt an, dass die Namburis seit Kurzem hinsichtlich ihrer Diät viel strenger sind als früher und fast ausschliesslich von Pflanzenkost und Ghi leben [2]. In der Nähe ihrer Häuser befindet sich gewöhnlich ein heiliger Hain, in welchem Schlangen verehrt werden. (Day, Permauls 306.) Heimlich sollen sich die Brahminen Dinge erlauben, deren Geständniss keine Folter ihnen abzupressen vermöchte. Sehr glaubwürdige Leute versichern, dass sie im Dunkeln in niedere Branntweinkneipen gehen, Rindfleisch essen und Schnaps trinken.

---

1) Çanti, Beschwichtigung, Versöhnungsfeier zum Unschädlichmachen der bösen Vorbedeutung, im Fall sich bei dem Mädchen die Zeichen der Pubertät an einem unglücklichen Tage einstellen. Nach Dr. Sperschneider wird das Shanti auch häufig dadurch umgangen, dass die Erscheinung bei ihrem ersten Auftreten verheimlicht und erst bei einem späteren, auf einen günstigen Tag fallenden, verkündet wird. „Eine der Hauptursachen der Kinderheiraten ist der Wunsch der Eltern und Verwandten, ihre lange gehegten Pläne und Geldspeculationen unbehindert ausführen zu können; denn Kinder weigern sich nicht, eine Mumie zu heirathen." (Ind. Antiq. 1874. 32).

2) Im Kangra-Distrikt essen die Brahminen im Gebirge Fleisch, die der Ebene nicht. (Kangra Settlement Report § 260).

Erklärung der Tafel XII.

Fig 1. Vornehmer Nayer aus Calicut.

Fig. 2. Seine Schwester, um den Hals das „Tali“ der Nayer-Kaste, in den Ohren grosse silber-vergoldete Knöpfe.

Fig. 3, 4, 5. Köpfe, Front und Seitenansichten von Nayers der Nayer Brigade des Rajah von Trovancore.

Von Fig. 4 sind Körpermessungen unter Nr. CCXII. der später zu veröffentlichenden, von Hrn. Dr. Körbin bearbeiteten „Körpermessungen in Süd-Indien“ vorhanden.

Fig. 1 und 2 sind nach Photographien, Fig. 3, 4, 5 nach Camera-clara-Aufnahmen, mechanisch verkleinert.

(5) Hr. v. Bomsdorf in Neu-Brandenburg übersendet die Photographie

eines Zwerges,

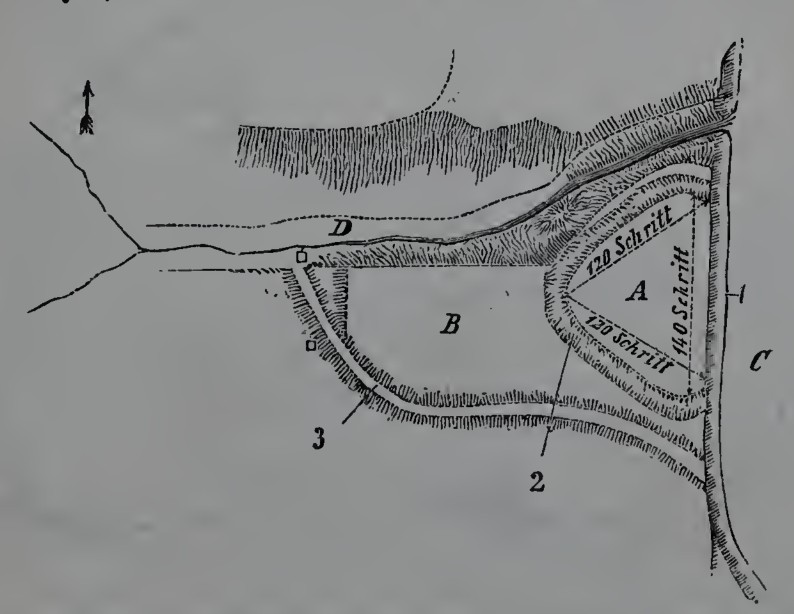
der 21 Jahre alt und 1,20 m hoch ist, und erklärt sich bereit, weitere Exemplare der Photographie käuflich zu besorgen.

Hr. Virchow bemerkt, dass die Kopfbildung des Zwerges nach der Photographie einige Aehnlichkeit mit dem frühreifen Hamburger Knaben zeigt, dass dagegen die Extremitäten gänzlich abweichen, indem namentlich eine ungewöhnliche Kürze der Oberarme und der überdiess stark gekrümmten Unterschenkel hervortritt. Letztere machen es wahrscheinlich, dass eine rachitische Störung mitgewirkt hat, um die sonderbare Bildung hervorzubringen.

(6) Hr. Ludwig Schneider übersendet d. d. Jičin, 24. Februar, einen Bericht über

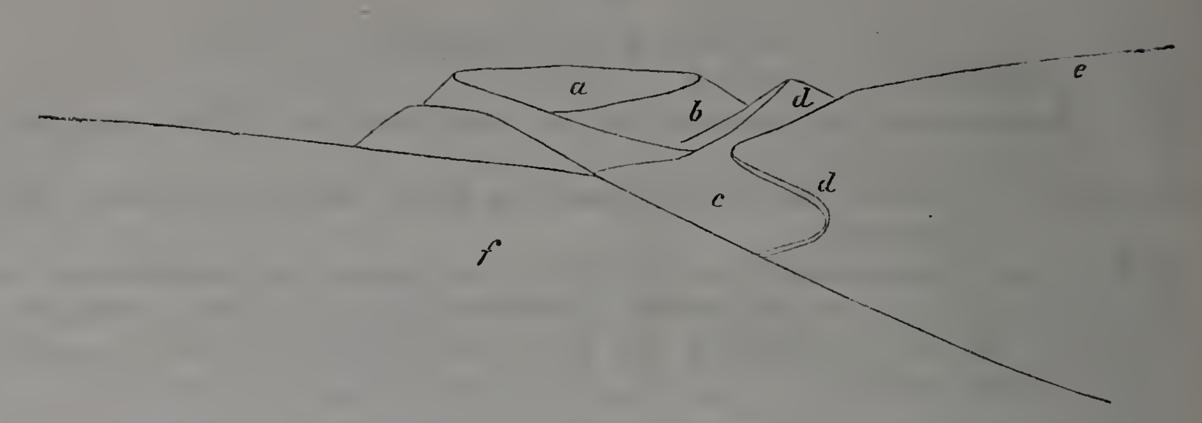
einen Burgwall am Dniester und Topfgeschirr von Uscie Biskupie.

Ihr Schreiben vom 16. d. M. beantworte ich erst heute, da ich erst vor zwei Tagen von einer Geschäftsreise nach Ostgalizien zurückgekehrt bin. Ich brachte von dort ausser neueren ethnographischen Gegenständen an 40 Stücke älterer, namentlich Scherben, welche ich in einem Burgwalle ob dem linken Dniesterufer in der Nähe von Chotym, also wohl der südlichsten Grenze altrussischer Länder, ge-



Burgwall am Dniester. A die Burg. B die Vorburg. C der Dniester-Fluss. D eine Schlucht, welche beiderseits durch Abhänge begrenzt wird; jenseits derselben (in der Zeichnuug oben) Felder mit Scherben.

1) felsiges Ufer am Dniester, etwa 20° hoch, 2) zweiter, um die eigentliche Burg laufender Graben, 3) erster, die Vorburg umziehender Graben.

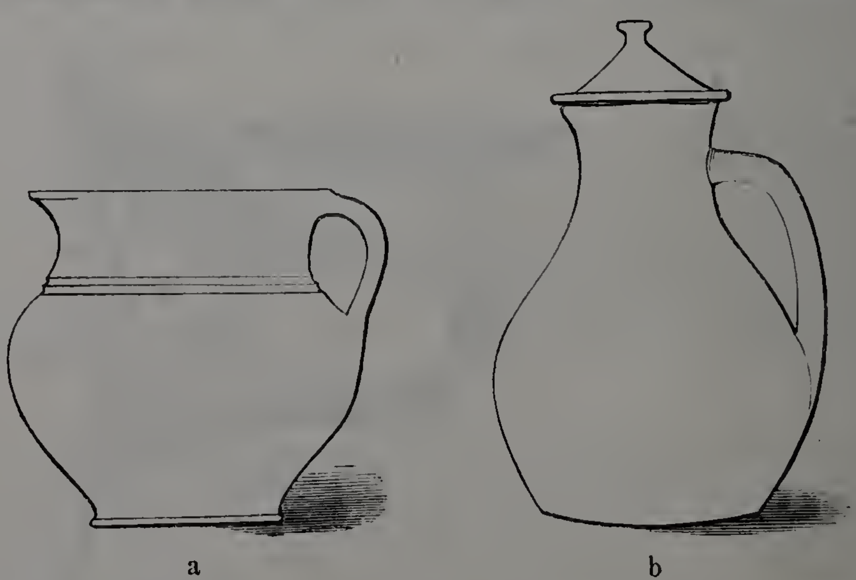


a Burg; b zweiter Graben; c Vorburg; d erster Graben; e sanfter Abhang des Hügels zwischen der Schlucht und dem Wege nach Horosova; f Felder zwischen der Schlucht und dem Wege nach Horosova.

sammelt habe. Merkwürdig sind diese Scherben durch ihr auffallendes Uebereinstimmen mit den Scherben aus den slavischen Burgwällen Böhmens; doch fehlt hier das Band aus Punktreihen gänzlich.

Die Scherben vom Dniester sammelte ich theils in dem inneren Burgwalle, theils in der Vorburg (nebst einem gravirten Steinprisma), theils auf einem vom Burgwalle durch die Schlucht getrennten Felde. An letzterem Orte fand ich ausser den Scherben rauher, mit Wellenlinien verzierter und durchgehends auf der Scheibe gedrehter Gefässe auch zwei Stücke von Gefässen, welche wahrscheinlich von freier Hand geformt, geglättet und den älteren Scherben aus dem Sarkaburgwall sehr ähnlich sind.

Bemerkenswerth ist, dass man am Dniester noch heutzutage unglasirte Gefässe allgemein anwendet; ich kaufte davon drei Stücke auf dem Wochenmarkte zu Uscie biskupie: das erste (Holzschn. a) ist ein Töpfchen mit Henkel und einer Doppelfurche am Halse, 7 cm hoch, Mündung eben so weit, Boden 5 cm im Durchmesser, Oberfläche rauh, Form altslavisch, auffallend ähnlich den zu Krakau 1850 ausgegrabenen Töpfen im dortigen archäologischen Cabinet, galizisches Fabrikat; — das zweite, ein grösserer Topf, slavische Form, rauhe Oberfläche, mit Wellenlinien und



Parallelstreifen bemalt (ähnlich wie Drajicer Gefässe), dasselbe ist aus Russland importirt, hat feine Wände, der Henkel ist erst nach dem Bemalen dem zum Export bestimmten Gefässe angeklebt, denn in Russland werden diese Gefässe ohne Henkel gemacht und mittelst einer Gabel gehandhabt; — das dritte Gefäss (Holzschn. b) ist eine Kanne, 15 cm hoch, mit sehr enger Mündung (6 cm) und bedeutender Aus-

bauchung (12 cm) nahe am Boden (Durchmesser des Bodens 9 cm), elegant geformt, unglasirt, aber mittelst eines harten Gegenstandes geglättet, es stammt aus der Bukowina und ist höchst wahrscheinlich dakoromanischen Ursprungs, da ich solche und ähnlich geformte und geglättete Gefässe sowohl beim Passiren romanischer Dörfer zwischen Uscie und Czernowitz, als auch auf dem Markte zu Czernowitz häufig sah. Hier waren es namentlich dunkelgraue Gefässe, auf welchen durch blosses Glätten metallisch-glänzende Verzierungnn auf dem matten Grunde hergestellt waren. —

In einer Nachschrift vom 26. Februar berichtet Hr. Schneider:

Ich sehe mich gezwungen meine letzte Mittheilung in Bezug auf die beiden geglätteten Scherben, von denen ich sagte, dass dieselben wahrscheinlich von freier Hand geformt sind, dahin zu berichtigen, dass auf einem derselben nach Entfernung des Kalküberzuges mittelst verdünnter Salzsäure auf der unvollkommen geglätteten Innenseite (namentlich bei Gebrauch einer Loupe) mehrfach Spuren der Töpferscheibe sichtbar wurden. Wir haben es hier mit den Produkten eines Volkes zu thun, welches auch nach Einführung der Scheibe seine Gefässe glättete, während seine Nachbaren, die Slaven, dies heute noch nicht thun. —

In einem ferneren Briefe vom 4. März, welcher eine Sendung der vorher erwähnten Gegenstände begleitete, berichtet Hr. Schneider über einen Besuch des

archäologischen Cabinets in Krakau.

Ich habe mir die Freiheit genommen, die zweite Abtheilung meiner Sammlung von Gefässscherben, nehmlich Bruchstücke der von freier Hand geformten Gefässe zu senden; ferner die in und bei der „Türkenschanze“ am Dniester gefundenen Gegenstände und die drei zu Uscie biskupie gekauften Gefässe.

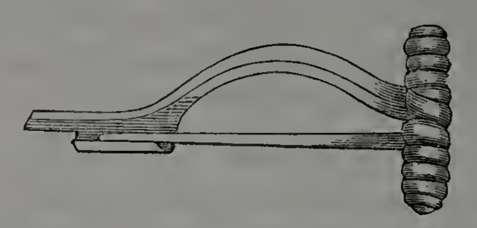
Auf der Rückreise von Uscie hielt ich mich in Krakau auf und besuchte das archäologische Cabinet der Jagiellonischen Universität. Natürlich interessirten mich daselbst hauptsächlich die in polnischen Landen gefundenen Erzeugnisse von gebranntem Thon, welche sich ungefähr in folgender Weise eintheilen lassen:

I. Von freier Hand geformte Gefässe, den älteren böhmischen sehr ähnlich, aber (soweit ich bemerken konnte) ohne Graphitanstrich. Die Fundorte liegen alle diesseits der Weichsel und des San, hauptsächlich in Gross-Polen, und es gehören hierher:

Alle von Prof. Lepkowski selbst, zugleich mit Gegenständen von Stein, Knochen und Geweihen gefundenen Gefässscherben aus dem See von Czeszewo, darunter Gefässe, welche siebartig durchbohrt sind. (Unter den von anderen Sammlern gelieferten Stücken aus Czeszewo sind auch Bruchstücke, welche die slawische Form aufweisen und auf der Scheibe gedreht sind) — aus Dobieszówka, darunter ein Gewicht in Form einer abgestutzten Pyramide, wie man dieselben, doch viel eleganter geformt, in Böhmen findet — aus Manieczky, Ujazdów, Dębno, Mate Jeziory, Nadziejów uud Swiara, sämmtlich in Grosspolen. Ferner ein Theil der Gefässe von Ozewie (Oxhöft?) am Baltischen Meere, worunter sich Scherben mit punktirten Zeichnungen, ganz ähnlich denen aus der Sammlung Pudil, vorfinden. (Andere zeigen als Ornament die Wellenlinie und lassen sich von jenen leicht unterscheiden). Von galizischen Fundorten gehören hierher das Dorf Kwaczala bei Krakau und Mokrzyszów unterhalb Dzików (zwischen Weichsel und San?).

Den Fundorten dieser Gefässe entsprechen auch ziemlich die Fundorte von antiken Bronzegegenständen, nämlich von Rzeszusznia Bronzegefässe, Celte, Sicheln, Speerspitzen und gravirte Ringe; gravirte Ringe aus Siemanie in Grosspolen und Rychlocice im Kreise Wielun; Celte aus Miloslaw in Grosspolen, Pobytków im

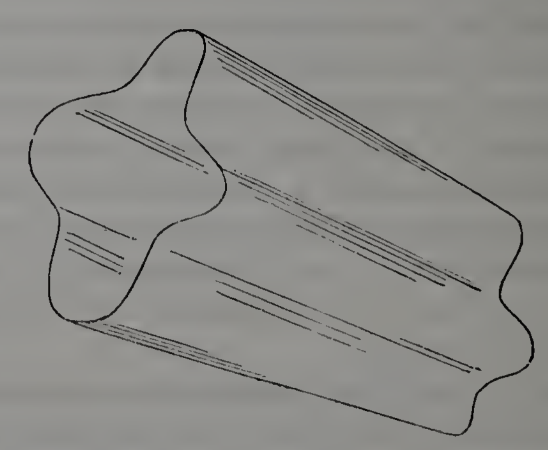
Kreise Pultusk, Zydów im K. Polen, Stupy im Kreise Szubin und Miedzychod (Birnbaum?). Ein Bronzeschwert und sehr grosse, hohle Ringe fand man unterhalb Oliva (bei Danzig?). Die Fibeln haben sämmtlich eine Form, welche in Böhmen ziemlich selten ist (s. Holzschn.); die in Böhmen häufigere Form (Kostomlaty, Zizkow, Praskolesy)



fand ich bloss an einer eisernen Fibel, welche mit einer Menge eiserner Waffen: Schwertern, Messern, Speeren, sämmtlich denen von Zizkow, Zdice, Roudnice (an beiden letztern Orten zusammengebogen in Bronzegefässen) sehr ähnlich, zu Mlynowo in Grosspolen gefunden wurde.

II. Auf der Töpferscheibe geformte Gefässe sind vor allen die 28 Stücke, welche im Jahre 1850 in Krakau bei dem Bau des Polytechnicums gefunden wurden, ferner die Bruchstücke aus Gradów unterhalb Piotzków in Kujawy, aus Podjasienia im Kreise Bochnia, aus Grabówka im Gouv. Plock, aus Czachary unterhalb Zbaraz, aus Czermna im Lublinschen, aus Wysoky zamek in Lemberg, aus Tykocin im Gouv. Lomza, das grosse Gefäss aus Piotrków und die Stücke aus Wąbrzyzno, Kreis Chelm in Grosspolen; die letzteren (P. und W.) sind wohl mittelalterlich, wie auch die meisten aus Krakau.

III. Ganz für sich stehen die Gefässe, welche man in Grabhügeln bei Kroszyna ob dem Flusse Szczara, 5 Meilen von Neswiez im Gouv. Minsk, gefunden



hat. Etwas diesen Gefässen ähnliches habe ich noch nirgends gesehen. Dieselben wären einer gründlichen Untersuchung werth.

Die von mir eingeschickten Jaspissplitter lagen auf dem Felde gegenüber dem Burgwall neben Scherben. Das Material dazu kommt hier sehr häufig vor und wird noch immer beim Feueranmachen angewendet. —

Hr. Virchow dankt dem Hrn. Einsender für seine überaus dankenswerthen Mittheilungen und äussert sich über die eingesendeten Fundgegenstände folgendermassen:

Der von Hrn. Schneider aufgefundene Burgwall (hrádek), welcher in der Gegend von Chotim, an der Grenze von Bessarabien und Galizien, auf einer Halbinsel am Dniester zwischen Uscie biskupie (Ustie episkopalne) und Horosowa liegt, dürfte wohl der südlichste der bis jetzt bekannt gewordenen slavischen Burgwälle sein. Seine Fixirung ist daher in archäologischer Beziehung von grosser Wichtigkeit.

Dass es in der That ein slavischer Wall ist, dafür spricht die Anlage desselben und namentlich das auf und bei ihm gefundene Scherbenwerk in überzeugender Weise. Die von Hrn. Schneider in grosser Zahl mir zugesendeten Topfscherben zeigen bis auf zwei ausnahmslos das Wellenornament in horizontaler Anordnung in ausgeprägter Weise. Allerdings weicht es in sofern von den uns geläufigen Mustern ab, als in der Regel nur eine einzelne, sehr kräftige, breite und mässig tiefe Linie vorhanden ist; einigemal finden sich mehrere, bis zu 3 solcher Linien, parallel über einander, in gewissen Distanzen. Nur vereinzelt sieht man Wellenlinien, welche vermittelst eines Instrumentes mit 2—3, sehr dicht stehenden Zinken, und dann in Verschlingungen, eingeritzt sind. Nicht selten gehen die Curven in eckige oder gar spitzwinklige Zacken über, bis eine wirkliche Zickzacklinie entsteht. Regelmässig sitzen diese Linien, wie bei uns, dicht unter dem Rande, am Halse und der Oberbauchgegend.

Nur einmal findet sich statt der Wellenlinie ein Kranz weit auseinanderstehender senkrechter Nageleindrücke oder genauer, durch Nageleindrücke erzeugter Vorsprünge. Ein anderes Mal liegt in derselben Gegend eine Reihe von hakenförmigen Eindrücken, welche so angelegt sind, dass bei jedem Eindruck der Griffel zuerst tief eingedrückt und gerade abwärts geführt, dann in einer fast rechtwinkligen Curve nach rechts in eine längere, feinere, spitz auslaufende Furche ausgezogen ist.

Ausserdem sieht man noch an einzelnen Scherben, wie bei uns gleichfalls sehr häufig, eine Reihe einfacher, breiterer, paralleler Linien, welche quer um den Bauch verlaufen. Dieselben sind ganz verschieden von den feinen scharfen Parallellinien, welche die Anwendung der Töpferscheibe anzeigen.

Soweit man aus der Gestalt der Scherben urtheilen kann, gehörten sie sämmtlich zu Töpfen von weiter Oeffnung und weitem Bauch, niedrigem, nur mässig eingebogenem Halse, stark umgelegtem, oben etwas abgeplattetem und daher eckigem Rand und flachem Boden. Von Henkeln oder Knöpfen keine Spur. Nur ein einziges Stück scheint einem länglichen, engeren Gefässe angehört zu haben.

Diese Merkmale stimmen in der That recht auffallend mit unserem Burgwallgeräth überein, wenngleich die grössere Einfachheit in dem Wellenornament eine locale Besonderheit andeutet. Andererseits besteht eine gewisse Abweichung in der Art und der Behandlung des Thons. Freilich ist die Oberfläche durchweg ebenso matt und ungeglättet, wie bei unserem altslavischen Geräth; auch ist nirgends eine Spur künstlicher Färbung oder besonderer Kunstfertigkeit in der Bereitung des Thons erkennbar. Aber es fehlen durchweg jene groben Beimengungen von Glimmer, Quarz oder Granitbrocken; der Thon ist viel gleichmässiger und nur mit ganz feinen Körnchen, wie sie natürlich vorkommen, untermischt. Auch ist der Thon stärker gebrannt. Es ist eine sehr feste, klingende Masse, welche an der Oberfläche fast durchweg eine blassröthliche Farbe hat. Dagegen erscheint das Innere auf frischem Bruch grauschwarz, leicht blätterig und porös. Dadurch stellen sich diese Scherben den mittelalterlichen näher, ohne doch ganz die Beschaffenheit derselben anzunehmen. Es mag aber wohl sein, dass der Burgwall noch in späterer Zeit im Gebrauche war.

Ein Paar glatte, röthliche Scherben, deren schon Hr. Schneider gedenkt, deuten ihrer Form nach auf schalenförmige Gefässe. Da sie überdiess aus der Umgegend des Burgwalles gesammelt sind, so wird wohl kein Zweifel sein, dass sie einer anderen Zeit angehören.

Zwei platte, allerdings geschlagene Feuersteine haben keine bestimmte Form, welche ihren Zweck erkennen liesse.

Ein sehr sonderbarer Stein, wie es scheint, Kalk, zeigt allerlei eingeritzte

Figuren von dunkler Beschaffenheit. Es ist ein auf beiden Enden abgebrochenes, 6 cm langes, 3,5 cm breites und 2,5 cm dickes, vierkantiges Stück, welches auf den ersten Blick an einen Schleifstein erinnert. Die eine schmale Seite und ein Theil der Bruchfläche sind durch grobe, flache, dicht netzförmige Vertiefungen uneben, welche wohl durch zufällige äussere Einwirkungen entstanden sind (Wirkung von Pflanzenwurzeln?). Die drei anderen Seiten dagegen zeigen künstliche Einritzungen. unter denen zwei Muster hervortreten. Zweimal findet sich eine Reihe von unregelmässig gezogenen, queren Parallelstrichen, welche an beiden Seiten durch senkrechte Striche abgegrenzt sind und aus welchen sich eine senkrechte Linie mit hängenden Querästen, wie ein Tannenbaum, erhebt. Sodann sieht man drei einer Schildkröte ähnliche Zeichnungen, an einem Ende mit einem kopfartigen Vorsprunge, auf der Fläche mit einem dichten Rautenwerk von schrägen, sich durchkreuzenden Linien bedeckt. Bei einer dieser Figuren stehen zu jeder Seite und an dem vom Kopf abgewendeten Ende je zwei tiefe, rundliche Löcher. Was dieser Stein zu besagen hat, wage ich nicht zu sagen. —

Die modernen Thongefässe von Uscie biscupie sind recht interessante Stücke.

Der kleine Henkeltopf (a) hat dieselbe matte Oberfläche, wie die älteren Gefässe, aber er ist bräunlichroth gebrannt und der sehr ausgebildete Henkel unterscheidet ihn stark von den älteren Formen. Der Boden ist platt, jedoch ganz schwach eingebogen.

Das grössere gehenkelte Gefäss (b) mit Deckel nähert sich der Form der Bunzlauer Kaffeekanne. Es hat eine enge Mündung mit einem ganz kleinen, kurzen Schnabel; der dazu gehörige Deckel ist hoch gewölbt, mit einem Knopf und einem falzartig eingreifenden, unteren Vorsprunge. Der Hals ist lang und eng, der am Rande eingefügte Henkel breit, lang gestreckt und eng anliegend, der Bauch weit und von geringer Höhe. Die Farbe ist hell gelbroth und die Oberfläche eigenthümlich glänzend und geglättet; durchseichtes Abschaben sind in der Richtung von oben nach unten matte Striche hervorgebracht, welche der Oberfläche ein absonderlich schillerndes Aussehen geben.

Endlich ist noch ein drittes (nicht abgebildetes) Gefäss vorhanden, das leider auf dem Transport schwere Beschädigungen erlitten hat. Es ist hauptsächlich desshalb interessant, weil es den Beweis liefert, dass die in der Sitzung vom 16. Februar (S. 49) besprochenen, bemalten Scherben aus Ostgalizien durchaus keinen Anspruch auf hohes Alter machen können, falls nicht anderweitige Beweise dafür beigebracht werden. Hier haben wir ein ganz modernes Gefäss, welches ihnen in hohem Maasse gleicht, wie es andererseits den bemalten Scherben aus den Ruinen böhmischer Burgen sehr ähnlich ist. Es ist dies ein Henkeltopf von sehr mässiger Grösse und sehr gefälligen Formen, der ganz dünne und daher äusserst zerbrechliche Wände besitzt. Die Oberfläche ist ganz matt, von einer hell gelblichgrauen Grundfarbe, auf welcher mit braunrother Farbe und dicken Pinselstrichen einfache Malereien aufgetragen sind. Die meisten derselben sitzen an dem sehr weiten und kurzen Halse und dem weiten Oberbauch: zu oberst eine einfache Querlinie, welche von Strecke zu Strecke mit kurzen Spiralwindungen besetzt ist; dann folgen mehrere, dicht liegende, einfache Parallellinien, darunter ein Gurt von schrägen, kurzen, parallelen Strichen, dann wieder eine Querlinie, in einiger Entfernung davon wiederum eine und dicht unter dieser, an sie angelegt, eine Art Guirlande von niedrigen Curven. Der Unterbauch ist frei von Malerei, dagegen liegt noch um den Fuss ein Gurt, bestehend aus zwei einfachen Querlinien, in welche eine Reihe aufrecht stehender krummer Häkchen mit einem runden Bogen nach unten eingezeichnet sind.

Ich brauche wohl nicht noch einmal daran zu erinnern, dass diese Malerei gänzlich verschieden ist von derjenigen, welche wir in Posen, Schlesien und der Neumark an Schalen und Urnen der älteren Zeit finden. Das Einzige, wodurch sie sich der letzteren nähert, ist die helle Grundfarbe und die braunrothe, offenbar mit Ocker hergestellte Zeichnung. Indess diese Zusammenstellung ist so natürlich und so allgemein, dass sie sich ebenso an althellenischen und altitalischen, wie an südamerikanischen Thongefässen wiederfindet. Irgend ein Zusammenhang der Cultur lässt sich daraus nicht erschliessen.

Im Uebrigen beziehe ich mich auf meinen, in der Sitzung vom 14. Mai 1875 (Verh. S. 99. Zeitschr. Bd. VII.) abgestatteten Bericht über das Krakauer Cabinet.

(7) Hr. Virchow zeigt eine Reihe neu erworbener

Livländischer Schädel.

(Hierzu Taf. XIII.)

Ich habe ein besonderes Interesse daran, die Liven-Frage hier noch einmal zur Besprechung zu bringen, da meine erste Erörterung (Sitzung vom 20. October 1877. Verh. S. 365. Zeitschr. für Ethnol. Bd. IX.) auf eine durch mich nicht verschuldete, allerdings auch nicht zu vermeidende Weise in Dorpat allerlei Empfindlichkeiten wach gerufen hat, die meiner Meinung nach etwas weit gehen. Die Veranlassung dazu war ein kurzes Referat in der hiesigen „Post", einer politischen Zeitung, welches in einigen zwanzig Zeilen den Inhalt meines ausführlichen Vortrages über die Verhältnisse der Ostseeprovinzen wiederzugeben versuchte [1]). Ich möchte bei dieser Gelegenheit bemerken, dass die Gesellschaft für die Referate, welche die Zeitungen über ihre Sitzungen bringen, in keiner Weise verantwortlich ist. Wir haben keine Veranlassung, solche Berichterstattungen zu verhindern, zumal da manche derselben mit grossem Fleisse ausgearbeitet sind, aber wir sind ausser Stande, sie zu corrigiren und für dieselben einzustehen. Auch von dem Referat der „Post" muss ich sagen, dass, ausser der Angabe über die Ziege, eigentlich nur ein wesentlicher Fehler darin enthalten war, nehmlich das Missverständniss, dass in historischer Zeit ein weiteres Vorrücken der Esten nach Süden stattgefun-

1) Der Artikel lautet: „Die durch Professor Virchow vorgenommene Untersuchung der vom Grafen Sievers in einem alten Muschelhügel entdeckten Knochengeräthe und der im Arasch-See aufgefundenen Pfahlbauten hat nämlich zur Evidenz erwiesen, dass die Ostseeprovinzen schon in sehr frühen Zeiten von Jagd und Fischfang treibenden Völkern bewohnt gewesen sind, während man früher annahm, dass erst etwa in der Zeit kurz nach Christi Geburt Menschen hier gehaust hätten und dass erst im achten Jahrhundert eine höhere Cultur Eingang gefunden habe. Auch über das Leben und Treiben jener Ureinwohner lässt sich aus den Funden Manches schliessen. Die Anwesenheit zahlreicher Biberkiefern zeigt, dass sie vorzugsweise sich dem Biberfang hingegeben haben. Als Hausthiere kannten sie wohl nur Hund und Ziege. Die Pfahlbauten stammen dagegen aus einer späteren Zeit, wo das Eisen und seine Anwendung bereits bekannt war. Noch interessanter ist das, was Professor Virchow über den ethnologischen Zustand der Ostseeprovinzen gefunden hat: die Eintheilung in Estland, Livland und Kurland entspricht nämlich keineswegs mehr der Ethnologie. Die Esten haben sich nach Süden zu ausgedehnt, die Liven haben dagegen bis auf einen verschwindend kleinen Rest, und die Kuren endlich ganz ihre Sprache aufgegeben und sich nun nicht, wie man meinen sollte, die Sprache der seit sieben Jahrhunderten herrschenden Deutschen, sondern die der Letten angeeignet. Es ist dies um so merkwürdiger, als die Letten in keiner Weise darauf Anspruch haben, für ein Culturvolk angesehen zu werden, und jedenfalls haben nur schwere Fehler Seitens der Deutschen diese Erscheinung veranlasst. Das lettische Volk selbst steht in seinem Typus dem unsrigen so nahe, wie wohl kein anderes Volk der Erde."

den habe. Ich glaube nicht an diesem Missverständniss schuld zu sein, indess mochte dasselbe leicht möglich sein bei der Complication der Völkerverhältnisse, welche sich in den Ostseeprovinzen darstellt.

Diese kleine Notiz der „Post“ hat jedoch in der „Neuen Dörptschen Zeitung“ vom 18. (30.) November 1877. Nr. 268, zu einer ausführlichen Widerlegung geführt, welche sogar feierlicher Weise in der Sitzung der „gelehrten estnischen Gesellschaft“ durch den Sekretair derselben, Professor Stieda verlesen worden ist. Der Verfasser ist nicht genannt. Ein Theil dieser Widerlegung beschäftigt sich mit Prioritätsangelegenheiten, auf welche ich um so weniger Werth lege, als jedermann aus dem gedruckten Bericht leicht ersehen kann, was davon zu halten ist. Dagegen finden sich einige Erörterungen, welche speciell die ethnologischen Verhältnisse betreffen und welche allerdings verdienen, knrz besprochen zu werden. Ich bin glücklicher Weise in der Lage, an der Hand von neuem Material diese Verhältnisse erörtern zu können. Durch allerlei Glücksfälle ist mir seit der Zeit, dass ich meinen Vortrag hielt, eine Reihe von Schädeln von verschiedenen Seiten aus den Ostseeprovinzen zugegangen, welche ein grosses Interesse darbieten.

Unter den Streitfragen, um welche es sich hierbei handelt, steht in erster Linie die von mir angeregte Analogie der Letten mit den Germanen. Sie erinnern sich, dass ich mich dahin aussprach, dass ich wesentliche Aehnlichkeiten zwischen Letten und Germanen fände, und zwar so weit gehende, dass ich weder mir getraute, lebende Letten von deutschen Bauern zu unterscheiden, noch im Stande wäre, mit Sicherheit einen lettischen Schädel von einem deutschen zu unterscheiden. In dieser Beziehung wird in der Widerlegung einfach gesagt: „Wer mit den Letten in längerem Verkehr gestanden, wird ihren Gesichtstypus unschwer von demjenigen der Deutschen zu unterscheiden wissen.“ Ich kann natürlich über diesen Fall nicht urtheilen; es wäre erwünschter gewesen, wenn der Verfasser der Widerlegung, der wahrscheinlich in längerem Verkehr mit Letten gestanden hat, angegeben hätte, worin die Unterschiede liegen.

Bisher sind die Angaben in dieser Beziehung durchaus unzureichend. Ich will noch einmal darauf hinweisen, dass eine recht berufene Persönlichkeit, welche sowohl den längeren Verkehr im Lande für sich hatte, als auch wegen ihrer künstlerischen Begabung mehr, als mancher andere, in der Lage war, ein Urtheil zu fällen, der verstorbene Professor Baehr, der das bekannte Buch über die Livengräber geschrieben hat und der selbst Künstler war, ausdrücklich von den Letten sagt: „Man findet in ihren Gesichtszügen weder die rundlich fleischigen Formen der Slaven, noch die breite gedrückte Form der Finnen und Esten, noch endlich den bei den rein-germanischen Völkern vorherrschenden langen Knochenbau, obschon sie sich am meisten den letzteren anzureihen scheinen, denn man bemerkt bei ihnen sehr häufig Gesichtsbildungen mit edlen, langen Formen.“ Aehnlich drückte sich ein alter Anatom aus Dorpat aus, der nach Deutschland übergesiedelt war, Isenflamm (vgl. Verh. 1877. S. 383). Wenn gerade solche Männer, die gleichzeitig in der Lage waren, längere Zeit in Deutschland und längere Zeit, will ich sagen, in Lettland zu leben, sich dahin vereinigen, dass die Letten gewissermassen eine Uebergangsform zu den Germanen darstellen, so darf ich wohl um eine gewisse Entschuldigung bitten, wenn auch ich nicht in der Lage war, einen besonderen Unterschied zu constatiren.

Auf der anderen Seite möchte ich bemerken, dass, was die Länge des Aufenthalts anbetrifft, meiner Erfahrung nach dieselbe kein besonders günstiges Mittel ist, um physiognomische Eindrücke besonders zu fixiren. Die Mannichfaltigkeit der einzelnen Individuen, mit denen man in nähere Beziehung tritt, pflegt im Gegen-

theil dazu beizutragen, den Gesammteindruck, den man im Anfang empfängt, zu fälschen. Gerade bei der Feststellung von Rassendifferenzen ist meiner Erfahrung nach der Generaleindruck, den man beim Eintritt in ein fremdes Land bekommt, viel sicherer, als derjenige, mit dem man hinausgeht; er verflacht sich mit jedem Tage, den man länger bleibt. Nur so erklärt es sich, dass es nicht wenige Fachmänner giebt, die, wenn man sie nach dem Typus ihres eigenen Volkes fragt, antworten, man brauche blos auf die Strasse zu gehen, um Typen aller Art zu finden. Sie verlieren über der Summe individueller Anschauungen den Blick auf das Ganze. Nirgends ist diess leichter, als in einer grösseren Stadt, und daher hatte ich meinen Ausspruch hauptsächlich auf meine Erfahrungen auf dem platten Lande begründet. Ich habe mich ferner ehrlich bemüht, diese Verhältnisse, so weit es ging, an dem osteologischen Material, welches ich erreichen konnte, namentlich an den Schädeln, genauer zu studiren. Nachdem ich darüber schon in der früheren Sitzung eingehend gesprochen habe, möchte ich die Verhältnisse an dem besten Material, welches im Augenblick zu haben ist, noch einmal erläutern.

Sie sehen hier zunächst einige der vollständigsten älteren Estenschädel, die wohl im Augenblick ausserhalb Estlands existiren dürften (Taf. XIII. Fig. 3). Obwohl die Knochen etwas lose geworden waren und erst nachträglich wieder zusammengezogen sind, so sind die Schädel doch in allen Haupttheilen vollständig. Sie stammen von einem alten Kirchhof in der Gegend von Fellin. Ausser diesen habe ich noch aus derselben Gegend 8 von den Schädeln erhalten, von welchen Hr. Schöler in der Sitzung vom 18. October 1873 (Verh. S. 163. Zeitschrift für Ethnol. Bd. V.) Messungen mitgetheilt hat; sie wurden auf dem alten Kirchhof von Hallist ausgegraben, haben aber leider keine Unterkiefer. Dazu kommen noch 4 andere Schädel, welche ich schon zur Zeit meines Streites mit Hrn. de Quatrefages besass und über welche ich in der Sitzung vom 10. Februar 1872 (Verh. S. 82. Zeitschr. f. Ethnol. Bd. IV.) berichtet habe. Obwohl innerhalb kleinerer Grenzen variirend, sind sie doch der Mehrzahl nach von einem ziemlich gleichmässigen Bau. Sie nähern sich — und darauf möchte ich einen nicht geringen Werth legen — den uns sonst bekannten Typen der finnischen Rasse.

Obwohl ich heute nicht die Absicht hege, diese Frage in's Einzelne zu verfolgen, so möchte ich doch eine kurze Beschreibung der Schädel geben, da es die erste Reihe einigermaassen vollständiger Schädel aus Estland ist, welche ich erlangen konnte:

1) Der Schädel (Fellin) Nr. I. ist ein grosser, voller, offenbar männlicher, vorwiegend breit, verhältnissmässig hoch, mit kurzem, etwas niedrigem Hinterkopf. Er hat eine Sutura frontalis persistens, eine stark zackige, mit kleinen Wormschen Beinchen durchsetzte Lambdanaht, und dicht hinter der Kranznaht einen grossen viereckigen Sagittalknochen. Die Zähne sind stark abgenutzt und die hintersten Alveolen obliterirt. Die Alae temporales hoch, aber tief eingedrückt; rechts ein undeutlicher Schaltknochen zwischen Ala und Angulus parietalis. Die Oberschuppe gross. In der Hinteransicht erscheint der Schädel mit sehr breiter Wölbung. Er ist brachycephal (Index 82), seine absolute Breite beträgt 153 mm. Das Gesicht ist hoch und mässig breit; die eckigen Augenhöhlen sind mässig breit. Die stark vorspringende, etwas aufgeworfene Nase ist nicht hoch und obwohl unten nicht breit, doch mesorrhin (Index 49). Schwacher alveolarer Prognathismus; kurzer, nach vorn stark ausgeweiteter Gaumen. Hohe Flügelfortsätze.

2) Der Schädel Nr. II., (Taf. XIII. Fig. 3), wahrscheinlich weiblich, ist gleichfalls gross, hoch und relativ kurz. Er steht der Brachycephalie ganz nahe (Index 79,5). Volle Wölbung der Stirn und des Scheitels, kurzes und steiles, aber

hohes und breites Hinterhaupt. Schwache Muskellinien. Kräftige Tubera. Grosse Alae. Hohes, nicht breites Gesicht mit etwas höheren Augenhöhlen (Index 81,2); die Nase gerade vortretend, mit breitem Rücken und breiterer Apertur, an der obersten Grenze der Mesorrhinie (Index 51,9). Leichter Prognathismus. Zähne vorn gross, stark abgenutzt, obwohl die Weisheitszähne noch nicht vorgetreten sind.

3) Der Schädel Nr. III., ein männlicher, mesocephal (Index 77,6), ist verhältnissmässig hoch und breit, besonders in der Hinteransicht. Das Hinterhaupt kurz und hoch, namentlich sehr hohe Oberschuppe mit spitzigem Lambdawinkel, während die starke Protuberantia occip. ext. nur 35 mm von dem hinteren Rande des For. magnum entfernt ist. Ueber der Protuberanz eine grosse, ganz tiefe Grube. An der Schläfe eine kurze Sphenoparietalnaht, die Ala stark eingebogen, die Squama temporalis abgeplattet. Das Gesicht hoch, aber schmal (Index 112,8). Niedrige und eckige Orbitae (Index 76,2). Nase leider defect, etwas niedrig, mit schmaler Wurzel, breiter Apertur und leichten Pränasalgruben: Index 52, also an der Grenze der Mesorrhinie zur Platyrrhinie.

Im Ganzen sind diess also verhältnissmässig sehr breite und, wenn auch nicht besonders hohe, so doch relativ kurze Formen, deren mittlerer Längenbreitenindex von 79,7 sie dicht an die Brachycephalen stellt, während die Kleinheit des mittleren Breitenhöhenindex von 92 noch deutlicher lehrt, wie stark die Breite auch im Verhältniss zur Höhe ist. Vergleicht man sie mit den anderen, in meinem Besitz befindlichen estnischen Schädeln, so stellt sich eine grosse Uebereinstimmung heraus. Wenn ich sie mit I., die von Hallist mit II. und die vom Jahre 1872 mit III. bezeichne, so ergiebt sich Folgendes:

	Längenbreiten- Index	Längenhöhen- Index	Breitenhöhen- Index
I. (3 Schädel)	79,7	72,0	92,0
II. (8 „)	77,4	72,8	94,0
III. (4 „)	78,5	73,9	94,1

Da ich bei meinen Messungen an lebenden Esten (Sitzung vom 20. October 1877. Verh. S. 387. Zeitschr. f. Ethnol. Bd. IX.) einen Längenbreitenindex von 78,6 erhielt, so stimmen die Zahlen recht gut. Noch mehr tritt diess beim Ohrhöhenindex hervor, für den ich bei Lebenden (Männern) die Zahl 62,5, an den Schädeln in der Gruppe I. 62,2, in der Gruppe II. 63,8, und zwar in der letzteren für die Männer 62,7, fand.

Diese Form schliesst sich im Grossen an die finnischen Typen an, obwohl die estnischen Schädel nicht so hoch, auch verhältnissmässig nicht so kurz sind, wie wir die Finnen auf der anderen Seite des Meerbusens finden. Immerhin muss man anerkennen, dass die Esten-Schädel sich den Reihen der finnischen Stämme unmittelbar anfügen und sich so unserem Verständniss erschliessen.

Es ist aber keineswegs die blosse Form der Schädelkapsel, welche in Betracht kommt; nicht minder bemerkenswerth ist die Gesichtsbildung. Sie werden erstlich sehen, dass die Höhe der Nase von der Wurzel bis zum Stachel eine verhältnissmässig geringe, dagegen die Breite der Apertur im Verhältniss zu dieser Höhe eine grosse ist. Daraus resultirt ein mesorrhiner Index, d. h. ein relativ grösseres Verhältniss der Breite zur Länge, als man bei uns in der Regel zu sehen gewöhnt ist. Bei den Felliner Schädeln beträgt der Index im Mittel 50,9; bei den Hallister erreicht er freilich nur das Mittel von 47,4, indess wird diese Abminderung nur durch die männlichen Schädel erzielt, während die weiblichen auch 48,4 ergeben. Damit hängt zusammen eine häufigere Einbiegung des Rückens der Nase, welche

wiederum dazu führt, eine etwas breite, dicke Nase zu formen, die gelegentlich auch etwas aufgeworfen sein kann.

Auf der anderen Seite werden Sie sehen, dass die Augenhöhlen in ihrer Form mehr variiren. Einige sind verhältnissmässig flach, z. B. bei Nr. I. von Fellin beträgt der Index nur 72,9, bei Nr. III. 76,2. Dagegen haben die Hallister Schädel durchschnittlich höhere Augenhöhlen, so dass bei den Männern das Mittel des Index 88,7, bei den Weibern 87,5 beträgt. Das Gesammtmittel von 84,5 entspricht der Mesokonchie. Ebenso variabel sind die Verhältnisse des Gesichts, das bei vielen schmal und hoch ist, während bei anderen niedrigere Gesichter vorhanden sind und die Backenknochen stärker heraustreten. Im Allgemeinen ergeben sich Indexzahlen für diese Theile, welche meiner Meinung nach sehr charakteristisch sind, namentlich relativ hohe Indexzahlen für die Nase, die Augenhöhlen und das Gesicht.

Nun darf ich vielleicht zunächst, um den stärksten Gegensatz zu zeigen, noch einmal einen Schädel vorführen, den ich schon in der Sitzung vom 20. October 1877 besprach, von Nemmersdorf in Preussisch Litthauen, und zwar aus einem alten Kirchhofe, der noch aus der katholischen Zeit stammt. Die Theile von Litthauen, welche dem alten Herzogthum Preussen angehörten, wurden frühzeitig mit von der reformatorischen Bewegung erfasst und die Kirchenverhältnisse stark verändert. Sie sehen die grosse Verschiedenheit nicht blos in Bezug auf die Form der Schädelkapsel, sondern auch in Bezug auf die Bildung des Gesichts, der Augenhöhlen und der Nase. Der Schädel ist ausgesprochen mesocephal; er hat einen Index von 76,3, steht also der Dolichocephalie ziemlich nahe. Dagegen ist er höchst platyrrhin (Index 65,2), von viel kleinerem Orbitalindex (80,2) und breiterem Gesicht (Obergesichtsindex 64,2). Bei Gelegenheit meines früheren Vortrages vermisste ich einen zweiten Schädel von Nemmersdorf, den mir Hr. Möller gesendet hatte. Ich habe ihn seitdem gefunden und ich gebe in der Tabelle unter Nr. II. seine Zahlen an. Auch er ist mesocephal, jedoch in höherer Skala (Index 78,7), platyrrhin (56,5) und von breitem Gesicht (Gesichtsindex 105,6, Obergesichtsindex 66,6), dagegen hypsikonch (Index 91,1). Wegen der übrigen Nemmersdorfer und sonstigen litthauischen Schädel verweise ich auf meinen früheren Vortrag, in dem ich nachwies, dass sie im Ganzen dolichocephal oder mesocephal mit Neigung zur Dolichocephalie seien. Den Nemmersdorfer habe ich besonders desshalb ausgewählt, weil er gerade aus dem Uebergangsterrain zwischen Germanen, Slaven und Letten herstammt und weil er, verglichen mit den Esten, sowohl in der Bildung des Gesichts, wie des Schädels eine möglichst vollständige und durch keine Verletzung beschädigte Gestalt darbietet.

Nächstdem schliessen sich der geographischen und ethnischen Situation nach drei Schädel an, die ich erst neulich aus Kurland erhalten habe. Sie kommen von einer sehr berühmten Stelle, nehmlich von dem Gute Hof zum Berge oder Terwethen, wo nach der Reimchronik einer der heftigsten Kämpfe zwischen den Ordensrittern und den Semgallen stattgefunden hat. Das Terrain ist altlettisches Gebiet; die Semgallen waren ein lettischer Stamm und es ist nicht bekannt, dass jemals an dieser Stelle ein finnischer Stamm, sei es Liven, sei es Kuren, gewohnt haben. Obwohl das Terrain zu Kurland gerechnet wird, war es doch schon zur Zeit der ersten germanischen Einwanderung semgallisch. Diese Schädel sind 1863 oder 1865 bei Gelegenheit von Ausgrabungen, welche zum Zweck der Vergrösserung des Gutsgartens auf einem bis dahin als Feld benutzten Platze vorgenommen wurden, in der Nähe des Schlossberges, südöstlich vom alten Burgberge (Zuckerhut), nebst einer Menge sehr verwitterter anderer Knochen, $1^1/_2$

bis 2 Fuss tief in der Erde gefunden worden, zusammen mit einer Reihe von Schmuckgegenständen aus Bronze, welche über die Periode keinen Zweifel lassen. Ich hatte sie schon in Mitau gesehen und in meinem früheren Vortrage darüber berichtet (Verh. 1877. S. 373). Vor Kurzem sind sie mir durch die ganz besondere Güte des Hrn. Reallehrers E. Krüger, Cand. chem. in Mitau, zugeschickt worden. Leider waren zwei davon (der eine schon früher sehr verletzt) auf der Reise zerbrochen, indess haben sie sich ziemlich gut restauriren lassen. Hr. Krüger hält sie für unzweifelhafte Semgallenschädel, da der dabei gefundene Schmuck sich von dem sonst in alten Gräbern vorkommenden nicht unterscheide; er macht besonders darauf aufmerksam, dass einzelne Schädeltheile von Bronze grün gefärbt seien. Ihre Untersuchung ergiebt Folgendes [1]:

1) Der Schädel Nr. I. (Taf. XIII. Fig. 1), ein männlicher, ist gross, voll, langgestreckt und verhältnissmässig hoch. Er hat einen Index von 74,2, ist also dolichocephal; der Höhenindex beträgt 77,7, ein hypsicephales Maass. In der Norma verticalis zeigt er eine lange und mässig breite Form. In der Seitenansicht erscheint die Stirn lang, etwas schräg und zurückliegend, die Scheitelcurve lang, das Hinterhaupt voll gewölbt und vorspringend. Hohe Plana temporalia, sehr grosse Alae, flache Schläfenschuppen. Die Umgebung des rechten Ohrs, namentlich der Warzenfortsatz, grün gefärbt. Die Stirnwülste sind stark und über der Nase confluirend. Das Gesicht kräftig, jedoch mehr schmal (Obergesichtsindex 72,2). Die Orbitae sehr niedrig (Index 76,6). Nase oben sehr schmal, stark vorspringend, mit etwas eingebogenem Rücken und schmaler Apertur, daher subleptorrhin (Index 41,3). Der Alveolarfortsatz niedrig und gerade, die Zähne tief abgeschliffen, der Gaumen kurz und die Zahncurve vorn stark ausgerundet. Unterkiefer fehlt.

2) Der Schädel Nr. II., weiblich, mit Sutura frontalis persistens und stark abgeschliffenen Zähnen, ohne Unterkiefer, war in seinen hinteren und unteren Theilen sehr zerbrochen, ist jedoch recht glücklich geflickt, nur blieb am vorderen Umfange des Foramen magnum ein tiefer Defect, so dass das Höhenmaass unsicher ist. Die Jochbogen waren schon früher stark zertrümmert. Er ist mesocephal (Index 76,6), von mässiger Höhe, in der Oberansicht ziemlich breit, mit vorspringendem, seitlich zusammengedrücktem Hinterhaupt. An letzterem eine sehr tiefe Facies muscularis. Die Stirn voll und glatt, über der Nase ein gewölbter Wulst. Orbitae niedrig (Index 77,6). Nase kurz und schmal (Index 45), leptorrhin. Gaumen sehr kurz, mit sehr weiter Vordercurve.

3) Der Schädel Nr. III., vielleicht weiblich, jedenfalls jugendlich, mit dünnen Knochen, an denen ein breiter grüner Strich rings um den Kopf geht; im Bereiche desselben haben sich noch einzelne dunkle, kurze, straffe Haare erhalten. Er war schon früher, namentlich am Hinterhaupt, stark defect, ohne Gesicht und Unterkiefer, und die Stücke haben sich nicht ganz zusammenbringen lassen. Daher sind Länge und Breite unsicher, die Höhe jedoch correct. Sein Breitenindex (74,7) ist dolichocephal, mit dem Höhenindex gleich. Die Stirn ist schmal, aber gerade; der Kopf mässig lang, nicht breit, hoch, namentlich in der Hinteransicht.

Im Ganzen ist daher die Bildnng dieser Schädel sehr gleichartig. Das Mittel ergiebt einen dolichocephalen Breitenindex (74,8) und einen, ihm fast gleichen

---

1) Die hier mitgetheilten Maasse differiren von den früher angegebenen durchschnittlich durch ein Mehr von einigen Millimetern. Es erklärt sich diess dadurch, dass ich in Mitau meinen Craniometer nicht zur Stelle hatte, und dass ich die Maasse mit einem gewöhnlichen eisernen Stangenzirkel nahm; wahrscheinlich hat derselbe, wie so oft, stark gefedert.

orthocephalen Höhenindex (74,4) bei gleichzeitiger Leptorrhinie und Chamaekonchie. Namentlich der männliche Schädel (I.) ist ein sehr voller, grosser und kräftiger; Sie sehen mächtige Stirnwülste, wie sie auch an den Esten hervortreten, aber es ist hier eine ganz ausgemacht in's Lange gehende Form. Sehr bemerkbar ist die Niedrigkeit der Augenhöhlen. Nicht minder tritt die wesentliche Differenz in der Nasenbildung hervor, welche noch mehr bei der Vergleichung mit den Litthauern sich darstellt. Die schmale Nase ist verhältnissmässig spitz gewesen, wie alle Beobachter, auch der älteren Zeit, schon die Letten schildern.

Ich kann also auch nach diesen neuen Vergleichungen dabei stehen bleiben, dass das finnische Element auch in den Ostseeprovinzen mehr zur Kurzköpfigkeit, das lettische Element mehr zur Langköpfigkeit oder höchstens zu einer Mittelköpfigkeit, wie sie germanischen Stämmen eigen ist, tendirt.

Nun fiel es meinem geehrten Freunde, dem Grafen Sievers, ungemein schwer auf das Herz, dass wir auf unserer Reise gar nicht zu Livenköpfen gekommen seien. Er hat daher seit meiner Abreise eine besondere Expedition veranstaltet, um den Versuch zu machen, womöglich Livenschädel aufzutreiben. Er war noch im October in die Gegend, die ich in meinem früheren Vortrage geschildert habe, an der Mündung der Salis, zurückgekehrt und er hat in Neusalis und einem benachbarten Orte, Mehtak, in dem ersten 3 und in dem anderen 2 Schädel unter Verhältnissen gesammelt, die nach seiner Meinung keinen Zweifel darüber lassen, dass es Livenschädel sein müssen. Er schreibt darüber in einem Briefe vom $\frac{\text{23. September}}{\text{5. October}}$ 1877:

„Meine Reise ging am 7. nach Pernigel, wo ich einen interessanten Bauerburgberg, nur etwa 2 Werst vom Meeresstrande gelegen, auffand und ausmaass; in unseren Chroniken ist seiner nicht Erwähnung geschehen. Dann fand ich dort im Geröll am Meeresstrande, von dem eben der Seetang abgeführt wurde, einige Feuersteinknollen (im Widerspruch mit Grewingk's Aufstellungen). Ueber Sussikas und Mehtak ging es nach Neu-Salis; dort fand ich in einem Zweige der alten Opferhöhle beim Nachgraben in 9 Fuss Tiefe eine schwarze, etwa 6 Zoll dicke Schichte organischer Substanzen, von denen ich Proben zur Untersuchung für Dorpater Gelehrte mitnahm, und denke ich im nächsten Sommer diese Höhle auszuräumen, was jetzt nicht möglich war. Dann fand ich etwas für Sie, dass ich Ihnen demnächst senden werde, nehmlich drei, wie es scheint, echte Livenschädel. Meine früheren Einwendungen gegen die Bezeichnung „echte Livenschädel" kennen Sie. An denselben halte ich auch noch jetzt. Sie betrafen theils die beständigen kriegerischen Streifzüge der Esten einerseits, der Liven, Letten, Deutschen andererseits, mit Niedermachen der Alten und Wegführen der Mädchen und Kinder, daher erzeugte Vermischung, theils die aus den Chroniken und Gräberfunden (Kremon) für die Liven herzuleitende Sitte des Leichenbrandes. Günstiger gestaltet sich alles das nach Einführung des Christenthums, wenigstens für einzelne bevorzugte Gegenden, zu denen ich die von Salis (bez. Neu-Salis) rechnen zu dürfen glaube. Die katholische Kirche unterdrückte den Leichenbrand, der nicht gut heimlich zu betreiben war. Salis ist der Punkt, wo das Livische als Sprache sich bis in die Jetztzeit noch bei einzelnen Familien erhalten hat. Wie ich jetzt erfuhr, sind wir dem derzeitigen Wohnort einer solchen Livin (Lindenhof bei Vegesack) auf nur eine Werst Entfernung auf der letzten gemeinsamen Fahrt, nachdem das Pferd krank geworden, vorbeigefahren. Leider ist die Mutter Lettin gewesen, wie mir gesagt wurde.

„Etwa 10 — 12 Werst vom Strande ist vor 4 Jahren das eine Gesinde Kulle (Kjulle) verkauft, ein Hügel im Felde zur Grandfuhr für die Wege ausgenutzt und dabei diverse Skelette mit Schmucksachen von Bronze, Silber, Bernsteinperlen, Silber-, Gold- und blauen Glasperlen hinausgeworfen worden. Später sammelte der Wirth die herumliegenden Knochen in einer Grube, die er mit Sand zuwarf und den Platz planirte. Mit Hülfe des Wirths wurde die Grube aufgefunden und derselben 3 heile oder wenig geschädigte Schädel entnommen, die übrigen waren zerbrochen, von den Schmucksachen nichts mehr aufzutreiben. Doch fanden sich an den Knochen mehrfach die grünen Flecken, wo Bronze aufgelegen.

„Im nächsten Winter werde ich an dieser Livenfrage wohl zu arbeiten haben, indem ich in Salis ein Kirchenbuch von 1705 fand, mit Anfzeichnungen von 1714 über den Bestand des Kirchspiels nach der Pest von 1709 — 10, und noch einige aufzutreiben hoffe.“

In einem neueren Briefe von $\frac{2.}{14.}$ Februar d. J. schreibt Graf Sievers:

„Ich halte diese 3 Schädel von Neu-Salis möglicherweise für die ersten überhaupt mit solchem Grade von Zuverlässigkeit nachweisbaren Liven-Schädel, denn die aus Kl. Irben, Domesnaes, Dondangen etwa stammenden verlieren, je mehr ich die betreffenden Nachrichten studiere, an Werth, d. h. allgemeiner Zuverlässigkeit wegen der Vermischung mit Esten aus Oesel etc. etc.

„In dem bis auf 1705 zurückreichenden Salis'schen Kirchenbuche, das ich mit herbrachte und daraus interessante Auszüge über die Verheerungen der Pest von 1709 und 1710 machte, ist der Kuilküll Paggast[1]) speciell als der livische Paggast angeführt, während im übrigen Kirchspiele nur bei einzelnen Personen die Bemerkung steht: spricht livisch. In diesem Paggast waren vor der Pest 98 Personen verzeichnet, nach der Pest nur 11 Personen nachgeblieben. Durch diesen Paggast fliesst der heilige Bach, der von Lemsal herkömmt, an dem die livische Opferhöhle bei Kuilküll liegt. Da nach den Untersuchungen der Kremon'schen Gräber der Leichenbrand bei den Liven Sitte gewesen zu sein scheint, diesen die katholische Geistlichkeit streng verfolgte als abgöttisch, da ferner hier sich mitten im Livenpaggast ein Begräbnissplatz findet, auf dem die Knochen der Leichen grün gefärbt erscheinen, wie ich sie selbst fand, an den Leichen reicher Schmuck an Bronze, Silbersachen, Glasperlen und Bernstein, auch die nächste Kirche (Kapelle) mehrere Werst entfernt gelegen hat, so ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, dass es Livenleichen gewesen, die in den ersten Jahrhunderten nach der deutschen Ansiedelung dort beerdigt worden. Die 2 Schädel aus Mehtak stammen aus jüngerer Zeit her.“

Die mir in gutem Zustande zugegangenen 3 Schädel von Neu-Salis und die 2 von Mehtak sind leider sämmtlich ohne Unterkiefer. Ein gleichzeitig übersendeter Unterkiefer passt zu keinem derselben. In Kürze lassen sie sich folgendermaassen charakterisiren:

I. Die Schädel von Neu-Salis haben ein etwas verschiedenes Aussehen. Während Nr. I. und III. sehr weiss, vollständig luftgebleicht und zugleich schwer sind, obwohl sie oberflächlich abblättern, so ist Nr. II. mehr gelblich, leichter und an der Oberfläche durch stärkere Abblätterung vielfach rauh.

1) Nr. 1., (abgebildet auf Taf. XIII. Fig. 2), wahrscheinlich weiblich, ist ein

---

1) Ein meistens ziemlich grosser Complex von Gesinden, denen ein Kirchenvormund Nationaler vorsteht. Güter von 8—10 und 12 Haken alter Messung bilden meist nur einen Paggast. So bildete Ostrominsk mit 25 □Werst Flächeninhalt, welches ohne den Seeantheil 450 männliche und 550 weibliche Einwohner hat, einen Paggast.

grosser Schädel (1400 ccm Capacität) mit stark abgeschliffenen Zähnen. In der Oberansicht erscheint er schmal und lang, in der Seitenansicht lang und verhältnissmässig niedrig, mit verlängertem Hinterhaupt. Er ist orthodolichocephal (Breitenindex 75,1, Höhenindex 71,4) mit schwach prognathem Kieferrand. Die Stirn steigt fast gerade auf, macht dann aber eine schnelle Umbiegung zu der langen Hinterstirn. Die Schläfen sind voll, die Lineae semicirculares niedrig. In der Hinteransicht erscheint der Schädel schwach ogival, von mässiger Breite. Der Lambdawinkel sehr niedrig, die Oberschuppe stark vorspringend, schwache Protuberanz. In der Vorderansicht ist der Kopf hoch und schmal (Obergesichtsindex 73,9). Die Augenhöhlen sehr hoch (Index 90). Die Nase oben kräftig, mit schwach eingebogenem, nicht breitem Rücken, die Apertur schmal, Index 44,4, leptorrhin. Grosser, aber schmaler Oberkiefer. Gaumen breit, mit weiter Wölbung des Vordertheils der Zahncurve. Hohe Flügelfortsätze.

2) Nr. II., dem vorigen sehr ähnlich, nur ungleich kleiner (1275 Capacität), wahrscheinlich gleichfalls weiblich. Er ist in hohem Grade dolichocephal (Index 71,3). Bis auf einen Defect am seitlichen und hinteren Umfange des Hinterhauptsloches ist er wohl erhalten. Die Zähne sind sehr tief ab- und ausgerieben. In der Norma temporalis erscheint die Scheitellinie als eine lange, wenig hohe, dagegen in der Norma occipitalis als eine hochgewölbte Curve. Es hängt diese Differenz wesentlich von der Gestalt der Hinterhauptsschuppe ab, welche im Ganzen stark gewölbt und mit einer sehr grossen Oberschuppe versehen ist. Ueber der Linea semicirc. occip. superior liegt eine breite Querfurche, welche nach oben durch einen Wulst begrenzt ist. In der Oberansicht sieht der Schädel lang und schmal aus. Beginnende Synostosis temporalis, namentlich links an der Sutura sphenofrontalis und sphenoparietalis. Alae sehr tief liegend, aber breit. Die Augenhöhlen mehr gerundet (Index 79,4), das Gesicht schmal und hoch (Index 76,6). Die Nase vollständig erhalten, stark vortretend, Rücken fast gerade, etwas breit; Ansatz schmal, aber voll, ganze Höhe geringer, daher Index von 47, an der oberen Grenze der Leptorrhinie. Grosser, leicht prognather Oberkiefer. Langer Gaumen.

3) Nr. III., ein ungleich schwererer, wahrscheinlich männlicher Schädel von sehr mässiger Capacität (1300 ccm). Er ist mesocephal (Index 78,4), mehr breit, von mässiger Höhe (Index 71,2), das Hinterhaupt weniger entwickelt. Trotzdem erscheint er in der Seitenansicht lang und eher hoch, dagegen in der Hinteransicht breit und in der Mitte erhaben. Die Squama occipitalis ist sehr unregelmässig gebildet: am Lambdawinkel liegt ein grosses, fünfeckiges Os apicis mit breiter Basis, an welches sich jederseits noch ein kleinerer Nahtknochen anschliesst; ein dritter Nahtknochen findet sich rechts dicht an der Stelle der seitlichen Fontanelle. Die Oberschuppe ist stark gebogen, die Protuberanz schwach. Die Stirn ist breit, mit mässigen Orbitalwülsten und ausgeprägten Höckern. Das Gesicht ist kurz und breit (Obergesichtsindex 66,3), die Orbitae gross und mehr breit (Index 84,2). Die Nase vorspringend, der etwas platte Rücken schwach eingebogen, der Index trotz schmaler Apertur wegen der Niedrigkeit der ganzen Nase mesorrhin (Index 49,5). Der Oberkiefer stärker prognath, der Gaumen kurz und mit hufeisenförmiger Zahncurve. Das Foramen magnum rund.

II. Die Schädel von Mehtak sind beide sehr gebrechlich und verletzt, von mehr bräunlicher Farbe und an der Oberfläche stark abblätternd.

1) Nr. I. ist ohne Unterkiefer und Zähne, auch am Gesicht stark verletzt, doch haben sich die Wangenbeine und damit die Orbitae erträglich restauriren lassen. Es ist dem Anschein nach ein weiblicher Schädel. Seine Capacität (1350 ccm) ist

eine mittlere, der Index höchst dolichocephal (68,5). Er erscheint im Ganzen lang, besonders durch das hinaustretende Hinterhaupt, und gestreckt. Zahlreiche Spuren ursprünglicher Abweichungen: ausser einer Sutura frontalis persistens und einem trennenden temporalen Schaltknochen rechts findet sich ein ausgezeichnetes Os Incae, 50 mm hoch (Umfangsmaass), 124 mm an der Basis breit. Die Sutura occipitis transversa setzt jederseits in einer Entfernung von 16 bis 18 mm oberhalb der Stelle der seitlichen hinteren Fontanelle an die Lambdanaht an. Unterhalb derselben liegt über der Protuberanz noch ein grösseres dreieckiges Stück der Facies libera, während unter der Protuberanz die Facies muscularis sehr tief einsetzt und fast horizontal verläuft. In der Seitenansicht erscheint die Scheitelcurve lang und etwas hoch. Die Stirnwölbung ist sehr gross, die Augenbrauenwülste kräftig, mit starkem Eindruck des Nasenansatzes. Die Gegend der vorderen Fontanelle ist erhöht, die Sagittalis kurz, jedoch mit leichter Crista. Daher erscheint die Norma occipitalis leicht ogival und ziemlich schmal. Die Tubera flach, dagegen die Muskellinien kräftig. Die Schläfenlinien erreichen die Scheitelhöcker, sind aber trotzdem nicht hoch. Die Schläfen selbst flach, die rechte etwas eng. Die Gelenkhöcker am For. magnum tief stehend, die Apophysis basilaris schräg aufgerichtet. Das Gesicht breit (Index 69,6), die Orbitae sehr niedrig (71,2 Index). Die sehr defekte Nase im Ganzen kurz und schmal, mit breiter Wurzel und eingebogenem Rücken, leptorrhin (Index 44,2). Alveolarfortsatz des Oberkiefers kurz und wenig vorspringend. Gaumen kurz und breit.

2) Nr. II., weiblich, jugendlich, ohne Gesicht, sehr klein (1180 ccm Capacität), gleichfalls dolichocephal (74,7), aber zugleich chamaecephal (Höhenindex 67,9). Dieser Schädel ist lang, sehr flach, mit stark vorspringendem Hinterhaupt. Auch er hat eine Sutura frontalis persistens, und links an der engen Schläfe einen trennenden Schaltknochen. Stirn gerade und dann sofort stark zurückgebogen. Kräftige Tubera. In der Hinteransicht erscheint er etwas breit und niedrig, die Spitze der Lambdanaht sehr abgeflacht.

Es sind also im Ganzen Schädel von sehr mässiger Capacität, im Mittel von 1301 ccm. Der gemittelte Längenbreitenindex beträgt 73,6, was einer niedrigen Dolichocephalie entspricht. Unter den 5 Schädeln ist nur ein mesocephaler von 78,4 Index, die anderen 4 sind rein dolichocephal. Ersterer ist zugleich mesorrhin, während die anderen leptorrhin sind. Der gemittelte Nasenindex beträgt 46,2. Einige derselben sind ungemein zierlich und schön, und sie zeigen eine nicht geringe Aehnlichkeit mit den langen sicilianischen Höhlenschädeln, welche Freiherr v. Andrian auf unseren Tisch gestellt hat und welche Hr. Zuckerkandl für Iberer hält.

Das würden also nach der Annahme des Grafen Sievers Liven sein. Nun, Sie sehen wohl, wenn dieses Liven sind, dann entsteht allerdings eine sehr grosse Schwierigkeit, die Liven mit den Esten zu versöhnen. Stellen wir nur die Indexzahlen neben einander:

	Liven?	Semgallen.	Esten.
Längenbreiten-Index . . .	73,6	74,8	78,0
Längenhöhen- „ . . .	70,7	74,4	72,6
Breitenhöhen- „ . . .	96,3	95,8	93,4
Ohrhöhen- „ . . .	58,3	62,8	63,3
Obergesichts- „ . . .	71,6	69,9	71,8
Orbital- „ . . .	81,2	77,1	84,5
Nasen- „ . . .	46,2	43,1	48,4

In dieser Reihe sind neben dem Längenbreitenindex besonders charakteristisch der Breitenhöhen- und der Ohrhöhenindex, welche letztere viel regelmässigere Anhaltspunkte gewähren, als der Längenhöhenindex. Ich möchte das namentlich desshalb betonen, weil der Ohrhöhenindex, indem er sich an die äusseren Verhältnisse des Schädels wendet, viel mehr dem physiognomischen Eindrucke entspricht, welchen wir durch die Betrachtung empfangen. Die Niedrigkeit der sogenannten Livenschädel ist hier ebenso ausgesprochen, als in den Längenbreitenindices die Länge und Schmalheit derselben, im geraden Gegensatze zu den höheren, kürzeren und breiteren Estenschädeln.

Immerhin besteht das Wesentliche dieses Fundes darin, dass wir hier, gerade an einer Stelle, die als hervorragend livisch betrachtet wird, ganz langköpfige Formen antreffen. Ich will in keiner Weise damit die Liven-Frage als erledigt betrachten; denn ein Nachweis, dass diese Schädel wirklich von Liven herstammen, ist nicht geliefert. Die Möglichkeit muss auch für diese Gegend anerkannt werden, dass schon seit längerer Zeit lettische Bevölkerung, wenngleich vielleicht nur im Gemisch, vorhanden war. Damit ist auch die Möglichkeit gegeben, dass wir auch an dieser Stelle lettische Elemente antreffen. Ich will damit durchaus nicht sagen, dass es nicht möglich wäre, dass die Liven langköpfige Leute gewesen seien; wenn sie das aber gewesen sind, so müssen sie mit den Esten in gar keiner Beziehung gestanden haben, sondern auf irgend eine ganz absonderliche Weise an diese Stelle gelangt sein. Von wo sie dahin gelangt sein sollten, ist schwer zu sagen; denn sowohl die Stämme des eigentlichen Finnlands, als auch die östlichen Stämme, die an der Südküste des finnischen Meerbusens wohnen, sind mehr oder weniger brachycephal oder doch mesocephal mit Neigung zur Brachycephalie; irgend eine Verwandtschaft nach dieser Seite lässt sich durchaus nicht auffinden. Sie werden zugestehen, dass der Gedanke, den ich früher vertrat, einigermaassen an Wahrscheinlichkeit gewinnt, dass hier frühzeitige Mischverhältnisse eingetreten sein mögen, dass vielleicht die Liven als ein an Individuen kleiner, herrschender Stamm in einer an sich lettischen Bevölkerung auftraten, und dass sie schon früh durch Mischheirathen den lettischen Typus in ihre Familien aufgenommen haben. Sollte sich durch weitere Forschungen herausstellen, dass die dolichocephale und leptorrhine Form allgemein verbreitet ist in unzweifelhaft livischem Gebiet, so würden wir mindestens eine totale Trennung vornehmen müssen in dem physischen Verhalten der zwei unmittelbar aneinander stossenden finnischen Stämme, der Liven und der Esten.

Auf der anderen Seite will ich noch einmal betonen, dass, wenn wir die Verwandtschaft der dolichocephalen Formen räumlich verfolgen, wir sie in continuirlichen Fortsetzungen durch das ganze Gebiet lettischer Besitzungen nachweisen können. Sie finden sich in dem alten Gebiet der Selen, in dem alten Gebiet der Semgallen, in dem der Litthauer und zwar bis tief in die Provinz Preussen hinein. Nirgend in diesen westlichen Gegenden giebt es solche Ortschaften, in denen wir noch jetzt eine reine Bevölkerung erwarten dürfen, und es ist wohl begreiflich, wenn uns hier überwiegend mittelköpfige Formen entgegentreten. Aber auch sie neigen stark gegen die Dolichocephalie, und es sind lauter Formen, welche den germanischen näher stehen.

In dieser Beziehung will ich namentlich noch daran erinnern, dass ich in der Sitzung vom October noch eine grössere Zahl von Angaben über litthauische Schädel beigebracht habe, welche in höherem Maasse, als die beiden, hier mit aufgenommenen Schädel von Nemmersdorf, das Gesagte bestätigen. Ich gestehe jedoch gern zu, dass das vorhandene Material noch viel zu klein ist, um endgültige Entschei-

dungen möglich zu machen, und ich würde unseren Freunden in Ostpreussen und den Ostseeprovinzen für weitere Zusendungen sehr dankbar sein. Inzwischen wird es mir aber wohl gestattet sein, auf die Schädel von Terwethen als auf ein ebenso zuverlässiges, als wichtiges Vergleichungsobjekt zu verweisen. Niemand wird verkennen, dass die sogenannten Livenschädel diesen lettischen Semgallenschädeln um ebenso viel näher stehen, als sie sich von den Estenschädeln entfernen.

Meine Erörterungen vom October, welche, wie Sie sich erinnern, sich eben auf die Frage der Lettisirung bezogen, haben in der „Widerlegung", welche mir in der Dorpater Gesellschaft ertheilt worden ist, eine höchst überraschende Erwiderung gefunden. Ich will daraus nur dies eine hervorheben, dass darin behauptet wird, die Lettisirung der Liven habe in Livland bereits vor dem Erscheinen der Deutschen begonnen und habe nach der Unterjochung der Liven (durch die Deutschen) mit dem Anfang des 13. Jahrhunderts nur rascher um sich gegriffen. Es wird diess damit erklärt, dass die Liven keine Bibelübersetzung und auch keine der livischen Sprache mächtigen Prediger hatten und dass sie aus diesem Grunde in späterer Zeit zunächst die Sprache der benachbarten, zahlreich vertretenen Letten hätten annehmen müssen. Natürlich bekomme ich schliesslich meinen Hieb dafür, dass ich den Deutschen in den Ostseeprovinzen Vorwürfe darüber gemacht habe, dass sie die Lettisirung und nicht die Germanisirung zu Stande gebracht haben. Auch in Preussisch-Litthauen sei die Germanisirung nicht vollständig gelungen, selbst bis auf die neueste Zeit; wie viel schwieriger habe diess in den Ostseeprovinzen sein müssen, wo man der Mitwirkung eines angrenzenden deutschen Volkes entbehrt habe!

Ich bekenne, dass ich mich durch diese Widerlegung nicht widerlegt fühle. Die lawinenartig fortschreitende Lettisirung wird zugestanden, sie wird sogar erklärt oder doch zu erklären versucht. Diese Erklärung trifft aber meine Frage gar nicht. Neu war mir die Angabe, dass die Lettisirung der Liven schon vor dem Erscheinen der Deutschen begonnen habe. Ist diess richtig, so würde sich das kulturhistorische Interesse gerade auf diese vorgermanische Lettisirung richten, die doch mit Bibelübersetzung und Predigern nichts zu thun hat. Auch anthropologisch wäre das sehr wichtig, weil damit ein wichtiger Beweis für meine Hypothese von der physischen Lettisirung der Liven (durch Mischheirathen) gewonnen würde. Aber, was mich beschäftigte, das war die Lettisirung unter germanischer Herrschaft. Die Thatsache, welche ich urgirte, dass eine eigentlich herrschende und einer wirklichen Kulturnation angehörende Immigration ihre Sprache nicht allmählig ausdehnte auf das ganze, ihr unterworfene, fremden Sprachfamilien angehörende Territorium, dass vielmehr ganz allmählich und unwiderstehlich die alten finnischen Elemente innerhalb dieses Gebietes total aufgesogen wurden von einem, für sie ebenso allophylen, aber keinem mächtigen Kulturvolke angehörigen Elemente, dem lettischen, während das germanische Element, das so ausschliesslich und einflussreich in den Städten und im Adel, ja in der Regierung vertreten war, nichts zu Stande brachte für die Assimilirung des Landes, — diese Thatsache bleibt für mich ein merkwürdiges Phänomen, und sie ist für mich nicht verständlicher geworden trotz aller Aufklärungen, die mir von Dorpat zu Theil geworden sind. Ob das wirklich nicht anders möglich gewesen ist, ob in der That bei einer frühzeitigen Erziehung der Bevölkerung, bei anhaltendem Bestreben, sie an das deutsche Wesen heranzuziehen, nicht etwas anderes zu erzielen gewesen wäre, das ist mir noch immer zweifelhaft. Eine richtige und für alle Theile nützliche Politik wäre es wenigstens gewesen, und man sollte meinen, sechs Jahrhunderte wären eine schöne Zeit für ihre Durchführung gewesen. Dass man in neuerer Zeit manche Schritte dazu ge-

than hat, das Schulwesen im deutschen Sinne zu entwickeln, ist mir wohl bekanut, aber meine Vorwürfe richten sich keineswegs gegen die jetzige Generation. Was versäumt ist, das ist schon vor Jahrhunderten versäumt worden. Jetzt dürfte es viel zu spät sein, das nachzuholen. Die Lettisirung des Landes ist nicht mehr zu ändern. Sie wird binnen Kurzem ein grosses und wichtiges Element in der Entwicklung der Ostseeprovinzen darstellen. Ja, ich will es nicht verhehlen, mir ist es wahrscheinlich, dass, in Anlehnung an das mächtige Ostreich, auch die deutschen Elemente demnächst lettisirt und danach, gemeinsam mit den lettischen und finnischen, russificirt werden werden. Wir werden das nicht ändern, aber wir möchten es wenigstens begreifen. Denn es ist eines der merkwürdigsten Beispiele von Sprachwandlung, welches die Geschichte darbietet. Man kann es verstehen, dass die Longobarden unter den italischen Stämmen sprachlich und physisch verschwunden sind, aber es ist noch aufzuklären, wie es zugegangen ist, dass die Liven und Kuren unter den Letten sowohl sprachlich, als physisch abhanden gekommen sind. Wenn einstmals die Zeit kommen sollte, wo die Deutschen in den Ostseeprovinzen lettisirt werden, so wird das wahrscheinlich ebenso freiwillig geschehen, wie die Finnisirung der Schweden in Finnland. Aber es wird ein ganz anderer Prozess sein, als jene uralte und Jahrhunderte hindurch, wie durch eine Naturnothwendigkeit, sich vollziehende Lettisirung der Finnen in den Ostseeprovinzen.

Tabelle I. Absolute Maasse.

Herkunft.	Gr. Länge.	Gr. Breite.	Gr. Höhe.	Ohr-Höhe.	Gesicht.			Orbita.		Nase.	
					Ganze Höhe.	Ober-ge-sichts-höhe.	Breite.	Breite.	Höhe.	Höhe.	Breite.
1. Liven (?) -Schädel.											
Neu-Salis I. .	187	142 p	135	113	—	71	96	40	36	54	24
„ II. .	185	132	133	110	—	69	90	39	31	51	24
„ III. .	181	144	129	114	—	68	101	38	32	48	23,8
Mehtak I. . .	196	136	141	115	—	71(?)	102?	43,5	31	52	23
„ II. . .	178	133	121	100	—	—	—	—	—	—	—
2. Semgallen-Schädel.											
Terwethen I. .	198	147 t	140	123	—	69,7	96,5	38,5	29,5	52	21,5
„ II. .	182	139,5 p	129?	112	—	65	(2×48)	38	29,5	50	22,5
„ III. .	176	131,5 p	131,5	114?	—	—	—	—	—	—	—
3. Litthauische Schädel.											
Nemmersdorf I.	186	142	132	116	—	63	98	43	34,5	46	3
„ II.	179	141	—	118	103	65	97,5	34	31	46	26
4. Esten-Schädel.											
Fellin I. . .	186,5	153		117	114?	68	95	42,5	31	50	24,5
„ II. . .	191	152	134	120	115	67	97	40	32,5	52	27
„ III. . .	188	146	142 139	115	114	68	101	40	30,5	50	26

Tabelle II. Berechnete Indices und Capacität.

Herkunft.	Index.								Capacität.
	Längen-breiten-	Längen-höhen-	Breiten-höhen-	Ohr-höhen-	Gesichts-	Ober-gesichts-	Orbital-	Nasen-	ccm
1. Liven (?) -Schädel.									
Neu-Salis I.	75,1	71,4	95,0	59,7	—	73,9	90,0	44,4	1400
„ II.	71,3	71,8	100,7	60,0	—	76,6	79,4	47,0	1275
„ III.	78,4	71,2	90,8	57,4	—	66,3	84,2	49,5	1300
Mittel	**74,9**	**71,4**	**95,5**	**59,0**	—	**72,2**	**84,5**	**46,9**	**1325**
Mehtak I.	68,5	71,5	104,4	58,3	—	69,6?	71,2	44,2	1350
„ II.	74,7	67,9	90,9	56,1	—	—	—	—	1180
Mittel	**71,6**	**69,7**	**97,6**	**57,2**	—	—	—	—	**1265**
Gesammtmittel	**73,6**	**70,7**	**96,3**	**58,3**	—	**71,6**	**81,2**	**46,2**	**1301**
2. Semgallen-Schädel.									
Terwethen I.	74,2	77,7	95,2	62,1	—	72,2	76,6	41,3	1520
„ II.	76,6	70,8	92,4	61,5	—	67,7?	77,6	45,0	1200
„ III.	74,7	74,7	100,0	64,7	—	—	—	—	—
Mittel	**74,8**	**74,4**	**95,8**	**62,8**	—	**69,9**	**77,1**	**43,1**	**1360**
3. Litthauer Schädel.									
Nemmersdorf I. . . .	76,3	70,9	92,2	62,3	—	64,2	80,2	65,2	—
„ II. . . .	78,7	—	—	65,9	105,6	66,6	91,1	56,5	—
Mittel	**77,5**	—	—	**64,1**	—	**65,4**	**85,6**	**60,8**	—
4. Esten-Schädel.									
Fellin I.	82,0	71,8	87,5	62,7	120,0	72,6	72,9	49,0	—
„ II.	79,5	70,4	93,4	62,8	118,5	69,0	81,2	51,9	—
„ III.	77,6	73,9	95,2	61,1	112,8	67,6	76,2	52,0	—
Mittel	**79,7**	**72,0**	**92,0**	**62,2**	**117,1**	**69,7**	**76,7**	**50,9**	—
Hallist, 3 Männer . . .	76,0	72,0	94,6	62,7	—	80,2	88,7	44,6	—
„ 5 Weiber . . .	78,3	73,6	93,6	64,4	—	69,8	87,5	48,4	—
Mittel der 8 Schädel . .	**77,4**	**72,8**	**94,0**	**63,8**	—	**72,7**	**87,8**	**47,4**	—
Gesammtmittel	**78,0**	**72,6**	**93,4**	**63,3**	—	**71,8**	**84,5**	**48,4**	—

(9) Geschenke und Tauschartikel:

1) C. Staniland Wake, The evolution of morality being a history of the development of moral culture. London 1878. Vol. I. II. Gesch. d. Verf.
2) Archiv f. Anthropologie. Bd. X. Heft 4.
3) Mittheilungen des Vereins für Erdkunde zu Halle.
4) Atti della R. Accademia dei Lincei. Vol. II. Fasc. 1. 2.
5) Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. Bericht 37.
6) Nachrichten für Seefahrer Nr. 7. 8. 9.
7) Annalen der Hydrographie. Heft II.

Sitzung vom 16. März 1878.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Als neue Mitglieder werden angemeldet:
Hr. Dr. Bruchmann, Berlin.
Hr. Grubenbesitzer Director Schwarzer zu Zilmsdorf bei Teuplitz, Kreis Sorau.

(2) Hr. Bastian legt Auszüge aus den Moskauer anthropologischen Berichten vor, welche Hr. Kulischer veranstaltet hat, namentlich in Betreff der

für 1879 projektirten anthropologischen Ausstellung in Moskau.

Wie wir aus den Sitzungen der Commission zur Veranstaltung der Anthropologischen Ausstellung in Moskau erfahren, ist diese Ausstellung auf den Sommer des Jahres 1879 anberaumt. Die Ausstellung wird nach dem ursprünglichen Plan des Comités aus 3 Abtheilungen bestehen: 1) Urgeschichte, 2) Primitive Völker, und 3) Allgemeine Anthropologie. Jede von diesen Abtheilungen wird wiederum in 2 Unterabtheilungen getheilt, a. eine allgemeine und b. eine speciell russische. Besondere Aufmerksamkeit soll den russischen Unterabtheilungen gewidmet sein. Zu diesem Zwecke sind Expeditionen in die weniger erforschten Gegenden Russlands im Jahre 1877 von Gelehrten in Begleitung von Photographen unternommen worden: 3 nach dem Norden Russlands, 3 nach dem Kaukasus und mehrere nach Finnland, in die Gegend an der Wolga und nach Südrussland. Als Programm für die Beobachtungen diente die „Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen" von Neumayer und ausserdem die Programme von Virchow und Broca. In den betreffenden Gegenden wurden Ausgrabungen gemacht, Schädel gesammelt, Gypsabgüsse veranstaltet, verschiedene anthropometrische Messungen lebender Subjecte ausgeführt und auch photographische Albums der verschiedenen Nationalitäten gebildet: der Samojeden, Ostjaken, Lappen, Tartaren, Zigeuner und mehrer anderen Völkerschaften. Auch Kleidungsstücke und Geräthe der verschiedenen Völkerschaften, speciell der sibirischen, sind schon angeschafft und mehrere noch in Aussicht gestellt.

Eine besonders wichtige Unternehmung, deren Resultate noch unbekannt sind, ist die von dem Comité veranstaltete Expedition auf den europäischen Kriegsschauplatz in der Türkei. Die Aufgabe derselben besteht in einer Sammlung von Schädeln aller Nationalitäten, die sich am Kriege betheiligten, von Photographien und einer Veranstaltung von Messungen. Ob und inwiefern diese Expedition gelungen ist, ist dem Comité noch unbekannt.

In einer Sitzung des Comité's am Schlusse des vorigen Jahres ist auch eine statistische Zählung der russischen Bevölkerung in Bezug auf die Farbe der Haare, der Augen u. s. w. nach dem von Prof. Virchow aufgestellten Programm beschlossen worden. Um im europäischen Gelehrtenpublicum das Interesse für die im Jahre 1879 bevorstehende Ausstellung in Moskau hervorzurufen, wird ein kleinerer Bruchtheil der bisher gemachten Sammlungen in der Anthropologischen Abtheilung der Pariser Ausstellung im laufenden Jahre exponirt werden. —

Hr. Bastian erwähnt im Anschlusse an diese Mittheilung, wie gerade das russische Reich in der Vielfachheit seiner Völkerstämme ein besonders ergiebiges Feld für ethnologische Forschungen biete, auch für etwaige erste Anlage in Art anthropologischer Gärten (nach Analogie der zoologischen), weshalb die gegenwärtige Vermehrung anthropologischer und ethnologischer Lehrmittel dort besonders erfreulich sei.

(3) Hr. O. Fraas in Stuttgart begleitet die Rücksendung einiger, der Gesellschaft gehörenden

libanotischen Höhlen-Knochen

mit folgendem Schreiben d. d. 13. März:

„Bei der Rücksendung der Knochen von Ferayah im Kesruan (Sitzung vom 20. Februar 1875) erlaube ich mir einige Worte beizufügen:

Der linke Unterkieferast von Ursus kann keiner anderen Art als Ursus arctos zugeschrieben werden und noch dazu einer recht kleinen, schmalköpfigen Varietät. Dieselbe Form fand ich in der Grotte des Nahr el Kelb in einem vollständig erhaltenen Unterkiefer von 0,19 m Länge. Diese Länge vertheilt sich genau in drei gleiche Theile. Auf das erste Drittheil fallen die Schneidezähne, der kräftige Eckzahn und die Lücke; auf das zweite die vier Backenzähne; auf das dritte der Kronenfortsatz und das Gelenk. Mein Exemplar gehörte einem sehr alten Bären an, an dessen Backenzähnen die Hügel bereits alle abgenutzt sind. Ausser dem hart hinter dem Eckzahn sitzenden einwurzligen Lückenzahn hatte mein Individuum noch einen zweiten, was bei U. arctos an verschiedenen Thieren beobachtet werden kann. Ursus spelaeus hat nie die Spur eines Lückenzahns. Abgesehen davon erlauben die geringen Grössenverhältnisse die Vergleichung nur mit arctos. Die kleinste Varietät von arctos aber ist eben die syrische Varietät, die als U. isabellicus und syriacus am Kaukasus und im Libanon vorkommt und zur Zeit der Mais- und Trauben-Ernte gejagt wird. Hiernach hätte sich aus den prähistorischen Zeiten her in dem so stabilen Land, wie der Libanon es ist, selbst die Form des Bären nicht verändert.

Das zweite Stück, das der Schêch el Khazim für ein menschliches Schädeldach ansah und wohl ebenso wie der hochwürdige Bischof von Marhanna de Maran für die traurigen Reste der „massacres" hielt, unter welchem Namen alle Gräuelthaten der Türken und Drusen gegen Christen verübt zusammengefasst werden, ist das Stirnbein von Felis spelaea, jener glücklicher Weise von Menschen ausgerotteten gräulichen Katze, welche die lebenden Tiger und Löwen noch weit an Grösse übertraf. Die Schädelwandung dieses Stirnbeins misst 1,5 cm in der Mitte und 1,0 cm am Ansatz des Ethmoideum.

Das dritte Stück ist ein Eckzahn von Equus, der sog. Hengstzahn. —

Hr. Hartmann erwähnt, dass er bereits in einer früheren Sitzung das betreffende Fragment eines Bärenkiefers als zu Ursus syriacus gehörig bezeichnet habe.

Seine damalige Mittheilung sei von nach dem Leben aufgenommenen Aquarell-Zeichnungen der Köpfe und von bildlichen Darstellungen des Schädels des syrischen Bären begleitet gewesen.

(4) Hr. J. M. Hildebrandt legt eine Anzahl mit dem Conformateur aufgenommener Kopfumrisse, sowie Fussumrisse der Somal u. A. vor.

(5) Hr. E. Friedel legte auf Anregung des Vorsitzenden

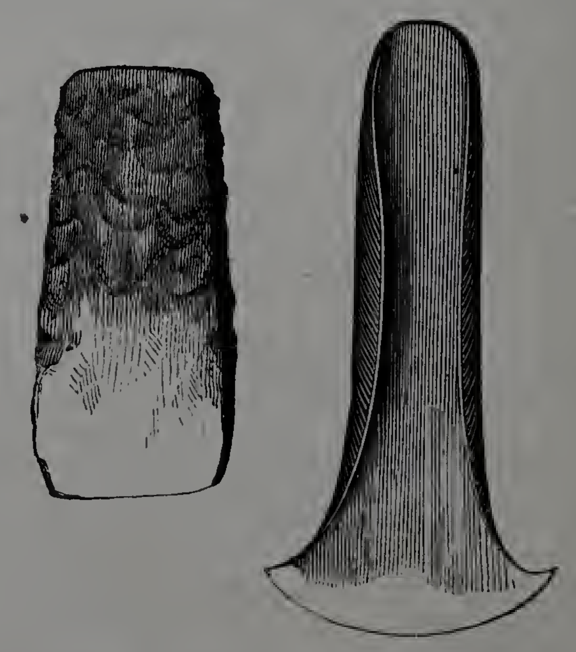
a) einen Stein- und einen Bronze-Celt, in einem Hünengrab bei Crossen an der Oder zusammen gefunden,

aus dem hiesigen Märkischen Museum (Katalog II. Nr. 1591 — 2), unter Anschluss an die Mittheilung des Hrn. Alexander Rabenau in der Sitzung vom 9. d. M., zur Ansicht vor.

Beide Fundstücke sind in $^1/_2$ der natürlichen Grösse wiedergegeben. Der Steincelt ist aus weisslich-grauem Flint und ähnelt den bekannten alten Feuersteintypen von Rügen und Seeland, welche zu Tausenden in den nordischen Sammlungen vertreten, im Süden der Mark aber bereits, wie der Feuerstein überhaupt, schon ziemlich selten sind. Wie die meisten in Mitteldeutschland gefundenen Feuersteincelte, ist der vorliegende stark abgenutzt, wieder angeschliffen und theilweise wie polirt. In Rügen, Seeland, Schonen, Schleswig-Holstein, wo die Feuersteingeräthe in ungleich grösserer Zahl vorhanden waren, findet man viel häufiger wenig oder gar nicht merklich abgenutzte Feuerstein-Celte.

Finder der Stücke ist der Rector Dr. Petermann, früher in Crossen a./O. Die Fundstelle ist auf der Karte leicht zu finden, ein Hünengrab, etwa 5 Kilometer südlich von Crossen in der Richtung von Deutsch-Sagar nach dem südwestlich belegenen Fritschendorf. Der Hügel war mit Schwarzdorn bewachsen. Hr. Petermann schrieb am 5. November 1874 darüber an den Vortragenden:

„Ich übersende anbei die beiden Stücke und zwar eins aus Bronze, das andere von Stein, die ich in hiesiger Gegend beim Dorfe Deutsch-Sagar aus einem Hünen-



Feuerstein-Celt. Bronze-Celt.
$^1/_2$ nat. Grösse.
In einem Hünengrab bei Deutsch-Sagar, Kreis Crossen, zusammen gefunden.
Märkisches Museum.

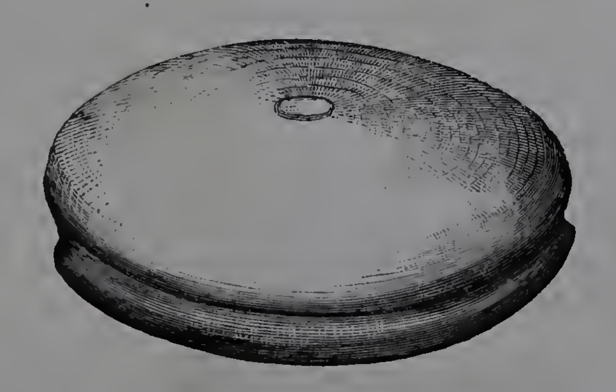
grabe im Jahre 1871 selber ausgegraben habe. Schon früher, in meiner Heimath in Pommern bei Stargard, habe ich 1839 ein solches aufgedeckt und damals zuerst von allen in Pommern bisher aufgegrabenen Hünengräbern einen ähnlichen Fund wie hier gemacht, nur dass damals die Bronze-Arbeit in einer Spange bestand, die Steinarbeit, wie diese, in einem Schneidemesser, etwas anders geformt als die beikommende. Ich habe damals die Gegenstände dem Museum für pommersche Alterthümer in Stettin übermacht und Sie können solche daselbst sich noch heute zeigen lassen. Professor Giesebrecht, der damals an der Spitze stand, war mir äusserst dankbar für diese Stücke, die ersten der Art in Pommern. Das hier aufgedeckte Grab verrieth nur durch die Hügelform, dass es ein Hünengrab sei; nach wenigen Stunden Arbeit fand ich den steinernen Ringwall, d. h. Granitstücke in oblonger Form etwa 3 Fuss lang und 2 Fuss breit aufgestellt, und in denselben beide wohl erhaltenen Stücke, welche die ersten in hiesiger Gegend von der Art, wie die beikommenden sind."

Diese und ähnliche Funde mögen Giesebrecht in den Wendischen Geschichten Bd. I. 1843. S. 21 zu folgendem Urtheil bestimmt haben, das man sich gerade jetzt, wo über die Richtigkeit der Dreitheilung in Stein-, Bronce- und Eisenzeit wieder lebhaft gestritten wird, gern in's Gedächtniss ruft: „Die von Thomsen und Lisch angenommenen drei Culturperioden werden demnach auf zwei zu beschränken sein, die Steinzeit und die Metallzeit. Ob die letztere mit dem Gebrauch des Eisens oder der Bronze oder beider zugleich angefangen, sind Fragen, auf welche keine allgemeine, für den ganzen Norden diesseit und jenseit der Ostsee gültige Antwort kann gegeben werden; sie fallen besonderen Untersuchungen anheim, denn der Anfang war ohne Zweifel nach den localen und nationalen Verhältnissen verschieden." —

Ferner legte Hr. Friedel noch folgende demselben Institut gehörige Objecte vor:

b) Eine steinerne Hacke mit Durchbohrung von seltener Form. Dieselbe ist beiderseits convex (nicht plan-convex, was häufiger vorkommt) und ähnelt Evans: Ancient Stone Implements of Great Britain London 1872, Fig. 122, p. 169. Länge 18,5 cm, Breite der Schneide 6,5 cm, das stumpfere Hinterende 6 cm. Dicke des Instruments 5 cm. Das Loch ist konisch und hat 2,2—2,6 cm Durchmesser. Gefunden auf der Feldmark Schenkendorf bei Königs-Wusterhausen, 27 Kilometer südöstlich Berlin. Cat. II. Nr. 7461.

c) Drei eigenthümliche Steinplatten. Zwei von ihnen stimmen in der Form überein. Es sind Scheiben, jedoch biconvex, die eine im Moor bei Stepenitz,

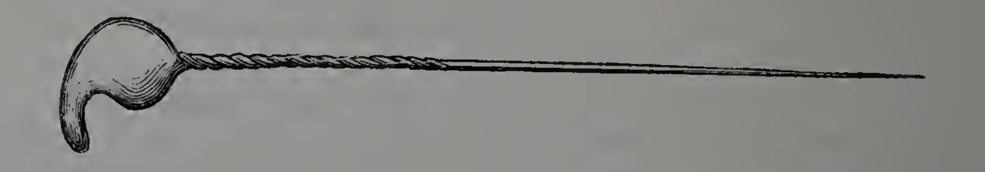


Kreis Cammin in Pommern, Cat. II. Nr. 7362, die anderen, Cat. II. Nr. 7379, beim Stubbenroden nahe der Försterei Neumühl, Kreis Nieder-Barnim, 17 Kilometer nörd-

lich von Berlin, ausgegraben, jene von Sandstein, letztere anscheinend von Quarzit. Auf beiden Seiten ist in der Mitte eine seichte Vertiefung. Um die Dicke des Steines, also im grössten Durchmesser aussen läuft eine 4 Millimeter tiefe Rinne, als wenn in derselben ein Treibriemen oder eine Schnur gesessen. Die erstere Scheibe hat 12,5 cm Durchmesser und 6,5 cm Dicke, die zweite 14,5 cm Durchmesser und 8,5 cm Dicke. In die seichten Vertiefungen mögen Zapfen gepasst haben, zwischen denen die Steine spielten. Der grössere Stein ist auf der einen Seite durch langen Gebrauch etwas unsymmetrisch abgeschliffen. Fig. c stellt letztern Stein vor. Er ist 2800 Grm., der andere Stein 1400 Grm. schwer. Die Form erinnert hiernach an die etwa faustgrossen Steine mit Riemen- oder Eisendrath-Fassung in der Rinne, die man namentlich in der „schwarzen Erde" von Birka (Björkö) in Schweden gefunden und für Wetzsteine erklärt hat, woran bezüglich der vorliegenden Steine nicht gedacht werden kann. — Der dritte Stein ähnelt in der Grösse (11,5 cm Durchmesser, 6,5 cm Dicke, 1400 Grm. schwer) und Schwere den vorigen. Er ist jedoch auf beiden Seiten vollkommen plan und glatt geschliffen und besteht aus grobkörnigem, stark verwittertem Granit. Ausgegraben bei Craatz, Kreis Prenzlau, Cat. II. Nr. 7238. Vielleicht giebt irgend eine moderne Technik Aufschluss über den Gebrauch dieser Steine. Um eventuelle Mittheilung an den Vorstand wird hierdurch gebeten.

d) Eine tassenkopfförmige Urne, schwärzlich, aus mit Steinbisschen gemengtem Thon angefertigt, ausgegraben an einem Bergabhange auf dem Rochlitz'schen Grundstück in Seelow, Kreis Lebus.

In derselben lagen ein thönerner Spinnwirtel, zwei Bernsteinperlen, das Fragment eines kleinen Ringes von Erz und eine silberne Nadel von einer in der Mark seltenen Form (Cat. II. Nr. 7426 bis 7431). Die Nadel, in Form einer



Hippe, ist 17 cm lang und erinnert auf den ersten Blick an gewisse Haarnadeln aus den Reihen-Gräbern der merovingischen Zeit bei Lindenschmit: heidnische Alterthümer, Band II. Heft V. Taf. 6, Fig. 1, Erz von Sigmaringen, Fig. 8, Silber, von Pfullingen bei Reutlingen, Fig. 3, Erz, von Darstadt bei Ochsenfurth, Fig. 6, Erz, ebenfalls von Pfullingen. Vergleicht man dergleichen hippenförmige Nadeln in einer Serie untereinander, so sieht man, dass der Kopf der Nadel an einen Vogelkopf (Falken) erinnern soll. Die merovingische Kulturperiode reicht aus dem deutschen Heidenthum um 450 bis Childerich III., der von Pipin 752 ins Kloster gesteckt wird. Darf man bei der Auffälligkeit dieser Nadelform von der Gleichheit des Stils auf die Gleichalterigkeit der Objecte schliessen, so würde der Fund in die frühe Zeit des Wendenthums, also in eine Zeit gehören, deren Reste bis jetzt leider weder durch Münzfunde noch kaum anderweitig in unserer Gegend chronologisch feststellbar gewesen sind. Vom neunten Jahrhundert ab beginnen erst die zahlreichen Funde abendländischer und orientalischer Münzen, welche für die Reste des Wendenthums eine feste Zeitbestimmung ermöglichen. —

Hr. Virchow bemerkt, dass kleinere Exemplare der unter c. erwähnten Steine in unseren Provinzen häufiger vorkämen und dass dieselben gewöhnlich als Schleudersteine bezeichnet würden. Er selbst besitze ein sehr schönes Exemplar von Grumsdorf am Virchow-See. Die sehr saubere Ausführung spreche allerdings gegen den

Gebrauch zum Schleudern. Da sich um den Rand herum eine Furche und auf den beiden Flächen eine Aushöhlung befinde, so könne man sich viel eher vorstellen, dass es Schwungsteine gewesen seien, die beim Bohren oder Feuerreiben angewendet seien.

In Betreff des Zusammenvorkommens von geschliffenem Feuerstein und Bronze erwähnt er, dass er auch im Museum zu Braunschweig einen ähnlichen Fund gesehen habe.

Endlich in Betreff des Thongeräthes erinnert er an seine Mittheilungen über seelower Alterthümer.

(6) Hr. Veckenstedt legt ein

Elch-Skelet von Schlieben und Urnen von Forst, darunter geschwärzte und durchbohrte, vor.

Die vorgelegten Knochen bilden das ziemlich vollständige Skelet eines Elch's, sie sind beim Torfgraben in einem Moor nicht weit von Schlieben gefunden, von meinem Schüler Herrnsdorf erworben und dem Königlichen Museum überwiesen worden. Das Thier ist, nach Lage der Knochen zu schliessen, wahrscheinlich in dem Moor umgekommen: es fanden sich nehmlich die Knochen so, dass der Kopf nach oben gelagert war, die anderen Theile des Körpers aber nach unten.

Die Gegend von Schlieben ist überhaupt reich an prähistorischen Funden, namentlich sind dort von meinem Schüler Herrnsdorf bereits 6 Stellen aufgefunden worden, an welchen Feuersteinsplitter geschlagen sind. Doch darüber ein ander Mal.

Die vorgelegten Urnen, welche ich zunächst der Güte des Hrn. Lehrer Kleist in Berge verdanke, rühren von dem reichen Urnenfelde Berge bei Forst her: sie stehen auf verhältnissmässig hoher Stufe der Technik, wie die meisten prähistorischen Gefässe, welche im Neissethal gefunden worden. Auffallend ist bei ihnen das häufige Vorkommen von Schwärzung. Das Exemplar, welches ich hier vorlege, zeichnet sich durch seinen intensiven Glanz aus. Nach Aussage eines Töpfers in Cottbus, welchem ich das Gefäss zeigte, ist es mit Wasserblei geschwärzt. Ich kann die Richtigkeit der Ansicht nicht beurtheilen und bitte die Herren, welche das besser verstehen, sich darüber zu äussern.

Seit ich vor etwa drei Jahren auf dem Urnenfelde bei Berge gegraben und dabei ausser einem Stückchen verfilzten Tuches drei Bronzenadeln gefunden habe, sind dort die Ausgrabungen mit mehr Vorsicht geübt worden und haben denn auch erhebliche Erfolge zu verzeichnen: so kann ich jetzt wieder etwas Bronze vorlegen und den Eisencelt, welcher, so viel ich weiss, ein seltenes Fundobject ist.

Die gut gearbeitete Urne, welche ich hier habe, zeigt im Boden ein Loch. Der Todtengräber von Berge, Hr. Opitz, lässt mich besonders darauf aufmerksam machen, dass solch ein Loch in vielen der Berger Urnen vorkommt und zwar stehen in diesem Falle die Urnen so in der Erde, dass der Boden des Gefässes zur Seite gekehrt ist. Da nun solch ein Loch in Knochenurnen öfter vorkommt — auch Hr. Dr. Voss ist darauf aufmerksam geworden und ich selbst entsinne mich, es hin und wieder gefunden zu haben: mein Schüler Eugen Riedel hat es gleichfalls öfter bemerkt, er hat auf dem bekannten Urnenfelde bei Drebkau ein Gefäss gegraben, in welchem ein Loch sich zur Seite befindet, wie solches der Fall ist in einer Urne, welche Hr. Bürgermeister Schlesier in Schlieben an das Licht befördert hat — so möchte ihm eine tiefere Bedeutung zuzuschreiben sein. Wenn ich es wage, darüber meine Meinung zu äussern, so ist es die, dass einst die vorslavischen Bewohner der Niederlausitz den Glauben gehabt haben, sie bahnten durch

Einfügung des Loches der Seele aus der Urne einen Weg; die Urne erweist sich also als Wohnung des Todten, welche den Ausgang zur Seite hat, wie das Haus seine Thür; in dem Fall, dass dies Loch sich in dem Boden des Gefässes befindet, ist die Urne, um den Charakter der Wohnung mit Seitenausweg zu bewahren, liegend in der Erde beigesetzt. —

Hr. Jagor fragt, ob das an den Gefässen befindliche Schwarz wirklich aus Wasserblei bestehe. Er selbst habe eine ganz ähnliche Färbung durch trockne Destillation von Reisähren in Indien herstellen sehen. —

Hr. Bastian macht mit Bezug auf das absichtlich ausgearbeitete Loch in der vorgelegten Todten-Urne, welche jetzt der nordischen Sammlung des Königlichen Museums angehört, auf das mehrfach beobachtete Vorkommen solcher Graböffnungen aufmerksam, bei europäischen Dolmen, im Kaukasus u. s. w. und die Beziehung derselben zu den Vorstellungen von der Seele, sei es dieselbe zu füttern, sei es für Zwecke der Beschwörung, wie auf Madagaskar, wo der Zauberpriester an dem Grabe auf die aus- und einhuschende Seele lauert, um sie in seine Mütze zu fangen, und für Heilung von Seelenkranken durch Einpfropfen zu verwenden, wie ähnlich in Oregon und bei den Seelenflickereien der Eskimo.

(7) Hr. Veckenstedt spricht über

den Wendenkönig und die Boža-łosć.

Der Boden, auf welchem wir stehen, war einst der slavischen Herrschaft unterworfen: vom Ural bis zur Elbe und darüber hinaus, vom Balkan bis zum Höhenzuge, welcher die finnische Seenplatte scheidet vom weissen Meer, wohnten die Slaven als Herrscher, oder Thatsachen mancher Art beweisen, dass sie dort früher als Herren geboten haben. Wenn nun die Slaven sich die Aufgabe gestellt, diese ganze ungeheure Länderstrecke der indogermanischen Cultur entgegenzuführen, so ist die Lösung derselben den stolzesten Leistungen der arischen Völker gleichzustellen, und eben desshalb, weil dieses Gebiet an Ausdehnung selbst dasjenige überragt, welches die Deutschen in der Völkerwanderung zwar ihrem Schwerte unterworfen, aber nicht dauernd zu germanisiren vermocht haben, werden wir die Slaven nicht minder schätzen dürfen, wenn sie in manchen Landschaften, welche sie früher mit dem Schwerte errungen, heut nicht mehr als Herren befehlen. Indess mit dem Aufgeben der Herrschaft ist der Slavismus selbst vielfach nicht geschwunden: selbst in der Wendentiefebene sind noch immer ansehnliche Reste des grossen Slavenvolkes vorhanden, welche Sprache, Sitte und uralte religiöse Anschauung ihrer Vorfahren treu bewahrt haben. Wie wichtig nun aber eine nähere Kenntniss der sagenhaften Ueberlieferungen unserer Spreeslaven für die Mythologie und Sagenforschung und somit indirect für die Ethnologie ist, habe ich in dem Vortrage, welchen ich im vorigen Jahre an dieser Stelle zu halten die Ehre hatte, zu erweisen versucht. Erhält doch mehr als eine Gestaltung der deutschen Sage durch Vergleichung mit der entsprechenden wendischen, welche zum Theil noch in echt mythischer, heidnischer Ursprünglichkeit verharrt, ein neues Licht. So vermochte ich z. B. damals die Drachenbäume, welche ich kurz zuvor in meiner Heimat bei Magdeburg aufgefunden, in die Wissenschaft einzuführen: eigentliche Sagen, welche an diesen Bäumen haften, fanden sich in der Magdeburger Gegend nicht, dagegen bewahren Gegenden, welche erst später deutsch geworden, ein treueres Andenken an den mythischen Charakter der wilden Birnbäume. So erzählt man in Zellin

an der Oder, auf einem wilden Birnbaume habe im Paradiese der Teufel einst als Drache gesessen, als er die Menschen zur Sünde gebracht. Hr. Prediger Handtmann, dem ich diese Nachricht verdanke, vermeint in dieser Gestaltung der Sage den Einfluss der prämonstratenser Mönche, welche hier einst ein Kloster gehabt, zu erkennen. Zur Zeit meines Vortrages waren mir die Drachenbäume in der Wendei noch unbekannt, aber ich schloss damals, nachdem ich die betreffenden Wendensagen zusammengestellt, es möchte ein Baum, unter dessen Wurzeln zauberische Schätze verborgen lägen, welche von einem Drachen bewacht werden, eben auch ein Drachenbaum sein. Weitere Nachforschungen ergaben, dass die Wenden noch heute vom wilden Apfelbaum, welchen sie ploniza oder płoniza, mithin Drachenbaum nennen, denn plon ist eben Drache, die Früchte zur Heilung von mancherlei Krankheiten benutzen, dass eine Flur, auf welchem ein Drachenbaum steht, vor jeder Gefahr beschützt ist. Drachenbaum nennen die Wenden aber auch den wilden Birnbaum, in manchen Dörfern sogar ausschliesslich. Der Drache, welcher im Hause der Wenden als Kalb oder Huhn erscheint, Geld, Getreide, Milch u. s. w. spendet, dessen heilige Bäume und Früchte Krankheiten heilen und Unheil abwehren, scheint mir nun aber dem Drachen der mongolischen Völker weit näher zu stehen, als dem, welchen die mythischen Helden der indogermanischen Völker bekämpfen: ist das aber der Fall, so möchte die Frage erlaubt sein, ob wir hier nicht auf Spuren treffen aus jener Zeit, in welcher etwa mongoloide Urvölker, welche für den wilden Apfelbaum und wilden Birnbaum, deren Früchte allerdings einander sehr ähneln, gesonderte Namen nicht hatten, Reste ihres Drachenkultus den Slaven überliefert haben.

In ein geschichtliches Verhältniss traten die Slaven der Wendentiefebene mit den Deutschen eigentlich erst seit der Zeit Karls des Grossen. Den um diese Zeit nach Osten vordringenden Deutschen haben die Wenden zunächst mannhaften Widerstand entgegengesetzt; denn wenn uns berichtet wird, es hätten 100,000 bis 120,000 Wendenleichen die Wahlstatt bei Lunkini oder Lenzen bedeckt, so stehen wir einfach vor der Thatsache, eine der blutigsten Schlachten der Weltgeschichte verzeichnen zu müssen. Und wenn stets in dem Augenblicke, in welchem die deutschen Könige um der römischen Kaiserkrone willen ihre Blicke nach Süden wandten, Aufstand an Aufstand sich reihte, welcher den Slaven ihre Freiheit wiedergeben sollte, so sind eigentlich die Bedingungen gegeben, welche erforderlich sind, um ein nationales Heldengedicht erstehen zu lassen. Freilich scheint das Endresultat dieser Kämpfe so furchtbar verhängnissvoll gewesen zu sein, dass es zur Schöpfung von einem Heldenepos oder auch nur von Heldenliedern, so viel sich bis jetzt in der Wendei hat ermitteln lassen, nicht gekommen ist. Aber so ganz unbezeugt ist die frühere Wendenherrlichkeit in den Sagen dieses Volkes, wie ich früher anzunehmen mich gezwungen sah, denn doch nicht geblieben. Wenn man z. B. auf den Dörfern bei Cottbus und Drebkau von dem Plonizka-Berg, also dem Drachenberg bei Prag erzählt, so ist hier Verknüpfung mit den stammverwandten Slaven gegeben. Sagt man doch noch heute, wie in alten Zeiten gesprochen wurde, „wer Recht suchen will, muss nach Prag gehen.“ Selbst im Jahre 1866 warteten die Wenden z. B. in dem Dorfe Gross-Döbern auf den Tag, an welchem die Siege der Preussen in Böhmen ihr Ende finden würden: das würde geschehen, wenn die Heere Friedrich Karls und des Kronprinzen sich dem Plonizkaberge würden genähert haben: dann würden die verzauberten Helden ihren Aufenthalt im Berge verlassen und den preussischen Siegen bald ein Ende machen. Im Wendenvolke geht die Prophezeiung um, Deutschland werde einst so klein werden, dass es unter einem Birnbaum Platz habe: dann werde man unter dem Birnbaum frühstücken,

Bei Prag am Hradizka- und Plonizkaberge würden sieben Könige eine gewaltige Schlacht schlagen, der Strom in seiner Nähe werde dann mehr Blut als Wasser führen. In dieser Schlacht würden die Deutschen besiegt werden: dann aber würden die verzauberten Helden des Plonizkaberges die Deutschen über den Rhein hinaustreiben. Darauf werde von diesen Helden der letzte Kampf ausgekämpft werden und dann trete der Untergang der Welt ein.

Es wird kaum zu bezweifeln sein, dass in diesen mythischen Prophezeiungen sich literarischer Einfluss späterer Zeiten geltend macht, zum Theil sind sie aber offenbar voll alter Erinnerungen. Ausserdem muss ihnen aber auch noch eine bestimmte Zeit das eigenthümliche Gepräge, welches sie zeigen, aufgedrückt haben; das kann aber nur die Zeit gewesen sein, in welcher die Hussitenhelden den Deutschen als überlegen sich erwiesen.

Alte Erinnerungen an die Heldenzeit der Wenden wird der Forscher geneigt sein in den Ueberlieferungen von den Wendenkönigen zu suchen. Freilich bis jetzt ist bei den hier einschlagenden Untersuchungen ein eigentliches Resultat nicht zu verzeichnen. Die ausführlichste Abhandlung, welche diesen Stoff behandelt, ist von dem Pastor Jentsch für den Čas. Mać. Serb. 1849/50 S. 16—48 geschrieben. Das Resultat der Arbeit ist, wie sich zeigen wird, ein eigenthümliches.

Doch orientieren wir uns zunächst. Historisch ist bekanntlich ein König in der Wendentiefebene nicht erweisbar. Dithmar sagt ausdrücklich: His autem omnibus, qui communiter Luitici vocantur, dominus specialiter non presidet unus; Helmold aber von den Ranen, qui et Rugiani, gens fortissima Slavorum, „soli habent regem."

Besonders beachtenswerth ist, dass alle Namen, welche zur Bezeichnung von Regentenwürden dienen, entlehnt sind: so Kuneż, Kral, Cesař, ja selbst das slawische Thiermärchen, in welchem sich doch eben auch menschliche Verhältnisse wiederspiegeln, kennt keinen König, und die echten wendischen Zwergsagen wissen von einem König nichts.

Ich übergehe, was Jentsch aus dem Zeugniss des Dithmar macht; Helmold, die sprachlichen Beweise, Zwerg- und Thiersage sind von ihm nicht berücksichtigt.

Entgegen diesen Zeugnissen nun erzählen die Deutschen unserer Tage, es gäbe noch immer einen Wendenkönig: derselbe erhalte von seinen Wenden königliche Ehren und zu seinem Unterhalte alljährlich Geld von seinen Unterthanen. Jentsch verweist diese angeblichen Thatsachen in das Gebiet der Fabel, wie er auch bezweifelt, dass die Berichte des Jacob Tollius wahr seien, in welchen dieser Gelehrte erzählt, er habe von dem grossen Kurfürsten selbst gehört, dass derselbe dem Wendenkönige nachgespürt habe; dem grossen Kurfürsten sei endlich ein junger, schön gewachsener Wende als solcher bezeichnet worden: ein alter Bauer aber habe Unrath gewittert und den jungen Mann von dannen getrieben. Gladovius weiss sogar, ein alter Bauer habe dem jungen Wenden eine Ohrfeige gegeben, dass derselbe erschrocken geflohen sei. Jentsch meint nun, es berichte diese Erzählung bei dem Charakter des grossen Kurfürsten, welcher nicht so leicht die Nachforschungen würde aufgegeben haben, und der ähnlichen Sage von Gustav Wasa, mehr als Zweifelhaftes. Von den noch jetzt im Volke lebenden Königssagen sagt unser Verfasser, sie rührten von folgendem Vorgange her. Im Jahre 1548 habe Franz von Minkwitz zu Ukro seine wendischen Bauern zu Herrendiensten zwingen wollen: diese aber hätten sich einen König gewählt und seien ihm feindlich entgegengetreten. Der Aufstand hätte weiter um sich gegriffen und viele wendischen Dörfer seien darin verwickelt worden. Die Dörfer hätten sich Könige gewählt, diese Wendenkönige aber seien von der Obrig-

keit ergriffen und gezüchtigt worden, und hieraus seien die Wendenkönigssagen entstanden. Einer Widerlegung bedarf dieser Euhemerismus nicht.

Ein tieferer Hintergrund eröffnet sich uns, wenn wir Andree's Vergleich der Wendenkönigssprossen, von denen man erzählt, mit den Nachkommen der altnordischen Seekönige in Norwegen in's Auge fassen. Sollen doch in Kaminchen bei Burg noch heutigen Tags Nachkommen der Königsfamilie in weiblicher Linie bekannt sein, deren männliche Vorfahren einst als Könige in Burg geherrscht, und auch sonst berichtet man von wendischen Königssprossen in Lübben, Muskau, Graustein bei Spremberg und an vielen anderen Orten der Wendei. Freilich werden sich solche Ueberlieferungen für die historische Forschung schwer, wenn überhaupt verwerthen lassen.

Doch wenden wir uns nun den mythischen Wendenkönigen selbst zu.

Von hier einschlagenden, bereits veröffentlichten Sagen, in welchen man mythische Spuren auf den ersten Blick erkennen kann, trotzdem man auch in ihnen wirkliche Vorkommnisse gesucht hat, sind die wichtigsten diejenigen, welche vom Lehrer Boit aus Syhlow im Bramb. Serbski Zasn. (1866. Nr. 2, ff.) und in verwandter Gestaltung vom Prediger Dr. Berger im christlichen Volksfreund (1849. S. 52—60) veröffentlicht sind. Der Kern dieser Sagen ist folgender: Der Wendenkönig Chestowo oder Ziscibor — nach der von Karl Haupt mitgetheilten entsprechenden Sage — lebte mit seiner Gemahlin Trudeska, welche er ihrem Bräutigam, den er im Kampf erschlagen, abgerungen hat, in kinderloser Ehe. Er war wild und grausam: Gefangenen liess er aus dem Rücken Hautstreifen ausschneiden und ihnen damit die Hände zusammenbinden; in diesem Zustande sandte er sie heim. Es schmerzte ihn nun aber, dass er der letzte Wendenkönig sein werde, desshalb beschloss er, es solle sein Priester oder Diener Morkusky einen Knaben und ein Mädchen, die er an Kindesstatt annehmen wolle, für ihn rauben. Entsprechende Kinder wurden in dem Dorfe Drehnow an der Malxe bei Peitz ausgespürt, der Raub wurde zunächst von einem Kahne aus glücklich vollzogen. Die rudermüden Mannen des Wendenkönigs rasten nach anstrengender Kahnfahrt, bevor sie Burg, den Sitz ihres Königs erreicht, unter dem Schatten eines Baumes in kühler Mittagsruhe. Ein Knabe aus Drehnow aber hat den Raub zufällig bemerkt und die Mutter der geraubten Kinder benachrichtigt. Diese eilt in ihrem Kahn den Kinderräubern nach, indess der Vater die Dorfgenossen zur Verfolgung aufbietet. Der Mutter gelingt es, von den schlafenden Wendenkriegern nicht bemerkt, sich den Kindern zu nähern und diese wiederum zu rauben. Als darauf die Krieger erwachen, ist die Spree mit Kähnen voll kampfbereiter Männer bedeckt, so dass die Mannen des Königs froh sind, ohne Kampf und ohne Raub zu entkommen. Der Himmel hat sich indess verdüstert: kaum ist Chestowo durch seine Getreuen von dem mislungenen Raube benachrichtigt, so steigt ein furchtbares Gewitter auf, ein Blitz schmettert herunter in die Burg des Wendenkönigs, und in einem wilden Flammenmeer finden der König, und mit ihm Gattin und Genossen, das Schloss und die ganze Wendenherrlichkeit ein jähes Ende.

Von sonstigen Sagen erwähnt Jentsch jene, nach welcher ein wendischer König aus der Oberlausitz in Folge eines Krieges fliehen musste. Er kam, berichtet er weiter, auf der Spree in einem aus Ruthen geflochtenen Nachen — oder wie andere schreiben, — auf einem Floss aus Weidenruthen angeschwommen: bei Burg habe er sich ein Schloss erbaut und darin noch lange seine Freiheit behauptet. Jentsch will in diesem König einen Crescentius, der früher bei Königshain seine Burg gehabt, erkennen. Gleichfalls für eine geschichtliche Thatsache hält er die Sage, welche berichtet, dieser Wendenkönig habe, hart von seinen Feinden bedrängt,

dem Pferde die Hufeisen verkehrt aufschlagen lassen, damit, wie Jentsch bemerkt, der König „jegliche Spur nach seinem Schlosse in der Waldung verberge.“ Der Name Crescentius aber stehe für Pribislaw nach den Vermuthungen des Hrn. v. Oertzen.

Ferner ist bereits literarisch bekannt, der Wendenkönig habe eine Lederbrücke gehabt, welche von Burg nach Werben oder Drehnow führte; die Lederbrücke, erzählt die Sage, habe sich hinter ihm, wenn er darüber geschritten oder geritten von selbst aufgerollt. Die Pfähle dieser Brücke sucht der Lehrer Boit (im Bramb. a. a. O.) bei Burg zu erweisen, und auch sonst erzählt man noch, Pfähle, die sich zwischen Burg und Schmogrow fänden, seien Reste von der Brücke des Königs, welche er in der Weise hergestellt, dass er über die Pfähle Thierfelle breiten liess.

Und nun schliesse ich die wichtigsten der von mir gesammelten Sagen an.

Einer von meinen Märchenerzählern aus Cottbus, freilich ein Deutscher, aber vertraut mit den Sagenschätzen der Wenden berichtet folgendes: Aus Asien seien die Wenden unter Führung eines Königs unter unsäglichen Schwierigkeiten über ein furchtbar hohes Gebirge nach Schlesien gelangt: von dort durch die Deutschen vertrieben, sei die Mehrzahl nach der Lausitz gewandert, ein Theil aber habe sich in der Gegend vor Halle angesiedelt. In Burg habe sich der König ein unterirdisches Schloss auf dem Burgberg erbauen lassen, und von dort habe nach Fehrow oder Werben die Lederbrücke mit ihrer bekannten Eigenschaft geführt. Der Wendenkönig habe viel mit den schwarzen Rittern zu kämpfen gehabt und sei, von ihnen hin und wieder besiegt, aus Gram über die Minderung seiner Herrschaft gestorben. Begraben sei er in einem goldenen Sarg, welcher in einen kupfernen gesetzt sei: dann habe man beide Särge in einen Sumpf versenkt. Sein Sohn sei ihm in der Herrschaft gefolgt. Von diesem hätten die Wenden bei Halle die Salzbereitung gelernt. Das sei aber so zugegangen. Ein schwarzes Schwein habe sich in einem Sumpf gewälzt und sei aus demselben weiss hervorgekommen. Man habe das dem Wendenkönig nach Burg gemeldet, der habe sich an Ort und Stelle begeben, das Wunder untersucht, Salz entdeckt und darauf die dortigen Wenden belehrt, wie man durch Sieden Salz gewinne. Als er sich später in Burg nicht mehr zu halten vermochte, sei er ausgewandert; seinen Schatz habe er bei Sorau vergraben; heben könne denselben nur, wer mit zwei Zähnen geboren sei.

(Es möge erlaubt sein zu bemerken, dass ich in Sorau auf diesen Schatz gestossen bin, nur hat er sich hier in den Schatz eines Räuberschlosses verwandelt, den ein dämonischer Vogel, eine wilde Gans, bewacht und vertheidigt. Heben kann ihn hier nur ein Graf von Sorau, welcher mit zwei Zähnen geboren ist: desshalb blieben bis jetzt die zahlreichen Nachgrabungen ohne Erfolg, da das bedingende Ereigniss noch nicht eingetroffen ist. (Mittheilung des Hrn. Banquier Kade in Sorau). Nach der Sorauer Volkssage aber wird der Schatz des Wendenkönigs, welcher in der Nähe des Raubschlosses, dicht bei dem Mädchen- oder Todtensprung, vergraben ist, von einem Waisenknaben gehoben werden. Der Knabe muss nach der Confirmation bei seinem ersten Abendmahlsgange die Oblate heimlich aus dem Mund nehmen, in die Tasche stecken und sich so ausgerüstet in den Wald begeben. Da wird er ein Gewehr finden, und an der Stelle, wo das Gewehr liegt, muss er die Arbeit des Schatzhebens beginnen. Dann werden Drachen auf ihn einstürmen und Vögel ihn umschwirren, allein vermittelst des Gewehres wird er der Unthiere Herr werden und den Schatz erlangen).

Später habe Markgraf Hans von dem Schicksal des Wendenkönigs gehört und ihm eine hohe Stelle in seinem Heere angeboten, der Wendenkönig habe dieselbe aber nicht angenommen, sondern sei nach Cottbus gezogen und habe dort als

Leineweber gelebt. Um den hohen Steuern zu entgehen, habe er betrogen: das sei entdeckt worden und man habe ihn gezwungen, auszuwandern. Da sei er denn in die Fremde gezogen, begleitet von seiner Schwester, Niemand habe je erfahren wohin.

Wir fühlen, auf echt wendischem Boden ist die Sage erwachsen, aber deutsche Wandlungen derselben sind nicht zu verkennen.

Von seinem Tode habe ich dann noch in Cottbus erfahren, freilich aus deutschem Munde, der letzte Wendenkönig in Burg sei mit einer Mohrrübe erschlagen worden.

Aus Drebkau verdanke ich der Güte eines mir unbekannten Herrn folgende wendische Königssage:

Eines Tages naht dem einsamen Gehöft, welches einer Wittwe und deren Töchtern gehört, ein junger Fremdling in der Tracht eines Schweinehirten. Der Hofhund bellt zuerst aussergewöhnlich heftig, verstummt dann aber plötzlich, als die Schritte des Fremden im Gehöft erschallen, ja der Hund ist fortan auf immer stumm.

Gut aufgenommen, bleibt der Fremde, und vom nächsten Morgen an entwickelt er eine rührige Thätigkeit, Vieh und Menschen zu heilen, so dass bald der Zulauf zu ihm gross und immer grösser wird. Von wunderbarer Kraft erweist er sich bald darauf, als bei dem Erntetanz die jungen Burschen mit ihm Streit beginnen; er schlägt alle nieder, so dass er in Kürze allein auf der Wahlstatt bleibt.

Indess bald nach diesem Streit verlässt er das Dorf, welches ihm jetzt zum Theil feindliche Bewohner birgt. Es währt aber nicht lange, so sehnt sich alles wieder nach ihm und bald fragt die Menge der Hülfsbedürftigen, wo der König weile. Nach einigen Jahren kehrt derselbe denn auch wieder zurück und nimmt auf's Neue seine Thätigkeit auf, Menschen und Vieh von ihren Gebrechen zu erlösen. Dabei gewinnt er viel Geld und sein Ansehen steigt so, dass sich eine Anzahl von Begleitern auf seinen Ausflügen als ein stetes Gefolge ihm anschliesst, ja bald giebt es viele Meilen in der Runde keinen Streit mehr, den er zu schlichten nicht berufen wird. Bei einem dieser Schiedssprüche hält sich ein Bauer für übervortheilt und büsst seinen Aerger an dem Gefolge des Königs, das er zufällig ohne diesen trifft. Kaum erfährt der König die Schmach, welche man ihm angethan, so sammelt er seine Getreuen um sich und rückt mit ihnen vor das Dorf des Gegners. Es entspinnt sich ein Kampf; der junge Held, obgleich im Leinwandkittel, zeigt sich unverwundbar, kein Pfeil vermag ihn zu verletzen. Bald sind in Folge dessen die Feinde überwältigt und nun werden sie gezwungen, bei dem Bau der Königsburg in Burg zu helfen, denn fortan will der König auch als König herrschen. Die Burg wird in der Mitte des Burgberges erbaut und in ihr waltet fortan der König friedlich und segensreich: er heilt nach wie vor Krankheiten im Lande und schlichtet den Streit der Männer. Dafür wird ihm viel Geld geschenkt, so dass er einen Schatz ansammelt. Als er 50 Jahre friedlich geherrscht, versammelt er seine Getreuen um sich, mahnt sie, Ruhe und Frieden zu bewahren, verbirgt seinen Schatz und dann verschwindet er, Niemand weiss wohin.

Das Andenken an den Wendenkönig haben aber auch Gegenden der Niederlausitz bewahrt, welche seit länger als einem Jahrhundert deutsch sind. Einer solchen Gegend verdanke ich folgende Sage: Zwischen Lieberose und Peitz dehnt sich eine Haide über ein weites Gebiet aus. In dieser Heide erhebt sich oft um Mitternacht ein furchtbares Brausen: das Unwetter steigert sich bald zu einem wilden Aufruhr der entfesselten Elemente. Ist das wilde Gewitter vorüber, so steigt am Himmel eine weisse Wolke auf, welche langsam über den Horizont hinzieht. Wer das sieht, der sagt: „Das ist der Weisse." Der Weisse ist aber Niemand anders

als der Wendenkönig. Er zieht aber immer von Zeit zu Zeit über die Heide; denn hier hat seine Herrschaft ein Ende gefunden. Einst wurde nehmlich dort eine furchtbare Schlacht zwischen ihm und den Deutschen geschlagen. Den Deutschen war die Stellung des Wendenheeres verrathen worden und so wurde denn die Schlacht für die Wenden verhängnissvoll. Vergebens schmetterte der Wendenkönig mit seinem gewaltigen Schwert, dessen Schneide eine Schlange, dessen Griff ein Schlangenkopf, dessen Knopf ein Schlangenauge war, die deutschen Krieger nieder, — einer nach dem anderen fiel von seinen Wendenhelden. Als der König allein noch kämpfte und jede Hoffnung auf Sieg geschwunden sah, erhob er sich mit seinem weissen Ross, das er ritt, in die Luft, die Leichen der erschlagenen Wenden beseelte neues, dämonisches Leben, also dass die Heldenschaar ihrem König folgte und König und Wendenhelden entschwanden in den Wolken vor den Augen der entsetzten Deutschen.

Nach Vorführung dieser wenigen Sagen wird Niemand mehr an einen Bauernaufstand oder überhaupt an einen geschichtlichen König denken; die vergleichende Mythologie lehrt uns aber auch, mit Gestalten welcher Art wir es in den Königssagen der indogermanischen Völker und demgemäss auch der Wenden zu thun haben. Die indogermanischen Völker aber haben bekanntlich nicht nur Mythologie und Sage ihrem Kern nach als gemeinsames Eigenthum, auch Sitten und Gebrauch entsprechen einander, freilich modificirt je nach Volk und Land, äusseren Einflüssen und innerer Anlage des Volkscharakters. Statt vieler Beispiele eins. Den Deutschen gelten die zwölf Nächte um Weihnachten für eine heilige Zeit. Da darf gar manche Arbeit nicht verrichtet werden, z. B. soll man nicht spinnen, andere Arbeiten schlagen zum Segen aus. Manche Speisen sind geboten, andere bringen Unheil. Der hochheilige Charakter dieser Zeit findet darin seinen beredten Ausdruck, dass gewisse hohe Gottheiten an diesen Tagen umgehen.

Diese altheidnische Festzeit findet ihre Anlehnung an die Zeit der Wintersonnenwende: in Rom feierte man an den Tagen vom 17. bis 23. December das hohe Fest der Saturnalien. Der Hauptfesttag fiel auf den 17. December und sieben Tage herrschte in Rom „lauter Freude und Freiheit, ein ausgelassenes Jubeln, Schmausen und Schenken.“ Vor allem aber waren diese Tage Festtage für die Sklaven, welche entweder bei den Mahlzeiten von der Herrschaft bedient wurden oder wenigstens mit ihr speisten. Aber auch die Kinder müssen dieser Tage sich besonders zu erfreuen gehabt haben, denn noch in der Kaiserzeit, als die Festtage bereits beschränkt waren, setzte Caligula als fünften Tag den Dies juvenalis ein, einen Tag also, offenbar den Spielen und Tafelfreuden der Jugend gewidmet.

Diesen Saturnalien entspricht, ich möchte sagen, auf das genaueste, die wendische mjas god oder mjas godami Zeit.

Unter Einfluss des Christenthums und gemäss der Verschiebung der Tage, welche die Einführung des gregorianischen Kalenders herbeigeführt hat, beginnt den Wenden die Feierzeit am Abend des 24. Decembers und währt bis zum 1. Januar, also sieben Tage.

Vom Umgehen der Gottheiten habe ich fast nichts erfahren können: man berichtet nur, die Murawa speie in den Wocken derjenigen Frau, welche an diesem Tage spinne. Aber ein Kinder- und Dienstbotenfest wird an diesem Tage gefeiert, wie es ähnlich vor Jahrtausenden auf den Fluren Italiens begangen wurde. Auf dem Tisch müssen an diesem Tage neun Gerichte prangen oder wenigstens ein Gericht aus neun Zuthaten, als da sind: Schweinefleisch, Hirse, Wasser, Salz, Mohrrüben, Zwiebeln, Kohlrüben, Weizenmehl und Rosinen.

In diesen Tagen vermeidet man es, den Kindern ein böses Wort zu sagen, die

Dienstboten aber sind frei von jeder Verpflichtung ihrer Herrschaft gegenüber, es kümmert sich Niemand um ihr Thun und Lassen, sie essen mit der Herrschaft an demselben Tische, erhalten ausserdem aber noch die Zuthaten, um sich selbst Essen bereiten zu können. Während die Hausfrau nicht spinnen darf, da sonst die Murawa kommt und ihr in den Wocken speit, oder die abfallenden Schemen dem todten Kinde auf die Augen fallen und ihm die Ruhe des Grabes rauben, so ist den Mägden das Spinnen erlaubt, ja das ganze Gespinnst dieser Tage gehört ihnen.

Auch die mythischen Züge, welche die Gestalt des Wendenkönigs aufweist, treten in ein um so helleres Licht, je näher wir sie betrachten, je mehr wir die Königs- und Göttersagen der indogermanischen Völker zu ihrer Vergleichung heranziehen.

Wie Sceáf mit Waffen umgeben in einem Schiff an einer Insel im Ocean landet oder jener Knabe im steuerlosen Schiff auf einer Garbe schlafend zu den Angeln gelangt und dort König wird, so kommt der Wendenkönig auf einem Kahn oder Floss von Weidenruthen die Spree herabgeschwommen: er baut seine Burg in der Mitte eines künstlichen Hügels, und Spuren der saturnischen Siedlung wies man noch in später Zeit unter dem Capitol auf dem Janiculus nach. Von seiner Burg führt eine Brücke aus rothem Leder nach Werben oder Fehrow, welche sich hinter dem Darüberreitenden oder Darüberschreitenden von selbst aufrollt, wenn er in das Land zieht, den Streit der Männer zu schlichten, wie die Asen täglich über die Asenbrücke, den dreifarbigen Regenbogen, zu ihrer Gerichtsstätte reiten. Der Wendenkönig trägt zuerst das Gewand eines Schweinehirten, er ist mit wunderbarer Kraft ausgerüstet und unverwundbar, wie Siegfried, der unserer Volkssage als Säufritz bekannte hehrste Held des deutschen Volkes.

Der Wendenkönig heilt durch Zaubersprüche Krankheiten bei Menschen und Vieh, wie Wôdan Balders „ausgerenktes Pferd" durch seinen Zauberspruch heilt. Wie Wôdan auszieht mit der Schaar seiner Einherier oder die im Kampf gefällten Einherier wieder erstehen, so erhebt sich der Wendenkönig hoch zu Ross von der Wahlstatt empor in die Wolken und ihm folgen seine Wendenkrieger, welche, im Kampfe gefällt, wieder auferstehen.

Wie die Römer den Segen des Ackerbaues auf Saturnus zurückführen, so haben die Wenden das Salzsieden von ihrem Könige gelernt, und ich denke, sie führen auch die Kunst des Webens auf ihn zurück, wenn sie sagen, der Wendenkönig sei eigentlich ein Leineweber gewesen. Wie der Schatz der Nibelungen, so ist der Schatz des Wendenkönigs ein mythischer.

Seinen Tod findet der Wendenkönig, erschlagen von einer Mohrrübe — wenn der Ausdruck richtig ist, da ich ihn aus deutschem Munde vernommen — doch berichten auch die Wenden, die Mohrrüben seien zur Zeit ihres Königs unendlich gross gewesen und noch jetzt wird aus Mohrrüben ein Festgebäck gefertigt und ein heilsamer Trank gegen das Fieber bereitet — wie Isfendiâr durch einen Tamarinden-, Baldr durch einen Mistelzweig dem Tode entgegengeführt werden, oder ein Blitz schmettert ihn nieder, wie Romulus und Tullus Hostilius ihren Tod finden, oder er verschwindet, wie Saturnus, nachdem er 50 Jahre friedlich geherrscht, Sehnsucht nach der goldenen Zeit seiner Herrschaft den späteren Geschlechtern hinterlassend.

Und eine tiefe Sehnsucht nach ihrem Könige ist bei den Wenden noch heute lebendig. So erzählt man, in einer gewaltigen Schlacht bei Frankfurt seien die Wenden besiegt worden: allnächtlich nun steigen um Mitternacht die Wendenhelden empor aus ihrem Lager und gedenken klagend der Herrlichkeit, welche ihr Volk einst schmückte, als ein König ihrer waltete. Ja selbst in Gegenden, welche über

ein Jahrhundert bereits deutsch reden, erfüllt messianische Hoffnung das Gemüth dieser deutsch redenden Wenden, wenn sie sich zuraunen: Jetzt trete der Weltkampf ein, nun kehre der Wendenkönig wieder, besiege die Deutschen, stifte ein grosses Slavenreich und beuge nun endlich den deutschen Nacken dem Slavenjoche.

Solche Hoffnung zu hegen giebt allerdings zum Theil die noch unter ihnen lebendige Königssage in ihren heroischen Zügen den Wenden willkommenen Anlass. Wissen sie doch von ihrem König zu erzählen, er habe ein zweischneidiges Schwert geführt, so gewaltig, dass selbst ein Wendenkrieger nur mit Mühe es vom Boden aufzuheben vermocht; dem Schnitt des Schwertes widerstand kein Eisen. Die Pfeile, welche er von seinem Bogen entsandte, waren vergiftet, und auf wen er sie richtete, dem brachten sie Verderben, denn sie verfehlten ihr Ziel nie. Wenn er den Helm, welchen er trug, über das Gesicht niederzog, so vermochte ihn Niemand zu sehen. Niemand auch erblickte ihn, denn er war zauberkundig, wenn er sich hoch zu Ross mit seinem Hauptmann in die Lüfte erhob, die Stellung des deutschen Heeres zu erspähen. Dann zog er mit seinen Schlachtgenossen in einer Wolke über dem Feinde dahin. Hin und wieder sah dann wohl einer der Deutschen zwei Raben am Himmel fliegen, oder es leuchtete ihm hin und wieder wie ein Blitz auf — das war ein Leuchten, welches von den Hufen des königlichen Rosses ausging — und dann verbreitete sich im Heere der Deutschen die Kunde, der Wendenkönig ziehe über ihnen hin, er bereite den Sieg vor, ihr Heer wäre dem Untergang geweiht.

Der Wendenkönig war zauberkundig, und wenn nun die Schlacht begann, so stellte er dem Heere der Deutschen verzauberte Krieger entgegen: sobald er nämlich einen Hafersack ausschüttelte, verwandelten sich die Haferkörner in Reiter, ein ausgeschüttelter Häckselsack aber ergab Fussvolk. Diese Krieger, denen kein Schwerthieb und kein Pfeilschuss etwas anzuhaben vermochten, stellte er dem Heere der Deutschen gegenüber, er selbst aber fiel mit seinen Wendenkriegern den Deutschen in den Rücken und besiegte dieselben dann stets.

Aber auch andere, dämonische Hülfe stand dem Wendenkönig zur Verfügung. Wenn er nämlich in die Schlacht ziehen wollte, so geschah es wohl auch, dass er einen Raben auf Kundschaft aussandte, oder ein Adler stürzte sich in der Schlacht herab auf den Feind und zerriss die Krieger der Deutschen. Ja, selbst eine Trommel hatte er mit der Haut eines geraubten und getödteten Kindes überziehen lassen, und wenn diese gerührt wurde, flohen die Heere der Deutschen. Nach einer anderen Sage aber hat er bei seinem Tode den Kriegern den Rath gegeben, sie sollten mit seiner Haut eine Trommel überziehen. Das sei geschehen, und so oft die Trommel gerührt worden, seien die Heere der Deutschen davongelaufen. In einer Schlacht aber sei einmal die Trommel zu stark geschlagen worden, so dass die Haut zersprungen wäre. Da sei es mit den Siegen der Wenden vorbei gewesen, denn nun wären die Deutschen ihrer Herr geworden. Ziska's Trommel bewahrt also nur alte, slavische Tradition.

Man stellt in den Schriften über die Niederlausitz bis jetzt mit Vorliebe den Burgberg bei Burg, von dem z. B. Richard Andree sagt, er sei dem Spreewälder so imponirend wie der Brocken dem Harzer, als einen gewissen Mittelpunkt für die Wendenkönigssagen hin. In der That, wie Epheu ein altes Gemäuer, so umrankt Sage an Sage diese künstliche Aufschüttung, welche den Charakter unserer slavischen Burgwälle nicht aufweist. Allein auch der Wendenkönig von Burg zeigt nur mythische Züge. Ausser dem, was in dieser Hinsicht schon berührt ist, möge Folgendes erwähnt werden: Das Schloss des Königs umkreist ein falkenartiger

Vogel, der Bilbil — nach Mittheilungen des Hrn. Lehrer Proposch, geschöpft aus einer Burger Chronik — welcher ein Schicksalsvogel war, denn er brachte dem Wendung seines Geschickes, welchem er sich zeigte. Auch ein Drache pflegte sich im Schlosshof aufzuhalten, welcher einst einen goldenen Ring der Königin verschlungen hatte, später aber von einem Forstmann erlegt worden ist. Auf dem Burgberg zeigt man noch die Stelle, wo die Schatzkammer sich befunden. Aber wir sehen sogleich, welcher Art der Schatz war, wenn es heisst, ein Wetterstrahl habe den König, als er auf dem Burgberg gestanden, erschlagen; das Schloss sei versunken, der Schatz ruhe in der Tiefe, die Stelle aber, wo der Schatz versunken, umspiele Feuer. So weiss man z. B. in Babow von dem Wendenkönigsschatz zu erzählen, es sprühe Feuer auf jener Stelle empor, wo dieser versunken; bewacht werde er noch jetzt von einer Schlange, heben könne ihn nur ein Bettelkind oder Jemand, welcher einen schwarzen Bock, eine schwarze Katze und einen schwarzen Hasen zur Stelle bringe, es dürften diese Thiere aber nicht über ein Jahr alt sein, auch müsste man sie mit Bettelbrod aufgefüttert haben.

Wie unglücklich aber Burg gerade für den Mittelpunkt der wendischen Königssagen gehalten wird, das erweist indirect auch die prähistorische Forschung: grade der Burgberg bei Burg ist eine germanische Siedlung. Aber auch ein Theil der Wendensagen bestätigt diese Ansicht. Ist doch nach ihnen der Burgberg von den Ludki's, den Zwergen der Wenden aufgeschüttet worden: die Ludki-Sagen aber bergen, ausser ihren physiologischen Elementen, Ahnenkultus und Erinnerungen an die Germanen der vorslavischen Zeit, und Sagen der letzten Kategorie knüpfen sich an den Burgberg.

Auch die wendischen Königssagen, welche sich an Burg anschliessen, sind mythisch, und so wird es denn jetzt einleuchten, dass auch aus dem vorerwähnten Kinderraub Mythen ältester Art hervorleuchten. Den Raub in seiner offenbar ursprünglichen Gestaltung habe ich in Briesen gefunden. Dort erzählten mir die Wenden, der König sei zu Kahn auf der Malxe von Peitz gekommen: da habe er auf der Wiese einen Knaben spielen sehen, der ihm sehr gefallen, weil er so schön gewesen: er habe deshalb beschlossen, den Knaben zu rauben. Der anfangs glückliche Raub wird dann in der bekannten Weise vereitelt. In dieser Fassung der Sage ist denn doch wohl der Ganymedes-Raub, natürlich local gefärbt, nicht zu verkennen. Lässt der Wendenkönig von Burg seinem Pferd die Hufeisen verkehrt aufnageln, so ist der Vorgang einfach unmöglich; aber ich habe doch auch die Fassung der Sage gefunden, nach welcher er sein Pferd an dem Schwanze in die Burg zog. Auch diese Sage weist auf Mythen der ältesten Zeit hin — ich erinnere nur an Cacus und Hermes — und auch jene Sage hat Hochalterthümliches bewahrt, nach welcher er nach einem ausgeführten Kinderraub mit seinem Hauptmann in Drehnow darüber in Streit geräth, ob er die geraubten Kinder tödten und aufessen oder in die Zahl der Untergebenen aufnehmen solle. Die Streitenden sind im Begriff, zu Thätlichkeiten überzugehen, da scheidet sie ein Adler, welcher plötzlich heranstürmt und zwischen ihnen, den Kampfbereiten, einen schweren Stein niederfallen lässt. Der Wendenkönig versöhnt sich darauf mit seinem Hauptmann und lehrt ihn, da er zauberkundig ist, alle seine Geheimnisse. Fortan leben König und Hauptmann in Friede und Freundschaft. Eine Vergleichung mit dem Streite zwischen Hermes und Apollo, der schliesslichen Versöhnung und darauf folgenden Belehrung bietet sich demnach von selber dar.

Es ist aber auch sachlich falsch, wenn man die Wendenkönigssagen sich um Burg crystallisiren lässt; die Wenden nur einige Stunden von Burg wissen von dem König in Burg zum Theil kein Wort. Sie erzählen, der Wendenkönig habe

überall im Lande gelebt und an vielen Orten Schlösser gehabt. So tritt er als Städtegründer oder Heros Eponymos auf, wenn man z. B. sagt Peitz, Cottbus, Guben, Burg und Lübben hätten von ihm den Namen erhalten. Das aber sei so zugegangen: Als er einmal, in der Luft dahinreitend, sein Pferd mit der Peitsche habe schlagen wollen, sei dieselbe an einem Thurm hängen geblieben; trotz alles Ziehens habe er sie nicht los bekommen; da habe er gerufen „Meine Peitsche, meine Peitsche“, und weiter reitend „Ach Gott, ach Gott“, davon seien Peitz und Cottbus benannt. Nach einer anderen Sage ist er in einer Schlacht besiegt und von den Schweden verfolgt, geflohen; da habe er die Zügel seines Rosses angezogen und sich in die Luft erhoben. Bei dem Anblick schöner Häuser habe er gerufen: „Chytsche budy“, also schöne Häuser, und fortan hatte Cottbus einen Namen.

Das Wort Guben soll die Klage um eine vom Wendenkönig verlorene Schlacht bergen, denn sgubisch ist eben verlieren, und Burg, erzählen die Wenden, habe von bork oder sbork „Eimer“ den Namen. Es hätten nämlich, berichtet man, die Wenden von Burg, dem Sitze ihres Königs, die dort in Menge gefangenen Fische in Eimern nach Cottbus zum Verkauf gebracht.

Auch Lübben erzählt, es trage seinen Namen von einem wendischen Gotte oder einem wendischen König.

An Interesse aber überbieten die Sagen, welche mit sogenannten Teufels- oder Opfersteinen in Verbindung stehen, zum Theil die mitgetheilten in der Hinsicht, dass der Gottheitscharakter des Königs am klarsten in ihnen hervortritt. So weiss man z. B. in Graustein bei Spremberg, dass das Gemäuer, welches man dort auf dem Luschki-Berg noch heute sieht, Ueberbleibsel eines Schlosses ist, in welchem der Wendenkönig gelebt hat. Dicht bei diesem Gemäuer befindet sich der Teufelsstein, welcher davon seinen Namen hat, dass der Teufel mit diesem Stein nach einem Kloster geworfen, welches von dem Wendenkönig erbaut war, damit er sich durch den Bau desselben von einem Gelübde löse, welches er dem Teufel gegen Gewährung seiner Unterstützung gethan. Viel bemerkenswerthere Sagen knüpfen sich an den Teufelsstein bei Reinbusch. Den äusseren Verhältnissen nach stimmt dieser Stein im Wesentlichen mit demjenigen von Mukwar überein, welcher einem Theil der Herren unserer Gesellschaft von der Ausgrabung im vorigen Jahre her bekannt ist. Nicht weit von diesem Stein befindet sich altes Gemäuer, und wieder nicht weit davon ein reiches Urnenfeld. Von diesem Stein heisst es nun, dass ihn Niemand verletzen dürfe. Als vor längeren Jahren ein Theil von ihm abgesprengt wurde, gab er einen so drohenden Ton von sich, dass die Arbeiter entsetzt flohen. Der Besitzerin des Steines wurde das gemeldet, die aber gebot, man solle den Stein hinfort unberührt lassen, denn er sei ja ein Gott. Nicht nur den Cart, also wohl den Teufel, hat man auf ihm sitzen sehen, sondern auch auf dem grossen Stein den Bjeły Bóh, auf dem kleinen den Čorny Bóh; ging nun Jemand zwischen den Steinen hindurch, so nahm der Čorny Bóh demselben alles wieder weg, was ihm soeben der Bjeły bóh gegeben.

Die Königssage, welche an diesen Stein sich knüpft, lautet folgendermassen:

Der König, welcher in seinem Schlosse bei Reinbusch sich aufhielt, lebte glücklich in der Mitte seines treuen Volkes. Er war ein gewaltiger Herrscher. Sein Schwert war von ungewöhnlicher Grösse, seine vergifteten Pfeile tödteten jeden Feind. Seine Kleidung war seltsam, Stiefeln trug er aus Holz, als Kopfbedeckung bediente er sich eines kleinen, schwarzen Fasses, das gross genug war, zehn Maass zu fassen. Von seinem Schlosse führte eine Lederbrücke, deren Gurte und Bogen aus Fischbein bestanden, nach einer Holzbrücke, etwa 400 Schritt weit. Unter dieser Lederbrücke befand sich stets eine Schaar von Dienern und Kriegern.

Um die Zahl seiner Unterthanen zu mehren, liess er Kinder der Deutschen im Alter von einem bis fünfzehn Jahren rauben. Wenn er ausfahren wollte, so bediente er sich dazu eines Wagens, welcher funkelte und blitzte; es war ein Wagen wie eitel Feuer, Niemand konnte sich ihm nähern, denn ein Kreis von Flammen umgab ihn: gezogen wurde derselbe von vierzig dieser Kinder.

Als der König in seinem 51. Jahre stand, überfiel ihn ein deutscher Fürst mit Heeresmacht. Es gelang dem deutschen Heere die Wenden zu besiegen, das Schloss des Königs wurde erobert und er selbst in dem Teufelstein, welcher früher so gross wie ein Pferd war, eingesperrt. In dem Steine befanden sich aber Lebensmittel für 40 Tage und so blieb denn der König am Leben. Seinen Schatz hatte der König in einer Höhle dicht bei dem Stein vergraben, die Deutschen aber haben ihn aufgespürt und geraubt.

Nachdem die Deutschen abgezogen, kehrten die überlebenden Wenden zurück und befreiten ihren König, indem sie eine vier Fuss hohe, geheime Thür, welche sich im Stein befand, öffneten.

Darauf ist der Wendenkönig mit seinen Getreuen in ein anderes Land gezogen und hat dort andere Sitte und Sprache angenommen. Einige Jahre hat er daselbst noch friedlich im Kreise der Seinen gelebt, dann ist er gestorben, und zwar im 55. Jahre seines Lebens. —

Die indogermanischen Völker haben nicht zum wenigsten den hohen Grad ihrer Cultur auch dem Umstande zu verdanken, dass sie nicht nur mit stammverwandten, sondern auch stammfremden Völkern in regem Verkehr gestanden haben; in Folge davon finden wir denn auch bei ihnen vielfach Münzen, welche die semitische, ja selbst mongolische Prägestätte nicht verkennen lassen. Demnach ist es nur natürlich, dass auch manche Königssage etwas Fremdes birgt, was nicht auf dem Boden des Volkes entsprossen sein kann, bei welchem wir es antreffen. Von Minos, Aeakus und Rhadamanthys wissen wir, dass sie ursprünglich phönizische Gottheiten waren, von den Phöniziern den damals zum Theil noch barbarischen Griechen mit den Erzeugnissen einer höheren Cultur überliefert. Auch der reichen persischen Königssage ist fremder Einfluss nicht fern geblieben. Dem fünften der mythischen Perserkönige, dem Dahâk, welcher im übrigen vielfach locale Beziehungen nicht verkennen lässt, giebt die eranische Heldensage arabische Abkunft und berichtet von ihm, dass er in den Ebenen Mesopotamiens zu Hause sei. Als nicht eigentlich nationaler König herrscht Dahâk denn auch mit Grausamkeit; um zu verursachen, dass die beiden Schlangen, welche in Folge eines Kusses des Ahriman der Schulter des Königs entwachsen, ihren Tod finden, werden täglich zwei Menschen getödtet und mit deren Gehirn die Schlangen gefüttert. Jem, den König der Erânier, lässt er lebendig zersägen.

Ist Burg im Wendenlande eine germanische Siedlung, so wird man geneigter sein, auch germanische Einflüsse in der Burger Königssage zu finden. Nun meine ich, dass dahin die merkwürdige Erscheinung zu rechnen ist, dass die Wenden hin und wieder mit Ingrimm und Verachtung von dem König in Burg sprechen. Erwähnt ist bereits, dass man von ihm sagte, er habe hart und grausam dort geherrscht. Gefangenen wären auf seinen Befehl Hautstreifen aus dem Rücken geschnitten und die mit ihrer eigenen Haut Gefesselten wären dann wieder in die Heimath entlassen. Wenden selbst erzählten mir, das könne eigentlich gar kein König gewesen sein, sondern ein Räuber, der in Burg sich aufgehalten. Auch ich habe Wenden getroffen, welche sich weigerten, wie sie sagten, von der Schande ihrer Vorfahren zu erzählen, wenn sie zu berichten sich sträubten, dass der König

in Burg Kinder der Deutschen habe rauben lassen, um sie aufzufressen. (Auch nach Mittheilungen des Hrn. Kniepf jun.).

Wir fühlen, in so fern hier nicht das Christenthum oder eine mildere Gesinnung späterer Zeit überhaupt Hass gegen Kinderopfer erzeugt haben, dass in diesen Sagen fremde Eindrücke sich zeigen: in Nichts aber berühren diese Eindringlinge den eigentlichen Kern der Sache, das Nationale und Göttliche der Königssage selbst.

Die Erkenntniss, dass die Königssagen der indogermanischen Völker der Mythologie und nicht der Geschichte angehören, sollte eigentlich nach den einschlagenden Untersuchungen der Geschichtsforscher und Mythologen Gemeingut der Wissenschaft sein, allein wenn selbst die eranische Heldensage einem Gelehrten wie Malcolm noch vor nicht langer Zeit Veranlassung gab, durch scharfsinnige und geistreiche Combination die Verknüpfung der persischen mythischen Könige mit den Königen, welche der Geschichte angehören, zu versuchen; wenn erst Mommsen's römische Geschichte die römischen Könige als geschichtliche Personen nicht mehr kennt, so wird es uns kaum Wunder nehmen, dass bis jetzt eine allgemein gültige Auffassung von den Königen der Heldensage nicht zur Geltung gelangt ist.

Scheint es doch, als ob die energische Farbe des Lebens, der kräftige Ton des Locales, die überzeugungstreue Fassung der Ueberlieferung manche Forscher immer wieder zu der Ansicht geführt haben, es hätten Personen der Geschichte sich in ein mythisches Gewand gehüllt.

Wir Deutsche haben vor allen Völkern das Glück, Gestalten wie den Siegfried in seinen verschiedensten Manifestationen durch länger als ein Jahrtausend verfolgen zu können; vom Säufritz an hinauf bis zum Heldenspross des Königs der Niederlande, vom mythischen Könige am Rhein empor bis zum Sonnenhelden der indogermanischen Völker: den Gewinn dieser Thatsache sollten wir nicht fortwährend in Frage stellen und gestützt hierauf können wir selbst die Forscher der semitischen Sage und Religionsgeschichte auffordern, einem Euhemerismus zu entsagen, wie wir ihn z. B. noch jüngst in den assyrischen Forschungen bei der Izdubar-Legende ausgesprochen finden.

Freilich aber, reine Göttersagen gewähren die Königssagen, welche recht eigentlich den Verkehr zwischen Himmel und Erde unterhalten, gleichfalls nicht: dazu haftet ihnen zu viel des Menschlichen an, dazu haben sie sich zu sehr an späte geschichtliche Ereignisse angelehnt. Deshalb sind sie auch mehr im Fluss geblieben, als die Göttersagen, und mehr als ein Typus der Sage hat deshalb seine individuelle Ausprägung nicht recht gefunden. Begegnet uns z. B. bei dem Jupiter der Adler, so treffen wir bei dem Wendenkönig den Bilbil an, den Adler, den Raben: ist Bifröst, die Asenbrücke, aus drei Farben gezimmert, so besteht dagegen die Brücke des Wendenkönigs aus Tuch, rothem Leder, Sohlenleder oder Thierfellen: vermögen die Götter ihren Willen in einer über das Maass des Menschlichen hinausgehenden Weise zur Geltung zu bringen, so streift das Vermögen der mythischen Könige zu zaubern an das Schamanische der finnischen Heroen, wenn der Wendenkönig z. B. sich beliebig in die Luft mit seinem Ross erheben kann, oder dann, wenn er demselben den Zügel anzieht, wenn er Fussvolk und Reiterei aus Häcksel und Hafer beliebig sich zu schaffen vermag, oder wenn er für den Krieg sich eine Zaubertrommel fertigt. Zaubertrommeln haben bekanntlich noch heute bei den Lappen ihre dämonische Kraft nicht verloren.

Und denselben schwankenden Charakter zeigen Name und Familienbeziehungen

des Wendenkönigs und seiner Gemahlin. Zu den bereits literarisch bekannten Namen: Chestowo, Ziscibor, Trudeska, und dem durch Conjectur gewonnenen Pribislaw kann ich noch Jarro fügen, — oder wohl Juro, — Ladislaw, Maria von Kahren, Maria von Kathlow und Anna Rineta. Selbst für seine Mutter tauchte der Name Kalmana auf, für seine Tochter Drebora. Schwer wird hier festzustellen sein, was wirkliches Eigenthum des Volkes ist, und was sogenannte gelehrte Wenden und Chronikenschreiber hinzugethan oder gemodelt haben, wie mir das z. B. bei dem früher erwähnten Bilbil nicht zweifelhaft ist. Will man bei den Namen zu erspriesslichen Resultaten gelangen, so wird man sein Augenmerk, dem Gang der Untersuchung gemäss, besonders auf das Eruiren von Appellativis zu richten haben.

Zu den bereits berührten Familiengliedern gesellen sich noch ein Sohn und zwei Brüder. Und dann wieder behaupten Wenden aus demselben Dorfe, in welchem die erwähnten Namen bekannt sind, der Kral habe nie eine Familie besessen, er sei nie verheirathet gewesen, von Eltern, Frau und Kindern wisse man nichts.

Dieselben schwankenden Umrisse gewähren uns die Bilder von seinem Tode. Bald wird er vom Blitz erschlagen, bald verschwindet er, Niemand weiss wohin, bald stirbt er friedlich im Kreise der Seinen und wird in einem goldenen Sarge beigesetzt, wie auf den Freibergen bei Kalau, oder, wie man auch erzählt, in der Nähe des Teufelssteines bei Reinbusch, oder der goldene Sarg wird in einen Sumpf versenkt, oder aber der König wird in einem Kampf von der Brücke hinabgedrängt, er springt in das Wasser, dass die Wellen über seinem Haupte auf immer zusammenschlagen — in Briesen weiss man noch die Stelle, wo dies geschehen und wo demgemäss sein Schwert zu finden ist — oder aber er erhebt sich mit seinem weissen Ross in die Wolken und zieht von Zeit zu Zeit über die Wahlstatt dahin.

Somit werden wir annehmen dürfen, dass Svarogŭ, der glänzende Himmelsgott, und der Donnerer Perunŭ zu den Wendenkönigsmythen ihren Beitrag geliefert haben: auch deutsche mythologische Einflüsse werden wir in ihnen nicht vollständig beseitigen wollen — der Hauptsache nach aber weist der Wendenkönig nicht nur die Züge eines slavischen Heros auf, sondern er gesellt sich als vollberechtigt den mythischen Königen der indogermanischen Völker bei; auch er hat in weit höherem Grade Erinnerungen an die Zeit bewahrt, in welcher das arische Urvolk auf Asiens Fluren seine Heldenlaufbahn antrat, die ihm eigene schöpferische Kraft auch darin bewährend, dass es nicht nur den gewaltigen Natureindrücken anthropomorphe Form und Gestalt zu geben vermochte, sondern auch seiner idealen Stimmung, als Erinnerung an jene Epoche, in welcher die Wenden einst als Sieger in die Wendentiefebene eingezogen sind. Aber auch die Thatsache beweisen die Wendenkönigssagen unwiderleglich, dass unter den indogermanischen Völkern die Slaven den Bruderstämmen an heldenhaftem Sinn in Nichts nachstehen. —

Die Cultur scheidet uns täglich mehr von der Natur, aber der Friede des Waldes, um den die Sonne ihr Goldnetz gebreitet, die Musik des rieselnden Baches, das Flüstern des Windes im Schilfe vermag uns noch immer in jene Stimmung zu versetzen, in welcher die Phantasie angeregt wird zu Schöpfungen, welche die Dauer des Augenblickes überleben. So haben denn auch die Völker, welche den feineren Regungen der Seele zu lauschen vermögen, Wald und Wiese, Quell und Strom, See und Meer mit den wunderseltsamsten und wunderlieblichsten Schöpfungen ihrer Phantasie bevölkert, mit Nymphen und Nixen, mit Wasserfrauen und Meermädchen.

Auch den Slaven sind diese Eindrücke voll Poesie nicht verloren gegangen, die wendischen Waldnymphen und Wassernixen haben den Vergleich mit den entsprechenden Schöpfungen anderer Völker nicht zu scheuen. Hat doch Rybecal

oder Rybrcol, welchem die Wendensage seine ursprüngliche Nixnatur bewahrt hat, natürlich ohne den Einfluss des Euhemerismus der deutschen Volksetymologie, der gemäss er Rüben zählt, aufzuweisen, der slavische Herr und Gebieter über die Fische, (denn ryba ist Fisch), unserm Musäus willkommene Gelegenheit gegeben, uns Deutsche mit einer beliebten Märchengestalt zu beschenken, oder wenigstens ihr neuen Curs zu geben, obschon das eigentliche Wesen des Herrschers in und unter dem Wasser von ihm nicht erkannt ist, obschon von der Nixnatur des Rybecal, dem die Slaven Böhmens, wie am Johannistage ihre Hühneropfer an den Quellen der Elbe beweisen, das Andenken an seine Natur als Wassergott bewahrt haben, sich bei Musäus kaum eine Spur findet.

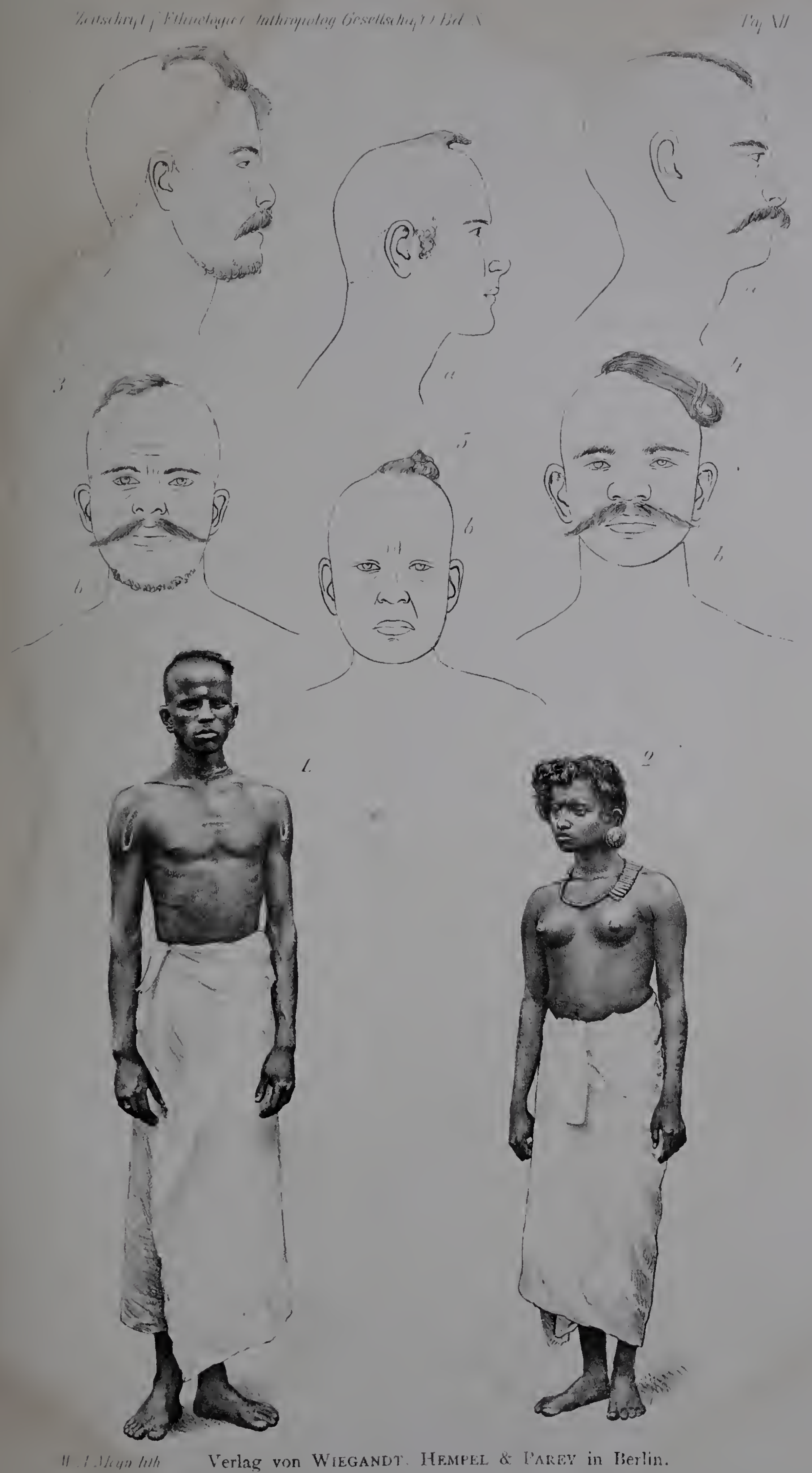
Das Wesen der Nixen tritt uns bereits klar und scharf in der uralten griechischen Heldendichtung entgegen, in welchem dem Odysseus gesagt wird, er habe vor den Sirenen sich zu hüten und ihren bezaubernden Gesängen, denn diese brächten Verderben dem, welcher ihnen lausche.

Als die deutsche Sirene sind wir gewohnt die Loreley zu betrachten: freilich aber, eine wie herrliche Dichtung das Heine'sche Lied auch immerhin ist, wir werden nicht leugnen können, dass dasselbe aus einer wunderbaren Anschmiegung des Dichters an die mythologische Vorstellung des Volkes entstanden ist, dass die Loreley aber, als der volksmässigen Sage angehörig, nicht erwiesen ist. Von Clemens Brentano in die Literatur eingeführt — er selbst behauptet, den Stoff zu seinem bekannten Gedichte erfunden zu haben — ist von Alex. Kaufmann und Hocker die Loreley auf dem Felsen zu St. Goar am Rhein in das Gebiet der Fabeln verwiesen worden. Selbst die Untersuchungen von Düntzer, Seyberth, Waldbrühl und Mehlis lassen zwar die Möglichkeit zu, dass trotz Brentano's Behauptung eine Rheinnixe einst auf dem Felsen am Rhein ihr Wesen getrieben, aber ich kann es bis jetzt nicht für erwiesen halten, dass Spuren, welche die Volkssage dort hinterlassen, in den betreffenden Gegenden gefunden sind. Meine Bemühungen, es möchte ein Rheinanwohner die Untersuchung noch einmal aufnehmen, blieben erfolglos, und so kann ich denn nur den Wunsch aussprechen, es möge einem Sagenforscher gefallen, die Frage nach der Rheinnixe in und bei St. Goar auf's Neue zu stellen.

Das Wesen, welches in der griechischen Volkssage als Sirene seine individuelle Persönlichkeit gefunden, hat Schwartz in dem „Hraeswelgr, dem Jotun, welcher in Adlersgestalt am Himmels-Ende sitzt, der nordischen Mythologie“ zu erweisen versucht, wir treffen es wieder in der Wendei.

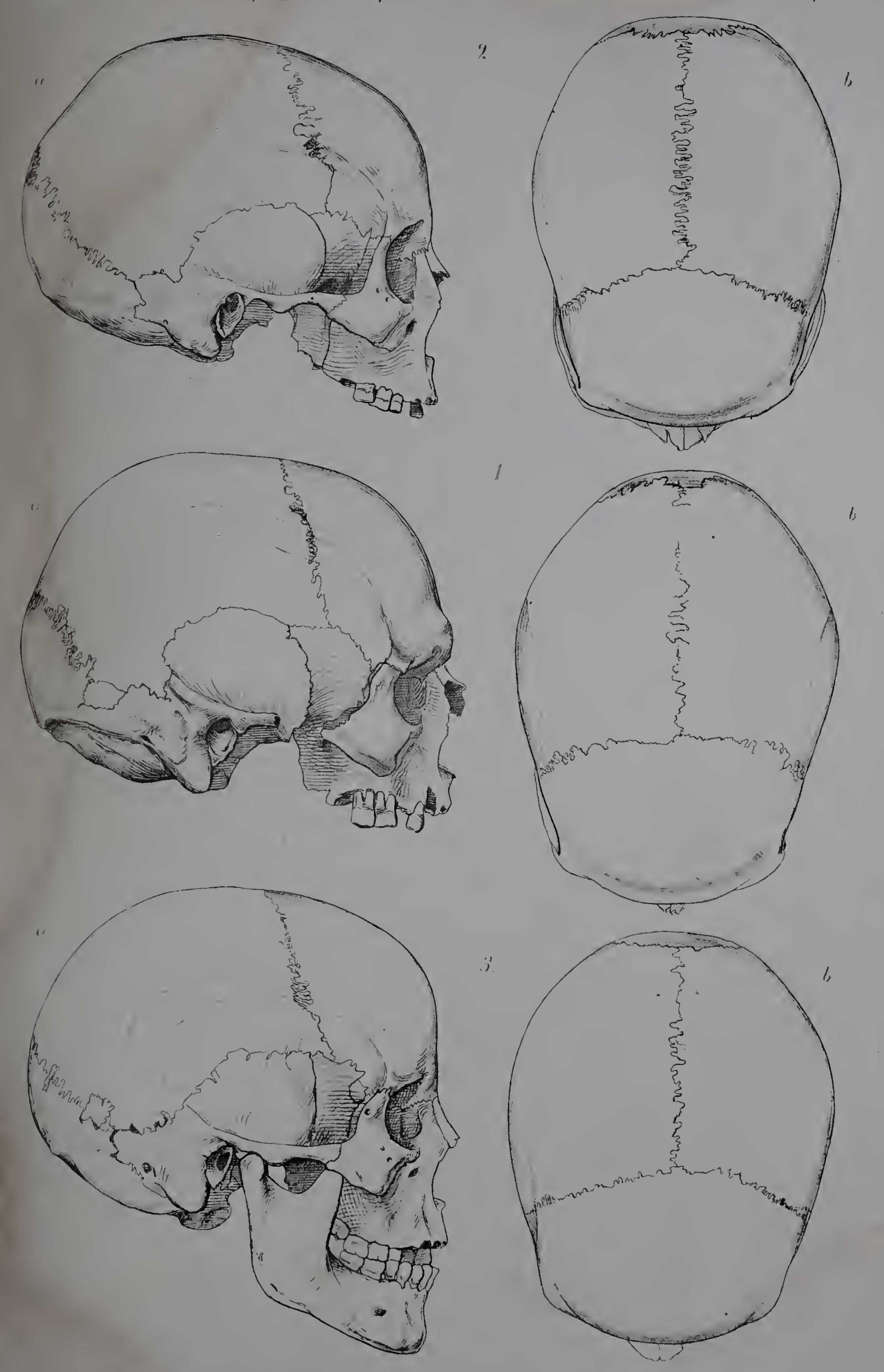
Unterhalb der Brücke, welche bei Muskau über die Neisse führt, befindet sich eine kleine Insel, auf welcher dichtes Gebüsch emporspriesst. Dort pflegte früher, berichtet Liebusch, die bože sedleško oder boža łosć sich aufzuhalten, welche durch Klagen und Weinen bevorstehendes Unheil ankündete, wie jenen drei Männern, welche darauf in der Neisse ertrunken sind. Von der boža łosć aber sagen Haupt und Schmaler, dass man sich dieselbe als eine gespenstische Frau vorstelle, die bože sedleško oder sad- oder stadleško, die Wenden der Oberlausitz aber als ein weissgekleidetes Kind oder als weiss gefiederte Henne, nach Liebusch auch als „eine Frau voll Anmuth und Wehmuth in weissem Kleide.“

Schöpfe ich nun aus der überreichen Fülle der von mir in der Niederlausitz gesammelten wendischen Volkssagen, so tritt dort die boža łosć auf als Jungfrau mit langem Haar, im Erlengebüsch weilend, oder im Fliederstrauch am Hause, oder in einem Baume unfern der menschlichen Wohnung; wer ihr Seufzen, Weinen und Klagen vernimmt, dem bedeutet es Verderben, denn er stirbt bald. Auch den trifft Unheil, welcher sie auf der Heide gesehen; dort sitzt sie auf einem Baumstamm,



W. A. Meyn lith. Verlag von WIEGANDT, HEMPEL & PAREY in Berlin.





E. Eyrich del. Verlag von WIEGANDT, HEMPEL & PAREY in Berlin. W. A. Meyn lith.



schweigend, und kämmt ihr flachsfarbenes Haar. In dem Dorfe Lindchen bei Drebkau hat man die boža łosć oft gesehen, dort hat sie sich als eine Frau in langem, weissem Gewande gezeigt: ihr Haar ist goldgelb und schmückt in Locken ihr Antlitz. In Branitz weiss man, dass der sich vor Unglück zu hüten hat, wer sie hat singen hören. Vernimmt man sie in einem Strauche am Hause, wie sie weint und klagt, so sieht man auch wohl, wie sie ihr Haar dabei kämmt: wer den Muth hat sich ihr zu nähern, mag wohl auch Fragen an sie richten: dann verkündet sie ihm die Zukunft. Aber auch losgelöst von ihrem Aufenthalt am Wasser und auf der Heide, im Erlengebüsch und Fliederstrauch, verdunkelt hinsichtlich ihrer Nymphen und Nixennatur, treffen wir sie wieder auf dem Wege von Kahnsdorf nach Gross-Buckow als weisse Frau, aber ohne Kopf. Traf sie Jemand auf dem Felde (so berichtet Hr. Lehrer Nasdal), so folgt sie ihm nach dem Dorfe, dann winkte sie mit der Hand nach dem Hause zu, in welches die Person eintreten sollte; in dieses Haus kehrte dann jedesmal das Unglück ein. In Milkersdorf hat sie (nach Mittheilungen des Hrn. Lehrer Jordan aus Papitz) gerufen: Hu Bramikojc, Hu Bramikojc, und darauf ist das Unheil bei Bramiko's eingezogen. Schorbus kennt sie (so schreibt mir Hr. Lehrer Schwela) als eine Klage verstorbener Menschen, und als Schutzgeist, der vor bevorstehendem Unheil warnt, zeigt sie sich in Papproth.

Die boža łosć, von der Poesie nicht verklärt, aber auch ihrem Wesen nach durch die schaffende Phantasie keines Dichters gewandelt, bethätigt ihre Wesensgleichheit mit den Sirenen. Denn die Sirenen zeigen vielfache Wandlungen ihrer Person und Funktion. Homer kennt ihrer zwei, später werden drei angeführt, und auf Grabdenkmälern finden wir nur eine plastisch gebildet: nur eine Sirene treffen wir im süditalischen Localcult.

Man erzählt von den Sirenen, sie hätten mit der Persephone auf den Wiesen des Achelous gespielt und Blumen gepflückt; als ihre liebe Gespielin geraubt sei, hätten sie dieselbe über die ganze Erde gesucht, ja beflügelt auch über das Meer.

Wir kennen die boža łosć als weisses Hühnchen und in Vogelgestalt, in hühner- oder entenartiger Bildung sehen wir die Sirenen plastisch gebildet. Die Sirenen galten auch wohl für die Personification der verführerischen, aber herzlosen Künste der Buhlerei, — und es ist nicht schwer, in diesem Zuge ihres Wesens gelehrte, der Volkssage fremde Vorstellungen zu erweisen, — wir sehen sie aber auch auftreten als Wesen, die des Hades Weisen singen, und als Klage verstorbener Menschen lernten wir die boža łosć gleichfalls kennen.

Somit wird in der Vergleichung der Sirenen mit der boža łosć kein wesentliches Moment vermisst, nur dass die Sirenen von Dichtern und Künstlern, von Philosophen und Mythologen reiche Um- und Weiterbildung der einzelnen Manifestationen ihres Wesens erfahren haben, dass die boža łosć in einem Momente ihre ursprüngliche Nixnatur deutlicher bewahrt hat, als die Sirenen, in dem Kämmen nehmlich ihres flachsfarbenen oder blondlockigen Haares, und wir werden später sehen, weshalb.

Aber auch der Name der Sirenen und boža łosć deckt sich mit ihrem Wesen. Will man bei Sirenen nicht auf das phönizische sir zurückgehen, obschon man dies vielleicht mit grösserem Rechte thut, als wenn man die verwandten Quellnymphen, die Musen, vom lydischen μῶυ oder μωύς = Quelle, Wasser, ableitet, so glaube ich doch, dass man sich an das indogermanische Onomatopoetikon halten wird, an die Sanskrit-Wurzel svri, svar, tönen, welche wir in syrinx finden, in dem horatischen susurrus, in unserem schwirren, und Benfey hat bereits die Wurzel svar mit dem gleichlautenden Wort zusammengestellt, welches wir aus Aristoteles kennen, mit

σειρήν, der wilden Biene. Und auch dann würde mir diese Etymologie noch als die richtige erscheinen, wenn selbst nicht alle Laute des Wortes vollständig durch sie gedeckt werden. Entgegen der Einsprache von Georg Curtius muss ich mich zu dem Grundsatze von Benfey und Welker bekennen, nach welchem „die etymologischen Lautverhältnisse bei Eigennamen nicht in ihrer ganzen Schärfe urgirt werden dürfen.“ Die Berechtigung dazu vermeine ich darin zu finden, dass in Personennamen, wenn sie nicht gar einer fremden Sprache entlehnt sind und dann einfach dem neuen Idiom mundgerecht gemacht wurden, wie man in zweisprachigen Gegenden fast täglich erlebt, oft Wandlung des Ausdrucks durch Wandlung der Begriffe herbeigeführt wird, wie in der Mythologie dieser Vorgang öfters beobachtet werden kann, und dass somit der Volksetymologie eben bei Eigennamen eine weitgreifende, umbildende Thätigkeit zuzuschreiben ist.

Die boža łosć entstammt ihrem Wesen und ihrem Namen nach demselben Vorstellungskreise wie die Sirenen; das Murmeln des Baches, des Windes säuselndes Rauschen im Schilf, im Erlengebüsch und Fliederstrauch, das in seiner schlichten, eintönigen Weise das Gemüth von selbst zum Trübsinn stimmt, das sind die Elemente, aus welchem die boža łosć erwachsen ist. Den Namen stellen Haupt und Schmaler mit dem wendischen boža žałosć zusammen, zaloscž aber bedeutet nach Zwahr „Elend, Trauer, Jammer, Leiden“. Aber man fühlt sich sprachlich nicht vollständig befriedigt, boža łosć einfach aus boža zaloscž verkürzt sein zu lassen.

Andere Deutungen habe ich mehrfach eruirt, von denen die wichtigsten folgen mögen. Hr. Pastor Thiele in Cottbus conjicirt, der Name habe ursprünglich Po žalosčž gelautet, also in ululatum, in das Klagen hinein. Er stützt seine Etymologie durch Analogien wie

po bergarsku po bursku	sc. drastwu	sich deutsch (eigentlich bürgerlich) sich wendisch (eigentlich bäuerisch)	kleiden, tragen.
po nimsku szersku	réz	sich deutsch sich wendisch	äussern, ausdrücken, sprechen.

Hr. Director Schwartz hatte die Güte mir zu schreiben, dass nach Ansicht des Hrn. Professor Nehring die Zusammenstellung von boža łosć mit boža žalosć wohl die richtige sei, wogegen Hr. Gymnasiallehrer Sikorski die sprachliche Möglichkeit resp. Wahrscheinlichkeit dieser Etymologie nicht zugeben mag. So wandte ich mich denn an Hrn. Professor Miklosich, und dieser eminente Slavist hatte die Güte mir zu schreiben, dass nach seiner Ansicht die Form boža łosć die allein berechtigte sei, entsprechend dem polnischen boža włość, wonach denn boža łosć die Gewalt Gottes wäre, der als der Urheber des plötzlichen Todes angesehen wird.

Wird man geneigt sein, den Einfluss der Volksetymologie auf die Eigennamen anzuerkennen, so wird man auch nach der Volksaussprache sich umzusehen haben. Da mein Ohr für das Slavische vielleicht nicht ausgebildet genug ist, die feineren Schattirungen desselben zu vernehmen, so bat ich die Hrn. Pastor Thiele, Lehrer Schwela und Proposch die Aussprache in den einzelnen Dörfern festzustellen. Die Herren haben mir darauf folgende Modificationen des Wortes aufgeschrieben: boža łosć, łoš, łož, aber auch hož; loss habe ich selbst gehört mit absoluter, nicht zu bezweifelnder Deutlichkeit. Gehen wir nun auf den Begriff zurück, welcher in der boža łosć seine individuelle Personification gefunden, so ist es der des klagenden jammernden Tones. Nun giebt es im Wendischen neben dem Adjectiv božy, a, e, ein anderes desselben Stammes, bogi, a, e, welches beklagenswerth,

elend, jammervoll bedeutet. Der Ton, die Stimme heisst im Wendischen gloss, in der Oberlausitz hłoss, als Adjectiv lernen wir kennen głuschńe, z. B. in te swony łak głuschńe klinze, die Glocken klingen so dumpf, ta reka głuschńe schwarzy, der Fluss braust dumpf. Im Polnischen ist das Wort klus, das Wogenrauschen, Plätschern der Welle, im Gebrauch. Mir scheint, als ob die meiste Wahrscheinlichkeit, trotz aller sprachlichen Bedenken, für Wurzelverwandschaft zwischen łosc, głoss und kluz, resp. głuschne vorhanden sei. Aus dem klagenden Geflüster des Schilfes mag sich die Vorstellung von der klagenden Stimme entwickelt haben, aus der klagenden mag dann die göttliche geworden sein, als die Gestaltung ihre individuelle Personification als Jungfrau gefunden, welche Unheil dem bringt, welcher ihr Weinen und Klagen oder ihren Gesang vernimmt. Und wiederum unter dem Einfluss der Volksetymologie erscheint uns die boža łožć, deren Namen auf den Dörfern auch łoš, łož, hož und łoss gesprochen wird, offenbar so oft als haarkämmende Jungfrau, und wird von ihrem weissen, flachsfarbenen Haar, das bis zur Hüfte sie deckt, oder von ihren goldgelben Locken erzählt. Denn łoss heisst im Wendischen Haar, das Wort aber wird auf den Dörfern loss, łoss und hoss gesprochen, wie Hr. Lehrer Proposch auf verschiedenen Wanderungen festzustellen die Güte hatte.

Gar nicht zur Ausprägung eines Individual-Namens ist die boža łosć in der Oberlausitz gelangt, denn boža sedleško bedeutet „ein göttliches Sitzchen."

In den Kreis dieser Vorstellungen ziehe ich auch eine Sagengestalt, welche, wie mir scheint, bis jetzt die gehörige Beachtung nicht gefunden hat.

Die Chronik der Stadt Crossen berichtet, auf dem Felsen hart am Oderufer, gegenüber der Stadt, habe einst eine Burg gestanden, in welcher ein polnischer Edler lebte, dessen Söhne sich dem Christenthum zugewandt, die Tochter aber sei dem altheidnischen Glauben treu geblieben. Einst habe sie ihre Brüder in Gesellschaft eines Mönches angetroffen; da habe sie in ihrem Zorn mit einem Schlüssel ihres Schlüsselbundes, das sie stets bei sich getragen, nach dem jüngsten Bruder geworfen und ihn mit dem Wurf des Schlüssels getödtet. Der Vater habe die Mörderin dafür erschlagen wollen, diese aber sei vor dessen gezücktem Schwerte auf die Zinne der Burg geflohen und habe sich von dort herab in die Fluthen der vorüberrauschenden Oder gestürzt. Seit dieser Zeit wandle sie allnächtlich in weissem Gewande, das Schlüsselbund in ihrer Rechten, hinüber zu den Kienbergen, dem Ort ihrer That, und klagend und weinend harre sie dort der Zeit ihrer Erlösung.

In den Dörfern zwischen Crossen und Guben aber ist folgende Fassung der Sage bekannt (wie sie Hr. Lehrer Hauptstein in Berlin an Ort und Stelle zu eruiren die Güte hatte und Hr. Kroll sie bestätigt). Man erzählt, die Schlüsseljungfrau habe von ihrem Felsensitz herab, wenn ein Schiff sich dem Felsen genähert, einen Schlüssel auf den Bord des Schiffes geworfen; habe der Schiffer den Schlüssel nicht sofort in die Fluthen hinabgestossen, so sei das Schiff gesunken. Immer aber habe man bei dem ganzen Vorgang die Jungfrau klagende Töne ausstossen hören. Bestätigt wird diese Fassung der Sage durch eine Chronik, nur dass der Chronist die Sage offenbar dahin gewandelt hat, dass nur diebischen Schiffern der Schlüssel verhängnissvoll wird.

Es liegt nun auf der Hand, dass der Schlüssel in diesen Sagen Funktionen ausübt, welche ihm an sich fremd sind. Somit sind wir gezwungen anzunehmen, es werde hier der Schlüssel als ein dem Organismus fremder Bestandtheil unverstanden in den Sagen mitfortgeschleppt. Mir scheint nun, es läge nicht ausser dem Bereich des Wahrscheinlichen, dass die Odernixe bei Crossen, welche auf

einem Felsen ihren Aufenthalt hat, welche als weiss gekleidete Jungfrau sich zeigt, den Schiffern verderblich wird, dazu bei ihrer Verderben bringenden Handlung klagende Töne ausstösst, dem Vorstellungskreise unserer Wendennixe entstammt: knüpft doch die Sage ausdrücklich an einen polnischen Edlen an. Ist der Schlüssel nun etwa zu einer Zeit in die Sage hineingerathen, als die Wendensage deutsche Färbung angenommen, vielleicht aus einem misverstandenem Wort der slavischen Sprache?

Die Gefahr, welche in der vergleichenden Mythologie liegt, werden wir, trotz der Dienste, die sie uns geleistet, nicht verkennen dürfen: müssen wir doch zugestehen, dass oft scheinbare oder wirkliche Aehnlichkeiten der Sage dazu geführt haben, Verwandtschaft anzunehmen, wo dieselbe nicht erweislich ist.

Zu ähnlichen oder gleichen Manifestirungen ihres geistigen Lebens sind die Völker gelangt, auch unabhängig von einander, nur müssen die Bedingungen des Daseins ähnliche oder gleiche sein.

Wunderbarer Weise treffen wir z. B. die von den deutschen Sagenforschern eigentlich vernichtete Loreley wieder bei einem Volke, mit dem wir weder Bluts- noch Sprachverwandschaft erweisen können: selbst Wanderung ist in diesem Falle ausgeschlossen. Diro Kitao aus Mycei in Japan berichtet darüber folgendes:

An der Asolaiküste sieht man dicht am Meeresgestade eine aus übereinander geschichteten Basaltsäulen wie im gothischen Style in eine Kuppel endende Höhle, die sogenannte Jungfrau- oder Meeresfrauenhöhle. An den sehr symmetrisch aufsteigenden Felsenwänden rieselte, als die schöne Jungfrau noch diese Höhle bewohnte und ihr langes goldenes Haar kämmend, mit lieblicher Stimme das in Japan bekannte Asolailied sang, ein klarer Wasserstrahl herab. Hören die Schiffer die Jungfrau so aus der fast immer sturmumbrandeten Höhle singen, so eilen sie in's Weite, sonst ist ihnen ein nasses Grab gewiss.

Wie die Sirenen und die boża łość neben ihrer anthropomorphischen Gestaltung eine andere gefunden und zwar eine thierische — Schwartz sucht zu erweisen, dass in dieser Gestaltung der Sirenen und des Hräswelgr „das Urbild leichenschwelgender Sturmesvögel am Himmel“ zu suchen sei — so treffen wir bei Diro Kitao ähnliche, in das Theromorphische hineinragende Wandlungen der japanesischen Sagen. Es zeigen sich nämlich die Ajadamas, die Nymphen der Quellen und Flüsse, nicht nur als die schönsten Mädchen mit Gürteln aus geflochtenen Schilfblättern, die mit melodischen Stimmen aus Bächen und Quellen der Wälder hervorsingen, sondern wir lernen sie auch als tückische Wesen kennen, die gern im Mondschein auf Sümpfen umhertanzen und mit ihrer verführerischen Melodie in's Verderben locken. Dort aber, wo, mit Diro Kitao zu reden, heftige Brandungen und schäumende Fluthen an Klippen und Höhlen hinauf in dem inselreichen Lande die grossartige und tödtliche Gewalt des Wassers bekunden, werden die Nymphen oft zu Ungeheuern, Kavankos genannt, Katzen ähnlichen Geschöpfen, bald mit Hunde-, bald mit lockigen Mädchenköpfen, die in der Tiefe auf Schwimmer oder Schiffbrüchige lauern, um sie hinunter zu reissen und zu zerfleischen.

Aus dem Kreise der wendischen Nixsagen möge als letzte sich den bisherigen Erörterungen folgende anschliessen.

Ein Wende erzählte mir folgende Sage: Dort, wo die Spree zwischen Madlow und der Markgrafenmühle bei Cottbus durch einige in das Flussbett vortretende Hügel Biegungen zu machen gezwungen ist, habe sich auf dem Hügel, welcher die anderen überragte, jetzt aber abgetragen ist, eine Nixe aufgehalten. Oft habe man sie singen hören, und Bauern, welche in ihren Kähnen die Spree hinauf- oder herunter gefahren seien, hätten, sobald sie den Gesang vernommen, den Kahn zur

Flucht gewandt: wer aber des Gesanges nicht geachtet, dem sei alsbald der Nachen am Hügel zerschellt, er selbst aber sei ertrunken. Einst nun habe der Teufel die Nixe auch wollen singen hören. Er sei deshalb die Spree entlang gekahnt, habe den Nachen am Hügel angelegt und sich angeschickt, empor zu klimmen. Da habe die Nixe ihren Gesang angestimmt und alsbald sei der Teufel den Hügel herabgefallen. Und gleiches Schicksal habe ihn ereilt, so oft er auf's Neue versucht, den Gipfel des Hügels zu gewinnen. So habe er denn schliesslich das Weite suchen müssen. Spuren aber von der Thätigkeit seiner Hände und Füsse habe der Hügel noch lange bewahrt.

Unter den Rheinsagen gewährt Einstimmung die von Simrock, in dem Liede „der Teufel und die Loreley“ behandelte, von dem Kaufmann sagt: „Das Gedicht beruht, was den Teufelseindruck betrifft, auf echter Grundlage.“

Der Teufel mit seinen Eindrücken mag in dem Simrock'schen Gedichte echt volksmässig sein — in der Wendensage unterliegt es keinem Zweifel — allein der Teufel ist für die Sagenforschung nicht eben der bequemste Gesell: vertritt er doch in der Sache stets einen mythischen Helden oder einen Gott. Wer aber vermöchte in den meisten Fällen zu sagen, welchen?

Wenden wir uns wieder zu Homer, der ältesten Quelle für die Sirenen, so lesen wir bei ihm, dass Odysseus, gefesselt am Mastbaum, sich bemüht, nachdem er dem Sirenen-Liede gelauscht, sich der Banden zu entledigen, um mehr von diesem wunderholdem Gesange zu vernehmen, aber vergeblich: die Freunde fesseln ihn um so fester und das Schiff strebt der Ferne zu.

Ist auch in diesen Sagen Einstimmung erweisbar?

Ich gestehe, lange Zeit war die Neigung bei mir vorhanden, das anzunehmen: sind doch die Grundbedingungen, welche eine Vergleichung rechtfertigen könnten, vorhanden: Nixen nämlich, auf einem Felsen, Berge oder der Düne des Gestades singend, den Schiffern, die ihnen lauschen, verderblich, und der Teufel oder ein Heros vergeblich bemüht, mehr zu vernehmen von ihrem wundersamen Liede, als die Gunst des Augenblicks gewährt. Aber es ist doch auch zu erwägen, ob diese Sagen nicht aus dem eigenen Schaffungstriebe der Völker können hervorgegangen sein. Und ich meine, nichts widersteht dem, das anzunehmen. Abgesehen davon, dass die Loreley immerhin noch nicht als Gestalt der Volkssage erwiesen ist — denn nach Kaufmann haben wir nur die Sage von Spuren des Teufels am Felsen als auf volksthümlicher Grundlage erwachsen zu betrachten — so werden wir doch auch den Wenden die Möglichkeit zugestehen müssen, dass sie auf einen Berg, welcher in die Spree hineinragt, eine Nixe werden haben versetzen können: der herabrieselnde Regen wird diesen Hügel gefurcht haben und diese Rinnen und Furchen sind dann einem Dämon oder dem Teufel zugeschrieben worden, wie das bei Naturmalen in der ganzen Welt geschehen ist. Den Teufel nun aber und die Nixe in ein Abenteuer zu verflechten, mochte den Wenden als eine um so passendere Aufgabe erscheinen, als in demselben Gelegenheit gegeben war, ein Stück ihres unverwüstlichen Humors zur Geltung zu bringen, welcher darin sich abspiegelt, dass der Teufel wiederholt vom Berge herabfällt und endlich das Weite zu suchen gezwungen ist.

Eine Gestaltungskraft, welche wir den Wenden zusprechen, werden wir aber den Deutschen nicht absprechen dürfen, und der Sänger der Odyssee hat wohl eine entsprechende Situation, welche er vielleicht dem Volksmunde entnommen, nur vollendeter gestaltet und phantastischer ausgeschmückt unter dem Einfluss seines hohen, künstlerischen Vermögens.

Somit scheint es mir, als könnten wir getrost die letzten drei Nixsagen ebenso

der Gestaltungskraft eines jeden der drei berührten Völker anheim geben, als wir nicht werden umhin können, die Nixen selbst als arische Wasserdämonen anzuerkennen, personificirt unter dem Himmel von Hellas, vielleicht unter semitischem Einfluss, als Sirenen, am Rhein vielleicht individualisirt als Loreley, sicher in der Wendei individuell gestaltet als boža łosć.

(8) Hr. Virchow verliest folgenden, an ihn gerichteten Brief des Hrn. Brückner sen. d. d. Neu-Brandenburg, 18. Februar

über einen Trinkschädel und einen stark brachycephalen Schädel von Neu-Brandenburg.

Der Schädel ist im höchsten Grade merkwürdig und unzweifelhaft ein Trinkschädel. Er ist hier im November vorigen Jahres mitten in der Stadt bei Anlage einer Dunggrube — auf dem Hofe des Hauses Nr. 181 in der Krämerstrasse — ausgegraben worden. Er lag vier Fuss unter der Oberfläche des Bodens. Neben ihm wurde eine Art Knopf — aus reinem Kupfer — gefunden, eine etwa 5 cm im Durchmesser haltende runde Platte, die auf der einen flachen Seite in einen kurzen Stiel übergeht. — Ich sende den Knopf mit, er liegt in dem Schädel. — Der Stiel des Knopfes muss früher länger gewesen sein; er hatte an dem freien Ende eine deutliche Bruchfläche. Diese ist jetzt nicht mehr zu erkennen, da dort für die chemische Untersuchung etwas abgefeilt worden ist. Die chemische Untersnchung hat reines Kupfer mit Spuren von Eisen — vielleicht von der Feile herstammend — ergeben.

Was den Schädel anlangt, so ist derselbe sichtlich zu irgend einem Zweck künstlich bearbeitet. Durch die Art und Weise dieser Bearbeitung wurde ich lebhaft erinnert an einen Vortrag, den Sie im Mai vorigen Jahres gehalten haben über einige Schädel aus dem Neuenburger und Bieler See, und an das, was Sie damals gesagt haben über den Trinkschädel von Sütz und über die Trinkschädel der Australier.

Dass der vorliegende Schädel ebenfalls ein Trinkschädel gewesen ist, dafür sprechen alle Verhältnisse. — Die Trinköffnung ist in den hinteren Partien der Basis cranii, in das Hinterhauptsbein eingeschnitten. Dass diese Oeffnung und namentlich die hintere Kante derselben viel gebraucht ist, dafür zeugt die glatte Beschaffenheit derselben; sie ist wie polirt. Der linke hintere Winkel des Ausschnittes ist mit Absicht tiefer ausgebuchtet als der rechte, um beim Trinken eine bequeme Ausflussöffnung zu erhalten. Von dieser tiefer ausgebuchteten Stelle bis gegen den linken Proc. mastoid. hin ist die äussere Knochentafel des Schädels durch langen Gebrauch vollständig geglättet. Der Contrast mit denselben Partien rechts ist namentlich beim Betasten mit den Fingern sehr auffallend.

Sollte aus dem linken hinteren Winkel der künstlichen Oeffnung getrunken werden, dann war es am bequemsten, den Schädel mit der rechten Hand in der Weise zu halten, dass die Finger hinter dem Proc. zygomat. jeder Seite eingriffen. Der Schädel kann so sehr fest und sehr bequem gehalten werden. Die Fläche der Hand bedeckt dabei dann den grössten Theil des Stirnbeines und den vorderen Theil des linken Seitenwandbeines. Dass nun gerade diese Stellen durch langen Gebrauch ganz glatt abgegriffen sind, betrachte ich mit als einen Hauptbeweis dafür, dass der Schädel wirklich als Trinkschädel gedient hat. — Vorwaltend ist der Schädel mit der rechten Hand geführt worden, zuweilen ist aber auch die linke beim Trinken thätig gewesen, die dann über das Hinterhaupt gegriffen hat. Die Stelle, welche dabei der linke Daumen berührt hat, ist hinter und oberhalb des linken Proc. mastoid. deutlich zu erkennen.

Die beiden Oeffnungen im Stirnbein werden wohl zum Durchziehen einer Trageschnur gedient haben.

In Berücksichtigung aller angedeuteten Punkte scheint es mir ganz unzweifelhaft, dass der Schädel wirklich Trinkschädel gewesen ist, und ich kann nicht unterlassen Ihnen denselben zur Beurtheilung zuzusenden.

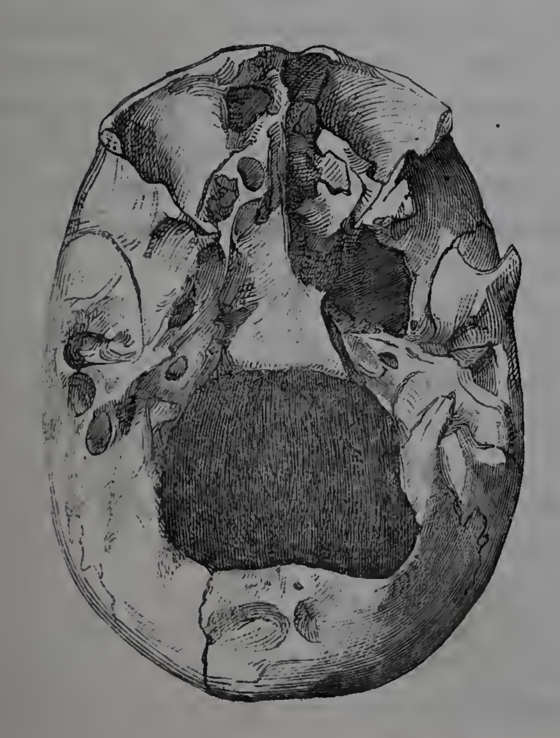
Ich habe noch einen zweiten Schädel in die Kiste gelegt, der hier in der Nachbarschaft zu Kl. Helbe beim Ausmodern eines Teiches gefunden ist; der Angabe nach, — ich habe ihn aus der zweiten Hand. Ich lege ihn bei, weil ich einen Schädel mit so stark ausgebildeter Brachycephalie hier noch nicht gesehen habe. —

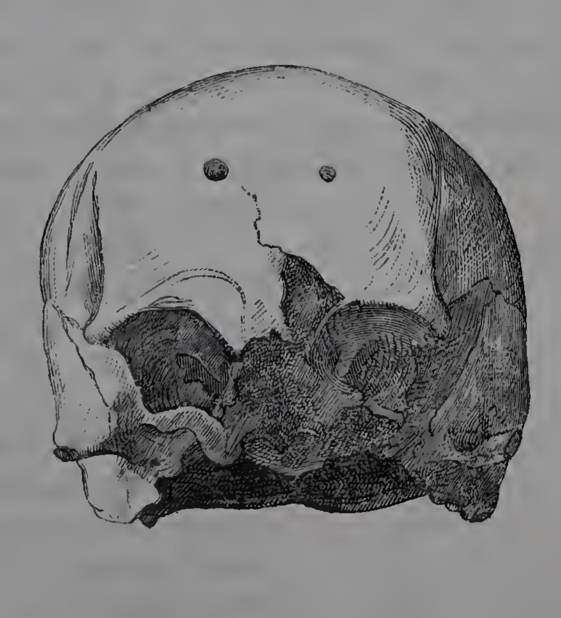
Hr. Virchow bestätigt die Auffassung des Hrn. Brückner und bemerkt im Einzelnen Folgendes:

Der Trinkschädel ist von gelbweisser Farbe und von sehr derber, fester Beschaffenheit, welche noch dadurch verstärkt wird, dass zahlreiche, theils partielle, theils totale Synostosen am mittleren und den seitlichen Theilen der Coronaria, am Ende der Sagittalis und an einem grossen Theil der Lambdanaht vorhanden sind. Die Gesichtsknochen sind nicht vorhanden. Die Schädelkapsel ist lang, breit, jedoch von etwas flacher Curve:

Grösste Länge	194	mm
„ Breite	142	„
Auricularhöhe	111	„
Unterer Frontaldurchmesser	91	„
Temporaldurchmesser	122,5	„
Occipitaldurchmesser	116	„
Mastoidealdurchmesser (Basis)	127	„
Auriculardurchmesser	123	„
Index	73,1	„
Auricularhöhenindex	57,2	„

Er hat also einem etwas niedrigen Dolichocephalen angehört, bei dem die tieferen Theile des Schädels die grössere Breite besitzen. Die Muskellinien liegen hoch. Die Schläfen sind in Folge einer Synostosis sphenofrontalis und sphenoparietalis etwas eng. Rechts ist ein grosser, trichterförmiger Eindruck an der Coronaria,





dicht vor dem Angulus parietalis, der jedoch nach innen keinen entsprechenden Vorsprung zeigt; links zeigt sich ein Vorsprung der Coronaria gegen die Schläfe.

An der Stirn sind zwei rundliche, unregelmässig gebohrte Löcher von 6 mm Durchmesser in einer Entfernung von 29 mm von einander, das linke dicht am Tuber, das rechte etwas mehr nach innen, offenbar zum Durchziehen einer Schnur bestimmt.

Die grosse Oeffnung an der Basis misst 56 mm im Längs-, 70 im Querdurchmesser. Ihre vordere Grenze liegt ungefähr in der Gegend des Tuberculum pharyngeum, wo die Apophysis basilaris quer durchgespalten ist. Von da setzt sich der Rand in die Spalte hinter den Felsenbeinen fort und geht dann in die Squama occipitalis über, welche ganz scharf ausgeschnitten ist. Der hintere Rand der Oeffnung reicht etwa bis auf $^1/_3$ gegen die Protuberantia occipitalis hinauf. Die Form ist undeutlich kleeblattförmig, so jedoch, dass auf der linken Seite der Defekt etwas grösser ist. Die Ränder und die nächstanstossenden Theile sind sehr glatt, ebenso die von Hrn. Brückner bezeichneten Stellen der Oberfläche, namentlich links am Hinterhaupt und auch an der Schläfe. Jedoch sind sie nicht künstlich geglättet, sondern nur glänzend, wie durch häufige Berührung. Man kann also wohl annehmen, dass diess durch den Gebrauch herbeigeführt ist.

Bei der Herstellung der Oeffnung und der Ablösung der Gesichtsknochen sind einige Spalten im Schädel entstanden, so namentlich rechts nach rückwärts eine Spalte in der Hinterhauptsschuppe, links nach vorwärts mit Ausbrechen des Keilbeins und eines Theils der Stirnhöhle eine Spalte durch den Ansatz der Ala temporalis und des Orbitaldachs bis in das Stirnbein.

Alles in Allem muss man zugestehen, dass die Aehnlichkeit mit manchen australischen Trinkschädeln eine recht grosse ist, grösser, als die des früher von mir beschriebenen Trinkschädels aus den Schweizer Pfahlbauten. Es ist diess der erste Fall, wo ein solcher Fund in unseren Gegenden gemacht ist; er giebt vielleicht einen Anhalt dafür, dass die von den Longobarden in Italien geübte Sitte schon aus der alten Heimath mitgebracht war und einem alten Gebrauche der germanischen Stämme entsprach. Das Kupferfragment bietet leider nicht den geringsten Anhalt für eine archäologische Erörterung. —

Der brachycephale Schädel, welchen Hr. Brückner die Güte gehabt hat, mir zu überlassen, schliesst sich seiner Form nach jener Gruppe von bis jetzt ziemlich seltenen Breitschädeln an, von denen die früher von mir beschriebenen Schädel aus der Elbe bei Dömitz und aus der Peene bei Demmin besonders hervorragende Beispiele darstellen. Ob er mit diesen zu einer ethnologisch zusammenhängenden Abtheilung vereinigt werden darf, lasse ich vorläufig dahingestellt. Immerhin verdient er aber in Erinnerung behalten zu werden. Seine Maasse sind folgende:

Grösste Länge	180	mm
„ Breite	155	„
Senkrechte Höhe . . .	130,5	„
Ohrhöhe	109	„
Nasenhöhe	34	„
Nasenbreite	27	„

Daraus ergeben sich folgende Verhältnisszahlen:

Längenbreitenindex . .	86,1	mm
Längenhöhenindex . .	72,5	„
Ohrhöhenindex	60,5	„
Nasenhöhenindex . . .	79,4	„

Er ist orthobrachycephal und platyrrhin.

(9) Hr. Virchow legt noch nachträglich eine Reihe von

Scherben aus böhmischen Grabfeldern und Burgwällen

vor, welche Hr. L. Schneider in Jičin ihm übersendet hat. Es ist eine sehr reiche Auswahl der schönsten Muster slavischer und vorslavischer Töpferei. Hr. Virchow macht besonders darauf aufmerksam, dass sich unter den vorslavischen Scherben ein geglätteter, schwarzer Henkel aus dem Sarkathal befindet, welcher dieselbe Beschaffenheit zeigt, wie er sie im Gegensatze zu Hrn. Schneider in einer früheren Sitzung erwähnte. Der Henkel ist nehmlich hart an dem Topfe losgegangen und zeigt hier eine ganz flache Trennungsebene mit einem runden Zapfen, der in die Wand des Topfes eingesenkt gewesen ist.

(10) Hr. Virchow bespricht die von Hrn. C. Hagenbeck im zoologischen Garten ausgestellten

Eskimos.

Ich möchte mit einigen Worten die Aufmerksamkeit der Mitglieder auf die Eskimos lenken, die augenblicklich in Berlin sind. Es ist das eines der interessantesten ethnologischen Bilder, das sich vor unseren Augen entfaltet, und, ich muss sagen, das fremdartigste, was man sehen kann. Wir haben im Laufe der letzten Jahre eine ziemliche Collection fremder Specimina, zum Theil hier in der Gesellschaft selbst, gehabt, allein keines von ihnen kam auch nur annäherungsweise an die Eskimos. Sie bieten eine in ihrer Art ganz ungewöhnliche und ungemein überraschende Erscheinungen dar.

Wir haben da eine ganze Familie, Mann, Frau und zwei Kinder, Namens Okabak, und ausserdem zwei Männer, wie man in Norwegen sagen würde, Loskärle, Namens Kokkik und Kujanje. Wir sehen sie in ihrer Kleidung, mit ihren Hunden und Geräthen, ihrer Hütte, ihren Schlitten und Booten, in wirklicher Thätigkeit zu Wasser und auf dem Lande. Sie stammen von Jacobshavn in Grönland, sind also schon in ihrer Heimath gewissen Cultureinflüssen ausgesetzt gewesen. Ihre Reise durch Europa hat ihre Gebräuche und Gewohnheiten mannichfach beeinflusst, aber im Ganzen ist es doch ein ächt arktisches Bild, welches sich unseren Blicken darbietet.

Der Angabe nach ist der Vater, Caspar Mikel Okabak 36, die Mutter Juliane 24, das Kind Anne $2^1/_2$, das andere Kind Katrine $1^3/_4$ Jahre alt. Hans Kokkik soll 41, Henr. Kujanje 28 Jahre alt sein.

In Bezug auf ihre Erscheinung überraschte mich zuerst am meisten das ganz ungewöhnliche Verhältniss ihrer Körpertheile. Sie sind im Durchschnitt klein; nur Kokkik ist 1,66 m hoch und von ihm macht der Führer, ich weiss freilich nicht, mit wie viel Recht, es etwas zweifelhaft, ob er nicht einem Mischtypus angehört. In der That hat er wegen seiner höheren Statur und seiner längeren Nase ein mehr europäisches Aussehen; im Uebrigen kann ich nicht sagen, dass ich an ihm etwas gefunden hätte, was sehr wesentlich von dem Verhalten der übrigen abwiche, und ich möchte es daher keineswegs als sicher annehmen, dass er als ein aus einer Mischung hervorgegangenes Individuum anzusehen sei. Alle anderen stimmen nicht nur unter sich, sondern auch mit allen uns sonst bekannten Grönländer-Bildern so sehr überein, dass man sie wohl als ganz reine Exemplare betrachten kann. Die Körpergrösse der beiden anderen Männer beträgt 1,43 m (Kujanje) und 1,55 m (Okabak), immerhin kleine Verhältnisse, indess könnten wir damit auch aufwarten. Die Frau misst 1,45 m und die Kinder sind, ihrem angeblichen Alter nach, sogar

als ungewöhnlich, um nicht zu sagen, vorzeitig entwickelt zu bezeichnen. Sie bewegen sich mit einer solchen Sicherheit und Kraft, dass wir kaum vollkommener ausgebildete Kinder gleichen Alters bei uns auffinden möchten.

Trotz der geringen Körpergrösse überrascht es, dass die Höhe der Trochanteren über dem Boden durchweg eine sehr kleine ist. Der kleinste Mann, Kujanje, hat nur 73,5 cm, Okabak 79,5 cm und auch der grösste, Kokkik, nur 80 cm Erhebung des Trochanter über dem Fussboden. Daraus folgt, dass die Länge des Körpers ganz überwiegend durch den Rumpf hergestellt wird, und dass die Beine im Verhältniss ungewöhnlich kurz sind.

Was den Kopf anbetrifft, so muss ich sagen, dass ich schon, als ich die Gesellschaft von Weitem sah, auf's Höchste durch sein Aussehen betroffen war, weil meine ganz frische Bekanntschaft mit den Mitgliedern der chinesischen Gesandtschaft mir eine Reihe von Typen wieder vorführte, die ich eben erst in meine Vorstellung aufgenommen hatte. In der That liegt hier eine unverkennbare ethnologische Verwandtschaft angedeutet. Ich glaube nicht, dass Jemand die Grönländer sehen kann, ohne an gewisse ostasiatische, namentlich mongolische Formen erinnert zu werden. Die Leute haben absolut nichts an sich, was den uns sonst geläufigen Vorstellungen von den hellen Rassen des Nordens entspräche, keine Spur von blonden Haaren, blauen Augen oder heller Haut, vielmehr sind sie ganz schwarzhaarig, haben sehr dunkle Augen von etwas wechselndem Braun und eine dunkle gelbbräunliche, hie und da schwärzliche Haut. Letztere ist keineswegs so rauh, wie sie geschildert wird. Die Frau hat sogar eine ausserordentlich glatte, weiche und feine Haut, aber auch sie ist sehr stark tingirt. Die tiefschwarzen, ebenholzfarbenen Kopfhaare sind dick, glatt und straff, fast wie Pferdehaare. Die Männer haben sehr wenig Bart. Genug, es ist eine durchaus straffhaarige, tief brünette Rasse.

Die Nasen sind (mit Ausnahme von Kokkik) sehr platt. Bei der Frau, die übrigens auch sonst recht gefällige Formen besitzt, ist dieser Charakter weniger ausgeprägt, als bei den Männern, die ganz niedergedrückte Nasen haben. Ich erhielt bei der Frau Okabak einen Nasenindex von nur 59,2, während ihr Mann einen solchen von 72,5, und Kujanje einen von 76 zeigte[1]). Die sehr lebhaften und glänzenden Augen stehen so schief nach aussen und oben, und die Lidspalte ist so klein und eng, dass die Leute vollständig der schlitzäugigen Rasse anzugehören scheinen. Dazu kommt, dass die kurzen Augenbrauen ungewöhnlich hoch über dem Auge stehen und der innere Augenwinkel durch eine starke, halbmondförmige Hautfalte gedeckt wird. Im Uebrigen geht am Gesicht Alles mehr in's Breite, namentlich stehen sowohl die Wangenknochen, als die Unterkieferwinkel stark hervor. Die Mundgegend, besonders die Unterlippe ist so weit vorgeschoben, dass sie im Profil ganz bestimmend wirkt.

Nun ist es sehr bemerkenswerth, dass gegenüber dieser physiognomischen Aehnlichkeit der Eskimos und der Mongolen eine absolute Differenz zwischen ihnen in Bezug auf die Schädelkapsel existirt. Es ist seit langer Zeit bekannt, — und ich selbst habe Gelegenheit genommen, die sämmtlichen Grönländerschädel, die mir in den nordischen Museen (Kopenhagen, Lund, Stockholm) zugänglich waren, zu messen — dass diese Schädel eminent dolichocephal sind, während die mongolischen Schädel sich als mehr kurzköpfig erweisen. Das lässt sich auch bei dem

1) Dieses Ergebniss harmonirt sehr wenig mit dem durch Hrn. Broca an den Schädeln erlangten. Darnach ständen die Eskimos mit einem Index von 42,33 auf der niedrigsten Stufe der Leptorrhinie (Révue d'anthropologie. 1872. Vol. I. p. 18).

Vater Okabak mit grosser Leichtigkeit constatiren. Er besitzt eine Kopflänge von 195 bei einer Breite von 144; das giebt einen Index von 73,7. Also selbst am Lebenden bekommt man ein ausgezeichnet dolichocephales Maass. Aehnlich ist es bei Kokkik, der einen Index von 74,7 besitzt. Dagegen erhalte ich bei der Frau 77,3 und bei Kujanje 76,9, also mesocephale Zahlen (im deutschen Sinne). Indess will ich desswegen den herrschenden Charakter der Dolichocephalie bei den Eskimos gewiss nicht in Abrede stellen. Die auriculare Höhe ist sehr beträchtlich und demnach der Ohrhöhenindex (das Verhältniss zur grössten Länge) gross. Dabei zeigt zeigt sich auch hier bei der Frau die Lage des Ohrloches näher an der Scheitelhöhe, als es sonst gewöhnlich ist. Aber es zeigt sich zugleich, dass bei Kujanje, dessen Verhältnisse sich auch sonst denen der Frau am meisten nähern, genau dieselben Zahlen gefunden werden: er sowohl, wie Frau Okabak, haben eine Ohrhöhe von 115 mm, während die beiden anderen Männer eine solche von 126,5 und 127 mm besitzen. Der Index schwankt daher zwischen 62,8 und 66,8.

Ich kann wegen der Charakteristik des Grönländer-Kopfes auf meine frühere Beschreibung (Archiv f. Anthropologie 1870. Bd. IV. S. 75) verweisen. Wenn ich ihm damals als Haupteigenschaften Leptoscaphocephalie mit Prognathismus und kolossaler Ausbildung des Gesichtsskelets zugeschrieben habe, so kann ich nach Kenntnissnahme der lebenden Eskimos allerdings zugestehen, dass diese Charakteristik nur bei den kräftigsten Individuen ganz zutrifft und dass für die schwächer ausgebildeten Männer und Frauen eine gewisse Abminderung eintreten muss. Indess bleibt doch auch für diese wahr, dass die Schädelform seitlich zusammengedrückt ist und nach oben dachförmig ausläuft, so dass die Sagittalgegend wie eine kleine Crista emporsteigt, während die Kaumuskeln in grosser Fülle die Seitenflächen bedecken. Dem entsprechend ist das Gebiss sehr entwickelt, namentlich sind die Unterkiefer weit ausgelegt, so dass der frontale Durchschnitt des Kopfes eine Art von Conus darstellt, dessen Basis unten liegt. Beim Lebenden verstärkt sich der Eindruck durch die Rundung der Wangen und das Vortreten der dicken Lippen.

Die erhaltenen Maasse werde ich mir erlauben im Einzelnen beizufügen. In Bezug auf die Nasenmaasse bemerke ich, dass wir Messungen von Nasen an Lebenden nur in sehr kleiner Zahl besitzen. Natürlich sind die Ergebnisse von Messungen der Nase am lebenden Menschen nicht recht vergleichbar mit den Zahlen, welche wir am macerirten Schädel erhalten, da die Ansätze der Nasenflügel, die wir allein zur Messung der unteren Breite benutzen können, weiter nach aussen liegen als die Ränder der Apertura pyriformis, welche wir am Skelet benutzen. Wir messen also jedesmal etwas weiter nach aussen, und es wird dadurch das Verhältniss von Länge und Breite an der Nase in der Weise verändert, dass auf 100 Länge mehr Breite kommt, als am nackten Schädel.

Ich darf dann vielleicht noch Eines hervorheben, was für mich schon aus der Betrachtung grönländischer Photographien auffällig hervortrat und was mir bei den Lebenden besonders imponirte: die beträchtliche Entfernung zwischen den Augenwinkeln. Sie sind so weit aus einander gerückt, dass man sich erst daran gewöhnen muss, um die sonst keineswegs unangenehmen physiognomischen Formen des Gesichts zu würdigen. Die offenbare Gutmüthigkeit der Leute spricht sich in den Augen deutlich aus. Auch mag ihr mehr kultivirter Zustand nicht wenig dazu beitragen, sie uns näher zu bringen. Ihre Intelligenz erhellt darin aus, dass sie schon ein paar Worte deutsch sprechen, unser Geld kennen, die einzelnen Stücke mit Namen nennen u. s. w. Sie sind also auf dem besten Wege, sich zu acclimatisiren, und nur ihr Anzug erhält uns den vollen Eindruck der Fremdartigkeit.

Ich kann daher den Besuch des zoologischen Gartens, in welchem sie ihren Aufenthalt genommen haben, dringend empfehlen. Wir haben Sorge getragen, dass eine photographische Aufnahme in möglichst guter Ausführung bewerkstelligt werde, um die Erinnerung zu fixiren. Indess man muss die Leute selbst sehen und die lehrreiche ethnographische Sammlung studiren, welche die Verhältnisse ihres häuslichen Lebens uns vorführt. Unter den Kunstfertigkeiten, welche sie zeigen, möchte ich besonders hervorheben das Werfen der Speere, welches eines der wenigen Beispiele der Benutzung eines Wurfbrettes durch ein Naturvolk darstellt. Abweichend von den Australiern, legen sie den Speer nicht mit dem Ende auf ein ebenes Wurfbrett, sondern ein schiefer, nagelartiger Vorsprung des Speerschaftes reift in ein Loch des der Länge nach flach ausgehöhlten, schmalen Brettes, und dient bei dem Auslegen des Arms als Befestigungsmittel für den mittleren Theil des Speerschaftes. Ihre jetzigen Wurfbretter haben sie aus Holz geschnitzt; daheim sollen sie dieselben aus Wallrossknochen herstellen.

Die Tabelle der Maasse, welche ich durch gütige Vermittelung des Hrn. Dr. Bodinus aufnehmen konnte, ergiebt Folgendes:

1. Absolute Zahlen.

Namen der Eskimos.	Alter.	Grösste Länge.	Grösste Breite.	Ohrhöhe.	Ganze Gesichtshöhe		Obergesichtshöhe.	Gesichtsbreite.	Nase.		Orbitaldistanz.		Höhe des Trochanter über dem Boden.	Körperlänge.
					vom Haarrand.	von der Nasenwurzel.			Höhe.	Breite.	innere Winkel.	äussere Winkel.		
Okabak, Mann	36	195	144	126	187	114	79	138	51	37	33	95	795	1550
„ Frau	24	183	141,5	115	167	110	75	123,5	54	32	32	90	—	1445
Kujanje . . .	28	182	140	115	183	115	71	131	46	35	32,5	94,5	735	1434
Kokkik . . .	41	190	142	127	182	120	79	134	54	34	34	94	800	1660

2. Berechnete Indices.

Namen der Eskimos.	Längenbreiten-	Ohrhöhen-	Nasen-
	Index.		
Okabak, Mann	73,7	64,8	72,5
„ Frau	77,3	62,8	59,2
Kujanje . . .	76,9	63,1	76,0
Kokkik . . .	74,7	66,8	62,9
Mittel . . .	**75,6**	**64,4**	**67,6**

(11) Hr. Bastian theilt mit, dass dem ethnologischen Museum ein wichtiger, der altzapotekischen Cultur entstammender Silberfund zugegangen sei.

(12) Geschenke und Tauschartikel:

1) Bericht über die VIII. allgemeine Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Constanz. München 1877. 4.
2) Virchow, Zur Craniologie Illyriens. A. d. Monatsber. d. Akademie der Wissensch. zu Berlin vom 17. December 1877.
3) 13. und 14. Jahresbericht des Vereins für Erdkunde zu Dresden. 1877.
4) Nachrichten für Seefahrer. Nr. 10.
5) Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Nr. 1. 2.
6) Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'homme. Tom. VIII. Livr. 12. Tom. IX. Livr. 1.

Sitzung vom 12. April 1878.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Der Vorsitzende macht die Mittheilung, dass er als Vertreter der Gesellschaft von Seiten des Vorstandes der geographischen Gesellschaft zur Feier des fünfzigjährigen Stiftungsfestes dieser Gesellschaft eine Einladung erhalten habe. Der Vorstand wird ermächtigt, der geographischen Gesellschaft ein Glückwunschschreiben zu überreichen.

Das Schreiben der geographischen Gesellschaft lautet:

Berlin, im März 1878, Friedrichstrasse 191, III.

Die Gesellschaft für Erdkunde feiert in diesem Jahr das Fest ihres fünfzigjährigen Bestehens, und wird dasselbe durch eine Festsitzung im grossen Saal des Rathhauses am 30. April um 7 Uhr, und ein Festmahl im Kroll'schen Etablissement am 1. Mai um $5^1/_2$ Uhr begehen.

Es ist der Wunsch rege geworden, dass bei dieser Gelegenheit die verschiedenen geographischen Vereine und verwandte wissenschaftliche Gesellschaften Deutschlands vertreten sein möchten.

Der unterzeichnete Vorstand beehrt sich auf Grund dessen, den Vorstand der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte einzuladen, ihren Vorsitzenden oder in dessen Verhinderungsfalle eines ihrer Mitglieder als Delegirten zu entsenden, um der Feier als Ehrengast beizuwohnen.

Der Vorstand der Gesellschaft für Erdkunde.
v. Richthofen. A. Bastian.

An den Vorstand
der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte
in Berlin.

(2) Zu correspondirenden Mitgliedern wurden ernannt:

Hr. Rajendra Lala Mitra V. Pres. As. Soc. Bengal, zu Calcutta,
Hr. A. Burnell, Ph. D. zu Tanjöre, Madras,
Hr. John Shortt, M. D., Madras,
Hr. Senator Prof. Dr. Ponzi zu Rom.

Neue Mitglieder:

Hr. Sanitätsrath Dr. Lewinstein, Schöneberg bei Berlin,
Hr. Dr. Wankel zu Blansko, Mähren.

(3) Hr. Desiré Bourdet in Havre bereitet ein Dictionnaire géographique, biographique et bibliographique d'anthropologie et d'archéologie préhistoriques vor

und bittet um Uebersendung von Materialien dazu, insbesondere um Angabe der Orte, wo prähistorische Funde gemacht sind, und der gefundenen Gegenstände.

(4) Hr. Mendel giebt eine Reihe von Demonstrationen im elektrischen Licht

über die Anatomie des Gehirns des Menschen und einiger Säugethiere,

namentlich zeigt er eine grössere Zahl von Hirndurchschnitten von Kaninchen, Hunden, Affen und Menschen.

Die Durchschnitte waren, nachdem die Hirne auf die gewöhnliche Weise mit Chromsäure gehärtet worden, mittelst des Gudden'schen Apparates angefertigt z. Th. in frontaler, z. Th. in sagittaler, z. Th. in horizontaler Schnittebene. Die Tinktion war theils durch Karmin, theils durch Haematoxylin, theils durch Anilinfarben hergestellt. Die zwischen zwei Platten von Spiegelglas in Canadabalsam eingeschliffenen Schnitte wurden durch elektrisches Licht erleuchtet und das Bild auf einen Schirm mit ausgespannter Leiuwand geworfen.

Der Vortragende knüpfte an die Demonstration einige Bemerkungen in Bezug auf die comparative Anatomie der Hirnwindungen, speciell in Bezug auf die stärkere Entwicklung des Stirnhirns mit dem stärkeren Hervortreten der Intelligenz in der Thierreihe. Wenn nun auch die Rückschlüsse aus der grösseren oder geringeren Entwicklung der Stirnwindungen auf die höher oder tiefer stehende intellectuelle Begabung beim Vergleich zwischen Individuen derselben Menschenrassen nur mit grosser Vorsicht vorzunehmen sind und sich nicht selten als trügerisch erweisen, so verdient doch die Behauptung Gratiolet's, dass die geringe Entwicklung dieser Windungen, wie sie sich beim Hottentotten findet, im Schädel des Europäers Blödsinn bedeuten würde, volle Beachtung.

Das Hervortreten der Inselwindungen beim Menschen (höchst wahrscheinlich des Sitzes des Sprachgedächtnisses) im Gegensatz zu den hier kaum angedeuteten Windungen bei Thieren wurde besonders demonstrirt.

Daran schloss sich eine kurze Betrachtung über die physiologischen Leistungen der verschiedenen Abtheilungen der grauen Hirnrinde, wobei speciell auch auf die verschiedene anatomische Zusammensetzung an verschiedenen Stellen derselben aufmerksam gemacht wurde. Makroskopisch giebt sich dieselbe schon kund durch den weissen Clarke'schen Streifen, der sich um die Hinterhauptwindungen findet. Die späte (erst im fünften Monat nach der Geburt) auftretende Differenzirung der Leitung zum Stirnhirn, während die übrigen Leitungsbahnen schon vor der Geburt entwickelt sind, giebt hierfür auch Anhaltspunkte. Die Flourens'sche Lehre von der Gleichwerthigkeit der verschiedenen Abtheilungen und der Möglichkeit des Ersatzes des einen Theils durch den anderen (loi de suppléance) erscheint demnach nicht haltbar, wenn auch auf dem dunkeln Gebiete vorschnelle Schlüsse über bestimmte Lokalisirungen geistiger Funktionen vermieden werden müssen, und vor Allem eine Lokalisirung nach Gall'schen Principien sicher unthunlich ist.

Bei der Besprechung der Leitungsbahnen, die zu, resp. von der Hirnrinde führen, demonstrirte Hr. Mendel die Ausstrahlungen des Fusses des Hirnschenkels in Streifenhügel und Linsenkern, während die Haube ihre Verbindungen vorzugsweise mit Sehhügel und Vierhügel eingeht. Die durch das physiologische Experiment festgestellte verschiedenartige Leistung des Fusses und der Haube entspricht demnach den anatomischen Thatsachen: der Fuss dient zur Leitung willkürlicher, die Haube zur Leitung für die auf reflektorischem Wege sich auslösenden Bewegungsvorgänge. Im Einklang damit steht die geringere Entwicklung des Fusses im Verhältniss zur Haube bei Thieren und beim menschlichen Fötus, auch die

spätere Differenzirung der Fasern bei diesem im Gegensatz zu der frühzeitig auftretenden bei der Haube.

Schliesslich wurden noch Horizontaldurchschnitte durch ein ganzes Menschenhirn gezeigt, die eine Atrophie des rechten Schläfenlappens (die Präparate stammten von einer epileptisch blödsinnigen Frau) erkennen liessen.

(5) Die z. Z. in Berlin anwesenden Grönländer sind von Hrn. Günther unter Leitung des Hrn. G. Fritsch photographisch aufgenommen worden. Die ganze Serie der vortrefflich ausgeführten Blätter kostet sechs Mark, das einzelne Blatt eine Mark.

(6) Hr. Prof. Dr. A. Ernst, Director des Museo Nacional zu Carácas, übersendet mit Schreiben vom 11. Februar eine Notiz über

die in Venezuela dem Zuchtvieh eingebrannten Eigenthumsmarken.
(Hierzu Taf. XIV.)

Die Viehzucht unserer Ebenen oder Llanos habe ich bereits in meinem für die Bremer Ausstellung (1874) geschriebenen Kataloge der Venezuelanischen Sammlung behandelt, und erinnere ich hier nur, dass alljährlich eine Markirung der jungen Thiere vorgenommen wird, zu welcher sich die Besitzer der benachbarten Gehöfte oder Hatos versammeln, und die Rodeo genannt wird. Da die Kälber und Füllen den Müttern folgen, so ist es leicht zu entscheiden, wem sie zugehören. Um dies dauernd festzustellen, wird den Thieren auf einem der Hinterschenkel mit einem heissen Eisen ein Zeichen aufgebrannt, das oft nur aus den verschlungenen Anfangsbuchstaben des Namens der Besitzer besteht, nicht selten aber auch andere ganz willkürliche Formen zeigt. Diese Eisen müssen gerichtlich deponirt werden, um in Fällen von Streitigkeiten über verlaufene oder gestohlene Thiere als Entscheidung zu dienen, und unterliegt etwa damit getriebener Missbrauch verhältnissmässiger Bestrafung. Die beigelegte Tafel zeigt eine grosse Menge dieser Eigenthumszeichen, von denen nicht wenige an Figuren erinnern, die sich auch in den sogenannten indianischen Bilderschriften finden. Ob hier Nachahmung vorliegt, oder die Uebereinstimmung vielmehr Produkt einer annähernd gleichen rudimentären Cultur ist, wage ich nicht zu entscheiden. Zum Vergleich verweise ich auf zwei Bilderschriften, deren Copien ich unlängst an Hrn. Dr. Kiepert zur Publikation im Globus überschickt habe.

Die auf Taf. XIV. abgebildeten Zeichen stammen von Vieh, welches durch den Hafen Teteo aus Zamora und Apura seit 1856 in den Staat Tachira eingeführt worden ist. Teteo liegt unter 7° 12′ N. Br. und 70° 46′ W. L. (Paris) am rechten Ufer des Uribante, eines Flusses, der mit dem Sarare den Apure bildet. Es ist die letzte, mit Böten erreichbare Stelle, von der aus der Landtransport beginnt, daher die Bezeichnung puerto (Hafen). Tachira und Zamora (früher Barinas) sind Staaten Venezuela's.

(7) Hr. Dr. A. Folmer zu Eenrum in der Provinz Groningen berichtet in einem an Hrn. Virchow gerichteten Briefe vom 26. März über

alte Gerippe aus der Wierde von Lütje Saaxum.

„Beim Durchstudiren Ihres Werkes über die physiologische Anthropologie der Deutschen etc. habe ich gedacht, es werde Sie vielleicht interessiren, bekannt zu sein mit einem Funde von prähistorischen Skelettheilen, die ich vor einigen Wochen

nebst Waffen und anderen Objecten selbst aus der Wierde von Lütje Saaxum aufgehoben habe. Diese Wierde (in Friesland nennt man sie Terpen) von Lütje Saaxum (luttel = little = klein, ein in dieser Gegend zurückgebliebenes angelsächsisches Wort) liegt 20 Minuten von Eenrum entfernt, 2 Stunden vom Meere.

„Darum nehme ich mir die Freiheit, Ihnen in Kürze die Beschreibung des Fundes und der Schädelfragmente zuzusenden.

„Skelette in Wierden werden öfter angetroffen, sie sind aber von verschiedenem Alter und werden meistens sogleich vernichtet. So fanden vor vielen Jahren die Gräber in dieser selben Wierde viele Skelette neben einander, — zu ihrem Erstaunen, da Niemand gehört hatte, dass hier Menschen begraben waren. Seitdem ist es aber bekannt, dass hier eine Kirche gestanden hat; auch besitze ich jetzt den Charterbrief, in welchem befohlen wird, anno 1466, von dem Officialis terrae frisiae, dass die Kirche zu Lütje Saaksum beseitigt werden solle „ob vestustatem tecti atque parietum". Die gebackenen Steine von den Fundamenten der Klostergebäude sind noch an vielen Stellen im Boden anwesend. Da das Kloster im zwölften Säculum gestiftet wurde, so schliesse ich daraus, dass die Skelette vom zwölften Jahrhundert bis zum Jahre 1466 sind.

„Die Klosterbewohner mit Ausnahme der Commandeurs scheinen mir alle nach den Charterbriefen, wenigstens bestimmt nach dem Dialect, worin letztere geschrieben sind, Leute aus dieser selben Gegend zu sein. Die Kirche zu Lütje Saaksum gehörte nämlich zum Johanniter Hospitalhause zu Wytwerd (bekannt unter dem Namen: das Kloster von Uskwerd) — es war ein praedium." —

Die beigefügte Beschreibung lautet:

Als in diesem Winter durch die Länge der Wierde bis zur Tiefe von 4 Fuss gegraben wurde, kam viel Asche, Reste von Stroh, Muscheln, Hörner von Hirschen, Schlittschuhe von Bein, Scherben von Kochtöpfen und Urnen, Spinnsteine von Bein, eine Flöte von Bein u. s. w. an's Licht.

Auf der Anhöhe stiessen die Gräber auf die neben einander liegenden Skelette von zwei Menschen, in deren Nähe sich Objecte befanden.

Das erste Skelet (zur linken Seite des anderen) hatte an seiner rechten Seite vier Waffen: 1) ein Schwert, 2) zwei Messer und das Fragment von einem Dolche.

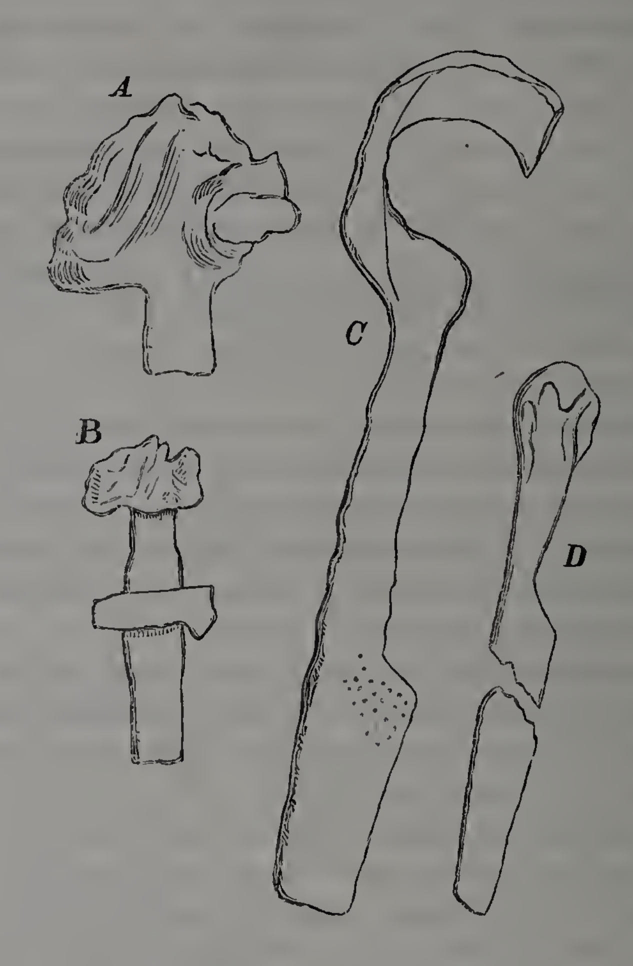
In der verlängerten Richtung der unteren Extremität ($1^1/_2$ Fuss entfernt) lagen in derselben Tiefe fünf runde gebackene Steine, (ich halte sie für Slingersteine, Missilia von Tacitus, wovon er sagt, dass die Germanen damit den Streit anfingen) mit Löchern durchbohrt, auf und neben einander gelegt. (Andere halten solche für Steine, um die Fischnetze zu beschweren, was hier jedoch keine Bedeutung haben kann.)

Einen halben Fuss weiter (in derselben Richtung, etwas höher) lag eine Scherbe von nicht gebrauchtem Thon, feiner wie das andere Hausgeräth auf der Wierde. Hr. Leemans von Leiden, der sie gesehen hat, sagt: „die Scherbe mit regelmässigen Figuren gehört zu einer Sorte von Irdengut (aardewerk), die noch im späten fränkischen Zeitalter vorkommt."

Etwas weiter nach links und höher lag ein Stück Granit (Glimmerschiefer mit sehr vielen glitzernden Plättchen). Hr. Leemans schreibt: Het stuk graniet is geheel overeenkomstig, ik bij de Drentsche Hunebedden aangetroffen heb, en zal dus wel geacht mogen worden van gelijke afkomst te zijn.

Das zweite Skelet lag (die Füsse nach Osten) neben dem ersten, etwas höher, und hatte an seiner Rechten die Fragmente von zwei Messern, die mit denen des ersten gleich gewesen zu sein scheinen.

Das Schwert, zweischneidig, ohne Parierstange, 100½ Zoll lang, der Handgriff 14½, die Klinge 86 Zoll. Der Knopf des Griffes ist 8 Zoll breit, 6 Zoll auf der dicksten Stelle. Die Zunge war mit Holz bekleidet, wovon Reste erhalten sind, mit Eisenoxyd durchzogen (Fig. B). Der Knopf (Fig. A) war mit kleinen, neben einander stehenden Pünktchen, kleinen Knöpfchen verziert; ein Gleiches war auf allen Waffen zu sehen, bei den Messern selbst auf der schneidenden Fläche. Auch ist das Schwert zum Theil umgeben von einer mit Eisen beschlagenen (das Eisen mit Pünktchen



versehen) Scheide von Holz. Da die ältesten Schwerter aus der Bronzezeit und aus der ältesten Eisenperiode keine Parierstange haben (Leitfaden zur Nord. Alterthumskunde), so hielt ich sie für sehr alt, aber Hr. Leemans, dem ich eine Beschreibung zugesandt hatte, schreibt mir: „Het zwaard heeft alle overeenkomst met de in Denemarken gevondene, b. v. b. met No. 494 in het Museum te Kopenhage, dat tot het latere ijzertijdperk gebragt wordt, maar het vindt ook in de zwaarden van de middeleeuwen, 8te of 9te leuw, zijns gelijken. In de dolken masfragmenten vind ik geene bepaalde aanwijzing van tijd.

Die Messer. Das erste Messer (Fig. C) hat einen Griff, 12 Zoll lang, und endet nach oben in einen Haken, der 2 Zoll breit ist und in dem prismatischen Griffe endet. An dem Griffe ist das Messer 2½ Zoll breit und wird nach unten schmäler. Der Rücken ist sehr breit.

Das zweite Messer (Fig. D) hat einen Griff von 10 Zoll Länge und endet nach oben in einen schweren Knoten, der in der Mitte 7 Zoll Umfang misst. Unter dem Knoten wird der Griff dünner und ist platt. Die hintere Fläche geht gleichmässig in den sehr breiten Rücken über. Die Messer haben keine hölzerne Scheide.

Ich halte die Messer für Saxe der Sachsen [Nymeh Cure Sachses], welche als kurze und starke Messer beschrieben werden, habe aber keine nähere Angabe darüber gefunden.

Das erste Skelet muss einer kräftig gebauten und, nach den Insertionslinien zu urtheilen, muskulösen Person angehört haben. Die abgeschliffenen Zähne und die blossgelegte Pulpa sind Beweise seines Alters. Vorhanden sind das Os frontis, das linke Os parietale, die Squama occipitis, das Schläfenbein mit der Pyramide und Fragmente einiger Nachbarknochen.

Die Maxilla inferior ist erhalten. Da das vordere Segment des Foramen magnum defect ist, so ist die Höhe genommen nach einer Linie, gezogen von einem Punkte 3 Zoll hinter der grossen Fontanelle bis zu der Mitte des hinteren Randes des Foramen magnum. Wenn man die Scheitelwand anfügt, so ist das Maass etwas grösser; auch zur Seite der Sut. agitt. ist der Scheitel hier höher, weil dort zwei Wölbungen sind.

Von dem zweiten Skelet sind nur vorhanden das Os frontis, ein Fragment vom Os parietale und die Maxilla inferior.

Erstes Skelet.

Grösste Länge	192
Grösste Breite	135
Grösste Höhe	145
Auriculäre Höhe	124
Horizontaler Umfang	510
Sagittalumfang	372
Verticaler Querumfang	340
Längenbreitenindex	70,3
Längenhöhenindex	75,5
Auriculärer Index	64,5
Breitenhöhenindex	107,3
Horiz. Sagittalumfang-Index	72,9
Horiz. Querumfang-Index	66,6

Umfang des Os frontis	130
Sehne " " "	115
Längenumfang der Sutura sagittalis	130
Sehne " " "	122
Längenumfang der Squama occipitalis	112
Sehne " " "	93
Sagittalumfang	372
Foramen magnum zur grossen Fontanelle	155
Meatus audit. ext. bis Tuber frontale	117
M. audit. ext. bis Spitze des Os occipitis	117
M. audit. ext. bis zur grossen Fontanelle	135
M. audit. ext. bis Wölbung der Squama occipitis	113
Glabella bis Protub. occip.	190
For. magn. (hinterer Rand) bis Nasenwurzel	145
Horiz. Entfernung vom For. magnum bis zur Hinterhauptswölbung	70
Frontalradius (M. aud. ext. bis Sagittalpunkt zwischen den Tub. front.)	127
Parietalradius	130
Occipitalradius	115

Norma frontalis.

	Erstes Skelet.	Zweites Skelet.
Oberer Frontaldurchm. (Mitte d. Tuber front. sin. ad dextr.)	58	58
Unterer Frontaldurchmesser (geringste Entfernung der Crist. front. sin. ad dextram)	90	93
Geringster Umfang des Os frontis (glabella)	100	105
Kreuzungspunkte der Lin. semicircul. mit d. Cristae frontales	115	113
Umfang des Os frontis an dieser Stelle	136	135
Breite der Pars nasalis des Os frontis (Œntfernung des Ansatzes der Proc. front. des Os max. sup.) . . .	19	19
Entfernung der Proc. zygomatici des Os frontis . . .	98	94

Der Scheitel scheint an den Schläfen zusammengedrückt zu sein. Die Augen stehen hoch. Kräftige Arcus supercil., die zusammenfallen mit einem Rest der Sutura frontalis. Letztere endet in eine Crista. Tubera frontalia und parietalia (weniger) hervorragend. Glabella flach über den Arcus superc., zwischen den Tub. frontal. gewölbt.

Das Schädeldach ist von oben gleichmässig gewölbt. Die Stirn schmal. Die untersten Seitentheile des Kopfes hervorragend.

Nasenbeine gerade, Nase kräftig hervorragend, Nasenwurzel wenig tief. Die Sut. naso-frontalis macht eine hohe Curve in der Pars nasalis des Os frontis. Breite der Nasenbeine in der Nähe der Sutura 12 mm, weiter nach unten 8 mm. Pars frontalis max. sup. an der Stelle der Vereinigung mit dem Os frontis 9 mm. Pars nasalis des Os frontis 19 mm.

Norma temporalis hoch und kurz, wiewohl alle Seiten in eine hervorragende Wölbung unter die Spitze des Os occipitis zusammenlaufen.

Ueber den kräftigen Arcus superc. geht die Curve über die Glabella nach innen, wölbt sich wieder zwischen den Tubera und geht so 45 mm etwas fliehend nach oben.

Zwischen den Tubera geht die Curve nicht winklig, sondern in Biegung nach hinten, nach der grossen Fontanelle, geht dann 4 mm horizontal weiter und fällt in einer schrägen Linie nach hinten bis zum Gipfel der Wölbung unter der Lambdanaht. Von der Protub. occip. geht die Curve schräg zum For. magnum. Plana tempor. flach. Durch die Convexität der Partes temp. oss. frontis ist die Crista weniger scharf gezeichnet. Die L. semicircul. geht über das Tuber pariet. (75 mm) und von der Sut. sagitt. bis zur Mitte der Sut. lambdoides (an ihrem einspringenden Theil). Die Entfernung der beiden L. semicircul. von einander beträgt ± 125. Synostotisch sind die Sut. coronaria (in Plano tempor.), die Sut. spheno-parietalis und spheno-frontalis. Ala temp. ossis sphen. ist breit, Sutura spheno-pariet. 8 mm. Squama ossis tempor. 50 mm hoch und 65 mm breit und steil. Die Squama ist dreieckig, mit der Spitze nach oben. Der hintere Rand ist steil.

Langer, flacher, $^1/_2$ cm breiter Sulcus in der Squama von oben nach hinten und unten nach dem Anfang des Proc. zygomat. Wahrscheinlich von künstlichem Drucke.

Ein zweiter Sulcus zwischen den Proc. mastoid. und der Squama, der sich auf dem Os parietale fortsetzt über dem Fontanellbein.

Norma verticalis. Das Cranium erscheint in die Länge gezogen.

Der Proc. zygom. ossis frontis hervortretend. Hinter der Wölbung des Os frontale laufen die Seitenlinien gerade, jedoch stark auseinander tretend, bis zur Seite der Tub. pariet. Hier wird die Querlinie schmäler, und macht die hinterste Curve das Segment eines Kreises.

Die Sut. sagitt. synostotisch, Sut. coronaria in der Mitte der Seite nicht ganz synostotisch.

Ueber den Plana semicircul. springt die Sut. coronaria winklig in das Os parietale ein.

Die vordere Hälfte des Kopfes ist also schmäler, die hintere breiter und voller.

In der Norma occipitalis ist das Cranium hoch, breit, voluminös. Steile Seiten tragen ein plattes, gewölbtes Dach.

Die grösste Breite liegt weit nach unten.

Gerade Entfernung zwischen den L. semicirc. . . . . 123—125
„ „ der Tubera parietalia . . . . ± 125
Grösste Breite 135
Mastoidealdurchmesser . . . . 130—135
Horizontale Entfernung des For. occip. (Mitte des hinteren Randes)
von der Wölbung des Os occipitis . . . . ± 70
also ein wenig mehr wie ein Drittel der grössten Länge (36,4).
Gerade Entfernung des Meat. audit. ext. von der Nasofrontalnaht . . 115
(59,8 der grössten Länge).

An die Protub. occipit. schliessen sich zwei kräftige Lineae semicirculares an. Starke und breite Spina nuchae perpendic.

Ein dreieckiges Fontanellbein an dem Angulus mastoid. zwischen dem Os pariet., der Squama occip. und der Pars mastoidea. Die Sutura lambd. geht in eine Curve nach aussen, die an der oberen Seite zertrümmert ist und etwas nach unten abfällt bis zur Länge von 55 mm. Nachher fällt sie beinahe perpendiculär zum Fontanellbein. Also wird die Squama viereckig und der Angulus mastoid. durch das zwischengeschobene Bein weniger scharf.

Die Lambdanaht ist kräftig und breit gezackt. Auf der Facies muscularis sind prononcirte Linien für Muskelinsertionen.

	Erstes Skelet.	Zweites Skelet.
Horizontaler Umfang der Unterkiefer	210 mm	192 mm
Breite der Aeste in der Mitte	30 „	34 „
Höhe (in der Mitte) der Unterkiefer	28 „	26 „
Länge des Astes	65 „	58 „
Entfernung der Kieferwinkel	115 „	100 „
Kieferastwinkel	115°	115°
Portio incisiva	16 mm	18 mm
Portio canina incisiva	30 „	28 „
Entfernung der For. ment. externa	46 „	45 „
Entfernung der Proc. coronoid.	98 „	— „

Maxilla inferior, zum ersten Skelet gehörend:

Die praemol. und molaren Zähne sind sämmtlich vorhanden. Sie sind abgeschliffen und die Pulpa ist entblösst. Die Dentes incisivi sind sehr schmal und rund.

Sehr grosse Kiefer, Proc. coronoides hakenförmig gebogen, weite Incisur. Die Insertionslinien treten an der Hinterseite sehr kräftig hervor. Doppelte Spina mentalis interna. Von der Seite gesehen ist das Kinn breit, ebenso von vorn. Das Trigonum ist nur wenig höher, wie der Unterrand. Das Mittelstück des Kiefers ist ausgehöhlt.

Zweites Skelet.

Im Profil geht die Stirncurve fliehend 60 mm nach oben, biegt sich und geht nun beinahe in einer geraden Linie, nur wenig steigend, zu der grossen Fontanelle.

In der N. frontalis sieht man nur schwache Arcus superciliares und ist die Stirn voll und gewölbt durch die Ausbildung zwischen und in der Gegend der Tubera frontalia.

Zwischen den Arcus supercil. sieht man die Reste des Fonticulus frontalis. Die Tub. frontalia und die Gegend zwischen ihnen treten zusammen hervor, wie eine nicht umschriebene, gleichmässige Wölbung. Unten ist die Glabella flach und breit.

Die Sut. coronaria ganz verwachsen, nicht aber die Seitentheile über den Plana temporalia.

Die Sut. sagittalis, so weit sie erkennbar ist, ist ganz verwachsen.

Die zwei Sut. spheno-front. ganz verwachsen.

Die Partes tempor. ossis frontis convex.

Oberster Theil der Ala ossis sphen. concav.

Nasenwurzel	19	mm
Sut. spheno-frontalis, Umfang .	40	„
„ „ Länge . .	35	„

Maxilla inferior:

Omnes dentes absunt, alveoli evanuerunt. Der Alveolärrand ist atrophisch, mit Ausnahme der Alveolen der vier Dentes incisivi, der zwei Dentes canini und der zwei äusseren Prämolaren, die noch offen stehen und aus welchen die Zähne vielleicht nach dem Tode ausgefallen sind.

Der obere Zahnrand scheint etwas prognath gewesen zu sein.

Im Profil ist das Kinn spitz, von vorn gesehen breit, voll und hoch. Das Mittelstück uneben, an den meisten Punkten convex hervortretend.

Das zweite Skelet scheint einem weniger kräftigen Manne angehört zu haben, dessen Alter aber vielleicht noch höher war, wenigstens nach dem Zustande der Zähne und Alveolarfortsätze zu urtheilen.

Die hintersten Molaren steckten in einem Knochenwulst hinter dem aufsteigenden Rande des Processus coronoides.

Die Schädel scheinen mir in Breite und Höhe am meisten zu gleichen den Franken und Alemannen in Mitteldeutschland (Phys. Anthrop. der Deutschen S. 49), wiewohl sie auch vielleicht im Ganzen sehr übereinstimmen mit dem aus der Todtenkammer zu Dedesdorf. (Ebend. S. 256.)

Während sie nicht übereinstimmen mit dem friesischen Typus, was Länge und Höhe angeht, so scheinen sie sich doch demselben anzuschliessen durch den schmalen Nasenansatz, den heraustretenden Hinterkopf, den kräftigen Bau der Unterkiefer und die Progenie.

(8) Hr. Dr. Anger berichtet in einem Schreiben vom 23. März 1878

über Ausgrabungen in der Gegend von Elbing.

Die neue Saison meiner archäologischen Untersuchungen beginnt in den nächsten Tagen. Ich gedenke, den Spaten zunächst in Hansdorf bei Pr. Mark einzusetzen. Frau Rittergutsbesitzer Major Eggert hat auf meine Anfrage in der liebenswürdigsten Weise zustimmend geantwortet. Sie hat mir vor kurzem eine wohlerhaltene, aus einem Geweihstiel eines Elchs gearbeitete Axt übersendet. Dieselbe ist bei den Fundamentirungsarbeiten eines zu errichtenden Gebäudes 9 Fuss tief in der Erde gefunden worden. Dieser Fund und die Mittheilungen meines braven und durchaus zuverlässigen Plath, welcher vor etwa 10 Jahren den Hofplatz in Hansdorf planirte und dabei Scherben, Asche, Kohle, „ungeheure" Zähne und menschliche Skelette gefunden hat, machen mich auf das Resultat meiner

Nachforschungen äusserst gespannt. — So viel ist sicher: Wenn Wulfstan sich seinen Bericht nicht etwa erdacht hat, wenn ein Truso wirklich vorhanden gewesen ist und wenn dasselbe sich nicht bei Elbing auf dem Neustädterfelde befunden haben sollte, so kann es füglich kaum wo anders als gerade bei Hansdorf gelegen haben. Denn gerade hier geht der Höhenzug mit einer Terasse bis hart an den Drausensee heran, auf dem von der Chaussee und dem Bahndamme durchschnittenen Plateau ist Raum für mehr als ein Truso vorhanden, und nur an dieser einen Stelle hat auch in früheren Jahrhunderten ein bequemer Landungsplatz existiren können, weil nur an dieser Stelle keine Flüsschen und Bäche in den See hineinfliessen und sein Bett verflachen.

Auf dem Spittelhöfer Felde wird auch in diesem Sommer nach Kies gegraben werden. Ohne Zweifel wird sich hier noch manches Interessante finden. Ich sehe mich, da ich nun einmal hiervon spreche, genöthigt, zu erklären, dass meine Ansicht, die aufgedeckten Kohlengruben seien Heerdstellen gewesen, entschieden falsch ist. — Es ist doch merkwürdig, was für eine Kraft die Wahrheit hat! Mit einem Strohhalme schlägt sie unsere sichersten Combinationen aus dem Felde; ja sogar der Abdruck eines Strohhalmes ist ihr dazu hinreichend. Jetzt ist es mir gar nicht zweifelhaft, dass die gebrannten Lehmschichten nicht die Heerdplatten der zerstörten Wohnungen sind, sondern einfach die durch eine Feuersbrunst schwach gebrannten Lehmwände resp. Fachwerksvierecke der zerstörten Häuser. Darum die viereckige Gestalt, darum die vielen Scherben, Knochen und Kohlen, die doch auch sonst nicht auf Heerden abgelagert zu werden pflegen, darum die oft geringe, nicht selten aber auch recht bedeutende Ausdehnung der Brandstellen. Hr. Rittergutsbesitzer Blell auf Tüngen, vielleicht der gründlichste Kenner der Alterthümer unserer Provinz und Besitzer einer prachtvollen Sammlung von Waffen und Artefacten aus heidnischer Zeit, stimmt mir durchaus bei; er setzt die gefundenen eisernen Gegenstände in die Zeit vom 11.—13. Jahrhundert.

Auch das Gräber- und Urnenfeld soll nicht vergessen werden. Da ich hier aber nicht auf eigener Spur einhertreten darf, sondern den Spuren des Kies fahrenden Besitzers folgen muss, meine ganze Arbeit also nicht systematisch angelegt werden, sondern immer nur den Stempel archäologischer Rettungen tragen kann, so werden die Resultate auch darnach sein. Indessen hin und wieder wird mir doch vergönnt sein, ein grösseres Stück selbständig zu untersuchen. — Das bisher Gewonnene ist nunmehr geordnet, und zwar sind die Leichenfunde von den Urnenfunden gesondert worden. Es ergiebt sich nun, dass die Leichenfunde bei weitem zahlreicher als die Urnenfunde sind.

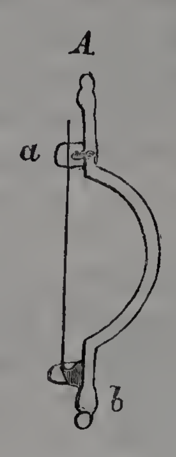
1) Kämme. 12. (6 wohl erhalten).
2) Schnallen (Bronze) 6.
3) Fibeln (Bronze) 14; ganz ähnlich derjenigen, die ich Ihnen zugeschickt hatte. (Nach Sadowski Neronische Fibeln).
4) Armbänder: 5 von Bronze, 2 von Silber.
5) Glasperlen, Glaskugeln, Bernsteinperlen, längliche Thonperlen von terracotta. Glasring.
6) Armring von Silber.

Diese Sachen sind ganz bestimmt nur bei Leichen gefunden. Ob die eisernen, ziemlich unkenntlich gewordenen Schnallen auch zu dieser Abtheilung zu zählen sind, kann ich mit Bestimmtheit nicht sagen. —

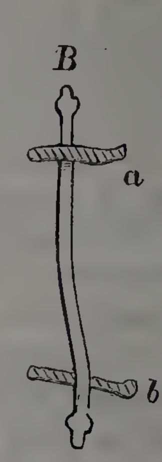
In Urnen:

1) Fibeln: 13 (3 von Silber), und zwar 12 Armbrustfibeln (nach Sadowski Trajanische Fibeln). Nur eine Fibel ist abweichend geformt. Sie zeigt

zwar auch die charakteristische Schleife der Armbrustfibeln, hat aber an dem unteren Ende des Bügels, wo die zum Festhalten der Nadel befindliche kurze, lappenartige Tülle sich befindet, einen zweiten, ebenfalls mit Bronzedraht umwundenen eisernen Querstift.



Seitenansicht.



Ansicht von oben, senkrecht auf den Bügel.

Offenbar ist der zweite mit Bronzedraht umwundene Stift nur der Symmetrie wegen da. Ich habe in keinem Werke eine ähnliche Fibel abgebildet gefunden. Sie dürfte vielleicht ein Unicum sein. — Ferner:

2) eine silberne grosse Fibula;
3) ein silberner Halsring;
4) eine Glaskugel;
5) eine Bronzeschnalle;
6) Haarnadeln 2 (Bronze);
7) Pinzettenartige Gewandhalter 4;
8) Nähnadeln 2 ⎫
9) Stecknadel 1 ⎬ Bronze.
10) Fingerring 1 ⎪
11) Kreisförmige Schnalle 1 ⎭
12) Eiserne Speerspitze 1 (gut erhalten).
13) Thönerne Spinnwirtel 7.

Was die Armbrustfibeln anlangt, so bemerke ich, dass ich niemals eine solche bei einem Skelet gefunden habe. Aus Urnen habe ich allerdings nicht selbst alle herausgenommen; denn mehrere fanden sich in der Erde allein, oft mit Scherben von Urnen zusammen vor.

Es hat sich ausserdem herausgestellt, dass die Skelette durchaus tiefer liegen als die Urnen, und dass die Urnen nur über den Skeletten stehen, ausgenommen einzelne, kleine Ceremonieurnen. Die Leichenbestattung muss also älter sein, als der Leichenbrand. Eine mit dem Aufseher Plath unternommene Localinspection hat ergeben, dass das ganze Gräberfeld viel umfangreicher ist, als ich anfangs glaubte. Es ist mithin hier noch sehr viel zu thun. — Sie erinnern sich vielleicht, dass das Gräberfeld in der Ebene liegt, hart am Fusse des Höhenzuges. Aufseher Plath theilte mir nun mit, dass ganz ähnliche Brandstellen wie auf dem Spittelhöfer Felde sich auf den Höhenzügen, parallel mit dem Gräberfelde befinden. Vielleicht gelingt es mir in diesem Sommer, den Thatbestand festzustellen. — Ferner erkannte der genannte Plath unter den dem städtischen Museum bereits einverleibten Gegenständen mehrere, die er in früheren Jahren bei Spittelhof und dem nahegelegenen Grunau gefunden hat, mehrere Fibeln, einen eisernen Helm, ein Schwert, mehrere Fibeln und eine eiserne Lanzenspitze. Das stimmt mit Wulf-

stan's Bericht. Denn er sagt: „Und da ist viel Krieg unter den Esten." — Ich habe mich schon im Stillen darüber gewundert, dass ich mit Ausnahme der einen eisernen Speerspitze sonst keine Waffen gefunden habe.

Auch bei Neuendorf hat Plath Gräber aufgedeckt. Dazu kommen Nachrichten von Funden südlich vom Drausensee bei Weskenhof und Powunden.

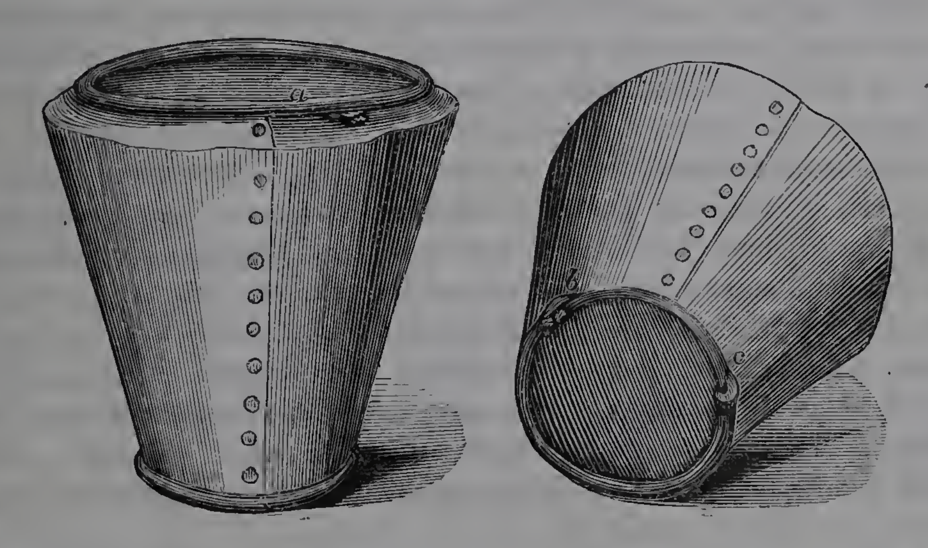
(9) Hr. Virchow zeigt die ihm durch Hrn. Lissauer in Danzig übersendeten Photographien eines

getriebenen Bronzeeimers von Alt-Grabau (Kr. Berent, Westpreussen).

Nach dem in der Danziger Zeitung vom 14. Februar enthaltenen Bericht über die Sitzung des dortigen anthropologischen Vereins vom 23. Januar 1878 ist dieser Bronzeeimer durch Hrn. Oberpostsecretär Schück für die Sammlung des Vereins erworben worden. Es heisst darüber:

„Dieses merkwürdige Gefäss ist vor $2^1/_2$ Jahren von einem Arbeiter aus Alt-Grabau beim Ausbessern eines Weges, 15 Kilometer nordöstlich von Berent, nahe dem Vorwerk Carlshöhe, in einem Steinhaufen in geringer Tiefe gefunden worden. Es enthielt nur verbrannte Knochen und Asche, ohne sonstige Beigaben, hatte keinen Deckel, befand sich überhaupt damals wesentlich in demselben Zustande wie heute. Diese Angaben hat der Finder Hrn. Schück selbst gemacht.

Der Eimer geht nach unten konisch zu, ist aus zwei Stücken von dickem geschlagenem Bronzeblech gearbeitet und an zwei Stellen der ganzen Länge nach durch je zehn Bronzenägel genietet. Diese Nägel haben von aussen sehr breite, ganz abgeplattete, dicht anliegende Köpfe von runder Form, während sie nach innen viel stärker hervortreten und kleinere Köpfe haben, so dass sie offenbar von aussen ein-



getrieben und durch Hämmern platt geschlagen sind. Am obern Rande beträgt der Durchmesser 24 Centimeter, $2^1/_2$ Centimeter darunter 30 Centimeter, am Boden $15^1/_2$ Centimeter: die Höhe des Eimers beträgt 33 Centimeter. Der Boden ist mittelst zweier Klammern festgehalten und durch aufgegossene Bronze geflickt, oben befinden sich Reste von oxydirtem Eisendraht, um welchen der obere Rand des Gefässes umgelegt und an welchem wahrscheinlich eiserne Tragbänder befestigt waren. Die Patina ist ungleichmässig, schön hellgrün und graugrün, letzteres besonders dort, wo der Finder die Edelrostlage entfernt hatte. Am oberen Rande befinden sich mehrere Löcher, in denen früher Nägel ihren Platz gefunden hatten.

Seiner ganzen Form und Arbeit nach gleicht der Eimer, wie aus einer Abbildung hervorgeht, einem solchen, welcher in den Hallstädter Gräbern

gefunden worden und gegenwärtig in Wien aufbewahrt wird. Der Hallstädter Eimer ist mit zwei Tragreifen und einem Deckel versehen, auf welchem letzterem zwei Thiergestalten stehen: aus der obigen Beschreibung ist zu vermuthen, dass auch der Eimer aus Alt-Grabau ursprünglich solche Tragreifen gehabt habe."

(10) Hr. Hartmann hält einen Vortrag über den

muthmasslichen Ursprung des Hausrindes.

Ich habe dieses Thema, dessen erschöpfendere Behandlung an Hand zahlreicher Spezialbelege und reichen monographischen Materiales ich mir für eine spätere Zeit und für eine andere Gelegenheit vorbehalte, deshalb jetzt zu einer vorläufigen Besprechung gewählt, weil ich mich durch A. v. Frantzius Aufsatz: Die Urheimath des europäischen Hausrindes (Archiv f. Anthropologie X. Bd., S. 129 ff.) förmlich dazu provocirt fühle. Nur sehr ungern habe ich den Kampf gegen einen erst unlängst Verstorbenen aufgenommen, welchem unstreitig grosses Verdienst in der Geographie und Ethnographie gebührt. Allein wenn Ansichten, wie diejenigen des Dr. v. Frantzius über einen so wichtigen Gegenstand mit solcher Prätention aufgestellt werden, so fallen nach meinem Gefühl Rücksichten, wie die oben von mir ausgedrückten, hinweg. Sie fallen für mich um so eher hinweg, als ich mich in der Lage fühle, häufig Satz für Satz, Wort für Wort der Frantzius'schen Arbeit bekämpfen zu müssen. Letzterer ist meine heutige Polemik denn auch hauptsächlich gewidmet. Freilich gebieten mir Zeit und Raum, Ihre Aufmerksamkeit vorläufig nur auf gewisse Punkte jener Arbeit zu lenken.

Ich will zunächst Frantzius', auf Rütimeyer gestützte Ansicht erörtern, dass Asien keine wilden Taurinen besitze, indem Bos sondaicus, B. grunniens, B. cavifrons und B. gavaeus im Schädelbau mehr Aehnlichkeit mit dem Bison als mit den Taurinen zeigten, daher nach Rütimeyer (S. dessen: Versuch einer natürlichen Geschichte des Rindes) als besondere Gattung Bibos vereint werden müssten und von den Taurinen zu trennen seien. Ich muss nun gestehen, dass ich weder im Skeletbau noch im äusseren Habitus so durchgreifende Unterschiede zwischen jenen asiatischen Formen und den Taurinen aufzufinden vermag, wie deren Aufstellung von anderer Seite beliebt wird. Auch spricht die im Allgemeinen nicht allzumühevolle Kreuzung des Banteng und des Yak mit Hausrindern, wie sie in Asien häufiger geübt wird, jedenfalls für eine nähere Verwandtschaft zwischen jenen asiatischen (sogenannten) Bibosen und dem Linnéischen Bos Taurus. Auch gehört meiner Meinung nach eine eigenthümliche Phantasie dazu, in der Gestalt eines Yak, eines Gayal, Gaur und Banteng, gleichviel, ob männlich oder weiblich, unmittelbare Aehnlichkeit mit derjenigen eines Bison europaeus oder B. americanus herausfinden zu wollen.

Wenn es Frantzius hier an eigener Anschauung in zoologischen Gärten, auf Viehausstellungen u. s. w. gebrach, so hätte ihn wenigstens ein flüchtiger Einblick in G. Mützel's Aquarellen und in York's Photographien, selbst z. Th. in die älteren S. Müller'schen Chromolithographien oder gar in Radschah Raden Saleh's herrliche Jagdbilder eines Anderen belehren sollen. Frantzius' Angabe, in Asien könnten keine wilden Taurinen gezähmt und in Europa nicht als Hausthiere eingeführt werden, hätte daher jedenfalls mit mehr Reserve vorgebracht werden müssen.

Jener Verfasser, welcher Amerika und Australien aus begreiflichen Gründen als Urheimath des Hausrindes ausser Frage stellt, geräth nun, auf dem Wege der Ausschliessung nach Afrika! Das Rind sei kein eigentliches Steppenthier, wie

Pferd und Antilope. Ich dagegen meine, dass diejenigen Gebiete, auf denen man in Afrika hauptsächlich der Rinderzucht obliegt, als recht echte Steppenländer zu betrachten seien. Es sind Grasebenen mit eingestreuten Waldpartien. Der Araber nennt das El-Châlah und unterscheidet davon sehr richtig den Wald: El-Ghâbah. Letzterer bildet nun zwar Uebergänge zur Steppe (Châlah), gliedert sich aber meist für sich in sehr verschiedenen Formationen, als Busch-, Hoch-, Galerienwald u. s. w. Erwiesenermassen beweidet das (oft halbwild lebende) Rind des Bedàwwi, Bischâri, Fungî, Pullo, Kânemy, Bântu etc. die Steppe, auch selbst die mit kürzerem Grase bestandene, sehr selten dagegen den Wald. Auf den Steppen Südnubiens und Sennâr's sah ich Tausende und wieder Tausende des schönsten Hausviehs, in der Ghâbah von Roseres und Fazoglo aber sah ich nur kleine, von ihren Besitzern ängstlich behütete Heerden. Nicht in der wilden, entweder hochstämmigen und lichteren, aber doch unzählige Schlupfwinkel darbietenden, oder in der unsäglich verworrenen Ghàbah findet das Rind seinen grösseren Schutz vor Löwe, Panther und Hyänenhund, sondern in der Châlah, wo es mehr Umschau zu halten im Stande ist, wo es seine Stärke entwickeln, den Zusammenschluss der Individuen finden kann, wo grössere, tapferere Hunde und häufiger berittene, wehrhafte Hirten selbiges bewachen. Im afrikanischen Walde aber herrschen die Oede, die Menschenleere, die Furcht und das Grauen!

So viel ich von den besten Gewährsmännern erfahren habe, hält sich aber auch in Südamerika das (zahmere sowie verwildertere) Rind weit mehr auf der Pampa, dem Campo, dem Taboleiro, wie im Carrasco oder gar im Mato virgem, mehr auf dem Pasto und Llano, wie in der Ceja und in der Montaña.

Wenn nun Frantzius sich gar die „feuchte äquatoriale Waldregion in Südafrika“ mit Hausrindern bevölkert dachte, wohin hat ihn seine Phantasie geführt? Welche Vorstellungen hat er sich wohl über die Weidegebiete der Betschuâna, der Amazûlu, der Amatembu etc. gemacht? Hat er niemals etwas über die Grasgelände der Denka und die Parkwiesen der Bari vernommen?

Ich sehe mich genöthigt, an dieser Stelle zu bemerken, dass im Nilthale südlich vom 18—17° N. Br. jenes Rind aufhört, welches ich aus eigener Anschauung als einen verkümmerten Zebu ansehen muss. Diese Form, von welcher ich noch photographische Darstellungen, Aquarellzeichnungen und wirkliche Reste besitze, ist seit der Zeit unserer Reise (1860) durch Löserdürre u. s. w. fast bis zur Ausrottung ruinirt und neuerdings durch meist europäische Importe, ferner auch durch sudanische Zebus ersetzt worden. Südlich vom 18—17° N. Br. tritt in ganz Afrika vom Nil und Tsad bis nach dem Zambezi, vom Odzi und Dāna bis zum Senegal und Coanza hin der Zebu in seinen sehr zahlreichen Rassen als Hausthier und nur als solches auf. Es stellt sich hier in grossen und kleinen, in einfarbigen (dunklen, hellen) und in gefleckten, in Lang-, Kurzhorn- und Ohnehorn-, in gross- und kleinbuckligen Rassen, Heerden, Individuen dar. Räthsel bleiben mir vor der Hand noch die Kurzhornrinder der Berberei und die Rinderrassen der Kaffern, sowie der Hottentotten. Zwar halte ich aus sehr guten Gründen den Zebu nur für eine Taurinen-Varietät. Zwar erkenne ich zahlreiche Anlehnungen jener berberischen und südafrikanischen Formen an den mittelafrikanischen Zebu, dennoch halte ich es für gut, die systematische Stellung jener Rassen der Berberei und der Capgegenden vorläufig noch als offene Frage zu behandeln. In Westafrika sind — beiläufig bemerkt, — nicht selten Rinder aus Amerika, vom Cap, ja selbst aus Europa eingeführt und daselbst besser oder schlechter acclimatisirt worden.

Kein bisheriger sicherer Fund berechtigt uns nun zu der Annahme, dass in Afrika eine urthümliche Taurinenform existirt habe, welche als Stammthier des

Hausrindes betrachtet werden könnte. Vorläufig sehen wir uns auch ausser Möglichkeit, den berberischen Kurzhornschlag ohne Weiteres für das Stammthier etwa der Torfkuh zu erklären. Denn jenes z. B. aus Algier, Tunis, Tripolis, Ben-Ghâzi, Dernah etc. gebrachte, von mir auf Malta und während des Grand concours de Poissy 1867 inspicirte, lebend wie todt gemessene und gezeichnete Thier schien doch zu sehr von demjenigen, was mir als Rest der Torfkuh und unseres sogenannten Braunviehes in die Hände gelangt ist, abzuweichen. Trotzdem will ich einmal die Möglichkeit zugeben, dass weitere, ausgedehntere Funde eine nähere Verwandtschaft zwischen Torfkuh und berberischen Kurzhornvieh beweisen könnten. Alsdann dürfte auch wieder die Frage aufgeworfen werden, ob nicht das Torfvieh vom afrikanischen Kurzhornvieh abstammen könnte, wie man ja etwa auch die Existenz des schweizerischen Torfschweines von einem kleinen afrikanischen Wildschwein herleiten möchte. Indessen würde hier ebenso gut die Frage gestattet werden müssen, ob nicht das nordafrikanische Kurzhornvieh ebenso gut ein Abkömmling der Torfkuh oder ihrer Descendenten sein könnte. Unterrichten uns doch nirgend Documente über den Zeitpunkt des ersten Auftretens des Kurzhornviehes in der Berberei, an deren Südgrenzen die compacten Zebuheerden Stellung nehmen. Die altgaramantischen Darstellungen von rinderartigen Thieren erinnern mich übrigens (in Barth'schen Originalzeichnungen) noch eher an den Halbzebu Dongolah's als an das heutige algerische Kurzhornvieh. Lassen wir also bei Alledem die Möglichkeit zu, dass in der letzterwähnten Rasse dereinst noch der Stammvater eines gewissen Theiles der europäischen Hausrinder entdeckt werden könnte. Aber selbst bei solcher möglichen Aussicht befremdet mich die grosse Bestimmtheit mit welcher Frantzius Afrika als die alleinige Urheimath von Bos Taurus in Anspruch nimmt. Denn wenn ich auch absolut nicht zu denen gehöre, welche den nigritischen Bewohnern Afrikas alle und jede Fähigkeit zur Hervorrufung tüchtiger bürgerlicher und sittlicher Verhältnisse absprechen wollen, so fehlt mir doch nach unseren bisherigen Erfahrungen der thatsächliche Anhalt dafür, gerade die Nigritier als entschiedene alleinige Erfinder der Zähmung und Zucht des Rindes verherrlichen zu sollen. Frantzius glaubt auch das langhörnige südeuropäische Rind, den edlen gehörnten Bewohner der Campagna, der Puszta und der russischen Steppe, als ein von den Phöniziern aus Afrika und Aegypten überliefertes Züchtungsprodukt betrachten zu müssen. Unser Verfasser hält ferner den Sanka oder Sanga Abyssiniens, der Gâlâ-Länder und eines guten Theiles von Centralafrika (z. B. von Bornu) (Bos abyssinicus, B. africanus) für den Urrepräsentanten des europäischen Steppenviehes. Allein jenes afrikanische Langhorn ist ein echter Zebu. So bildete Henry Salt ihn ab, so sah ich ihn im Sennâr, so schildert ihn mir Nachtigal als tägliche Erscheinung unter den Kanôri, auf dem Dendal zu Kûka u. s. w. Aehnlich sind die Rassen, welche Harnier und Schweinfurth in den Murâch am weissen Nile zeichneten, ähnlich diejenigen Ochsen, welche Antonio Moraes auf den Plantagen zu Cazengo und Bom Jesus (Angola) photographirte. Das schöne langhörnige, altägyptische Rind, wie es bereits auf den zur Zeit des alten Reiches hergestellten farbigen Bildern und Relieffiguren erscheint, halte ich für einen Schlag der von mir vorhin (S. 203) geschilderten ägyptischen Rinderrasse. Ihr entwuchs der geheiligte Apis.

Den Ursprung der (mir überhaupt etwas zweifelhaft erscheinenden) Frontosus-Rasse in Afrika suchen zu wollen, fehlt bis jetzt all und jeder Anhalt. Frantzius giebt selbst zu, dass der dem pliocänen Terrain Nerbuddah's entstammende Bos namadicus der älteste Taurine sei, welchen wir bis jetzt kennen gelernt. Der Gewährsmann kommt nun angesichts dieses Fundes zu dem sonderbaren Schlusse, die

Fundstelle des Bos namadicus in Indien zeige nur, wie weit sich in jener Zeit Taurinen von Afrika aus nach Osten verbreitet hätten." Warum, frage ich, konnte denn Bos namadicus nicht auch ein urthümliches Erzeugniss des asiatischen Bodens gewesen sein?

Fossile oder wenigstens subfossile Reste von Zebus sind in Asien aufgedeckt worden. Die Zucht und z. Th. auch Verehrung des Zebu ist in Indien eine sehr alte. Möglich ist ja, dass diese Taurinenvarietät in Indien und auch zugleich in Afrika im wilden Zustande aufgetreten, dass sie in beiden Continenten unabhängig von einander gezähmt worden sei. Indessen bleibt auch die Möglichkeit zu erörtern, dass diese Monstrosität, ein Züchtungsprodukt, welchem z. Th. eine fettige Umbildung des Kappenmuskels zu Grunde liegt, allein in Indien ihren Ursprung gefunden und dass sie sich von da aus nach Afrika hin verbreitet habe. Nimmt doch in unseren Tagen eine andere monströse Form asiatischen Hausviehes, das Fettsteissschaf (Ovis aries var. steatopygos) über die Länder der Sômâl und Gâla seinen stärker, immer stärker werdenden Eingang nach Ostafrika! Wilde Rinder giebt es jetzt in Afrika überhaupt nicht mehr. Wild leben hier nur noch Bos cafer in lang- und kurzhörnigen Heerden und Bos brachyceros, letzterer über einen Theil Westafrikas verbreitet. Bos cafer mischt sich auch freiwillig unter gezähmte Heerden (Zebus) und ist vielleicht, trotz aller anscheinenden Wildheit, gleich dem Arna und Kerbau, zähmbar. Von dem mehr rinderartig gestellten Bos brachyceros (Gray) sollte dies ebenfalls als möglich angenommen werden können. Golberry's, durch Frantzius citirte Angaben über das Vorkommen wilder Kühe in Senegambien entbehren jeder Begründung. Niemand Anderes hat je davon erfahren.

Die vielfach verfochtene, aber auch vielfach bestrittene Entstehung wenigstens eines Theiles des europäischen Hausrindes durch Zähmung des Ur (Bos primigenius) ist meinem Urtheile nach keineswegs widerlegt worden. Das europäische Steppenvieh dürfte bis dato noch als berechtigter Abkömmling des Ur zu betrachten sein. Allerdings erklären sich nicht wenige Forscher gegen eine solche Annahme und nehmen selbst den wasgauischen und hercynischen Ur der alten z. Th. poetischen, z. Th. prosaischen Schilderungen für ein entlaufenes, verwildertes Hausrind. Ich finde heut nicht Zeit, die Berechtigung oder Nichtberechtigung dieser erwähnten Anschauungsweisen zu erörtern, ich bekenne heut nur wieder, dass ich an der Ableitung gewisser europäischer Rinderrassen vom Ur noch festhalte.

Die durch Frantzius citirte Auffindung von unbestimmten Resten einer Bos-Art in Algerien hat für uns keine Bedeutung.

Ich möchte nun mit Rücksicht auf Frantzius' Ansichten nachstehende Schlusssätze aufstellen:

1) Die alleinige Abstammung des Hausrindes aus Afrika ist bis jetzt nicht erwiesen.

2) Die Abstammung des Braunviehes aus dem berberischen Kurzhornschlage ist möglich, aber keineswegs bewiesen.

3) Die Hervorbringung des Zebu, eines mit Fortpflanzungsfähigkeit begabten Züchtungsproduktes, in Asien und seine Ueberführung nach Afrika ist ebenso gut möglich, als seine ursprüngliche Züchtung in Afrika.

4) Die Zähmung des ursprünglich wilden Bos primigenius in Europa ist zum mindesten sehr wahrscheinlich. Ihr verdanken auch sehr wahrscheinlich viele unserer Hausrindrassen ihre Herkunft

Frantzius macht den Afrikareisenden den Vorwurf, sie hätten bisher wenig oder gar keine Veranlassung genommen, auf das etwaige Vorkommen der Stammeltern der Taurinen in Afrika zu achten. Er scheint aber von gewissen Arbeiten

des Vortragenden auf dem Gebiet der Hausthierkunde Afrikas keine Ahnung besessen zu haben. Ich verschmähe es, hier noch einmal auf die zahlreichen Aufsätze hinzuweisen, welche ich auf diesem Gebiete bis jetzt veröffentlicht habe. Wenn nun Frantzius einen Theil derselben im Archiv für Anthropologie absprechend behandelte, so kann ich darüber in dem Bewusstsein hinweggehen, dass competentere Stimmen meinen Bemühungen auf jenem Gebiete ihre vollste Anerkennung gezollt haben. Es bedurfte sicherlich nicht der alleinigen Citirung eines auf naturwissenschaftlichem Gebiete incompetenten Philologen, wie Lenormant, da wo über die altägyptische Hausthierkunde bereits unsere früheren, deutschem Gebiete entsprossenen Leistungen gedruckt vorlagen. Von mir angeregt — und dies geringe Verdienst scheue ich mich nicht wiederum für mich in Anspruch zu nehmen — haben befreundete Reisende, die Schweinfurth, Rohlfs, Güssfeldt, Pechuël-Loesche, Falkenstein, die Klunzinger, Reichenow, Hüsker und J. M. Hildebrandt, für die Erforschung der Hausthierkunde Afrikas mit Aufopferung gewirkt und sogar darauf bezügliches beträchtliches anatomisches Material zusammengebracht. Auch Schweinfurth's gediegene so schön illustrirte Arbeiten auf diesem Gebiete, niedergelegt in dem bereits seit 1874 in aller Hand befindlichen Reisewerke des genialen Forschers, scheinen Frantzius gänzlich unbekannt geblieben zu sein. Wer aber über solche Gegenstände, wie die vorliegenden, öffentlich verhandeln will, sollte doch über die Kenntniss der einschlägigen Literatur gebieten und nicht blos auf Grund einiger populärer oder halbpopulärer Berichte urtheilen. —

Hr. Virchow ist der Meinung, dass der Hr. Vortragende die Darstellung von Frantzius nicht überall ganz richtig aufgefasst habe. So betrachte Frantzius nicht den äquatorialen Waldgürtel von Africa als das Weidegebiet des Rindes, sondern das nördlich davon gelegene Plateau, welches „durch Grasvegetation mit dazwischen gestreute Waldpartien ausgezeichnet" sei. Dasselbe sagt er von Südamerica. Hier liege also eigentlich kein Gegensatz zu der Darstellung des Hrn. Hartmann. Immerhin werde man zugestehen müssen, dass die, auf so reiche, eigene Erfahrung gestützten Ausführungen des Hrn. Vortragenden die Richtigkeit der von Frantzius aufgestellten Ansicht stark erschütterten. Was speciell das Fleckvieh anbetrifft, so habe er auf seinen Reisen durchweg bemerkt, dass dasselbe vorzugsweise in den cultivirteren Gegenden vorkomme, und namentlich im Norden meist auf neueren Import hinweise. Wo man weite Flächen unfruchtbaren oder weniger angebauten Landes durchreise, da stosse man ganz überwiegend auf einfarbige, braunrothe, kleine, kurzhörnige Thiere, welche dem Braunvieh zum Mindesten sehr nahe ständen. —

(11) Hr. Virchow spricht über

Silberfunde im Norden und Osten Europas.

(Hierzu Taf. XV.)

Ich habe zu berichten über einen Silberfund aus der Provinz Posen, der allerdings nicht so reich, wie diejenigen, welche Hr. Friedel uns in der letzten Zeit ein paar Mal aus der Mark vorgelegt hat, indess immerhin bemerkenswerth ist wegen der diagnostischen Bedeutung der gefundenen Gegenstände und namentlich wegen der Oertlichkeit.

Sie werden sich erinnern, dass ich schon einige Male in Bezug auf eine gewisse Gruppe von Silberfunden die grosse Bedeutung der geographischen Situation der Fundstellen hervorgehoben habe (Sitzung vom 28. Nov. 1874. Verh. S. 239 und

vom 22. April 1876. Verh. S. 114). Im Laufe des letzten Jahres, wo ich durch meinen Besuch der Museen in Preussen, Kurland und Livland eine Reihe von neuen Anregungen empfangen hatte, habe ich meine Studien in dieser Richtung weiter ausgedehnt und ich kann noch bestimmter, als früher, sagen, dass gerade in diesen Funden ein wichtiger Culturabschnitt und ein sehr bemerkenswerther Handelsweg sich darstellt. Denn es handelt sich um Funde, welche in der Regel reiche Schmucksachen aus Silber bringen, und zugleich viele Münzbeigaben haben. Diese letzteren gestatten eine sehr sichere Bestimmung der Zeit und des Ortes der Provenienz. In erster Beziehung ergiebt sich, dass in der Regel, wie auch im vorliegenden Falle, wir mit den Münzen auf das Jahr 900 — 1200 kommen. Ganz genau folgt daraus die Zeit der Niederlegung nicht, da ältere Münzen auch in späterer Zeit niedergelegt sein können und man nicht immer gerade die letztgeprägten Münzen in dem Funde hat. In Bezug auf die Provenienz tritt die Eigenthümlichkeit zu Tage, dass gerade bei diesen Münzfunden in der Regel eine gewisse Zahl von orientalischen Münzen vorkommt, namentlich arabische, welche uns zurückführen auf Beziehungen, welche südlich, zum Theil auch östlich vom kaspischen Meere zu suchen sind. Denn die Prägestätten liegen theils in den Euphratländern, theils in Turkestan. Es kann kein Zweifel darüber sein, dass diese Münzen nicht etwa auf dem Seewege, also etwa durch das Mittelmeer und um ganz Europa herum zu unseren Küsten geführt worden sind; wir kennen vielmehr eine Reihe von continentalen Fundstationen, welche ziemlich weit landwärts nach Südosten bis an die Wolga reichen. Ich habe noch neuerlich die aus Russland bekannten Fundstellen gemustert, deren Zahl sehr gross ist, und es ergab sich, dass dieselben sich einerseits an die Ostseeküste lehnen und von Kurland, Livland, Estland und Ingermanland auf die Gouvernements Witebsk, Pskow, Nowgorod, Wladimir, Jaroslaw, Perm und so an die Wolga führen, andererseits von Minsk und Mohilew auf Smolensk, Tula, Rjäsan und Kasan gehen, also eine Reihe von Strassen, welche sich fächerförmig gegen die Wolga erstrecken. Nun haben wir bestimmte historische Nachweise bei den alten arabischen Schriftstellern, zum Theil auch bei den ältesten russischen, welche den Handel deutlich schildern, der von Itil, der Hauptstadt der Chazaren, an der Stelle des heutigen Astrachan, die Wolga aufwärts mit den damals überwiegend finnischen Völkerschaften des Nordens, namentlich mit den Permiern und Bulgaren geführt wurde. Wir wissen, dass bis zu einer gewissen Gegend der mittleren Wolga, bis zur alten Stadt Bulgar, der Hauptstadt der Bulgaren, die arabischen und orientalischen Händler kamen, dass da der Markt war, wo sich die Finnen sammelten, dass aber keiner der Händler weiter nördlich zu ziehen wagte, weil die dortigen Völkerschaften als zu wild und gefährlich galten, als dass Jemand sich persönlich unter sie zu begeben wagte. Es scheint, dass von da aus Zwischenhändler den Vertrieb in das Innere von Russland besorgten, im Wesentlichen den Neben- und Quellflüssen der Wolga folgend, und dass auf diese Weise einerseits das baltische Meer erreicht wurde, andererseits die Artikel nach Polen und bis zur Elbe gebracht wurden. Indess möchte ich damit der weiteren Untersuchung nicht präjudiciren, ob nicht arabische Händler einen mehr westlichen Landweg benutzt und so unsere Küste erreicht haben. Die Erwähnung der Graeci in Julin scheint allerdings auf die persönliche Anwesenheit fremder Kaufleute in unseren Hafenstädten hinzuweisen, wofür auch die verhältnissmässig gute Kenntniss der Ostsee-Geographie bei den alten arabischen Schriftstellern spricht.

Es ist sehr bemerkenswerth, dass die Kette der Fundstellen für diesen Landhandel, soweit wir sie bis jetzt kennen, sich in einer ungemein scharfen Linie gegen Westen erstreckt. Der neue Fund, welchen ich heute vorlege, hat insofern ein

besonderes Interesse, als er das Fundgebiet, so viel ich wenigstens im Augenblick übersehen kann, noch etwas weiter südlich erweitert, als es bisher bekannt war. Im Ganzen war bisher der Lauf der Warthe nahezu als die südliche Grenze anzusehen, bis wohin diese Handelsartikel gingen. Allem Anschein nach erreichte die Handelsstrasse die Oder in der Gegend von Frankfurt, ging am rechten Oderufer aufwärts, überschritt den Fluss, ging in die Uckermark, nach Pommern, Meklenburg, Holstein, Schleswig, Jütland. Er umfasste somit das ganze grosse Gebiet der südbaltischen Küstenländer. Von diesen aus benutzte er die zahlreichen Verkehrsstrassen, welche damals schon auf der Ostsee bestanden und gelangte nach Schweden, Dänemark, Norwegen, und sogar bis auf einzelne Punkte von England. Denn wir kennen noch kleinere Endpunkte der Handelsradien an der Ostküste von England, wo dieselben Artikel zu Tage gekommen sind. Ja, es sollen sogar auf Island einzelne kufische Münzen gefunden sein.

Für uns hat die Sache ein hervorragendes Interesse, weil für diesen Handel die Ostsee gewissermassen der Mittelpunkt und während einer gewissen Zeit gleichsam ein arabischer See wurde; die Inseln Bornholm, Oeland, Gotland, vielleicht sogar einige westdänische Inseln bildeten Hauptstapelplätze. Dieser Handel berührt uns insofern zunächst, als die ersten historischen Nachrichten, die wir über denselben antreffen, auf jene grossen und blühenden Handelsstädte am südlichen Rande des baltischen Meeres hinweisen, welche die Phantasie des Mittelalters so viel beschäftigt haben: bei uns Wollin oder Julin, östlich in der Gegend von Elbing das alte Truso, westlich in Holstein Oldenburg, das slavische Stargard, und noch weiter nördlich Hedeby in der Gegend des heutigen Schleswig. Der ganze Handel, der sich von dort aus entwickelt hat, der späterhin nachweislich die Grundlage der Hansa geworden ist, der zugleich in seinen Verbindungen die Christianisirung des Nordens nach sich gezogen hat, knüpft wesentlich an diese Zeit an.

Nun ist mir öfter schon ein Gedanke gekommen, den ich wenigstens erwähnen möchte, obwohl ich ihm selbst noch keine bleibende Stätte in meinen Vorstellungen gewährt habe, der nehmlich, ob nicht möglicher Weise der arabische Handel sich in der Art als ein zum Theil maritimer auffassen liesse, dass man sich denkt, es habe der Landhandel eben nur an einzelnen Stellen, z. B. in den ostbaltischen Provinzen, die Küste erreicht und es sei dann ein Seehandel eingetreten, indem zunächst gewisse andere Küstenstädte als Stapelplätze dienten und von da her bis zu einer gewissen Tiefe in das Land hinein der Import dieser Artikel erfolgte. Es ist mindestens sehr auffallend, dass z. B. soweit meine Kenntniss reicht, aus der ganzen Lausitz kein einziger Fund der Art bekannt ist, wo doch sonst so viel gefunden wird; ich kenne keine nschlesischen Fund, auch keinen aus dem südlichsten Theil von Posen; ebenso wenig scheint bisher in Galizien etwas der Art gefunden zu sein. Kurz, die südliche Grenze bildet eine ungemein scharfe Linie. Nun könnte man sich vorstellen, dass das mit den politischen Verhältnissen jener Zeit zusammengehangen habe. Freilich treffen wir schon in jener Zeit eine auffallende Scheidung zwischen den slavischen Stämmen; indess ist es immerhin sehr schwer verständlich, dass ein Handel, der sonst in solcher Breite sich über unser Land entwickelt hat, an einer Stammesgrenze innerhalb des slavischen Gebietes Halt gemacht haben sollte, zumal wenn wir sehen, dass neben den arabischen Münzen grosse Mengen von deutschen Kaiser- und Städtemünzen vorkommen, Münzen, welche von weither, von der Donau und vom Rhein, von Holland und noch darüber hinaus stammen. Der Handelsverkehr erstreckte sich über das ganze Mitteleuropa hin, und man sollte daher glauben, dass auch die Erzeugnisse des Orients weiter gegangen seien. Der Mangel ist um so auffälliger, als sich eine alte Notiz

vorfindet, auf welche Frähn aufmerksam gemacht hat, wonach ein reisender Araber, Abu Bekr Tortuschy im elften Jahrhundert nach Mainz gekommen sei und dort samanidische Münzen in Cours gefunden habe, die in Samarkand zwischen 913 und 915 geprägt waren. Man müsste annehmen, dass, wenn wirklich Deutschland an diesen Bezügen Theil gehabt hat, dort überall die Münzen eingeschmolzen und verschwunden sind, was an sich denkbar ist, dass dagegen gewisse Eigenthümlichkeiten der finnischen, slavischen und skandinavischen Völker es mit sich gebracht haben, dass von ihnen solche Schätze häufiger in die Erde niedergelegt worden sind und uns jetzt so entgegen treten können. Denn die Zahl solcher Funde in den nordischen Ländern ist ungemein gross. Aber ich kenne keinen einzigen Silberfund dieser Art, der westlich von der Elbe gemacht worden wäre. Die Grenze zwischen Slaven und Deutschen bezeichnet hier auch die archäologische Scheidung, und es dürfte daher vorläufig wohl gerathener sein anzunehmen, dass auch der Handel hier eine Grenze gefunden habe.

Der neue Fund ist gemacht worden im Grossherzogthum Posen, in einer Gegend, die auch sonst recht interessant ist. Sie erinnern sich, dass ich einige Jahre hindurch Ihnen viel berichtet habe über die Ausgrabungen von Zaborowo und Priment und dass ich wiederholt darauf aufmerksam gemacht habe, wie in dieser Gegend ein wahrscheinlich sehr alter Uebergangsweg über die grossen, von Ost nach West sich erstreckenden Sümpfe des Obragebietes existirte (Sitzungen vom 13. Juni 1874 und vom 14. Mai 1875. Verhandl. 1874. S. 143 und 1875. S. 101). Es ist seitdem von Hrn. v. Sadowski ein besonderes Werk über „die Handelsstrassen der Griechen und Römer an die Gestade des baltischen Meeres“ (Jena 1877) erschienen, welches jedoch den fraglichen Punkt, offenbar aus mangelhafter Kenntniss[1]) der Ortsverhältnisse, ganz irrig auffasst. Meiner Meinung nach überschritt die alte Strasse in der Nähe von Priment in der Richtung auf Wollstein das Obrabruch, welches hier durch sandige Erhöhungen und Vorsprünge der Ufergegenden stark verengt ist. Hr. v. Sadowski (a. a. O. S. 11, 132) dagegen lässt die Strasse von Glogau über Priment nach Gostyn und Dolzig, weit östlich, verlaufen und gesteht nur für trockene Jahre einen Uebergang bei Karge - Unruhstadt zu. Ich halte diess nicht für richtig.

Der Ort, wo der neue Silberfund gemacht wurde, liegt genau nördlich von Priment auf der anderen Seite des Obrabruchs, etwa $1^1/_2$ Meilen nordöstlich von Wollstein, in der Nähe des Städtchens Rackwitz, und zwar in geringer Entfernung davon in östlicher Richtung. Wir verdanken die Mittheilung desselben unserm sehr eifrigen Mitgliede, dem Landrath von Unruhe-Bomst, der zu allen Zeiten sich ungemein lebhaft für unsere Zwecke thätig erwiesen hat. Er übersendete mir denselben mit folgendem Schreiben vom 31. März:

„In dem beifolgenden Packet erlaube ich mir, Ihnen das Ergebniss eines sehr interessanten Fundes, welcher in der Nähe der Stadt Rakwitz gemacht ist, zu überreichen.

„Der Fundort lässt sich auf der Generalstabskarte sehr leicht auffinden, etwa links von dem Punkte, auf welchem das Wort „Sandcolonie“ steht.

„Der Boden ist ganz eben, auch in der Nähe kein Wall oder schanzenartige Erhebung vorhanden. Die Culturart: Holzung.

„In einer Tiefe von 10 bis 12 Centimeter wurden die Scherben, die Silbersachen und Perlen durcheinander gefunden. Es lässt sich wohl annehmen, dass die

---

1) Auch die Lage der Orte Priment und Zaborowo, sowie der Gorwal genannten Stelle, welche kein bewohnter Ort ist, auf der Karte Taf. I. bei Sadowski ist durchaus falsch.

Münzen und Schmuckgegenstände in der Urne, deren Scherben mit ihnen vermischt waren, gelegen haben. Jedoch ist die Urne nicht erst beim Graben zerbrochen, sondern muss schon früher entweder durch Darüberhinfahren oder durch andere Einflüsse zerbrochen worden sein. Sämmtliche Scherben, die gefunden sind, füge ich bei."

Weitere Nachforschungen haben nur bestätigt, dass der Fund, soweit er überhaupt gehoben ist, unverkürzt in meine Hände gekommen ist. Es besteht einige Hoffnung, dass es gelingen werde, den Besitzer zur Abtretung desselben zu veranlassen [1]).

Noch mehr, als sonst, besteht der Fund fast nur aus Bruchstücken. Nur einzelne kleinere Gegenstände sind ganz, aber meist stark verbogen oder eingedrückt. Von den meisten Sachen sind nur einzelne Stücke vorhanden, zerbrochen oder zerschnitten, und es kann nicht zweifelhaft sein, dass er nur seines Metallwerthes wegen vergraben worden ist.

Er gehört nicht zu den reichen. Er enthält ausser einer Reihe ganz kleiner und nicht zu bestimmender Fragmente nur 59 ganze und 36 zerschnittene und vielfach zerbrochene Silbermünzen. Unter diesen befindet sich eine gut erhaltene arabische, eine Buweihiden-(Buiden-)Münze, welche nach der Bestimmung des Hrn. Dr. Sallet die Inschrift Rokaeddaula und Adudeddaula trägt und zwischen 949 und 981 geprägt ist. Ausserdem noch vier einzelne Stücke von kleineren arabischen Münzen. Daran schliessen sich einige angelsächsische Münzen, unter denen namentlich zwei Ethelred, die auch sonst bei uns sehr häufig verbreitet sind, gut erhalten sind [2]). Dann eine ganze Reihe von deutschen Münzen: 4 in Cöln geprägte von Otto (3) und Heinrich II. (1), 16 ganze und 4 Bruchstücke von Magdeburg, von Otto und Adelheid, einzelne von Worms, Regensburg, Deventer und Verdun, dreizehn sogenannte Wendenpfennige und eine deutsche Nachahmung einer Münze Kanut des Grossen. Ein grosser Theil dieser Münzen ist in die kleinsten Bruchstücke zerschnitten; man sieht, dass es ein Vorrath gewesen ist, der offenbar im Augenblick der Noth verborgen worden ist und der schliesslich nicht wieder gehoben wurde. Mit Gräbern hat der Fund, wie alle seines Gleichen, nichts zu thun. Wahrscheinlich ist er im Anfange des 11. Jahrhunderts niedergelegt worden.

Was nun die übrigen Fundgegenstände anbetrifft, so sind die meisten, wie gesagt, schlecht erhalten; trotzdem nehmen sie ein besonderes Interesse in Anspruch. Ich erwähne zuerst eine Reihe kleiner Silberringe (Fig. 2), welche an sich sehr unscheinbar sind. Auf den ersten Blick machen sie den Eindruck von kleinen Ohrringen oder von Ringen, die irgendwo auf Kleidungsstücken als Schmuck aufgenäht wurden. Ich würde keinen Werth auf sie legen, wenn nicht merkwürdiger Weise diese Form eine von denjenigen ist, welche in der letzten Zeit als eine typische und zugleich als eine chronologisch bestimmende bezeichnet worden sind. Wir haben zuerst grössere Bronzeringe dieser Art aus einem Funde kennen gelernt, der in der Gegend von Müncheberg bei Platiko gemacht wurde (Sitzung vom 18. October 1873. Verh. S. 157, 159. Taf. XVI.). Diese Ringe sind nachher zum Gegenstand des Specialstudiums durch Hrn. Sophus Müller aus Kopenhagen gemacht, der eine kleine Abhandlung (Ueber slavische Schläfenringe. Schlesiens Vorzeit in

1) In der That wurde mir derselbe später zur Verfügung gestellt und ich habe ihn dem Königlichen Museum übergeben.

2) Sie stammen von Ethelred II. † 1016. Die eine trägt die Inschrift: GODYINE M-O TOTA (Godwine monetarius Totanaeus, d. h. von Totness), die andere: † EADYINE MONE LVN (Eadwine monetarius Lunde, d. h. von London).

Bild und Schrift. 1877. 35. Bericht. S. 189) darüber geschrieben, die Fundstellen zusammengestellt und nachgewiesen hat, dass alle Stellen, an denen solche Ringe gefunden sind, innerhalb altslavischen Gebietes liegen und nirgends darüber hinausgehen. Er sah sich daher veranlasst, anzunehmen, dass diese Ringe ein specielles Kriterium slavischer Zugehörigkeit seien. Seine Untersuchung war um desshalb von um so grösserer Wichtigkeit, weil an einer Reihe von Stellen[1]) solche Ringe an alten Skeletten getroffen worden waren, immer in der Gegend des Kopfes oder, noch genauer gesagt, in der Ohrgegend, und zwar durchweg bei dolichocephalen Schädeln, welche nach ihrem Habitus und den gewöhnlichen Prämissen eigentlich als germanische hätten angesehen werden müssen, und auf deren germanische Natur Hr. Lissauer trotz meiner Warnung (Die vierte allgemeine Versammlung der deutschen Gesellsch. f. Anthropol. zu Wiesbaden. S. 51. Archiv f. Anthropol. Bd. VI.) noch nicht verzichtet hat[2]). Ich selbst habe diesen Ringen auf meinen Reisen im vorigen Jahre in Königsberg, Riga, Mitau, Mainz, Zürich, Constanz nachgeforscht und mit einer Menge von Collegen darüber gesprochen, nirgends dort kannte man diese Form. Ich habe die Sache dann auf der Constanzer Versammlung zur Sprache gebracht (Die achte allg. Vers. der deutschen Ges. f. Anthropol. S. 148) und auch dort nur vom Grafen Wurmbrand eine positive Mittheilung erhalten, wonach in Kroatien, aber auch in Ungarn und Bayern derartige Ringe vorkommen sollen.

Ich möchte hier die besondere Bitte aussprechen, diese Frage nicht ohne genaue Betrachtung der Ringe zu beantworten. Man findet oft genug Ringe, welche im Ganzen der Beschreibung gleichen, aber wenn man genau nachsieht, so zeigt sich, dass das eine Ende abgebrochen ist und dass es in Wirklichkeit Ringe waren, welche zum Zusammenhaken bestimmt waren. Die Ringe, welche dem altslavischen Gebiete angehören und deren Bedeutung für die Diagnose slavischer Alterthümer, Skelette u. s. w. ich nicht bestreiten kann, sind stets aus einem einfachen, glatten, ziemlich starken Draht gebogen und offen. An der offenen Stelle geht das eine Ende einfach stumpf (nicht abgebrochen) aus, das andere dagegen läuft, indem es aus der runden in die platte Form übergeht, in eine eigenthümliche, stark auf der Fläche eingebogene oder eingerollte Schleife aus, welche wie eine Oehse aussieht, es jedoch nicht ist. Die bei Rackwitz gefundenen Ringe sind Miniaturexemplare, aber genau nach demselben Schema gearbeitet, welches die grossen Bronzeringe haben, und ich muss daher allerdings schliessen, dass ein näherer Zusammenhang zwischen diesen kleinen silbernen und den grossen Bronzeringen existirt. Es passt das auch sonst ganz in die Zeit, auf welche uns die Münzen hinweisen.

Ein zweiter Gegenstand, worauf ich Sie aufmerksam machen wollte, ist die Verzierung einzelner Silbersachen. Ich habe bei Gelegenheit meines Vortrages über die livländischen Alterthümer (Sitzung vom 20. October 1877. Verh. S 393, Taf. XIX. Fig. 7 a) speciell aufmerksam gemacht auf ein eigenthümliches Ornament, auf das ich vielleicht später noch einmal geographisch weiter eingehen möchte, da es sich sehr weit verfolgen lässt. Es beginnt mit dem sogenannten Wolfszahn: man sieht z. B. Schmuckgegenstände, auf welchen, in zwei Reihen gegen einander

1) Sonderbarerweise liegt gerade eines dieser Grabfelder in Schlesien bei Gross-Rackwitz, einem Ort, der denselben Namen führt, wie der Fundort der oben von mir besprochenen Silbersachen.

2) Das II. Heft des laufenden Jahrganges der Zeitschr. für Ethnologie war zur Zeit dieses Vortrages noch nicht erschienen. In demselben erörtert Hr. Lissauer die Schläfenringe ausführlich und spricht sich jetzt gleichfalls für die slavische Natur derselben aus, woraus denn natürlich auch die slavische Abstammung der betreffenden Skelette folgen würde.

gestellt, dreieckige Eindrücke, wie Zähne, liegen, häufig alternirend. Dieses Ornament erscheint merkwürdiger Weise ziemlich spät in der Zeit, wovon ich spreche; nur in einzelnen Ansätzen scheint es schon früher hervorzutreten. Weiterhin kommt zu dem Zahn zunächst ein Punkt hinzu, der in der Mitte des dreieckigen Eindruckes als ein kleines hervorragendes Korn liegt. Dann entwickeln sich diese Körner, sie werden grösser und zuweilen zeigen sie sich in einer Mehrzahl. Am häufigsten stehen drei in der Art zusammen, wie es sich hier auf einem schmalen Silberbleche zeigt (Fig. 3). Achten Sie zugleich auf die höhere Eleganz, dass hier ein kleiner Knopf oder genauer eine kleine runde Einpressung der Spitze des Zahns angefügt ist. Dieses Ornament erscheint überwiegend oft auf Arm-, Finger- und Halsringen, jedoch, wenn man es weiter studirt, recht oft auf allen möglichen Schmuckgegenständen. Ich habe es in der Sammlung von Mitau selbst auf eisernen Gewichtsstücken gefunden, in ziemlicher Grösse eingeprägt, wo es wie ein Fabrikstempel aussieht, aber auch diese Stücke stammen aus einer Zeit, welche in den erörterten Rahmen hineinpasst.

Unter den anderen Sachen des Rackwitzer Fundes zeichnen sich vornehmlich feinere Ohrringe, bestehend aus einem dünnen Silberfaden und einem Kästchen zur Aufnahme eines Edelsteins, sowie hohle, nahezu kuglige Bommeln, mit Filigranarbeit und Opere granulose bedeckt (Fig. 5, 6), aus; an den letzteren ist die Oberfläche durch erhabene Linien in Felder getheilt, innerhalb deren sich aufgesetzte Silberkörner in Rosettenform (Fig. 6) oder auch in Dreiecken, gleich den Wolfszähnen (Fig. 5), zeigen. Eine grössere, platte Gewandspange in Spindelform ist längs des Randes mit Reihen kleiner viereckiger und runder Eindrücke besetzt (Fig. 7). Ein kleines Stück von Silberblech zeigt Einritzungen, wie ein gefiedertes Blatt (Fig. 9). Sehr zierlich sind die Stücke eines Ringes, der aus einem hohlen Flechtwerk von Silberdraht mit kleinen Knoten an den Verbindungsstellen besteht (Fig. 8). Auch ist da ein Stück von einem Silberbarren, einer vierkantigen Stange, von der die Enden abgehackt sind, und endlich eine Reihe von kleinen Perlen, die schon etwas seltener bei uns vorkommen, darunter namentlich recht hübsche Carneolperlen, auch einzelne Glasperlen.

Nun ist noch etwas dabei, was in Bezug auf die Funde, welche Hr. Friedel in der letzten Zeit vorgelegt hat (Sitzung vom 22. April 1876. Verh. S. 115 und vom 19. Januar 1878. Verh. S. 14), eine interessante Bestätigung giebt. Es ist eine Reihe von Bruchstücken des Gefässes mitgekommen, in dem die Sachen enthalten waren, leider nicht Alles. Ich habe einen ganzen Abend dazu verwendet, um die Form des Gefässes wiederherzustellen (Fig. 1) und es ist wenigstens möglich, die Hauptsachen zu erkennen. Es ist ein henkelloses, nach oben enger werdendes, jedoch kurzhalsiges, weitbauchiges, mässig hohes Gefäss mit flachem Boden, an dessen Hals und Oberbauch, viermal sich wiederholend, das Wellenornament in etwas steiler Anordnung der Curven, aber in sehr breiter Führung des Eindruckes erscheint. Zwischen je 2 Wellengurten liegen 2 flache, breit eingedrückte Horizontallinien. Das Material ist grob, mit grösseren Fragmenten gemischt, wenig gebrannt, an der Oberfläche gelblichgrau, auf dem Bruch schwärzlich und rauh. Dieses Gefäss ist so charakteristisch, dass wir auch ohne die anderen Beweise zu derselben Periode kommen würden, welcher unsere Burgwälle und Pfahlbauten angehören. Wir haben dafür eine ganze Menge von Anhaltspunkten, und, was besonders wichtig ist, auch die historischen Verhältnisse stimmen. Ich will nur auf einen Punkt hinweisen. Wir finden dieselben Scherben in Wollin, wo auch arabische Münzen, Silbersachen u. s. w. in der Nähe gefunden sind, wo Pfahlbauten stehen, wo alte Burgwälle liegen.

Meines Wissens sind ausser diesem neuen Funde in der Provinz Posen noch 6 bis 8 andere Fundstellen bekannt. In den Materialien zur prähistorischen Kartographie der Provinz Posen des Hrn. W. Schwartz (Beilage zum Progr. des Fr.-Wilh.-Gymnasiums in Posen 1876) finde ich arabische Münzfunde erwähnt:

1) aus dem Regierungsbezirk Posen von der Łączer Mühle, 3 km südöstlich von Posen, von Gwiazdowo (Kr. Schroda), Obrzycko (Kr. Samter) und Psary (Kr. Adelnau); ausserdem silberne orientalische Armspangen von Kosten,

2) aus dem Regierungsbezirk Bromberg von Gnesen und von Klecko bei Gnesen.

Dazu käme möglicherweise noch der Fund von Gembica unfern Pempowo, Kr. Kröben (v. Minutoli Topogr. Uebers. der Ausgrabungen griechischer, römischer, arabischer und anderer Münzen und Kunstgegenstände. Berlin 1843. S. 40).

Ich werde mich bemühen, ein vollständiges Verzeichniss herzustellen, und eine Karte anlegen. Immerhin hat der Fund von Rackwitz noch dadurch eine besondere Bedeutung, dass sein Fundort in dem westlichen Theile der Provinz der am weitesten südlich gelegene ist und dass er also das geographische Gebiet der arabischen Silberfunde um ein gewisses Stück erweitert[1]).

(12) Hr. Virchow spricht über

die Existenz des Menschen während der Diluvialzeit in Norddeutschland, namentlich in der Gegend von Thiede.

Der Gegenstand, den ich besprechen will, ist ein Verhältniss, welches im allgemeinen Sinne weit über das Interesse der eben erörterten Funde hinausgeht, insofern es vielleicht, wenn es anerkannt wird, den ältesten Fundort aufweist, den wir bis jetzt in Norddeutschland überhaupt für die Existenz des Menschen feststellen können. Ein sehr eifriger und glücklicher Beobachter, Hr. Dr. Nehring in Wolfenbüttel, der uns zu wiederholten Malen Mittheilungen über den Fortgang seiner Studien gemacht hat und von dem sich in unseren früheren Jahrgängen eine Reihe von einzelnen Abhandlungen findet, hat in den beiden neuesten

---

1) Hr. Schwartz theilt mir nachträglich mit, dass in diesem Jahre nach einer Benachrichtigung des Hrn. Dr. Feldmanowski bei Jarocin arabische Schmucksachen (in Bruchstücken) und verschiedene Münzen des X. Jahrhunderts, darunter auch arabische, gefunden sind. Bei einer Durchmusterung der Silberfunde im Königl. Museum finde ich ausser den schon in obiger Aufstellüng enthaltenen Fundstellen von Kosten (II. 3162. Gehänge mit Ketten, II. 3851—55 Armspangen, II. 4383 Schale — alles orientalische Arbeit, jedoch ohne Münzen), Łącz-Mühle bei Posen (II. 6734—36) und Obrzycko (II. 2952) noch folgende drei: Parlin bei Mogilno (II. 7376), Tornowo bei Wongrowice (II. 5228), Turow bei Kosten (II. 3162 — 63) und Wielowicz bei Krotoschin (II. 3810—14 silberne Kette und geflochtener Halsschmuck). Von den neuen Fundstellen gehören dem Regierungs-Bezirk Bromberg an Parlin und Tornowo, dem Regierungs-Bezirk Posen dagegen Jarocin, Turow und Wielowicz. Der letztere Ort, sowie Psary, liegt schon ganz im Süden der Provinz Posen, also viel weiter südlich als Rackwitz; aber auch Kosten, Turow und Jarocin (Kreis Pleschen) sind südlich vom Obra-Bruch. Somit erweitert sich der in dem Vortrage skizzirte Bereich nicht unerheblich. Nicht an allen diesen Stellen sind arabische Münzen gefunden, aber die Schmucksachen sind so charakteristisch, dass man ihren orientalischen Ursprung nicht verkennen wird. Von der sogenannten Eichwaldbrücke, etwa 5 km südlich von Posen, im Zuge der Eisenbahn, schickte mir Hr. Schwartz noch ein Paar silberne Fingerringe (einfacher Draht mit drei kleinen länglichen Kapseln oder Cylindern) und eine Münze, gefunden beim Bau der Eisenbahn. In dem Funde von Obrzycko sind übrigens dieselben kleinen „Schläfenringe“, welche ich von Rackwitz beschrieben habe.

Heften des Archivs für Anthropologie eine umfassende Darstellung seiner Untersuchungen gegeben, welche sich hauptsächlich auf zwei Lokalitäten beziehen, nehmlich auf einen Gypsbruch in der Nähe des Dorfes Thiede, etwa $^3/_4$ Meilen NW. von Wolfenbüttel, und auf eine zweite ähnliche Stelle bei Westeregeln im Kreise Wanzleben auf preussischem Gebiet, wo ebenfalls ein Gypsbruch das Material liefert. Ich war in der vorigen Woche in Wolfenbüttel, um die Sammlung des Hrn. Nehring zu sehen; ich habe dann mit ihm den Gypsbruch von Thiede besucht und mich, soweit es möglich war, an Ort und Stelle informirt. Ich bedauere, dass ich nicht Geologe genug bin, um die Situation vollständig übersehen und genügend interpretiren zu können. Indess kann ich doch über gewisse Verhältnisse mit grosser Bestimmtheit berichten.

Hr. Nehring hat bei seinen Studien in erster Linie ein mehr zoologisches, wenn Sie wollen, paläontologisches Interesse verfolgt. Der Gypsbruch von Thiede liefert schon seit 1817 paläontologisches Material in grösserer Menge. Hr von Strombeck hat vor Jahren eine wichtige Abhandlung darüber geschrieben. Es ist diese Stelle bekannt als ergiebiger Fundort für Mammuth, Nashorn und das alte Pferd. Wir besitzen, wie ich glaube, kaum eine zweite Stelle in Norddeutschland, wo so massenhafte Funde von Mammuth dicht neben einander gewonnen worden sind.

Hr. Nehring hat nun das grosse Verdienst, dass er seine Aufmerksamkeit nicht auf diese Riesen der Vorwelt beschränkt und an ihnen erschöpft hat, sondern dass er gerade umgekehrt auf die kleinsten Ueberreste geachtet hat. Er ist auf diese Weise dazu gekommen, in Thiede und Westeregeln eine Summe von osteologischen Kleinigkeiten zusammenzubringen, welche ergeben haben, dass sich hier in vollkommenster Weise eine Steppenfauna vorfindet, wie sie jetzt aus Europa fast ganz verschwunden ist. Es giebt noch kleine Ueberreste davon in Schlesien, in Ungarn in der Theissebene; ihre Hauptrepräsentanten aber zeigen sich erst in Südrussland, in der Nähe der Wolga und des Ural. Diese Steppenfauna besteht überwiegend aus einer Reihe kleinster Nager, ratten- und mäuseartiger Thiere; ich erwähne von ihnen namentlich den Lemming (Myodes), der bei uns hauptsächlich als nordisches Thier bekannt ist, Wühlmäuse (Arvicola), Springmäuse (Alactaga) und Ziesel (Spermophilus), das Steppenmurmelthier (Arctomys bobac). Es ist das ein Studium, welches in erster Linie die eigenthümlichen Gebisse dieser Nager in's Auge fasst, und ich bin in der Lage, eine kleine Sammlung der Hauptrepräsentanten, namentlich der beiden Lemmingformen (M. lemmus und M. torquatus), vorzulegen. Es hat seine Schwierigkeiten, von diesen minutiösen Knochen alles so herauszusuchen, wie es Hr. Nehring mit der höchsten Aufmerksamkeit zu Stande gebracht hat. Jedenfalls wird niemand, der seine schöne Sammlung sieht, an der Richtigkeit seiner Aufstellung Zweifel hegen, dass einstmals die Ebene vor dem Harz klimatisch und faunistisch sich verhalten hat, wie noch jetzt die grossen östlichen Steppen.

Wenn man den Gypsbruch, in dem diese Sachen sich finden, betrachtet, so ergiebt sich Folgendes: Ganz in der Nähe des Dorfes Thiede, links von der Ocker, erhebt sich ein niedriger Hügel oder Rücken, der von einem höheren, dicht an der Ocker gelegenen Sandsteinhügel her abfällt und sich quer durch das Ockerthal erstreckt. Ein grosser Theil desselben ist schon weggenommen, um Gyps zu gewinnen, und man tritt in einen tiefen Einschnitt, an dessen Seiten der Gyps in zackigen Spitzen ansteht, welche Aehnlichkeit darbieten mit den Felsspitzen, wie man sie an Kreideufern sieht, z. B. an der Stubbenkammer. Zu oberst unter der Humusdecke liegt eine Lehm- oder Lössschicht, dieselbe füllt auch die Zwischenräume und Klüfte zwischen den Gypszacken, und je weiter man herunterkommt, um so

regelmässiger folgen auf einander in wechselnden Lagen gröbere und fettere sandige, in der Tiefe immer dünner werdende Schichten. In diesen tiefen Schichten finden sich die Reste der Steppenthiere. Einer solchen Schicht, 28—30 Fuss unter der Oberfläche, wurde, ausser zahlreichen anderen, dem Anscheine nach geschlagenen Feuersteinen, von Dr. Nehring selbst, der ungemein sorgfältig ist, derjenige Feuerstein (Arch. f. Anthrop. 1878. X. S. 363. Fig. 27) entnommen, welcher den Hauptbeweis für die Existenz des Menschen zur Zeit der Bildung des Hügels darstellt. Hr. Nehring konnte mir die Gegend, wo das Stück herausgenommen wurde, noch zeigen. Es ist ein Stück, welches seiner ganzen Form nach als ein vom Menschen geschlagenes erscheint. Ich will nicht apodiktisch sagen, es sei so, aber wenn es nicht als solches anerkannt wird, so fällt eine grosse Menge von prähistorischen Fundstellen weg, für deren Begründung auch kein besseres Beweismaterial vorliegt. Das Stück ist wundervoll patinirt an der Oberfläche, es hat durchweg jene weissliche Veränderung der Rinde erlitten, welche bei tief liegenden Objekten dieser Art nur sehr langsam entsteht, und welche daher als ein genügender Beweis hohen Alters der Sprungflächen zu betrachten ist. Die Sprungflächen selbst und die Form des Stückes sind so charakteristisch, dass man ohne Bedenken zugeben kann, es sei geschlagen worden".

Ich habe natürlich auch gesucht; es gelang mir, in kurzer Zeit aus den anstehenden Schichten mehrere Feuersteinstücke zu gewinnen, und ich kann behaupten, dass mindestens das eine derselben, welches ich vorlege, Anspruch auf Berücksichtigung machen darf. Ich will nicht behaupten, dass es als voller Beweis menschlicher Einwirkung gelten darf, indess darf ich wohl sagen: wenn es an einer Stelle gefunden wäre, wo man keinen Zweifel mehr hat, dass sie eine alte Stätte menschlicher Thätigkeit war, so würde Niemand Bedenken tragen, zuzugestehen dass es auch zu denen gehört, die von Menschen geschlagen wurden. Sie sehen lange glatte Sprungflächen, die weit fortgehen.

Wenn diese Annahme sich bewahrheitet, — und es wird sich ja durch weitere Untersuchungen ergeben, wie viel oder wie wenig man daraus machen darf, — so würde also festgestellt sein, dass der Mensch hier schon gelebt hat, als Lemminge, Springmäuse und Ziesel noch in grossen Schaaren über die niedersächsische Ebene sprangen. Erst viel höher, über diesen Schichten, kommt eine mächtige und mehr zusammenhängende Lage von Löss, in welcher sich die Ueberreste der grossen Säuger vorfinden. Hier erst kommen die Mammuthzähne, die Nashorn- und Renthierknochen, und auch von diesen giebt es einzelne Stücke, die wenigstens sehr nahe so aussehen, als seien sie artificiell zerschlagen. Dazwischen zeigen sich Kohlenstücke von Coniferenholz. Ueber dieser Schicht liegt endlich noch eine ungeschichtete, gleichmässige Lage von gelbem Lehm, etwa 3—4 Fuss mächtig, in deren tieferen Abschnitten Bruchstücke von Eichenkohle, meist in kleinen Häufchen, in gewissen Abständen von einander, erscheinen. In den obersten, schon durch Cultur veränderten Lagen kommen gelegentlich moderne Sachen vor: polirte Steinäxte u. s. w.

Diese jungen Schichten sind noch wenig untersucht; dass sie jedoch möglicherweise gleichfalls ein hohes Interesse in Anspruch nehmen werden, dafür scheint ein neuerer Fund von Westeregeln zu sprechen, über welchen Hr. Nehring mir unter dem 9. Januar Folgendes schrieb:

„Ich erhielt heute eine Kiste mit Knochen und einen Brief aus Westeregeln. Aus letzterem ersehe ich, dass an meiner Hauptfundstätte während dieses Winters zwar viel Abraum weggeschafft, aber von fossilen Knochen nichts gefunden ist, ausser einem oberen Eckzahne von Hyaena spelaea, welcher dem einen meiner Gebisse offenbar zugehört, da er ganz genau dazu passt.

„Die übrigen Knochen stammen von einer anderen Stelle, aus den oberen Abraumschichten des nördlich gelegenen Gypsbruches, von wo ich schon früher eine Urne, einen schwach gebrannten Spindelstein, sowie zahlreiche Reste von Equus caballus, Bos (bison?), Cervus elaphus und Cerv. capreolus erhalten habe.

„Der diesmalige Fund umfasst Stücke grosser, schwach gebrannter Urnen mit kleinen Henkeln, ein längliches Stück weichen Sandsteins mit eigenthümlicher Längsrinne (vermuthlich zum Schleifen und Zuschärfen von Knocheninstrumenten bestimmt), nebst zahlreichen Resten von Bos und Sus, einigen Resten von Cervus (wahrscheinlich elaphus) und einem halben Oberschädel von Castor fiber. Ob die Reste von Bos und Sus wilden Thieren angehört haben, wage ich vorläufig nicht zu entscheiden.

„Dass dieser Fund viel jünger ist, als meine in der kürzlich übersandten Abhandlung besprochenen Funde, liegt auf der Hand; dass er aber doch auch nicht sehr jung sein kann, das zeigt einerseits die rohe Technik der Urne, andererseits scheinen es die näheren Umstände, unter denen er gemacht ist, zu beweisen. Hr. Bergling schreibt mir darüber Folgendes:

„„Die beifolgenden Knochen sind beim Abräumen der rothen Thonlage auf der nördlichen Seite, wo früher die Rehkrone entdeckt wurde, gefunden worden. . . . . Nach Abgraben von ungefähr 3 Fuss schwarzer Erde kamen 2 Fuss reiner Lehm und nachher die rothe Thonerde zum Vorschein; dicht über dem rothen Thone nun fanden die Arbeiter eine Menge Knochen und auch 2 vollständige Urnen (Bruchstücke folgen anbei), in denen einige kleine Knochen lagen, welche leider verloren gegangen sind. Das Loch war mit Steinen ausgesetzt. Als ich hinauf kam, waren schon sämmtliche Knochen nebst den Urnenstücken von den Arbeitern gesammelt und auf einem Haufen gelegt.““

„So weit der Fundbericht, aus welchem hervorgeht, dass die betreffenden Gegenstände in ziemlicher Tiefe gefunden sind. Waffen oder Instrumente scheinen, abgesehen von dem oben genannten Schleifsteine, nicht vorgekommen zu sein; es fehlt also in dieser Beziehung an Anhaltspunkten für die Altersbestimmung. Soll ich aus den Resten der Fauna einen Schluss ziehen, so kann ich vorläufig sagen, dass der Fund aus einer Zeit stammen muss, in welcher der Biber, sowie Hirsch und Reh noch in der Gegend von Westeregeln zu Hause waren, event. auch Auerochs und Wildschwein, falls die gefundenen Reste von wilden Thieren stammen. Von Bos primigenius stammen die Ochsenreste jedenfalls nicht, dagegen mögen sie wohl zu Bos bison gehören, wie ich aus der Form der Knochenkerne der Hörner schliesse. — Wir haben es hier offenbar mit einer ganz anderen Fauna zu thun, wie in den diluvialen (quaternären) Schichten; in den letzteren ist uns eine eigenthümliche Steppenfauna erhalten, welche, abgesehen von den ausgestorbenen Arten, mit der heutigen Fauna der westsibirischen Steppen auffallend übereinstimmt. Sie umfasst unter anderen Charakterthieren auch das Renthier und neben ihr haben sich Spuren des paläolithischen Menschen gefunden; der neuerliche Fund bietet eine Waldfauna, wie sie in den Zeiten des Caesar und Tacitus und noch länger bei Westeregeln gehaust haben wird. Sie deutet die Veränderung der ehemaligen Steppenflora in eine Waldflora an, eine Veränderung, welche mit dem Uebergange des einstmaligen Steppenklimas in ein oceanisches Klima im Causalnexus gestanden haben wird. Der neuerliche Fund vermittelt also zwischen der paläolithischen Zeit, aus welcher meine früheren Funde stammen, und der historischen Zeit; er selbst cheint, soweit ich dieses vorläufig beurtheilen kann, der neolithischen Periode anzugehören. —

„So viel über Westeregeln! Vorläufig wird, glaube ich, dort nicht mehr viel zu machen sein; doch hat mir Hr. Bergling nochmals zugesichert, dass ich alle Fundstücke erhalten solle, welche bei dem Gypsbruchbetriebe vorkämen. Ich hätte einige Jahre früher kommen sollen, da wären Wagenladungen voll Knochen an meiner Hauptfundstätte vorgekommen. -- Ja, noch im Jahre 1874, als ich zuerst Westeregeln besuchte, waren grosse Massen von Knochen vorhanden; doch achtete ich sie anfangs zu wenig, auch konnte ich sie schwer transportiren."

Immerhin haben diese von Hrn. Nehring in seinem eben mitgetheilten Schreiben erwähnten Sachen einen secundären Werth. Das Hauptinteresse knüpft sich zunächst an die Feuersteine aus den tiefen Schichten, von denen ich alle diejenigen, welche ich gesammelt habe, vorlege. Ist es richtig, dass diese Feuersteine vom Menschen geschlagen sind — ich behaupte es nicht von allen diesen, würde eine solche Deutung aber allerdings wenigstens bei einem oder zweien als nahe liegend ansehen, und von dem erwähnten Nehring'schen Stück kann ich bezeugen, dass es die besten Eigenschaften an sich trägt, die man von geschlagenem Feuerstein verlangen kann — ist das richtig, so würde der Mensch in der Gegend von Thiede gelebt haben, ehe an dieser Stelle nachweisbar das Mammuth und die anderen grossen Diluvialthiere existirten; es würde daraus hervorgehen, dass der Mensch, wie Hr. Nehring mit Recht geschlossen hat, bald nach dem Aufhören der Eiszeit hier die Beweise seines Erscheinen niedergelegt habe. Ob er gerade an dieser Stelle gewohnt hat, das ist eine andere Frage, aber dass er daselbst seine Werkzeuge hinterlassen hat, scheint nicht abgeleugnet werden zu können.

Nun besitzen wir ja einige Anhaltspunkte für analoge Beobachtungen aus Norddeutschland. Ich habe im vorigen Jahr (Sitzung vom 20. Januar 1877. Verh. S. 25) die Taubacher Sachen vorgelegt und ich habe im vorigen Herbst in München gesehen, dass Hr. Zittel seitdem eine grössere Zahl schöner Beweisstücke von da für seine paläontologische Sammlung erworben hat. Die Funde, welche von Hrn. Th. Liebe in der Lindenthaler Höhle bei Gera gemacht sind, enthalten gleichfalls neben den Ueberresten der Hyäne, des Renthiers und der vorweltlichen grossen Säuger zahlreiche Reste von Nagern und ähnliche Feuerstein-Geräthe, während sonderbarer Weise in der Lindenthaler Höhle nur ein einziges[1]) Kohlenstück gefunden ist. Es mehren sich also die Zeichen dafür, dass der Mensch auf der norddeutschen Ebene und in den Gebirgen von Mitteldeutschland sehr viel früher vorhanden war, als wir es bisher zuzulassen geneigt waren. Wenn man sich vorstellt, dass zur Zeit, als die Klüfte der Gypsfelsen in Thiede und Westeregeln noch nicht ausgefüllt waren, schon der Mensch an dieser Stelle operirt hat und dass erst nachher sich die grosse Masse von Absätzen darüber gebildet hat, in denen die vorweltlichen Säuger ihre Knochen zurückgelassen haben, so kommen wir mit unserer Zeitrechnung ein ganzes Stück in das hinein, was man in der Volkssprache der Sündfluth zuschreibt, und sehr weit hinaus über das, was wir sonst in Norddeutschland prähistorisch zu nennen pflegen.

Ich habe diese Angelegenheit, in welcher ich nur als Augenzeuge der Leistungen eines Anderen auftreten kann, weitläufiger behandelt, weil, wie ich glaube, lange nicht die Aufmerksamkeit auf die Untersuchungen des Hrn. Nehring verwendet ist, welche sie verdienen. Dieselben haben ein ausserordentliches Interesse;

---

1) Nach einer sehr wichtigen neueren Publikation des Hrn. Liebe (Die Lindenthaler Hyänenhöhle. Zweites Stück. S. 17. Sep. Abdr. aus dem 18.—20. Jahresbericht der Gesellschaft von Freunden u. s. w.) wären es „mehrere" und zwar von Coniferen gewesen.

bei der grossen Zugänglichkeit der Fundorte wird es überdiess vielen möglich sein, sich eine eigene Anschauung von ihnen zu verschaffen.

(13) Hr. Voss legt im Anschlusse an die Erörterungen in der vorigen Sitzung, einen im Königl. Museum aufbewahrten Fund aus dem

Urnenfelde auf Steinhardt's Berg bei Schlieben

vor, bei welchem ein, mit einem etwa zollgrossen, glattgearbeiteten Loche in der Seitenwand versehenes Gefäss als Deckel einer kleinen mit Knochen gefüllten Urne benutzt war. Hr. Bürgermeister Schlesier hatte die Ausgrabung gemacht und die zu einander gehörigen Gefässe sorgfältig gesammelt und bezeichnet. Erst bei der Reconstruction des Fundes, als derselbe in das hiesige Königl. Museum gelangt war, wurde der Vortragende auf die erwähnte Eigenthümlichkeit aufmerksam. Wahrscheinlich war in dem Grabe ein Kind beigesetzt. Die Knochenreste füllten nur den unteren Theil eines ursprünglich grösseren Gefässes, welches durch Abschlagen der Seitenwandungen absichtlich verkleinert war, ein in diesem Gräberfelde öfter beobachtetes Vorkommen. Wie schon in seinem früheren Vortrage über gewisse Formen durchbohrter Urnendeckel vom 19. Juni 1875 (Verh. S. 134), glaubte der Vortragende auch das erwähnte, erst nachträglich in die Seitenwandung des als Deckel dienenden Gefässes eingebrochene Loch als vermeintliche Passage für die Seele des Abgeschiedenen nach der Vorstellung des hier bestatteten Volksstammes betrachten zu sollen, gleichwie zwei Oeffnungen in Gefässen aus Gräbern der Gegend von Belzig, welche gleich bei der Fabrikation in der Seitenwand angebracht waren.

Ausserdem legte derselbe noch

Gefässfragmente und kleinere Gefässe aus Mähren

vor, welche ihm von Hrn. Dr. Wankel aus Blansko für das Königl. Museum übersandt waren. Dieselben stammen von verschiedenen Localitäten Mährens, aus der Byčiskalahöhle, von einer grossen Ansiedlung bei Lošic und aus den Urnenfeldern bei Tršic und Branowitz. Die Gefässe aus der Byčiskalahöhle zeigten zum Theil eine sehr schöne Glättung mittelst Graphit; unter denen von Lošic befanden sich einige, welche wegen ihres eigenthümlichen Wellenornamentes, welches mehr an die römische, als an die spätere slavische Form dieser Verzierungsweise erinnerte, Aufmerksamkeit erregten, während die Gefässe von Tršic zum grössten Theil jenen vorslavischen Typus repräsentirten, der im südlichen Posen und Schlesien bei uns vorkommt und sich durch reiche Ornamentirung, schöne Glättung und Schwärze der Oberfläche auszeichnet. Am interessantesten erscheinen die Fragmente von Gefässen aus dem Urnenfelde von Branowitz, deren früher schon Frhr. v. Andrian in seinem Vortrage über prähistorische Alterthümer Siciliens (vom 9. März 1878) erwähnte[1]) und die mit einigen der damals von ihm vorgelegten Stücke die grösste Aehnlichkeit zeigten. Diese Gefässe sind becherförmig gestaltet, mit rundlichem Untertheile, mit horizontalen bänderartigen Ornamenten, welche mittelst des Töpferrades hergestellt sind, verziert und mit einer röthlichen, lackähnlichen, mattglänzenden Masse überzogen, wodurch sie in ihrem Ansehen den Gefässen aus terra sigillata ähnlich werden, während der Kern der Wandung vollständig dunkel, fast schwarz ist. Auch unter den von Hrn. Schnei-

1) S. a. Ferd. Freiherr von Andrian: Prähistorische Studien aus Sicilien. Berl. 1878, S 41 u. Taf. IV, 7.

der, Sitzung vom 16. Februar 1878, S. 39 und 43; Taf. VI., beschriebenen, in Böhmen gefundenen Gefässen scheint sich ein ähnliches zu befinden. Jedenfalls sind die im Prager Museum aufbewahrten auch von Hrn. Schneider a. a. O. erwähnten Gefässe von Kralup diesem Typus zuzuzählen. Gefässe ähnlicher Form und Verzierungsweise, welche zum Theil ebenfalls mit Rad, zum Theil als Imitation der Radverzierung mittelst eines gezähnten Stäbchens hergestellt zu sein scheint, aber ohne den röthlich lackähnlichen Ueberzug, kommen in Ungarn, in Sachsen (bei Ennewitz, Sammlung der Deutschen Ges. in Leipzig), in Braunschweig, am Rhein, in Dänemark, Holland, England, Frankreich (Bretagne) vor und gehören hier meistens einer sehr entlegenen Zeit, zum Theil der Steinperiode an, während die von Branowitz, nach Versicherung des Hrn. Dr. Wankel, mit Eisen zusammen gefunden wurden.

(14) Geschenke:

Engelhardt: Langhöie fra Olttiden. Kjöbenhavn. 1877.
— Skeletgrave paa Sjaeland og i det östlige Denmark. Kjöbenhavn. 1878.

Sitzung am 18. Mai 1878.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Die Hrn. Majer und Bogdanow danken für ihre Ernennung zu correspondirenden Mitgliedern.

Hr. Dr. A. Ernst, Director des Museo nacional zu Caracas, ist zum correspondirenden Mitgliede ernannt worden.

Als neue Mitglieder sind angemeldet:
Hr. Schulvorsteher Schobert zu Berlin,
Hr. Apotheker Lasch zu Alt-Döbern.

(2) Hr. Paul Topinard hat sich an verschiedene Mitglieder der deutschen anthropologischen Gesellschaft gewandt und die ihm zustehenden Schränke auf der Pariser Welt-Ausstellung für die Aufnahme deutscher Mess-Instrumente, Karten, Instructionen u. s. w. zur Verfügung gestellt. Natürlich werde nur er als Aussteller gelten, indess die ihm gelieferten Objecte mit den Namen der Autoren versehen.

Hr. Virchow theilt mit, dass, nachdem der Vorstand der deutschen Gesellschaft sich dahin geeinigt habe, das freundliche Anerbieten in gleichem Sinne anzunehmen, er seine Messapparate, die colorirten Karten über die Schulerhebungen, das Reisehandbuch von Neumayer und einiges Andere an Hrn. Topinard gesendet habe.

(3) Hr. Dr. Jos. Hampel übersendet im Namen der Redaction des Compte-rendu des internationalen Congresses von Budapest eine Abhandlung des Domherrn Dudik über

trepanirte Schädel aus einem Beinhause zu Sedlec.

(Diese Abhandlung ist in dem dritten Hefte des laufenden Jahrganges der Zeitschrift für Ethnologie veröffentlicht worden).

(4) Hr. Bogdanow übersendet eine grosse Reihe von

Nachbildungen russischer Gräber-Schädel.

Er schreibt darüber:

„En desirant exprimer par quelques faits ma reconnaissance à la Société, je viens de remettre a M. Lang (libraire allemand) une caisse contenant les moules

des crânes des tumuli russes de ma collection, que je vous prie de présenter en mon nom à la Société. Mes dernières publications ont été reçues probablement par vous et par la Société.

Il y a déjà plusieurs années que je collectionne les matériaux pour la craniologie préhistorique de la Russie centrale. Cette année, grâce aux moyens, dont dispose notre Comité de l'exposition anthropologique, j'étais en état de doubler ma collection. Dans la première livraison du second volume de notre publication, qui paraîtra cette semaine, je commence la description de notre collection par les crânes du gouvernement de Smolensk; j'espère que ma santé me permettra dans une année de publier les matériaux que je possede, et de donner quelques conclusions générales, tirées des quelques centaines de crânes tumulaires de la Russie. Mais je n'ai pas voulu attendre jusque là et je fais faire une série des copies de mes crânes des differentes localités. C'est cette série que j'offre à la Société et je serai heureux s'ils ont quelques interêt pour elle.

Je crois qu'il vous sera interessant d'avoir quelques copies des crânes qu'on appelle „Scythes". Je possede quelques-uns grâce a l'obligeance de M. le Professeur Samokwassow, qui a fait beaucoup des fouilles des tumuli ces années. Après avoir fini mon étude sur ces crânes j'expedierai encore les moules de ces crânes pour votre collection."

Der Vorsitzende spricht im Namen der Gesellschaft Hrn. Bogdanow den besonderen Dank für das ungemein werthvolle Geschenk aus. Er lobt die vortreffliche, in Papier maché ausgeführte und alle Feinheiten der Farbe in glücklichster Weise wiedergebende Nachbildung, und zeigt namentlich die von dem Geber bezeichneten Schädel aus der Krim, unter denen vorzügliche Makrocephalen (deformirte) befindlich sind. Für die vergleichende Craniologie werden diese Schädel, welche sämmtlich älteren Gräbern entstammen, von grösstem Werthe sein.

(5) Hr. Schlossprediger Dr. Saalborn zu Sorau N./L. berichtet

über Buckelurnen und prähistorische Fundstücke aus dem Kreise Sorau.

Die beliebte Bezeichnung „Buckelurnen" ist für die im Kreis Sorau gefundenen und so benannten Gefässe nicht zutreffend. Es sind dieselben überhupt keine Urnen in dem Sinne von Aschentöpfen, sondern es sind Hausgeräthe, zumeist Methkrüge und Honigtöpfe, wenigstens nach meiner Ansicht, die sich auf die bei meinen Ausgrabungen gemachten Erfahrungen und Beobachtungeu gründet, insofern als in solchen Gefässen noch in keinem Falle gebrannte Knochenreste u. s. w. gefunden sind, und die Gefässe nicht in Bestattungshügeln, sondern neben denselben a Wohnstätten oder Aufbewahrungsstellen prähistorischer Art standen oder lagen. Ferner sind die sogenannten „Buckel" nicht Buckel, sondern Nachahmungen der Warzen an der Mutterbrust, zum Theil naturgetreue, künstlerich schöne, meistens mit einer Form aufgedrückte Erhöhungen; nur in einigen Fällen war an der betreffende Stelle die Wandung von innen nach aussen gedrückt, aber ebenfalls i eine gegengehaltene Form von Thon (oder Bronze).

Die Form und Verzierung der Buckelurnen ist als eine der Mutterbrust angepasste sehr nahe liegend, sie ist reizend und handlich bei Heben und Halten; auch dürfte sie, da wohl diese Art Urnen für slavisch (wendisch) zu halten ist und bei dem Dienste der Biza — dea mammatrix Slavorum — gebraucht sein mag, den Anlass geben, den Namen Buckelurnen fallen zu lassen, sie vielmehr Zitzenurnen oder Mastotöpfe oder Titthenkrüge von μαστός od τίτθη zu nennen. Ich

bitte, ihn in die Wissenschaft einführen zu wollen. Μαστός, ὁ, hiess bei den Paphiern ein Trinkbecher (Athenaeus XI, 487. c.).

In ähnlicher Weise empfehle ich auch den Gebrauch der Termini „Ollologie“ und „Mogilologie“, welche mir sachgemäss und einführbar erscheinen.

Die Zahl der seit Jahresfrist von mir ermittelten und ausgegrabenen prähistorischen Fundstücke aus dem Kreise Sorau und an den Grenzen desselben beläuft sich auf etwa 790 Thon-, Lehm-, Stein-, Bronze- und Eisenstücke. Sie sind alle gezeichnet. Einen Theil der Zeichnungen habe ich bereits im Herbst 1877 dem Vorstande der Berl. Gesellschaft f. Anthrop. übersandt; die anderen liegen noch bei mir.

An prähistorischen Fundstätten habe ich, obgleich Vorarbeiten nicht vorhanden, im Kreise etwa 179, am Kreise 55, Summa 234 ermittelt und auf der Kreiskarte eingetragen.

Die Zeichnung und Beschreibung des „Hunhauses“ bei Wellersdorf, leider 1872 beim Bahnbau zerstört, werde ich binnen Kurzem einsenden können; dasselbe ist einzig in seiner Art. Zwei andere, leider jüngst auch zerstörte, stimmen in der Bauart mit jenem überein. Die Wissenschaft erfährt hiemit eine werthvolle Bereicherung.

Nachschrift. Behufs Ergänzung meines Berichtes theile ich ergebenst mit, dass die Zahl der von mir seit 1876 ermittelten und gezeichneten prähistorischen Fundstücke aus dem Kreise Sorau N./L. sich bis zum 14. Mai d. J. auf 888 erhöht hat; es sind 796 Thon-, 14 Stein-, 13 Eisen- und 64 Kupfer- und Bronzestücke, auch ein fünfmal gewundener Golddraht (in der Form eines Schlangenringes). Ausserdem sind 42 Celte (Bronze), von denen 41 an einer Stelle lagen, nachgewiesen; leider sind nur noch zwei im Kreise vorhanden. Die Gesammtzahl beträgt also 888 + 42 = 930 Stücke. –

Hr. Virchow bemerkt in Bezug auf die Buckelurnen, dass er selbst freilich die Bezeichnung „Buckelurnen“ in die wissenschaftliche Terminologie eingeführt habe, dass er jdoch gern bereit sein werde, sie aufzugeben, falls die von Hrn. Saalborn vertrene Auffassung sich bestätigen sollte. Bis jetzt vermisse er jedoch noch die eigentlicen Beweismittel; nicht einmal in der Form der Buckel finde er genügende Anhaltspukte. Was die Technik betreffe, so sei es richtig, dass es zweierlei Arten von Bucke gebe, nehmlich hohle, welche von innen her herausgepresst seien, und solide, ei denen das Gefäss innen keine Abweichung seiner Ausrundung zeige. Letztere aer, wie er erst in einer der letzten Sitzungen ausgeführt habe, seien äusserlich dm Gefässe aufgesetzt. Vielleicht seien sie zuweilen in einer Form vorgebildet; n der Regel seien sie jedoch so unregelmässig, dass man sie wohl nur als Arbein aus freier Hand betrachten dürfe, was mit der Beschaffenheit der Gefässe selbst, n welchen sie sich finden, übereinstimme.

Am wenigstenaber sei er geneigt, diese Gefässe als slavische anzuerkennen. Die Gründe dafür abe er zu wiederholten Malen dargelegt; er wolle nur den einen Grund hervorlben, dass bis jetzt seines Wissens auch noch nicht ein einziger, wohl constatirr slavischer Fundort bekannt sei, an welchem sich diese Art von Urnen gezeigt hbe. Alle Buckelurnen in Norddeutschland kämen in Gräberfeldern mit Leichenbnd vor, und er selbst habe wiederholt solche Buckelurnen ausgegraben, in den gebrannte Knochen enthalten waren. Somit könne er auch die Deutung derselbeals blosser Hausgeräthe nicht anerkennen, wenngleich es nicht

unwahrscheinlich sei, dass ein Volk, welches derartige Gefässe in Gräber stellte, auch ähnliche Formen im Hausgebrauch gehabt haben möge.

(6) Hr. Dr. Zachariae v. Lingenthal übersendet folgendes Schreiben d. d. Grosskmehlen bei Ortrand, 17. März, betreffend

die Sage von einem ägyptischen Riesen.

Wie damals, als das Tischrücken Mode wurde, Gelehrte darauf hinwiesen, dass schon die römischen Senatoren sich nach Ammianus Marcellinus mit dieser Spielerei abgegeben hatten, so ist ja wohl auch beim Auftreten der siamesischen Zwillinge daran erinnert worden, dass die Byzantiner von zwei ähnlichen Vorkommnissen ausführlich berichten. Von sonstigen Curiositäten, die in alten Schriftstellern erwähnt werden, ist mir immer als besonders bemerkenswerth erschienen, was der Statthalter Menas von Aegypten als Augenzeuge an den Kaiser Mauricius berichtet hat. Theophylactus Hist. VII, 16 (— welchem Theophanes, Cedrenus und Glycas folgen —) erzählt darüber Folgendes: Um den ersten Morgenstrahl erhob sich aus den Lagunen des Nildelta's ein Mann von erschrecklicher Grösse, von Giganten ähnlichem Angesicht, mit hervortretenden Augen, mit blonden graugemischten Haaren, mit Wangen wie sie Beleibte und Fechter haben, mit Hüften wie Matrosen, mit breiter Brust, mit heroischem Rücken und kräftigen Armen. Bis zum Unterleib war er zu sehen. Die übrigen Glieder bedeckte das Wasser. In der dritten Stunde des Tages erhob sich zu ihm aus dem Wasser ein weibliches Wesen. Das Geschlecht war aus dem Gesicht erkennbar, den Haaren, dem ganzen Bau des Leibes, soweit er sichtbar war, den Brüsten und dem Glanz des Angesichts, den weichen Umarmungen (?). Das Weib erglänzte in Jugendfülle. Ihr Haar war sehr schwarz, das Gesicht sehr weiss, die Nase schön, die Hand mit zierlichen Fingern, die Lippen wohl gebildet. Ihre Brüste waren angeschwellt, die Warzen traten wegen ihrer Jugend erst wenig hervor. Der Leib blieb im Wasser verborgen. Gegen Sonnenuntergang tauchten die Wesen unter. —

Es hat mir diese Erzählung um so bemerkenswerther erscheinen wollen, als der Reisende Breuning von und zu Buochenbach in seiner Reisebeschreibung (gedruckt 1606) aus Damiette, welches er 1579 besuchte, Folgendes berichtet: „Insonderheit ist allhie zu sehen eine rip, etliche Stücke vom Rückgrat, item ein grosser schwarzer Bart von einem Moor oder Wassermann, so Anno 1577 gegen Mitternacht auff dem Sand eine halbe Tagreisse von hinnen (nachdem der Nilus wider abgeloffen) gefunden. Die rip ist dreytzehenthalb Spannen lang, ist an einer Ketten aufgehenckt an eines Mohren Hauss sampt dem Bart, welcher gleich einem schwartzen wilden gewächs, daselbsten hanget auch der rückgrad. Nicht weit hievon in obgedachtem Schloss sein derselbigen Stücke vom rückgrad mehr zu sehen. Die fürnämste glieder hievon haben sie dem türckischen Keyser nach Constantinopel geschickt, und, wie uns angezeigt worden, ist dieser Mann allerdings wie ein anderer Mensch geschaffen gewesen, unsäglicher grösse. Ehe er gestorben, soll er sich auffgerichtet haben. Also wegen seiner ungeheuren grösse und länge auss schrecken und entsetzen jederman von ihme geflohen, soll eine gantze schwarze haut gehabt haben.“

Da mir nicht bekannt ist, ob man auf diese Nachrichten schon aufmerksam geworden ist, so erlaube ich mir Ihnen dieselben mitzutheilen, da ich grade bei Durchsicht meiner Collectaneen darauf gestossen bin. Sie erinnern lebhaft an die mittelalterlichen Sagen von Wassermenschen.

(7) Fräulein J. Mestorf berichtet in der Kieler Zeitung vom 10. d. M. über

alte Ansiedelungen bei Eddelack in Süder-Ditmarschen.

Die erste Nachricht von dem merkwürdigen Funde erhielt ich um Weihnacht durch eine gütige briefliche Mittheilung des Hrn. Dr. Hartmann. Derselbe hatte, nachdem er zufällig erfahren, dass in der Nähe von Eddelack auf einer dem Hrn. H. Claussen daselbst gehörenden Marschfenne eine grosse Anzahl von Urnen gefunden seien, den Ort besucht und das Gerücht bestätigt gefunden. Nach seiner Meinung war dort ein Urnenfriedhof aufgedeckt; allein die Fundstücke, welche er die Güte hatte, zur Ansicht einzuschicken und der ausführliche handschriftliche Bericht über die Terrainverhältnisse liessen diess von vornherein zweifelhaft erscheinen; die in Massen gefundenen Scherben irdener Gefässe und Fragmente verschiedenen anderen Hausgeräthes, die zerschlagenen Thierknochen, unter denen unsere gewöhnlichen Hausthiere (Rind, Pferd, Schaf, Ziege, Schwein) und der Edelhirsch vertreten waren, liessen vielmehr auf Spuren einer Wohnstätte aus vorhistorischer Zeit schliessen. Diese Muthmassung wurde gestützt dadurch, dass die verbrannten oder unverbrannten menschlichen Ueberreste, welche man doch vor allen Dingen auf einem Begräbnissplatze zu finden berechtigt ist, völlig fehlten. Selbst die calcinirten Knochen, welche den Inhalt eines der wenigen wohlerhaltenen Gefässe bildeten, erwiesen sich, nach der von Hrn. Professor Möbius vollzogenen Untersuchung, als Thierknochen. Hr. Dr. Hartmann fand sich dadurch veranlasst, dieser Ansicht beizutreten, und bei seinem nächsten Besuch entdeckte er ziegelrothe Linien, welche wagerecht oder gewellt das dunkle Erdreich durchzogen und der Beschreibung nach die alten Heerdplätze erkennen liessen. Diese rothen Striche fanden die Arbeiter am dichtesten bei einander auf dem nördlichen Ende des Feldes.

Es sei hier daran erinnert, dass die Grabungen zu landwirthschaftlichen Zwecken unternommen wurden, die wissenschaftlichen Betrachtungen lediglich zufällig waren und auch Nebensache bleiben mussten. Der Eigenthümer liess das Feld tiefgraben („pütten"), um, behufs einer Melioration des Ackers, den unter mehreren unfruchtbaren Schichten lagernden Mergel zu gewinnen. Die senkrechten Wände der zu diesem Zwecke angelegten Gräben boten die günstigste Gelegenheit, die Bodenschichtung zu studiren. Unter der Ackerkrume lagerte schwarzer Dwoog (ein durch Elbüberschwemmungen gebildeter Thon), darunter in abwärts gehender Reihenfolge: gelber Dwoog, Moor, Bittererde, Mergel. Die Tiefe von der Oberfläche bis auf den Mergel beträgt 7—7$^1/_2$ Fuss. Darin stimmen die Messungen überein, welche an verschiedenen Punkten zweimal von Hrn. Dr. Hartmann, ein drittes Mal während unserer Anwesenheit ausgeführt wurden. In den Details variiren die Angaben, weshalb die Mächtigkeit der einzelnen Schichten sich nicht genau bestimmen lässt. Nun wurde constatirt, dass auf einer Fläche von 2$^5/_6$ ha, überall wo solche Gruben ausgetieft wurden, der schwarze Dwoog, und zwar dieser allein, mit irdenen Scherben durchsetzt war, demnach die sog. Culturschicht bildete.

Alsbald traten andere Erscheinungen zu Tage. Am südöstlichon Ende des Ackers stiessen die Arbeiter in dem Dwoog auf Pfähle, welche bis tief in den Mergel hinunter reichten und in Entfernungen von je 3 Fuss eine Doppelreihe bildeten mit einem Zwischenraum von 11 — 12 Fuss. Das untere Ende war mit einem scharfen Instrument abgespitzt, der Kopf mit dem Spaten abgestossen oder verwittert. Zwischen den Pfählen war die regelmässige Schichtung des Bodens gestört. Die Arbeiter äusserten die Ansicht, die Pfähle seien in künstlichen Bassins eingerammt worden. Da jedoch, wie auch wir bei unserem Besuche zu beobachten

Gelegenheit hatten, ähnliche Erscheinungen sich an mehreren Stellen wiederholten, ohne dass in den an den Grubenwänden sich muldenförmig abzeichnenden Vertiefungen Pfähle gefunden wurden, so liessen sich dieselben auch als zugeschwemmte Wasserpriele erklären. Jedenfalls genügen die von uns constatirten Pfahlgräben nicht, um die vor dem Besuche des Fundortes von mir ausgesprochene Vermuthung zu rechtfertigen, dass die Ansiedelung mit einem durch Palissaden befestigten Graben umgeben gewesen sei. Einzelne Pfähle sind übrigens an verschiedenen Stellen des Ackers angetroffen.

An dem Orte, wo die Arbeiter die Doppelreihe von Pfählen auf 10 — 12 Fuss Länge freigelegt hatten, liessen wir weiter graben und konnten uns von dem Vorhandensein der Pfähle überzeugen. Wir fanden ferner bestätigt, dass zwischen den Pfählen bis in die Moorschicht hinab eine Menge gleichartiger Fundobjecte aufgespeichert lagen, als sie aus dem schwarzen Dwoog zu Tage gefördert wurden. Diese Gegenstände bestehen zunächst in zahllosen Scherben irdener Gefässe von den verschiedensten Formen und Dimensionen: Töpfe von über 2 Fuss Durchmesser und zierliche Krüge von 4—7 cm Höhe; grobe dickwandige Gefässe und zarte, feine, mit heller, dunkler oder tiefschwarzer spiegelnder Glätte und mit eingedrückten Linien und Tupfen reich verziert. Wohlerhaltene Gefässe sind nur einzelne ausgehoben, aber die Scherben genügen zu der Beobachtung, dass in dem irdenen Hausstandsgeschirr eine viel grössere Mannichfaltigkeit herrschte, als sie jemals unter den Grabgefässen gefunden worden, z. B. thönerne Siebe, flache Schälchen, Teller, Fragmente von grossen schweren Deckeln, Henkel von unbekannten Formen u. s. w. Ausser den irdenen Scherben wurden auch Bruchstücke von Holzgefässen und anderem hölzernen Geräth ausgehoben.

Unter den übrigen Fundstücken sind erwähnenswerth: formlose Thongebilde, ziegelroth gebrannt und mit Abdrücken von Rundhölzern, Blättern, Strohhalmen, die ich für Fragmente von dem Wandbewurf der zerstörten Häuser halte; ferner jene problematischen bekannten Thonkegel oder Pyramiden, oben gerade abgeschnitten oder gerundet und mit einem quer durchgehenden Loche versehen. Ueber den Gebrauch derselben ist man noch nicht im Klaren, am meisten Wahrscheinlichkeit hat die Erklärung als Webstuhlgewichte, d. h. zum Strecken der Aufzugsfäden, welche an den antiken Webstühlen senkrecht hingen. Diese vierseitigen Thonkegel sind schon früher in Dithmarschen gefunden. So weit mir bekannt, ist dies der nördlichste Fundort. Nach Süden verfolgen wir sie bis an den Rhein und die Donau und weiter auf westlichem Wege durch Frankreich und die Schweiz, östlich durch Böhmen, Oesterreich, Ungarn, Siebenbürgen nach Oberitalien, wo sie in den Terramaren gefunden wurden, und noch weiter südlich nach Griechenland, wo Schliemann sie bei Hissarlik und Mykenä zu Tage förderte. Es wäre irrthümlich, wollte man den in Holstein gefundenen Exemplaren ein gleiches Alter zumessen, wie es den griechischen und italischen zuerkannt wird. Am Rhein und an der Donau finden wir sie in den römischen Niederlassungen; über die Elbe drangen sie erst mit manchen anderen Erzeugnissen der römischen Provinzialcultur, deren Einfluss in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung bis hoch nach dem skandinavischen Norden hin zu spüren ist. Derselben Zeit gehören die auch bei Eddelack gefundenen konischen Spindelsteine an, desgleichen eine in unserer Gegenwart ausgehobene, leider zerbrochene Perle von roth und weisser Glasfritte, gerippte Thonperlen, Nachbildungen einer allen Archäologen bekannten römischen Perle (scharfgerippt von blauer Farbe), eine Bernsteinperle, eine Nadel von Knochen mit zierlich geschnitztem Knopf u. s. w.

Die Koch- und Essgeschirre, die Spindelsteine und die als Webstuhlgewichte

aufgefassten Thonkegel, die Schmuckgegenstände und besonders die zwischen den Pfählen massenhaft lagernden zerschlagenen Thierknochen zeugen von einem dauernden Aufenthalte der Menschen, von einer Besiedelung der Marsch in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung. Davon haben wir freilich eine noch ältere Nachricht in der auch auf unsere Westküste bezogenen Beschreibung, welche Plinius von den Wohnungen der Chauken giebt. Aber diese Wohnungen lagen auf Wurthen. Dass mitten in der flachen Marsch, vor Eindeichung derselben, grössere Ortschaften existirt, war meines Wissens bisher nicht nachgewiesen. Und wie erklären wir diese seltsame Erscheinung, da das Land zur Fluthzeit unter Wasser gesetzt wurde?

Wann man die Marschen an unserer Westküste einzudeichen begonnen, wissen wir nicht. Die ältesten Nachrichten darüber gehen nicht über das zwölfte Jahrhundert hinaus. Eddelack (Ethelingeswisch) finden wir zuerst in einer Urkunde aus dem Jahre 1140 genannt nnd zwar als eines der Dörfer, aus welchen der Zehnte dem Hamburger Domcapitel zufallen sollte, und da wird es als etwas Ausserordentliches hervorgehoben, dass Eddelack zum Unterschiede von den umliegenden Dörfern damals bereits Ackerbau getrieben habe. Den auffälligen Wortlaut: ubi jam tunc ager coli coeperat, erklärt Prof. Kolster (Verfasser der Geschichte Dithmarschens) durch eine Herübernahme dieses Satzes aus einer älteren Urknnde, weil, wenn Erzbischof Adalbert I. von seiner Zeit gesprochen, es hätte heissen müssen: ubi jam nunc . . . coepit. Aber selbst wenn dieser Satz einer älteren Urkunde entlehnt wäre, reicht die Nachricht doch schwerlich über das zwölfte Jahrhundert hinaus.

Eine Erklärung der unbezweifelten, wiewohl räthselhaften älteren Ansiedelung, welcher auch Hr. Dr. Meyn, der Kenner der dortigen Bodenverhältnisse, beistimmt, wäre folgende:

Angenommen, dass der Boden, auf welchem einheimische oder fremde Colonisten sich niedergelassen, durch eine Compression des unter dem Dwoog lagernden Moores eine allmähliche Senkung erfahren habe, da hätten die Bewohner sich gemüssigt gesehen, ihre Wohnungen aufzugeben und sich auf die nahegelegene Geest zu flüchten. Unter dem Wasser bildete sich durch Niederschlag die jetzt über dem Dwoog liegende Marschschicht. Wir wissen, dass die Configuration der Elbmarschen durch Aenderungen des Flusslaufes wesentliche Veränderungen erfahren hat. Durch solche konnte auch die Eddelacker Marsch wieder trocken gelegt und durch später erfolgte Eindeichung wieder bewohnbar werden.

Die Annahme, dass der Untergang der Ortschaft durch Ueberschwemmungen herbeigeführt worden, hat in meinen Augen grössere Wahrscheinlichkeit, als die von anderer Seite geltend gemachte Ansicht, dass sie durch eine Feuersbrunst zerstört sei. Wäre diess geschehen, so müssten die allerdings vorhandenen Spuren von der Einwirkung des Feuers gleichmässiger über die Stätte ausgebreitet sein. Nun aber wurden diejenigen Bodenproben, welche Spuren eines heftigen Feuers nachweisen, an solchen Orten genommen, welche als muthmassliche Heerdplätze aufgefasst sind. Die von Hrn. Dr. Emmerling gütigst ausgeführte Untersuchung derselben hat ergeben, dass als Brennmaterial Torf benutzt war. Die nachgewiesenen Spuren zerstörter Knochen (Knochenerde, Phosphorsäure) liessen sich etwa dadurch erklären, dass nach altem Brauch die abgegessenen Knochen, vielleicht auch die zerbrochenen Schüsseln, in das offene Heerdfeuer geworfen wurden. Jedenfalls sind die Scherben, welche Einwirkung von Feuer zeigen, in bedeutender Minderzahl und die animalischen Ueberreste, welche ausgehoben wurden, sind nicht mit Feuer- oder Kohlengluth in Berührung gekommen. Die Resultate der von Hrn. Dr. Emmer-

ling vollzogenen Untersuchungen verschiedener von der Fundstätte genommener Bodenproben haben die bei unserm Besuch derselben zweifelhaft gewordene Vermuthung, dass die wagerecht den Dwoog durchziehenden ziegelrothen Striche die einstmaligen Heerdstellen bezeichnen, aufs neue befestigt.

(8) Hr. Jagor legt Zeichnungen vor von

Alterthümern aus Bologna

und erinnert an des Vorsitzenden Schilderung (November 1870) der ausserordentlich reichen antiquarischen Funde, welche die bei Gelegenheit des anthropologischen Congresses in Bologna auf Kosten der Stadt unternommenen Ausgrabungen zu Tage gefördert hatten. Die gefundenen Gegenstände, hauptsächlich Urnen und Bronzen, füllen heut mehrere Säle des Archiginnasio. Darunter befinden sich Graburnen, die in Form, Farbe, Stoff und Inhalt eine auffallende Aehnlichkeit mit den in Süd-Indien ausgegrabenen zeigen; mehrere der Bologneser Urnen sind aber mit zwei oder vier knopfartigen Handhaben versehn, die an indischen nicht vorzukommen scheinen. Von diesen und vielen anderen der interessantesten Gefässe sind Photographien angefertigt worden, es können indessen keine Proben vorgelegt werden, da die Negativen zerbrochen und nur wenige Abdrücke vorhanden sind. Sie sollen durch Steindruck vervielfältigt, dem Werke beigefügt werden, welches der Stadt-Baumeister Hr. Zannoni über jene, von ihm mit so grosser Umsicht geleiteten Ausgrabungen gegenwärtig für den Druck vorbereitet. Hr. Jagor hat aber von den Photographien der Graburnen Pausen nehmen dürfen, die er der Gesellschaft vorlegt. Der grösste Theil jener reichen Funde ist unter dem Boden der Certosa von Bologna gemacht worden, der zu dem Zwecke nach allen Richtungen durch kunstgerechte Stollen aufgeschlossen worden war. Heut ist von diesen Erdarbeiten nichts mehr zu sehn, alles ist wieder zugeschüttet, der Boden geebnet und mit Gras und Gesträuch bewachsen. Es haben sich aber im Jahre 1872 zwei Privatgesellschaften gebildet, welche unter Leitung des Hrn. Zannoni die besonders an etruskischen Alterthümern reiche Umgebung Bologna's ausbeuten, und bereits vor zwei Jahren ein so beträchtliches Material besassen, dass drei grosse Remisen im ehemaligen Kloster San Francesco damit angefüllt waren. Die Mehrzahl der gefundenen Stücke ist für den Verkauf bestimmt. Hr. Jagor hat die bei Benacci von der Gesellschaft betriebenen Arbeiten besucht. Es war ein grosser Tagbau. Unter einer 1,50 m starken Decke von Ackerkrume beginnt die sogenannte römische Schicht von etwa 2,50 m Tiefe auf welche, ohne scharfe Sonderung, „die gallische Schicht“ folgt; beide zusammen haben eine Mächtigkeit von etwa 3,20 m. Darunter liegt die „etruskische Schicht“. Die reichsten und interessantesten Funde werden in den tieferen Lagen dieses Niveaus, der sogenannten „Epoca de Villanova“ gemacht, also genannt nach der vom Grafen Gozzadini auf seinem Landgute Villanova aufgegrabenen Nekropole. Es waren mehrere Skelette und Urnen blosgelegt worden, die von den geübten Arbeitern mit grosser Umsicht und Gewandtheit transportfähig gemacht wurden. Von einer grösseren Anzahl der in San Francesco aufgehäuften Gegenstände werden Zeichnungen vorgelegt, darunter Thierfiguren nach Originalen in gebranntem Thon, die auf den ersten Blick an die aus den alten Gräbern im Nilgiri-Gebirge (Süd-Indien) stammenden erinnern. Die Uebereinstimmung ist bemerkenswerth.

Alle diese Zeichnungen sind im Laufe eines Vormittages mit Hülfe der Camera lucida gemacht worden, und dies ist mit ein Grund, weshalb sie vorgezeigt werden. Dieses vorzügliche Instrument wird namentlich von Deutschen viel zu wenig

benutzt; es kann Reisenden nicht genug empfohlen werden. Es ist äusserst einfach, hat in der Seitentasche Platz, erträgt alle Strapazen der Reise ohne in Unordnung zu kommen, und setzt jeden, der nur einen Bleistift zu handhaben versteht, in den Stand, die schwierigsten Perspectiven und Verkürzungen mühelos absolut richtig zu zeichnen. Den vorgelegten Zeichnungen ist anzusehen, wie flüchtig sie gemacht sind, dennoch sind sie durchaus richtig, und müssen es sein, vorausgesetzt, dass nicht etwa durch Uebereilung Versehen gemacht wurden.

(9) Hr. Jagor spricht über das

Schwarzbrennen von Thongefässen in Indien.

Bezugnehmend auf das von Hrn. Veckenstedt in der Sitzung vom 16. März (S. 161) vorgezeigte Gefäss, dessen schwarze Färbung einem Anstrich von Wasserblei zugeschrieben wurde, äussert der Vortragende seine Zweifel gegen diese Annahme. Schwarze Thonwaaren werden auch heut noch vielfach in Ländern gemacht, bei deren Handwerkern sich alte Methoden erhalten haben. Er selbst hat aus Szegedin und Rustschuk dergleichen Thonkrüge mitgebracht, deren schwarze Färbung lediglich durch die Art des Brennens erzeugt wird. Sie sind im Gewerbe-Museum aufgestellt. In Indien ist das Verfahren noch sehr allgemein im Gebrauch, und man kann wohl kaum zweifeln, dass die in den dortigen Gräbern gefundenen schwarzen Gefässe, ebenso wie die heut im Bazar käuflichen, ihre Farbe dem Brennen in Verbindung mit organischen Substanzen bei Ausschluss der Luft verdanken, wenn auch die aus alten Gräbern herrührenden Gefässe mitunter eine sorgfältig behandelte Oberfläche zeigen, die den etruskischen Vasen gleichkommt, während die der jetzigen Periode, hauptsächlich für den Hausgebrauch der ärmeren Klassen bestimmt, hinter jenen sehr zurückstehen.

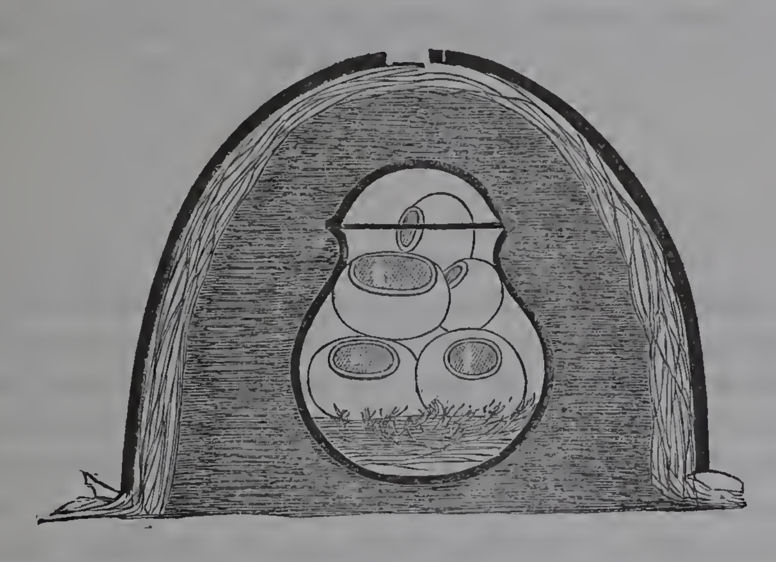
Hr. Jagor erfuhr, dass sich die Technik der vorhistorischen Thonwaaren bei einer Töpferkaste im Salem-Distrikt erhalten habe, und es gelang ihm in Madras einen dieser Kaste angehörenden Mann aufzufinden, der ihm das Verfahren zeigte.

Ungebrannte, lufttrockene Thongefässe wurden mittelst eines Lappens mit rothem Ockerschlamm angestrichen, an der Sonne getrocknet, und polirt. Zum Poliren dienten Samen, die durchbohrt und auf Schnüre, wie zu Rosenkränzen, gezogen waren. Der Arbeiter nahm ein grosses Bündel solcher Schnüre in die rechte Hand und rieb damit die Ockerschicht, bis sie einen matten Glanz zeigte. Bei dem Poliren wurde auch Sesamöl, jedoch in kaum merklichen Spuren, benutzt. Um höheren Glanz zu erzielen, wird eine zweite Ockerschicht aufgetragen, getrocknet und polirt. Sind derartige Samen nicht vorhanden, so werden statt ihrer Bündel junger Zweige und Blätter von Tuthi (Abutilon indicum) verwendet, die indessen weniger befriedigende Ergebnisse liefern[1]).

---

1) In seinem Report of Tumuli or Ancient Burial Place (sic) in the Salem District bemerkt der Missionar Revd. M. Phillips: „Da glasirte Thongefässe, wie ich glaube, in alten Cairns und Cromlechs noch nicht aufgefunden worden sind, so sandte ich einige Proben an Dr. Hunter in die Gewerbeschule zu Madras. Er antwortete: „Die Oberfläche ist nicht glasirt, nur polirt durch Einreiben von Tuthi-Saft (Abutilon indicum), einem schleimigen gummiartigen Safte, den die Eingeborenen heutigen Tages benutzen, um schwarzen Thonwaaren Glanz zu geben. Die Oberfläche kann mit einem Messer geritzt werden, lässt aber kein Wasser durch. Nachdem die Oberfläche mit dem Safte eingerieben, wird das Gefäss nochmals gebrannt und eine Art Ueberzug (smear) erzeugt, den Wasser und Säure nicht angreifen. Wenn Sie aber den Bruchrand der Gefässe untersuchen, so werden Sie finden, dass eine Glasurschicht weder in- noch auswendig vorhanden ist.“

Das Brennen geschieht gewöhnlich in Erdgruben, die eine grosse Anzahl Gefässe aufnehmen können. Um den Versuch im Kleinen auszuführen, improvisirte der Töpfer einen Brennofen, wie folgt: Einige Kuhfladen und eine Handvoll Reisstroh wurden auf dem Boden eines grossen gebrannten unglasirten Topfes ausgebreitet, die kleinen polirten Gefässe darüber gepackt. Zum Verschluss diente ein beckenförmiges Gefäss, das darüber gestülpt und mit einem Gemisch von Kuhmist und Thon fest aufgekittet wurde. In diesen Kranz von Kitt wurde soviel Asche eingedrückt, als er aufnehmen konnte. Hierauf breitete der Töpfer auf der Erde eine dreifache Schicht Kuhfladen aus, stellte den Topf darauf und packte ihn ringsum



und oben in Kuhfladen ein, so dass er darin von allen Seiten eingeschlossen war, dann umgab er den Aufbau mit einer wenige Zoll dicken Hülle von Reisstroh und strich über diesen Strohmantel eine zolldicke Schicht Thonschlamm, (den er einem, in der Nähe befindlichen Graben entnahm), so jedoch, dass unten ringsum ein handhoher Rand und oben eine Stelle von 15 cm Durchmesser frei blieb. Das Stroh wurde dann angezündet und zwar auf der Leeseite, damit es langsamer und gleichmässiger brenne. Kuhfladen bilden in einem sehr grossen Theile Indiens das allgemeine, oft das einzige Brennmaterial. Es sind flache, zolldicke, 8 bis 12 Zoll grosse, runde Kuchen von Kuhmist, in der Regel mit Spreu vermischt. Sie werden von Frauenhänden geknetet, geformt und an die Wände der Häuser geklatscht, wo sie haften bleiben, bis die Sonne sie genügend getrocknet hat. Diese Mistkuchen, die auch für Anthropologen von Interesse sind, da sie den Abdruck der Frauenhand, die ihn an die Wand klatschte, wie einen Fabrikstempel enthalten, sind nicht nur im grössten Theile Indiens, sondern von Armenien an, durch Central-Asien und im Norden von China bis gegen den grossen Ocean hin in Gebrauch, doch benutzen die Tartaren Kamel- statt Kuhmist.

Unser improvisirter Ofen war um 4 Uhr angezündet worden, um 6 Uhr sollten die Töpfe fertig sein; sie blieben aber bis zum folgenden Tage stehen. Als sie herausgenommen wurden, zeigten sämmtliche Gefässe innen und aussen eine schwarze glasurartige Oberfläche, alle hatten aber mehr oder weniger durch das zu starke Feuer in dem unvollkommenen Ofen gelitten. Diejenigen Gefässe, die nicht schwarz werden sollten, waren in einem andern Topfe ohne Zuthat von Stroh und Kuhmist

---

Mein Töpfer behauptete, der Saft des Abutilon liesse sich in der von Dr. Hunter angegebenen Weise nicht verwenden. Ich liess ihn dennoch Versuche damit anstellen sie misslangen aber durchaus; die Gefässe nahmen keinen Glanz an, die Oberfläche zerbarst in unzählige kleine Schuppen.

und ohne Stroh und Thonmantel gebrannt worden. Solche, die innen schwarz und aussen roth sein sollen, werden inwendig mit Stroh und Mist, aussen in freiem Feuer gebrannt. Der Versuch wurde mit einem grösseren Topfe angestellt. Nachdem er mit dem nöthigen Material zur Trocken-Destillation versehen, und ein Deckel aufgekittet, wurde er mit Kuhfladen umgeben und ohne Stroh und Thonmantel gebrannt. Nach dem Brande waren Topf und Deckel innerlich schwarz, aussen braun, zeigten aber aussen keinen Glanz, da nur die innere Seite polirt worden war.

Hr. Dr. Sarnow, von der Königl. Porzellanfabrik, hat die Güte gehabt, den zum Anstrich der Töpfe dienenden „rothen Ocker" zu analysiren. Er fand:

Kieselsäure	40,83
Thonerde	28,52
Eisenoxyd	15,95
Kalk	1,28
Alkali	1,61
Glühverlust	12,07

und glaubt, dass vielleicht das Poliren mit jenen Fruchtkernen dazu dienen könne, den geringen Alkaligehalt auf das zum Fluss nöthige Quantum zu steigern. Desshalb schien es um so wichtiger, die zum Poliren benutzten Früchte zu identificiren. Der Töpfer nannte sie, soweit ich den Klang auffassen konnte: Kavamoni koi (?), karbonika (?), aber alle Indices und Wörterbücher, die ähnlich klingende Namen enthielten, gaben dafür Pflanzen an, die durchaus nicht passten. Unsere hiesigen und mehrere auswärtige Botaniker bemühten sich ebenfalls vergeblich. Dem Director des Madras Central-Museums, Dr. Bidie, ist es gelungen, die Art festzustellen. Er schreibt mir (20. April 1878):

„Endlich ist es mir geglückt, frische Exemplare der Pflanze zu erlangen, welcher die Samen angehören. Es ist Gyrocarpus asiaticus, eine Laurinee. Ich werde suchen, eine grössere Menge der Samen zu erhalten, damit Sie Versuche damit anstellen können. Ein Hindu-Correspondent theilt mir mit: „Die Töpfer sammeln die Samen im März, wenn sie am Baume reifen, durchbohren sie mit „Broomsticks" (unter Broomsticks, wörtlich Besenstielen, sind hier wohl die starren Seitenblattnerven der Kokos-Palme zu verstehen, aus denen in Indien Besen gemacht werden) und bewahren sie für den Gebrauch auf. Vor dem Gebrauch werden sie mit Waldöl (?) (jungle oil) eingeschmiert und auf Gunny (grobes Sackleinen von Jute-Faser) abgerieben, um sie zu glätten. Man taucht sie dann in einen Brei aus rother Erde und benutzt sie zum Poliren der Gefässe." Hr. Dr. Sarnow hat sich erboten, wenn die Samen ankommen, Versuche damit anzustellen, die vielleicht dazu führen können, einigen Aufschluss über die Glasur der antiken Vasen zu erhalten.

Proben der Töpfe sowohl als des zu ihrer Herstellung benutzten Materials befinden sich in der indischen Abtheilung des Ethnographischen Museums; jene haben durch das fehlerhafte Brennen sehr gelitten, doch sind Stellen vorhanden, die wohl zu der oben ausgesprochenen Hoffnung berechtigen, dass durch sorgfältige Versuche in der hier angegebenen Richtung die Darstellung eines, den antiken Gefässen ähnlichen, glasurartigen Ueberzuges erzielt werden könne.

(10) Hr. Jagor berichtet über

einige Sklaven-Kasten in Malabar.

Die Sklaverei ist zwar in Britisch-Indien und seit Mitte der fünfziger Jahre

auch in Cóchin und Trovancóre, zwei kleinen Tributär-Staaten im südlichen Malabar, gesetzlich aufgehoben [1]), in Wirklichkeit besteht sie aber noch in ausgedehntem Maasse; denn einerseits werden die Sklaven von ihren Eigenthümern in gänzlicher Unkenntniss ihrer Rechte gehalten, andererseits würden sie kaum den Wunsch und den Muth haben, diese geltend zu machen, denn seit grauer Vorzeit in tiefster Unterwürfigkeit und Erniedrigung lebend, so zwar, dass ihre hochmüthigen Herren sich durch die blosse Annäherung verunreinigt fühlen, würden sie, sich selbst überlassen, verhungern müssen, da sie völlig besitzlos sind und ohne Unternehmungsgeist Besitz zu erwerben. Auch würden sie wohl, in Folge der herrschenden Kasten-Vorurtheile, kaum wagen dürfen einen Gerichtshof zu betreten, um ihre Rechte geltend zu machen. Selbst in dem unter englischer Herrschaft stehenden Theile von Malabar ist die Sklaverei noch recht verbreitet und haben sich auch die von Buchanan geschilderten Formen derselben mehr oder weniger unverändert erhalten [2]).

Nach Buchanan, dessen Berichte aus dem Anfange des Jahrhunderts stammen, sind die Sklaven nicht an die Scholle gebunden, sie können von ihren Herren zu jeder Arbeit benutzt und nach Belieben, in Familien oder einzeln verkauft, Mann und Weib aber nicht getrennt werden. Zuweilen, jedoch nur selten, sind Mann und Weib Eigenthum verschiedener Herren. Solche Weiber werden aber gewöhnlich nur in Niessbrauch, fast nie zu vollem Besitz überlassen; der älteste Sohn eines solchen Paares gehört dem Herrn des Vaters, die übrigen Kinder bleiben bei der Mutter, so lange sie jung, fallen aber, wenn sie arbeitsfähig sind, an den Eigenthümer der Frau, zu dem auch sie selbst zurückkehrt, falls sie Wittwe wird.

Ein Sklave, Mann oder Weib, erhielt, so lange er arbeitsfähig war, wöchentlich 2 Idongali Paddy (etwa $^2/_3$ dessen, was nach Buchanan's Ansicht zur ausreichenden Ernährung nothwendig ist), Kinder und Altersunfähige nur die Hälfte. Für kleine Kinder wurde gar nichts gewährt. Da diese Rationen durchaus unzureichend waren, so wurde den Sklaven überdies noch $^1/_{21}$ des Brutto-Ertrages der Felder überlassen, um sie zu Sorgfalt und Fleiss anzuregen. Ausserdem wurden jedem Manne jährlich $3^1/_2$ Elle, einem Weibe 7 Ellen Baumwollenzeug geliefert. In diesen Verhältnissen hat sich wenig geändert. Das elende Aussehen der Sklaven, ihre Magerkeit bezeugen das Unzureichende ihrer Beköstigung im Verhältniss zu den Strapazen, die sie von jeher zu ertragen hatten (Connor). Ihre Hütten, nicht viel besser als grosse Körbe, stehen am Rande der Felder, so lange der Reis wächst, und in der Nähe der Schober, wenn er gedroschen wird.

1) 1854 wurde die Sklaverei in Trovancore und Cochin aufgehoben. In Cochin betrug die Zahl der Sklaven mit Einschluss der Leibeigenen 50 000, d. h. mehr als ein Sechstel der Gesammtbevölkerung. (Day, The land of the Permauls 65).

2) Dr. Burnell, der genaue Kenner dieser Verhältnisse, sagt darüber (Specimens of Southern India Dialects):

„Die Sklaverei ist jetzt in British-Indien abgeschafft, ein grosser Theil der Bevölkerung niederer Kasten befindet sich aber in einem Zustande, der unendlich viel schlimmer ist. Diese Unglücklichen sind Feldarbeiter und die Tyrannei ihrer Hindu-Herren ist grenzenlos . . . Männer und Weiber sind gezwungen fast nackt zu gehen. Ihre einzige Hoffnung auf Besserung liegt im Uebertritt zum Christenthum oder Islam, wodurch sie die Schmach ihrer Kaste loswerden; ihre Herren geben dies indessen nie zu. Diese vertreiben sie in solchem Falle von der unfruchtbaren Scholle, ihrem Hauptsubsistenzmittel. Die Regierung aber kann ihnen kein Land geben, da in Folge unkluger Maassregeln der frühesten britischen Verwalter, welche europäische aristokratische Einrichtungen in einem Lande einführten, wo sie dem herrschenden mohamedanischen Gesetze durchaus widerstreiten, alles Land Privatbesitz geworden ist. Convertiten aus der Klasse der Landbauer werden daher Märtyrer.“

Nie erlauben sie sich Gewaltthätigkeiten gegen ihre Herren; sie scheinen völlig abgestumpft gegen ihre Leiden.

Es gab drei verschiedene Arten, einen Sklaven oder dessen Arbeit zu veräussern: 1) Jenmum, Verkauf, indem der volle Werth des Sklaven erlegt wird und der Vollbesitz auf den Käufer übergeht. Ein junges Ehepaar galt im Anfange des Jahrhunderts 125 bis 150 Mark, 2 bis 3 kleine Kinder erhöhten den Werth der Familie um 50 Mark[1]). 2) Canum, Verpfändung. Der Besitzer erhielt ein Darlehen, gewöhnlich $^2/_3$ vom Werthe des Sklaven, und konnte sein Eigenthum jederzeit gegen Zahlung seiner Schuld zurücknehmen. Der Darleiher sorgte für den Unterhalt des Sklaven, und genoss dessen Arbeit als Verzinsung der Schuld. Starb ein verpfändeter Sklave so war der Eigenthümer gehalten, einen andern gleichwerthigen als Ersatz zu stellen. 3) Patom, Vermiethung. Der Eigenthümer vermiethete seine Sklaven für eine jährliche Miethe, die zu Anfang des Jahrhunderts für einen Mann 8 Fenam (4 Mark 45 Pf.), für eine Frau die Hälfte betrug. Dem Miether fiel die Beköstigung zur Last. Das Loos der unter diesen beiden letzten Formen veräusserten Sklaven war das traurigste von Allen, da geringstmögliche Verpflegung und grösstmögliche Ausnutzung der Unglücklichen im Interesse der Niessbraucher lag[2]). Noch vor fünfzig Jahren stand nach Connor (Madras Journal 1830) der Werth der Sklaven nicht viel höher als der des Rindviehs; sie wurden aber schlechter behandelt, für geringe Vergehen fast zu Tode gepeitscht. Der Mord eines Sklaven galt kaum für ein Verbrechen, die Cessions-Urkunde lautete: „ihr könnt ihn oder sie todtschlagen."

Eine grosse Anzahl derselben gehörte damals in Trovancore der Regierung, welcher sie bei Ermangelung gesetzlicher Erben zugefallen waren. Sie wurden zum Theil auf den Domänengütern verwendet, zum Theil vermiethet, für etwas weniger als 4 Mark jährlich. Privatleute nahmen schon damals einen beträchtlich höheren Miethspreis.

Im Jahre 1875 betrug die Jahresmiethe für einen vollwerthigen Sklaven im britischen Theile von Malabar 40 Mark, in einzelnen Fällen sogar 70 Mark, d. h. soviel als sein Kaufpreis vor 50 Jahren.

Förmliche Kaufkontrakte, wie die angeführten, sind nun heute freilich nicht mehr zulässig, thatsächlich aber werden die aus Unwissenheit in Sklaverei Verharrenden immer noch vielfach verhandelt, indem das Gesetz in folgender Weise umgangen wird: man verkauft ein Landgut „mit Allem was darauf ist", d. h. mit Inbegriff der darauf lebenden Sklaven. Sollen die Sklaven ohne das Gut, oder nur ihre Arbeit veräussert werden, so bescheinigt der Verkäufer dem Käufer ein, dem Werthe des Sklaven oder seiner Arbeit entsprechendes, an einem bestimmten Tage rückzahlbares Darlehn von ihm erhalten zu haben, und der Käufer fordert dessen Betrag zurück, falls der Sklave vor der festgesetzten Zeit zurückgenommen wird.

Die Púlayer.

(Hierzu Tafel XVI.)

Die weitaus zahlreichste Sklavenkaste in Malabar ist die der Púlayer. Sie haben ihren Sitz hauptsächlich in Cóchin und Trovancóre, den bereits erwähnten

---

1) An einer anderen Stelle (vol. II, 406) giebt Buchanan den Werth eines 30 Jahre alten Sklaven auf 100 Fenam = Lstr. 2, 14 sh. 7 d. (= 55 Mark 58 Pf.) an. Danach galt ein Fenam zu jener Zeit 55,6 Pf., während er heut in Trovancore nur etwa die Hälfte gilt.

2) Buchanan l. c. II, 370.

kleinen Tributär-Staaten [1]). Sie werden wie die Pest gescheut, Stadt und Markt würden durch ihre Anwesenheit verunreinigt werden [2]). (Connor.)

Nach einem neueren amtlichen Berichte (Peoples of India, VIII. Nr. 425) ist den Pulayer nicht gestattet, den Markt zu besuchen; begegnet ihnen ein Brahmine oder ein Nayer, so müssen sie über den Graben oder die Mauer längs der Strasse springen und davon laufen. Falls sie je in Besitz von Geld gelangen, und dafür Gegenstände zu kaufen wünschen, die in den Buden an der Landstrasse feilgeboten werden, so müssen sie in vorgeschriebener Entfernung stehen bleiben [3]), laut ausrufen, was sie haben wollen, ihr Geld (oder ihren Tauschwerth) niederlegen und sich zurückziehen, bis die gewünschten Gegenstände an Stelle des Geldes gelegt worden sind; erst nachdem der Händler, der vielleicht selbst sehr niederer Kaste ist, sich entfernt hat, darf der Pulayer sich nahen und seinen Einkauf aufnehmen . . . . .

Dass selbst in Trovancore allmälig eine Besserung in den Zuständen dieser Unglücklichen eintritt, ist vor allem einigen Missionären zu danken, die sie persönlich in ihrer Abgeschiedenheit aufsuchen und durch eingeborene Assistenten mit ihnen verkehren, ihre Rechte wahrnehmen und ihnen ein menschenwürdigeres Dasein zu schaffen suchen. Der wackere Hr. Mateer [4]), der sich in dieser Beziehung unvergessliche Verdienste und zugleich das vollste Vertrauen der armen Geschöpfe erworben hat, verschaffte mir Gelegenheit, mit einer Anzahl Pulayer und Vedar zu verkehren. Es war rührend, zu sehen, mit welcher Liebe die Armen an ihm hingen; sie, die so scheu und schüchtern, liessen sich zeichnen und messen, und beantworteten ausführlich alle Fragen, die an sie gestellt wurden.

Mehrere Tage lang dauerte dieser Verkehr und der treffliche Mann wurde nicht müde, alles gewissenhaft zu verdolmetschen, — keine kleine Mühe, da er seine Fragestellung der geringen Befähigung der Leute anzupassen hatte und oft nur

---

1) Capt. Beddome fand Pulayer (? Povliars) auf einer sehr ungesunden Hochebene im Anamally-Gebirge, Coimbatore Distrikt, in mehreren improvisirten Dörfern lebend, „es ist ein wilder Volksstamm, in seinen Lebensgewohnheiten den Mulcers und Jrular ähnlich, aber in Hinsicht der Sprache und des äusserlichen Ansehens etwas verschieden. Das Bemerkenswertheste an ihnen ist das lange Haar der Männer. Es wird nie geschnitten, sondern in sechs oder acht strickförmig zusammengedrehten Zöpfen in Form eines ungeheuren Knotens am Hinterkopf getragen. Das Haar eines 5 Fuss 10 Zoll bis 5 Fuss 11 Zoll grossen Mannes schleppte, als er es herabhängen liess, etwa einen Fuss lang auf dem Boden. Sie sammeln Waldproducte und treiben etwas Ackerbau. Ihre Zahl im Anamally-Gebirge beträgt 170 bis 200. (C. Beddome, Proc. Madras Nr. 569. Ootacamund 1863.)

2) Si un Naïre avoit approché d'un Poleas d'aussi près qu'il put sentir son haleine, il se croirait polu et il serait obligé de le tuer, parceque s'il ne le tuoit pas et que le Roy le sçut, il feroit mourir le Naïre . . . les Poleas crient incessamment dans la campagne popo pour avertir les Naïres . . . si un Naïre entend prononcer ce popo, il répond en criant coucouya et alors le Poleas . . . se détourne du chemin . . . Thévenot, Indostan, Paris 1684.

3) Verunreinigungs-Distanzen (nach Dr. Gundert in Graul's Reisen III, 338): Ein Sudra verunreinigt auf 3 bis 6 Schritt, ein Mopillah (Mohamedaner der Malabarküste) auf 6 bis 12 Schritte (?) den Brahminen (?); eine menstruirende Frau auf 12 Schritt, ein Tier (Palmweinbauer) auf 24, eine neu entbundene Frau auf 18, Wäscher auf 36, Pulayer und Pariah auf 64, Najadis auf 74 Schritt. — Nach Dr. Caldwell (Dravidian Gramm. 2° edit. 550) haben Pulayer den höheren Kasten auf 36, Nayadis auf 74 Schritt auszuweichen.

4) The Reverend R. S. Mateer, Verfasser von The Land of Charity, Trovancore, its people . . . London 1871.

auf weitem Umwege die Beantwortung anscheinend einfacher Fragen erlangen konnte.

Auf diese Weise wurden allmälig die nachfolgenden Aufschlüsse über die Sitten und Gebräuche der Pulayer und Vedar erhalten.

Bevor ich aber zu deren Mittheilung übergehe, möge es mir gestattet sein, des Vergleiches wegen, einige Aufzeichnungen über gewisse verachtete Kasten in Europa anzuführen, die in vielen Punkten eine auffallende Uebereinstimmung mit der geschilderten Behandlung der indischen Sklavenkasten zeigen.

Im südwestlichen Frankreich und im nordöstlichen Spanien, namentlich im Lande der Basken gab es Verstossene, die an manchen Orten, sogar bis zur Mitte dieses Jahrhunderts von den übrigen Bewohnern mit Abscheu gemieden wurden. Am bekanntesten sind wohl die Cagots oder Agots der Pyrenäen, die Gahets der Guienne und die Caqueux der Bretagne. Ueber den Ursprung dieser Unglücklichen herrschen sehr verschiedene Meinungen. Hr. Francisque Michel[1]) hat sich vergeblich bemüht, aus dem umfangreichen, von ihm gesammelten Material diese Frage klar zu stellen.

In einem vor zwei Jahren erschienenen Werke aber, Les Parias de France et d'Espagne zeigt Hr. von Rochas, gestützt auf das Studium von Documenten und auf Beobachtungen, die er an mehreren von Nachkommen der Cagots und ähnlicher Kasten bewohnten Localitäten anstellte, dass ihre Vorfahren Aussätzige waren, dass sie keine besondere Rasse, sondern nur eine Kaste sind, da sie in jedem Lande den localen Typus haben[2]).

Schon lange vor Hrn. Rochas war diese Ansicht über den Ursprung der Cagots sehr verbreitet, auch Hr. Michel verfehlt nicht sie anzuführen, ohne sich jedoch bestimmt zu ihr zu bekennen. Wie Aussätzige wurden sie behandelt, obwohl sie wiederholt von den besten Aerzten untersucht und die Reinheit ihres Blutes, ihr völlig gesunder Zustand amtlich festgestellt worden waren. Nichts vermochte den allgemeinen Abscheu gegen sie zu entkräften. Sie waren gezwungen, wie die indischen Parias und andere unreine Kasten, an abgesonderten Stellen ausserhalb der Stadt zu wohnen, ihre Berührung, ja ihre Annäherung verunreinigte, ihre Ausdünstung galt für ekelhaft stinkend und ansteckend. Daher durften sie keine Nahrungsmittel, keine Ess- und Trinkgefässe berühren, keinen Bäckerladen, keine Garküche betreten, nicht bei der Weinlese helfen; sie mussten Vorübergehenden ausweichen und Schuhe tragen, um die Strasse nicht durch den Contakt ihrer Füsse zu verunreinigen[3]). Sie durften nur aus besonderen Brunnen schöpfen, und mussten links vorn auf der Brust ein rothes Abzeichen (pied d'oye) tragen, damit jedermann ihnen ausweichen könne. Die Kirche durften sie nur durch eine bestimmte Hinterthür betreten, das Weihwasser wurde ihnen am Ende eines Stabes aus einem besonderen Becken gereicht[4]).

---

1) Histoire des races maudites de la France et de l'Espagne. 2 vols, Paris 1847.

2) Si les Cagots basques sont basques, les cagots béarnais, béarnais et les cagots bretons, bretons par leurs caractères physiologiques, alors ils ne forment et n'ont jamais formé une race, mais une caste . . . La linguistique vient à l'appui de cette conclusion . . . en France comme en Espagne ils n'ont aucun idiome particulier . . aucune trace d'une langue particulière . . pas même la moindre différence de prononciation . . . (Les Parias de Fr. et d'Esp. pg. 166).

3) La coutume de Béarn 1551 und Ordonnances de Bordeaux 1573.

4) Auszug aus einer Verordnung der Stadträthe von Marmande (im Dep. Lot et Garonne) vom Jahre 1396, citirt in Michel I, 183:

„E can establit plus que non angan pes nutz per la vila, et cant s'encontravan ab

Zu Anfang des 16. Jahrhunderts befahl der Papst (Bulle v. 13. Mai 1515), die Cagots von Navarra wohlwollend und wie die übrigen Christen zu behandeln. Da dies ohne Erfolg blieb, wandten sie sich an die Stände von Navarra, aber vergeblich, denn der Huissier du Conseil royal setzte auseinander, dass sie, in Folge eines Fluches des Propheten Elias, ewig innerlich aussätzig und verdammt seien, „daher verdorren die Kräuter, auf die sie treten, und verlieren ihre natürlichen Kräfte, Aepfel, so wie alle andere Früchte, die sie in die Hand nehmen, verfaulen alsbald, abgesehen davon stinken sie wie Leute, die von einer schweren Krankheit befallen sind."

Päpste und Souveräne erliessen Gesetze zum Schutze der Cagots unter Androhung schwerer Strafen, aber nur sehr allmälig vermochten sie das tief eingewurzelte Vorurtheil zu dämpfen.

Michel citirt Verordnungen gegen die Cagots seitens der baskischen Localbehörden aus dem Jahre 1777, und in einem Artikel der Revue des Deux Mondes (15. Januar 1878) über das Werk des Hrn. v. Rochas wird angeführt, dass noch unter Ludwig XVI. ein Soldat einem Cagot, der gewagt hatte, Weihwasser aus dem allgemeinen Becken zu nehmen, die Hand abhieb, und dass die Hand an die Kirchenthür genagelt wurde. Namentlich war es die niedere Geistlichkeit, welche die Feindseligkeit gegen die Cagots schürte. Noch im Jahre 1842 waren sie genöthigt, sich über den Missbrauch zu beschweren, der ihnen einen abgesonderten Platz in der Kirche und sogar auf dem Kirchhofe anwies, und erst 1848 wurde im französischen Baskenlande denen von Micheléna der Eintritt in den Gemeinderath zugestanden, in die Familien aber werden sie heut noch nicht zugelassen.

Nach dieser Abschweifung theile ich die von den Pulayer erfragten Angaben über ihre Sitten und Gebräuche mit.

So tief die Pulayer auf der gesellschaftlichen Leiter stehen, so haben doch auch sie ihren Kastenstolz und beobachten streng die unter ihnen bestehenden Klassenunterschiede. Es giebt zwei Klassen von Pulayer: die eine, wenig zahlreich, nennt sich Ina-pulayar, d. h. Pulayer von Rang, und hält sich für besser, als ihre Kastengenossen, welche dies indessen nicht anerkennen wollen, und sie Hina-pulayar, niedrige Pulayar nennen. Woher diese Unterscheidung rührt, war nicht zu ermitteln.

Ausserdem sind die Pulayer in viele Illam getheilt[1]). Die Mitglieder eines Illam betrachten sich wie Geschwister; eine Heirat zwischen ihnen würde Blutschande sein.

---

home o ab femna, ques remangen a la una part del camin tant fora cum poyran entro que hom ne sia passat" . . . . [und haben weiter verordnet, dass sie nicht barfuss durch die Stadt gehen, und wenn sie Mann oder Frau begegnen, dass sie auf einer Seite der Strasse bleiben, so weit ab als sie können, bis man vorübergegangen] . . . . „e ean plus establit que los desobredit gaffet que si compren are que o mercadegen de lunh, e que no vengan en taberna, ni prengan vin, ni prengan enap ni pichir, ni venden ni fassan vendre porc ni creston ni altra bestia minjadoyra ni nulha autra causa manjadoyra . . . (und haben ferner verordnet, dass die obgenannten Gahets, wenn sie etwas kaufen, es kaufen Montags, und dass sie in kein Wirthshaus kommen, noch Wein trinken, noch Kanne oder Becher anfassen, noch verkaufen oder verkaufen lassen Schwein, noch Hammel, noch anderes essbares Thier, noch irgend andere essbare Sache.) „E establiren plus que los desobre ditz no pusian ni bevan en las fons de la vila, mas tant solamen en la lor font propria. . . . no demorian en la vila ni estangan ni se asieten" . . . (Und verordneten ferner, dass die Obgenannten nicht schöpfen und nicht trinken aus den Brunnen der Stadt, sondern nur allein aus ihrem eigenen Brunnen . . . und dass sie in der Stadt nicht wohnen, noch sich aufhalten, noch sich niedersetzen.

1) In zehn nach Dr. Gundert, Malayalam Dict.

Die Hauptbeschäftigung der Pulayer ist Reisbau. In Trovancore finden jährlich zwei Reisernten statt. Im Juli und August erheischen die Reisfelder weniger Arbeit; dann beschäftigen sich die Pulayer mit Matten- und Korbflechten, zu ihrem eigenen Vortheil, werden aber während dieser Zeit nicht beköstigt.

Die Weiber erhalten, wenn sie auf dem Reisfelde ihres Herrn arbeiten, ein Idongali (etwa 1 Liter)[1]), Männer $1^1/_2$ Idongali Paddy, d. h. Reis mit der Hülse, der durch Enthülsen fast auf die Hälfte verringert wird, und ausserdem nach der Ernte, einige Bündel Reis in Aehren für jedes Feld, das sie bewacht haben. In neuerer Zeit überlässt man ihnen auch wohl zum Niessbrauch ein Stückchen Land, auf dem sie wohnen und Feldfrüchte bauen dürfen, und gestattet ihnen, wenn sie nicht auf dem Felde ihres Herrn beschäftigt sind, als Kuli (Tagelöhner) zu arbeiten. Geld erhalten sie nie von ihren Herren, dagegen werden sie auch jetzt noch oft grausam misshandelt. Dr. Sperschneider in Trevandrum kennt einen Pulayer, dem sein Herr, in einem Anfall übler Laune, beide Augen mit kaustischem Kalk ausgebrannt hat.

Sie wohnen in elenden Hütten auf den Reisfeldern ihrer Herrn, einen grossen Theil des Jahres von Sumpfwasser und den daraus emporsteigenden Miasmen umgeben.

Für die Wöchnerin wird eine abgesonderte Hütte gebaut, bei der Niederkunft hilft die Schwiegermutter oder eine alte Frau, nicht die Mutter. Die Gebärende sitzt, lehnt sich an jene und hält sich mit beiden Händen an einem Strick. Die Nabelschnur wird mit einem Messer- oder Bambuspliss durchschnitten und mit einem Faden verbunden.

Drei Monate lang wird das neugeborene Kind täglich zweimal mit warmem Wasser, das gewöhnlich in einer Blüthenscheide der Areca-Palme gebracht wird, gewaschen, etwa vom zehnten Tage an wird sein Körper auch mit Kokos-Oel und Turmerik-Pulver eingerieben und geknetet; Gesicht und Stirn werden mit den Handflächen von der Mitte aus nach den Seiten gestrichen, die Nase nach vorn gezupft. Nachdem Arme und Beine gleichfalls der Länge nach gestrichen, werden die Hände und Füsse in den Gelenken geschüttelt. Ein niedriger runder Kopf gilt für schön.

Sofort nach der Geburt, noch vor der Muttermilch, wird dem Kinde Wasser der Kokos-Nuss eingegeben. Zwei und zwanzig Tage lang verweilt die Mutter mit ihrem erstgeborenen Säugling in einer für den Zweck errichteten abgesonderten Hütte, zu welcher nur ihre Mutter oder Schwiegermutter, oder in deren Ermangelung eine alte Frau Zutritt hat; bei späteren Geburten dauert die Absonderung nur 13 oder 16 Tage. Nach Ablauf dieser Fristen reibt die Wöchnerin ihren Körper mit Oel und Turmerik ein, badet und kehrt dann zu den Ihrigen zurück, erfährt aber noch besondere Pflege und betheiligt sich erst nach etwa zwei Monaten wieder an den harten Arbeiten.

Zur Nahrung erhält sie Reis und wenn es zu beschaffen, Fisch oder Geflügel; ausserdem Morgens und Abends ein Kügelchen, bestehend aus einem Brei von Panäshe (eingedickter Saft der Palmyra-Palme mit schwarzem Pfeffer).

---

1) Ein Idongali = 4 Nali. Das Maass wechselt sehr in verschiedenen Localitäten. In Trovancore 1 Nali etwas mehr als $^1/_2$ Pinte engl. — Nach Buchanan erhielt ein arbeitender Sklave täglich 0,3 Poray Reis, (etwa $36^1/_2$ Bushel = 13,26 Hectoliter jährlich) und jährlich 1 Fenam zu Oel, $1^1/_2$ Fenam zu Zeug, eben ausreichend zu einem knappen Lendentuch. War er fleissig, so schenkte man ihm ein Tuch im Werthe von 2 Fenam und zur Erndtezeit 5 bis 6 Poray Reis. Alte und Kinder erhielten ein bis zwei Drittel obiger Rationen (Buchanan II, 406).

Rindfleisch oder Hammelfleisch essen die Pulayer nicht; sie halten sich für verunreinigt, wenn sie von Pariahs, die bekanntlich Fleisch jeder Art essen, berührt werden[1]).

Das Kind pflegt zwei Jahre lang, auch länger gesäugt zu werden; nach sechs Monaten erhält es einen Namen, den der Vater oder Grossvater giebt, wenn es ein Knabe, die Mutter oder Grossmutter, wenn es ein Mädchen ist. Bei dieser Gelegenheit wird dem Kinde der erste Reis eingegeben, während die Zeugen der feierlichen Handlung mit Toddi bewirthet werden. Das Haar wird geschnitten, wenn das Kind zu laufen beginnt.

Die Pulayer dürfen ihre Kinder nicht Kinder, sie müssen sie Affen (Kórungu) nennen, auch für ihre Hütten und viele ihrer Geräthe ist ihnen nicht gestattet, die allgemein üblichen Wörter zu brauchen. Aehnliche Beschränkungen finden auch bei anderen niederen Kasten statt. Die Iluvans oder Chogans (spr. tschogans) von Cóchin z. B. nennen ihre Kinder Kälber (Kasangl) und unterscheiden Bullen- und Kuh-Kälber. Nach Dr. Day müssen die Churmars in Cóchin, wenn sie einem Vornehmeren gegenüber von ihren Gliedmaassen sprechen, die Bezeichnung „alte" beifügen, z. B. altes Auge, altes Ohr. Ihr Silber müssen sie Kupfer, ihren Paddy Spreu, die Nayer (Kriegerkaste) Könige nennen.

Andererseits giebt es in Trovancore auch eine Hofsprache, d. h. besondere Ausdrücke und Formeln für die Verrichtungen des Rajahs und ihn und seine Familie betreffende Gegenstände, wenn auch weniger ausgebildet als in Java, wo neben der Volkssprache und scharf von ihr geschieden, die ceremonielle Basa-Krama besteht. Jedermann, gleichviel welchen Ranges, muss zu höher Stehenden Basa-Krama reden; ihm dagegen wird in der Volkssprache geantwortet. (Vergl. Raffles Hist. of Java I., 366). Etwas dem Aehnliches findet sich übrigens auch bei uns. — Die Frau zur Magd: „Hast Du gegessen?" — Die Magd zur Frau: „Haben die gnädige Frau gespeist?" oder in Oesterreich: „Belieben gnädige Frau gespeist zu haben?" — Eine reiche Blumenlese würden die Hofnachrichten unserer Zeitungen liefern.

Wenn sich bei einem Mädchen die Anzeichen der Reife einstellen, so hat sie 7 Tage lang in einer abgesonderten Hütte zu verweilen, der kein Mann nahen darf. Die Speisen werden ihr von Frauen gebracht, aber selbst die eigene Mutter darf die Hütte nicht betreten. Am achten Tage badet das Mädchen, legt ein neues oder reines Lendentuch an und kehrt zu ihren Genossen zurück. Fällt das Ereigniss, das mit Branntweintrinken gefeiert zu werden pflegt, in die Erntezeit, so werden Stirn, Brust und Arme des Mädchens mit runden Flecken von Turmerik- und Reismehl betupft.

Der Heiratsantrag wird vom Vater oder Mutterbruder des Bräutigams gestellt, die im Falle der Annahme den Brauteltern bei einem zweiten Besuche zwei bis drei Fenam (56 bis 84 Pfennige) überreichen. Fünf bis sechs Tage später findet die Hochzeit statt; in der Zwischenzeit besucht der Freier das Mädchen drei oder vier Mal allein, isst mit ihr, hat aber das Mahl selbst zu beschaffen. Die Trauung wird vollzogen, indem die Schwester des Bräutigams das Tali um den Hals der Braut bindet. Das Tali vertritt bei den Hindus die Stelle des Trauringes;

---

1) Dies ist eine auffallende Angabe; denn nach Dr. Caldwell ist der Name Pulaya (malayalam), Puleya (tamil) von pula, Fleisch abgeleitet. Dr. Wilson, der dieselbe Abstammung vermuthete, sagt: die Pulliyar, corrumpirt: Pulliah, Poollee (tamil) leiten ihren Namen vielleicht von pulai und pulava, Fleisch, her, da mehrere jener niederen Stämme Fleisch jeder Art, selbst Aas geniessen. (Glossary of Indian terms 427, 1.)

es besteht in der Regel in einem Goldschmuck an einer, nach gewissen Vorschriften gedrehten, nur für diesen Zweck bestimmten Schnur. Das Tali der Pulayer aber enthält nur eine Glasperle; Goldschmuck ist ihnen nicht gestattet[1]).

Alsbald oder spätestens am folgenden Morgen hat der Freier dem Brautvater zur Vertheilung unter die mütterlichen Verwandten eine Summe Geldes zu erlegen, und zwar 16 Fenam für ein unreifes, 22 bis 25 Fenam ($4^1/_2$ bis 7 Mark) für ein reifes Mädchen. Bei dem Tali-Binden dürfen weder die Mutter der Braut, noch deren jüngere Schwestern anwesend sein, sie stehen in der Ferne; der Bräutigam sendet ihnen aber Tabak, Betel und 4 Chakram (28 bis 30 Pfennige). Die Braut erhält vom Bräutigam ein neues Lendentuch; die Freunde werden auf Kosten der Brauteltern bewirthet, die 22 Maas Reis, einigen Toddi, und überdies die Ausstattung, bestehend in einigen Matten, Körben, irdenen Töpfen und Gewürzen zu leisten haben. Da die Pulayer aber kein Geld haben, und ihre Vermehrung im Interesse ihres Besitzers liegt, so trägt dieser die Kosten der Hochzeit.

Gegen Abend findet ein Fest statt, Ringeltänze von 4 bis 5 Männern aufgeführt, Singen und Trommelschlagen, Schmausen, Betelkauen und abermaliges Tanzen bis an den Morgen. Die Lieder werden in der Regel von einem gemietheten Sudra gesungen, die Pulayer sind so geistesfaul, dass sie nur selten den Sinn der Lieder zu verstehen oder gar sie auswendig zu lernen versuchen. Ein anwesender Knabe hatte eines der Lieder gelernt, ich wollte es niederschreiben lassen: er macht sich bereit es vorzusingen, legt die linke Hand an den Mund, beginnt zu schreien, geräth aber alsbald in's Stocken, — er hat das Lied vergessen.

Das neue Paar isst aus Einem Topfe, nach ihm essen die Anderen, wobei Männer und Weiber getrennt sitzen.

Mit Tagesanbruch verneigt sich die Braut vor der aufgehenden Sonne, vor ihrem Vater, ihrem Mutterbruder, und wendet sich dann mit einer Verbeugung nach Ost, Nord, West, Süd. (Die Sonne wird täglich bei ihrem Aufgange von allen Pulayer begrüsst).

Eine Chank-Muschel (Turbinella pyrum) wird in ein Sieb gelegt und gedreht; kommt die Spitze der Muschel nach Osten zu liegen, so bedeutet es Glück, Unglück dagegen, wenn sie nach Norden zeigt.

Weitere Ceremonien finden nicht statt. Der junge Gatte führt seine Frau, die zuweilen nicht über sieben Jahre alt ist, in seine oder in die väterliche Hütte, und lebt mit ihr zusammen. Doch steht es solchen unreifen Gattinnen im Falle schlechter Behandlung frei, in ihr elterliches Haus zurückzukehren.

Ein Mann kann mehrere Frauen haben; manche haben deren 3, auch 4. Vielmännerei findet nicht statt. Die Ehe kann von beiden Theilen beliebig gelöst werden. Schickt der Mann die Frau gegen ihren Wunsch heim, so verliert er den Kaufpreis von 22 Fenam (etwas über 6 Mark). Willigen beide Theile in die Trennung, so erstatten die Schwiegereltern dem Ehemanne das Kaufgeld. Will die Frau mit einem andern Manne leben, so zahlt dieser 22 Fenam an die Eltern, zur Aushändigung an den bisherigen Ehemann. Ceremonien finden bei Austausch von Frauen nicht statt. Ehebruch kommt selten vor. Die schuldigen Theile werden, wenn sie vor den Aeltesten überführt sind, an Bäume gebunden und mit Rotang gepeitscht. Ausserdem hat der Ehebrecher 12 Fenam zu erlegen, die von den Anwesenden vertrunken und verschmaust werden.

---

1) Buchanan, II. 492, sagt auffallender Weise, der Mann stecke einen Ring auf den Finger der Braut.

Wenn ein Pulayer-Weib im siebenten Monat schwanger ist, so wird Reis in einem neuen Topfe gekocht und kochend heiss der Sonne dargeboten, indem ihr der Topf dreimal entgegenbewegt und wieder zurückgezogen wird. Der Reis wird dann an die Anwesenden vertheilt. An den vier Ecken des Hofes sind vier Bananenstämme aufgestellt und durch Schnüre verbunden; ein Topf wird mit Wasser gefüllt, mit einem Tuch zugebunden und umgedreht, die Frau stellt sich auf den Topf, ein Priester sagt Mantrams her: dann tritt die Frau herunter, zerschneidet die vier Schnüre, während der Ehemann vor jedem Bananenstamme eine Kokos-Nuss zerschlägt. Ein Schmaus beendet die Feierlichkeit.

Der jüngere Bruder darf nicht in Gegenwart des älteren sitzen, der Neffe nicht vor dem Oheim, das Volk nicht vor dem Häuptling. (Jedes Adigarem, kleines Pulayer Gebiet, hat einen Häuptling, der früher von Seiten der Regierung ernannt wurde, jetzt gewählt wird). Eine Frau darf nicht vor Männern sitzen, aber vor Knaben. Kinder dürfen nicht in gleicher Höhe mit Erwachsenen sitzen. Schwiegersohn und Schwiegermutter dürfen einander nicht näher kommen, als zehn Schritt [1]).

Eide werden bei der Sonne geschworen; auch der Vater, die Mutter, die Kinder, das Messer, welches der Pulayer stets bei sich trägt, werden bei Schwüren angerufen: „Ich schwöre bei der Sonne, dass . . . ist dies nicht wahr, so will ich nicht länger als 41 Tage (mandalam) leben, so sollen Cholera und Pocken mich verzehren, mein Haupt vom Blitz getroffen werden."

Die Zahl 41 scheint eine besondere Bedeutung zu haben: 41 Tage heissen mandalam, eigentlich ein Kreis, eine Umgrenzung (auch ein Distrikt, ein Hof um den Mond). Ein Arzt z. B. verordnet eine Kur mandalam, d. h. 41 Tage lang fortzusetzen.

Auch Gottesurtheile, die früher bei den Hindus sehr allgemein waren, sind den Pulayer nicht unbekannt [2]). Einer der anwesenden alten Männer hatte vor vielen Jahren einem solchen beigewohnt. Der Beschuldigte musste dreimal die Hand in einen, mit Kuhmist und siedendem Wasser gefüllten neuen Topf stecken, und zog sie angeblich unverletzt heraus, wodurch er seine Unschuld darthat. Da indessen solche Proben nur zur Ermittelung grosser Verbrechen angestellt wurden, und in solchen Fällen jetzt die Behörde einschreitet, so mag dergleichen heut wohl nicht mehr vorkommen.

Ein Pulayer, dem sein Reis gestohlen worden, begab sich nach einem Tempel der Laxmi, dem er freilich nur bis auf 64 Schritte nahen durfte, warf sich zu Boden, legte 3 Fenam vor sich hin und rief laut die Göttin an, seine Klage zu erhören. Ein Priester erschien, der Pulayer musste sich entfernen, der Priester nahm das Geld auf, und sprach: „die Göttin wird den Dieb bestrafen."

Krankheiten werden dem Teufel zugeschrieben, und der Pujari (Priester, Beschwörer) hat durch Hersagen von Mantrams (Zauberformeln) zu ermitteln, welcher Teufel betheiligt ist? Er begleitet sich dabei auf dem Kokkurai, einem eigenthümlichen Musikinstrument, das auch bei den Kanikar in den Athrumalli-Bergen in Gebrauch ist. Ein 8 bis 9 Zoll langes Stück Flintenlauf ist der Länge

---

1) Bei den Hindus der Westküste darf kein Schwiegersohn mit seiner Schwiegermutter sprechen. Die letztere verbirgt sich aus Scham, wenn sie jenem zufällig begegnet. (Dr. Sperschneider.)

2) Noch 1860 wollten die Brahminen in Tánjore den Gouverneur in einer Bittschrift ersuchen, die Gottesurtheile wieder zu gestatten, die einen Theil ihrer Religion ausmachten; es unterblieb indessen. (Day, Land of the Permauls S. 63, Anmerkung.)

nach aufgeschnitten und etwas auseinandergebogen, durch Feilen oder Behauen der beiden Ränder sind zwei Reihen sehr unregelmässiger Zähne gebildet worden, über welche der Musikant mit einem eisernen Griffel hin und her fährt. Bei Teufelsbeschwörungen soll diese Musik oft viele Stunden lang, bis der Priester sich hinreichend inspirirt fühlt, fortgesetzt werden. Dann zieht er mit einem der eisernen Griffel, die zum Schreiben auf Palmenblättern dienen, einen Kreis um den Kranken, opfert junge Kokos-Nüsse, Palmenblüthe, Reis, Turmerik u. s. w., die er um den Kopf des Kranken schwenkt und steckt endlich den Griffel in einiger Entfernung vom Kreise in den Boden, zum Zeichen, dass der Dämon jetzt fest gebannt sei. Zuweilen lässt der Pujari den Teufel aus dem Körper des Besessenen sprechen, die Krankheit und die Art der Heilung verkünden, welche letztere gewöhnlich in unmittelbaren Spenden oder Gelübden zu Gunsten des Priesters besteht. Die Gelübde werden bei der nächsten Ernte abgetragen.

Haben schädliche Talismane, die ein Feind in der Nähe der Hütte vergraben, oder dem Kranken beigebracht hat, die Krankheit veranlasst, so hat der Pujari sie aufzufinden und zu vernichten. Dergleichen Talismane bestehen aus Scherben, Knochenbruchstücken, Haaren, mit Zeichen beschriebenen Palmblättern, Wurzeln und dergleichen, in schmutzige Lumpen gewickelt. Proben davon befinden sich in der ethnographischen Sammlung des Königl. Museums unter Td 25 bis 28.

Stirbt ein Pulayer, so brechen die Anwesenden in laute Klagen aus. Freunde treten in die Hütte und reden den Todten an: Du bist todt, nicht wahr? du fehlst uns, das ist ein Unglück für uns, wer soll jetzt für uns sorgen, o du Theurer! . . ††† (hier folgt der Name des Teufels, dem der Tod zugeschrieben wird), Du hast so schnell sein Leben genommen, hättest Du ihn leben lassen, wir hätten Dir schöne Geschenke gemacht. Alle unsere Spenden und unsere Ausgaben (an den Pujari) sind verloren, und unser Freund ist auch dahin.

Andere versuchen zu trösten; Vudaya tamburaan (eigentlich Besitzer, Herr, hier Gott) hat ihm das Leben gegeben, er hat es wieder genommen, warum weinet Ihr; was ist zu thun? Wenn wir auch weinen und heulen, er wird nicht wiederkehren. Verwandte und Freunde rühmen des Verstorbenen gute Thaten. Der Leichnam wird gewaschen, mit Kokos-Oel und Turmerik eingerieben, mit einem reinen Tuche bedeckt, man steckt ihm eine Prise rohen Reis und geriebene Kokos-Nuss in den Mund; etwas Reiswasser ist ihm bereits unmittelbar vor dem Verscheiden eingegeben worden. Diese Sitte scheint bei den Hindus sehr allgemein. „Wenn die Seele den Körper verlässt, so empfindet er Durst.“

Stirbt ein Pujari, so wird die Leiche mit den Abzeichen seines Standes bekleidet, die aber vor der Bestattung wieder abgenommen werden.

Leichen von Priestern und angesehenen Personen werden ohne weitere Vorbereitung vier Fuss tief in der Hütte der Familie vergraben, wo sie als Schutzgeister, Vadha, wirken. Die Oberfläche des Grabes wird geebnet, mit Kuhmist getüncht, sonst aber nicht ausgezeichnet; zuweilen wird dem Vadha geopfert, der nicht gefürchtet, sondern als guter Dämon, Beschützer der Familie, betrachtet wird.

Andere Leichen werden auf dem eigenen Felde, oder dem des Herrn begraben. Eine kleine Menge Paddy (Reis in der Hülse) wird in das Grab geworfen, welches der Pujari dreimal umschreitet, indem er leise Mantrams spricht. Nachdem jeder Anwesende 3 Handvoll Erde in das Grab geworfen, wird es zugeschüttet und festgestampft. An den vier Ecken werden kleine, mit Steinen bedeckte Reishaufen niedergelegt, damit der Geist des Todten Niemand belästige. Die Gräber sind N.S. gerichtet, die Stelle wird durch nichts ausgezeichnet, bleibt aber unbenutzt. Sieben Tage nach dem Tode nimmt der Pujari Erde vom Grabe, knetet daraus

auf einem Bananenblatte eine Figur, etwa 8 Zoll hoch und halb so dick, die den Verstorbenen versinnlicht, schmiert sie mit Kokos-Oel und Turmerik ein, und ruft dann den Verstorbenen bei Namen, damit sein Geist in das Bild fahre, welches nun in die Hütte der Familie getragen wird. Nachdem es dort niedergesetzt, stellt sich der Priester vor dasselbe, spielt auf dem Kokkurai und spricht Mantrams, bis der Geist aus dem Bilde in den Körper des Priesters fährt, der, so bald er sich besessen fühlt, zu tanzen beginnt, und damit fortfährt, bis der Geist sich anschickt, seinen Körper wieder zu verlassen. Er reicht ihn dann mit ausgestreckten Armen einem Gehülfen dar, der ihn in einem bereit gehaltenen Tuche auffängt und darin fest einwickelt. In dieser Hülle wird der Geist gebadet, dann in die Hütte zurückgetragen und niedergelegt. Vor ihm werden auf einem Kokos-Blatte Reis, Branntwein, Betel und Tabak dargebracht, während der Priester Mantrams hersagt und eine Chank-Muschel dreht, bis ihre Spitze sich nach dem Tuche wendet, znm Beweise, dass der Geist das Opfer angenommen hat, und gewillt ist, als Schutzgeist in der Hütte zu weilen. Die Muschel wird dann auf's Neue gedreht, bis die Spitze sich nach der dem Tuche entgegengesetzten Seite wendet, zum Zeichen, dass der Geist befriedigt ist und die Anwesenden das Opfer verzehren dürfen. Für Frauen und Kinder finden dieselben Ceremonien statt, wie für Männer.

Die Hauptgötter der Pulayer sind Maden und die 5 Pandus, „die mit der Welt zugleich entstanden“ (wohl die 5 Söhne des Rajah Pandu?); nach ihnen kommen die Geister der Vorfahren. Auch eine verschwommene Vorstellung von einem Gott Schöpfer, mächtiger als jene, scheint durch den Jahrhunderte langen Umgang mit syrischen Christen in das Pantheon der Pulayer eingedrungen zu sein.

Für Máden und die Pándus findet alljährlich einmal Gottesdienst statt. Vier Bäumchen (Bombax heptaphyllum, Rotleria tinctoria und zwei andere, die ich nicht ermitteln konnte) werden in den Boden gepflanzt und durch Stangen oder Kokos-Blattstiele verbunden. Das Gerüst wird mit jungen Kokosblättern gedeckt. Auf einem Stein am Boden dieses improvisirten Tempels wird Reismehl, Turmerik und Hühnerblut geopfert, die Hühner aber werden von den Pujaris verzehrt.

Erklärung der Tafel XVI.

Pulayer von Trovancore.

Fig. 9 und 10.	Mann, ganze Figur, Front- und Seiten-Ansicht.
„ 3 „ 4.	Desselben Kopf, „ „ „
„ 11 „ 12.	Frau, ganze Figur, Front- und Seiten-Ansicht.
„ 7 „ 8.	Derselben Kopf, „ „ „
„ 1 „ 2.	Mann, Kopf, Front- und Seiten-Ansicht.
„ 5 „ 6.	Frau, „ „ „ „

Die Zeichnungen sind mit der Camera lucida aufgenommen und mechanisch verkleinert.

Die römischen Zahlen beziehen sich auf die von Hrn. Dr. Körbin bearbeiteten, später zu veröffentlichenden Körpermessungen. *SL* = Schädellänge; *SB* = Schädelbreite.

(11) Hr. Fritsch berichtet über die Ausführung des ihm von der Gesellschaft gewordenen Auftrages, die photographische Aufnahme der Grönländer Seitens des Hrn. Photographen Carl Günther zu veranlassen und macht einige Bemerkungen

über die Rassenmerkmale der Eskimo unter besonderer Berücksichtigung ihres Haupthaares.

Die photographische Aufnahme der Eskimos wurde die Veranlassung, dass ich auch das Haupthaar derselben einer genauen Untersuchung unterwarf und mit

anderen Haarproben von verschiedenen Rassen verglich, die ich theils selbst gesammelt, theils in der einschlägigen Literatur beschrieben fand.

Es sind mir drei Publikationen über die Rassenmerkmale des menschlichen Haupthaares bekannt geworden: Eine aus dem Jahre 1863 von Pruner-Bey (De la chevelure comme charactéristique des races hum.); eine zweite von Götte 1867 (Ueber das Haar des Buschweibes. Inaugur. Diss. Tübingen); und eine dritte von unserem verehrten Mitgliede, Hrn. Dr. Hilgendorf (Bemerkungen über die Behaarung der Aino's. Mitth. d. deutsch. Ges. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens 1875). Eigenthümlicher Weise nimmt keine dieser Arbeiten Stellung zu den anderen, sie sind gänzlich unbeeinflusst durch einander und kommen auch zu sehr verschiedenen Resultaten.

Was zunächst Hrn. Pruner's umfangreiche und schätzenswerthe, durch zahlreiche Abbildungen illustrirte Publication anlangt, so soll durch dieselbe die Constanz der Merkmale des Haares bis zu einem sehr hohen Grade nachgewiesen werden. Die spiralige Krümmung des Haares wird wesentlich auf den abgeplatteten Bau desselben zurückgeführt, so dass es um so mehr gekrümmt sein sollte, je flacher der Querschnitt des Haares sei. Endlich sollte die Axe der Krümmung senkrecht auf dem grössten Durchmesser derselben stehen.

Hr. Götte, der das Haar des sogenannten Buschweibes Afandy, einer Hottentottin, untersuchte, vertritt einen sehr abweichenden Standpunkt, und bestätigt Pruner's Angaben nicht. Er verglich das untersuchte Haar mit demjenigen anderer Rassen, sowie mit dem der Thiere, und stellte sich die Frage, ob das menschliche Haupthaar in den eng spiralig gedrehten Formen Wolle genannt werden dürfe oder nicht. Er erkennt mit Nathusius den Charakter der Wolle nicht sowohl in der Feinheit oder gar Marklosigkeit des Haares, was zu schwankende Charaktere sind, sondern in der Entwickelung desselben als Unterhaar (wo Oberhaar bei Thieren neben wolligem Unterhaar vorkommt, pflegt es stärker und straff zu sein) und in der Stapelbildung (beständiger Wechsel in der Richtung der Spirale des Haares, veranlasst durch die Stauchung der durch Fettschweiss etc. verklebten Enden des Wollhaares).

Diese Charaktere kann Götte noch beim „Wollhaar“ des Negers nicht finden, dagegen ist er geneigt, das speziell untersuchte Haar des Buschweibes als Unterhaar anzusprechen und wegen der Neigung zur Stapelbildung als „Wolle“ zu betrachten, und würde dasselbe also seinem ganzen Wesen nach vom Negerhaar differiren.

Gleichzeitig gab Götte eine genauere Untersuchung der Wurzelscheiden und betonte die starke Krümmung des schräg gegen die Oberfläche gerichteten Haarbalges bei den sehr krausen und abgeplatteten Haaren.

In dieser Beziehung steht nun Hilgendorf wieder auf einem anderen Standpunkt, indem er, die Haare besonders auf ihren Querschnitt untersuchend, sich ausser Stande erklärte, danach bestimmte Rassenunterschiede festzustellen. Er fand alles untersuchte Haar von ovalem Querschnitt, und die Lage des grösseren Durchmessers bald senkrecht zur Axe der Haarkrümmung, bald nicht. Hilgendorf bildete, wie Pruner es that, eine grössere Anzahl der untersuchten Proben ab. —

Wir stehen somit hier vor einem Kapitel der Anthropologie, welches beinahe ebenso trübe ist, wie die Verhandlungen über die Horizontale des menschlichen Schädels, und das einer erneuten Revision dringend bedarf. Nach den bisher von mir darüber angestellten Untersuchungen muss ich glauben, dass sowohl Pruner, wie Hilgendorf zu weit gingen in ihren Behauptungen, und dass sich aus grösseren

Reihen von Präparaten durchschnittliche Unterschiede feststellen lassen, welche als verwendbare Rassenmerkmale bezeichnet werden müssen, ohne jedoch für jede einzelne Rasse von specifischem Charakter zu sein.

Kommen auch, wie Hilgendorf richtig bemerkt, bei allen Haarproben ovale Querschnitte vor, so überwiegen solche doch nur bei krausem Haar, an den schlichten oder straffen nähert sich der Querschnitt mehr dem Kreis. So ist es z. B. bei den Eskimohaaren der Fall, wo gleichzeitig kantige, seltener ovale Haare vorkommen, von denen Pruner auch Abbildungen giebt; doch hat er diese Abweichung (es waren ausgegrabene Haare) auf Rechnung der äusseren Agentien gesetzt. Vorwiegend oval ist der Haarquerschnitt bei den Nigritiern, wo beim Verschwinden dieses Merkmals der Verdacht starker Beimischung von anderem Blut gerechtfertigt erscheint.

Die Stellung und Krümmung der Wurzelscheiden, auf welche Götte mit Recht ein besonderes Gewicht legte, ist jedenfalls von vorwiegendem Einfluss auf die Gestaltung des Haares und verdient ebenfalls genauer erforscht zu werden, als bisher geschehen ist. Wegen der anderweitigen, tief einschneidenden Trennungen zwischen den Hottentotten und Buschmännern einerseits, sowie den Nigritiern andererseits, wäre es erfreulich, wenn auch die Haarbildung so wesentliche Unterschiede zeigte, als Götte angiebt; d. h. bei jenen als stapelbildendes Unterhaar wirklicher Wolle entspräche, bei diesen aber nur gekräuseltes Oberhaar wäre. Auch bei vielen schwarzen Stämmen ist eine Neigung zur Stapelbildung unverkennbar (z. B. den Ba-mantatisi), auch hier findet sich eine, freilich geringere Krümmung der schräg gerichteten Wurzelscheiden. Ich sehe daher trotz bestem Willen keine Möglichkeit, einen principiellen Unterschied zu constatiren.

So viel ich die Sache übersehe, scheint mir bei keinem bekannten Stamme das Haupthaar den Charakter wirklicher Wolle zu tragen und die Unterschiede nur als Abänderungen der gleichen Anlage gedeutet werden zu müssen, d. h. also wahre Rassenunterschiede zu sein. Als solche werden sie die Constanz, welche Pruner voraussetzte, nicht haben und brauchen sie nicht zu haben, um doch werthvolle Characteristica der Stämme darzustellen. Ich glaube daher, dass es Unrecht ist, diese Untersuchungen gänzlich zu discreditiren, und möchte hierdurch auf die Frage nochmals aufmerksam gemacht haben in der Hoffnung, dass erneute Revision derselben den unter den Autoren bestehenden Zwiespalt verhältnissmässig leicht lösen wird.

(12) Hr. Voss zeigt eine Reihe von Originalen und Nachbildungen von

grünen Steinbeilen aus deutschen Sammlungen.

Hr. Schaaffhausen legte bei der vorjährigen General-Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft zu Constanz den Gypsabguss eines bei Grimmlingshausen in der Nähe von Neuss gefundenen Beiles aus grünem Gestein vor. (S. Bericht im Corresp.-Blatt 1877. S. 142). Da mir damals nur ein Exemplar eines ähnlichen Steinbeiles, in dem Privat-Cabinet Sr. Durchlaucht des Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt, bekannt war, und dasselbe mit einer sehr schönen, unzweifelhaft aus Südamerika, wahrscheinlich aus Columbien stammenden Steinaxt in der, sonst nur deutsche und nordische Alterthümer von bekannten Typen enthaltenden Sammlung sich so wesentlich von den anderen ähnlichen Gegenständen unterschied, so glaubte ich, gestützt auf das Vorkommen ähnlicher Formen in anderen Welttheilen, z. B. auf Neu-Seeland, den Caribischen Inseln, auch hinsichtlich der Provenienz dieser Stücke eine nochmalige genaue Prüfung empfehlen zu sollen.

Durch gütige Vermittelung des Hrn. Schaaffhausen hat nun das Königl. Museum von dem Besitzer des bei Grimmlingshausen gefundenen Exemplares Hrn. Carl Guntrum zu Düsseldorf ebenfalls einen Abguss erhalten, den ich mir erlaube vorzulegen. Derselbe ist der Länge nach etwas in der Fläche gebogen, während das Original völlig gerade ist. Die Form ist dieselbe, wie die bei den grösseren Exemplaren, welche Lindenschmit Bd. I. Heft II. Taf. I. Fig. 19—23 abgebildet hat, namentlich bei dem, auf dem sogenannten Kästrich bei Gonsenheim gefundenen Exemplare, aber es übertrifft dieselben bedeutend an Länge, denn es misst 36 Cm.

Auf mein Ersuchen hat nun Se. Durchlaucht der Fürst von Schwarzburg-Rudolstadt die Gnade gehabt, mir das in seiner Sammlung befindliche ganz ähnliche Exemplar im Original zu übersenden. Dasselbe ist in der Nähe von Frankenhausen in Thüringen gefunden worden und besteht nach Angabe des Hrn. v. Hochstetter in Wien aus Jadeit-Gabbro. Es ist 26 cm lang und 12 cm breit.

Ausserdem befinden sich in dem Museum zu Cassel zwei Exemplare aus ähnlichem Gestein, was ich den Ermittelungen unseres geehrten Hrn. Vorsitzenden verdanke. Hr. Dr. Pinder, Director des Casseler Museums, hatte die Güte, mir dieselben zu übersenden, und freut es mich auch diese Stücke im Original gleichzeitig vorlegen zu können. Sie stammen angeblich von der dänischen Insel Seeland und gelangten durch einen Prinzen des ehemaligen Kurfürstlichen Hauses, welcher in dänischen Diensten stand, nebst anderen dänischen Alterthümern in das Museum zu Cassel. Das eine dieser Beile hat ganz dieselbe Form, wie die anderen Ihnen vorgelegten, während das andere ein Querbeil von beträchtlicher Länge bei verhältnissmässiger Schmalheit ist. Das erstere misst 36 cm in der Länge und ist 8 cm breit, während das andere 17 cm lang und 7 cm breit ist.

Ausser den im Museum zu Münster befindlichen, schon von unserem Hrn. Vorsitzenden im Jahre 1875 hier besprochenen beiden Exemplaren, von denen das eine bei Kloppenburg in Oldenburg (S. Abb. b. Lindenschmit. Bd. I. Heft II. Fig. 13), das andere bei Höxter an der Weser gefunden wurde, würden die hier vorgelegten die am nördlichsten und bei weitem am meisten östlich gefundenen Exemplare in Mitteleuropa sein. Das bei Kloppenburg gefundene Stück besteht nach Analyse des Hrn. Professor Fischer in Freiburg i. B. aus Chloromelanit und hat grosse Aehnlichkeit in Farbe und Form mit dem Ihnen von Hrn. v. Andrian vor Kurzem hier vorgezeigten Abgusse eines auf Sicilien gefundenen Exemplares, während das andere, nach Hrn. Fischer, aus Jadeit gearbeitet, ganz die flache und schlanke Form jener von Frankenhausen, Seeland und Grimmlingshausen besitzt.

(13) Hr. Bastian zeigt aus den neuen Erwerbungen des Königl. Museums

Alterthümer von Hayti und Santa Barbara.

Dieselben bestanden zunächst in Alterthümern aus Hayti, übersandt durch den deutschen Consul, Hrn. Dr. Graser, der sie theils selbst, theils durch die Mitwirkung der deutschen Consuln, Hrn. Hitchenbach in Gonaives und Hrn. Niese in Cap Haytien erworben hatte, unter gütiger Unterstützung der Generale Desforges Dessalines in Dondon, Mentor Nicolas in Gonaives und Zeliwar Benjamin in Plaisance. Alterthümer von den Antillen gehörten bis dahin zu den grössten Seltenheiten, doch beweist die reiche Sammlung des amerikanischen Consul Latimer, welche in Porto-Rico für die Museen seines Vaterlandes zusammengebracht war, und seit einigen Jahren dort zur Aufstellung gekommen ist, dass es nur an der richtigen Initiative gefehlt hatte, diesem Mangel abzuhelfen.

Auch das Königl. Museum in Berlin ist für Porto Rico ausgiebig beschenkt durch den deutschen Consul v. Krug, im Anschluss an Einiges, was ich selbst von dort mitgebracht hatte.

Von Hayti besassen wir nur vereinzelte Stücke, die früher durch Sir Robert Schomburgk beschafft waren, und ich benutzte desshalb auf meiner amerikanischen Reise das Anlaufen des Dampfers in Port-au-Prince, um Hrn. Dr. Graser um seine Beihülfe zu bitten, die uns jetzt durch die vorliegende Sendung bethätigt ist. Die Gesichtsverzierungen auf den Steingeräthen sind auch sonst von Hayti bekannt, und das Thonköpfchen schliesst sich ausserdem an Aehnliches aus Porto Rico an.

Seitdem wir jetzt in zuverlässigen Sammlungen ausreichenderes Material, eine erste Grundlage für das Studium, zu erlangen beginnen, wird es sich zunächst um die Scheidung zwischen Igneri und Caraiben handeln, oder den Eingeborenen und den, auf ihren Piratenfahrten, Wikingerfahrten, längs der Küste, auch nach dem Innern vorgedrungenen Ankömmlingen, indem die nächstliegenden Analogien für die charakteristischen Typen der von den ersteren verfolgten Objecte wahrscheinlich auf den Isthmus von Panama und Nachbarschaft (bis zu den durch die Culturkreise der Maya und Colhua beeinflussten Staaten Central-Amerika's) zu suchen sein würden, die der letzteren in Darien und der bis zum Orinoco (oder noch darüber hinaus bis zum Marañon) angeschlossenen Küste. Auch wird für den Namen der Caraiben selbst vorher eine ähnliche Sichtung, wie sie sich in der alten Welt bei dem der Chaldaeer nöthig zeigte, einzutreten haben, um in den Einzelnfällen seine Verwendung klar zu legen, wie weit damit ein Volksstamm, eine Priesterklasse oder eine Kriegerkaste bezeichnet sein sollte. So lange nicht die ganze Zahl der bezüglichen Stellen aus den spanischen Chroniken in erschöpfender Uebersicht neben einander gereiht ist, leiden jene Generalisationen, mit denen in ethnologischen Handbüchern so verschwenderisch umgegangen wird, an um so grösserer Unsicherheit, weil noch die in den legalen Bestimmungen über den Sklavenhandel acceptirte Erklärungsweise des gleichen Namens für die Berücksichtigung hinzukommt.

Neben seinen werthvollen Fundstücken für die ethnographische Sammlung hat Hr. Dr. Graser Abklatsche von Felszeichen in Aussicht gestellt, sobald das geeignete Papier empfangen sein wird, an dessen schwieriger Beschaffung an Ort und Stelle die bisherigen Versuche meist gescheitert sind. Als eine der interessantesten Localitäten der Insel hat Dondon zu gelten, und die mit den Wandersagen des Halbgottes Vangoniona verknüpfte Höhle, worin das Menschengeschlecht durch mythische Riesen bewacht wurde, bis diese unter den Strahlen des am Horizont aufsteigenden Sonnengottes versteinerten. (Vgl. Sitz. v. 14. März 1874. Verh. S. 70). So wird möglicherweise zunehmende Detailkenntniss auf noch frühere Schichtungen einer Urbevölkerung zurückführen mögen. Hierüber jetzt bereits Ansichten durchzuführen, kann sich jedoch nur derjenige ermuthigt fühlen, der von diesen Dingen so wenig weiss, um selbst noch nichts von der grossen Masse desjenigen zu wissen, was Alles vorher gewusst werden muss, um überhaupt auf den Weg zu gelangen, im Laufe der Zeit, später einmal, etwas Allererstes wissen zu können.

Die zweite der ausgelegten Collectionen begriff Alterthümer von den Inseln der Santa Barbara-Gruppe (an der Küste von Californien) als Ergebnisse der von Hrn. Paul Schumacher veranstalteten Ausgrabungen, die theils durch direkte Unterstützung des Königlichen Museums veranlasst, theils einer, zur Einleitung weiteren Austausches empfangenen Einsendung der Smithsonian Institution in Washington beilagen.

Schon bei meiner Anwesenheit in Amerika im Jahre 1876 wurden mir solche

Uebersendungen durch Hrn. Prof. Henry sowohl, wie durch Hrn. Prof. Baird aus den fast überreichen Materialanhäufungen der Smithsonian Institution in freundliche Aussicht gestellt, und in der diesmaligen glaube ich im Besonderen die sorgsame Hand unseres correspondirenden Mitgliedes, Hrn. Dr. Rau, erkennen zu können, sowohl betreffs der Auswahl, wie der vorzüglichen Verpackung und Etiquettirung. Die, seit der Fortführung durch die Missionäre, verschwundene Bevölkerung der Santa Barbara-Inseln zeigt in den ersten Berichten der Entdecker mehrere jener eigenthümlichen Züge, welche die Nordwestküste Amerika's mit einer dafür charakteristischen (und oftmals auf Oceanien verweisenden) Färbung überziehen, und es muss deshalb als sehr willkommen gelten, dass Hr. Paul Schumacher die dort gestellte Aufgabe archäologischer Nachforschungen in so systematischer Weise verfolgt. Ein von ihm selbst entworfener Fundbericht kommt in einem der nächsten Hefte der ethnologischen Zeitschrift zur Veröffentlichung. Für die gegenseitig ergänzende Erklärung ethnologischer Funde bietet sich auch bei dieser Gelegenheit wieder ein treffendes Beispiel. In all diesen Ausgrabungen längs der californischen Küste stösst man vielfach auf durchlöcherte Rundsteine, die ebenso aus peruanischen Gräberfunden bekannt und dort meist als Keulensteine (im Uebergang zu den morgensternartigen der Inca) erklärt wurden.

Auch in Californien war diese Deutung die nächstliegende, und kommt sie deshalb auch bei Schumacher zur Erwähnung, indess mit der Hinzufügung, dass ein alter Indianer oder Halb-Indianer, in welchem vielleicht noch eine Blutsverwandtschaft zu der ursprünglichen Bevölkerung hätte vermuthet werden können, einen anderen Gebrauch behauptet habe, nämlich den zu Grabestöcken beim Pflanzen. Der Berichterstatter scheint nicht abgeneigt, diese Auffassung gelten zu lassen; er wird den noch zögernden Vorbehalt wohl fallen lassen, wenn ihm hierdurch mitgetheilt wird, dass sich ein identisches Stück in der ethnologischen Sammlung des Königlichen Museums zu Berlin befindet, und zwar von den Bushmans in Süd-Afrika, wo es der Ueberbringer genau in derjenigen Weise gebraucht sah, wie es der californische Indianer aus der Erinnerung beschreibt.

(14) Hr. Bastian spricht über

kambodische Sculpturen.

Unter den Geschenken, welche für die Anthropologische Gesellschaft eingelaufen sind, befindet sich eine Brochüre (Legrand: La nouvelle Société Indo-chinoise, Paris 1878), welche der Begründung einer indochinesischen Gesellschaft in Paris Erwähnung thut. Die letztere ist besonders, wie bemerkt wird, durch die Ausstellung kambodischer Sculpturen veranlasst, um diese wunderbaren Monumente und die noch unbekannte Cultur, von der sie zeugen, einem speciellen Studium zu unterziehen, wie sie es bei ihrer voraussichtlichen Verzweigung durch die ostasiatische Vorgeschichte mit Recht verdienen.

Ich habe mich darüber in „Völker des östlichen Asiens" ausgesprochen, Thl. I. (Geschichte der Indochinesen, S. 393—456), sowie Thl. IV. (Reise durch Kambodia, im zweiten und dritten Kapitel), als ich bei meinem Aufenthalt in Bangkok (1864) von dem Besuch dieser so lange im Dunkel der Wälder und der Vergessenheit begrabenen Tempel durch Mouhot gehört hatte, und dann auf der Landreise von Bangkok nach Saigon dort einen kurzen Aufenthalt nahm (Thl. IV. Reise durch Kambodia, im zweiten und dritten Kapitel).

Die Zeichnungen, die ich damals anfertigen liess, konnten (von einigen Proben im Ausland Jahrgang 1865 abgesehen) noch nicht zur Veröffentlichung kommen,

und werden jetzt überflüssig geworden sein, da man begonnen hat, die Wandsculpturen in natura nach Paris überzuführen. Wenn der imposante Total-Eindruck, der lebendig in der Erinnerung verbleibt, für den später nachkommenden Reisenden dadurch geschwächt sein wird, mag doch andererseits aus der erleichterten Zugänglichkeit des Materials eine gesichertere Grundlage der Forschung umsomehr zu erhoffen sein. Hiezu bedarf es aber in diesem Falle ganz besonders eines Zusammenwirkens verschiedener Fachmänner: der des Sanscrit für die brahmanischen Siedelungen in den siamesischen Chronisten, der des Pali für die Wanderungen Buddhaghosa's, der des Birmanischen für die früheren Reiche der Halbinsel, der des Kawi für die Beziehungen zu dem javanischen Culturkreis, der des Chinesischen für die, den Gesandschaftsberichten entnommenen Beschreibungen, der des Malayischen für die Sagen von Iskander mit den classischen Weiterführungen zu Alexander Magnus und den letzten Ausläufern indobactrischer Nachklänge, und endlich schon als erster Vorbedingung, einer Kenntniss des kambodischen Sprachdialectes selbst, worauf auch in der Brochüre als eine der Hauptaufgaben der Gesellschaft hingewiesen wird. So kann der Gedanke ihrer Stiftung nur als ein in jeder Hinsicht glücklicher bezeichnet werden, um solch gemeinsames Zusammenarbeiten zu ermöglichen.

(15) Hr. Dr. Brückner sen. berichtet in einem Briefe an den Vorsitzenden d. d. Neubrandenburg, 9. April, über die Ausbeutung eines

Hünengrabes bei Neu-Brandenburg.

Die Schädel und Schädelfragmente, welche ich Ihnen heute zusende, stammen aus einem Hünengrabe, welches durch Zufall ganz in der Nähe von Neubrandenburg aufgefunden wurde. Das Grab wurde zu Anfang Februar bei Planiren einer Wiese etwa 50 Schritte vom Nordrande der Tollense entdeckt. Die aufgefundene Steinkiste stand in einem flachen Hügel mit der Längendimension in der Richtung von NO. nach SW. und war im Lichten 155 cm lang, an der SW.-Seite 75 cm und an der NO.-Seite 90 cm breit. Die Tiefe der Kiste betrug 1 Meter. Die Kiste war grösstentheils aus grossen Platten eines blaugrauen Kalksteines erbaut. Die NW.-Langseite bestand aus zwei solchen, an einander gesetzten Platten; die südwestliche wurde nur zu $^1/_3$ von Kalkstein gebildet, während der Rest dieser Langseite und die südwestliche Schmalseite durch ein grosses Granitgeschiebe gebildet war. Die NO.-Schmalseite war mit kleinen Geschieben zugesetzt und hatte offenbar als Thür in die Grabkammer gedient. Die Decke bildete eine grosse Kalksteinplatte. Die Steine, welche die Kiste bildeten, standen unmittelbar auf Sand (Seesand). Der Boden der Kiste war durch eine Art Estrich aus blauem Thon gebildet.

Die Kiste war bei ihrer Auffindung fast bis zu ihrem oberen Rande mit Wasser und Schlamm angefüllt und wurde bei der Durchsuchung trotz wiederholten Ausschöpfens beständig wieder durch das Grundwasser gefüllt, welches von unten aus dem Seesande immer wieder hervordrang.

Der Wasserstand der nahen Tollense war bei Auffindung der Kiste allerdings nach einem sehr nassen Jahre bestimmt zwei Fuss höher als in normalen Jahren. Doch dürfte der Spiegel der Tollense auch in trockenen Jahren immer noch beträchtlich höher liegen, als der Grund der Steinkiste, welcher durch Grundwasser beständig, mindestens fusshoch bedeckt gewesen sein muss. — Es deutet dies auf grosse Veränderungen der Niveauverhältnisse der Tollense hin. Der Spiegel der Tollense muss entschieden jetzt höher liegen, als zur Zeit der Erbauung der Stein-

kiste. Dass mit Absicht die Leichen, deren Reste man in der Steinkiste fand, sollten im Wasser bestattet sein, ist nicht anzunehmen. Wahrscheinlich ist der Wasserspiegel der Tollense durch Anlage der Mühlen an den Abflüssen des Sees jetzt höher angestaut, als er ursprünglich in alter Zeit war.

Erst nachdem bei der Aufgrabung aus der Kiste etwa $1^1/_2$ Fuss Schlamm herausgeschafft waren, stiess man auf Reste der alten Bestattung. Diese Reste bestanden nur in menschlichen Gebeinen. Kunstproducte des Menschen, Geräthschaften aus Stein und Urnen wurden trotz sorgsamer Durchsuchung nicht gefunden. Die Zerstörung der Urnen, die aller Wahrscheinlichkeit nach den Leichen ursprünglich mitgegeben worden sind, muss der beständigen Nässe, der sie ausgesetzt waren, zugeschrieben werden. Geräthschaften aus Stein oder primitiven Schmuck scheinen die Menschen, welche zur Steinzeit an den Ufern der Tollense wohnten, ihren Todten nicht mitgegeben zu haben, wenigstens wurde in der Steinkiste im Nemerower Holze, über welche ich früher Mittheilung gemacht habe, ebenfalls nichts derartiges gefunden.

Die menschlichen Ueberreste, welche in der Kiste gefunden wurden, gehören drei Erwachsenen und zwei Kindern an. Ich lege Ihnen die fünf Schädel, soweit dieselben erhalten sind, zur Begutachtung vor. Die Knochen der Extremitäten deuten auf einen hohen Wuchs der Bestatteten. Ich lege einen Oberschenkelknochen bei, der interessant ist wegen des schön verheilten Knochenbruches.

Der Bau der neu aufgefundenen Steinkiste und der früheren hier beschriebenen ist im Grossen und Ganzen derselbe, doch ist zu bemerken, dass in Bezug auf Orientirung der Kisten und der Eingangsthüren nach Himmelsgegenden keine bestimmte Norm hervortritt. Die neuerdings in der Wiese gefundene Kiste liegt von NO. nach SW. mit der Eingangsthür in NO.; die Kiste im Nemerower Holze liegt mit der Längendimension von O. nach W. und hat den Eingang an der westlichen Seite." —

Hr. Virchow: Von den übersendeten Schädeln ist leider nur ein einziger (Nr. 834) ganz vollständig. Nächstdem lässt sich der zweite (Nr. 836) in der Mehrzahl der Richtungen messen. Die anderen beiden sind so defekt, dass nur Einzelnes über sie angegeben werden kann.

Im Allgemeinen lässt sich eine nahe Verwandtschaft zu dem früher von Hrn. Brückner vorgelegten und von mir in der Sitzung vom 21. Juli 1877 (Verh. S. 279, Zeitschr. für Ethnol. Bd. IX.) kurz geschilderten Schädel aus einem Ganggrabe in der Nähe von Neubrandenburg nicht verkennen. Ich gebe eine zusammenstellende Tabelle (S. Anhang) der Hauptindices. Wie jener weibliche Schädel, so erweisen sich auch die beiden besser erhaltenen Schädel der gegenwärtigen Vorlage als ausgemachte Dolichocephalen. Beide sind noch niedriger, als der frühere. Während dieser mesorrhin ist, zeigt sich der männliche Schädel Nr. 834 platyrrhin. Auffällig ist die bei allen vorkommende Andeutung einer langsamen Schliessung der queren Hinterhauptsnaht.

Im Einzelnen ergiebt sich Folgendes:

1) Der männliche Schädel Nr. 834 ist gross (Capacität von 1550 ccm.), lang, nicht hoch, nach vorn und hinten etwas breit. Sein Breitenindex beträgt 74,2, der Höhenindex 69,2, das Verhältniss des Querumfanges zum Längsumfange (100) erreicht nur 61,3, während das Verhältniss des Sagittalumfangs 72,8 beträgt. In der Scheitelansicht erscheint das Dach sehr lang, vorn breit, gegen das Hinterhaupt verjüngt. In der Seitenansicht sieht man eine lange flache Scheitelcurve. Die steile Stirn hat eine tiefe Glabella und einen starken Stirnnasenwulst, sowie

starke Tubera. Die Hinterstirn ist lang und flach, das Stirnbein im sagittalen Umfange gross; es beträgt 34,6 pCt. des Gesammt-Sagittalumfanges. Auch die Tubera parietalia und die Protuberantia occip. sind kräftig, die Oberschuppe stark gewölbt, das Hinterhaupt überhaupt gross, sein Sagittalumfang erreicht die beträchtliche Grösse von 31,1 pCt. des Scheitelbogens. Beiderseits sind Spuren der Sutura transversa occipit. erhalten, am stärksten rechts, wo der Nahtrest 27 mm lang ist. Die Facies muscularis steht fast horizontal und zeigt tiefe Muskelgruben. Die Schläfen liegen etwas tief, die Schläfenschuppe ist tief, mit starker Muskelinsertion. — In der Basilaransicht tritt das sehr lange, aber schmale Hinterhaupt besonders hervor.

Das Gesicht ist hoch und schmal. Die Augenhöhlen etwas niedrig (Index 77,5) und von mehr viereckiger Gestalt. Die Nase schmal und stark vortretend, mit tiefliegendem Ansatz und grosser Apertur, daher trotz ihrer Höhe platyrrhin. Tiefe Fossae caninae. Alveolarfortsatz leicht prognath. Zähne tief abgeschliffen, zwischen den oberen mittleren Schneidezähnen ein schmales Trema. Die Ober- und Unterkieferzähne stehen gegen einander, die unteren reichen in der Mitte höher herauf, als seitlich. Das breite Kinn tritt stark vor. Die Medianlinie des Unterkiefers sehr eingebogen. Kieferäste mässig kräftig, der Proc. coronoides durch den Jochbogen nicht gedeckt.

2) Der Schädel Nr. 835a. ist sehr verletzt. Nur das Hinterhaupt ist einigermassen erhalten. Hier sieht man am Lambdawinkel ein grosses, etwas unregelmässig abgerundetes Os triquetrum, 41 mm breit, 38 in sagittaler Richtung lang. Starke Prot. occip. Die Schuppe ganz kuglig gestaltet, in der Richtung der Sutura transversa mit einer tiefen Querfurche versehen. Die Knochen sind etwas dünn, aber ausgewachsen. Die Zähne tief abgeschliffen. Die vorhandene Hälfte des Oberkiefers niedrig. Der Unterkiefer sehr kräftig, mit recht vollständigen Zähnen, welche, obwohl leicht prognath, doch gegenständig sind. Die Mittellinie ist tief eingebogen, das eckige Kinn vortretend, die Kieferäste breit, fast senkrecht, mit niedriger Incisur.

3) Der weibliche Schädel Nr. 836 ist gleichfalls sehr verletzt, besonders an der Basis, jedoch messbar. Die Form ist zart und weiblich, sämmtliche Umfangsmaasse klein. Längenindex 74,6, Ohrhöhenindex 60,9, also merklich höher, als bei dem Mann (58,8). Die Stirn ist rundlich, niedrig, mit sehr schwachen Wülsten besetzt, aber breit. Die Scheitelcurve flach. In der Norma verticalis erscheint das Dach lang und mässig breit. Das Hinterhaupt springt vor, ist seitlich wie comprimirt und daher im Ganzen nach hinten verjüngt. Die Oberschuppe tritt rundlich vor und zeigt in der Richtung der Sutura transversa einen queren Eindruck. Die Orbitae gross und hoch (Index 84,2); die Nase schmal, ihr Rücken zart und etwas eingebogen. Oberkieferfortsatz niedrig (14 mm). Zähne tief abgeschliffen, vorspringend. Kinn klein, dreieckig, schwach vortretend. Mittellinie des Unterkiefers eingebogen. Seitentheile verletzt.

4) Der weibliche Schädel Nr. 837, der stark zertrümmert ist, gehörte einem noch im Zahnwechsel begriffenen Mädchen an. Er ist lang und flach. Die Stirn niedrig. Die Unterkieferäste sehr stumpfwinklig angesetzt, die Seitentheile dick. Die Mittelzähne schon sehr stark vortretend.

5) Das mitgeschickte linke Os femoris hat eine nach oben und unten etwas flache Diaphyse und auch einen platten Hals. Ein mit Verkürzung geheilter, alter Bruch im oberen Drittheil mit leichter Verschiebung der Bruchenden.

A. Messungen.	Nr. 834 ♂	Nr. 835 a. ?	Nr. 836 ♀
Capacität	1550	—	—
Grösste Länge	198	—	182,2
„ Breite	147	—	136
„ senkrechte Höhe	137	—	—
Ohrhöhe	116,5	—	111
Horizontalumfang	538	—	505
Vertikaler Querumfang	330	—	327
Sagittaler Stirnumfang	136	—	126
Länge der Pfeilnaht	134	—	125
Sagittaler Hinterhauptsumfang	122	133	115
Ganzer Sagittalbogen	392	—	366
Entfernung des Ohrlochs von der Nasenwurzel	114	—	97,5
„ „ „ „ dem Nasenstachel	116	—	100
„ „ „ „ „ Alveolarrand	119	—	106
„ „ „ „ „ Zahnrand	120 ?	—	—
„ „ „ „ „ Kinn	139	—	117
„ „ For. magn. von der Nasenwurzel	110	—	—
„ „ „ „ „ dem Nasenstachel	104	—	—
„ „ „ „ „ „ Alveolarrand	102	—	—
„ „ „ „ „ „ Zahnrand	107	—	—
„ „ „ „ „ „ Kinn	118,5	—	—
Oberer Frontal-Durchmesser (Tubera)	68	—	65
Unterer „	97	—	90
Coronaler „	124,5	—	113
Temporaldurchmesser	121,5	—	113
Parietaldurchmesser (Tubera)	140	—	127
Occipitaldurchmesser	114	—	104,5
Mastoidealdurchmesser, Basis	126	—	116
„ Spitze	103	—	100
Auricular-Durchmesser	130,5	—	107
Jugal- „	136,5	—	—
Maxillar- „	57	—	37
Submaxillar- „ (Kieferwinkel)	91	92	—
Höhe der Nase	52	—	49
Breite der Nasenöffnung	26	—	—
Höhe der Orbita	31	—	32
Breite „ „	40	—	38
Höhe des Alveolarrandes am Oberkiefer	18	—	14
„ „ Unterkiefers (Mitte)	32,5	30	31
Umfang des Unterkiefers	190	185	—

B. Indices.	Nr. 834 ♂	Nr. 836 ♀	Früherer Schädel ♀
Längenbreitenindex	74,2	74,6	74,4
Längenhöhenindex	69,2	—	73,0
Breitenhöhenindex	93,2	—	98,1
Ohrhöhenindex	58,8	60,9	62,8
Querumfang: Horizontalumfang	61,3	64,6	—
Sagittalumfang: Horizontalumfang	72,8	72,4	—
Nasenindex	50,0	—	52,0
Orbitalindex	77,5	84,2	—

(16) Hr. Virchow berichtet über

Burgwälle und alte Ansiedelungen im Bomster Kreise (Provinz Posen).

In der Sitzung vom 14. Mai 1875 (Verh. S. 100. Zeitschr. für Ethnol. Bd. VII.) habe ich über die Untersuchung zweier Burgwälle im Bomster Kreise berichtet, welche ich damals unter Leitung des Hrn. Landraths, Freiherrn v. Unruh-Bomst besucht hatte. Vor Kurzem hat mir dasselbe thätige Mitglied unseres Vereins eine Reihe von neuen Fundgegenständen überbracht, welche derselben Gegend, zum Theil derselben Localität entstammen. Es handelt sich dabei um 3 verschiedene, jedoch in geringer Entfernung von einander gelegene Stellen.

Die erste derselben ist der, schon in meinem früheren Bericht erwähnte Burgwall von Lehfelde bei Wollstein, von dem uns später (Verh. S. 278) Hr. Kreisphysikus Dr. Koch noch ein Thongefäss zugesandt hatte. Die neuen Stücke bestätigen im Wesentlichen, was ich früher aus eigener Erfahrung schon mitgetheilt hatte. Etwas Eisen (darunter als grösseres Stück eine Art von Krampe), ein stark verrosteter Messergriff, scheinbar zum Einschlagen (vielleicht spätere Zugabe), Zähne und geschlagene Knochen vom Hausschwein, Pferd, Rind und Schaaf, „Feuersteinmesserchen", etwas Kohle, aber ganz überwiegend Topfscherben. Darunter kein einziger Henkel, kein vollkommen geglättetes Stück. Nur ein Bruchstück einer kleinen, flachen, übrigens sehr unregelmässigen Schale oder vielleicht genauer, eines Näpfchens, hat eine glattere Oberfläche. Es ist ein ziemlich dickwandiges, an dem Ansatz der Seitenwand an den Boden 1 cm starkes Gefäss mit plattem Boden und schräg angesetzter, nur 22 mm hoher Wand, die in einen ganz einfachen Rand ausläuft. Die Farbe ist röthlichgelb, die Oberfläche glatt, wie abgestrichen, jedoch nicht ganz eben, der Bruch innen schwärzlich grau, grob, theils blättrig, theils körnig. Die übrigen Scherben gehören sämmtlich zu grösseren Töpfen, die, wie aus der Form der Bruchstücke zu schliessen ist, Gefässe von weiter Oeffnung, niedrigem Halse, weitem Bauch und flachem Boden mit vorstehendem Rande darstellten. Die Mehrzahl zeigt eine Reihe vertiefter Parallellinien, welche den Bauch umgürten, schmäler und breiter, in etwas variablen Entfernungen. Weitere Ornamente sind spärlich, jedoch findet sich einigemal das Wellenornament in etwas grossen Curven und in einfacher Zahl, ein Paarmal auch in ganz feinen, wenig ausgezogenen Linien mit niedriger Curve. Einige Scherben haben zierlichere Muster, namentlich erwähne ich solche, welche am Halse einen dichten Kranz schrägliegender Parallelstriche, darunter ein breit eingedrücktes, aber sehr flaches Wellenband mit niedrigen Curven und endlich eine dichte Reihe vertiefter paralleler Horizontallinien zeigen. Die Form der Gefässe ist recht gefällig. Der verhältnissmässig dünne Rand ist weit ausgelegt, die Wölbung des Bauches voll und gut gebildet. Innen sieht man deutlich feine Linien von der Drehung des Gefässes auf der Scheibe. Der Boden hat keine Stempel, höchstens einzelne flache Leisten. Das Material ist grober, mit Kiesbrocken gemischter Thon von mehr grauer, etwas in's Gelbliche ziehender Farbe. Die Oberfläche matt. An einigen Scherben bemerkt man einen erhabenen, leistenartigen Vorsprung um den Bauch, gleichsam als hätten die Gefässe in ein Loch eingehängt werden sollen. Nur an zwei Scherben ist der Rand nicht ausgelegt, dagegen mit einer breiten, nach aussen flachen Verdickung versehen; da gerade diese Scherben zugleich ein mehr hellgraues und dichtes Aussehen haben, so gehören sie vielleicht einer späteren Zeit an.

Im Wesentlichen bestätigt sich demnach die aus der ersten Untersuchung abgeleitete Folgerung, dass wir hier einen altslavischen Burgwall vor uns haben. Der Umstand, dass ei grössere Zahl geschlagener Feuersteine, durchweg

zu der Klasse der kleineren, sogenannten Messerchen gehörig, gesammelt wurden, entspricht gleichfalls dem, was ich selbst schon früher angab. Es folgt daraus meiner Meinung nach um so weniger etwas für ein höheres Alter des Walles, als die Messerchen im Grunde des Walles lagen, also vielleicht schon vor seiner Anlage vorhanden waren. —

Der zweite Burgwall ist in der Nähe des gleichfalls schon in meinem früheren Berichte genannten Dorfes Karne (Karna). Er zeichnet sich namentlich durch die Anwesenheit grösserer Eisensachen aus. Ich erwähne davon einen gebogenen, an den Enden umgelegten Henkel (Eimergriff) von 21 cm Weite und 36 cm Länge, sowie zwei flache, $2^1/_2$ cm hohe, $12^1/_2$ cm im Durchmesser haltende Schalen, welche fast wie Wiegeschalen aussehen. Sie sind stark verrostet und mit dicken Knöpfen von Rost und Erde besetzt, so dass es schwer ist, im Einzelnen ihre Beschaffenheit zu ermitteln. Scheinbar sassen an dem Rande, wenigstens an der einen, einander gegenüber gestellt, Vorsprünge. Ausserdem ist ein schmales Messer, am hinteren Ende mit einem, in den Griff einzulassenden Dorn versehen, erträglich erhalten. Sonst finden sich zahlreiche Zähne und zerschlagene Knochen vom Wildschwein, Hausschwein, Pferd, Rind u. s. w., Kohlenstücke, ein Stück eines flachen, auf einer Seite geglätteten Steins und ein Fragment eines konischen, keulenartigen Steincylinders aus Gneiss, hauptsächlich aber Thonscherben. Eine grössere Zahl der letzteren besteht aus grossen, $1^1/_2$—2 cm dicken, ungemein groben und ganz schwach gebrannten Stücken; dem sehr glimmerreichen Thon waren grobe Kieselfragmente sehr reichlich beigemengt. Die zugehörigen, übrigens ganz platten Böden haben 8—$11^1/_2$ cm Durchmesser. Die Farbe ist aussen etwas licht, innen dunkler, beiderseits schwärzlichgrau. Die Oberfläche matt, durch das Vorragen der Kieselstücke vielfach körnig. Nirgends zeigt sich an ihnen eine Spur der Töpferscheibe. Daneben sind in grösserer Menge Scherben von Töpfen der bei dem vorigen Walle geschilderten Art, gleichfalls ohne Henkel, eingesendet. Ornamentik ist nicht viel vorhanden, am häufigsten auch hier vertiefte, zum Theil sehr tiefe und breite, jedoch mehr aus einander stehende, horizontale Parallellinien. Die Wellenlinie erscheint einigemal und zwar tief eingeschnitten, in sehr hohen Curven und in mehrfacher Wiederholung übereinander, scheinbar mit einem etwas rauhen Instrument eingeschnitten. Neben oder vielmehr über ihr findet sich ein, mit demselben, meist dreizinkigen Instrument eingeritztes, aus Gruppen kurzer senkrechter Einritzungen bestehendes Ornament. Auch sieht man an dem verlängerten und ganz geraden Halse Gruppen ganz langer, schräger oder senkrechter, zu je 5 zusammenstehender Striche, welche nach oben und unten durch horizontale Striche abgegrenzt werden. Hier ist der Rand umgelegt, jedoch weniger stark. Dagegen giebt es noch eine andere Art von Scherben, welche den Verdacht späteren Ursprungs erregen. Es sind diess zum Theil sehr grosse Bruchstücke ungemein umfangreicher Gefässe von hellerer, weisslich grauer Farbe und etwas geglätteter Oberfläche, an welchen man äusserlich und innerlich zahlreiche Furchen der Drehscheibe erkennt. Obwohl das Material roh, der Brand sehr unvollkommen ist, so könnten diess doch spätere Sachen sein. Sie unterscheiden sich überdiess erheblich dadurch, dass ihr Rand ganz steil oder nur ganz schwach ausgebogen, zugleich verhältnissmässig dünn ist, dass der Hals nur wenig abgesetzt und der Bauch, soweit erkennbar, gleichfalls wenig ausgelegt ist. Einzelne dünnere und mehr schwärzliche Scherben, deren Oberfläche nicht durch eingeritzte, sondern durch geformte Querlinien (Furchen und Vorsprünge) verziert ist, dürften derselben Kategorie angehören.

Wenn daher auch dieser Burgwall als ein altslavischer anzusehen ist, so scheint es doch, als sei er ungleich längere Zeit im Gebrauch gewesen. Möglicher-

weise hat er zu dem Dorfe Karne selbst nähere Beziehungen. Ich bemerke übrigens ausdrücklich, dass er mit der früher von mir beschriebenen, gleichfalls auf Karner Territorium, aber ziemlich weit vom Dorfe gelegenen „Schwedenschanze“ an der Strasse nach Bentschen und am Scharker Bach nicht identisch ist. Interessant ist überdiess, dass selbst an den mit Wellen verzierten Scherben durch die Zufügung senkrechter Striche ein neues und einigermaassen besonderes Motiv hinzugekommen ist. —

Von besonderem Interesse sind die Fundstücke von der Hütung von Reklin. Dieses, gleichfalls früher schon von mir erwähnte Dorf liegt östlich von Karne. Ausser Thonscherben und einem Rinderzahn sind nur zwei Stück von Hirschhorn mitgekommen, welche vielfach behauen oder beschnitten sind. Das eine muss einem sehr grossen Thier angehört haben, denn es misst, obwohl vom Rosenstock selbst nichts zu sehen ist, $7^1/_2$ cm im Durchmesser. Von eigentlichen Sägeflächen ist daran, wie mir scheint, nichts wahrzunehmen; es ist theilweise deutlich, hie und da unter Splitterung gehauen, an anderen Stellen vielleicht durchstemmt worden. Eine der Flächen ist concav und ganz glatt, eine andere zeigt rundliche Wellen, was wohl nur durch Stemmen erreicht werden konnte. Nirgends gehen aber die glatten Schnittflächen durch die ganze Dicke; wenn die Rindenschicht durchhauen oder durchstemmt war, so wurde das Horn abgebrochen. Das zweite Stück ist länglich und durch Halbirung des Horns der Länge nach gewonnen; nachträglich ist damit begonnen worden, es von der noch erhaltenen Rindenseite aus mit einer breiten Längsfurche zu durchbrechen. Das dritte Stück ist eine scharfe Zacke, die mit dem Theil der Endsprosse, auf welchem sie aufsass, abgeschlagen worden ist. Irgend eine höhere Entwickelung der Technik ist hier nicht zu erkennen.

Anders ist es mit dem Thongeräth, unter dem eine grössere Zahl von Bruchstücken mit bemerkenswerthen Verzierungen vorkommen. Auch hier handelt es sich um henkellose Töpfe mit weitem Bauch, ganz kurzem Halse, stark umgelegtem Rande und weiter Oeffnung. Zunächst möchte ich aber die Böden besprechen. Es sind davon 4, allerdings grösstentheils nur theilweise erhaltene Exemplare zu erkennen. Alle 4 sind flach vertieft, mit leicht vortretendem Rande und gewölbter Fläche. An einem ist nichts weiter zu bemerken. Ein zweiter zeigt in erhabener Form ein sehr schönes einfaches Hakenkreuz (nicht in der Complikation, wie ich es in der Sitzung vom 10. December 1870. Verh. S. 27. Zeitschr. f. Ethnol. 1871. Bd. III. Taf. III. Fig. 1, von der Bischofsinsel bei Königswalde beschrieben habe). Ein dritter Topfboden hat ein viereckiges Gitter mit erhabenen Stäben und noch stärker hervortretenden Knotenpunkten, ziemlich ähnlich den Formen, welche Wocel (Pravěk země české. V Praze. 1868. p. 465. Fig. 139 und 141) von Böhmen (aus der Gegend von Prag) erwähnt. Das vierte Stück endlich besitzt in der Mitte der flachen Wölbung einen rundlichen Knopf und daneben lange, scheinbar zwecklose erhabene Striche, auf der inneren Seite gleichfalls eine centrale Erhöhung und um dieselbe vertiefte Kreisfurchen. Man kann davon zunächst wohl absehen, da die beiden anderen Stücke in deutlichster Weize zeigen, dass wir es hier mit bekannten Formen von Stempeln zu thun haben.

Ich füge sogleich hinzu, dass auch sonst, namentlich an der Innenseite der Gefässe, genügende Kennzeichen vorhanden sind, dass die Töpfe auf der Scheibe gefertigt sind.

Unter den Ornamenten findet sich ein Muster, welches mir ganz neu war: unter einer sehr steilen, einfachen geritzten Wellenlinie finden sich auf einer, im

Ganzen 25 mm hohen Fläche 7 Parallelreihen von eingedrückten, sehr dicht stehenden, kleinen Grübchen, im Allgemeinen von viereckiger Form. Sie stehen etwas unregelmässig, indem sowohl die Distanzen der Reihen, als die der einzelnen Grübchen nicht gleich sind, aber sie geben doch ein recht gefälliges Bild. Im Uebrigen wiederholen sich bekannte Muster: schöne horizontale Wellenlinien, schräge, aus eingedrückten Punktreihen bestehende Striche, erhabene Querleisten mit schrägstehenden Nageleindrücken, wie Blätter. Hie und da kommen auch längliche, mit einem rundlichen, fast tangential gegen die Fläche gerichteten Stäbchen eingestochene, also an dem einen Ende lochartige Gruben vor. Andere Scherben endlich sind einfach liniirt.

Der Rand ist überall sehr stark umgelegt, so dass zuweilen die umgeklappte Fläche einen breiten Saum darstellt. Nur an einzelnen ist die äussere Seite des Randes nochmals abgestrichen, so dass der eigentliche Rand zugeschärft und die durch das Abstreichen entstandene, breite Fläche gegen den Hals hin durch einen Absatz abgegrenzt ist.

Der Parallelismus zwischen der Ansiedelung von Reklin und den früher bekannten Burgwällen und Ansiedelungen der slavischen Periode ist demnach unverkennbar. Wir werden daher dieselbe mit noch grösserer Bestimmtheit, als die anderen beiden Plätze, als eine altslavische anerkennen müssen.

Von nicht geringer Bedeutung ist es, dass wir auf einer so kurzen Strecke nördlich von Wollstein 4 verschiedene Burgwälle und Wohnplätze kennen lernen: zunächst an Wollstein den Burgwall von Lehfelde, weiter nördlich die zwei von Karne und noch weiter nordöstlich die Ansiedelung von Reklin. Nachdem ich erst in der Sitzung vom 12. April den (arabischen) Silberfund von Rakwitz, welches in nicht zu grosser Entfernung östlich von da gelegen ist, geschildert habe, so ergiebt sich, dass in der altslavischen Zeit hier eine verhältnissmässig gedrängte Besiedelung stattgefunden haben muss. Ich will nicht von Neuem auf die damals und schon früher erörterte Frage, ob nicht in dieser Richtung eine alte Hauptverkehrsstrasse über das Obra-Bruch geführt hat, zurückkommen. Die mitgetheilten Thatsachen zeigen nur, welche Ergebnisse eine fortgesetzte Untersuchung selbst so kleiner Regionen liefert, und ich kann nicht umhin, gerade in dieser Beziehung Hrn. v. Unruh-Bomst, dessen Fürsorge ich alle diese Erfahrungen verdanke, meinen verbindlichsten Dank auszusprechen.

(17) Hr. Dr. Anger berichtet in einem Briefe, d. d. Elbing, 18. April, über weitere

Ausgrabungen am Drausen-See und auf dem Neustädter Felde bei Elbing.

Am vergangenen Sonntage, den 14. d. M., veranstaltete ich eine kleine Expedition nach Hansdorf am Drausensee. Ich liess daselbst auf einem mit Dornen besetzten Sandberge nachgraben und fand dabei viele Skeletknochen, ein ganzes Skelet und Trümmer von Särgen, letztere stark vermorscht. Es gelang mir, einen Schädel zu retten, um dessen Kapsel ein feines Gewebe fest anliegt, welches mit einer grünseidenen Stickerei geschmückt war. Weitere orientirende Beigaben sind nicht gefunden worden. Die Angaben des Aufsehers Plath, welcher vor etwa 12 Jahren an dieser Stelle Erdarbeiten ausgeführt und dabei viele Skelette gefunden hat, sind also richtig gewesen; auch die Gutsleute erzählten mir, dass noch vor Kurzem viele Skelette beim Sandgraben aufgefunden seien, und in der That lagen noch viele Skelettheile und vermorschte Bretterstücke in der Sandgrube umher. In welcher Zeit diese Stelle als Begräbnissplatz benutzt worden ist, das

dürfte bei dem Mangel an Beigaben schwer zu bestimmen sein. Seit „Menschengedenken“ ist an der Stelle nicht begraben worden; indessen dürfte der Umstand, dass die Leichen in Särgen bestattet worden sind, auf eine ziemlich späte Zeit hinweisen. Weitere Untersuchungen der Begräbnissstelle werden hoffentlich mehr Licht verbreiten.

Am Dienstage, den 16. d. M., liess ich in einer grossen Kiesgrube bei Grunau am Drausensee (1/4 Meile von Hansdorf entfernt) nachgraben, gab jedoch sehr bald das Unternehmen auf, weil ich die Unmöglichkeit erkannte, auf diesem vielfach umgewühlten und auf weite Strecken hin planirten Terrain unberührten Boden aufznfinden. Nur eine mehrtägige und mit einer grösseren Zahl von Arbeitern veranstaltete Nachgrabung könnte hier zu einigen Resultaten führen. Ich fand nur Urnenscherben in der vielfach umgewühlten Erde. Plath's Angaben, dass er gerade hier viele und zwar recht grosse Urnen gefunden habe, verdienen also vollen Glauben. Auch seine weiteren Mittheilungen, dass er hier ein Skelet mit Helm, Schwert, Speerspitze und Bronzefibeln (die Beigaben befinden sich in unserer Sammlung) aufgedeckt habe, wurden von einem meiner Arbeiter durchaus bestätigt.

Mehr Erfolg hatte eine weitere Nachgrabung in der Quinternschen Kiesgrube auf dem Neustädterfelde bei Elbing. Ich liess diesmal auf demselben Terrain, welches ich im vergangenen Herbste nur drei Fuss tief untersucht hatte, einen Fuss tiefer graben und fand dabei in einer Zeit von etwa 4 Stunden 10 Leichen und interessante Beigaben. Von den Schädeln habe ich nur vier, und auch diese nicht ganz intact, mitnehmen können. Einer von ihnen war so dünnwandig und so aus den Nähten gegangen, dass er mir zu Hause unter den Händen zerfiel. In nächster Zeit schicke ich Ihnen die Schädel zu.

An Beigaben fand ich:

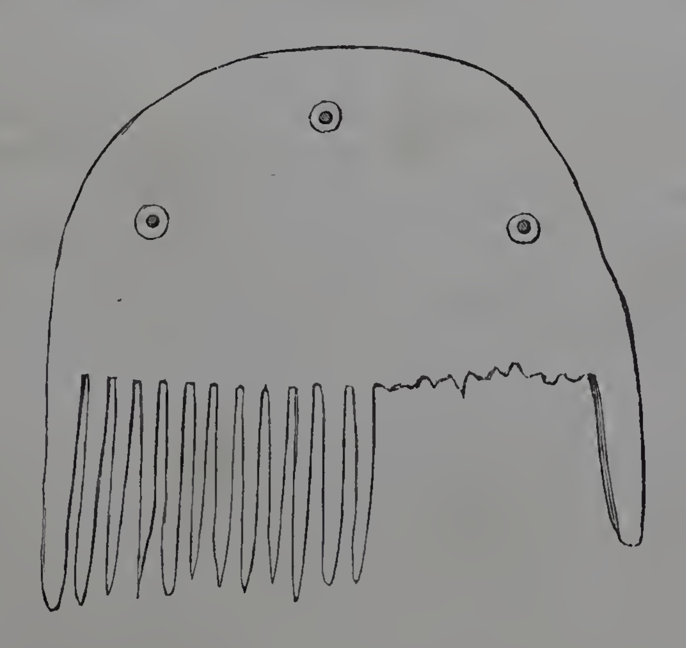
1) Zwei Armbänder von Bronze.

2) Vier Fibeln, und zwar drei von Bronze, eine von Silber. Die Silberfibula und zwei von den Bronzefibeln sind Armbrustfibeln (nach Sadowski Trajanische Fibeln), die vierte Bronzefibula mit breitem segelförmigen Bügel ist gleichfalls von römischer Form. Es ist jetzt ganz sicher, dass nicht nur diese letztere Form, sondern auch die erstere, die Form der Armbrustfibeln, sich bei denjenigen Fibeln findet, welche hier bei Leichen gefunden werden.

3) Eine grosse eiserne, stark verrostete Schnalle.

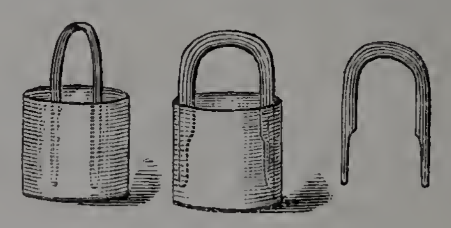
4) Zwei Bernsteinkorallen.

5) Zwei Knochenkämme; der erstere mit halbkreisförmigem, aus einem einzigen



Stücke gearbeiteten, Griffe und 13 noch erhaltenen Zähnen; der andere sehr roh gearbeitete ist nur ein kleines Fragment (10 Zähne). Der erstere zeigt auf dem Griffe drei Kreise mit Punkt in der Mitte.

6) Vier kleine Bronzeeimer, am Halse eines Skelets gefunden. Der Durchmesser des Bodens beträgt 16 mm; die Höhe der Eimerwand 10 mm. Der 2 mm breite Henkel ragt 10 mm über den Eimerrand hervor, reicht aber mit seinen beiden Enden bis zum Boden des Eimers. Merkwürdig ist die Gestalt der Henkel und die Art der Befestigung an der inneren Wand der Eimer. Der Künstler hat aus einem 1 mm dicken Bronzeblech die Henkel in der bereits angegebenen Breite von



2 mm ausgeschnitten und mit den Schärfen an die innere Bronzewand angelöthet. So hat er es bei zwei Eimern gemacht. Da ihm aber später die Mangelhaftigkeit dieser Art der Henkelbefestigung einleuchtete, so hat er dem Uebelstande bei den beiden anderen Eimern dadurch abzuhelfen gesucht, dass er die unteren Bügelenden breit klopfte und dann an die innere Wand festlöthete. Im Uebrigen sind die Eimer ohne Verzierung.

7) Eine kleine Urne mit länglich runder Bodenfläche; ohne Inhalt.

8) Eine eiserne Haarnadel.

Alle diese Gegenstände sind nur bei Leichen gefunden worden.

Sie sehen, dass es sich schon der Mühe lohnt, auf dieser Stelle weiter zu graben. Um nun von dem Besitzer in der Ausbeute des Terrains nicht genirt zu sein, habe ich mich entschlossen, ein bestimmtes Gebiet zu kaufen und dann die Ausgrabungen methodisch vorzunehmen. Nur so kann ich Ihnen ein reiches und gutes kraniologisches Material garantiren. Bisher war es unmöglich, auf den Leichen und Schädeln nicht herumzugehen. Und dicht genug liegen die Leichen; in einem Grabe fand ich sogar zwei Skelette zusammen. Ja, ich weiss sogar nicht einmal, ob ich wirklich alle Leichen aus dieser, höchstens 2 □Ruthen grossen Fläche herausbekommen habe, denn die Leichen liegen 3 Fuss, $3^1/_2$ Fuss, 4 Fuss, $4^1/_2$ Fuss tief und vielleicht auch noch tiefer. Zwei Skelette lagen sogar über 2 Meter tief.

Auf die Folgerungen, welche man aus der ausserordentlich starken Benutzung dieser Begräbnissstelle zu ziehen berechtigt ist, hier einzugehen, bescheide ich mich.

(18) Geschenke:

A. Ecker: Ueber abnorme Behaarung des Menschen. Braunschweig, 1878. 4.

Genthe und Lindenschmit: Modelle der Bewaffnung und Ausrüstung eines römischen Legionssoldaten.

Broca: Mémoire sur la nomenclature cérébrale (Abdruck aus Révue d'anthropologie. Avril 1878).

Hayden: Report of the United States Geological Survey. Vol. XI., 4.

Sitzung am 22. Juni 1878.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Vorsitzender: Ich habe heute leider drei sehr betrübende Nachrichten mitzutheilen. Zunächst ist eines unserer correspondirenden Mitglieder, Hr. Dr. Carl Hermann Berendt am 12. April in Guatemala gestorben, ein Mann, von dem wir im Laufe der letzten Jahre wiederholt wichtige Mittheilungen erhalten haben, und der gerade jetzt es übernommen hatte, für das hiesige Königliche Museum die neu entdeckten Ruinenstädte in Centralamerika, namentlich bei S. Lucia auszubeuten. Nach den letzten hierher gelangten Nachrichten hatte er eben einen Theil dieser Schätze so weit gefördert, dass sie einem Schiffe übergeben werden sollten, und eben nur der Umstand, dass unsere Kriegsschiffe ungewöhnlich früh von ihrer Expedition in Mittelamerika zurückkehrten, hat es gehindert, dass die Sachen nicht schon eingeladen worden sind. Die persönlichen Nachrichten, die von ihm eingelaufen waren, lauteten gerade in der letzten Zeit durchaus günstig. Er war in Coban und hatte, obwohl schon im 61. Lebensjahre stehend, doch eine Reihe von neuen Plänen gefasst, so dass die Nachricht von seinem plötzlichen Tode uns ungemein erschüttert hat. Es ist dadurch derjenige Mann vom Leben abberufen worden, der in diesem Augenblick wohl der einzige Kenner sämmtlicher mittelamerikanischer Sprachen, namentlich der älteren war, und bis jetzt wissen wir nicht einmal, ob seine Aufzeichnungen so vollständig sind, dass irgend ein anderer im Stande sein wird, sie zu verwerthen. Noch vor kaum zwei Jahren liess er uns aus Philadelphia eine Rede zugehen, in welcher er mittheilte, dass er das Glück gehabt hatte, den letzten lebenden Mann des alten Stammes der Chorotegas aufzufinden, der noch die alte Sprache kannte; er konnte noch die letzten Ueberreste derselben aus dem Munde des sterbenden Greises sammeln. Nun ist auch sein Mund verstummt. Ich muss sagen, ich habe seit langer Zeit keine Nachricht erhalten, die uns direkt so schwer betrifft, weil wir in der That die allergrössten Hoffnungen auf Hrn. Berendt gesetzt hatten.

Eben höre ich, dass noch ein zweiter Mann, der an Eifer ihm mindestens gleich stand, dagegen an Einfluss ihm weit überlegen war, der bekannte Professor Hartt von der Cornell University New-York, der seit einigen Jahren in Brasilien als Chef der geologischen und prähistorischen Untersuchungen des Landes eingesetzt war, in Rio gestorben ist. Er hatte ausgedehnte Vollmachten von Seiten der Kaiserlichen Regierung erhalten, hatte die Untersuchung des ganzen Landes in Angriff genommen und besass die ausgedehntesten Kenntnisse nicht blos in Geologie und Prähistorik, sondern auch in Linguistik und Philosophie. Bei der grossen Rührigkeit, die ihm eigen war, würde durch ihn sicherlich ein grosser Stoss in der Erschliessung Südamerika's vorwärts gemacht worden sein.

Endlich habe ich noch eine dritte Todesnachricht mitzutheilen, die eines sehr treuen ordentlichen Mitgliedes von uns, des Hrn. Thom. Edward Ruttledge, eines Engländers, der früher lange hier studirte, während seiner Studienzeit Mitglied unserer Gesellschaft wurde, und seitdem regelmässig bei unserer Gesellschaft geblieben, zu wiederholten Malen auch nach Berlin zurückgekehrt und dann immer wieder hier erschienen ist. Er trat bei dem Beginn der letzten Kriegsbewegung im August 1876 als Arzt in die Dienste der türkischen Regierung, übernahm eine Hospitalstelle in Saloniki, und ist am 5. Mai nach einer Nachricht, die mir sein Bruder hat zugehen lassen, daselbst am Typhus gestorben. Er war einer der bravsten Männer, die mir vorgekommen sind. Drei solche Todesfälle sind viel auf einmal aus der immerhin kleinen Zahl unserer Mitglieder.

Von den neu ernannten correspondirenden Mitgliedern hat Professor Ponzi in Rom uns ein Dankschreiben für seine Ernennung eingesendet.

Als neue ordentliche Mitglieder sind vorgeschlagen:

Hr. Regierungsbaumeister Lehmann,
Hr. Baumeister Carl Voigtmann in Guben.
Hr. Prof. Dr. Blasius in Braunschweig,
Hr. Rittergutsbesitzer Tessmar zu Eichenhagen bei Weissenhöhe, Posen.

(2) Der Hr. Kultusminister hat unter dem 23. Mai auch für das laufende Etatsjahr zur Förderung der wissenschaftlichen Zwecke der Gesellschaft eine Beihülfe in gleicher Höhe, wie früher, bewilligt.

(3) Der Provincialcongress der Orientalisten hat eine Einladung zur Theilnahme an seinen Sitzungen für den 24. August nach Lyon erlassen. An denselben wird sich am 1. September der internationale Congress der Orientalisten in Florenz anschliessen.

(4) Die Verlagshandlung Wiegandt, Hempel & Parey übersendet die als Supplementband zur Zeitschrift für Ethnologie, Jahrg. 1877 erschienene Schrift von Weisbach, Körpermessungen verschiedener Menschenrassen, und erbietet sich, dieselbe den Mitgliedern für 15 Mark zu überlassen.

(5) An die Gesellschaft für Erdkunde ist bei Gelegenheit ihres Jubelfestes folgende Adresse erlassen worden:

Der Gesellschaft für Erdkunde

bringt die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte zu dem fünfzigjährigen Jubelfeste ihre herzlichsten Glückwünsche dar. Das Band, welches die von uns vertretenen Wissenschaftszweige mit den geographischen zusammenhält, ist ein so enges, dass wir den Festtag der Gesellschaft für Erdkunde fast wie den unsrigen feiern können. Erde und Menschen sind so zu einander gehörig, dass auch in der Wissenschaft eine wirkliche Trennung der Lehre und der Forschung, je nach dem sie mehr der Erde als solcher, oder mehr dem Menschen zugewandt sind, nur zeitweilig möglich ist. Aber wie die Erde früher war als der Mensch, und die Erdkunde älter ist als die Menschen- und Kulturkunde, so hat auch die Gesellschaft für Erdkunde länger als ein Menschenalter schon in fruchtbarster Weise den gemeinsamen Boden bearbeitet, ehe die anthropologische Gesell-

schaft ihre bescheidenere Thätigkeit beginnen konnte. Wir verdanken der Gesellschaft für Erdkunde einen Theil der Bedingungen unserer eigenen Existenz, und erkennen es gern und freudig an, dass sie seit vielen Jahren den Sinn unserer Bevölkerung erschlossen hat für jene allgemeine und positive Forschungsweise, an welcher die Geographie seit Humboldt und Ritter festgehalten hat. Ja, wir sprechen es aus, dass ohne ein solches Vorbild, das in der unfruchtbarsten Zeit gegeben wurde, die gelehrte Forschung in Berlin, namentlich in den Naturwissenschaften, kaum jene weite Theilnahme gefunden haben würde, durch welche sie nach dem Wiederaufleben des nationalen Geistes getragen worden ist. Möge also die Gesellschaft für Erdkunde auch in der Folgezeit die Fahne der positiven Forschung hochhalten; möge sie fortfahren, ein Mittelpunkt der geistig strebsamen Kreise unserer Stadt, unseres Vaterlandes zu sein.

Berlin, am 29. April 1878.

Die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.

Rudolf Virchow, Vorsitzender.

A. Bastian. A. Voss. R. Hartmann.

Darauf ist folgende Antwort ergangen:

Berlin, den 20. Juni 1878.

Hochgeehrter Herr Präsident!

Unter den glückwünschenden Zuschriften, mit denen die Gesellschaft für Erdkunde bei Gelegenheit ihres fünfzigjährigen Stiftungsfestes beehrt wurde, hat uns diejenige der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte durch ihre uns besonders freundlich gewährte Anerkennung hoch erfreut. Gern entledige ich mich des Auftrages, Ihnen dafür im Namen des Vorstandes verbindlichsten Dank darzubringen. Gestatten Sie uns diese Gelegenheit zu benutzen, um der jüngeren, in ihren Zielen uns verwandten Gesellschaft aufrichtige Bewunderung auszusprechen für die rührige Thätigkeit, welche dieselbe unter Ihrer Leitung entfaltet, und welche auf Grund bahnbrechender Untersuchungen, durch neue Einblicke in die Ursprünge und Verwandtschaften der Völker, sowie in die Naturbedingungen ihrer primitiven Zustände und Entwickelungen, so vielfache Anregung und Bereicherung auch dem erdkundlichen Studium zugetragen hat.

In ausgezeichneter Hochachtung

ganz ergebenst

v. Richthofen,

Vorsitzender der Gesellschaft für Erdkunde.

(6) Hr. Dr. J. Friedländer, Direktor des Königl. Münzcabinets, zeigt an, dass ihm am 11. Juni 1878 ein Bauer aus Ragow bei Mittenwalde einen M. Aurel Æ I IMP CAES M AVREL ANTONINVS AVG. Rücks. CONC.... AVGVST.... M. Aurel und L. Varus stehend, sich die Hände reichend, zeigte.

Er hat ihn beim Baumpflanzen 2 Fuss tief im Boden gefunden.

(7) Hr. Nehring hat an den Vorsitzenden folgendes Schreiben d. d. Wolfenbüttel, 10. Juni, gerichtet

über neue Funde in Thiede.

Als Sie am 2. April mir die Ehre Ihres Besuches schenkten und mit mir nach Thiede hinausfuhren, bemerkten Sie bereits, dass an meiner Hauptfundstätte, der Ostwand des dortigen Gypsbruches, die Abräumungsarbeit von Neuem begonnen

habe, und dass somit neue Funde zu hoffen seien. Diese Hoffnung hat sich in der That bestätigt, und ich erlaube mir daher, Ihnen die bisherigen Resultate in einigen Zeilen mitzutheilen.

In den obersten Schichten bis 6 Fuss tief hat sich nichts Bemerksnswerthes gefunden. In einer Tiefe von 7—8 Fuss kamen, wie Sie selbst schon bei Ihrem Besuche gesehen haben, zahlreiche Holzkohlen zum Vorschein, welche von Eichen herrühren In diesem Niveau fanden sich die ersten fossilen Knochen, und zwar von einem Bos (bison?) Etwa 10 Fuss tief fanden sich die ersten Mammuth-Reste[1]); am zahlreichsten jedoch kamen dieselben, wie auch früher schon, in einer Tiefe von 14—20 Fuss vor. Neben ihnen lagen ebenso zahlreiche Reste von Rhinoceros tichorhinus, einige Reste von Equus und Bos und zahlreiche Feuersteine. Unter letzteren befinden sich manche, welche ganz entschieden von der Hand des Menschen bearbeitet sind; ich selbst habe mehrere derartige Stücke aus der unberührten Ablagerungsmasse (in 16—18 Fuss Tiefe) herausgezogen und kann dafür einstehen, dass sie an primärer Lagerstätte gelegen haben, oder richtiger gesagt: dass sie dort gleichzeitig mit den auf primärer Lagerstätte liegenden Mammuth- und Nashorn-Resten abgelagert sein müssen. Das eine Exemplar zeigt die typische Form der Feuersteinmesser in ausgezeichneter Weise, ein zweites hat mehr die breite Gestalt eines Schabers mit zugeschärften Rändern, ein drittes wird man mit grosser Wahrscheinlichkeit als eine ihrer Spitze beraubte Lanzenspitze ansehen dürfen.

Bei vielen unter den Feuersteinsplittern ist eine bestimmte Form nicht zu erkennen, doch scheinen sie Abfallstücke oder misslungene Artefacte zu sein. Sehr zahlreich sind endlich auch solche Feuersteine, welche keine Spur der Bearbeitung durch Menschenhand erkennen lassen und auch schwerlich durch den Menschen an Ort und Stelle gebracht sind; sie sind ohne allen Zweifel eingeschwemmt, wie ihre abgerundeten Ecken nnd die Art ihrer Lagernng beweisen. Die in dem Niveau von 16—20 Fuss vorkommenden Feuersteine zeigen entweder gar keine oder nur wenig Patina; dagegen sind die in den tieferen Schichten von mir gefundenen Exemplare regelmässig mit einer weissen Patina überzogen.

Bei einer Tiefe von 20—22 Fuss beginnen die Lemmingsschichten, welche sich bis in die Tiefe der Gypsspalten (35—40 Fuss tief) erstrecken. Im oberen Theile derselben scheinen noch hie und da Mammuth- und Rhinoceros-Reste vorzukommen[2]); als eigentliche Charakterthiere dieser Schichten treten aber die Lemminge auf, am zahlreichsten Myodes lemmus (vielleicht var. obensis) in älteren uud jüngeren Individuen, etwas seltener Myodes torquatus und Arvicola gregalis; daneben finden sich Eisfuchs (Canis lagopus) und Renthier (Cervus tarandus).

Dass diese Lemmingsschichten bei Thiede unter den Mammuthschichten liegen, wie ich schon früher hervorgehoben habe, hat sich jetzt wieder mit Sicherheit bestätigt. Bei der jetzigen Abgrabung habe ich bis zur Tiefe von 20 Fuss nicht einen einzigen Lemmings-Rest gefunden; am häufigsten scheinen sie in einer Tiefe von 24—30 Fuss vorzukommen. Diese Dimensionen gelten übrigens nur für die Ostwand des Gypsbruches, wo die Ablagerungen am massenhaftesten vorkommen. Im nördlichen Theile des Gypsbruches, wo dieselben Schichten in derselben Reihenfolge, aber in geringerer Mächtigkeit auftreten, reichen die Mammuth-

---

1) Wenige Fuss von einer Stelle, an welcher in 12 Fuss Tiefe vor 4 Jahren das Skelet eines Löwen (Felis spelaea) gefunden ist.

2) Ich glaube dieses wenigstens früher beobachtet zu haben; die jetzige Abgrabung ist vorläufig nur bis 22 Fuss Tiefe vorgedrungen.

Reste nur etwa bis 15 Fuss tief; von da ab beginnen die Lemmingsschichten und gehen bis zu einer Tiefe von 25—28 Fuss. In letzteren habe ich vor einigen Wochen den Oberarmknochen eines Pfeifhasen (Lagomys hyperboraeus?) von 25,5 mm Länge gefunden, sowie auch einige Reste von Lepus (variabilis?) und Canis lagopus.

Während der durch die Lemminge charakterisirten Periode muss unsere Gegend jedenfalls unbewaldet oder nur schwach bewaldet gewesen sein; denn weder Lemminge, noch Eisfüchse leben im Walde, Myodes torquatus ins Besondere scheint selbst auf seinen Wanderzügen die Waldregion nicht zu berühren. Auch das Renthier meidet durchweg den Wald. Ich glaube jedoch, dass diese Lemmings-Zeit nicht zusammenfällt mit der Steppenzeit, welche ich aus der merkwürdigen Steppenfauna ven Westeregeln nachgewiesen habe. An diesem Fundorte habe ich freilich auch einige Exemplare von Lemmingen (Myodes obensis 5 Exp. und M. torquatus 1 Exp.) gefunden, aber trotz des eifrigsten Suchens so sporadisch, dass ich annehmen muss, diese Lemminge seien bei Westeregeln nicht einheimisch gewesen, sondern seien nur zuweilen auf ihren Wanderungen von Norden oder Nordosten her bis in die Gegend von Westeregeln vorgedrungen. Ich halte deshalb die Ablagerungen von Westeregeln für jünger, als die Lemmingsschichten und die unteren Partien der Mammuthschichten von Thiede[1]); sie mögen mit den oberen Ablagerungen von Thiede gleichalterig sein.

Die bei Westeregeln so zahlreich gefundenen Steppennager scheinen bei Thiede entweder gar nicht, oder nur andeutungsweise vorzukommen. Kürzlich fand ich allerdings den wohlerhaltenen Humerus eines grossen Ziesel (Spermophilus), 37 mm lang, aber er lag nicht an seiner ursprünglichen Ablagerungsstelle, sondern war durch Regen von der steilen Wand herabgespült; es lässt sich daher nicht mit Sicherheit beurtheilen, welchem Niveau er angehört hat. Auch ein Unterkiefer von Arvicola ratticeps, welchen ich vor einigen Wochen bei Thiede gefunden habe, lässt sich nicht nach dieser Richtung hin verwerthen, da er in der von den Arbeitern bei Seite geschafften Abraummasse, also nicht mehr an primärer Lagerstätte lag.

Zum Schluss will ich noch hervorheben, dass ich bei meiner letzten Excursion nach Westeregeln, welche ich in den Osterferien unternommen habe, mich noch mehr als früher[2]) davon überzeugt habe, dass die dortigen Ablagerungen, besonders die oberen und mittleren Schichten, unter wesentlicher Mitwirkung von Flugsand und Staub entstanden sind, dass aber die zeitweise Mitwirkung von Süsswasserfluthen, zumal bei Bildung der unteren Schichten, auch nicht zu verkennen ist. Als Beweis dafür habe ich Ostern einerseits eine Planorbis carinata, andrerseits einige abgerundete Stücke von Granit, Kieselschiefer und Quarz gefunden, welche letztere entschieden zu schwer sind, um durch Wind bewegt zu werden, (es müsste sonst ein Wirbelsturm sein), dagegen von lebhaft fliessendem Wasser leicht transportirt werden können.

Obgleich die Ablagerungen an meiner Hauptfundstätte bei Westeregeln nicht als eigentlicher Löss betrachtet werden dürfen, so können sie doch sehr wohl zur Unterstützung der noch von vielen angezweifelten v. Richthofen'schen Lösstheorie herangezogen werden, wie das auch kürzlich von E. Tietze ge-

---

1) Vergl. „Die quaternären Faunen von Thiede und Westeregeln" etc., Separatabdruck aus dem Archiv f. Anthrop. (Braunschweig, 1878, Vieweg), S. 63, wo ich mich noch nicht ganz so bestimmt ausgesprochen habe.

2) Ebenda S. 51. 54.

schehen ist[1]). Immerhinn können jene Ablagerungen wegen ihres Kalkgehaltes, ihrer röhrigen Struktur, ihrer oft nur undeutlichen oder gänzlich mangelnden Schichtung, wegen ihrer organischen Einschlüsse als lössartige Gebilde (etwa als Lösssand) bezeichnet werden. Es ist jedenfalls ein nicht zu verachtender Beweis für die Richtigkeit der v. Richthofen'schen Lösstheorie, dass ungefähr gleichzeitig und ganz unabhängig mein sehr verehrter Freund, Hr. Prof. K. Th. Liebe in Gera, dieselbe Theorie für die Entstehung des von ihm in Ostthüringen vielfach beobachteten Flankenlehms aufgestellt hat[2]). Auch ich bin, ohne von der von Richthofen'schen Lösstheorie zu wissen, ganz von selbst darauf gekommen, die Mitwirkung des Windes, resp. des Flugsandes bei der Bildung der Ablagerungen von Westeregeln anzunehmen, nachdem ich einmal die Ueberzeugung von dem einstmaligen Steppencharakter jener Gegend gewonnen hatte.

Es ist in der That ein interessantes Zusammentreffen, dass zu derselben Zeit, wo Freiherr von Richthofen durch seine Untersuchungen in China vermittelst Analogienschlusses zu der Ansicht gekommen war, Mitteleuropa müsse einst ein abflussloses Steppengebiet gewesen sein, die lössartigen Ablagerungen von Gera und noch deutlicher die von Westeregeln durch ihre Steppenfauna den directen Beweis für jene Ansicht gebracht haben. Ich möchte glauben, dass auch Hr. Dr. Alfred Jentzsch, welcher noch kürzlich die von Richthofen'sche Lösstheorie angegriffen[3]) und nebenbei die Beweiskräftigkeit meiner Untersuchungen hinsichtlich des ehemaligen Steppencharacters der Gegend von Westeregeln angezweifelt hat, mit der Zeit seinen Widerspruch wird aufgeben müssen. Man darf nur die Einwirkung des Windes und des von ihm bewegten Materials nicht allzu sehr übertreiben; in unserer Gegend mag wohl dieser geologische Factor niemals die bedeutende Rolle gespielt haben, wie heutzutage in Centralasien.

(8) Hr. Virchow zeigt eine, ihm durch Hrn. Dr. Andrée übersandte vergleichende Zusammenstellung von Felseinritzungen der verschiedensten Länder und Völker, welche für die Frage der prähistorischen Kunstfertigkeiten von grösstem Interesse ist.

(9) Hr. Gottschau erläutert eine neue, von ihm erfundene

Methode anthropologischer Messung an Photographien.

Der von ihm angefertigte Apparat hat den Zweck, auch an Photographien objective Messungen von Lebenden oder Schädeln zu ermöglichen. Die bisherige Ungenauigkeit der an Photographien vorgenommenen Messungen von Individuen und die Unmöglichkeit, Circumferenzmaasse bei der bisher üblichen Methode der Aufnahmen zu bestimmen, haben dem Redner Veranlassung gegeben, einen Apparat zu konstruiren, welcher dem zu photographirenden Körper angelegt, und mit demselben abgebildet wird.

Der Apparat besteht aus Quadraten von 1 mm starkem Neusilberdraht, deren Seiten 5 cm lang sind, und welche in Reihen so angeordnet sind, dass sie selbst

---

1) Verh. d. k. k. geolog. Reichsanstalt, 1878, Nr. 6, S. 113—119: „Die Funde Nehring's im Diluvium bei Wolfenbüttel und deren Bedeutung für die Theorieen über Lössbildung."

2) In dem schon 1871 verfassten Texte zu Section Gera der geolog. Specialkarte von Preussen und Thüringen, S. 26.

3) Verh. d. k. k. geolog. Reichsanstalt, 1877, Nr. 15, S. 251—258.

unveränderlich, dennoch unter einander beweglich sind. Der ganze Apparat besteht aus vier Theilen: einem Theile für den Kopf, einem anderen für den Rumpf, und einem dritten und vierten für die obere und untere Extremität, deren jeder aus einer vertical verlaufenden und einer oder mehreren, zur ersten rechtwinklig (also horizontal) aneinander gefügten Quadratreihen besteht. Die verticalen Reihen der Quadrate verlaufen längs der mittleren Sagittalebenen des Kopfes, Rumpfes und der Extremitäten; die horizontalen sind am Kopf über den Augen, am Rumpf über Schulter und Taille, an den Extremitäten über dem oberen Theil befestigt; ausserdem umgeben die Brust und das Knie leinene graduirte Bänder. Mit diesem Apparat bekleidete Individuen müssen, damit die Hauptmaasse am Bilde gemessen werden können, en face und en profil photographirt werden, letzteres so, dass das Gesicht im Profil, der Rumpf so viel wie möglich mit dem Rücken dem Objectiv zugewendet ist.

Zu Photographien von Schädeln ist der Kopftheil des Apparats zu benutzen, er wird dann an dem Schädel festgeschnallt und ihm noch ein leinenes Band angefügt, welches an die obere horizontale Seite eines Ohrquadrates befestigt, und über die Scheitelbeine gelegt wird. Zwei metallene, in Centimeter eingetheilte Stäbchen werden in die Augenhöhlen so gestellt, dass ihr eines, mit einem Knöpfchen versehenes Ende gegen das Foramen optic. stösst, das freie Ende vorn durch die Mitte der Orbita geht, hier an dem über der Orbita liegenden Quadrate durch einen beweglichen Querbalken befestigt wird, und aus der Augenhöhle ein Stück frei herausragt. Von Schädeln hat Hr. Gottschau vier Aufnahmen, eine en face, eine scharf im Profil, eine von der Basis und eine vom Schädeldach anfertigen lassen und danach 56 Maasse zum Vergleich abgenommen.

Das Prinzip, welches Redner derartigen Aufnahmen zu Grunde legt, ist folgendes: Ein jedes gute Bild zeigt einen Gegenstand in perspektivischer Verkürzung; es muss derselbe vorn grösser abgebildet sein als hinten, und so kann man auch an beiden Stellen nicht mit dem gleichen absoluten Maasse messen, sondern man muss das vordere Maass für Messungen der hinteren Theile in gleichem Verhältniss verkleinern, wie die Verkürzung des Bildes stattfindet. Denkt man sich nun einen photographisch aufzunehmenden Körper in gleichen Abständen von vorn nach hinten durch parallele Transversalebenen in gleiche Theile zerlegt, so muss in jeder dieser Ebenen die Verkürzung gegen die vorige eine gleich grosse sein, und ebenso muss sich jedes Maass, welches in diesen Ebenen liegt, von vorn nach hinten in stetiger Progression verkürzen. Besitzt man daher das absolute Maass für jede Ebene, und weiss man beim Abmessen zweier Punkte, in welcher Ebene sie liegen, so ist man leicht im Stande nach dem für diese Ebene aufgezeichneten Maassstabe die Distanz der Punkte zu bestimmen. Zu dem Zweck hat Redner die Maasse in den Verhältnissen von 1 : 0,5 bis 1 : 0,1, und zwar auch die dazwischen liegenden von 1 zu einem dreiziffrigen Decimalbruch auf einer Tabelle graphisch dargestellt. Man bestimmt auf ihr das vorderste und hinterste Maassverhältniss einer Photographie nach dem vordersten und hintersten in einer Frontalebene gelegenen Quadratstab, und hat dadurch auch die Maasse für die zwischen den beiden Grenzebenen gelegenen Ebenen festgestellt; dann theilt man den zwischen den vordersten und hintersten Ebenen gelegenen Raum durch so viele Frontalebenen in gleiche Theile, als Maassverhältnisse von 1 zu einem dreiziffrigen Decimalbruch zwischen den Grenzverhältnissen eingeschlossen sind, und nimmt so für jede Distanzbestimmung das Maass, welches zu der betreffenden Ebene gehört, in welcher man gemessen hat. In welcher Ebene die verschiedenen Messpunkte gelegen sind, welcher Maassstab also jedesmal anzuwenden ist, liest Redner von der Profilphotographie ab.

Diese theilt er durch parallele, in gleichen Abständen von Oben nach Unten gerichtete Linien in gleiche Theile, und stellt so die Durchschnitte der Frontalebenen für die anderen Photographien bildlich dar. Circumferenzen misst Hr. Gottschau entweder mit dem Zirkel, indem er, wenn die Grenzen genau gegeben sind (am macerirten Schädel), dieselben mit dem möglichst kleinsten Maass umschreitet, oder er bestimmt dieselben nach der Anzahl der die Circumferenz umgebenden Quadrate. Letzteres wendet er namentlich bei Lebenden an, da diesen die Quadrate sich besser anschmiegen als harten Knochen. Die vorher erwähnten Augenstäbchen dienen dazu, bei der Scheitelansicht den Winkel der Augenaxen mit einander und die Tiefe der Orbita zu bestimmen.

Hr. Gottschau hat nun in mehrfachen Versuchen nach je zwei, an einem Lebenden ausgeführten Photographieen und nach je vier, an Schädeln angefertigten Maasse abgenommen und verglichen, von jenen 33, von diesen 54. Die Resultate sind bei letzteren sehr günstig ausgefallen, da sich nur sehr selten eine Differenz von mehr als 1 Millimeter, in 4 Fällen bei den letzten beiden Aufnahmen eine Differenz von 2 und in je einem Fall eine von 3 Millimeter herausgestellt hat. Wenn es scheint, dass das Resultat an Lebenden weniger günstig ausgefallen ist, so ist der Grund hiervon in der Ungenauigkeit zu suchen, mit welcher Messungen an Lebenden vorgenommen und namentlich verglichen werden können. Redner legt deshalb gerade auf die günstigen Erfolge seiner Schädelmessungen ein Hauptgewicht, da am Schädel die Messpunkte unverrückbar gegeben sind und auf dem Bilde ebenso genau wiedergegeben werden, wogegen am Körper nicht nur die Punkte, wenn sie nicht markirt werden, schwer wiedergefunden werden können, sondern auch selbst die leiseste Impression des Messinstrumentes eine Differenz von $^1/_2$ bis 1 mm verursacht. Ein Jeder, der wiederholt Messungen an Lebenden vorgenommen, muss nach Hrn. Gottschau's Ansicht diese Erfahrung bestätigen.

Noch einen Umstand glaubt Redner nicht unerwähnt lassen zu müssen, den geringen Raum, welchen der ganze Apparat einnimmt (ein Kästchen von 400 qcm Bodenfläche und 10 cm Höhe kann ihn bergen) und die geringen Kosten, — beides Punkte, welche wohl dazu dienen können, Andere für die Sache zu gewinnen und weitere Versuche der Art anzustellen. Auch die Möglichkeit, ohne Zirkel nach dem Augenmaass einen grossen Theil der Maasse gleich von der Photographie ziemlich genau ablesen zu können, wird der Sache für ihre weitere Verbreitung nur förderlich sein.

(10) Hr. Virchow berichtet über die

sogenannten Idole von Prillwitz.

Ich bin in der glücklichen Lage, ein sehr seltenes bibliographisches Opus vorzulegen, welches ich für die Bibliothek der Gesellschaft erworben habe. Ich war in der Woche nach Pfingsten in Neu-Strelitz, und als ich da die höchst sehenswerthe Sammlung genauer durchmusterte und mich über die Einzelheiten derselben verständigte, so ergab sich, dass noch ein, soweit es überhaupt gedruckt ist, vollständiges Exemplar des Buches von Kollar über die berühmten Götter von Rhetra oder die Idole von Prillwitz vorhanden war. Sie werden wahrscheinlich Alle wissen, dass vor einer langen Reihe von Jahren in Neu-Brandenburg eine Reihe von Götterbildern aufkam, von denen angenommen wurde, dass sie am südlichen Ende des Tollense-Sees, wo gegenwärtig das Dorf Prillwitz liegt, gefunden seien. An sie knüpften sich weitere Erörterungen über den Sitz der alten Stadt und Tempelfeste der Retharier oder Redarier, Rhetra. Die Sache hat dann Decennien hindurch

grosses Aufsehen gemacht. Die Frage, ob diese Idole echt oder unecht seien, ist in mannichfacher Weise hin und her erörtert worden, und es ist schon aus diesem Grunde sehr interessant, diese Sammlung, wie sie jetzt noch vollständig im Museum zu Neu-Strelitz besteht, in Augenschein zu nehmen. Obwohl der Streit hauptsächlich durch die Local-Forscher geführt worden ist, lenkte sich doch schon früh die besondere Aufmerksamkeit der Slavisten darauf, welche in diesen Göttern alte Heiligthümer ihres Volkes sahen. Schon der Graf Johann Potocki hat in seinem Reiseberichte (Voyage dans quelques parties de la Basse-Saxe pour la recherche des antiquités slaves ou vendes, 1795) Zeichnungen und Beschreibungen der Idole veröffentlicht; später (1850) nahm sich vorzugsweise der Wiener Professor Kollar in ernstester Weise der Angelegenheit an. Kollar war ein sehr gelehrter und verdienter Mann; er hatte sich eine Zeit lang in Neu-Strelitz festgesetzt, die Sachen studirt und endlich ein grosses Werk darüber geschrieben, welches mit zahlreichen Tafeln ausgestattet werden sollte, und dessen Druck, ich weiss nicht genau, ob auf Kosten des Grossherzogs, der die ganze Sammlung erworben hatte, oder auf Kosten einer russischen Grossfürstin begonnen wurde. Allein als der Druck bis auf Seite 248, also bis auf den dreissigsten Bogen gekommen war, wo die Sache noch lange nicht zu Ende geführt war, nachdem auch eine Reihe von Tafeln hergestellt war, starb Kollar (1852), und es erhob sich ein so lebhafter Sturm der Opposition, ja, die Meinung, dass es sich um absolute Fälschungen handle, wurde so stark, dass man die Sache schliesslich liegen liess. Das, was Sie hier sehen, ist eines der sehr wenigen Exemplare, welche noch aus dieser Zeit gerettet worden sind. Es dürfte wohl in wenigen Bibliotheken Etwas davon geben.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit noch ein Paar Worte über die Sache selbst hinzufügen.

Ich habe nehmlich beim Durchsuchen meiner Bücher über diese Angelegenheit gefunden, dass durch Uebersehen ein dieselbe betreffender Brief des Hrn. Franz Boll in Neu-Brandenburg vom Jahre 1871 ganz hinten in einem der Bücher, die er mir einmal durch seinen Sohn, den jetzigen Professor Boll in Rom, geschickt hatte, unbemerkt liegen geblieben war. Ich habe denselben erst jetzt entdeckt, nachdem der Schreiber selbst schon zu den Unsterblichen versammelt ist, aber ich halte mich um so mehr verpflichtet, ihn nachträglich zu veröffentlichen, da er offenbar zu diesem Zweck an mich gesendet war. Franz Boll war einer derjenigen, welche sich am meisten mit diesen Fragen beschäftigt haben, zugleich ein Mann, der auch sonst auf dem Gebiete der Geschichte und Prähistorie sich grosse Verdienste um seine Heimath erworben hat. Dieser ungemein belesene und thätige Mann unterscheidet sich von Hrn. Lisch, der auch Stellung in der Sache genommen und nicht wenig zur Aufdeckung der Fälschungen beigetragen hat, dadurch, dass er einen Theil der älteren Sachen aus verschiedenen Gründen für echt hält. Gerade wegen dieser abweichenden Auffassung scheint es mir die Gerechtigkeit zu erfordern, seinen Brief nicht zu unterdrücken, und ich hoffe, dass auch unser hochgeschätztes Ehrenmitglied, Hr. Lisch, in der etwas gereizten Sprache desselben keine Verletzung sehen werde.

Ich möchte, nachdem ich die Idole nun wieder (zum dritten Male) in Augenschein genommen habe, auch meine Meinung mit ein Paar Worten hinzufügen. Die Sachen, welche ursprünglich im Besitze des Goldschmieds Sponholtz in Neu-Brandenburg waren, wurden in mehreren Abtheilungen erworben. Insbesondere ist zu unterscheiden zwischen der älteren Sammlung, welche Masch (Die gottesdienstlichen Alterthümer der Obotriten aus dem Tempel zu Rhetra am Tollenzersee. Berlin 1771) beschrieben hat, und einer späteren, welche zuerst vom Grafen Potocki

besprochen wurde. Es ist auf gerichtlichem Wege festgestellt worden, dass die späteren Theile in der That gefälscht und nach und nach in den Handel gebracht worden sind, je nachdem gute Preise erzielt wurden. Diese zweite Kategorie ist daher fast von Allen gänzlich aufgegeben, es handelt sich nur um die erste Abtheilung. Bei Kollar ist allerdings auch die zweite noch in bestem Ansehen, indess können wir darüber hinweggehen. In Beziehung auf die erstere Gruppe muss ich sagen, dass nach meiner Auffassung kein Zweifel darüber sein kann, dass auch sie in der Mehrzahl ihrer Stücke gefälscht ist. Es befindet sich darunter wohl eine gewisse Anzahl von Gegenständen, welche unzweifelhaft ächt sind, ganz ausgezeichnete Bronzen von so charakteristischer Färbung und so typischer Form, dass meiner Meinung nach durchaus kein Bedenken besteht, sie als ächt anzuerkennen; aber alle diese Gegenstände sind keine Idole. Es sind allerlei Dinge, wie man sie als Beigaben aus Gräbern kennt: Waffen [1]), Schmuckgegenstände u. s. w., die auch sicherlich in alten Grabstätten gefunden sein werden, die man aber, um das Ganze mit einem besseren Schein von Wahrscheinlichkeit zu umgeben, den gefälschten Sachen beigelegt hat. Nächstdem finden sich zahlreiche Figuren, fast sämmtlich aus Metall. Was davon ächt ist, ist geradezu südlichen Ursprungs und zwar sicherlich nicht bei uns in der Erde gefunden. Es sind Figuren, die offenbar erst neuerlich aus Italien importirt worden sind. Das Meiste aber sind Figuren, die schon ihrer äusseren Erscheinung nach so vollständig abweichen von Allem, was irgendwie den Eindruck des Alten macht, dass meiner Meinung nach für Jemand, der gewohnt ist, alte Dinge zu sehen, ein einziger Blick genügt, um die Vermuthung abzuweisen, dass sie alt sein könnten. Ich wenigstens trage kein Bedenken mich dahin auszusprechen, dass die ganze slavisch-mythologische Abtheilung dieser Funde eine durchaus unbrauchbare ist.

Ich war früher schon einmal in Prillwitz, und ich konnte auch diessmal der Verführung, welche die Erinnerung an die schöne landschaftliche Umgebung des Tollense-Sees auf mich ausübte, nicht widerstehen. Ich besuchte, nach einem Abstecher in Hohen-Zieritz, das lieblich gelegene Dorf und den Schlossberg, auf welchem nach der Vorstellung der älteren Localforscher die Tempelburg von Rhetra gestanden haben soll. Leider ist jetzt dort Alles so umgearbeitet und mit Gesträuch verwachsen, dass man noch weniger von den ursprünglichen Verhältnissen sehen kann als früher. Ich habe nur das constatirt, dass in dem geräumigen Gutsgarten, welcher den Schlossberg unmittelbar umgiebt, ohne alle Schwierigkeit Massen von Thonscherben, von geschlagenen Feuersteinen u. dergl. Altsachen zu finden sind, die freilich sehr verschiedenen Zeitaltern angehören. Ich muss die Mehrzahl dieser Dinge für mittelalterlich halten; sie dürften im Zusammenhange stehen mit einer Feudalburg der Hrn. v. Peccatel, die dort gestanden haben soll. Es sind ein paar Sachen darunter, die vielleicht einen etwas älteren Charakter an sich haben, aber nichts, von dem ich sagen könnte, dass es in vollkommenem Maasse diejenige Beschaffenheit darböte, die man von einem eigentlichen Burgwall der slavischen Zeit erwarten müsste. Das Meiste sind Stücke aus grauem, mattem, sehr festem, klingendem Thon, darunter einige Henkel mit vertiefter Mitte, eine grössere Zahl von Randstücken, theils mit stehendem, theils mit vollkommen umgeschlagenen Rande. Von Verzierungen ist ausser einigen breiteren Parallelfurchen, wodurch die

---

1) Dahin gehört z. B. ein schon vom Grafen Potocki (Fig. 97) beschriebenes, sehr schön patinirtes Stück, welches er als einen polnischen Hammer, Namens Obuch, bezeichnet, und von welchem er sagt: Les Polonais s'en servent encore. Ein ganz ähnliches Stück ist 1864 im Strelitzischen gefunden worden und befindet sich in der Sammlung.

Oberfläche ein schwach geripptes Aussehen erhält, nichts vorhanden. Die Anwendung der Töpferscheibe tritt deutlich hervor.

Auch hat F. Boll schon in seiner Abhandlung in dem Archiv für Landeskunde von Meklenburg nachgewiesen, dass auf einer, Prillwitz gegenüber im Lieps-See gelegenen Insel oder eigentlich Halbinsel, der Hanfwerder genannt, zahlreiche Eisengeräthe, Thonscherben, geschlagene Steine, gebrannte Lehmmassen, viele Thierknochen von ungewöhnlicher Stärke, sowie Hirschgeweihe gefunden werden. Möglicherweise entspricht dieser Platz mehr, als der Schlossberg von Prillwitz, der gesuchten Stätte von Rhetra. Ich konnte ihn nicht besuchen und muss daher mein Urtheil vorbehalten.

Ich kann übrigens allen denjenigen, welche mit dem Genuss der Naturschönheit ein wenig „Schaudern der Vergangenheit“ verbinden wollen, nur empfehlen, diese, mit der Nordbahn und einer kleinen Wagenfahrt jetzt in kurzer Zeit und sehr bequem zu erreichende Stelle aufzusuchen, wie denn auch die Besichtigung der Sammlungen in Neu-Strelitz und Neu-Brandenburg weit über Erwarten lohnend ist.

Der vorher von mir angezogene Brief des Hrn. Franz Boll lautet folgendermassen:

„Von dem Aufsatz über die Prillwitzer Idole existiren 2 Bearbeitungen, die frühere im Archiv für Landeskunde, in welchem ich eine für ein grösseres Publikum berechnete Geschichte der Prilwitzer Idole geliefert habe. Hier war es mir erlaubt, meine Meinung über die Aechtheit des älteren Theiles der Strelitzer Sammlung (die sog. Masch'sche) auszusprechen, so wie über die muthmassliche Bestimmung der Idole. In der späteren, für die Meklenburger Jahrbücher geschriebenen Bearbeitung war mir dies nicht gestattet, da Archivrath Lisch im Beginn seiner antiquarischen Laufbahn die Unächtheit auch der Masch'schen Sammlung behauptot hatte. Lisch war in der zweiten Hälfte der dreissiger Jahre in Neustrelitz gewesen, um die durch Levezow's Tod unterbrochene Arbeit desselben zu vollenden. Levezow hielt anfangs die ganze Sammlung für ächt; nachdem aber durch gerichtliche Untersuchung die Fälschung der zweiten Hälfte, der sogenannten Potocki'schen Sammlung, feststand, hatte er das Ganze für unächt erklärt. und Lisch, seinen Argumentationen folgend, gelangte bald zu demselben Resultat. Nachdem ich aber die Sponholtz'schen Autographen aufgefunden und in dem Nachtrage F. veröffentlicht hatte, durch welche die Unmöglichkeit einer Fälschung für die Masch'sche Sammlung dargelegt schien, konnte es Lisch doch nicht unterlassen, in einer längeren Note S. 18 sich abermals sehr positiv für die Unächtheit auch der Masch'schen Sammlung zu erklären. Lisch war jener Zeit durch den Wiener Prof. Kollár in Harnisch gerathen, weil dieser im Jahre 1850 die Aechtheit beider Sammlungen gegen Lisch vindiciren wollte. Die Uebersendung der Levezow'schen Papiere nach Neustrelitz an Kollár schlug Lisch rundweg ab; seine üble Laune aber stieg auf's Höchste, als Kollár bei der russischen Grossfürstin Helene in Doberan zur Audienz kam (es war damals die Verheirathung ihrer Tochter Katharina mit dem Strelitzer Herzog Georg auf dem Tapet) und von derselben mehrere tausend Thaler zur Herausgabe eines Werkes über die Prilwitzer Idole bewilligt erhielt.

„Da mir die Schweriner Jahrbücher zu einer Entgegnung auf die Lisch'sche Note verschlossen waren, so konnte ich nur im zweiten Bande der Meklenburg. Geschichte meines Bruders S. 735 mit folgender kurzen Note antworten:

„Auch die jüngst durch Hrn. Archivrath Lisch gegen die Aechtheit der früheren sog. Masch'schen Sammlung in den Schweriner Jahrbüchern 20, 224

geltend gemachten Gründe scheinen sich nicht als stichhaltig zu bewähren. Hr. Arch. Lisch will an den Stücken dieser Sammlung theils gar keinen (edlen) Rost, theils statt desselben (z. B. beim Nemisa, Fig. 7 und Zislbog Fig. 8) einen „künstlichen Firniss“ gefunden haben. Dies ist genauer dahin zu bestimmen, dass diejenigen Stücke dieser Sammlung, welche der Dr. Hempel zuerst von Jacob Sponholtz erwarb und die von Hempel erst in Masch'ens Hände gelangten, durch Aufsieden in Goldschmieds Manier fast alle mehr oder weniger von dem grünen Rost, welcher sie deckte, gesäubert sind (vgl. den in den Schweriner Jahrbüchern 19,181 abgedruckten ersten Bericht des Präposit. Genzmer). Die später unmittelbar aus Sponholtzens Händen in Maschens Besitz übergegangenen 23 Stücke (a. a. O. 19,216 und 20,218) zeigen noch gegenwartig den hellgrünen Rost, der, wie schon Genzmer gleich aufangs sehr richtig bemerkte, „einem glänzend überzogenen grünen Firnisse oder einer dünnen glatten Kruste von Schmelzwerk“ ähnlich sieht. Er erscheint besonders stark an den Opferschalen und Opfermessern, ist aber keineswegs, wie Hr. Arch. Lisch vermuthet, ein künstlicher Firniss. Eine durch 2 Chemiker vom Fach vorgenommene Prüfung hat keinen Firniss nachzuweisen vermocht, vielmehr hat eine mit der Opferschale bei Masch § 251 durch Hrn. Dr. Siemerling zu Neubrandenburg sorgfältig angestellte chemische Analyse ergeben, dass das Metall derselben aus Kupfer, Zinn, Zink, Blei und einer Spur von Eisen, der grüne firniss- oder glasurartige Ueberzug aber aus Kupferoxyd, Blei, Kieselerde und einem Alkali besteht, wobei ich noch bemerken muss, dass dieses Stück Spuren von anhaftender Asche trug. Wenn weiter Hr. Arch. Lisch der Meinung zu sein scheint, als ob die auf den Alterthümern befindlichen Runen dem Runen-Alphabete bei Klüver nachgebildet wären, so ist die grosse Aehnlichkeit beider zwar so in die Augen springend, dass Masch deshalb schon dem Zeichner (Woge) das Klüver'sche Alphabet zu Hülfe gab, aber einzelne sind auch constant charakteristisch verschieden. So ist z. B. die häufig vorkommende Rune E auf den Alterthümern stets mit doppeltem Querstrich, während sie bei Klüver nur einfach durchstrichen ist. Die Embleme ferner erinnern Hrn. Arch. Lisch an die Perrückenzeit Ludwig XIV, er erblickt einen Mann mit Perrücke und Dreimaster, während anderen dieser Mann einen Dudelsack zu bearbeiten scheint. Was aber endlich Hr. Arch. Lisch mit der „Entdeckung“ der „Originale“ der beiden Radegaste, bei Masch Fig. 1 und 2, bezeichnen will, ist mir dunkel geblieben, da diese angeblichen Originale bei Masch zwar nicht abgebildet, aber doch § 68 und 74 genau beschrieben sind, und zugleich ihr Verhältniss zu den wahrscheinlich in denselben Formen gegossenen Figuren 1 u. 2 erörtert ist.“ —

Neubrandenburg, den 17. November 1871.

(11) Hr. Dr. R. Hartmann zu Marne (Holstein) übersendet mittelst Schreibens vom 30. Mai weitere Mittheilungen über

die Funde von Eddelack (Süderdithmarschen).

Dieselben ergänzen den in der vorigen Sitzung vorgelegten Bericht des Fräul. Mestorf. Sie sind in den „Itzehoer Nachrichten“ Nr. 60—62 enthalten und zu umfangreich, um hier wiedergegeben werden zu können. Wir beschränken uns auf einen Theil der Schlussfolgerungen des Hrn. Hartmann:

„Nach den bisherigen Ausführungen über den Eddelacker Fund ist es unzweifelhaft, dass es sich hier nicht um einen Urnenfriedhof, sondern um eine alte vorhistorische Wohnstätte handelt, und zwar die erste, welche in Schleswig-Holstein aufgedeckt ist. Wo sich die Begräbnissstätte dieser alten Ansiedler

befindet, wird hoffentlich auch noch im Laufe der Zeit ermittelt werden, da man früher schon hin und wieder in der Nachbarschaft einzelne Urnen mit verbrannten Knochen ausgegraben hat und von jetzt an sorgfältiger auf dergleichen Funde achten wird.

Wie gross der Umfang dieser alten Wohnstätte gewesen ist, lässt sich nicht mit Gewissheit feststellen. Als vor einigen Jahren der zu Osten angränzende, $1^1/_3$ ha umfasende Krug auf der Südhälfte von denselben Arbeitern gepüttet wurde, fanden sie im schwarzen Dwog dieselben Mengen von Scherben, wie auf unserm Felde, aber noch mehr ganze Töpfe; doch waren nach ihrer Meinung die Scherben im Durchschnitt etwas kleiner. Auf sonstige Kunsterzeugnisse, wie Spindelsteine, Zettelstrecker, Perlen u. A., haben sie damals gar nicht geachtet und Alles ohne Weiteres in die Gräben geworfen. Verschiedene Thierknochen haben sie auf dem Südende in der Tiefe gefunden. Ob auf dem Nordende, unserm Krug entsprechend, ebenfalls Estriche von Rothsteinbrocken vorhanden, lässt sich nicht sagen, da sie nur die südliche Hälfte bearbeitet haben, doch ist es höchst wahrscheinlich.

Auf dem zu Westen an unsern Krug gränzenden, 5 ha grossen Acker des Hrn. Boje Dohrn haben die Arbeiter jetzt zwei, etwa 8 Ruthen lange Püttlöcher geöffnet, und in beiden fanden sich ausser vielen Scherben im schwarzen Dwog vier ganze Zettelstrecker und mehrere halbe, die Glasperle, die Spindelscheibe, mehrere eiserne Griffe u. A., unter dem Moor das hölzerne Messer und die hölzerne Schüssel, und theils unter, theils über dem schwarzen Dwog, besonders im zweiten Püttloch fand ich deutliche Strecken von rothen Estrichen. — Da auf diesem Felde noch zu wenig gegraben ist, lässt sich der Umfang der dortigen Wohnstätte nicht angeben, doch möchte die Annahme einer Ausdehnung der ganzen Wohnstätte auf 5 bis 6 ha nicht zu hoch gegriffen sein.

Ein solches mit Gefässscherben bedecktes Feld, in welchem man so viel häusliches Geräth, Schmucksachen, Thierknochen u. A. findet, erinnert an die oberitalischen Terramaren der Emilia, jedoch mit dem Unterschied, dass bei den letzteren der Estrich auf einem Pfahlwerk ruht, welches bis in den Untergrund des Sumpfes geht, und dass nach Professor Strobel alle diese Terramaren in künstlichen Bassins angelegte Pfahlbauten sind.

Für die Reste eines Pfahlbaues möchte ich aber die auf unserm Krug in der Tiefe gefundenen Pfähle nicht ansehen. Ich glaube vielmehr, dass die Wohnstätten auf einer Insel gestanden haben, die mit einem breiten und tiefen Graben umgeben und durch, in denselben eingerammte Palisadenpfähle gegen Angriffe geschützt gewesen ist. Darauf deuten die doppelte Pfahlreihe in der 30 Fuss breiten losen Erde auf dem Südende und die in der 20 Fuss breiten losen Schicht am Nordende in einem Bogen stehenden, $1^1/_2$ Fuss breiten und 2 Fuss langen, gespaltenen Eichenpfähle, deren oberes Ende verwittert war. Die Fortsetzung des südlichen Grabens fanden wir am 21. März auf dem westlich angränzenden Dohrn'schen Stück, wo sich nördlich von der steil abfallenden gelben Dwog- und Moorschicht dieselbe lose schwärzliche Erde fand, welche sich entweder im Bogen oder stumpfen Winkel an das grosse Loch mit den Pfahlreihen im Süden des Claussen'schen Kruges anzuschliessen schien, und welches mir durch das seitdem ausgehobene zweite, mehr nach Osten gelegene Püttloch bestätigt wurde. Die im Anfang dieses Berichtes angeführte Unterbrechung der Alluvialschichten ungefähr in der Mitte des Claussen'schen Kruges, in welcher der eine runde eichene Pfahl gefunden wurde, ist wahrscheinlich nur ein grosses Loch in der Insel gewesen oder hat letztere wirklich in zwei Theile getheilt, welche durch eine Brücke verbunden wurden.

Ich denke mir nun, dass die Fluthen der Elbe den Burggraben allmählich mit loser Erde gefüllt, und nachdem eine Feuersbrunst die Wohnstätten zerstört, die Menschen weggezogen und sich anderswo angesiedelt haben. Auf eine Zerstörung der Ansiedelung durch Feuersbrunst deuten die vielen roth gebrannten Scherben, die grossen scharf gebrannten Stücke formlosen Lehms und Lehmplatten (Wandbewurfstücke), verbrannte Thierknochen und Flintsteine, Kohlenstücke u. s. w. [1]). Möglich ist es auch, dass zuerst eine Feuersbrunst die ganze Ansiedelung zerstört und die Menschen vertrieben hat, und dass dann hohe Fluthen aus Nordwest (worauf die Neigung der Pfähle nach Südosten hindeutet) die Trümmer der Ansiedelung, Scherben, Wandbewurfstücke, Spindelsteine, Zettelstrecker u. s. w. in in die Ringgräben gespült haben. Spätere Fluthen haben dann über die alte Culturschicht die Schlickerde gebreitet, auf welcher nachfolgende Generationen friedlichen Ackerbau trieben, ohne vielleicht zu ahnen, dass schon viele Jahrhunderte früher dort ein anderes Geschlecht gewohnt und ebenfalls Ackerbau und Viehzucht betrieben hat.

(12) Hr. Friedr. Oelsner übersendet mittelst Schreibens d. d. Amsterdam, 18. Juni,

Bronzen aus der Gegend von Krotoschin.

(Hierzu Taf. XVII. Fig. 1—4.)

Der mitübersendete, von Hrn. Kreisgerichtsrath Hübner in Militsch beglaubigte Fundbericht lautet:

„Vor circa 12 Jahren fand der Fürstlich Thurn und Taxis'sche Revierförster Wilhelm Schmidt in seinem Reviere, welches ungefähr eine Meile entfernt von der Kreis- und Garnisonstadt Krotoschin in der preussischen Provinz Posen liegt, mehrere, dem Anschein nach schon etwas eingesunkene, immerhin aber noch mehr als eine Elle hohe Erdhügel (tumuli), die sich sofort als Heidengräber kennzeichneten, da in jener Provinz sehr häufig dergleichen gefunden werden.

„Nach Eröffnung dieser Grabhügel fand man in jedem derselben circa 3 bis 7, auch 8 irdene Gefässe, die bei der Berührung mit atmosphärischer Luft sofort in Staub zerfielen. In diesen Gefässen aber befanden sich aus Bronze, die schöner als Gold glänzte, Fuss- und Armringe, spiralförmige Ringe, Alles concentrisch in einander gelegt, so dass die Bronze den Anblick eines kleinen Thurmes gewährte.“

Hr. Virchow: Die uns durch die Güte des Hrn. Oelsner zugegangenen Bronzen gehören zu den selteneren, und obwohl nur zwei davon unversehrt sind, so müssen wir ihm doch zu besonderem Dank dafür verpflichtet sein. Es handelt sich um folgende Stücke:

1) Ein ungewöhnlich grosser, schwerer und plumper Armring (Taf. XVII., Fig. 1) mit sehr dunkler, matter und dicker Patina, unter welcher beim Poliren eine sehr gelbe Erzfarbe zum Vorschein kommt. Derselbe hat einen Querdurch-

1) Entgegen der Ansicht von Fräul. Mestorf, nach welcher der Untergang der Eddelacker Wohnstätte durch Ueberschwemmung herbeigeführt sein soll, muss ich mich entschieden für eine Zerstörung durch Feuersbrunst erklären. Wenn auch die grosse Menge der rothgebrannten Scherben im Verhältniss zu den nicht gebrannten in der Minderheit ist, so repräsentiren die ersteren doch ein grosses Quantum. Den besten Beweis für die Zerstörung durch Feuersbrunst geben aber die Wandbewurfstücke, welche die einzigen Ueberbleibsel der alten Wohnungen sind, und da diese Ueberbleibsel ohne Ausnahme die Einwirkung einer intensiven Gluth zeigen, so spricht das für meine Ansicht, dass die Wohnungen selbst durch Feuer zerstört sind.

messer von 10 cm. Er besteht aus einer 4,5 cm hohen, ringförmig gebogenen, höchstens 2 bis 3 mm dicken, etwas nach Innen eingebogenen und daher im Ganzen leicht ausgehöhlten Platte, welche an einer Seite offen ist. Die äussere Fläche ist etwas roh mit einem Palmetto-Ornament versehen. Letzteres besteht aus einer Abwechselung von senkrechten und geraden und von horizontalen, guirlandenförmig geschwungenen blattähnlichen Zeichnungen: beide bestehen aus je einer doppelten Reihe schräg gegen einander gerichteter Fiedern, welche durch Stanzen mit einem spindelförmig endigenden Instrument eingeschlagen sind. An einzelnen Punkten kreuzen sich solche Eindrücke; in der Regel sind sie mit einer gewissen Sorgfalt aufgereiht. Solcher, durch senkrechte Blätter abgetheilter Abschnitte giebt es 6: sie beginnen jederseits an dem erwähnten Längsspalt mit einem senkrechten Blatt. Der Spalt ist im Allgemeinen geradlinig, jedoch findet sich auf einer Seite über der Mitte am Rande desselben ein halbmondförmiger Ausschnitt, der scharf und regelmässig genug ist, um die Frage zu verneinen, ob er zufällig ausgebrochen ist.

2) Ein verhältnissmässig kleines Bruchstück eines zweiten, gleichfalls etwas rohen und unregelmässigen, jedoch viel reicher verzierten Ringes (Fig. 2). Derselbe besteht gleichfalls aus einer massiven, bis 2 mm dicken und 6,3 cm hohen, gebogenen Platte, welche weniger stark patinirt ist und an vielen Stellen einen gelben Glanz hat. Längs beider Ränder zieht sich eine dicke, vorspringende Kante mit schwachen, unregelmässig gestellten Quereindrücken fort. Die äussere Fläche ist zwischen diesen Kanten mit 7 vorspringenden Querleisten besetzt, von denen 4 platt, 3 dagegen durch schräge Eindrücke gerifft sind. Der Parallelismus dieser Leisten ist sehr unvollkommen, auch die Linien selbst sind nicht ganz gerade. Die Zwischenräume zwischen den Leisten sind seicht eingebogen. Auf der Innenfläche finden sich statt dessen flache Wölbungen.

3) Ein einfacherer Arm- oder Fussring (Fig. 3), schön grün patinirt, auf einer Seite offen und gradlinig abgesetzt. Innerer Durchmesser 9 cm, Dicke des Ringes selbst 6 — 7 mm. Er ist allem Anschein nach den eigentlich gedrehten Ringen (Torques) nachgebildet, jedoch nicht wirklich gedreht. Jederseits an der offenen Stelle beginnt er etwas eckig, so zwar, dass die obere und untere Fläche platt oder schräg, die äussere und innere dagegen gerundet ist. Diese 4 Flächen setzen sich dann in die spiralförmig gewundenen Vorsprünge und Vertiefungen fort, jedoch nicht continuirlich. Namentlich erreichen sich die Vertiefungen der inneren und äusseren Fläche häufig nicht, oder sie setzen so aneinander an, dass man deutlich sieht, dass sie nicht durch einfache Drehung, sondern wahrscheinlich erst nachträglich durch Ausfeilen oder Schleifen entstanden sind. Auch die Entfernungen zwischen den einzelnen Vertiefungen sind nicht gleich.

4) Ein grösseres Bruchstück eines ganz einfachen, jedoch sehr massiven Ringes (Fig. 4) von scheinbar derselben Grösse, wie Nr. 3. Er hat eine dunkelgrüne Patina, ist auf einer Seite ganz platt, auf der anderen plattrundlich, auf der äusseren und inneren dagegen gerundet. (In Fig. 4b ist der Querschnitt abgebildet). Seine Dicke beträgt im Flächendurchmesser 7, im Höhendurchmesser (von aussen nach innen) 9 mm.

Nach dem Fundbericht handelt es sich hier nicht um einen zufälligen Einzelfund, sondern vielmehr, was die Sache viel wichtiger macht, um Beigaben eines oder mehrerer Gräber. Die Beschreibung ist freilich nicht ganz deutlich. Möglicherweise war ursprünglich mehr Bronze vorhanden oder ein Theil derselben ist nachträglich zerbrochen und anderweit versprengt worden. Es muss wohl angenommen werden, dass die zugehörige Leiche verbrannt war. Sonderbarerweise wird

von einem goldigen Glanze der Bronzen gesprochen, während sie jetzt durchweg und zwar zum Theil sehr stark patinirt erscheinen. Hier ist wohl ein Irrthum des Berichterstatters anzunehmen.

Soviel ich augenblicklich übersehen kann, finden diese grossen massiven Bronzegeräthe ihre Analogie vielmehr im Osten, als im Westen. Mir sind namentlich aus der mittleren Weichsel-Gegend einzelne analoge Funde bekannt. Indess möchte ich, bevor nicht eine chemische Analyse vorliegt, ein bestimmtes chronologisches Urtheil nicht aussprechen.

(13) Hr. Deegen übergiebt Namens des Gymnasiallehrers Dr. Herrlich hierselbst eine Anzahl

südafrikanischer Waffen

zum Geschenk.

Es sind folgende Stücke:

1) 6 Assagais und eine Streitaxt der Matabeles.
2) Ein Bogen nebst Sehne und vier Pfeilen der Buschmänner aus der Kalaharisteppe.

Die Waffen sind vom Schwager des Hrn. Dr. Herrlich, Hrn. S. Lilienfeld, welcher sich bis zum Jahre 1877 in der Capcolonie aufhielt, in Hopetown am Orangefluss erworben. —

Hr. Hildebrandt erläutert diese Gegenstände durch einige Bemerkungen, namentlich macht er auf die eigenthümlichen Wurflanzen aufmerksam, deren Blätter schräg gegeneinander gerichtet sind und welche daher nach Art der Propellor beim Wurf eine drehende Bewegung machen.

(14) Hr. Virchow zeigt die Lieferung I. des von Hrn. Peet herausgegebenen American Antiquarian vor. Es ist diess eine Vierteljahrsschrift für die Prähistorie, Ethnologie und Archäologie Amerika's, welche in Cleveland, Ohio, erscheint. Das vorliegende Heft enthält ausführliche Beschreibungen der alten „Gartenbeete“ Michigan's, welche mit den deutschen Hochäckern manche Analogie zeigen. Auch wird darin über einen Fund von menschlichen Ueberresten neben Mastodon von Ashtabula County, Ohio, berichtet.

(15) Hr. Dr. Jentsch übersendet zur Ansicht

ueue Funde von Reichersdorf, Haaso und Weissig.

A. Von Reichersdorf, Kreis Guben.

1) Dreitheiliges Gefäss mit Strichornamenten, defect, mit Wachs gekittet. (Primaner Söhnel).
2) Dreitheiliges Gefäss ohne Ornamente. (Tertianer Werner).
3) Räuchergefäss, sehr brüchige Masse, zerbrochen in 2 Theile: Fuss (halb erhalten) mit 4 Fenstern, Schale. (Primaner Wolff).
4) Vogel mit oben offener Tülle, defect. (Primaner Söhnel).
5) Bronzecelt mit einem Rest von Kitt. (Gymnasial-Sammlung).
6) Bronzeschildchen mit Glasstückchen; gefunden in dem durchwühlten Sande des Urnenfeldes durch einen Bauerjungen, und sogleich Hrn. Rittergutsbesitzer Reimnitz übergeben. (Gymnasial-Sammlung). Von fraglichem Alter.

B. Von Haaso unweit Reichersdorf.
   7) Kinderklapper einfachster Form. (Gymn.-Samml.).
C. Von Weissig, Kreis Crossen.
   8) Flaches schwärzliches Gefäss mit wenigen Ornamenten. (Gymn.-Samml.)
   9) Drei Theile eines löffelartigen Geräthes, dessen Stiel durchbohrt ist. (Gymnasial-Sammlung).

(16) Hr. Dr. G. Jacob in Koburg berichtet in einem Schreiben d. d. Römhild, 6. Juni, über sogenannte

Streichsteine vom kleinen Gleichherge.

(Hierzu Taf. XVII. Fig. 7—11.)

In meiner Sammlung prähistor. Funde vom kleinen Gleichberg bei Römhild befinden sich zwei Steingegenstände, deren zweckdienliche Verwendung noch nicht vollständig klar gestellt zu sein scheint.

Beifolgende Abbildungen zeigen dieselben in $^1/_2$ der natürlichen Grösse. Nr. 7 ist von schwarzgrauem Thon-, Nr. 8 von Kieselschiefer. Jenes hat eine spatelförmige, dieses eine länglich conische Gestalt. Das gut erhaltene spatelförmige Exemplar ist knapp $10^1/_2$ cm lang, 4 cm breit und 5 mm dick, das defecte ist noch 12 cm lang, bis 6 mm dick und der Länge nach zerschlagen. Die untere Kante des Steinspatels ist stumpf, abgerundet, wie auch die Längskante und die stumpfe Spitze des conischen Fragments. Die Seitenflächen sind glatt und fast eben.

Form und technische Bearbeituug beider Stücke schliessen die Annahme aus, dass sie als Waffen benutzt wurden, da die Steinwaffen von dem kleinen Gleichberg als Steinkeile von Grünstein und als Bruchstücke durchbohrter Steinwaffen von Serpentin vorkommen. Auch sind die Ränder derselben, obschon sie abgerieben sind, zu stumpf, um als Schneiden zu dienen.

Im Mai d. J. sah ich zwei ähnliche flache Steine, den einen von unregelmässiger Rautenform, in der anthropolog. Sammlung zu Bamberg, welche sich in den „Matern“ befindet. Sie waren als Wetzsteine bezeichnet. Die von mir erwähnten Steine sind aber den auf dem kleinen Gleichberg gefundenen Wetzsteinen von Wetzschiefer und feinkörnigem Buntsandstein ganz unähnlich. Denn diese sind viel schwerer, massiger und grösser und kommen in der Form von Wetzschalen, oder kürzeren vierkantigen und mehr oder weniger runden Stangen vor. Wetzsteine können jene auch schon deshalb nicht gewesen sein, weil weder die Kanten noch die Seitenflächen Wetzfurchen zeigen. Wollte man die von mir bezeichneten Steine als Glättesteine auffassen, so muss ich erwähnen, dass die auf dem kleinen Gleichberg in grösserer Anzahl gefundenen Glättesteine aus Kieselschiefer, Quarz, Sandstein und rothem Thonschiefer bestehen, rund, oval, polygon, von unregelmässiger Gestalt, viel dicker sind und stark markirte, zuweilen eine, zuweilen mehrere Facetten haben.

Ich habe daher, da das in meinem Besitz befindliche Fundmaterial noch zu spärlich ist, um ein bestimmtes Urtheil über Zweck und Anwendung der fraglichen Gegenstände zu fällen, die Ansicht, es möchte die prähistorische Bevölkerung des kleinen Gleihcbergs derartige Steine zu einem technischen Zweck gebraucht haben und zwar zum Glattstreichen der Aussen- und Innenfläche von Thongeschirren.

Die meisten Thonscherben vom kleinen Gleichberg lassen nämlich deutlich erkennen,dass sie Gefässen angehörten, die aus freier Hand geformt waren, was aus den Unebenheiten der Aussen- und Innenwände und aus den noch sichtbaren Fingereindrücken deutlich hervorgeht. Ebenso augenscheinlich ist es, dass alle

Vertiefungen der Wände durch Instrumente mit vieler Mühe und Genauigkeit glatt gestrichen wurden, was man aus den mehr oder weniger breiten, sogar daumenbreiten Bahnen der glättenden Werkzeuge ersehen kann.

Namentlich gleicht der klingenförmige Stein Nr. 8 mit abgerundeter Spitze dem Modellirstabe des Bildhauers so sehr, dass ich nicht fehl zu greifen glaube, wenn ich ihn als „Modellirstein“ bezeichne, und wenn ich auch andere flache Steine mit abgerundeten Streichkanten, oder Spitzen, von Thon- und Kieselschiefer, wie man solche in grösstem Formenwechsel in den Mustern aufbewahrt findet, in dieselbe Kategorie bringe. Namentlich mögen die conisch geformten Modellirsteine eine zweckmässige Verwendung gefunden haben, um den schmalen, fingerbreiten Hals der Gefässe herzustellen und den Rand des Halses scharf über die Kante des Modellirsteins umzubiegen.

Wenn man sich zum Glätten der Thongefässe des Streichholzes bedient hat, so steht der Annahme nichts entgegen, dass man nicht auch Instrumente aus anderem und dauerhafterem Material dazu verwandte und zum Glätten der mit der Hand gearbeiteteten Gefässe, wie zum Modelliren derselben flache, schmale Steine benutzte.

Mir ist von dergleichen Steinen, die zu obigen Zwecken von dem prähistorischen Thonkünstler gebraucht wurden, bis jetzt nichts bekannt und erlaube ich mir, meine Ansicht Ihrer Begutachtung zu unterbreiten. Sollte die Sache bereits entschieden sein, so haben meine Steine nur topographisches Interesse für den kleinen Gleichberg; ist sie jedoch noch nicht festgestellt, so dürfte es vielleicht von allgemeinem Interesse sein, wenn in einer Ihrer anthropologischen Versammlungen die betreffende Frage zur Discussion gebracht und meine Ansicht, was mir gleich erfreulich ist, entweder berichtigt, oder bestätigt würde.

Höcht interessant ist es auch, dass sich auf dem kleinen Gleichberg Scherben von Graphitgefässen gefunden haben, von denen ich ein Rand- und Seitenstück unter Nr. 9 u. 10 in $^2/_3$ nat. Gr. abgezeichnet habe. Dieselben glühen im Feuer und sind feuerbeständig. Ferner fand sich auch in einem Steinwall der Bohrzapfen einer Steinaxt (Nr. 11 in $^2/_3$ nat. Gr.) in der Form eines konischen Flaschenstöpsels. —

Hr. Virchow erkennt an, dass, soweit die Betrachtung der Abbildungen eine Unterlage für ein Urtheil darbietet, die von Hr. Jacob gegebene Erklärung innerhalb der Grenzen zulässiger Interpretation liege. Er erachtet aber die Frage für berechtigt, ob die beschriebenen Steine überhaupt Manufakte seien. Die Abbildungen erinnern ihn auf das Lebhafteste an die, im Jahre 1875 auf der Versammlung der deutschen geologischen Gesellschaft in München aufgestellte Sammlung von scheinbaren Steingeräthen aus dem Main-Gebiet, welche damals allgemein als natürliche, in dieser Gegend sehr gewöhnliche Gebilde anerkannt wurden.

Sehr interessant sei auch das Auffinden eines Bohrzapfens aus einem Steinbeil, deren es in Deutschland noch recht wenige giebt.

(17) Hr. Dr. J. Sander macht der Gesellschaft eine der in orientalischen Schulen gebräuchlichen Gebettafeln, aus Tetuan stammend, zum Geschenk.

(18) Hr. Virchow zeigt eine, ihm von Hrn. Göppert in Breslau übersendete

Schlacke von dem Burgberge bei Jägerndorf.

Hr. Göppert schreibt darüber:

„Die hier beifolgende Grauwake ist von dem Burgberg bei Jägerndorf, von

dem überall auf dessen Gipfel herumliegenden Gestein, worüber unsere früheren Verhandlungen ausführlich handeln. Der darin vorkommende Abdruck ist eine von den, von mir vor länger als 30 Jahren in der Grauwake oder der unteren Kohlenformation entdeckten Charakterpflanzen, der Calamites transitionis, kenntlich durch den eigenthümlichen Abdruck der Längsstreifen des Stammes, welche an den Gliedern nicht alterniren, wie dies sonst bei den andern Calamiten der Fall ist, sondern darüber hinweggehen."

Hr. Virchow verweist wegen der sogenannten verglasten Burg bei Jägerndorf auf den Bericht in „Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift." 26. Ber. 1875. Aug. Wenn Hr. Göppert daselbst die Meinung vertritt, dass die verglasten Gesteine auf diesen und anderen schlesischen Burgbergen zufällig bei Gelegenheit von Opferfeuern entstanden und nicht zur Herstellung starker Umwallungen hergestellt wurden, so möge dies ja für einzelne Orte seine Richtigkeit haben. Erwäge man dagegen jene grossen Anlagen, wie sie der Redner früher von dem mächtigen Wall von Löbau beschrieben, betrachte man den Uferwall der Insel im oberen Ucker-See und lege man selbst die Beschreibungen mehrerer der böhmischen und schlesischen Glaswälle der Erörterung zu Grunde, so wäre es doch unmöglich, die zufällige Entstehung als Regel anzunehmen. Er glaube früher umfassende Beweise dafür beigebracht zu haben, dass es sich an einer Reihe von Orten um planmässige Anlagen handle. Nehme man dies aber erst für eine gewisse, wenn auch kleinere Anzahl solcher Wälle als ausgemacht an, so wachse die Wahrscheinlichkeit, das sämmtliche Anlagen der Art einer angenommenen Technik der Befestigung zuzuschreiben seien.

(19) Hr. Virchow zeigt einige, ihm von Hrn. v. Stein übergebene

thierisehe Moorfunde.

Darunter befindet sich namentlich ein ausgezeichnetes pathologisches Präparat, nehmlich das Hufbein eines Pferdes mit vollständiger Verknöcherung des Hufknorpels, sowie geschnittene Stücke von Hirschhorn.

(20) Hr. W. Schwartz übersandte mit einem Schreiben d. d. Posen, 20. Juni

Berichte über die Ausgrabungen zu Kazmierz und Slaboszewo.

(Hierzu Taf. XVII. Fig. 5—6).

Der Bericht über die Funde von Každmierz (Posener Zeitung vom 18. Mai. Nr. 343) lautet:

„Am letzten Sonntag fand wieder, wie im vorigen Jahre, von Seiten des Gymnasialdirektors Dr. Schwartz und einiger anderer Herren eine Ausgrabung in Kažmierz auf dem Territorium des Vorwerks Gorszewice statt, zu der Herr Gustav Fehlan freundlichst die Hand geboten hatte. Zwei mit Stein gepflasterte Stellen, gegenüber der vorjährigen Ausgrabungsstätte mehr nach dem See zu gelegen, gaben kein Resultat; nur an der einen fanden sich vereinzelt einige rohe Töpfe und Scherben mit iuteressanter Zeichnung, daneben ein Gerippe, das aber jüngeren Ursprunges zu sein schien. Als aber die Ausgrabung zum alten Terrain sich zurückwandte, wurden mit Erfolg zwei Gräber aufgedeckt. Sie glichen in der Anlage den im vorige Jahre dort geöffneten. Das eine nördlicher gelegene war charakteristisch durch ein doppeltes Steinlager, durch grosse vasenartige Gefässe, die in der Mitte sehr ausbauchten, während die Oeffnung oben verhältnissmässig sehr gering war. Meist waren die hier gefundenen Gefässe schwarz, nur etwas tiefer standen unmittelbar auf dem Lehmboden ganz rohe topfartige Gefässe von einer

Höhe von 9 cm mit weiter Oeffnung oben; Beigaben von Metall fanden sich hier nicht. Das südlicher gelegene Grab förderte zuerst drei schöne Näpfe zu Tage von 16 cm im Durchmesser, im Innern von schwarzer Farbe. Dann zeigten sich schwarze Urnen und Gefässe; daneben Reste, ein kleines von schönem rothem Thon mit schwarzem Rande und schwarzen Feldern. In einer kleinen schwarzen Urne lag der Rest eines bronzenen Gehänges mit 3 Ringen; ausserdem fanden sich 2 bronzene Nadeln mit schönem Rost, ein Sprengring, den man für einen Haarring hält, von 4 cm im Durchmesser, und eine Menge blauer Perlen; die Zahl derselben mehrte sich aus anderen Gefässen und der ganzen Erdschicht, so dass es zuletzt über 100 waren; sie sind meist aus Thon, grösser und kleiner, schön dunkelblau gefärbt, so dass einige wie von lapis lazuli aussehen. Bei anderen ist die Farbe verschwunden, sie sind rauh; nur an einer trat noch eine Zeichnung charakteristisch hervor, nehmlich 3 gelbe Ovale am Umfang der Perle, in jedem ein gelber Punkt; auch einige (blaue) Glasperlen waren darunter. Bei einzelnen Thonperlen sah es aus, als wäre Emaille eingelegt gewesen, die nur ausgesprungen. Schliesslich fand sich hier auch noch ein Stück von Eisen, von Rost zerfressen [1]."

Ueber die Ausgrabungen von Słaboszewo bei Mogilno heisst es:

„Auf einer vom Herrenhause N. O. gelegenen Höhe war man beim Mergeln auf Gerippe gestossen, die ersichtlich alt waren. Bei einem derselben hatte man unterhalb (!) des Schläfenbeins (etwa in der Gegend hinter den Ohren) je zwei Ringe (Sprengringe) gefunden von der Art, über die Dr. Sophus Müller kürzlich gehandelt und wovon ich ein Exemplar auch bei der letzten Ausgrabung in Kažmierz gefunden hatte. An dem betreffenden Schädel lag nun rechts und links an den bezeichneten Stellen nach vorn zu ein bronzener, hinter demselben je ein zinnerner Ring von derselben Gestalt (in Summa also 4). Auf der einen Seite scheint der Schädel an der Stelle, wo der Bronzering gelegen, von dem betreffenden Oxyd afffcirt. Daneben stand ein nicht unzierliches, kleines, napfartiges (noch reconstruirbares) Gefäss. Bei einer weiteren Nachgrabung am 16. d., zu welcher der Besitzer des Guts, Herr Tiedemann freundlich die Hand geboten, fanden sich noch c 10 Gerippe (in Summa c. 20), sämmtlich wie die ersten 1—2 Fuss unter der Oberfläche im Sande oberhalb der Lehmschicht; bei einem stand gleichfalls ein kleines mehr urnenartiges gereiftes Gefäss. Weitere Beigaben fehlten, nur ein eisernes Band und ein Messer lag an einer Stelle in der Nähe eines Gerippes, desgl. hatte man bei einem Gerippe noch Spuren eines runden länglichen Holzschaftes in der Erde gefunden. Die Gerippe lagen sämmtlich von West nach Ost und zwar nach Osten hinsehend.

„An einer andern Stelle von Słaboszewo, N. W. vom Herrenhause, war vor einiger Zeit ein rechteckartiges Steingrab gefunden worden, mit den bei Steinkisten üblichen Gefässen, namentlich einer Urne mit Knöpfen statt der Henkel. Fast blauoxydirte Ringe und ein Plättchen derselben Art fanden sich dabei." —

Hr. Virchow: Durch die Güte des Hrn. Gutsbesitzer Tiedemann ist uns der grösste Theil der Ausbeute dieser letzten Ausgrabungen zugegangen, bestehend aus 7, leider meist stark zertrümmerten und sehr verwitterten Schädeln, 2 etwas zerbrochenen Thongefässen, welche jedoch restaurirt werden konnten, einem „Schläfenringe" von Bronze und Theilen des einen als zinnern betrachteten.

---

1) Nachträglich fand sich noch eine verzierte Perle mit gelbem Zickzackstreifen und eine eiserne Schnalle.

Was zunächst diesen letzteren betrifft, so hat eine Analyse durch Hrn. Prof. Salkowski ergeben, dass derselbe aus einem Gemisch von $^2/_3$ Blei und $^1/_3$ Zinn besteht, annähernd 69 Blei und 31 Zinn. Daraus ergiebt sich am deutlichsten, dass es sich um eine verhältnissmässig späte Zeit handelt.

Der bronzene „Schläfenring" entspricht ganz genau der durch Hrn. Sophus Müller so bekannt gewordenen und erst in der April-Sitzung von mir wieder besprochenen Form. Er besteht aus einem drehrunden, etwas über 2 mm dicken Draht, der an dem einen Ende scharf abgeschnitten endigt, an dem anderen dagegen in eine platte, nach aussen zurückgebogene, zu einem kleinen Ringe eingerollte Schleife übergeht (Taf. XVII., Fig. 6. Nat. Grösse). Die Oeffnung des „Schläfenringes" hat einen Durchmesser von 38 mm; das aufgerollte Ende ist 5 mm dick.

Der zugehörige Schädel ist ein weiblicher (Nr. I.) und zwar sehr jugendlicher. Die linke Schläfenschuppe, und zwar hauptsächlich der nach vorn vom äusseren Gehörloche gelegene Theil, nur ganz schwach der Warzenfortsatz und der unterste Theil des Angulus mastoideus des Parietale, sind grün gefärbt. Die andere Seite, obwohl auch hier ein ähnlicher Ring gelegen hat, ist frei von Färbung, indess ist die Tabula externa hier so vollständig abgeblättert, dass möglicherweise eine vorhanden gewesene Färbung verloren gegangen sein mag. Jedenfalls passt für die beschriebene Lage mehr die Bezeichnung „Schläfenring", als „Ohrring". Nicht ohne Werth ist es, dass es sich hat feststellen lassen, dass es sich um einen weiblichen Schmuck handelt, und dass neben Bronze auch Ringe aus Blei und Zinn vorhanden waren, dass dagegen andere Bronzen fehlten und nur einige Eisenstücke gefunden wurden.

Die beiden mitgekommenen Thongefässe zeigen nichts von der Eigenthümlichkeit derjenigen, die wir sonst als slavisch bezeichnen. Allerdings haben sie keine Henkel und sind verhältnissmässig kleine niedrige Geschirre mit weiter Mündung, aber sie bestehen aus etwas feinerem Thon, zeigen an der Oberfläche eine gewisse Spur von Glättung, oder, vielleicht besser, von Abstreichung mit einer nassen Substanz, und die Form des einen ist recht gefällig. Dieses, in Fig. 5 in halber Grösse abgebildet, ist 80 mm hoch, an der Mündung 130, am Boden 75 mm im Durchmesser. Der Boden ist stark nach oben gewölbt, der Bauch weit, der Hals niedrig und wenig abgesetzt, der Rand einfach und schräg nach aussen stehend. Etwas unter dem Rande läuft eine niedrige feine Leiste um das Gefäss; unter derselben, um den Bauch, liegen 4 breitere, scheinbar durch Abschaben entstandene, etwas matt aussehende Furchen. Die Farbe ist graugelblich, die Oberfläche nicht matt, jedoch auch nicht glänzend. Der Bruch hat eine schwärzliche Farbe und zeigt eingemengte Quarztrümmer. Die Wand ist von mässiger Dicke.

Das andere Gefäss ist viel einfacher. Es ist ein Napf, 76 mm hoch, an der Mündung 112, am Boden 50 mm im Durchmesser. Der Boden leicht nach oben gewölbt, die Seitenwand schräg, aber fast ganz eben, die Mündung sehr weit. Verzierungen fehlen gänzlich. Die Oberfläche ist blass röthlichgelb, nicht glänzend, jedoch nass abgestrichen, der Bruch schwärzlich, mit groben Gesteinsbrocken durchsetzt, die innere Oberfläche sehr uneben und mit zahlreichen Vertiefungen versehen. Offenbar ist dasselbe von freier Hand geformt.

Ueber die Schädel behalte ich mir vor, weiter zu berichten, wenn die grosse Mühe ihrer Reconstruction einigermaassen belohnt werden sollte. Es sind nehmlich 5 derselben so stark zertrümmert, dass in der Regel nur Theile des Schädeldaches noch zusammenhalten. Messungen daran sind nicht möglich. Ich beschränke mich daher zunächst darauf, einige Worte über die beiden einzigen Schädel zu sagen,

welche noch zusammenhalten, indess fehlen auch ihnen die Unterkiefer und der eine, der männliche, hat ein so grosses Loch an der rechten Seite, dass eine genaue Breitenbestimmung nicht ausführbar ist. An dem anderen, dem weiblichen, sind dagegen die Gesichtsknochen so defekt, dass über die Gesichtsbildung nur wenig beigebracht werden kann. Diess ist um so mehr zu bedauern, als die beiden Schädel gerade in der Form des Gesichts stark zu differiren scheinen.

Der weibliche Schädel (Nr. I.) ist zart und klein, die Zähne noch fast gar nicht abgeschliffen. Seine Betrachtung macht sofort, was auch die Messung bestätigt, den Eindruck der Mesocephalie (Index 76,3). Die Stirn ist verhältnissmässig voll und hoch, die Scheitelcurve lang und etwas flach, das Hinterhaupt ziemlich lang, aber etwas dick. Was von dem Gesicht übrig ist, zeigt zarte, kleine, mädchenhafte Formen. Der Oberkiefer ist deutlich orthognath, der Alveolarfortsatz niedrig. Die Nase kurz und schmal, die Augenhöhlen dagegen hoch und weit.

Der männliche Schädel (Nr. II.) ist ungleich grösser, namentlich viel höher. Sonderbarerweise stimmt aber der Ohrhöhenindex (63,3) fast genau mit dem des Schädels Nr. I., während der gewöhnliche Längenhöhenindex (79) um ein Beträchtliches grösser ist, als der des anderen Schädels (71,9). Auch Nr. II. hat eine lange und etwas gedrückte Scheitelcurve, ein langes und etwas dickes Hinterhaupt, eine grosse Stirn. Aber er ist stark prognath, dem entsprechend der Gaumen schmal und lang, der Oberkiefer (oberhalb des Ansatzes des Alveolarfortsatzes) eng. Die Orbitae sind sehr niedrig (Index 82). Die Nase leptorrhin (46,4), mit sehr tief liegender Wurzel und hoch aufgerichtetem, aber kurzem Rücken.

Die Hauptzahlen sind folgende:

	Nr. I. ♀		Nr. II. ♂	
Grösste Länge . . .	173	mm	172	mm.
„ Breite . . .	132	„	132 ?	„
„ Höhe . . .	124,5	„	136	„
Ohrhöhe	109,5	„	109	„
Obergesichtshöhe . .	56	„	63	„
Höhe der Nase . .	—	„	49,5	„
Breite „ „ . .	—	„	23	„
Höhe der Orbita . .	33	„	32	„
Breite „ „ . .	36,5	„	39	„

Daraus berechnen sich folgende Indices:

Längenbreiten-Index .	76,3	„	70,9 ?	„
Längenhöhen- „ .	71,9	„	79,0	„
Ohrhöhen- „ .	63,2	„	63,3	„
Nasen- „ .	—	„	46,4	„
Orbital- „ .	90,4	„	82,0	„

(21) Hr. Buchholtz legt im Namen der Verwaltung des Märkischen Provinzialmuseums

menschliche Schädel und Gebeine aus der Jerusalemer Kirche

zu Berlin vor, namentlich einen brachycephalen Schädel mit sehr tiefer Lage der Pfeilnaht und beträchtlicher Vorwölbung der Parietalhöcker.

Hr. Virchow bemerkt dazu, dass ähnliche Schädelabweichungen, namentlich in Folge von Rachitis, auch heutzutage öfter vorkommen.

(22) Herr Voss zeigt

neue Erwerbungen des ethnologischen Museums.

Zunächst legt er einige Fundstücke von Localitäten vor, welche auf der demnächst zu veranstaltenden Excursion besucht werden sollen. Es sind dies einige Gefässfragmente von dem Borchelt bei Luckau, von vorslavischem Typus, und ein nasenähnlicher Gefässhenkel aus einem Urnenfelde bei Kahnsdorf, welcher die grösste Aehnlichkeit hat mit einigen Exemplaren aus der grossen Ansiedelung bei Tordosch in der Nähe von Broos in Siebenbürgen, welche das königl, Museum der Güte des Frl. Torma zu Broos verdankt. Der Vortragende hat die unmittelbar an der Marosch gelegene, weit ausgedehnte Fundstelle, von welcher auch bei Gelegenheit des internationalen Congresses zu Buda-Pest zählreiche Gegenstände ausgestellt waren, in Gesellschaft von Frl. Tordosch persönlich besucht und erwähnt als besonders merkwürdig, dass in derselben bisher hauptsächlich Steingeräthe, u. a. auch Obsidiansplitter gefunden werden, daneben aber auch Glasperlen und Gefässreste mit Spuren eines röthlichen Firnisses, ähnlich dem der römischen Gefässe aus terra sigillata.

Ausserdem legt derselbe einen in der Nähe von Bischofswerder (wahrscheinlich in Preussen) entdeckten Silberfund, den das Königl. Museum erworben hat, vor. Der Fund besteht aus 2 Armringen von der Form der von Hrn. Dr. Anger aus Elbing eingesandten und von dem Herrn Vorsitzenden in der Sitzung vom 16. Juni v. J. vorgelegten, (S. Verh. d. Ges. S. 271 u. Abb. das.), sowie 2 anderen aus einem wellenförmig gebogenen Drahte hergestellten mit breiter Schliessplatte, welche leider unvollständig sind, und einem kleinen Geräthe, das dem Deckel einer kleinen Büchse ähnlich sieht und auf seiner oberen Fläche mit Filigranornamenten und aufgeschmolzenen Kugeln verziert ist, in ähnlicher Weise, wie einige Silberplatten des Thorsberger Moorfundes. Auf seiner unteren Seite sind die Buchstaben PLA zu erkennen. (Kat. Nr. II Nr. 11,078—11,080 d. Königl. Mus.).

(23) Eingegangene Schriften:

1) Mittheilungen der Wiener anthropologischen Gesellschaft. 1. 2.
2) Nachrichten für Seefahrer. Nr. 11—24.
3) Annalen für Hydrographie. Heft 3, 4, 5.
4) Atti della R. Accademia dei Lincei. Vol. II. Fasc. 3, 4.
5) Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Nr. 3, 4, 5.
6) Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens. Heft 13.
7) Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. Band 2, Heft 1, 2.
8) Journal of the Anthropological Institute of Great Britain und Ireland. Vol. VII. No. II., III.
9) Schlesiens Vorzeit in Bild und Schrift. 38. Bericht.
10) Jahresbericht des Naturhistorischen Vereins von Wisconsin für das Jahr 1877/78.
11) 4 Schriften von Bogdanoff.
12) G. Ponzi, Lavori degli insetti nelle ligniti del Monte Vaticano.
13) — Storia dei Vulcani Laziali.
14) — I Fossili del monte Vaticano.

15) P. Riccardi, Suture anomale dell' osso malare in sei crani umani.
16) Graf Sievers Beiträge zur Geographie Heinrichs von Lettland.
17) Derselbe, Die Lettenburg Antine und die Nationalität des Chronisten Heinrich de Lettis.
18) Aspelin, Antiquités du Nord Finno-Ougrien. Livr. III.
19) Schwartz, Der Ursprung der Stamm- und Gründungssage Rom's.
20) Liebe, Die Lindenthaler Hyänenhöhle. (II. Stück).
21) Bericht des Märkischen Provinzial-Museums.
22) Kollar, Die Slawischen Götzenbilder von Prillwitz (Rhetra).

Berichtigung.

Durch ein Missverständniss ist in dem Bericht über die Mai-Sitzung S. 251 — 54 angenommen worden, dass bei Karne zwei Burgwälle seien. Vielmehr stammen die neuen Gegenstände von derselben „Schwedenschanze" am Scharker Graben, welche schon in der Sitzung vom 14. Mai 1875 Gegenstand der Besprechung war.

Sitzung am 20. Juli 1878.

Vorsitzender Hr. **Virchow**.

(1) Ueber den beklagenswerthen Tod des Dr. Hermann Berendt, dessen schon in der letzten Sitzung Erwähnung gethan ist, kann aus Nachrichten, welche durch die Familie hierher gelangt sind, folgendes Nähere mitgetheilt werden:

Am 9. Dezember 1877 verliess Dr. Berendt, nachdem er schon längere Zeit an einem Blasenleiden, wie er es nannte, gelitten hatte, Coban, um direkt nach der Hauptstadt Guatemala zu reisen, die er auch nach fünftägigem Ritte, wie es scheint, gesund erreichte. Er hatte die Reise unternommen, um die für die Königl. Museen in Sa. Lucia unternommenen Arbeiten zu Ende zu führen, und wollte nach kurzem Aufenthalt in der Hauptstadt dahin weiter reisen. Ein Anfall des Blasenleidens hielt ihn hiervon ab, und er liess den zum Bearbeiten der Steine in Sa Lucia engagirten Italiener allein dahin abreisen. Er erhielt von Don Pedro de Anda bald günstige Nachrichten über den Fortgang der Arbeiten des Italieners „und schliesslich waren die beiden Steine, die zunächst als Muster nach Berlin gehen sollen, fertig, ehe ich mich hier fortgewagt. Sie werden mit dem Uebrigen in einem Schiffe von Hockmeyer & Co. direkt nach Hamburg gehen. Das Schiff kommt im März hier an und geht im April wieder ab, wird dann also wohl Ende August oder Anfang September die Steine an's Museum liefern können." — Zur selben Zeit erhielt Dr. B den Auftrag, für eine wissenschaftliche Gesellschaft in Guatemala eine Arbeit über die Indianer Guatemala's zu schreiben, und ging mit übergrossem Eifer an die Arbeit. Er arbeitete die Nächte durch, nährte sich unregelmässig, kurz strengte sich so sehr an, dass sich sein Zustand sehr verschlimmert hatte, als er die Arbeit beendet. Am 26. Februar schreibt er noch mitten aus der Arbeit und über seinen Zustand beruhigend über Sa. Lucia: „Aus Sa. Lucia erfahre ich, dass die Bäume gefällt sind, aus denen die Bretter zur Verpackung gemacht werden sollen. Ich hoffe, die Sache kommt zu Stande, ohne dass ich genöthigt bin, nach der Küste hinunter zu reiten. Ich möchte wo möglich mit dem Drucke fertig sein, ehe ich die Tour mache." — Am 26. März schreibt er wieder, mit seiner Arbeit und dem Druck derselben ziemlich fertig, aber klagend, dass fortwährende kleine Anfälle seines Uebels die Reise nach Sa. Lucia verzögerten, doch setzt er darin den Termin für dieselbe auf den folgenden Tag fest; diesmal über Antigua, um bequemer zu reisen, und die dortigen Alterthümer zu untersuchen. Ueber Sa. Lucia schreibt er vom selben Datum: „Die Sa. Lucia-Steine werden schwerlich zur Zeit für die „Perle" in den Hafen gelangen, wir erwarten aber deutsche Kriegsschiffe in den

nächsten Monaten, durch welche die Beförderung ebensogut und für das Museum billiger besorgt werden kann." Am 27. März reiste er nach Antigua, musste aber von da, durch heftige Schmerzen gezwungen, am 31. nach Guatemala zurückkehren. Er fing nun nach einer Consultation mit einem amerikanischen Arzte an, sich systematisch zu behandeln. Das Leiden hatte sich als ein chronisches Nierenleiden herausgestellt, und am 5. April hat er mit Dr. Fenner, der zugleich amerikanischer Consul in Guatemala ist, ein Testament gemacht und bei demselben deponirt. Am 10. war die Besserung bedeutend vorgeschritten, er empfing am 11. schon viele Besuche, mit denen er sich heiter unterhielt, obgleich er über grosse Schwäche klagte. Am 12. hat dann ein neuer Anfall, offenbar unter furchtbaren Schmerzen, seinem Leben ein Ende gemacht, doch scheint er nach dem Anfall in Bewusstlosigkeit eingeschlummert zu sein, ohne weiteren Todeskampf.

Inzwischen ist auch noch eine direkte Einsendung des Hrn. Berendt an die Gesellschaft d. d. Guatemala, 28. März (das Datum stimmt nicht ganz mit den obigen Angaben) angelangt mit Zeichnungen

mittelamerikanischer Skulpturen in Bein und Holz.

(Hierzu Taf. XVIII. und XIX.)

Der begleitende Brief lautet:

„Sie finden hierbei die Zeichnung einer in Knochen eingegrabenen Figur, in Quetzaltenango nebst einigen Steinperlen in einem Thongefässe gefunden. Letzteres zerbrach und ist nicht aufbewahrt worden.

„Die grosse Zeichnung stellt die Skulptur auf einem Balken von Zapote-Holz dar, welche mit sieben anderen ein grosses Tableau darstellt. Sie sind aus Tikal, dieselben, von denen ich Ihnen bereits schrieb, von Hrn. Dr. Bernoulli gesehen und für ihn aus dem Gemäuer herausgenommen. Ich habe sie nicht zu Gesicht bekommen. Boddam Whitham hat ähnliche im Peteu gefunden (auch aus Tikal), welche er in's Kensington Museum gegeben. Die von Stephens aus Yucatan nach New-York mitgebrachten sind verbrannt. Dr. Bernoulli geht im Mai nach Europa. Ich drang in ihn, die von ihm gesammelten Alterthümer dem Berliner Museum zu überlassen; er gab mir keine bestimmte Antwort und schien noch unentschlossen. Es ist dies Tableau nicht nur ein Unicum seiner Art, sondern auch sonst von hohem Werthe.

„Unser guter Ande betreibt die Verpackung sehr langsam. Ich bin nun wieder so weit hergestellt, dass ich versuchen will den Ritt in kleinen Etappen zu machen, und denke in 2 oder 3 Tagen per Diligence nach Antigua, von da zu Rodriguez nach Capetillo, von da nach Pantaleon u. s. w. mich zu schleppen. Denn ehe ich selbst wieder dort bin, geschieht doch Nichts. Die Perle erreichen diese Kisten nun keinenfalls mehr. Ich hoffe jedoch, sie durch die hier erwarteten Deutschen Kriegsschiffe befördern zu können."

In Bezug auf das erstere Stück (Taf. XVIII.) lag noch ein Zettel von Berendt's Hand, d. d. Guatemala, 9. März 1878, bei, welcher lautet:

„Knochen mit eingeritzter Figur, gefunden vor mehreren Jahren mit etlichen durchbohrten Schmucksteinen etc in einer Thonvase; letztere ohne Verzierungen, zerbrach in Stücke, die nicht aufgehoben worden. Natürl. Grösse. Guetzaltenango, Guat." Im Besitze von Don Valentin Escobar, padre, Guatemala. (Wenn es nicht sicher wäre, dass dasselbe aus Guatemala, sollte man glauben es sei aus Mexiko! Don Valentin hat es von dem Finder an demselben Tage gekauft, als er es ausgegraben)."

Auf dem Umschlage steht, in noch genauerer Bezeichnung: Canilla humana con figuras gratadas.

Quetzaltenango, das alte Xelahuh, liegt nahe der Westküste von Guatemala (Hubert Howe Bancroft, The native Races of the Pacific States. Vol. IV. p. 124).

In Betreff des geschnitzten Thürbalkens von Tikal in Guatemala (wohl zu unterscheiden von Ticul in Yucatan) ist zu verweisen auf das, schon von Berendt erwähnte, analoge Stück, welches Stephens aus Yucatan nach New-York brachte. Eine Zeichnung desselben, von Hrn. Catherwood glücklicherweise noch an Ort und Stelle ausgeführt, steht in den „Begebenheiten auf einer Reise in Yucatan von John L. Stephens“, deutsch von Meissner. Leipzig 1853. Taf. 17 (Sapotaholzbalken von Kaban). Stephens liefert auf S. 181—83 in umständlichster Weise eine Beschreibung dieser „Schwelle“, der einzigen skulpirten, welche er trotz sorgsamen Nachsuchens aufgefunden hatte, und er erörtert eingehend, warum er es für sicher hält, dass die Schnitzereien trotz ihrer Vollendung und Ausdehnung nur mit kupfernen Geräthen ausgeführt seien.

Leider ist die Zeichnung des Hrn. Catherwood in zu kleinem Maassstabe ausgeführt, um in den Einzelheiten bequem vergleichbar zu sein. Er bezeichnete sie als „das interessanteste Andenken, dass sie in Yucatan gefunden hatten.“ Stephens erklärt den allgemeinen Charakter der Figur und der Verzierungen für identisch mit dem der Figuren, die sie an den Mauern zu Palenque gesehen hatten.

Die uns zugegangene Abbildung ist in natürlicher Grösse. Sie ist 1775 mm hoch und 29,5 mm breit. Die auf Taf. XIX. gelieferte Abbildung ist um $^2/_3$ verkleinert und sie hat in zwei neben einander gestellte Hälften zerlegt werden müssen. Die untere Partie, welche auf der Tafel rechts steht, stellt über einem treppenartigen Absatz die obere Hälfte einer menschlichen Figur dar, deren Arme im Ellenbogen gekrümmt nach vorn gerichtet sind, um einen sonderbaren, den Kopf bedeckenden maskenartigen Aufsatz zu stützen, der nach oben in einen weithin auseinandergehenden Feder- oder Blätterbusch (in der Abbildung unten links) ausläuft. Ueber der Figur schliesst sich eine Doppelreihe von sieben hieroglyphischen Gruppen an, die in grösster Feinheit ausgeführt sind. Ihre Aehnlichkeit mit den Hieroglyphen von Chichen-Itza (Stephens Fig. 48) und anderen tritt deutlich zu Tage.

So ist uns denn noch in diesen letzten Zusendungen der unersetzliche Werth, welchen die Verbindung mit dem verstorbenen Freunde für uns besass, von Neuem vor Augen getreten. Möge es wenigstens gelingen, seinen literarischen Nachlass, dessen unschätzbare Bedeutung vor Allem der gemeinsame Freund, Alexander v. Frantzius so oft betont hat, vor der Zerstörung zu sichern! Das Andenken beider Männer wird für uns gewiss unverloren sein.

(2) Hr. Schweinfurth übersendet mit folgendem Briefe an den Vorsitzenden, d. d. Cairo, 16. Juni, vorzügliche

landschaftliche und ethnologische Photographieen vom oberen Nil.

„Von meiner diesjährigen ziemlich ausgedehnten Wüstenreise zurückgekehrt, finde ich eine Anzahl photographischer Aufnahmen vor, welche mir Hr. Richard Buchta aus Chartum zusandte, und ich glaube von diesem Geschenk keinen besseren Gebrauch machen zu können, als indem ich eine Auswahl dieser mir nur als Probe seiner Leistungen vom Photographen zugeschickten Bilder, Ihnen zu Händen, der anthropologischen Gesellschaft überreiche.

„Hr. Buchta, welcher auch ein sehr geschickter Zeichner und Maler ist, hat in Cairo mehrere Jahre praktisch bei einem hiesigen Photographen gearbeitet und begleitete letzthin die italienische Expedition unter Capitain Gessi und Dr. Mateucci, welche sich Kaffa als Ziel gesteckt hatten, den neuesten Nachrichten zufolge aber in Fadassi auf unüberwindliche Schwierigkeiten zu weiterem Vordringen gestossen sind, bis nach Chartum, trennte sich daselbst von seinen Begleitern und beschloss den Aufenthalt im Sudan zu photographischen Aufnahmen von Menschenrassen und Landschaften und dergleichen auszunützen.

„Das Unternehmen dieses jungen Mannes verdient die Aufmerksamkeit der Freunde der Länder- und Völkerkunde, denn viele Jahre sind verflossen seit der letzte Photograph in Chartum seinen Aufenthalt genommen hat. Eine ähnliche Gelegenheit zum Erwerb von photographischen Aufnahmen sudanischer Völkertypen dürfte vielleicht bald nicht wieder dargeboten sein und wäre es daher wünschenswerth, wenn sich Liebhaber derselben an Hrn. Buchta wendeten, denselben mit Aufträgen ermunternd [1]). Der deutsche Vice-Consul, Hr. Rosset, in dessen Hause Hr. Buchta sich niedergelassen hat, kann als Vermittler gewählt werden." —

Unter den Photographien befinden sich Ansichten von Chartum, vom blauen Nil, Darstellungen der Schukurieh, Denka und anderer dortiger Völkerschaften.

(3) Hr. von Cohausen hat dem Vorsitzenden ausser einigen Schädelzeichnungen einen, im Correspondenzblatt des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine 1878. Juni Nr. 6 erschienenen Bericht über die

fränkischen Gräberfunde von Erbenheim (1 Stunde SW. von Wiesbaden)

übersendet. Es heisst darin:

„Die Wiesbaden-Limburger Eisenbahn macht, nachdem sie bei Erbenheim über den dortigen Bach gegangen, kaum hundert Schritte nördlich des Dorfes einen tiefen Einschnitt. Sie hat dadurch ein Todtenfeld blosgelegt und dem nassauischen Alterthumsverein Gelegenheit geboten, dasselbe weiter zu untersuchen und die besterhaltenen Gebeine und Schädel, sowie die Beigaben der Todten zu erheben. Es wurden über 40 Gräber geöffnet; sie waren durchschnittlich einen Meter tief und von Westen nach Osten so gerichtet, dass, wenn sich die Todten erhoben, sie der aufgehenden Sonne ihr Antlitz zugewandt hätten. Es lagen Männer und Frauen, auch Kinder, meist jedes einzeln, manchmal aber selbst bis fünf Leichen über- und nebeneinander gebettet. Viele hatten keine Beigaben, und selbst die Gebeine waren bis auf wenige verzehrt, andere waren reichlich mit Gaben umlegt. An Waffen fanden sich eiserne Speer- und Pfeilspitzen, auch ein Ango, jene dem römischen Pilum nachgeahmte Waffe, welche aus einer fast 1 Meter langen Eisenstange mit einer mit Widerhaken versehenen Stahlspitze bestand und nur mit einem kurzen Holzschaft versehen war.

„Es fanden sich vier zierliche, eigenthümlich geschwungene Beile, die den Franken eigene Franziska, dann längere und kürzere Messer, doch das eigentliche Haumesser der Franken, der Scramasax mit langem Griff, das sonst den meisten fränkischen Todtenfeldern nicht fehlt, und das wir so häufig im Westen unserer Stadt, zwischen dem Schiersteiner und Dotzheimer Weg aufnahmen, fand sich nur einmal. Dagegen fand sich der Schildbuckel, ein wahres Schmiedemeisterstück getriebener Arbeit, in mehreren Exemplaren. An Schmuck erhoben wir grosse durchbrochene Zierscheiben von Bronze, wie wir solche, nur weniger verziert, bei

1) Er gedenkt ein grosses Album für den Verkauf zusammenzustellen.

den Fuhrmannspferden erklingen hören, Gürtel- und Riemenbeschläge, verschiedene kleine Geräthe, Feuerstein und Stahl — wie es die Leute wohl in der Gürteltasche mit sich trugen; zwei Gewandnadeln mit runden Zierscheiben, die eine mit rothem und grünem Schmelz, die andere mit einer Silberplatte verziert, auf welcher ein verschlungenes Riemenornament ächt nordischen Geschmackes eingepresst ist. Ohrringe, Perlen aus Thon, Fritte, Glas, Bernstein und Bergkrystall; auch ein schöner Spinnwürtel von hellgrünem Glas, mit eingeschmolzenen weissen Fäden verziert, waren die Ausbeute von Frauengräbern. Eine Seemuschel, die mit einem Bronzering durchbohrt am Hals getragen werden konnte, können wir hierherzählen. Sie ist merkwürdig genug, da sie — eine Cypraea pantherina — weder in dem Deutschlands Küsten bespülenden, noch im Mittelländischen Meere vorkommt und nur im Rothen und in den indischen Meeren gefunden wird. So kreuzten sich hier die Handelsstrassen von jenen südlichen Meeren mit denen, die von der Ostsee den Bernstein brachten.

„An Gefässen, die den Todten mit Speisen gefüllt mit in's Grab gegeben worden sind, wurden ausser verschiedenen schwarzen und mit Eindrücken verzierten Urnen auch Schüsseln und Henkeltöpfe erhoben, welche die Russspuren ihres häuslichen Gebrauchs noch an sich tragen. Eine Schüssel von dünnem Bronzeblech, in der ein Kamm lag und die dem Todten zwischen den Füssen stand, möchten wir als eine Waschschüssel bezeichnen. Von römischen terra sigillata-Gefässen wurde nicht das kleinste Bruchstück gefunden. Vor Allem aber sind zu nennen 14 bis 15 Trinkbecher und Schalen aus grünlichem Glas und mit aufgeschmolzenen Glasfäden stern- und spiralförmig verziert. Darunter einige allerdings sehr zertrümmert. Die Trinkbecher sind so gestaltet, dass sie — dem glücklichen Zecher ein Vorbild — nicht stehen können, sondern ausgetrunken werden müssen, da ihr Fuss halbkuglig oder selbst mit einer Spitze versehen ist. Von Münzen fand sich nur ein römischer Domitian (81—96 n. Chr.) und ein angelsächsischer Scaetar aus der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts. Die erstere, wie überhaupt die römischen Münzen bis in die Karolinger Zeit im Curs, beweist nichts, als dass das betreffende Grab nach dem 1. Jahrhundert eingesenkt worden, während die angelsächsische Münze die Bestattung, der sie beigegeben war, nicht vor 550 n. Chr. anzunehmen gestattet." —

Hr. Virchow bemerkt in Bezug auf die Schädel, dass nach der Mittheilung des Hrn. v. Cohausen die Mehrzahl derselben den gewöhnlichen dolichocephalen Typus der Frankengräber gezeigt habe, dass sich aber darunter „2 oder 4 von anderem Typus — um es kurz zu sagen, Negerköpfe" fanden, dolichocephal zwar, aber mit breiter Nasenwurzel, breiter und niedriger Nasenöffnung und breitem Gesichte. Die von ihm eingesendeten Zeichnungen zweier solcher Schädel (Vorderansicht) zeigen eigentlich nichts Negerartiges, namentlich keine irgend auffällige Prognathie. Der eine gleicht in hohem Maasse einer osteomalacischen Form. Genaueres darüber wird sich ohne Specialuntersuchung wohl nicht feststellen lassen. Indess erinnert der Redner daran, dass es ihm bereits dreimal, bei den Schädeln von Wiesbaden, von Alsheim und von Camburg, gelungen sei, den Grund der individuellen Abweichung in bestimmten Verhältnissen der Knochenentwickelung nachzuweisen, und dass es daher zu hoffen sei, dass auch hier eine genauere Analyse die Erklärung wohl ergeben werde.

(4) Hr. Dr. Oidtmann in Linnich übersendet eine Abhandlung, betitelt „La photogénéagraphie" (Journal des Beaux-Arts et de la Littérature. 1878. Mai. p. 77),

worin er Sammlungen von Photographien empfiehlt, welche die Familiendescendenz darstellen sollen. Als Belag hat er ein das sächsische Fürstenhaus darstellendes Tableau beigefügt.

(5) Hr. Dr. H. Sebald übersendet die deutsche Uebersetzung einer, im Almanach der norwegischen Universität zu Christiania erschienenen Abhandlung des Prof. O. Rygh über

in der Erde gefundene Alterthümer.

Es ist nicht sehr lange her, seit man in Norwegen anfing, Alterthümer, welche in der Erde gefunden werden, zu sammeln und aufzubewahren, aber schon in dieser kurzen Zeit hat es sich gezeigt, dass man aus ihnen ausserordentlich viel über die Vorzeit unsers Landes lernen kann. Sie gehören zum grössten Theil Zeiten an, welche so weit zurückliegen, dass jede Erinnerung von ihnen verloren ist, und sie geben viele Aufschlüsse über das Leben und die Verhältnisse des Volkes in dieser fernen Vorzeit, werden aber deren noch weit mehr geben können, wenn man grössere Sammlungen von Alterthümern erhält und sie genauer untersucht.

Die ältesten in unserer Erde gefundenen Alterthümer gehören einer Zeit an, da die Bewohner Norwegens Metalle nicht kannten und statt ihrer Steine, Knochen, Horn und Holz benutzten. In dieser Zeit, dem sogenannten Steinalter, lebte man also in Norwegen unter ähnlichen Verhältnissen, wie viele Völker in anderen Welttheilen bis auf die letzte Zeit gethan, oder bis sie durch Verkehr mit europäischen Völkern zuerst Metalle bekamen und ihren Gebrauch erlernten. Was bei uns vom Steinalter her aus der Erde gegraben wird, sind fast ausschliesslich Sachen von Stein, besonders Kiesel (Flint): Waffen und Geräthe zu verschiedenem Gebrauch. Diese Sachen finden sich lose in der Erde, am häufigsten vereinzelt, seltener in grösserer Menge an derselben Stelle.

Auf das Steinalter folgte das Bronzealter. Bei uns und in vielen anderen Ländern waren Kupfer, Zinn und Gold diejenigen Metalle, welche zuerst in Gebrauch kamen, und lange Zeit hindurch die einzigen, welche man kannte. Zu Waffen und zu vielerlei Geräthen und Schmucksachen wurde Bronze gebraucht, eine Mischung von ungefähr $^{9}/_{10}$ Kupfer und $^{1}/_{10}$ Zinn, während Gold allein zu Schmucksachen verwendet wurde. Die ältesten unserer Grabhügel sind aus dem Bronzealter; man findet in ihnen die Leichen bald verbrannt, bald unverbrannt, oftmals begleitet von Waffen und anderen Alterthümern.

Der allergrösste Theil jener Tausende von Grabhügeln, welche noch in Norwegen gefunden werden, gehört jedoch dem Eisenalter an. Das Eisen ist, wie man annimmt, etwa um die Zeit von Christi Geburt bei uns in Gebrauch gekommen. Die Sitte, die Gestorbenen in Hügeln (Hauger) zu bestatten, wurde bis zur Einführung des Christenthums beibehalten. Die Leichen wurden im Eisenalter gewöhnlich verbrannt; manchmal wurde nichts als die Ueberreste der Leiche in den Hügel gelegt, oft jedoch hat der Todte eine mehr oder minder reiche Auswahl seines Besitzthums, als Waffen, Geräthe, Gefässe, Schmucksachen und dergleichen mit in das Grab bekommen. Waffen und andere Schneideinstrumente sind regelmässig von Eisen; Bronze und andere Kupfermischungen wurden auch ferner zu Schmucksachen, Gefässen und verschiedenen Geräthen gebraucht. Sachen von Gold und Silber von bedeutenderem Werthe finden sich seltener in Hügeln; dagegen trifft man dergleichen dann und wann in Morästen oder an anderen Stellen, wo sie ihre Besitzer, wie man annehmen kann, vergraben haben, um sie zu verbergen.

Nach dem norwegischen Gesetze Christian's V.[1]) kam von erdvergrabenem Gut dem Könige (der Staatskasse) ein Drittel, dem Eigenthümer (Odelsmand) oder wo sich kein solcher findet, dem Grundbesitzer ein Drittel und dem Finder ein Drittel zu. Diese Bestimmung wurde durch Verordnung vom 7. August 1752 dahin abgeändert, dass der König sein Theil aufgab und den Betreffenden die volle Bezahlung für das Gut versprach, sofern dasselbe an eine öffentliche Sammlung eingesandt wurde. In Verbindung damit ist durch Circulare seitens des Kirchendepartements vom 6. November 1868 die ausdrückliche Zusage gemacht worden, dass der der Staatskasse zukommende Antheil an erdvergrabenem Gut jederzeit in Wegfall kommen werde, wenn das Gut bekannt gemacht und einer öffentlichen Sammlung zur Einlösung angeboten werde, selbst wenn die Sammlung keinen Anlass zu dessen Erwerbung finde und dasselbe demnach zurücksende.

Diese Veränderungen in der Gesetzgebung sind geschehen, um zur Einsendung dessen, was gefunden wird, dadurch aufzumuntern, dass den Betreffenden der volle Betrag des Gefundenen unter allen Umständen zugesichert wird. Nur durch Einsendung an öffentliche Sammlungen können Alterthümer den vollen Nutzen gewähren; dort werden diejenigen, welche sie zu wissenschaftlichen Zwecken benutzen wollen, sie am leichtesten finden und gebrauchen. Eine noch grössere Anregung zur Einsendung aller gefundenen Alterthümer sollte für jeden urtheilsfähigen und patriotisch gesinnten Mann darin liegen, dass er auf diese Art sein Scherflein zur Aufhellung unserer Landesgeschichte beitragen kann. Kurz es kann ein Jeder im Lande durch die Alterthümer seinen Beitrag dazu geben, indem er einsendet, was er selbst gefunden, indem er Andere antreibt, ihre Funde einzusenden, und sie dabei unterweist, und indem er die Kunde von dem Werthe der Alterthümer für die Geschichte in seinem nächsten Kreise verbreitet.

Alterthumsfunde können, wenn es gewünscht wird, durch jede Ortsobrigkeit eingesandt werden. Sowohl bei der Herausnahme aus der Erde, als bei der Verpackung und Versendung muss die grösstmögliche Vorsicht beobachtet werden, da die in der Erde gefundenen Sachen in der Regel von der Zeit so mitgenommen sind, dass sie leicht beschädigt werden können. Ueber den Fund muss der betreffenden Sammlung ein möglichst genauer Bericht mit eingesandt werden, da oft selbst unbedeutende Umstände bei demselben von Wichtigkeit sein können. Ist der Fund in einem Grabhügel gemacht, so muss sowohl dessen Form und Grösse, als auch innere Beschaffenheit sorgfältig beschrieben werden. Ist es ein besonderer Grabesraum, so müssen dessen Maasse und Bauart angegeben werden, sowie auch zu bemerken ist, ob Kohlen, Asche oder Knochen gefunden wurden, und ob die letzten verbrannt oder unverbrannt waren. Finden sich unverbrannte Menschenknochen in einem Grabhügel, so sind dieselben so lange aufzubewahren, bis man Nachricht erhalten hat, ob deren Einsendung gewünscht wird. — Man darf sich von der Einsendung nicht durch die anscheinende Unbedeutendheit der gefundenen Sachen abschrecken lassen, denn zuweilen kann ein verrostetes Stück Eisen von grösserer Wichtigkeit in den Augen des Kundigen sein, als ein kostbarer Goldschmuck.

Alterthümer werden von den öffentlichen Sammlungen gut bezahlt. Für Gold- und Silbersachen wird mindestens $^1/_8$ über den Werth, den sie als Metalle haben, gegeben und oft viel mehr, je nachdem ihre Form, die Seltenheit und Beschaffenheit der Arbeit ihnen einen grösseren oder geringeren Werth verleiht.

Es mag jedoch bemerkt werden, dass es sich in der Regel nicht belohnen

---

1) Christian V. regierte von 1670—1699. D. U.

wird, des möglichen Geldgewinnes wegen Hügel auszugraben. Viele Grabhügel enthalten keine Alterthümer, und selbst wenn sich dergleichen finden, wird es nicht oft geschehen, dass ihr Werth die bedeutende Arbeit der Ausgrabung aufzuwiegen vermag. Wer aus dem einen oder anderen Grunde den Wunsch zur Entfernung von auf seinem Besitzthum befindlichen Hügeln hegt, kann eine kundige Anweisung und, soweit es möglich ist, Hülfe für deren gehörige Untersuchung erhalten, indem er sich an den „Verein zur Bewahrung norwegischer Vorzeitsdenkmäler“ (Foreningen til norske Fortidsmindesmaerkers Bevaring) in Christiania oder an die Filialen dieses Vereins in Drontheim (Trondhjem) und Bergen wendet.

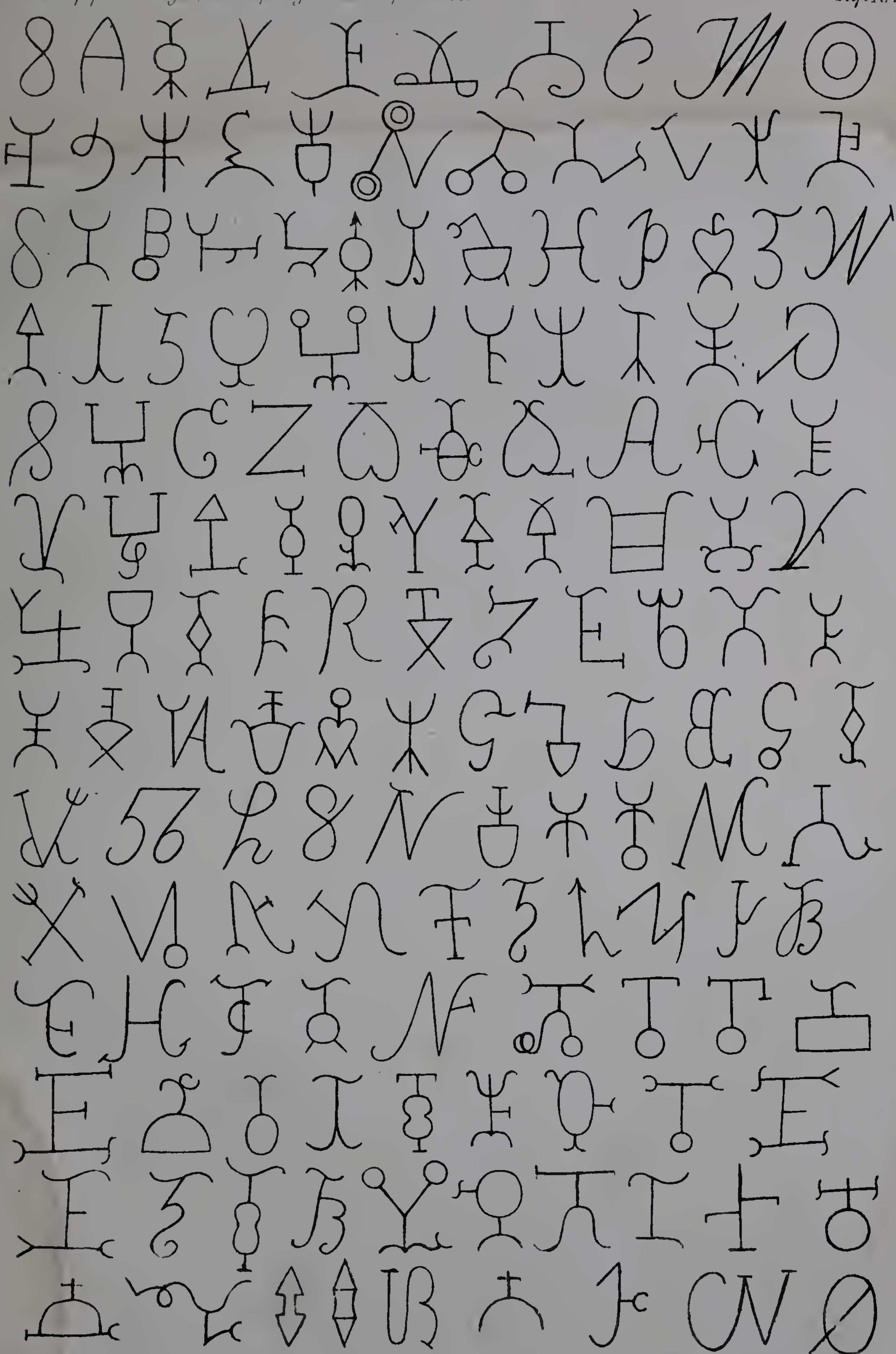
(6) Hr. Dr. Hugo Magnus in Breslau hat im Verein mit Dr. Pechuël-Loesche einen Fragebogen, die Entwicklung des Farbensinnes bei den verschiedenen Völkern betreffend, verfasst, der für vergleichend-ethnologische Untersuchungen eine bestimmte Grundlage gewähren soll. Eine beigefügte Farbentafel soll den Leuten zur Bestimmung und Benennung der einzelnen Farben vorgelegt werden.

Gleichzeitig hat Hr. Magnus an den Vorsitzenden folgenden Brief gerichtet, d. d. Breslau, 24. Juni, betreffend

die Erziehung des Farbensinns.

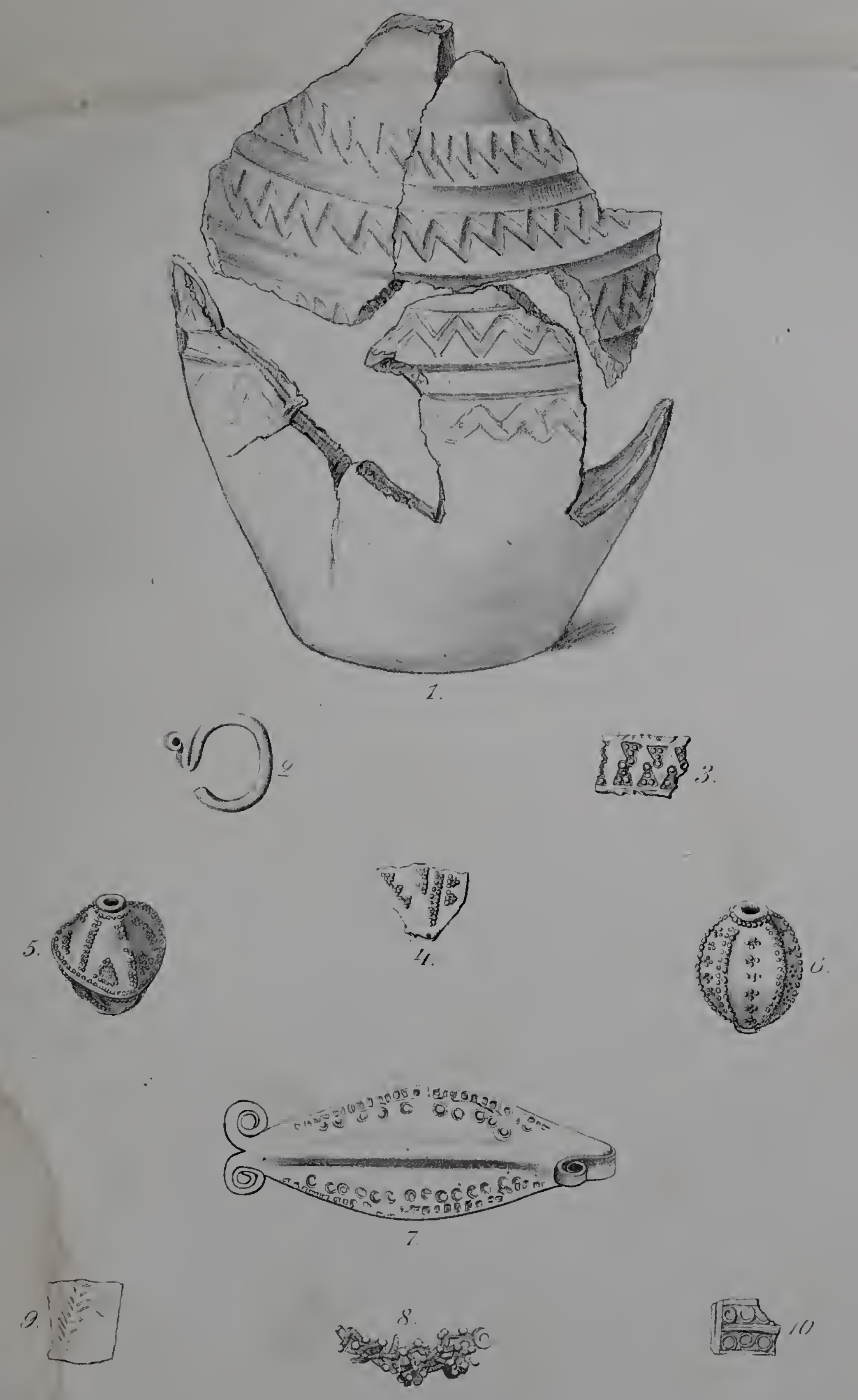
„Ich habe im Laufe des vergangenen Wintersemesters und in diesem Sommersemester die Schuljugend Breslau's auf deren Farbensinn untersucht und neben anderen Resultaten dabei auch gefunden, dass der Farbensinn des weiblichen Geschlechtes ein viel besserer ist, als der des männlichen; genau dasselbe Resulta erhielt College Cohn, der unabhängig von mir, aber genau nach der nämlichen Methode untersucht hatte. Die Erklärung dieser eigenthümlichen Erscheinung, die bereits früher von verschiedenen Forschern mehr vermuthet als nachgewiesen worden war, wird von den meisten Autoren in der Erziehung des Farbensinnes gesucht. Die vielfache Beschäftigung des weiblichen Geschlechtes mit farbigen Gegenständen, und zwar schon von Jugend an, erzieht bei ihm den Farbensinn besser, als bei den Männern und erklärt so den verschwindend kleinen Procentsatz der Farbenblindheit bei den Frauen. Die bedeutendsten Farbenphysiologen, wie Holmgren, neigen dieser Ansicht zu. Indem auch ich diese Erklärung festhielt, wurde ich zu der Ansicht verleitet, dass folgerichtig in den Knabenelementarschulen die Farbenblindheit ganz besonders verbreitet sein müsse. Ich wandte nun der Untersuchung der Elementarschulen in der letzten Zeit meine ganz besondere Aufmerksamkeit zu und überzeugte mich, dass gerade in den Elementarschulen der Farbensinn der Knaben ein äusserst schlechter und verwahrloster sei. Eine grosse Anzahl von Elementarlehrern, die ich hierauf aufmerksam machte, stimmten meiner Ansicht, es rühre diese Erscheinung von der fehlenden häuslichen Erziehung des Farbensinnes her, völlig bei. Erwägen wir nun, dass gerade aus diesen Schulen das Eisenbahnpersonal sich hauptsächlich recrutirt, so ist der Wunsch, hier eine bessere Erziehung des Farbensinnes hervorzurufen, gewiss ein berechtigter. Gelänge es, der männlichen Jugend eine bessere Erziehung des Farbensinnes, und besonders den Knaben der niederen Stände zu verschaffen, so könnte man hoffen, dass diese Massregel treffliche hygienische Früchte tragen und den Farbensinn gewiss bessern würde. Man könnte vielleicht dadurch die Farbenblindheit beim männlichen Geschlecht zu eben solch' einer Seltenheit machen, als wie bei dem weiblichen.

„Ich habe nun, gestützt auf meine Erfahrungen, welche ich bei der Untersuchung von über 5000 Kindern gemacht habe, eine Tafel construirt, welche die



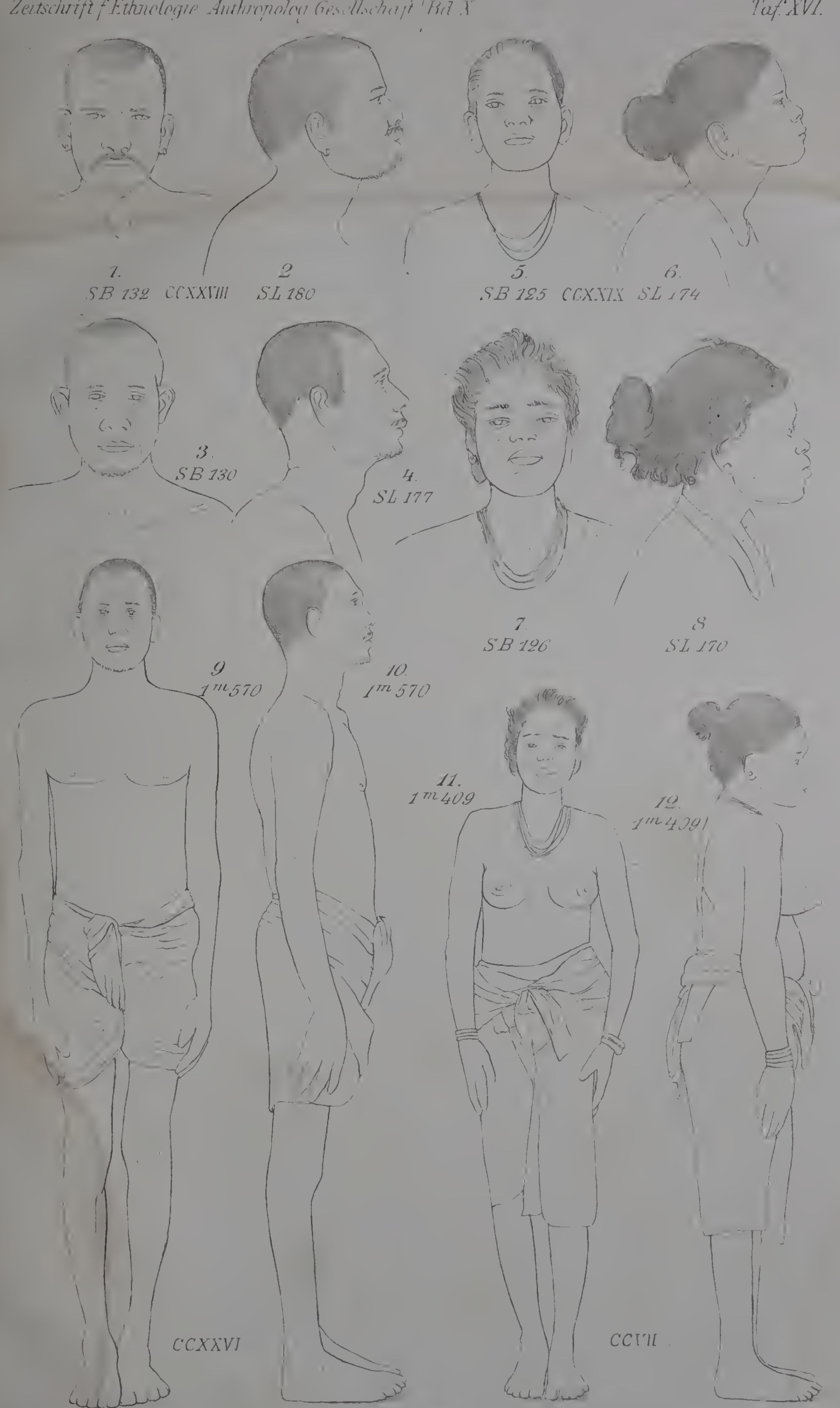
W. A. Meyn lith. Verlag von WIEGANDT HEMPEL & PAREY in Berlin.





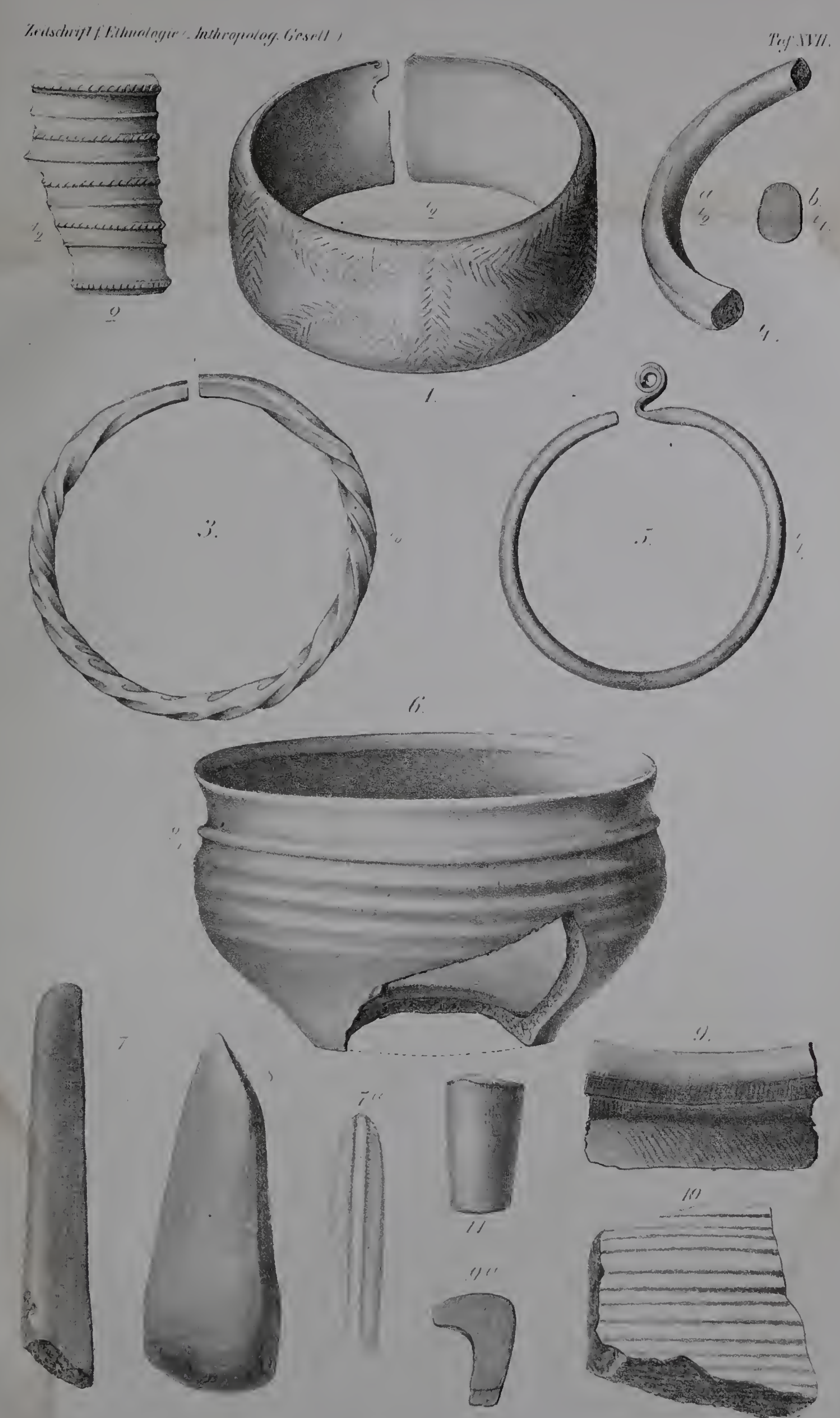
E. Eyrich del. Verlag von WIEGANDT, HEMPEL & PAREY in Berlin. W. A. Meyn lith.





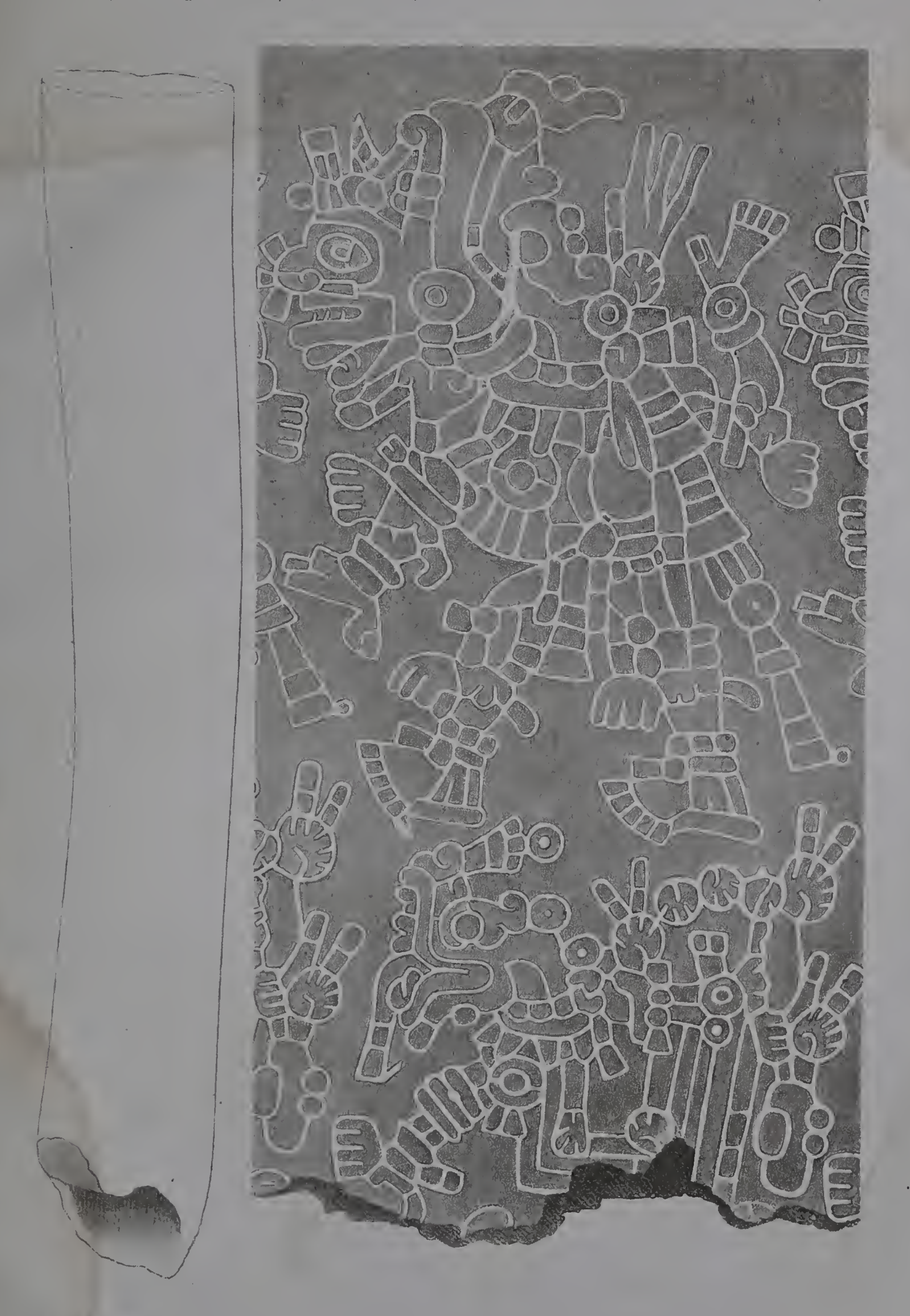
J. Jagor del. Verlag von WIEGANDT, HEMPEL & PAREY in Berlin. W. A. Meyn lith.





Verlag von WIEGANDT, HEMPEL & PAREY in Berlin.





W. A. Meyn ...

Verlag von WIEGANDT HEMPEL & PAREY in Berlin.





W. A. Meyn lith.

Verlag von WIEGANDT HEMPEL & PAREY in Berlin.

